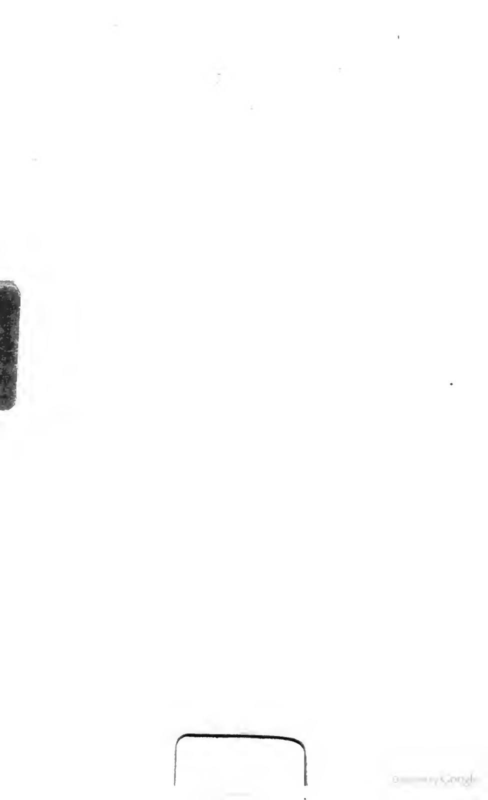


Westermanns Monatshefte

Georg Westermann Verlag







Westermann's Jahrbuch

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Ein Familienbuch

für

das gesammte geistige Leben

der Gegenwart.

Neununddreißigster Band.

Der dritten Folge siebenter Band.

October 1875 — März 1876.

Braunschweig,

Druck und Verlag von George Westermann.

1876.

R


Jahrbuch
der illustrirten deutschen
Monatshefte
39 Band.
BRAUNSCHWEIG
George Westermann

Verzeichniß der Mitarbeiter

am

neununddreißigsten (der dritten Folge siebenten) Bande

der

Illustrirten Deutschen Monatshefte.

Bezold, Wilhelm von, in München, 155. — Braun, Karl, in Berlin, 432, 544, 665. — Brehm, A. E., in Berlin, 61, 188. — Bunge, Rudolf, in Köthen, 322. — Ecker, A., in Freiburg, 167. — Elkan, K., in Neustadt, 421. — Heyse, Paul, in München, 363, 575. — Hoffner, Wilh., in Breslau, 476. — Jensen, Wilhelm, in Kiel, 337, 449, 561. — Jordan, Wilh., in Frankfurt a. M., 371. — Klein, Herm. J., in Köln, 399, 484, 592. — Kleist, W. v., in Berlin, 555. — Kobell, Franz v., in München, 387. — Lessing, Julius, in Berlin, 473. — Lichterfeld, Fr., in Berlin, 295, 499, 610. — Meinhardt, Th., in Hall, 379. — Polko, E., in Minden, 89, 207, 309. — Potočnik, W., in Triest, 182, 299, 391, 494. — Pröhle, Heinrich, in Berlin, 134, 268. — Raabe, W., in Braunschweig, 225. — Rosegger, P. K., in Graz, 72. — Schmidt, Julian, in Berlin, 16, 578. — Stahl, Arthur, in Mailand, 406, 505, 617. — Stahr, A., in Berlin, 30, 149, 282. — Storm, Th., in Husum, 1. — Vacano, E. M., in Wien, 113. — Vámbéry, Herm., in Pest, 37. — Vogel, August, in München, 292.

Inhalt

des neununddreißigsten (der dritten Folge siebenten) Bandes.

Namen- und Sachregister

zum neununddreißigsten (der dritten Folge siebenten) Bande.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

October 1875.



Im Nachbarhause links.

Von

Theodor Storm.

„Wenn du es hören willst," sagte mein Freund und streifte mit dem kleinen Finger die Asche von seiner Cigarre. „Aber die Heldin meiner Geschichte ist nicht gar zu anziehend; auch ist es eigentlich keine Geschichte, sondern nur etwa der Schluß einer solchen."

„Danke es," versetzte ich, „unserer heurigen Novellistik, daß mir das Letzte jedenfalls besonders angenehm erscheint."

„So? — Nun also!

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß ich als Stadtsecretär in diese treffliche See- und Handelsstadt kam, in welcher die Groß- und Urgroßväter meiner Mutter einst als einflußreiche Handelsherren gelebt hatten. Das derzeit von mir gemiethete Wohnhaus stand zwischen zwei sehr ungleichen Nachbarn: an der Südseite ein sauber gehaltenes Haus voll lustiger Kinderstimmen, mit hellpolirten Scheiben und blühenden Blumen dahinter; nach Norden ein hohes düsteres Gebäude; zwar auch mit großen Fenstern, aber die Scheiben derselben waren klein, zum Theil erblindet und nichts dahinter sichtbar, als hie und da ein graues Spinngewebe. Der einstige Oelanstrich an der Mauer und der mächtigen Hausthür war gänzlich abgeblättert, die Klinke und der Messingklopfer mit dem Löwenkopf von Grünspan überzogen. Das Haus stand am hellen Tage und mitten in der belebten Straße wie in Todesschweigen; nur Nachts, sagten die Leute, wenn es anderswo still geworden, dann werde es drinnen unruhig.

Wie ich von meinem Steinhofe aus übersehen konnte, erstreckte sich dasselbe noch mit einem langen Flügel nach hinten zu. Auch hier war in dem oberen Stockwerke, das ich der hohen Zwischenmauer wegen allein gewahren konnte, eine stattliche Fensterreihe, vermuthlich einem einstigen Festsaal angehörig; ja, als einmal die Sonne auf die trüben Scheiben fiel, ließen sich deutlich die schweren Falten seidener Vorhänge dahinter erkennen.

Nur eine einzige Menschenseele — so sagte man mir — die uralte Wittwe des längst verstorbenen Kaufherrn Sievert Jansen hause in diesen weitläuftigen Räumen; wenigstens glaube man, daß sie noch darin lebendig sei; gesehen wollte sie Keiner von denen haben, welche ich zu befragen Gelegenheit hatte. Aber ich möchte nur aufpassen, ob nicht früh Morgens, bevor die anderen Häuser aufgeschlossen würden, eine alte Brotfrau dort an die Hausthür komme. Dann werde diese, nachdem die Frau ein Dutzend mal mit dem Löwenklopfer aufgeschlagen, eine Spalte weit geöffnet, und eine dürre Hand lange daraus hervor und nehme sich ein paar trockne Semmeln aus dem Korbe.

Ich habe diese Beobachtungen nicht angestellt. Doch ging bald darauf bei einer amtlichen Durchsicht der Depositen ein von meiner unsichtbaren Nachbarin bei dem Stadtgerichte niedergelegtes wohlversiegeltes Testament durch meine Hände. Sie lebte also, und hatte ohne Zweifel auch noch ihre Beziehungen in das Leben; nur im Munde des Volkes war sie fast zur Sage geworden.

Als ich, der hier noch bestehenden guten Sitte folgend, der Kaufmannsfamilie in dem freundlichen Hause rechts unseren Nachbarbesuch abstattete, wurden wir von den heiteren Leuten fast ausgelacht, daß wir es wagen wollten, auch zur Linken an die Nachbarsthür zu klopfen.

„Sie kommen nicht hinein!" sagte der Hausherr; „ich glaube, es ist seit Jahren Niemand hineingekommen: denn, Gott weiß, wie sie es macht, aber die alte Dame wirthschaftet ganz allein. Wenn es Ihnen aber auch gelänge, den Eingang zu erzwingen, so würden Sie mit Ihrer Aufmerksamkeit nur den Verdacht erwecken, Sie hätten es auf die nachbarliche Erbschaft abgesehen."

„Aber ihr Testament," bemerkte ich, „liegt ja seit Jahren schon im Stadtgerichte; und überdies — wie mir erzählt wurde — ein Viertel an die Stadt, drei Viertel an eine milde Stiftung; das lautet doch nicht eben menschenfeindlich."

Mein Nachbar nickte. „Freilich! Aber zum Ersten war sie durch das Testament ihres Seligen gezwungen; das Andere — eine schöne Stiftung dieses Land- und See-Spital!"

Ich fragte näher nach.

„Sie werden," fuhr der Nachbar fort, „es bei der Kürze Ihres hiesigen Aufenthalts noch kaum gesehen haben: es ist eine reich dotirte Versorgungsanstalt für ausgebrauchte Seeleute und Soldaten, das heißt für die unterste Classe derselben. Die Stiftung rührt von einem reichen kinderlosen Geschwisterpaare her, einem alten Major und einer Seecapitänswittwe. Unter den Linden vor dem schönen Hause, draußen auf einem Hügel vor dem Nordertbore, das sie in den letzten Jahren gemeinschaftlich bewohnten, sieht man jetzt reihenweis die alten Burschen mit ihren blaurothen Nasen vor der Thür sitzen; die einen in alten rothen oder blauen Soldatenröcken, die anderen in schlotterigen Seemannsjacken, Alle aber mit einem Pfeifenstummel im Munde und einem Schrotdöschen in der Westentasche. Bleibt man ein Weilchen auf dem Wege stehen, so sieht man sicher bald den Einen, bald den Anderen ein grünes oder blaues Fläschchen aus der Seitentasche holen und mit wahrhaft weltverachtendem Behagen an die Lippen setzen. Die Fläschchen, über deren Inhalt kein gerechter Zweifel sein kann, nennen sie ihre ‚Flötenvögel'; und für diese Vögel, welche — getreu dem Willen der Stifter — nur zu oft gefüllt werden, sind jene drei Viertel des ungeheueren Vermögens bestimmt worden."

„Und welches Interesse", fragte ich, „kann die Testatrix an diesen alten Branntweinsnasen haben?"

„Interesse? — Ich denke, keins; als daß das Geld aus einem Rumpelkasten in den anderen kommt."

„Hmm! Die Alte muß doch eine merkwürdige Frau sein; ich denke, wir versuchen dennoch unsere Visite!"

Man wünschte uns lachend Glück auf den Weg.

Aber wir kamen nicht hinein. Zwar öffnete sich die Hausthür; aber nur eine Hand breit, so stieß sie auf eine von innen vorgelegte Kette. Ich schlug den Messingklopfer an und hörte, wie es drinnen wiederhallte und in der Tiefe wie in leeren Räumen sich zu verlieren schien; dann aber folgte eine Todtenstille. Als ich noch einmal hämmern wollte, zupfte meine Frau mich am Aermel: „Du, die Leute lachen uns aus!" Und, wirklich, die Vorübergehenden schienen uns mit einer gewissen Schadenfreude zu betrachten.

So ließen wir es denn an unserer guten Absicht genug sein und kehrten in unser eigenes Heim zurück.

* * *

Gleichwohl sollte sich bald darauf eine gewisse Beziehung zwischen mir und der Nachbarin links ergeben.

Es war im Nachsommer, als ich und meine Frau in den Garten gingen, um uns das Vergnügen einer kleinen Obsternte zu verschaffen. Der Augustapfelbaum, an den ich schon vorher eine Leiter hatte ansetzen lassen, befand sich dicht an der hohen Mauer, welche unseren Garten von dem des Jansen'schen Hauses trennte. Meine Frau stand mit einem Korbe in der Hand und blickte behaglich in das Gezweige über ihr, wo die rothen Aepfel aus den Blättern lugten; ich selbst begann eben die Leiter hinaufzusteigen, als ich von der anderen Seite einen scharfen Steinwurf gegen die Mauer hörte, und gleich darauf unser dreifarbiger Kater mit einem Angstsatz von drüben zu uns herabsprang.

Neugierig über dieses Lebenszeichen aus dem Nachbargarten, von wo man sonst nur bei bewegter Luft die Blätter rauschen hörte, lief ich rasch die Leiter hinauf, bis ich hoch genug war, um in denselben hinabzusehen.

— Mir ist niemals so ellenlanges Unkraut vorgekommen! Von Blumen oder Gemüsebeeten, überhaupt von irgend einer Gartenanlage war dort keine Spur zu sehen; Alles schien sich selbst gesäet zu haben: hoher Gartenmohn und in Saat geschossene Möhren wucherten durch einander; in geilster Ueppigkeit sproßte überall der Hundsschierling mit seinem dunkeln Kraute. Aus diesem Wirrsal aber erhoben sich einzelne schwer mit Früchten beladene Obstbäume; und unter einem derselben stand eine fast winzige zusammengekrümmte Frauengestalt. Ihr schwarzes verschossenes Kleid war von einem Stoffe, den man damals Bombassin nannte; auf dem Kopfe trug sie einen italienischen Strohhut mit einer weißen Straußenfeder. Sie stand knietief in dem hohen Unkraut, und jetzt tauchte sie gänzlich in dasselbe unter, kam aber gleich darauf mit einem langen Obstpflücker wieder daraus zum Vorschein, den sie vermuthlich bei dem Angriff auf meinen armen Kater von sich geworfen hatte. — Obgleich sie das Ding nur mühsam zu regieren schien, stocherte sie doch emsig damit zwischen den Zweigen umher und brachte auch rasch genug eine Birne nach der andern herunter, die sie dann scheinbar in das Unkraut, in Wirklichkeit aber wohl in ein darin verborgenes Gefäß mit einer gewissen feierlichen Sorgfalt niederlegte.

Ich beobachtete das Alles mit großer Aufmerksamkeit, und fühlte erst jetzt, daß meine Frau in ihrer weiblichen Ungeduld mich in höchst gefährlicher Weise von der Leiter zu schütteln suchte; aber ich blieb standhaft und umklammerte schweigend einen derben Ast; denn in demselben Augenblicke war der Alten drüben eine Birne aus ihrem Obstpflücker gefallen, und als sie sich wandte um sie aufzuheben, war sie mich gewahr geworden. Sie war sichtlich erschrocken und blieb ganz unbeweglich stehen; aus dem verfallenen Antlitz einer Greisin starrten unter dem großen Strohhute mich ein Paar schwarze Augen so grellen Blickes an, daß ich fast gezwungen war, eine unverkennbar scharfe Musterung über mich ergehen zu lassen. Aber auch ich betrachtete mir indessen das Gesicht der alten Dame, das zu beiden Seiten der ziemlich fein geformten Nase mit einigen Rollen falscher Locken eingerahmt war, wie sie vordem auch wohl von jüngeren Frauen getragen wurden. Als ich dann fast verlegen meinen Hut vom Kopfe zog, erwiederte sie dies Compliment durch einen feierlichen Knix im strengsten Stile, wobei sie ihren Obstbrecher wie eine Partisane in der Hand hielt.

Aber meine Frau begann wieder zu schütteln, und nun stieg ich als guter Ehemann zur Erde nieder.

Natürlich hatte ich Rechenschaft zu geben. „Wo sind die Aepfel, Mann?"

— „Wo sie immer waren; droben im Baume."

„Aber, was hast du denn getrieben?"

— „Ich habe der Madame Sievert Jansen unsere Nachbarvisite gemacht." Und nun erzählte ich.

— — Am anderen Morgen in der Frühe brachte eine alte Frau, voraussetzlich die bewußte Brotfrau, uns einen Korb voll Birnen und eine Empfehlung von Madame Jansen, der Herr Stadtsecretär möge doch einmal ihre Moule-Bouches probiren; sie hätten immer für besonders schön gegolten."

Wir waren sehr erstaunt; aber die Birnen waren köstlich, und ich konnte es nicht unterlassen, meinem Nachbar zur Rechten diese kleinen Vorfälle mitzutheilen, als wir uns bald danach vor unseren Häusern begegneten.

„Das bedeutet den Tod der Alten;" sagte er, „oder aber" — und er betrachtete mich fast bedenklich von oben bis unten — „Sie müssen einen ganz besonderen Zauber an sich haben!"

„Der, leider, von jüngeren Augen bisher noch nicht entdeckt wurde," erwiederte ich.

Und wir schüttelten uns lachend die Hände.

* * *

Im Garten fiel schon das Laub von den Bäumen, und noch immer hatte ich einen Besuch nicht ausgeführt, den ich mir eigentlich als den allerersten vorgenommen hatte.

Er galt freilich nur einer Erinnerung.

Aus dem Flur meines elterlichen Hauses führten ein paar Stufen zu einem nach dem Garten liegenden Zimmer, dessen Fenster ich mir noch heute nicht ohne Sonnenschein und blühende Topfgewächse zu denken vermag. Der Pfleger der letzteren war ein schöner milder Greis, der Vater meiner Mutter, welcher hier nach einem einst bewegten Leben die stillen Tage seines Alters auslebte. Wie oft habe ich als Knabe neben seinem Lehnstuhl gesessen; wie oft ihn gebeten, mir aus seinem Leben in fernen Ländern zu erzählen! Aber es dauerte immer nicht lange, so waren wir in seiner Vaterstadt, auf den Spielplätzen seiner Jugend. Das urgroßelterliche Haus mit allen Treppen und Winkeln kannte ich bald so genau, daß ich eines Tages die sämmtlichen drei Stockwerke ohne alle Nachhülfe zu Papier gebracht hatte. Da leuchteten die Augen des alten Herrn. „Wenn du einmal dahin gelangen solltest," sagte er und legte die Hand auf meinen Kopf, „geh nicht daran vorüber!"

Plötzlich war er aufgestanden und hatte die Klappe seines an Erinnerungsschätzen reichen Mahagoni-Schrankes aufgeschlossen. „Sieh dir doch die einmal an!" Mit diesen Worten legte er ein Miniaturbild in silberner Fassung vor mir hin. „Das war mein Spielcamerad: sie wohnte Haus an Haus mit uns. Auf ihrer Außendiele hing ein Ungeheuer, ein ausgestopfter Hai, da sah man gleich, daß ihr Vater Capitän auf dem großen Ocean war."

Ich hatte nichts geantwortet; aber meine Knabenaugen glühten; es war ein Mädchenkopf von bestrickendem Liebreiz.

„Gefällt sie dir?" fragte der Großvater. „Aber hier ist sie als Braut gemalt; in deinen Jahren hättest du den kleinen wilden Schwarzkopf sehen sollen!"

Und nun erzählte er mir von diesem hübschen Spielgesellen. — Allerlei Zeitvertreib, Schmuck und farbige Gewänder hatte der selten daheim weilende Vater dem einzigen Töchterlein von seinen Reisen mitgebracht; von ausländischen goldenen Münzen und Schaustücken hatte sie eine ganze Sparbüchse voll gehabt. In ihrem Garten war ein seltsames Lusthäuschen gewesen, das der Vater einmal aus den Trümmern eines früheren Schiffes hatte bauen lassen; dort auf den Treppenstufen hatten sie oft zusammengesessen, und der Nachbarsjunge durfte dann mit ihr den goldenen Schatz besehen, den sie aus der Blechbüchse in ihren Schooß geschüttet hatte.

Der Großvater ging, während er so erzählte, langsam auf und ab; an seinem Lächeln konnte ich sehen, wie eine Erinnerung nach der anderen in ihm aufstieg. „Min swartes Mänsje!" sagte er. „Ja, so pflegte der alte Seebär das verzogene Kind zu nennen; aber wenn sie so im goldgestickten griechischen Jäckchen, mit

allerlei Federschmuck ausstaffirt, in ihrem Gärtchen umherstolzirte, dann hätte man sie wohl noch mehr einem bunten fremdländischen Vögelchen vergleichen mögen. Oh, und auch fliegen konnte sie! Ueber der Thür des Lusthauses war die frühere Gallion des Schiffes angebracht, eine schöne hölzerne Fortuna, die mit vorgestrecktem Leibe aus dem Frontespice hervorragte. Dort oben auf deren Rücken war der Lieblingsplatz des Kindes; dort lag sie Stunden lang; ein buntes chinesisches Schirmchen über sich, oder im Sonnenschein mit ihren goldenen Münzen Fangball spielend."

Noch Vielerlei erzählte mir der Großvater, aber nur jenes eine Mal; auch das verführerische Bildchen zeigte er mir niemals wieder. Obgleich meine Augen oft begehrlich an dem Schranke hingen, so wagte ich doch nicht, ihn darum anzugehen; denn als er es mir damals endlich wieder aus der Hand genommen hatte, war der alte Herr so seltsam feierlich gewesen und hatte es in so viele Seidenpapierchen eingewickelt, daß das Ganze einer symbolischen Beisetzung nicht ungleich war.

— — Wie es nun geschieht, seit Monden war ich jetzt in der Geburtsstadt meines Großvaters, und doch, erst heute ging ich zu diesem Besuche der Vergangenheit in den schon winterlichen Tag hinaus. Absichtlich hatte ich jede Erkundigung unterlassen. Wenn auch der Name der Straße mir nicht mehr erinnerlich war, ich hoffte mich schon allein zurecht zu finden. So hatte ich schon verschiedene Stadttheile kreuz und quer durchwandert, als mir plötzlich durch eine offene Hausthür die schwebende Ungestalt eines Haies in die Augen fiel. — Ich stutzte; — aber weshalb sollte denn der ausgestopfte Hai nicht noch am Leben sein? Das Haus sah völlig danach aus, als sei es mit allen seinen Raritäten von einem Besitzer auf den andern fortgeerbt. Und richtig! Als ich in die Höhe blickte, da drehte sich auch ein Schiffchen auf der Wetterstange des Daches! Das war das Haus des schönen Nachbarkindes; das urgroßelterliche mußte nun dicht daneben sein! Aber — es war überhaupt kein Haus mehr da; nur ein leerer Platz mit Mauerresten und gähnenden Kellerhöhlen; auch frisch behauene Granitblöcke zum Fundament eines Neubaues lagen rings umher.

Ich sah es wohl, ich war zu spät gekommen. Sinnend schritt ich über die wüste Stätte, die einst für Menschen meines Blutes eine kleine Welt getragen hatte. Ich ging in den dahinter liegenden Steinhof und blickte in den Brunnen, mit dessen Eimer der Großvater einmal, wie er mir erzählt hatte, in die Tiefe hinabgeschnurrt war; dann trat ich auf einen Haufen Steine, von wo aus ich über eine Grenzplanke in den Nachbargarten sehen konnte. Und dort — kaum wollte ich meinen Augen trauen — stand, unverkennbar, noch das seltsame Lusthäuschen, und auch die hölzerne Fortuna streckte sich noch gar stattlich in die Luft; ja die Wangen waren noch ganz ziegelroth und lichtblaue Perlenschnüre zogen sich durch die gelben Haare; sie war augenscheinlich erst neulich wieder aufgemuntert.

Wie lebendig trat mir jetzt Alles vor die Seele! Jener Epheu, der die Mauer des Gartenhäuschens überzog, war schon damals dort gewesen; an seinen Trieben war der kleine wilde Schwarzkopf auf- und abgeklettert; droben von dem Rücken der Fortuna herab war ihr neckendes Stimmlein erschollen, wenn der gutmüthige Nachbarsjunge unten im Gebüsche des Gartens nach ihr gesucht hatte. Ich mußte plötzlich eines Wortes gedenken, das der Großvater, so vor sich hin redend, und wie mit einem Seufzer über Unwiederbringliches, seiner damaligen Erzählung beigefügt hatte. „Sie war eigentlich schon damals eine kleine Unbarmherzige," hatte er gesagt; „das eine Füßchen mit dem rothen Saffianschühchen baumelte ganz lustig in der Luft; aber ich stand unten und mußte ihr die goldnen Stücke wieder zuwerfen, wenn sie bei ihrem Spiel zur Erde fielen, und oft sehr lange betteln, bis das Vögelchen zu mir herunterkam."

— Schon damals unbarmherzig? — Es war mir niemals eingefallen, den Großvater zu fragen, in wie fern oder gegen wen sie es späterhin gewesen, oder wie überhaupt das Leben seiner schönen Spielgenossin denn verlaufen sei. — Freilich hätte auch wohl der Knabe keine Antwort darauf erhalten; denn als nach seinem Tode das kleine Bild noch einmal durch meine Hand ging, vertraute mein Vater mir, daß dieses schöne Mädchen

nicht nur die Jugendgespielin, sondern ganz ernstlich die Jugendliebe des alten Herrn gewesen sei. Zuletzt, als junger Kaufmann, sei er in Antwerpen mit ihr zusammengetroffen, habe aber bald darauf — wie es geheißen, durch ein Zerwürfniß mit ihr getrieben — einen Platz in einem überseeischen Handlungshause angenommen, von wo er erst in reiferen Mannesjahren zurückgekehrt sei. — Weiteres wußte auch er nicht zu berichten; nur daß die gute Großmutter, die er dann geheirathet habe, mitunter wirklich eifersüchtig auf das kleine Bild gewesen sei.

— — Voll Gedanken über das schöne schwarzköpfige Mädchen war ich zu Hause angelangt; immer sah ich sie vor mir, bald auf dem Rücken der Fortuna mit den goldnen Münzen spielend, bald in ihrer üppigen Mädchenschönheit, wie jenes Bild sie mir gezeigt hatte, mit dem übermüthigen Füßchen den armen Großvater in die weite Welt hinausstoßend.

„Seltsam,“ sagte ich zu meiner Frau, „woran ich als Knabe nie gedacht, — jetzt brenne ich vor Begierde, noch einmal den Vorhang aufzuheben, hinter dem sich jenes nun wohl längst verrauschte Leben birgt.“

„Vielleicht,“ erwiederte sie, „wenn du die Ureinwohner dieser Stadt zu Protocoll vernimmst!“

„Zum Beispiel, unsere Nachbarin links!“ sagte ich lächelnd.

„Warum denn nicht? Sie wird ja einmal deine Visite par distance erwiedern.“

Wir sprachen nicht weiter von der Sache; aber im Stillen dachte ich selber auch: „Warum denn nicht?“

* * *

Es war Winter geworden. Ein klingender Frost war eingefallen, der eisige Nordost blies durch alle Ritzen. Ich schüttete eben eine Ladung Steinkohlen in meinen Ofen und verhandelte dabei mit meiner Frau, ob wir nicht aus schierer Barmherzigkeit unsere Hühner schlachten sollten, denen wir keinen warmen Stall zu bieten hatten; da — es war noch früh am Morgen — trat fast ohne Anklopfen mein jetzt verstorbener Freund, der Bürgermeister in das Zimmer. Auf meine Frage, was ihn schon jetzt aus Schlafrock und Pantoffeln herausgebracht habe, erklärte er, meine Nachbarin, die alte Madame Jansen, sei soeben besinnungslos und fast verklommen auf ihrer Bodentreppe gefunden worden. „Der alte Geizdrache,“ setzte er hinzu, „heizte nur mit dem Fallholze aus ihrem Garten; es ist kein warmer Fleck in dem ganzen Rumpelkasten; und Nachts, wenn ehrliche Leute in ihren Betten liegen, kriecht sie vom Boden bis zum Keller, um ihre Schätze zu beäugeln, die sie überall hinter Kisten und Kasten weg gestaucht hat.“

„So sagt man;“ ließ ich einfließen.

— „Freilich, und so wird's auch sein! Wie ein todter Alraun huckte sie in dem dunkeln Treppenwinkel, ein ausgebranntes Diebslaternchen noch in der erstarrten Hand. Das Schlimmste bei der Geschichte ist, sie hat das Leben wieder bekommen; aber nach Angabe des Polizeimeisters, der — glaub' ich — ein Verwandter von ihr ist, soll der Verstand zum Teufel sein; sonderbar genug, daß er die alte Hexe nicht auf einmal ganz geholt hat!“

„Nun aber, Verehrtester,“ sagte ich, als der Bürgermeister inne hielt, „was können wir Beide bei der Sache machen?“

„Wir? — Hmm, sie könnte in diesem Zustande Unheil anrichten; es wird schon der Stadt wegen unsere Pflicht erheischen, ihr causa cognita einen Curator zu bestellen.“

— „Sie meinen des Vermächtnisses wegen? Aber ich dächte, das beruhe auf einer Disposition des seligen Herrn Siewert Jansen!“

„Da liegt es gerade; die Sache ist nicht völlig außer Frage.“

So mußte ich denn in den sauren Apfel beißen, und versprach, die alte Dame noch heute zu besuchen.

Indem der Bürgermeister sich entfernte, fragte ich noch: „Was war denn der Selige für ein Mann?“

„Hmm! Ich denke ein Lebemann!“ erwiederte er. „Es ist einst flott hergegangen dort; man sagt, das Ehepaar habe sich einander nichts vorzuwerfen gehabt. Ich war damals ein Junge; aber sie sah noch nicht so übel aus, als der Alte in die Grube fuhr, und es gab noch manches Gläserklingen mit jungen vornehmen Herren in dem großen Saale des Hinter-

flügels; aber endlich — das Lustfeuerwerk ist verpufft, der schmucke Leib verdorrt; statt der Gläser läßt sie jetzt ihre Gold- und Silberstücke klingen."

— — Bald darauf trat ich ohne Hinderniß in das Haus und in das Zimmer der Kranken, zu welchem letzteren eine von der Stadt bestellte Wärterin mir die Thür geöffnet hatte.

Es war ein seltsamer Anblick. Auf den Stühlen, von deren Polstern die Fetzen herabhingen, lagen auf den einen verschlissene Kleider und Hüte, auf den andern standen Töpfe und Pfannen mit kärglichen Speiseresten; an der schweren Stuckdecke und an den gardinenlosen Fenstern hing es voll von Spinngeweben. Eine seltsam todte Luft hielt mich einen Augenblick zurück, so daß ich mich nur langsam dem großen an der einen Wand stehenden Himmelbette näherte.

Als die Wärterin die bestäubten Vorhänge zurückzog, hörte ich ein Klirren wie von einem schweren Schlüsselbunde, das, wie ich nun sah, von einer kleinen dürren Hand umklammert war, und eine winzige, in einen alten Soldatenmantel eingeknöpfte Gestalt suchte sich aus den Kissen aufzurichten. Das kleine runzelige Gesicht meiner Nachbarin starrte mich aus seinen grellen Augen an. „Sag' die Hexe fort!" schrie sie und schlug mit den Schlüsseln gegen die Vorhänge, daß die Wärterin erschreckt zurücksprang; dann, sich zu mir wendend, setzte sie in hohem Ton hinzu: „Sie wollten sich nach meinem Befinden erkundigen, Herr Nachbar; ich danke für Ihre Aufmerksamkeit; aber — man hat mir eine Person hier aufgedrängt; es scheint, als wolle man mich überwachen!"

„Aber Sie hatten einen Unfall; Sie bedürfen ihrer;" sagte ich.

„Ich bedarf keiner bestellten Wärterin; ich kenne die Person nicht!" erwiederte sie scharf. „Allerdings, heute Nacht — man hat mich berauben wollen; es tappte auf dem Hausboden, vermummte Gestalten stiegen zu den Dachluken herein; es klingelte im ganzen Hause —."

„Klingelte?" unterbrach ich sie und mag dabei wohl etwas verwundert ausgesehen haben; „das pflegen doch die Räuber nicht zu thun."

„Ich sage, es klingelte!" wiederholte sie mit Nachdruck. „Mein Herr Neffe, der Chef der hiesigen Polizei — ich pflege ihn nur das Schaf der Polizei zu nennen — ist zu dumm, um die Spitzbuben einzufangen! Er war höchstpersönlich hier und suchte mir einzureden, daß ich das Alles nur geträumt hätte. — Geträumte Spitzbuben!" — Ein unaussprechlich höhnisches Kichern brach aus dem zahnlosen Munde. — „Er möchte wohl, daß auch mein Testament nur so geträumt wäre!"

Der Polizeimeister hatte ein kinderreiches Haus und eine nicht zu große Einnahme. Ich dachte deshalb ein gutes Wort für die Blutsverwandtschaft einzulegen und fragte wider besseres Wissen: „Ihr Herr Neffe befindet sich also nicht unter Ihren Testamentserben?"

Die Alte fuhr mit dem Arm über die Bettdecke und öffnete und schloß die Hand, als ob sie Fliegen fange. „Unter meinen Erben? — — Nein, mein Lieber; mein Erbe ist der, den ich zu bestimmen beliebe; — und ich habe ihn bestimmt!"

Sie begann nun mit sichtlicher Genugthuung mir den Inhalt des Testamentes aus einander zu setzen, wie er mir im Wesentlichen schon bekannt war.

„Aber jene Stiftung," sagte ich, „soll ja an sich sehr reich dotirt sein!"

„So, meinen Sie?" erwiederte die Alte. „Aber es ist nun einmal meine Freude! Die alten Taugenichtse sollen was Besseres in ihre Fläschchen haben; bis jetzt wird es wohl nur Kartoffelfusel gewesen sein. Nach meinem Abscheiden sollen sie Jamaika-Rum trinken, der drei Mal die Linie passirt ist."

„Und die vielen hübschen Kinder Ihres Verwandten?"

„Ja, ja!" sagte sie grimmig. „Das vermehrt sich und will dann aus anderer Leute Beutel leben! Ich, mein Herr Stadtsecretär," — sie schnarrte das Wort mit einer besonderen Schärfe heraus — „ich habe keine Kinder."

Noch einmal strengte ich meine Wohlredenheit an; sie möge wenigstens ein Codicill machen, um für die Aussteuer der armen Mädchen ein paar Tausend Thaler auszusetzen.

Aber da kam ich übel an.

„Tausend Thaler!" Sie schrie es fast, und der greise Kopf zitterte auf und ab. „Keinen Schilling sollen sie haben; — keinen Schilling!"

Sie legte sich erschöpft zurück und ich betrachtete mit Grauen dies zerbrechliche Wesen, dessen Glieder nur noch in den Zuckungen des Hasses zu leben schienen. „Keinen Schilling!“ wiederholte sie noch einmal.

Der Polizeimeister war ein Mann, der als armer Familienvater stark aufs Carrieremachen aus war, der aber sonst ganz hübsch im großen Haufen mitging. „Was haben Sie gegen Ihren Herrn Neffen?“ fragte ich. „Hat er sie irgendwie beleidigt?“

„Mich? — Nein, mein Lieber,“ erwiederte sie. „Im Gegentheil; er machte mir sogleich die feierliche Visite, als er nur eben seine segensreiche Wirksamkeit in dieser Stadt begonnen hatte; natürlich — sie schien mit Behagen auf diesem Worte zu verweilen — natürlich, um zu erbschleichen; aber das thut ja nichts zur Sache! Oh, ein ganz charmanter Mann! Ich hatte vorher nicht das Vergnügen ihn zu kennen; aber das ging so glatt: ‚Liebe Tante‘ hinten und ‚Liebe Tante‘ vorn.“ Sie streckte einen Arm aus der Decke und ließ die Hand wie eine Puppe gegen sich auf und ab knixen.

„Ich habe ihn aber nicht eingeladen,“ fuhr sie fort; „ich mache kein Haus mehr, es ist zu unbequem in meinem hohen Alter.“

Es mochte ihren argwöhnischen Augen nicht entgangen sein, daß bei dieser Aeußerung meine Blicke unwillkürlich die traurige Wüstenei des Zimmers überflogen hatten.

„Sie wundern sich wohl,“ sagte sie, „wie es hier unten bei mir aussieht! Aber oben in der Bel-Etage habe ich meine Prunkgemächer! Einst, mein Herr Stadtsecretär, waren sie oft genug geöffnet! Carossen mit Rappen und Isabellen hielten vor meiner Thür, und Grafen und Generalconsuln fremder Staaten haben an meiner Tafel gesessen!“

Dann sprang sie wieder auf jenen Antrittsbesuch ihres Neffen über. „Er hatte mir auch sein ältestes Mädchen hergebracht – eine Dame, sag' ich Ihnen; oh, eine ganze Dame! Das müssen reiche Leute sein, der Herr Neffe und seine Demoisellen Töchter; ein Kleid mit echten Spitzen, eine römische Camee zur Vorstecknadel! Aber sagen that sie just nicht viel; sie war auch wohl nur da, damit ich in das schmucke Mäskchen mich verliebe! — Ich!“ — sie lachte voll Verachtung — „ich brauchte einst nicht aus der Thür zu gehen, um ganz was Anderes zu erblicken! Aber das Mündchen wurde so süß, so unschuldsvoll; — es that einem leid, zu denken, daß dadurch auch die liebe Leibesnothdurft, gebratene Hühnchen und Krammetsvögelchen hineinspazieren mußten. Nicht wahr, Herr Stadtsecretarius, ein schönes Weib ist doch auch nur ein schönes Raubthier?“

Sie nickte vor sich hin, als gedächte sie mit Befriedigung einer Zeit, wo auch sie selber Beides dies gewesen sei. Plötzlich aber den Kopf zu mir wendend, mit einem Aufblitzen der Augen, als käme es aus dem Abgrund, worin ihre Jugend begraben lag, sagte sie mit einem zitternden Pathos: „Sehen Sie mich an; ich bin einst sehr schön gewesen!“

Ich erschrak fast, als ich die kleine dürre Gestalt wie durch einen Ruck sich kerzengrade in den Kissen aufrichten sah; aber schon waren die großen Augen wieder grell und kalt.

„Nicht wahr, Sie sehen das nicht mehr? denn ich bin alt, und“ — sie sprach das fast nur flüsternd — „der Tod ist hinter mir her, des Nachts, immer nur des Nachts! Ich muß dann wandern; es ist nur gut, daß mein Haus so groß ist.“

„Sie leiden an Schlaflosigkeit,“ sagte ich, „es ist das Leiden vieler alten Leute!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, nein, mein Lieber; ich halte mich gewaltsam wach; merken Sie wohl — gewaltsam! Ich fürchte den Hans Klapperbein auch nur im Schlaf; er hat schon Manchen so erwürgt; aber — ich bin nicht so dumm, er soll mich noch so bald nicht kriegen! Die Herren von der Stadt hätten freilich nichts dagegen; — aber sie sollen sich in Acht nehmen! Am liebsten, glaub' ich, möchten sie mich gar noch unmündig machen.“

Auf einmal schien ihr etwas aufzudämmern. „Sie sind auch bei der Stadt angestellt, mein Lieber!“ sagte sie und sah mich mit einem unbeschreiblich lauernden Blicke an.

„Sie wissen das,“ antwortete ich; „Sie haben mich ja mehrfach mit meinem Amtstitel angeredet.“

„Ja, allerdings!“ Ihr Blick hatte mich

noch immer festgehalten. „Hat man Sie," fragte sie vorsichtig, „vielleicht mit einem Auftrage zu mir geschickt?"

Ich stutzte einen Augenblick; dann aber beschloß ich, ihr die ganze Wahrheit zu sagen. „Man hatte freilich gefürchtet," sagte ich, „daß Ihre Altersschwäche die Einleitung einer Curatel erforderlich machen würde."

Sie wurde sehr aufgeregt. „Schwach!" schrie sie, und es war eine dünne gläserne Stimme, die mir in die Seele schnitt —. „Nein, nicht schwach; reich bin ich — reich! Und plündern will man mich! Aber ich werde mein Haus vermauern lassen, und sollte ich darin verhungern!" Sie griff in die Vorhänge und suchte die Füße aus dem Bett zu strecken; sie wollte heraus, sie wollte zeigen, daß sie kräftig und gesund sei.

Die Wärterin kam herbei, ich redete ihr zu; aber wir suchten vergebens sie zu beruhigen. Dabei hatte ich meinen Stuhl verlassen, auf dem ich bisher mit dem Rücken gegen die Fenster gesessen hatte, und stand jetzt so, daß mein Gesicht in der vollen Tagesbeleuchtung der Alten gegenüber war. Plötzlich wurde sie still, ja sie schien sogar meinen Worten zuzuhören. Ich konnte ihr jetzt sagen, daß nach meiner Ansicht zu einer Curatel bei ihr keine Veranlassung sei, daß aber das unnütze Aufspeichern ihrer großen Zinsenernten den Verdacht einer Unfähigkeit zur eignen Vermögensverwaltung erregen könne, und schlug ihr endlich vor, einem Mann, dem sie vertraue, dieselbe zu übertragen.

Schon während des Sprechens hatte ich gefühlt, daß ihre Augen fest auf mein Gesicht gerichtet waren, fast wie bei unserer ersten Begegnung in den beiderseitigen Gärten. „Vertraue! Ja, vertraue!" stieß sie ein paar Mal hervor; dabei wand sie die Hände um einander, als wenn sie einen inneren Kampf zu überstehen habe. Plötzlich griff die eine Hand nach meiner und hielt sie fest. „Sie!" sagte sie hastig. „Ja, wenn Sie es wollten!"

„Ich, Madame Jansen! Sie kennen mich ja nicht!"

Wieder sah sie mir musternd in die Augen. „Nein," sagte sie dann; „Sie sind ein junger Mann; aber ich weiß es, Sie werden ein armes altes Weib nicht hintergehen."

Ob das der Zauber war, den mein heiterer Nachbar bei mir voraussetzte! Aber ich gab meine Einwilligung und machte nur zur Bedingung, daß die Ueberlieferung unter Zuziehung eines Notars geschehen solle; Tag und Stunde möge sie mir selbst bestimmen.

Noch immer hielt sie meine Hand, und als ich jetzt gehen wollte, schien sie sie nur zögernd loszulassen.

Beim Abschiede fragte ich sie, ob ich ihr einen Arzt besorgen dürfe, damit sie rascher wieder zu Kräften komme.

Sie blickte mich an, als suche sie in meinen Augen die Bestätigung einer Theilnahme, die sie in dem Ton meiner Worte gefühlt haben mochte; dann aber streckte sie mir lachend ihre linke Hand entgegen, in der, wie ich jetzt sah, zwei Finger steif geschlossen lagen. „Ein Meisterstück unseres berühmten Dr. Nicolovius!" sagte sie in ihrer alten bitteren Weise. „Hat er denn noch nicht, wie seine Collegen, die Quacksalber, einen trompetenden Hanswurst vor seiner Bude stehen! — — Nein, nein, mein Lieber, keinen Arzt! Ich selber kenne meine Natur am besten."

So war meine Aufgabe für heute denn beendet.

* * *

Wenigstens das räthselhafte Klingeln schien nicht nur geträumt zu sein. Eine große Schleiereule hatte sich — mit einigem Rechtsgrund, wie mir schien — auf den einsamen Böden einquartirt und mochte bei einer vergeblichen Mausjagd die Klingeldrähte gestreift haben, die durch das ganze Haus und auch dort hinausliefen. Die alte Dame selbst war schon am zweiten Tage wieder aufgestanden, ja sie hatte sich sogar mit Hülfe der Wärterin aus der Stange ihres Obstpflückers und einem Tonnenbande einen Ketscher angefertigt und solcherweise den keine Miethe zahlenden Vogel wie einen Nachtschmetterling ebenso eifrig als vergeblich über alle Böden hin verfolgt.

Ich erfuhr dies Alles, als ich eines Vormittags zu dem verabredeten Geschäfte mit einem befreundeten Notar wieder in das Haus trat. Wir wurden in den drit-

ten Stock hinausgeführt; hier öffnete die Wärterin eine Thür, an der von einer eisernen Krampe ein schweres Vorlegeschloß herabhing.

Es war eine mäßig große düstere Kammer; in deren Mitte stand die alte Madame Jansen vor einem Tische und sortirte emsig allerlei Päckchen, wie sich nachher ergab, mit den verschiedensten Werthpapieren; rings herum an den Wänden, so daß nur wenig Platz neben dem Tische blieb, standen eine Menge straff gefüllter Geldbeutel, von denen die meisten aus den Resten alter, sogar seidener Frauenkleider angefertigt schienen.

So gesprächig die Alte bei meinem ersten Besuche gewesen war, so wortkarg war sie heute; mit zitternden Händen setzte sie einen Beutel nach dem andern vor uns hin, mit stummen fast schmerzlichen Blicken verfolgte sie das Zählen des Geldes, das Versiegeln der Beutel, das Numeriren der Etiquetten. — Obwohl die einzelnen Münzsorten sorgsam von einander gesondert waren, so dauerte die Aufnahme der Werthpapiere und des Baarbestandes doch bis in den Abend hinein; zuletzt arbeiteten wir bei dem Lichte einer Talgkerze, die in einem dreiarmigen Silberleuchter brannte.

Endlich wurde der letzte Beutel ausgeschüttet. Er enthielt jene schon derzeit seltenen Vierschillingstücke mit dem Perrückenkopfe Christian des Vierten, welche in dem Rufe eines besonders feinen Silbergehaltes standen. Als auch der beseitigt war, fragte ich, ob das nun Alles, ob nichts mehr zurück sei.

Die Alte blickte unruhig zu mir auf. „Ist das nicht genug, mein Lieber?"

— „Ich meinte nur, weil sich gar keine Goldmünzen unter dem Baarbestande finden."

„Gold? — In Gold bezahlen mich die Leute nicht."

— Somit wurde das Protocoll abgeschlossen, und, nachdem die Alte in zwar unsicherer aber immer noch zierlicher Schrift ihr „Botilla Jansen" darunter gesetzt hatte, war das Geschäft beendet; die Werthpapiere wurden in eine Kiste gelegt, deren Schlüssel ich an mich nahm; diese selbst und die Baarbestände sollten am andern Tage in mein Haus geschafft werden.

Als ich mit dem Notar auf die Straße hinausgetreten war, bemerkte ich, daß mir ein silberner Bleistifthalter fehle, den ich bei dem Notiren der Geldsummen benutzt hatte. Ich kehrte sofort um und lief rasch die Treppen wieder hinauf; aber ich prallte fast zurück, als ich nach flüchtigem Anklopfen die Thür der Kammer öffnete. Im Schein der Unschlittkerze sah ich die Alte noch immer an dem Tische stehen; ihre eine Hand hielt einen leeren Beutel von rothem Seidendamast, die andere wühlte in einem Haufen Gold, der vor ihr aufgeschüttet lag.

Sie stieß einen Schreckensruf aus, als sie mich erblickte und streckte beide Hände über den funkelnden Haufen; gleich darauf aber erhob sie sie bittend gegen mich und rief: „O lassen Sie mir das! Es ist meine einzigste Freude; ich habe ja sonst gar keine Freuden mehr!" Eine scharfe zitternde Stimme war es und doch der Ton eines Kinderflehens, was aus der alten Brust hervorbrach.

Dann griff sie nach meiner Hand, riß mich an die Thür und zeigte in das dunkle gähnende Treppenhaus hinab. „Es ist Alles leer!" sagte sie; „Alles! Oder glauben Sie, mein Lieber, daß die Tochter aus Elysium hier diese Stufen noch hinaufmarschirt? — Nur das Gold — nehmen Sie mir es nicht — ich bin sonst ganz allein in all den langen Nächten!"

Ich beruhigte sie. Ich hatte kein Recht zu nehmen, was sie mir nicht gab; und übrigens — das Spielwerk war zwar kostbar; aber weshalb sollte die reiche Frau es sich denn nicht erlauben! — Rasch nur noch meinen Bleistift, und dann fort aus dieser erdrückenden Umgebung, in die ich den ganzen Tag hineingebannt gewesen war!

Als ich im Vorbeigehen einen Blick auf den blinkenden Goldhaufen warf, bemerkte ich, daß auch Schaustücke und fremde, namentlich mexikanische und portugiesische Goldmünzen darunter waren. Das erinnerte mich an die Spielgesellin meines Großvaters; der reizende Mädchenkopf, der schon mein Knabenherz erglühen machte, tauchte plötzlich mit all dem erlösenden Zauber der Schönheit vor mir auf, und einen Augenblick dachte ich daran, jetzt meine Erkundigungen nach ihr anzustellen; aber die arme Greisin mir gegenüber befand sich in so fieberhafter Aufre-

gung, daß ich nicht dazu gelangen konnte. Ich verschob es auf gelegnere Zeit; und eilte, daß ich in die frische Winternacht hinauskam.

* * *

Es war inzwischen Frühling geworden; die Buchenwälder um die schönen Ufer unserer Meeresbucht lagen im lichtesten Maiengrün. Zwischen uns und der Familie des Polizeimeisters hatten sich gewisse Beziehungen ergeben; besonders hatte sich dessen älteste Tochter meiner Frau in jugendlicher Freundschaft angeschlossen. Das frische Mädchen mit den weitblickenden Augen gefiel uns Beiden wohl; mir niemals besser, als an einem Sonntagmorgen, da wir mit einer größeren Gesellschaft auf einem Dampfschiffe über die blaue Föhrde hinfuhren.

An der Schanzkleidung standen junge Damen mit eben so jungen Offiecieren in einer jener wohlgezirkelten Unterhaltungen, die meistens harmlos genug, mitunter aber auch um desto übler sind, je mehr die jungen Köpfe nur die gedankenlosen Träger der Armseligkeiten zu sein pflegen, die darin zu Tage kommen. Der Gegenstand mußte dies Mal sehr anregend sein; die Gesichter der hübschen Frauenzimmer strahlten vor Entzücken.

Unsere junge Freundin — sie trug den etwas ungewöhnlichen Namen „Mechtild“ — war nicht darunter; sie stand unweit davon, die Hände auf dem Rücken, an dem Schiffsmast, und wiegte wie im Vollbehagen ihrer Jugendkraft den schlanken Oberkörper auf und ab, wie die Wellen das Schiff, von welchem sie getragen wurde. Die Stattlichkeit dieser Mädchengestalt war mir noch niemals so in die Augen gefallen, wie hier unter dem blauen Frühlingshimmel, wo der Seewind ihr in Haar und Kleidern wühlte, und ihre blauen Augen in die Ferne nach den waldbekränzten Ufern schweiften.

Drüben unter der jungen Gruppe war das Gespräch indessen lauter geworden; eine Majorstochter erzählte eben, Mama wolle noch eine große Tanzgesellschaft geben; einige Kaufmannstöchter würden dann natürlich auch mit eingeladen; aber das mache ja gar nichts! — O nein, das mache ja nichts, so in größerem Cirkel! Die jungen Damen hatten alle nichts dagegen. — Die jungen Herren vom Degen und ein junger auf Besuch anwesender Gesandtschafts-Attaché meinten auch, das gehe ja ganz vortrefflich! So zum Tanzen, und — was freilich nicht gesagt wurde — zum Heirathen, wenn sie reich seien; warum denn nicht!

Mechtild hatte den Kopf gewandt und schien aufmerksam zu lauschen. Ein überlegenes Lächeln spielte mehr und mehr um ihren schönen aber keineswegs kleinen Mund; und jetzt mit allem Uebermuth der Jugend brach es hervor. Es war ein köstlicher Brustton dieses Lachen; die jungen Damen drüben verstummten plötzlich wie erschrocken.

Dann rief Eine zu ihr hinüber: „Was hast du, Mechtild? Warum lachst du so?“

— „Ich freu' mich über euch!“

„Ueber uns? Weshalb, was hast du wieder?“

— „Daß ihr so allerliebste Wachspuppen seid!“

„Was soll denn das nun wieder heißen?“

— „Oh, ich meine nur! Und das so hier, unter des lieben Gottes offenem Angesicht!“

„Ach was! Komm her, und sei nicht immer so appart!“

Aber sie kam doch nicht; ein wilder Schwan mit blendend weißen Schwingen flog, rasch unser Fahrzeug überholend, in der hohen Luft dahin; dem folgten ihre Augen. — Ich betrachtete sie; sie sah gar nicht aus wie die Tochter eines carrieremachenden Vaters; ja, ich schämte mich aufrichtig, mich so kleinlich um eine Aussteuer für sie mit dem alten Alraun umhergezankt zu haben.

Dennoch reizte es mich; ich trat zu ihr und fragte: „Mechtild, möchten Sie wohl eine Erbschaft machen?“

Sie, sah mich groß an. „Eine Erbschaft? Ach, das möcht' ich wohl!“ Sie sagte das fast traurig, als ob eine Hoffnung daran hinge.

Die Stadt, von der wir uns mehr und mehr entfernten, war in der klaren Luft noch deutlich sichtbar. „Sehen Sie zwischen den kleineren Häusern das hohe graue Gebäude?“ fragte ich. „Dort lebt eine alte Frau; die weiß, auch heute, nichts von Licht und Sonnenschein!“

„Ja, ich sehe das Haus; wer wohnt darin?"

„Eine Tante von Ihnen oder Ihrem Vater."

„Oh die! — das ist nicht meine Tante; meine Großmutter war nur Geschwisterkind mit ihr; wir sind auch einmal dort gewesen." Sie schüttelte sich ein wenig. „Nein, die möcht' ich nicht beerben."

„Aber sonst?" sagte ich und sah ihr forschend in die Augen.

„Sonst? Ach ja!" Und die helle Lohe schlug dem schönen Mädchen ins Gesicht, daß ihre Augen dunkel wurden.

„Vertrauen wir den reinen Sternen, Mechtild!" sagte ich und drückte ihr die Hand. Ich hatte wohl gehört, daß sie einem jungen Officier ihre Neigung geschenkt habe, daß aber die Armuth Beider einer näheren Verbindung im Wege stehe; jetzt wußte ich es denn.

* * *

„Mama's" große Tanzgesellschaft hatte richtig stattgefunden, und unter Anderem die praktische Folge gehabt, daß einer der Officiere, der sogenannte „blaue Graf", — ich weiß nicht, ob so genannt wegen seines besonders blauen Blutes oder weshalb sonst — sich kurz danach mit einer der zu dieser Festlichkeit befohlenen reichen Kaufmannstöchter verlobt hatte. Die ganze Stadt, namentlich die junge Damenwelt, besprach den Fall auf das Gewissenhafteste.

Aber die Folgen von „Mama's Tanzgesellschaft" sollten sich noch weiter fortsetzen. Eines Morgens kam die bewußte Brotfrau, vermuthlich die Hauptvermittlerin zwischen meiner verehrlichen Mandatin und der Außenwelt, und brachte mir eine Empfehlung von der Madame Jansen, ich möchte doch nicht unterlassen noch heute bei ihr vorzusprechen.

Kurz danach trat ich in das bewußte Zimmer; das Haus hatte ich offen gefunden, obgleich die Wärterin schon seit lange von ihr entlassen war. Ich traf meine alte Freundin unruhig mit einem Krückstock auf und ab wandernd, trotz des heißen Junitages in ihren grauen Soldatenmantel eingeknöpft; dabei hatte sie eine schwarze Tüllhaube auf dem Kopfe, worin eine dunkelrothe Rose nickte; die falschen Locken waren auch schon vorgebunden.

„Ich habe Wichtiges mit Ihnen zu besprechen;" hub sie in ihrer feierlichen Weise an. „Man hat mir gesagt, daß eine reiche Kaufherrntochter dieser Stadt einen Grafen heirathen wird. — Ich sehe nicht ein, warum meine Erbin nicht auch eine Grafenkrone tragen sollte?"

„Aber ich dachte," wagte ich zu bemerken, „die Spitalleute vor dem Norderthore" — —

„Mein Herr Stadtsecretär," fiel sie mir ins Wort, „wenn Sie gleich mein Mandatar sind, — ich habe volle Gewalt, mein Testament zu ändern."

Ich bestätigte das nach Kräften. Die kleine Greisin schien in großer Aufregung; sie mußte oftmals innehalten beim Sprechen. „Es soll hier ja noch so ein hungriger Graf herumlaufen," begann sie wieder; „dem könnte auch geholfen werden! Meine Nichte" — —

„Sie meinen, die älteste Tochter des Polizeimeisters!"

„Freilich, die Tochter des Chef-Directors der hiesigen Polizei. Sie ist eine ganz andere Schönheit als die semmelblonde Grafenbraut von heute; sie erinnerte mich bei dem kurzen Besuche, wo ich das Vergnügen hatte sie zu sehen, sogar an meine eigene Jugend; die junge Dame scheint eine vorzügliche Bildung genossen zu haben; — ich werde ihr ein fürstliches Vermögen hinterlassen."

Ich war sehr erstaunt; aber ich hielt mich vorsichtig zurück und beschloß der Kugel ihren Lauf zu lassen; die Mechtild sollte schon still halten, wenn ihr die Hunderttausende in den Schooß fielen; und der Graf — diese Lustspiegelung würde wohl von selbst verschwinden.

Während solcher Gedanken ersuchte mich die Alte, auf morgen alles Nöthige zur Errichtung eines neuen Testamentes vorzubereiten. „Denn es hat Eile," setzte sie hinzu. „Meine Nichte könnte bei ihrer Schönheit sonst gar leicht eine Verbindung unter ihrem jetzigen Stande eingehen. — Schon in nächster Woche werde ich meine Prunkgemächer öffnen; ich werde den Herrn Grafen einladen und ihm meine Erbin vorstellen; mein Neffe, der Herr Chef-Director, wird es übernehmen die Honneurs zu machen! — — Aber jetzt, mein Lieber, begleiten Sie mich nach oben; wir wollen doch ein wenig revidiren!"

Bei diesen Worten hatte sie das große Schlüsselbund unter dem Kopfkissen ihres Bettes hervorgeholt; dann steckte sie ohne Weiteres ihre kleine Knochenhand unter meinen Arm, und so krochen wir mit einander die breiten Treppen zu dem oberen Stockwerk hinauf.

Es war ein großer nach hinten zu belegener Saal, den wir jetzt betraten, nachdem der Schlüssel sich kreischend und nur mit meiner Hülfe im Schloß herumgedreht hatte; die Wände mit einer verblichenen gelben Tapete bekleidet, in deren Muster sich cannelirte Säulen zu der mit Rosen verzierten Stuckdecke hinausstreckten; die Möbeln alle in den graden Linien der Napoleonszeit, in den Aufsätzen der Spiegel jene Glasmalereien mit auffahrenden Auroras oder einem speerwerfenden Achilleus. Auf den Fensterbänken lagerte dicker Staub und eine Schaar von todten Nachtschmetterlingen.

Die Alte erhob ihren Stock und zeigte nach den beiden Kronleuchtern von geschliffenem Glase und nach den Fenstern, auf die verschossenen Seidengardinen, die vor Zeiten gewiß im leuchtendsten Roth geprangt hatten; dann ließ sie meinen Arm los und begab sich an eine Untersuchung der mit Schutzdecken versehenen Stuhlpolster.

Mich hatte indeß ein anderer Gegenstand gefesselt. An der Wand den Fenstern gegenüber hingen, je über einem Sopha, zwei lebensgroße gut gemalte Brustbilder. Das eine zeigte einen schon älteren, etwas corpulenten Mann mit fleischigen Wangen und kleinen genußsüchtigen Augen. Das andere war das Bild eines bachantisch schönen Weibes; eine weiße Tunica umschloß die volle Brust, durch das dunkle kurz verschnittene Haar, von dem nur eine Locke sich über der weißen Stirn kräuselte, zog sich ein kirschrothes Band mit leichter Schleife an der einen Seite; darunter blitzten ein Paar Augen von unersättlicher Lebenslust.

Fast wie ein Schrecken hatte es mich befallen, als ich dieses Bild erblickte; denn ich kannte es seit lange ganz genau. Es konnte kein Zweifel sein, dies war das Original jenes kleinen Porträts aus der Stube meines Großvaters; es war Zug für Zug dasselbe, nur mit allen Vorzügen eines lebensgroßen und in unmittelbarer Gegenwart gemalten Bildes. Ein berückender Sinnenzauber ging von dem jugendlichen Antlitz aus, das hier in wahrhaft funkelnder Schönheit auf mich herabsah. Tausend Gedanken kreuzten sich in meinem Hirn, ich hatte fast vergessen, wo ich mich befand.

Da rührte der Krückstock der Alten an meinen Arm; sie mußte leise herangeschlichen sein und stand jetzt schmunzelnd neben mir. „Es soll den höchsten Grad der Aehnlichkeit besessen haben," sagte sie pathetisch, mit ihrer Krücke nach dem schönen Weiberkopfe deutend, „nur wurde derzeit die Meinung ausgesprochen, daß die Frische meiner Farben und der Glanz meiner Augen doch nicht ganz erreicht seien."

„Es ist Ihr Porträt?" fragte ich.

— „Wessen sollte es denn sonst sein? — Der berühmte Hamburger Gröger hat mich derzeit als Braut gemalt; mein Gemahl zahlte ihm später sechshundert Ducaten für die beiden Bilder."

Es war freilich eine müßige Frage, die ich gethan hatte; aber ich war im Innersten verwirrt; seltsame Gedanken umschwirrten mich: als hätte ich möglicherweise nicht ich selber, als hätte ich der Enkel jener schönen Bacchantin sein können: die Welt der Erscheinungen fing mir an zu schwanken; die Alte an meiner Seite flößte mir fast Grauen ein. —

Aber ich wollte noch größere Gewißheit haben. „Waren Sie je in Antwerpen?" fragte ich.

— „In Antwerpen!" — Sie schien das Unvermittelte meiner Frage nicht zu fühlen; die alten Augen wurden noch greller als zuvor; mit beiden Händen auf der Krücke und vor Erregung mit dem Kopfe zitternd, stand sie vor mir. „Ob ich in Antwerpen gewesen bin? — — In der höchsten Blüthe meiner Schönheit! — Mein Vater führte eins der größten Kauffahrteischiffe dieser Handelsstadt; er nahm mich mit dahin; sechs Wochen lang verweilten wir dort im Hafen. Ob ich in Antwerpen gewesen bin!"

Die Alte begann an ihrem Stabe in dem öden Saale auf und ab zu wandern, immer eifriger dabei erzählend: „Es war derzeit ein außerordentliches Leben dort; eine russische Flotille lag auf der Rhede, die Officiere gaben Bälle auf den breiten

Orlogschiffen; und gar bald hatten sie denn auch entdeckt, daß am Bord meines Vaters sich eine Schönheit ersten Ranges befinde, wie sie dieselbe unter den niederländischen Juffrouwen auch mit der schärfsten Brille nicht hätten entdecken können. Bald war ich zu allen Bällen eingeladen — ich war die Königin des Festes!“

Sie stieß heftig mit ihrem Stock auf den Fußboden, daß die Glasbehänge der Kronleuchter an einander klirrten. „In einem mit farbigen Wimpeln und Bändern geschmückten Boote wurde ich von meines Vaters Schiff geholt! Unter den russischen Officieren war ein griechischer Prinz; Constantin Paläolopus hieß er, der letzte Sprosse der alten byzantinischen Kaiserfamilie; — er ließ es sich nicht nehmen, mich selbst auf seinen Armen von Bord zu heben und mich sanft auf den seidenen Polstersitz des Bootes niederzulassen. Nur in französischer Sprache konnten wir uns unterhalten; ‚Rose du Nord!‘ sagte er, indem er schmachtend zu mir aufblickte, und breitete mit eigenen Händen einen kostbaren Teppich unter meine Füße. — O mein Herr Stadtsecretär!“ — sie schnarrte das Wort noch schärfer heraus als sonst — „wie damals das Meer und meine schwarzen Augen glänzten! Sie lagen Alle zu meinen Füßen; Alle! Der Prinz, die Officiere, die Söhne der großen deutschen Handelshäuser, welche damals auf den Comptoiren dort ihre Ausbildung erhielten, und von denen die vornehmsten auch zu diesen Bällen eingeladen wurden. — — Ich habe sie Alle fortgestoßen, Alle! — Und das freut mich noch!“

Sie focht mit dem Stocke durch die Luft, daß der Soldatenmantel von ihrer Schulter glitt, und sie nun in ihrer ganzen dürren Winzigkeit vor mir stand. In dem langen Spiegel drüben, wie in der Ferne, sah ich noch einmal eine solche Gestalt und mich an ihrer Seite stehen; noch einen zweiten Saal mit dem verblichenen Säulenmuster, den steifen Sophas und mit den großen Glaskronen, deren Krystallbehänge vergebens unter dem Staube zu glitzern suchten, womit still, aber emsig die Zeit sie überzogen hatte. Mir war, als befinde ich mich in einer gespenstischen Welt, deren Wirklichkeit seit lange schon versunken sei.

Als ich den Mantel aufgehoben und ihn der Alten wieder unter dem Kinn zugeknöpft hatte, sah sie mich lange schweigend an. Die runzeligen Wangen waren geröthet; aber dennoch sah sie erschreckend verfallen aus; und jetzt sagte sie mit einer so milden Stimme, daß ich sie dieser Menschenmumie nicht zugetraut hätte: „Wissen Sie, mein Lieber, warum ich Ihnen mein Vertrauen schenkte? Gleich, da ich sie sah — Ihnen allein von allen Menschen? — — Sie haben eine Aehnlichkeit;“ fuhr sie fort, als sie keine Antwort von mir erhielt, „eine Aehnlichkeit! — — Unter den jungen deutschen Kaufleuten war Einer; ich kannte ihn seit lange! — Junger Mann, haben Sie es schon erlebt, daß ein Menschenkind mit sehenden Augen sein bestes Glück mit Füßen von sich stieß? — War er nicht schön? — Ja, er war schön wie ein Johannes! — War er nicht reich? — Freilich, der da hatte mehr!“ und sie wies mit dem Stabe auf das Seitenstück ihres Jugendbildes.

„Es ist das Bild Ihres seligen Mannes?“ fragte ich dazwischen.

„Selig?“ — Sie lachte grimmig in sich hinein; dann fuhr sie in ihrem Frage- und Antwortspiele fort: „Und war er nicht auch gut?“ — Sie lachte wieder. „Ja, ja, er war auch gut; aber da lag es! Ich glaube, ich konnte es nicht leiden, daß er gar so gut war! — — Und er hat mich geliebt, der arme Narr; ich weiß, er ließ sich heimlich eine Copie von meinem Bilde machen und ging dann in die weite Welt. — — Vorbei, längst vorbei!“ murmelte sie leise in sich hinein und begann wieder auf und ab zu wandern.

Plötzlich blieb sie stehen. „Wenn ich wüßte, ob er noch am Leben sei oder seine Kinder oder seine Enkel!“ Sie ließ den Krückstock fallen und faltete wie betend ihre Hände; ich sah, wie die ganze Gestalt der kleinen Greisin bebte.

Ein namenloses Mitleid befiel mich; und schon öffnete ich die Lippen, um ihr zuzurufen: ich bringe dir den Gruß deiner Jugendliebe, ich bin seines Blutes, du sollst nicht sterben in der Verlassenheit des Hasses!

Da setzte sie hinzu: „Wenn ich es wüßte, ich würde auch das schöne Lärvchen laufen lassen! Sie, keine Anderen sollten meine Erben sein!“

Das verschloß mir den Mund.

Sie nannte mir den Familiennamen meines Großvaters. — „Ich habe ihn nie gehört,“ sagte ich.

Die Greisin seufzte. Sie sah sich noch einmal in dem Saale um. „Es ist Alles vorzüglich wohlerhalten!“ sprach sie dann wieder in ihrer alten hochtrabenden Weise; „machen wir das Testament in Ordnung! — Aber, mein Lieber, keine fremden Leute mir ins Haus! Der Mann der alten Brotfrau und ihr Enkelsohn können Zeugen sein; die sind dumm genug dazu!“

Sie nahm den Krückstock, den ich ihr aufgehoben hatte, und hing sich wieder an meinen Arm; aber sie umklammerte mich jetzt, als fürchte sie zu fallen, und da ich zu ihr hinabblickte, starrte eine wahre Todtenmaske mir entgegen; die einstmals schöne Nase stand scharf und hippokratisch zwischen den großen grellen Augen.

Ich erschrak und suchte sie nochmals zu bewegen, sich einem Arzte anzuvertrauen; aber sie schüttelte nur den Kopf, obgleich ihre Kinnbacken wie im Fieber an einander schlugen. „Die Aehnlichkeit!“ hörte ich sie nochmals vor sich hin murmeln; „oh, die Aehnlichkeit!“

Sie war so schwach, daß ich sie die Treppe fast hinuntertragen mußte; dennoch, als wir unten angelangt waren, schleppte sie sich an die Hausthür, und ich hörte, wie sie hinter mir die Kette einhakte.

— — Beim Austritt aus dem Hause sah ich unsere junge Freundin Mechtild die Straße herabkommen. Schon verspürte ich eine Neigung, ihr womöglich zu entweichen — denn ich schämte mich etwas meines Jesuitismus zu ihren Gunsten — als ich in ihrer heiteren Weise von ihr angerufen wurde.

„Nun, Herr Stadtsecretär? Sie kommen aus dem Hause meiner Tante?“

„Freilich,“ erwiederte ich, „die, wie Sie sagen, nicht Ihre Tante ist.“

— „Was hatten Sie dort zu thun? Am Ende sind Sie es, der mir die große Erbschaft wegfischt!“

„Gewiß! Warten Sie nur noch ein paar Tage, da werden sich große Dinge offenbaren.“

— „Und Sie glauben wohl, ich werde Ihnen jetzt eine Scene weiblicher Neugierde zum Besten geben! Sie irren sich, Herr Stadtsecretär! Aber“ — und sie zeigte mit ihrem Sonnenschirm nach dem finsteren Hause — „wenn Sie dort Gewalt haben, reißen Sie doch einmal alle Fenster auf. Die arme alte Frau — das wird ihr wohl thun, wenn diese Frühlingsluft das Haus durchweht!“

Sie nickte mir zu und ging die Straße hinab.

Ich sah ihr lange nach und dachte: „Komm du nur selbst hinein! Dir wird auf die Länge auch jenes arme alte Herz nicht widerstehen; du selber bist der rechte Frühlingsschein!“

* * *

„Das Testament! Die Alte sagt, es habe Eile!“ Mit diesem Gedanken war ich am anderen Morgen schon früh an meinem Schreibtisch, um einen möglichst vollständigen Entwurf desselben auszuarbeiten.

Während ich damit beschäftigt war, brachte meine Frau mir den Kaffee, den ich mir heute nicht Zeit ließ im Familienzimmer einzunehmen.

„Du,“ sagte sie, „es soll die Nacht wieder recht unruhig gewesen sein im Hause links.“

„Schön!“ erwiederte ich. „Nächstens soll es darin auch bei Tage unruhig werden!“

— „Nein, ohne Scherz! Die Mägde — ihre Kammer liegt ja nach jener Seite hin — sie haben es klirren hören, als wenn ein schwerer Geldsack auf den Boden fiele.“

„Thorheit!“ sagte ich und schrieb, ohne aufzusehen, weiter; „die Alte hat gar keinen Geldsack mehr im Hause, nur einen Haufen goldener Spielmarken.“

Da klopfte es.

Auf mein „Herein“ reckte sich ein alter Weiberkopf ins Zimmer. „Keine Menschenmöglichkeit, bei der Madame Jansen 'reinzukommen!“ sagte die Brotfrau, die jetzt völlig zu uns eintrat. „Schon Glock' Sechsen hab' ich mit dem Klopfer aufgeschlagen, daß die Nachbarsleute vor die Thüren kamen; es muß absolut was passirt sein, Herr Stadtsecretär!“

Das machte mich doch von meinem Tische aufspringen; denn das Klopfen hatte ich freilich auch gehört.

Als wir auf die Straße kamen, war schon ein benachbarter Schlosser mit seinen Werkzeugen angelangt. Ich hieß ihn die Hausthür öffnen und, als das geschehen war, die innen vorgelegte Kette durchfeilen. Dann traten wir in das untere Zimmer.

Es sah noch wüster als gewöhnlich aus. Schränke und Commoden waren von den Wänden abgerückt, das Bettzeug bis auf die unterste Strohmatratze ausgepackt; sogar der große Spiegel, wie beim Auflüpfen verschoben, hing fast quer vor den beiden Fenstern; es mußte hier allerdings recht unruhig zugegangen sein.

Aber noch mehr des nächtlichen Spukes bestätigte sich: der Fußboden war mit blanken Speciesthalern wie besät; in der Mitte desselben lag der alte Soldatenmantel; ein offener, aber noch halb gefüllter Geldsack ragte daraus hervor, augenscheinlich das Füllhorn, dem diese blinkenden Schätze entrollt waren.

Eine Weile standen wir, ohne eine Hand zu rühren; dann bückte sich der Schlosser und hob den Mantel auf. Ein kleiner zusammengekrümmter Leichnam lag darunter, die Leiche meiner Nachbarin Madame Sievert Jansen. — Das schöne übermüthige Kind, das einst das Knabenherz des Großvaters mit so unvergänglicher Leidenschaft erfüllt hatte, das lebensprühende Frauenbild, dessen Scheingestalt noch jetzt von der Wand des öden Saales herabblickte — was hier zu meinen Füßen lag, es war der Rest davon.

* * *

Was soll ich weiter erzählen! Eine förmliche Haussuchung, die nach dem Begräbniß der alten Dame abgehalten wurde, ergab, daß überall, im Keller wie auf den Böden, hinter Dachsparren und Panelen noch mancher Jahrgang ihrer Zinsenernten versteckt lag; nur der rothseidene Beutel mit den fremden Goldmünzen ist niemals aufgefunden worden.

Das neue Testament war nicht zu Stande gekommen; und so ist das bedeutende, wenn auch nicht fürstliche Vermögen, wie vorher bestimmt war, mit drei Vierteln an das Land- und Seespital gefallen. — Ob die blaunasigen alten Burschen jetzt alten Jamaika-Rum in ihren Flötenvögeln haben, bin ich nicht in die Lage gekommen, zu untersuchen; nur weiß ich, daß sie jetzt in doppelten Reihen auf den Bänken sitzen und ihren Vogel nach wie vor recht fleißig aus der Tasche holen.

Und Mechtild? — Sie hat dennoch ihren Lieutenant geehelicht, der jetzt sogar ein Oberstlieutenant ist. Da sie bald nach ihrer Verheirathung unsere Stadt verließ, so vermag ich Näheres über sie nicht zu berichten; hoffen wir indeß, daß sie auch in ihrem späteren Alter ein wenig höher geblieben ist als das um sie herum. Mitunter ist ja doch dergleichen vorgekommen.

In dem alten Hause spukt es selbstverständlich, zumal wenn sich die Todesnacht der armen Greisin jährt; dann hört man sie auf Trepp' und Gängen stöhnen, als jammere sie über die vergrabenen Schätze ihrer Jugend.

Und daß es noch dergleichen in der Welt giebt — so schloß mein Freund seine Erzählung, indem er sich statt der längst in Rauch aufgegangenen eine neue Cigarre anzündete — das und den Dampf einer guten Importirten, Beides finde ich unter Umständen außerordentlich tröstlich.

Fürst Pückler-Muskau.*

Von

Julian Schmidt.

Eigentlich hätte ich Lust, etwas über die Herausgeberin der unten genannten Bücher zu sagen, über ihre literarische Thätigkeit: da ich aber beabsichtige, ihre Indiscretionen zur Charakteristik eines höchst merkwürdigen Menschen zu benutzen, so wäre das unbillig, und ich stehe davon ab. Ohnehin ist Fürst Pückler ein bei weitem interessanterer Gegenstand als Ludmilla Assing.

Man ist leicht geneigt, aus einer hervorragenden Persönlichkeit, die man im Detail kennen lernt, Schlüsse auf allge-

* Briefwechsel und Tagebücher des Fürsten Pückler. — Fürst Pückler, eine Biographie. Von Ludmilla Assing. Hamburg, Hoffmann und Campe.

meine Zustände zu ziehen, auf Eigenthümlichkeiten einer Zeit oder eines Standes. Je mehr man aber erfahren hat, je vorsichtiger wird man in solchen Schlüssen, und findet es zweckmäßiger, die Person, von welcher die Rede ist, auf ihre eigenen Füße zu stellen. Doch zwei Parallelen kann ich nicht zurückdrängen.

Die erste ist Lord Byron. Gleich ihm Sproß einer vornehmen aber erbärmlichen Ehe, excentrisch in seinen Neigungen und Gewohnheiten, Verführer aller Frauen, eitel genug, auch durch Albernheiten Aufsehen erregen zu wollen, hatte er schon als junger Mann die Augen der Welt auf sich gezogen. In seinem dreißigsten Jahr war die Welt mit ihrem Urtheil fertig: sie gab ihn als moralisch hoffnungslos auf, gerade als er eine europäische Berühmtheit wurde.

Wie oft mag Pückler mit Neid auf den jungen Lord geblickt haben. Byron war drei Jahre jünger als er; und von ihm sprach alle Welt, während für Pückler sich nur die Standesgenossen interessirten. Freilich hatte er schon den Park von Muskau angelegt und war in den Fürstenstand erhoben — seine Familie war eine gräfliche — aber was wollte das sagen im Vergleich zu dem Lorbeer, der Byron's Stirn umkränzte! Lange war Byron todt, er selbst stand bereits in den vierzigen, als das souveräne Publicum von ihm Notiz nahm: er stellte sich ihm unter der Maske eines Verstorbenen vor.

Die zweite Parallele ist Bulwer. Er war zwanzig Jahre jünger als Pückler, aber ihre ersten Werke, „Pelham" und die „Briefe eines Verstorbenen" erschienen beinahe gleichzeitig. Beide beschäftigten sich mit Schilderungen der Londoner vornehmen Gesellschaft, und sieht man sich den Charakter des Pelham näher an, so sollte man auf die Idee kommen, es sei Pückler gemeint: derselbe Ursprung, dasselbe Verhältniß zur Mutter, dieselben Neigungen und Gewohnheiten, dieselbe Form der Eitelkeit. Wir wissen aber, daß den Romanfiguren englische Vorbilder vorlagen.

In Pückler's Kindheit führt uns am besten ein Brief, den er als Leipziger Student, sechzehn Jahre alt, an seinen Vater schrieb; der Brief macht den Eindruck der Wahrhaftigkeit, wenn man auch dabei in Rechnung ziehen muß, daß er geschrieben war, um den Vater zu gewinnen.

„In den frühsten Jahren meiner Kindheit," heißt es darin, „finde ich mich in den Händen theils dummer, theils roher Bedienten, die mich ziemlich nach Gefallen behandelten, und unter der Oberaufsicht einer Mutter, die, ohne selbst zu wissen warum, mich bald schlug, bald liebkoste, und oft mit mir spielte wie ein Kind mit einer Puppe. Du, lieber Vater, warst zu jener Zeit zu sehr mit Sorgen, Kummer und Geschäften überhäuft, um ein aufmerksames Auge auf ein Kind zu haben, das du bei seiner Mutter gut aufgehoben glaubtest. Dennoch sorgtest du für einen Hofmeister, und warst glücklich in deiner Wahl; hätte ich ihn behalten können, vieles wäre anders; der gute Mann hatte aber den Fehler, zu sagen, was er dachte; Damen wollen lieber geschmeichelt sein; meine Mutter konnte sich nicht mit ihm vertragen, und er ging. Ich wurde einem Mann übergeben, der unter der Maske des Edelmüthigen die niederträchtigsten Gesinnungen verbarg, und zugleich ins Geheim meine bisher wenigstens ihrem Gemahl noch treu gebliebene Mutter zu verführen suchte. Der Antrag meiner Erziehung mußte ihm um so lieber sein, da er dadurch Gelegenheit bekam, seinem Zweck immer näher zu rücken. Er behandelte mich wider seine besseren Einsichten ganz nach den sich oft widersprechenden Wünschen meiner Mutter, und führte ihre verrücktesten Gedanken an mir aus. So erreicht' ich mein siebentes Jahr, begabt mit allen Fehlern, die aus einer solchen, oft widersinnigen Behandlung entstehen mußten. Meine Mutter, der ich zum Spielwerk zu groß wurde, und die meine Erziehung überhaupt zu ennuyiren anfing, drang nun darauf, daß ich aus dem väterlichen Hause weg sollte; du gabst endlich nach, und ich kam nach Uhyst (einer herrnhutischen Anstalt). Daß dieser Ort für ein Kind meines Temperaments, das einer ziemlich unbeschränkten Freiheit gewohnt war, am wenigsten paßte, erkannten mehrere, schwiegen aber weislich, um nicht die Frau Gräfin, die mich nun einmal absolut fort haben wollte, unzufrieden zu machen. — Von hier kam ich im zwölften Jahre ins Hallische Pädagogium

— du warst gerade damals in einer unangenehmen Lage, indem auf der einen Seite deine ökonomischen Umstände immer noch schwankend waren, auf der anderen dein Herz durch die unglaublichen Verirrungen deiner noch immer geliebten Gemahlin zerrissen —"

Also sechzehn Jahre war er alt, als er das schrieb. Indeß war seine Mutter geschieden und hatte einen Grafen Seydewitz geheirathet, einen ehemaligen Galan. Ein Jahr vor jenem Brief hatte sie der Sohn nach langer Trennung wieder gesehen. „Eben dreißig," erzählt Ludmilla, „stand sie noch in der vollen Blüthe jugendlichen Liebreizes, und sah höchstens wie zwanzig aus. Der Sohn zeigte ein so leidenschaftliches zärtliches Wohlgefallen an der jungen schönen Mutter, daß sein Stiefvater darüber in die heftigste Eifersucht gerieth. Die muntere Gräfin, die über Alles im Leben lachte, fand das Eine so ergötzlich wie das Andere, und scherzte noch lange in ihren Briefen an den Sohn sowohl über seine Verliebtheit als über die Eifersucht des Gatten."

Von seinem Vater soll Pückler später behauptet haben, er sei sein tödtlicher Feind gewesen und habe ihn verderben wollen. Für diese Behauptung findet sich wenigstens in den vorliegenden Acten nicht der geringste Beleg. Seine Kinderbiographie, wie er sie seinem Vater schrieb, wird bestätigt durch einen 44 Jahre später concipirten Brief an die Gräfin Hahn, der freilich etwas stilisirt ist.

In der herrnhutischen Anstalt war Pückler, wie es dort üblich war, von einer heißen Liebe zum Heiland ergriffen, will aber nebenbei noch andere zarte Verhältnisse gehabt haben. Aus Halle wurde er relegirt, weil er gegen die Gattin des Kanzlers, ihrer zahlreichen Liebesverhältnisse wegen berüchtigt, ein Spottgedicht machte. Er war schon damals der Leidenschaft des Spiels ergeben und seine Gesundheit sehr bedenklich.

Von Leipzig aus bat er seinen Vater, ihn nach Paris zu schicken; da ihm das nicht gewährt wurde, trat er 1803 in Dresden bei den Leibgarden ein. Hier wußte er bereits das Publicum mit seinen Streichen zu unterhalten, gerieth aber in so tolle Schulden, daß er im September 1804 seinen Abschied nehmen mußte, und daß sein Vater ernsthaft daran dachte, ihn als Verschwender unter Curatel zu stellen. Die Chronologie wird nun etwas verwirrt: wir finden ihn schließlich in Wien, wiederum stark in Schulden — einmal hatte seine Mutter ihm angeboten, ihn als Hauslehrer bei ihrem jüngeren Sohn zu engagiren!

Im September 1807 verläßt er Wien; eben vorher hat er eine große Duellgeschichte gehabt, von welcher das Publicum weitläufig in Kenntniß gesetzt wird. Er geht über München nach der Schweiz in der Verkleidung eines Candidaten Herman, und will ökonomisch leben. Seiner Mutter schreibt er, er sei so arm, daß er kaum noch die Punkte über die I machen könne, weil die Tinte zu theuer sei. Er habe im äußersten Grade die Schwindsucht und werde bald sterben. Einem Freunde versichert er, er habe schon ein Pistol auf seine Brust abgedrückt, aber das Gewehr habe versagt.

In dieser Zeit führt er ein sehr ausführliches Reisetagebuch, offenbar für den Druck bestimmt, wieder unter dem Namen des Candidaten Herman: merkwürdig deshalb, weil es fast ohne alle Excentricität ist, genau im Stil und in der Manier der anderen gedruckten Reisetagebücher jener Zeit. Alle Merkwürdigkeiten eines jeweiligen Orts werden aufgezählt; es werden moralische, ökonomische, politische und ästhetische Bemerkungen daran geknüpft, von einer recht mäßigen Originalität; viele Citate aus Schiller und im Allgemeinen eine große Begeisterung für Tugend und Sittlichkeit. Das Interessanteste in diesem Tagebuch oder vielmehr in diesen Reisebriefen — denn diese Form ist gewählt — ist eine Charakteristik, welche im Januar 1808 der Candidat Herman — bei Gelegenheit jenes berühmten Duells — über den Grafen Pückler giebt: so also sah er sich selbst an oder so wollte er wenigstens vom Publicum angesehen werden, 22 Jahre alt.

„Sein seltsamer Charakter bietet dem Menschenbeobachter manche merkwürdige Eigenheit dar; ich wenigstens muß gestehen, daß die durch öftere Nachahmung verkrüppelte, durch Erziehung und Umstände irre geleitete und mit sich selbst in Widerspruch gebrachte Originalität des Menschen mich immer lebhaft interessirt

hat. Oft konnte ich in einem Tage die Wirkungen der entgegengesetztesten Eigenschaften an ihm bemerken; bald hitzig, bald phlegmatisch; ich hörte von ihm Aeußerungen des verdorbensten Charakters und sah Züge eines edlen Herzens, Wallungen der Weisheit und der reinsten Natürlichkeit, die den Augenblick darauf der geschmacklosesten Unnatur und den Handlungen des größten Thoren Platz machten. Wie Frau v. Genlis vom Ritter Ogièr sagt, fand ich ihn immer zur warmen Verehrung der Tugend gestimmt, aber das Laster gefiel und besiegte ihn, wenn es seine Verdrehung unter einer originellen geistvollen Form verbarg.

„Dieser junge Mann hängt gänzlich vom Augenblicke ab; das letzte Buch, das er liest, die letzte Unterredung, die letzte Begebenheit, vielleicht nur Gewinn oder Verlust im Spiel macht ihn muthig oder furchtsam, klug oder dumm, hart oder mild. Diese außerordentliche von jedem Fremden maitrisirte Weichlichkeit des Geistes und Körpers ist sein charakteristischer Fehler; er ist daher keiner anhaltenden Unternehmung fähig, obgleich er bald diese bald jene mit der größten Leidenschaft ergreift, aber immer halb vollendet liegen läßt, um einer neuen Caprice nachzujagen; er wünscht beständig, sobald er aber seinen Wunsch erreicht hat, scheint ihm die Sache nicht mehr wünschenswerth.

„Ein zweiter Fehler, oder vielmehr eine beklagenswerthe Disposition, die ihn selbst sehr unglücklich und für Andere langweilig macht, ist der unaufhörliche Widerspruch, den auf der einen Seite eine weit getriebene Eitelkeit, und auf der anderen noch weiter getriebenes Mißtrauen zu sich selbst in seinem unruhigen Gemüthe erregt. Dies ist die Ursache, daß er selten etwas à propos sagt oder thut; er war zum Beispiel, als ich ihn kannte, ebenso liederlich als schwärmerisch, aber beide Eigenschaften wurden stets verkehrt angebracht; so lange er auf der Schule und Universität war, machten ihm die Wissenschaften Langeweile, als er aber Officier wurde, fing er an zu studiren, lernte aber von seinem Fach nie mehr als nöthig ist, um auf die Wache ziehen zu können. Jetzt ist er auf Reisen gegangen und hat damit angefangen sich anderthalb Jahre in Wien niederzulassen. Es fehlt ihm nicht an Verstand, aber er zeigt ihn gewiß nur da, wo es besser wäre, ihn zurückzuhalten; ist er aber nöthig, so verliert er ihn durch das Mißtrauen in seine eigenen Kräfte, welches der entscheidende Augenblick meistentheils in ihm zu erwecken pflegt. Er ist satirisch, und greift gern an, oft nicht ohne Erfolg; erhält er aber eine treffende Antwort, so vergeht ihm gewöhnlich die Sprache, und erst nach einer Viertelstunde fällt ihm ein, was er hätte erwiedern sollen.

„Man kann sich denken, wie schmerzhaft solche Scenen für seine Eitelkeit sein müssen, die jede Rolle unnütz und nicht der Mühe werth hält, die nicht unter die ersten gehört, während sein Mißtrauen, die daraus entstehende Blödigkeit und die wenige Lebhaftigkeit seines Verstandes, die seltsam mit der Leidenschaftlichkeit seines Temperaments contrastirt, ihn oft unter der letzten zurückläßt. — Er muß sehr bekannt sein, um ganz unbefangen zu sprechen, und es giebt viele Menschen, mit denen er nie aus den Grenzen des Fremdseins heraustreten kann, und denen er folglich nie in seiner wahren Natürlichkeit erscheinen wird. Alle diese Gründe vereinigen sich, ihm die Gesellschaft überhaupt größtentheils zuwider und langweilig zu machen.

„Ich habe ihm gerathen, zu schreiben; seine Briefe fand ich in der That seiner Unterhaltung vorzuziehen, und da ihm beim Schreiben, außer daß er keinen Nebenbuhler vor sich sieht, der ihn incommodirt, die Langsamkeit seiner Ideen kein Hinderniß entgegenstellt, so kann er wenigstens die geringen Eigenschaften, die er besitzt, frei brauchen.

„Seit einiger Zeit pikirt er sich, Philosoph zu sein, und ich muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er wirklich damit angefangen hat, sich zu bessern, wiewohl, aufrichtig gesagt, bis jetzt noch mit ziemlich schwachem Erfolg. Da er indeß die Tugend als die höchste sittliche Schönheit, die man um ihrer selbst willen lieben muß, wahrhaft anerkannt zu haben scheint, und wenigstens sie zu erreichen strebt, so ist es wohl noch möglich, daß, wenn er auf diesem Wege bleibt, er einst von der Welt zurückgezogen in der Gesellschaft einiger ausgesuchten Freunde die

Zufriedenheit findet, die ihn bis jetzt geflohen hat."

Das ist recht hübsch ausgedrückt, es klingt ehrlich und bescheiden. Indeß geben die so anerkannten Eigenschaften des Helden zugleich das Recht, auch weiterhin noch der Stimmung des Augenblicks zu folgen und mit dem Gefühl der höchsten Ehrlichkeit das Unwahre zu sagen.

Ein paar Seiten hinter jener Erklärung spricht der Candidat Herman von seiner übel angewandten Jugend: „Kannst du dich wundern, mein Freund! wenn der Seele und des Körpers Leiden meinen Charakter endlich mit Bitterkeit erfüllen und mich in einen Zustand verzehrender Hypochondrie verfallen lassen, der seinen schwarzen Schleier über jeden Gegenstand vor mir ausbreitet? Nur du, heilige Philosophie! stärkst in besseren Stunden die ermatteten Kräfte! Du läßt mich Trost finden im Anschauen des unendlichen Alles —" u. s. w. u. s. w. — höchster oratorischer Stil, lange Citate aus Schiller.

Zwei Seiten darauf: „Einem rechten Weltweisen muß es nie an Geld fehlen, d. h. ein Philosoph, der kein Geld mehr hat, hört auf ein Philosoph zu sein. Denn Freiheit ist die conditio sine qua non. Jeder Weltweise muß ein strenger Mann sein. Wer aber kein Geld hat, ist der größte Sclave eines Jeden. Die Armuth nimmt dem Menschen Tugend und Muth, denn es ist schwer, daß ein leerer Sack aufrecht stehen bleibt. Fürchte also nicht, mein theurer Freund! zu voreilig aus dem ernsthaften Ton meiner Briefe, daß ich schon ein Philosoph geworden bin."

Auch das ist noch stilisirt; ich schlage den anderen Band auf mit den wirklichen Briefen, und finde aus denselben Tagen einen an seinen ehemaligen Hauslehrer, der ihm räth, sich eine reiche Frau zu suchen. „Wie können Sie es für möglich halten, daß ich in der jetzigen eingezogenen Lebensart Gelegenheit finden soll, eine reiche Heirath zu thun? Eben so gut könnte man von einem Menschen, der in einen Sack eingenäht ist, verlangen, daß er über das Weltmeer schwimmen soll. Soll ich eine reiche Partie machen, so muß nothwendig mein Vater für mich freien."

Nun zählt er verschiedene reiche Erbinnen auf, bei denen man anfragen könnte: „Vielleicht würde auch meine Mutter in diesen Angelegenheiten etwas für mich zu thun im Stande sein. Handeln muß man freilich, wenn etwas werden soll, und sich nicht erst lange vor einer abschlägigen Antwort fürchten. Ein Korb ist ja gar nichts Schmähliches, mir wenigstens würde er immer sehr gleichgültig sein." Einige Monate später: „In Genua wäre etwas in Heirathssachen anzufangen gewesen, wenn ich meinem Stande gemäß auftreten könnte; seit Kurzem sind fünf äußerst reiche Partien von zum Theil sehr unbedeutenden Männern gemacht worden, weil es an Epouseurs fehlt. — Noch jetzt sind drei Mädchen da, die mit großem Vermögen täglich auf Freier warten."

Der Gegenstand wird während der ganzen Reise in Erinnerung gebracht. Dazwischen ließ sich Pückler auch mit einem Schleiermacherianer in religiöse Disputation ein, und suchte überhaupt Allem, was ihm auf der Reise Neues begegnete, irgend eine principielle Bedeutung abzugewinnen. Besonders überraschend sind seine Gesichtspunkte nie, aber man merkt seinen Betrachtungen wie seinen Erzählungen ein gewisses inneres Behagen an. „Wenn ich überdenke, wie viel länger man lebt, wenn man viel erlebt, möchte ich fast wünschen, bis an meinen Tod dies nomadische Leben zu führen. Mit Erstaunen denke ich an die letzten Monate zurück, in denen ich mehr Interessantes sah als den ganzen übrigen Theil meines Lebens, und die mir, ohne daß je die Zeit mir lang wurde, doch länger vorkommen als mehrere Jahre. — Daß ich in dieser letzten Zeit nicht allein durch schnelleren Wechsel der Gegenstände gereizt, sondern wirklich glücklicher war als je vorher, beweist mir die genaue Prüfung meines Lebens, nach der ich nur allein diesen kurzen Zeitraum mit Vergnügen noch einmal leben würde, während ich vor jedem anderen zurückbebe."

Von den verschiedenen Reflexionen, die er anstellt, ist nur die eine sehr charakteristisch für seine Zeit. Er ist in Lyon, 30. August 1808. „Wenn man die Franzosen, diese Beherrscher der Welt, unparteiisch und in der Nähe betrachtet, so kann man sich über die Bescheidenheit, Höflich-

keit und Mäßigung nicht genug wundern, die diese Nation im Allgemeinen nach der Unterjochung des größten Theils von Europa, nach allen ihren glänzenden Siegen in immer gleichem Grade beibehalten hat. Wer würde den groben Uebermuth der Deutschen haben ertragen können, wenn sie sich in dem Fall der Franzosen befänden! So unbedachtsam oft einzelne Franzosen in ihren Gesprächen sind, so habe ich doch nie einen gesehen, der, er müßte denn absichtlich gereizt worden sein, durch stolzes Betragen je einen Fremden die demüthige Abhängigkeit hätte fühlen lassen, in der wir uns von ihnen befinden. Im Gegentheil macht er es sich gewöhnlich zur Pflicht, wenigstens die Nation zu entschuldigen und wo möglich zu loben, mit der er sich eben unterhält. — Die große und besonders allgemeine Bildung, in der die Franzosen jede andere Nation übertreffen, ist an den Weltbeherrschern sehr erwünscht und doppelt verdienstvoll. Wie viel Bewegungsgründe, unser selbstverschuldetes Joch mit Resignation zu tragen, glücklich uns preisend, daß es die Franzosen sind, denen wir gehorchen!"

Es war ungefähr dieselbe Zeit, in welcher Goethe und Wieland in Erfurt Napoleon vorgestellt wurden, in welcher Johannes Müller in Kassel als Diener des Königs Jerome die Neugestaltung Deutschlands pries, in welcher sich Schelling und Hegel in der bekannten Weise über die „verkörperte Weltseele" äußerten. Pückler würde vielleicht nicht so empfunden und sich nicht so geäußert haben, wenn er ein Preuße gewesen wäre; aber Muskau gehörte damals mit der Lausitz zu Sachsen, er hatte in der sächsischen Garde gedient, und das neue Königreich Sachsen war Verbündeter des Kaisers Napoleon. Gleichviel! wenn man heute in Kleist's Hermannsschlacht, die mehr als sechzig Jahr nach ihrem Entstehen endlich das Theater erobert hat, über die barbarischen Gesinnungen und Empfindungen erschrickt, so muß man sich zur Erklärung solche Aeußerungen aus jener Zeit vor Augen halten, in denen das Stück gedichtet wurde. Ein tief fühlender Patriot konnte in jener Zeit nicht wohl ein anderes Gefühl in sich nähren als das der Rache.

Pückler dehnte seine Reise ziemlich lange aus, am längsten verweilte er in Italien. Dort in Neapel hatte er eine stärkere Leidenschaft als seine gewöhnlichen, die Gräfin Gallenberg. „Daß sie verheirathet war," erzählt Ludmilla, „kümmerte ihn wenig. Die Ehemänner im Allgemeinen war er gewohnt nur als eine Art komischer Decoration anzusehen, welche zu betrachten, ihn zuweilen belustigte, die er aber nie als in den zu spielenden Roman eingreifende Personen anerkannte; oder auch erschienen sie ihm wie gleichgültige Toilettenstücke seiner Freundinnen, die diese nach Belieben so gut als ihre Coiffuren und ihre Fächer ablegen oder tragen konnten. In diesen Dingen habe ich gar kein Gewissen! sagte Pückler noch im späten Alter mit einer Art von naivem Stolz."

Nur der Geldmangel verkümmerte die frohen Eindrücke seiner Reise. „Ich glaube," schreibt er im Mai 1809 aus Rom, „daß ich mir nächstens eine Pistole vor den Kopf schieße, weil mir aller Lebensgenuß versagt ist!"

Nachdem er noch mit Erlaubniß seines Vaters Paris aufgesucht, kehrte er nach Hause zurück. Schon am 10. Januar 1811 starb sein Vater, und Pückler, 25 Jahre alt, war nun Standesherr und Besitzer eines höchst ausgedehnten Territoriums, das er zu verwalten hatte. Einstweilen wurde er, wie Ludmilla erzählt, durch den Umgang mit schönen und liebenswürdigen Frauen zerstreut. Ludmilla möge weiter sprechen.

„In seinem weiten Herzen fand eine wahrhaft demokratische Gleichberechtigung Raum: diadem-geschmückte Fürstinnen, Prinzessinnen, Gräfinnen, Hoffräulein, Künstlerinnen, bürgerliche Kleinstädterinnen und elegante Weltdamen, Zofen und Mädchen aus dem Volk, schöne und häßliche, alte und junge lockte er gleichmäßig in seine Netze, und zwar zu allen Zeiten seines Daseins. Viele dieser Beziehungen waren für ihn nur eine Art Schachspiel. Daß die Zahl seiner Opfer ungeheuer groß war, bezeugen die sorgfältig von ihm aufbewahrten und geordneten Briefwechsel, die eine ganze Bibliothek bilden, und man kann es oft kaum begreifen, was alles sich die zarten und anmuthigen Wesen, die ihm auf rosa und Spitzenpapier ihre Gefühle aussprachen und denen er ihre Bekenntnisse entlockte, sich von ihm gefallen ließen. Man muß sich oft mit Abscheu

abwenden von dem Abgrund der dunklen Entsetzlichkeiten, die er seinen Freundinnen in diesen Briefen auszusprechen wagte, die er mit dämonischer Freude in Abschrift den empfangenen Briefen beizulegen pflegte und sorgfältig als psychologisches Material aufbewahrte."

Diese innere Untreue, dieses Uebergewicht der Eitelkeit unterscheidet seine Herzensgeschichten von denen eines Goethe, in dem der Liebeswechsel nur Ausdruck überschwellender Lebenskraft war. Von den Liebesbriefen jeder Sorte, die nöthigenfalls auch zum zweiten und dritten Mal wieder dienen mußten, ist in den vorliegenden Büchern eine ziemliche Zahl abgedruckt. Sie sind völlig ohne Interesse.

An dem Freiheitskrieg betheiligte sich Pückler, wie es scheint, mit Tapferkeit und Auszeichnung; dann suchte er die Aufmerksamkeit des Publiceums durch verschiedene Studentenstreiche, ungefähr wie Karl Moor und Spiegelberg, auf sich zu ziehen, und es gelang ihm. Rühmlicher war die glänzende Ausstattung des Parks von Muskau, die ihn freilich rasende Summen kostete, und die er doch nicht umhin konnte, durch ein romantisches Possenspiel zu verkümmern, indem er zur Belebung seines Parks einen Einsiedler förmlich miethete. Auch die Art seiner **Heirath** sollte das Publicum unterhalten.

Er lernte 1816 die geschiedene Gräfin Pappenheim kennen, vierzig Jahr alt, neun Jahr älter als er, eine vollendete Weltdame, Tochter des Staatskanzlers von Hardenberg. Ihr machte er die Cour, ebenso ihrer Tochter und Pflegetochter. In Berlin erzählte man sich, er habe gefragt, was mehr Aufsehen machen würde, wenn er die Tochter oder wenn er die Mutter heirathe? Und da man das letztere meinte, habe er sich 20. November 1816 mit der Mutter verlobt. Auch sie hatte eine wunderliche Vergangenheit; die gräulichen Ehestandsgeschichten ihres Vaters, der in diesem Punkt cynischer dachte wie die verrufenen Franzosen, hat sie selber in einem Manuscript aufgezeichnet, welches Ludmilla mittheilt.

„Mein ganzes Leben," erzählte Pückler einem Freunde, „enthält überhaupt viel Originelles; und so hatte auch meine Heirath das Eigenthümliche, daß nicht ich bei meiner nachherigen Frau um sie anhielt, sondern sie bei mir um mich; sonst hätte ich auch schwerlich je geheirathet. Ich sagte ihr auch unumwunden, daß ich unsere Verbindung nur als eine Convenienzheirath ansähe, und mir jede Freiheit vorbehielte." Die Tochter wurde glücklich verheirathet: „Wie schade," schrieb Pückler, „daß wir nicht in der Türkei leben; ich nähme auch beide, und die Verlegenheit der Wahl hörte dann wenigstens auf." „Es ist hier in der Nähe auf einem meiner Dörfer ein höchst lächerliches Subject von einem Pfarrer, den ich alle Wochen zweimal herkommen lasse, um ihn zum Narren zu haben; von diesem müssen wir uns trauen lassen. Denn um Gotteswillen nichts Luguberes bei dieser Ceremonie, sonst laufe ich davon! Auch hierin bin ich wie ein Mädchen, und habe von jeher vor dem Heirathen eine gewaltige Angst gehabt; so aber werden wir Mühe haben, uns das Lachen zu verbeißen."

Trotzdem war der glückliche Bräutigam nahe daran, sich vor der Hochzeit zu erschießen, die am 9. October 1817 gefeiert wurde.

In einer Beziehung hatte Lucie eine gefährliche Verwandtschaft mit ihrem neuen Gatten: sie war gleich ihm zur Verschwendung geneigt. Zum Trost schrieb er ihr: „Les gens d'esprit ne s'occupent pas des sottises qu'ils ont faites. Wir werden zweifelsohne noch einige machen; meine Ahnung, die untrügliche, sagt mir aber, es wird Alles vom Himmel zum Besten gekehrt werden. Wir sind Beide zu vornehm geboren, um arm zu sterben, und unsere Art der Verschwendung macht zu viele Menschen froh, als daß die Nemesis uns strafend ereilen sollte." Mitunter hatte seine Verschwendung einen großen Zuschnitt, dann hatte er aber auch wie ein Kind eine Vorliebe für kostbare Nippes, wie er auch die leidenschaftlichsten Intriguen anstellen konnte, um einen neuen Orden zu gewinnen.

Zuerst wurde die Ehe einigermaßen dadurch gestört, daß die gefährliche Pflegetochter ins Haus genommen wurde. Dann auf dem Congreß in Aachen wurde ein ganzer Roman gespielt mit der berühmten Schriftstellerin Sophie Gay, ihren Töchtern und ihrer Freundin. Die Briefe sind abgedruckt: so fest Pückler im

Französischen war, so klingen doch seine deutschen Briefe viel natürlicher und anmuthiger.

Die fortgesetzte Verschwendung wie das Spiel häufte die Schuldenlast. „So lange ich meine Lucie habe," schreibt Pückler einmal, „fürchte ich nichts; denn würden wir auch arm, so kochte mir Lucie Eierkuchen, wir beziehen ein romantisches Bauerhaus in den Thälern des Brünig, und sind vielleicht glücklicher als jetzt."

Die ökonomischen Verhältnisse wurden dadurch nicht gebessert, daß Pückler 1822 in den Fürstenstand erhoben wurde. Es geschah zur Entschädigung für gewisse Verluste, die er bei dem Uebergang seiner Herrschaft in den preußischen Unterthanenverband erlitten hatte. Auch das gräuliche Familienleben des Schwiegervaters wirkte auf das junge Paar zurück. Endlich entschloß sich Lucie zu einem großen Schritt. Mit der Ueberschrift „Todesurtheil der Aermsten auf Erden" übergab sie ihrem Gemahl am 31. October 1823, also nach sechsjähriger Ehe, ein Schriftstück, worin sie in den zärtlichsten Ausdrücken ihren Entschluß aussprach, sich von ihm scheiden zu lassen, um ihm die Freiheit wieder zu geben: sein hoher Sinn bedürfe mit Nothwendigkeit einer reichen Frau. Pückler war sehr gerührt: „Wer der guten Schnucke (mit diesem Lieblingswort redete er sie gewöhnlich an) Liebe so wie ich empfunden, der kann sie nicht mehr entbehren; wer wird mich je wieder so verstehen wie du, meine einzig treue Schnuckenseele! Ach Schnucke! seitdem ich dich, wenngleich nur dem Namen nach, verlieren soll, bin ich complet verliebt in dich."

Gleichwohl hielt er die Sache für verständig, die Scheidung wurde durchgesetzt, und Pückler reiste nach England ab, um eine reiche Erbin zu suchen. Lucie gab ihrem Freund das Geleit bis nach Bautzen, wo sie am 7. September 1826 unter tausend Küssen, Thränen und Umarmungen einen erschütternden Abschied von ihm nahm.

Die Brautfahrt dauerte mehrere Jahre und blieb ohne Erfolg. Pückler stattete seiner Schnucke treuen Bericht ab über alle Künste, die er anwandte, um seine Eroberung zu vollenden; er beschreibt alle Raffinements seiner Toilette, die Schwierigkeit des Haarfärbens u. s. w. Mitunter wurde es ihm zu sauer: „Ach Schnucke!" schreibt er einmal, „hättest du doch nur 150000 Thlr., ich heirathete dich gleich wieder! Ach, meine Wünsche werden alle Tage bescheidener!" — Nebenbei liest man zwischen den Zeilen durch, daß die vornehme Gesellschaft in London den unablässigen Brautwerber trotz seines Fürstentitels nicht ganz für voll ansah. Endlich, December 1828, gab er die Sache auf; die geschiedene Frau hatte indeß als Fürstin in seinem Schloß gehaust.

Bei dieser ganzen Begebenheit moralische Reflexionen anzustellen, ist überflüssig: daß alle Begriffe der bürgerlichen Moral auf das Unerhörteste auf den Kopf gestellt sind, sieht Jeder. Stärker muß betont werden, daß dies ganze Treiben sich auch als das Gegentheil alles Vornehmen und Aristokratischen herausstellt; es ist vielmehr gemein, nicht im Gegensatz zum Sittlichen, sondern im Gegensatz zum Vornehmen. Die ganze Familiengeschichte von Anfang an, die Scheidung aus pecuniären Gründen und das Wiederzusammenleben, weil die reiche Heirath nicht gelingt: diese Art von hoher Gesellschaft hatte wahrlich keinen Grund, auf die Banquierskreise herabzusehen! Es muß das um so bestimmter gesagt werden, da die Feuilletonisten jener Periode wiederholt behaupteten, erst in Fürst Pückler sei der wahrhaft vornehme Mann hervorgetreten, im Gegensatz zum Junkerthum, das lächerlich zu machen jeder Liberale damals für schicklich hielt. Das Junkerthum ist vielmehr bei allen seinen Ausschreitungen gegen diese blos genußsüchtige vaterlandslose Aristokratie gehalten ein ehrenwerthes Institut, weil es auf vaterländischem und sittlichem Boden wurzelt.

Hatte die Reise nach England dem Fürsten keine reiche Braut eingetragen, so führte sie ihn dafür in die Reihe der Schriftstellerwelt. Während seiner Abwesenheit besuchten Varnhagen und Rahel die Fürstin in Muskau; sie theilte ihnen die Briefe ihres geschiedenen Gatten mit, und fand damit so viel Beifall, daß Varnhagen den Rath gab, aus ihnen ein Buch zurecht zu schneiden. Das geschah, und 1830 erschienen die „Briefe eines Ver-

storbenen"; anonym, aber doch so, daß man merken mußte, ein vornehmer Mann sei ihr Verfasser. Gleich darauf wurden sie in den „Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik" in zwei ausführlichen Recensionen dem Publicum empfohlen.

Diese „Jahrbücher" waren damals ein sehr einflußreiches Organ. Sie gingen von der Hegel'schen Schule aus, welche darin ihre philosophische Geheimlehre mit den öffentlichen Interessen des Tages in Rapport setzte: noch weit entfernt von der späteren demagogischen Richtung der „Hallischen Jahrbücher", überwiegend im Charakter des Professorliberalismus. Varnhagen war lebhaft daran betheiligt, weil er sich auch zur Hegel'schen Schule rechnete; warum? ist schwer zu sagen; er hat über keinen Gegenstand der philosophischen Speculation geschrieben und es findet sich auch nirgend eine Spur, daß er darüber gedacht habe. Aber die Hegelianer waren eine aufstrebende Macht, und durch das einfache Bekenntniß, er gehöre zu ihnen, konnte Varnhagen, dem man, ich weiß wieder nicht warum, eine gewisse Bedeutung zuschrieb, auf diese Macht Einfluß gewinnen. Mehrere ihrer hervorragenden Köpfe, namentlich Gans, zeigten sich fleißig im Salon der Rahel. Hier wurden auch die jüngeren Journalisten eingeführt, und durch sie, was man kleinere Literatur nennen konnte, stark beeinflußt.

Im Salon der Rahel wurde zunächst freilich darauf gesehen, daß die Mitglieder geistreich waren. Rahel selbst war eine sehr geistreiche Frau, und Varnhagen konnte sich auch den gewöhnlichen Bureaukraten gegenüber als überlegen fühlen. Es wurde viel Geist gemacht, und es bildete sich eine gewisse geistige Atmosphäre, in welcher der Einzelne seinen Antheil nicht mehr genau unterscheiden konnte. Aeußerst spaßhaft war mir ein Brief Pückler's an Bettine, Februar 1832. Er fängt Pücklerisch an: „A propos! ich bin St. Simonianer geworden, und statt des abtrünnigen Enfantin eingetreten, der nur eine Frau erlauben will, weshalb er mit Recht verstoßen wurde; ich verlange dagegen sehnlich nach einer großen Menge. Wann werde ich als Sultan unter sie treten dürfen?" Dann aber ändert sich die Tonart. „Noch etwas Ernsthaftes! Ich habe keinen schaffenden Geist, sondern nur einen empfänglichen. Sie sind das männliche Princip in unserem Verhältniß, ich das weibliche; daher würde es als umgekehrte Welt eine Weile dauern, ehe wir uns ganz gemächlich einrichteten. Ich mache es mir bequem, denn ich habe als Weib mehr Verstand als Sie, wenngleich weniger Geist; ich darf Launen haben und inconsequent sein, Sie aber haben den Beruf, etwas aus mir zu machen, und mögen sehen, wie Sie es zu Wege bringen. Es ist kein leichtes Stück Arbeit, so weit ich es zu beurtheilen im Stande bin!"

Der geistreiche und witzige Fürst hatte hier ein Plagiat begangen: es ist dasselbe, was Gentz an Rahel schrieb, und Rahel liebte es, die Briefe ihrer Freunde unter den übrigen Freunden circuliren zu lassen. Gentz in seinen Briefen hatte offenbar dem Fürsten sehr imponirt, es finden sich fortwährend Reminiscenzen. So schreibt er im April 1831 an Bettine: „Soll ich dir ganz den nächtlichen Abgrund meines Herzens aufschließen, so vernimm, daß ich kaum eins besitze, daß ich außer mir nichts liebe und nichts hasse, daß ich milde bin nur aus Kälte, und mich räche aus Calcul, daß, mit einem Wort, die Denkkraft stark, das Gefühl aber so schwach in mir ist, daß seine Wärme kaum noch hinreicht, mich an Gott festzuhalten, daß ich aber von den Menschen schon lange losgelassen habe. — Vielleicht geschieht doch das Wunder, und du belebst mich, der wie ein Vampyr sich schon halb todt fühlt, und doch noch immer zu gutmüthig ist, um durch Blutsaugen sich wieder neues Leben zu verschaffen, obgleich etwas Unheimliches in mir lauert, das wohl solchen Appetit begründen könnte!"

In dieser Selbstkritik liegt viel Richtiges, aber sie ist in Farbe und Stimmung angeregt durch Gentz' Selbstkritik in den Briefen an Rahel.

Also geistreich mußte man sein, um in den Salon aufgenommen zu werden, oder von journalistischem Einfluß, oder von vornehmem Stande. Der letztere Umstand war von großer Wichtigkeit. Man sieht in der „Galerie", mit welchem inneren Seelenbehagen Varnhagen die hochklingenden Titel der Gäste aufzählt, mit besonderer Wucht die spanischen und portu-

giesischen. Die Acquisition eines wirklichen Fürsten war keine Kleinigkeit, noch dazu eines Fürsten, der im Ruf eines vollendeten Don Juan stand, in dessen bereitwillig vorgetragenem Register nicht blos Comtessen, sondern auch Prinzessinnen vorkamen. Der Fürst hatte wohl das Gefühl, daß er dem Zeitgeist eine erhebliche gerer Zeit in Beziehung gestanden, er war mit Wärme für ihn eingetreten gegen die Anfechtungen der Pietisten, der alte Herr that ihm gern was zu Gefallen. Doch ist die Recension zu ausführlich, als daß man nicht annehmen sollte, er vertrete seine eigene Ueberzeugung. Er war in seinem Alter nicht ohne eine ge-



Fürst Pückler-Muskau.

Concession mache, wenn er sich auf Schriftstellerei legte, und diesem Gefühl mußte Rechnung getragen werden. Alle Journalisten des Salons, Theodor Mundt voran, wurden aufgeboten, den Ruhm des großen Unbekannten der Welt zu verkündigen. Die erste größere der beiden Kritiken im Jahrbuch war von Varnhagen selbst, die zweite von keinem Geringeren als Goethe. Varnhagen hatte zu ihm seit län-

wisse Deferenz gegen den vornehmen Stand, ihm gefiel die dreiste Polemik gegen die Frömmelei, ihm war der Weltmann bequem, „weil er durchaus offen erscheint ohne eben gerade aufrichtig zu sein." Der rüstige Reisende zog ihn an, der sich durch Rheumatismen und Migräne, durch schlechtes Wetter und elende Gegenden nicht abschrecken ließ. „Nur durch seine Darstellungsgabe werden uns die Zu-

stände erduldsam, weil er die Zustände erträgt. Man mag sich von ihm, wie von einem lieben Reisegefährten, nicht trennen, wo die Umstände die allerungünstigsten sind, denn sich und uns weiß er unversehens aufzuheitern."

Aber Goethe beobachtet auch mit einigem Interesse die sittliche Natur, die sich ihm darstellt. „Es wirkt angenehm erheiternd, ein wohlgesinntes Weltkind zu sehen, welches den Widerstreit im Menschen von Wollen und Vollbringen auf das Anmuthigste darstellt. Die besten Vorsätze werden im Lauf des Tages umgangen, vielleicht das Gegentheil gethan; dies incommodirt sein Inneres dergestalt, daß zuletzt ein tief gefühlter, wenn auch paradox ausgedrückter Besserungssinn unter der Form einer Ehrensache hervortritt. Er sagt: wenn ich mein Ehrenwort einem Andern gebe und es nicht halte, so muß ich mich mit ihm schlagen; wie wäre es denn, wenn ich mir selbst das Ehrenwort gäbe, dies oder jenes, was mich oft reut, zu unterlassen? Da käme ich denn doch in eine bedenkliche Stellung.

„Wäre wohl," setzt Goethe hinzu, „Kant's kategorischer Imperativ in empirischer Form gleichnißweise artiger auszudrücken?" — Der alte Kant wäre rücklings übergeschlagen, hätte er das gelesen, und Goethe selbst dachte nur in lustigen Augenblicken so; im Grunde saß ihm der kategorische Imperativ fester in Kopf und Herzen als irgend einem sonst der großen Männer unserer Literatur.

Wie Pückler selbst über den sittlichen Inhalt seines Buches dachte, spricht er in dem schon erwähnten Brief an Bettine aus.

„Beurtheile mich nicht nach meinem Buch! dort bin ich durch und durch Komödiant, und habe höchlich gelacht, daß man die Natürlichkeit als Schönstes an ihm pries, da es von Anfang bis zu Ende die fortgesetzteste Täuschung enthält."

Wie dem auch sei, das Publicum urtheilte über die Briefe eines Verstorbenen im Wesentlichen wie Goethe. Mit schadenfrohem Behagen zählt Pückler die Summen auf, die es ihm eingetragen. Der Grund dieses allgemeinen Beifalls lag in der Stimmung der Zeit. Es war die Zeit des entschiedensten Umschlags, und die Briefe eines Verstorbenen waren eine der lautesten Stimmen, die diesen Umschlag forderten und verhießen.

Die deutsche Literatur der dreißiger Jahre hatte etwas Wehmüthig-Entsagendes und Weltscheues gehabt, das ein gesundes Volk auf die Länge nicht erträgt. Wie der größte Dichter Deutschlands seinen damaligen Roman „die Entsagenden" taufte, so wetteiferte jeder der kleineren mit dem anderen im Aufgeben aller Herzenswünsche, in Sittsamkeit und Hingebung. Das gewöhnliche Philisterleben stand zwar nicht im guten Ruf, aber wenn man ihm entgehen wollte, zog man sich in die Waldeinsamkeit zurück und verkehrte mit Elfen, Nixen und Alraunen, oder man träumte von den Herrlichkeiten des Mittelalters, wo jeder Ritter gottesfürchtig und jedes Mädchen treu war, obgleich der Held des „Zauberrings" in liebenswürdiger Inconsequenz durch ein paar Dutzend Bastarde das Geschlecht der Recken bereicherte. Man wählte zu seinen Spaziergängen am liebsten die Zeit des Mondlichtes, wo Alles in Schleiern ging, und ein wenig Somnambulismus gehörte zur wahren Bildung. Den Lärm des Tages floh man gern, und wer etwa das Bedürfniß fühlte, zu politisiren, zog den Burschenrock an und sang zur Zither die weinerlichen Melodien:

„Freiheit die ich meine,
Die mein Herz erfüllt!
Komm mit deinem Scheine
Süßes Engelbild!" —

„Das Band ist zerschnitten,
War schwarz, roth und gold,
Und Gott hat es gelitten,
Wer weiß, was er gewollt."

Diese Mondscheinserenaden verloren ihr Interesse, als von jenseit des Rheines die Lärmtrommel der Juli-Revolution erscholl. Vorher schon hatte Heine durch einige unbändige Töne die Harmonie der weich gestimmten Seelen gestört, nun aber wurde Alles unruhig, die alten Sagen und Märchen fanden keine Beachtung mehr, die Begeisterung suchte einen Stoff, der näher lag als Richard Löwenherz und Frau Minnetrost. Man mußte die Zeitungen lesen, man wollte erfahren, was in der wirklichen Welt vorging. Noch hatte man sich nicht klar gemacht, was man eigentlich begehren sollte, aber in einem Punkt waren Alle einig: sie wollten aus der

süßen träumerischen Mondnacht heraus, sie wollten sich im Sonnenlicht des wirklichen Lebens umsehen. Es war ein Heißhunger nach neuen Stoffen.

Und hier kamen die Briefe eines Verstorbenen gerade recht. Es war nicht blos die Neuheit des Stoffes, die das Publicum verlockte, sondern hauptsächlich die großen Dimensionen. Es ging dem deutschen Publicum wie Goethe's Tasso, als Antonio von den klugen Bestrebungen des Papstes erzählt: an die engen Grenzen der deutschen Kleinstaaterei gewöhnt, wie staunte man über das mächtige lebensvolle Treiben, über diese hastige, zuweilen freudlose, aber großartige Geschäftigkeit! Man hatte früher von englischen Lords viel geträumt, aber wenig gesehen; nun kam ein Eingeweihter und hub den Schleier von den Mysterien der vornehmen Gesellschaft.

Einen merkwürdigen Contrast bilden dagegen Heine's Reisebilder aus England, die ungefähr gleichzeitig erschienen. Heine fühlt sich höchst unglücklich in London, der Lärm auf den Straßen betäubt ihn, im Gedränge wird er hin und her geschoben, er verliert völlig das Gefühl der eigenen Existenz und warnt jeden Poeten vor einer Reise nach England, da dort Alles im materiellen Erwerb und in tobender Geschäftigkeit untergehe. Er ist diesen Haß gegen den brutalen Materialismus der Engländer nie losgeworden. Wenn Fürst Pückler andere Eindrücke empfing, so ging das sehr natürlich zu: er hatte nicht nöthig, sich auf den Straßen schieben und stoßen zu lassen, er fuhr in einer Carrosse. Mit dem Standesgenossen sprach man vertraut über die leitenden Persönlichkeiten, wenn man auf die Mysterien des Hofes stichelte, so verstand er das halbe Wort, und wenn man ihn über Raffinements der Kochkunst belehrte, so konnte er mit gleich werthvollen Enthüllungen erwiedern. Es ist mir immer komisch gewesen, wie Börne sich über diese Recepte ärgert; das eben schied die alte Demokratie von der jungdeutschen: Börne und seine Anhänger wollten gemeinsame schwarze Suppen für alle Spartaner, Heine wünscht Nektar und Ambrosia für alle Götter. Der Unterschied zwischen Pückler und Heine liegt nur darin, daß der Eine hatte, was der Andere begehrte. Der Eine saß mit am Tisch der Götter und genoß Nektar und Ambrosia, während der Andere sich über den Straßenkoth und Nebel Londons ärgern mußte. Das Urtheil über ein Volk hängt sehr davon ab, von welcher Seite man es betrachtet.

Die „Briefe eines Verstorbenen" wirkten nicht blos durch ihre Berichte, sondern auch durch ihre Reflexionen. Mit einer Ungenirtheit, die wunderlich gegen die bisherige Amtsmiene der Literatur abstach, wurden alle möglichen Fragen der Politik, der Religion und Cultur abgehandelt, und man war versucht, als originelles Denken anzunehmen, was doch eigentlich nur der Besitz einer Bildungsschicht war, von der man bisher keine Kenntniß gehabt. Der Fürst hatte mehr Gelegenheit gehabt zu sehen, als ein Anderer; er hatte ein gutes Auge und im Grund einen gesunden Mutterwitz. Auch der Ton war für die Zeit glücklich getroffen: er war theils lehrhaft, theils raillirend. Lehrhaft, wie es dem feingebildeten vornehmen Mann zustand, Leuten gegenüber, die sich das Bild der Dinge aus metaphysischen Vorurtheilen zusammengesetzt hatten, die nun, bei dem besten Vorsatz, sich umzudenken, für jeden Fingerzeig dankbar waren, um so dankbarer, da sie die neue Wissenschaft nicht einem principiellen Gegner schuldeten, sondern einem Gleichgebildeten, der die bisherigen Neigungen, Wünsche und Irrthümer des Liberalismus an ihrer Stelle ganz wohl verstand. Die Aufnahme wurde noch erleichtert durch den raillirenden Ton: der unbefangene Weltbürger will zwar im Strom des allgemeinen Lebens lustig fortschwimmen, sich aber jeder Thätigkeit enthalten, die ihn zur engherzigen Parteinahme nöthigen würde. Man hatte auch früher sich der Romantik nicht unbedingt verpfändet: man hatte zwar die Hexen, Nixen und Kobolde gern cultivirt, aber mit Ironie; es war ja eben das Doppelgesicht der deutschen Romantik. Und so konnte man denn in die neue Phase der Cultur nach der alten Methode eintreten. Man schlürfte von dem Strom des Zeitgeistes. Man genoß die Leckerbissen der Freiheit, der Aristokratie, der Volkswirthschaft, der Gleichheit u. s. w., aber man dämpfte die Wirkung derselben durch freien Humor; man erlaubte sich, die Maske der Demagogen und Epikureer eben so oft ironisch

abzuziehen, als man früher die Tarnkappe der romantischen Wichtelmännchen entfernt hatte, um sie in ihrer wahren Gestalt zu sehen.

In dieser Beziehung trifft kein Schriftsteller, Heine ausgenommen, so entschieden den Wunsch des Zeitalters als Fürst Pückler. Die „Hommes sérieuses“, die Börne u. s. w. waren daher gegen Beide gleich aufgebracht, während die jungdeutsche Schule, die mehr den Genuß der Aufregung als die Resultate derselben wollte, für Beide schwärmte.

Trotz aller schönen Dinge, die in dem Buch stehen, vermißt der heutige Leser den eigentlich substantiellen Gehalt. Er ist seit Gneist im Studium der englischen Verfassung an Fragen gewöhnt, die Pückler noch gar nicht einfielen; er fühlt in der gezierten Nachlässigkeit, mit der die ernsthaftesten Sachen besprochen werden, die geheime Unsicherheit, das Gefühl einer unvollkommenen Kenntniß heraus, die sich hinter Anmaßung versteckt.

Damals hat das Buch Schule gemacht. Aus Pückler haben die Modeschriftsteller ebenso wie aus Heine gelernt, auszusprechen, was ihnen gerade einfällt und wie es ihnen einfällt. Auch sein Stil hat auf unsere Literatur nicht vortheilhaft eingewirkt. Er ist in vielen Sprachen zu Hause und hat mit dem seinen Tact eines Weltmannes überall den Schaum abgeschöpft; aber er hat dadurch jene Einheit des Stils und des Gedankens zerstört, die doch mehr ist als der Schimmer eines bunten unfertigen Denkens. Freilich läßt sich Manches in einer fremden Sprache angemessener ausdrücken als in der unserigen, aber damit hört es auf, unser eignes Denken und Empfinden zu sein.

Seit Pückler enthält die Gesammtausgabe jedes deutschen Schriftstellers einige Bände Reisebeschreibungen, in denen über sämmtliche Fragen der höheren Politik, Kunst und Socialwissenschaft die wundersamsten Meinungen geäußert werden. War früher die deutsche Literatur zu sehr an ihren Kirchthurm gebannt, so hörte sie jetzt beinahe auf, zu Hause zu sein. Die Gewohnheit des Reisenden, die Gegenstände zu verbrauchen, sich von ihnen leicht, rasch und lebhaft anregen zu lassen, flüchtig das Ungewöhnlichste zu genießen, ohne sich an dauernde Verhältnisse zu binden, trug man dann auf das heimische Leben über. Diese Reisewuth, die ohne bestimmten Zweck, ohne warmes Interesse überall nur mit halber Einsicht nach beständig neuen Eindrücken hascht, ohne daß etwas haftet, entsprang aus der Unruhe und dem Mißmuth eines Lebens, dessen Ideale der Wirklichkeit entgegenstanden, aus der fliegenden Sehnsucht nach einem unbestimmten Glück; sie war die Flucht aus dem ewigen Einerlei der Selbstanschauung, die man als Qual empfand: aber sie führte zuletzt zu einer fixirten ironischen Stimmung und zu einer abgespannten blasirten Gleichgültigkeit gegen alle Dinge.

Ungemein wurde der Einfluß des „Verstorbenen“ durch den neuen englischen Roman unterstützt, den man in Deutschland noch andächtiger studirte als in seinem Vaterlande. Früher hatte man, was vornehm sei, hauptsächlich aus Walter Scott gelernt: Oberst Mannering erschien als das Ideal eines vollendeten Gentleman; Lord Byron, der auf eigene Hand Krieg gegen die Türken führte, stand für den reuß-schleiz-lobensteinschen Unterthan auf einer zu schwindligen Höhe. Nun stellte Bulwer ein neues Ideal auf: seine Helden waren nicht nur in der Philosophie vollständig bewandert, nicht nur in das politische Parteileben tief verstrickt, Mitglieder des Parlaments, sondern man konnte bei ihnen die vollständigste Auskunft über alle Fragen der höheren Kochkunst und über alle Geheimnisse der Toilette finden, gerade wie bei Fürst Pückler. Früher bemühte man sich, so schwärmerisch und idealistisch als möglich zu sein: seitdem möchte sich jeder Schriftsteller als Pelham geberden, etwas blasirt, kühl und höflich, ohne Illusion und Vorurtheile, aber an gute Kleidung und gutes Essen gewöhnt. Früher hatte man das aristokratische Wesen in einer gewissen romantischen Ritterlichkeit gesucht: die neue Aristokratie, die vom Reichthum, von der Virtuosität in Lebensgenüssen und der Schrankenlosigkeit des Sehens ausging, putzte sich mit dem Anstrich vornehmer Objectivität auf. Die Vorurtheile, Traditionen, und die angeerbte Haltung wurden aufgegeben, dafür imponirte man dem Volke durch eine größere Geschicklichkeit und Behendigkeit in der Kunst, das Leben und seine Mächte zu analysiren und zu

zersetzen. Die Maske eines Vornehmen, der durch seine Bildung über allen Glauben hinaus ist, der sich durch nichts imponiren läßt, der aller heftigen Empfindung vornehme Kälte und spöttische Zweifel entgegenstellt, ist nicht schwer nachzuahmen, und bald fanden sich in allen Händen Pelhams, die genial zu sein glaubten, weil sie durch nichts wirklich bestimmt wurden.

Wie der weltmännische Ton dieser neuen Vornehmen — heute würde man es Unverschämtheit nennen — den schönen Seelen jener Zeit imponirte, was sich Damen von Stand und Bildung von ihnen bieten ließen, darüber geben die Briefe Bettinens erstaunliche Belege; es widert mich an, etwas daraus mitzutheilen.

Der Fürst wußte seinen neu gewonnenen Ruhm in einer unermüdlichen Thätigkeit auszubeuten, von seinen journalistischen Freunden in den „Spaziergängen und Weltfahrten" treulichst unterstützt. Schon 1834 erschienen die „Tutti Frutti" — über die Verarbeitung und die Betheiligung seines Schützlings Leopold Schefer daran geben die Briefe an die Fürstin Auskunft, der Manches darin doch über den Spaß ging, namentlich die Indiscretionen — dann eine Reihe neuer Reisebilder. Wenn Pückler sich vorher aus Paradoxie aus den Asylen der Beschaulichkeit in die Tummelplätze eines aufgeregten Lebens geworfen hatte, so kehrte er nun, da alle Welt aufgeregt wurde, aus gleicher Paradoxie in die alten Brutstätten der Beschaulichkeit zurück. Wahrscheinlich angeregt durch das Beispiel Chateaubriand's und Lamartine's — der Letztere war erst vor Kurzem aus Jerusalem zurückgekehrt — machte er Pilgerfahrten nach dem Orient, verehrte in Lady Esther Stanhope eine Prophetin, in Mehemet Ali einen großen Reformator.

Aehnliche Versuche hatte die Gräfin Ida Hahn-Hahn angestellt; es hätte mit einem Wunder zugehen müssen, wenn sich die Beiden nicht begegnet wären. Die Briefe zwischen ihnen sind wirklich von Interesse. Ich habe für diese Dame nie eine besondere Sympathie gehabt, diese Briefe nöthigen mir einige Achtung ab: sie ist die einzige von den großen Weibern, die dem blasirten Genußmenschen gewachsen ist, die so sicher zuschlägt, daß sie ihm wirklich einige echte Töne entlockt.

Er hatte ihr geklagt, oft durch Verkennung gelitten zu haben, sie zweifelt daran.

„Sie haben getroffen," erwiedert er am 13. Februar 1845 (also 60 Jahre alt), „ins Schwarze! — Ich mache unwillig das Geständniß, mir fehlt es etwas am Herzen. Ich habe wenig davon, es ist nur einem Strohfeuer vergleichbar. Wer kann sich anders machen, als er ist? Ich bin ein Kind der Phantasie, ohne bleibende Eindrücke, und daher wenig schöpferisch, aber dafür beweglich wie der Schmetterling. — Ich mache mir leider aus nichts etwas, wenigstens nicht viel, am wenigsten aber aus dem Verkanntwerden, das mich im Gegentheil sonst sehr amüsirte und oft von mir absichtlich hervorgerufen wurde. Da dies aber zuweilen Schaden bringt, habe ich mit dem egoistischer werdenden Alter mich mehr enthalten. Doch bleibe ich bei großer Wahrheitsliebe (und der Widerspruch ist nur scheinbar) ein geborener Komödiant, der fortwährend abwechselnde Rollen spielt, nicht um damit anzuführen, sondern nur aus natürlicher Lust daran. Ich kann mich in jede Lage und Ansicht versetzen und ganz ehrlich in diesem Sinne sprechen und schreiben, bis ich mich auf einer anderen Staude niederlasse. So geht es mir dabei fast wie den ehrgeizigen Schwärmern, die mit ganz hinlänglichem Bewußtsein es doch möglich machen, sich selbst und Andere zu betrügen. So habe ich gehandelt, als ich mir plötzlich gegen Sie das sentimentale Air eines durch Verkanntsein tief Gekränkten gab, ich weiß selbst nicht mehr recht, warum; vielleicht wollte ich Ihnen selbst dabei ein wenig auf den Zahn fühlen; denn daß Sie mich interessiren, ist wahr, und deswegen möchte ich lieber mit Ihnen als einer Anderen Komödie spielen in dieser divina comedia der Welt. Zugleich aber, da ich mich selbst im Ganzen doch nicht vollständig verstehe und in Ihnen einen scharfen analytischen Geist finde, bin ich schändlich eitel und eigennützig genug, um lebhaft zu wünschen, von Ihnen ein Gutachten über die wahren Bestandtheile meines Inneren zu erhalten, wie man in Krankheitsfällen einen großen Arzt consultirt."

Mit anderen Worten, er hatte das dop-

pelte Bedürfniß, von sich zu reden und von sich reden zu hören. — Die Gräfin nahm es erst scherzend auf, dann versuchte sie ernsthaft darauf einzugehen.

„Es giebt Bilder, Gedanken, Vorstellungen, welche der Mensch nicht in sich aufkommen lassen sollte, denn es spinnen sich aus ihnen geheimnißvolle Fäden, die ihn umstricken und lenken, aus denen sich ein Etwas webt, was ich Verhängniß nenne. — Es ist der Einfluß geheimer Kräfte, die sich dem Willen entziehen, und das scheint mir das Unvollkommene in Ihrer Organisation, daß Sie Ihren Willen nicht gehörig geübt haben. Weil der nicht da war, die gesammelte Kraft nicht da war, die selbstbewußt spricht: jenen Platz muß ich meiner Individualität nach erringen, von ihm muß ich ausgehen, dann komme ich zum Ziel! darum war keine rechte Basis da. — Freilich sollen wir unzufrieden bleiben, unzufrieden hinsichtlich dessen, was wir leisten, als unsere Kräfte nicht erschöpfend: aber nicht unzufrieden mit unserer Richtung und unserem Streben. Wer über dreißig Jahre alt ist, seine fünf Sinne hat, muß wissen, was er will. Wer das weiß, ist zufrieden, denn er hat alsdann eine Boussole für seine Kräfte. Wer das nicht weiß, ist weder zufrieden noch unzufrieden — sondern gar nichts! — Es gehen Ihnen Affecte durch die Seele, Neigungen, Wallungen, Gedanken, rauschend oder leise, wie der Moment sie bringt; aber haben Sie wohl je eine tiefe Leidenschaft in einer Liebe für eine Wahrheit erkannt?"

Auf das Letztere erwiederte Pückler: „Nein, weil es nach meiner Ansicht keine objective Wahrheit giebt!" Gleichwohl hatten ihn die Briefe der Gräfin so gerührt, daß er sich in ein leidenschaftliches Verhältniß zu ihr zu setzen suchte, bald flehend, bald grob stürmend. Hier aber begegnete er einmal einem entschlossenen Widerstande:

„Dank für Ihre Theilnahme. Aber Freunde, weder halbe noch ganze, können wir schwerlich je werden: denn Sie sind einer von den Männern, mit denen eine Frau ewig Komödie spielen muß, um Freund mit ihm zu bleiben." — —

Seinen vorletzten Reiseversuch zeichnete er als „Semilasso", halb müde, „Traum und Wachen". Das Interesse an seinen Schriften nahm mehr und mehr ab, da sein Stil sich in Manier verlor. Die Art, wie Immermann ihn im „Münchhausen" einführt, drückt doch die Ansicht eines großen Theils des gebildeten Publicums aus. Wie Semilasso immer feiner lächelt, als man ihm explicirt, Münchhausen sei nach Dünkelblasenheim berufen mit der officiellen Mission eines Hühneraugen-Operateurs für den König, mit der geheimen eines seelenverwandten Luftsteinfabrikanten für den geistreichen Kronprinzen — — dies feine, geistreiche, Alles besser wissende Lächeln kannte man nun hinlänglich; man war seiner müde und im Begriff, die Dinge ernsthaft zu nehmen, um wirklich etwas vor sich zu bringen.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Zweites Buch.

Neuntes Capitel.

Im Frühlinge des Jahres 1823 war ich in die oberste Classe des Gymnasiums versetzt worden. Ich stand damals in meinem achtzehnten Jahre, also in einem Alter, in welchem heutzutage die jungen Leute in der Regel bereits die Universität zu beziehen pflegen. Trotzdem waren die meisten meiner Genossen in der Prima noch älter als ich; denn die jetzige Frühreife, zu der es die immer steigende Treibhauszucht des Unterrichts, verbunden mit den verbesserten Unterrichtsmethoden und Hülfsmitteln und mit der zunehmenden Ueberhastung des Vorwärtsdrängens, auf allen Lebensbahnen gebracht haben, war in jenen Tagen unbekannt, und Beispiele derselben gehörten zu den Ausnahmen und Seltenheiten.

In dieser Periode meiner Schulzeit war es, wo ich eine Zeit lang über die Wahl meines künftigen Lebensberufs in ein Schwanken gerieth, das zum Theil durch äußere Einflüsse hervorgerufen

wurde. Während mein Vater lebhaft wünschte, daß ich Theologie studiren und mich geschickt machen möge, dereinst ihm eine Aushülfe in seinem schweren Amte und wo möglich sein Nachfolger in demselben zu werden, hatte mich die Liebe und Verehrung für meinen Lehrer, den Conrector Schmidt, mehr und mehr in dem Gedanken bestärkt, das Studium der altclassischen Philologie und den Beruf eines Schulmannes zu meiner Lebensaufgabe zu machen.

Dieser Vorsatz ward jedoch von mehr als einer Seite angefochten. Mein Unterrichtgeben und meine kleinen geselligen Talente, zumal meine musikalische Begabung hatten mir Theilnahme und Eintritt in mehrere der angesehensten Familien der Stadt verschafft, und vorzüglich in zweien derselben versuchte man gelegentlich, mich für meine Zukunft auf eine andere Lebensbahn hinzulenken. In der einen war es der Justizrath H., ein Freund meines Vaters, der aus mir durchaus einen Juristen machen wollte. Er war ein vielbeschäftigter Advocat, ein angesehener Mann, der ein beträchtliches Vermögen erworben hatte, Equipage hielt und ein gesuchtes Haus machte. Er hatte eine sehr günstige Meinung von meiner geistigen Begabung, und stellte mir zu wiederholten Malen vor, wie schwer, wie mühevoll und vor Allem wie ertraglos und kümmerlich die Existenz als Schulmann bei großer Abhängigkeit sei, und wie dagegen eine juristische Laufbahn in jeder Hinsicht ganz andere Aussichten biete.

Aehnliche Vorstellungen wurden mir anderseits zu Theil in dem Hause des Majors von Knappe, Commandirenden der Prenzlauer Garnison, in welchem ebenfalls viel zu verkehren mir gestattet war, da ein jüngerer Sohn der Familie in meinem Vaterhause als Pensionär erzogen wurde, und dort den Unterricht meines Vaters genoß, während ich dem älteren Nachhülfestunden in den alten Sprachen ertheilte. Ich war ein- für allemal sonntäglicher Gast am Tische der Familie, deren Liebenswürdigkeit und feine Umgangsformen eine bedeutende Anziehungskraft auf mich ausübten, und in deren Hause ich nach und nach auch einen großen Theil der Officiere des Bataillons kennen lernte, welches der Major commandirte. Dieser nun wollte durchaus einen Soldaten aus mir machen. „Wir brauchen im Militär intelligente und gut unterrichtete Officiere," äußerte er im Gespräche mit mir, „und einem jungen Manne, wie Sie, ist ein Offiecierspatent in wenig Jahren sicher; warum wollen Sie durchaus Schulmeister werden?" Auf meine Einwendung, daß ich große Neigung zum Unterrichten habe, erwiederte er, daß ich ja auch als Militär diese Neigung als Lehrer an einem höheren militärischen Institute befriedigen könne; „und mit dem Degen an der Seite und den Epauletten auf der Schulter," setzte er lächelnd hinzu, „ist das doch eine andere Position, als die eines Collaborators, zu der Sie im günstigsten Falle erst von heute an nach sechs bis sieben Jahren gelangen. Und was können Sie schließlich werden, wozu es schließlich bringen, trotz Ihrer Anlagen und trotz aller Ihrer auf Universitäten erworbenen Gelehrsamkeit? Höchstens zum Conrector oder Rector eines Gymnasiums!"

Noch heute weiß ich nicht anzugeben, was den trefflichen Mann bewogen haben mag, mir in solcher Art zuzureden; wohl aber weiß ich, daß seine Worte einen gewissen Eindruck auf meine leichtbewegliche Phantasie machten. Er war ein Soldat vom Wirbel bis zur Zehe, eine von jenen kernhaften, scharf ausgeprägten, schneidigen Gestalten, wie sie der preußischen Armee eigenthümlich sind. Ihn umgab dazu in meinen Augen der romantische Zauber der Heldenkampfjahre von 1813 bis 1815, in denen er sich durch zahlreiche Beweise von Unerschrockenheit und kaltblütigem Muthe ausgezeichnet hatte, und die Zeit jener Kämpfe lag unserem Bewußtsein noch so nahe, als wäre es gestern gewesen, obschon doch bereits acht Jahre seitdem vergangen waren. Aber in diesen acht Jahren war eben nichts geschehen, hatte sich nichts in Europa ereignet, was jene großen Kämpfe für unser Bewußtsein weiter zurückgedrängt hätte; wie denn überhaupt die Stille und Ereignißlosigkeit, welche seit 1815 ein halbes Menschenalter hindurch in Deutschland und Europa herrschte, wenn ich sie vergleiche mit der ungeheuren Fülle der Ereignisse, welche sich in dem letzten Vierteljahrhundert zugetragen, etwas Märchenhaftes in meiner Erinnerung

hat, das nur Gleichalterige nachzuempfinden vermögen werden.

Der Major v. Knappe war damals ein Mann von höchstens fünfzig Jahren, und sein Beiname „der alte Isegrim“, mit dem ihn gelegentlich seine Untergebenen bezeichneten, galt daher nicht sowohl seinem Alter, als vielmehr seiner stets ernsten an das Finstere grenzenden Haltung, sowie der unnachsichtlichen Strenge und dem unermüdlichen Eifer, mit welchem er den Dienst und die vorwiegend auf die Kriegstüchtigkeit gerichtete Schulung und Dressur seines Bataillons handhabte. Von kleiner schmächtiger Gestalt, das völlig bartlose Gesicht von Pockennarben zerrissen, machte doch seine Erscheinung durch die stählerne Straffheit seiner Haltung und durch den energischen Ausdruck seiner Gesichtszüge einen imponirenden Eindruck. Es hieß, man habe ihn nie lachen sehen, und selbst im Kreise seiner Familie sah ich nur selten ein vorübergehendes Lächeln seine strengen Züge bei irgend einem heiteren Anlasse überfliegen. Das eiserne Kreuz erster Classe schmückte seine Brust, und wenn er an der Spitze seines Bataillons auf seinem Lieblingspferde, einem Rothschimmel, zum Manövriren auszog, erschien er mir wahrhaft beneidenswerth in seiner Selbstherrlichkeit. Von seinem Rothschimmel ging die Sage, daß er schon bei Ligny mit gewesen und fünf Kugeln empfangen habe, ohne zu fallen, und daß er alle Commandos verstehe und alle Wendungen von selbst ausführe, wenn der Adjutant ihn ritt. Knappe hatte aus dem Officiercorps seines Bataillons eine Art von Ehrenrath gestiftet, der jede die Ehre des Einzelnen wie des Ganzen beeinträchtigende Handlung zu überwachen, zu rügen oder erforderlichen Falles anzuzeigen hatte, und ich selbst erlebte mehrere Fälle, in denen dies Amt mit tief einschneidender Strenge gehandhabt wurde.

Was mich betrifft, so verdankte ich ihm besonders zweierlei: eine genauere Kenntniß der preußischen Kriegsgeschichte von 1806 bis 1815, sowie die erste Einsicht in den Begriff und die Nothwendigkeit strenger soldatischer Schulung und Disciplin und deren Einfluß auf die moralische Ausbildung und Zucht des Volks. Sodann zweitens, was für mich persönlich sehr wichtig war: Achtsamkeit auf meine Körperhaltung, in der ich, bei meiner schwächlichen Constitution, zu einer gewissen Schlaffheit neigte, sowie auf die Formen und Manieren der äußerlichen Wohlerzogenheit guter Gesellschaft, welche die von dem deutschthümelnden Turnwesen nachgebliebene Rüpelhaftigkeit der damaligen Jugend über Gebühr zurückgesetzt hatte. Er hielt darauf, daß ich wiederholt Tanzunterricht nahm, das Reiten übte, mich, wie er es nannte, stets „adrett hielt“ und in Gesellschaft frei bewegen lernte. Ich aber folgte seinen Anweisungen und Winken um so lieber, als dieselben mit den Ansichten meines Vaters durchaus im Einklange waren, der dem befreundeten Manne diese mir erwiesene Achtsamkeit durch die Sorgfalt, welche er auf Unterricht und Erziehung seines Sohnes verwendete, zu vergelten sich bemüht erwies.

An Gelegenheit, solche geselligen Eigenschaften anzuwenden, fehlte es um so weniger, da die Primaner des Gymnasiums, deren keiner unter achtzehn Jahren war, zu den Winterbällen der Gesellschaft geladen zu werden pflegten, und es bald für uns ein Ehrenpunkt wurde, solcher gesellschaftlichen Bevorzugung durch unser Verhalten Ehre zu machen. Die sociale Schulung und die Gewöhnung an die guten Formen der Gesellschaft, welche mir durch alles dies zu Theil ward, hat nicht wenig dazu beigetragen, mir später alle Roheit, wo und wie sie mir weiterhin im Studentenleben entgegentrat, im richtigen Lichte erscheinen zu lassen. Als bald nach meinem Abgange zur Universität die gesellschaftliche Beachtung der älteren und reiferen Schüler der ersten Classe des Gymnasiums in Folge der mehr und mehr auf die Herabdrückung der Gymnasien gerichteten Verordnungen der Regierung unmöglich gemacht wurde, durch welche unterrichtete junge Leute von achtzehn bis zwanzig Jahren, an der Schwelle einer unbegrenzten akademischen Lebensfreiheit stehend, wie unmündige Knaben behandelt und von aller Berührung mit gebildeter Gesellschaft abgesperrt wurden, sind die Folgen davon eben so wenig ausgeblieben. Seitdem wurden die Gymnasien mehr und mehr die Vorbereitungsstätten jener sittlichen Roheit und Wüstheit, die sich in

dem landsmannschaftlichen Verbindungstreiben der Universitäten in widerwärtiger Weise breit machte. Doch davon wird später ausführlicher die Rede sein. Das Vertrauen, welches uns unsere Lehrer in gesellschaftlicher Hinsicht schenkten, ging so weit, daß sie es uns nicht nur zu wiederholten Malen gestatteten, uns mit einigen befreundeten jungen Leuten, die bereits außerhalb der Schule in bürgerlichen Berufen standen, am Schlusse eines Tanzunterrichts zur Veranstaltung eines Balles zusammenzuthun, zu welchem die Eltern und Angehörigen unserer Tänzerinnen eingeladen wurden, sondern daß sie uns auch selbst die Ehre erwiesen, bei einer solchen Festlichkeit unserer Einladung durch ihr persönliches Erscheinen zu entsprechen, um sich zu überzeugen, daß Alles in gesitteter Ordnung hergehe.

Zehntes Capitel.

Die erwähnten gesellschaftlichen Vergnügungen thaten übrigens unserem Fleiße in den Studien keinen Eintrag. Ich hatte mit meinen nächsten Schulfreunden einen Verein gegründet, in welchem wir uns allwöchentlich zur gemeinsamen Lectüre griechischer und römischer Schriftsteller versammelten. Den Anlaß dazu hatte unser trefflicher Conrector Schmidt gegeben, der in den Sommermonaten Morgens von sechs bis sieben Uhr privatim mit uns Primanern Aristophanes' „Wolken“ las, und uns in die Bedeutung der attischen Komödie für das athenische Leben und in das Verhältniß der genannten Dichtung zu der Persönlichkeit und Stellung des Sokrates einführte. Er war es auch, der unsere Privatlectüre regelte und uns diejenigen Schriften der Alten bezeichnete, welche wir in unserem Kränzchen uns anzueignen versuchten, wie er zugleich stets bereit war, uns auf unsere an ihn gerichteten Anfragen Bescheid zu geben und uns mit seiner reich ausgestatteten philologischen Bibliothek zu unterstützen.

Daneben trieb ich fortgesetzt eifrig Musik und gelangte in derselben so weit, daß ich in einem öffentlichen Concerte eine Hummel'sche Sonate und in einem anderen ein Beethoven'sches Concert mit voller Stimmenbegleitung nicht ohne Beifall vorzutragen unternehmen durfte. Mein Musiklehrer, der alte Herr Benckenstein, für dessen besten Schüler ich galt, war auf diesen meinen Erfolg nicht wenig stolz. Er gab mir seitdem noch freiwillig besonderen Unterricht im Generalbaß und in der Compositionslehre, und ließ es nicht an Aufforderungen fehlen, daß ich die Musik zur Hauptaufgabe meines Lebens machen und, statt zur Universität, je eher je lieber nach Wien gehen solle, um mich dort zum Claviervirtuosen und Musiker von Fach auszubilden.

Dieser alte Musiklehrer war eins jener Originale, wie man sie in unseren Tagen schon lange nicht mehr antrifft. Wie alt er sein mochte, war ein Problem, das mit Sicherheit zu lösen Niemandem gelang; doch erschien er mir, obgleich er die ersten fünfzig noch keineswegs sehr weit überschritten haben mochte, schon seiner äußeren Tracht wegen, die von der damals üblichen Mode in allen Stücken abwich, als ein sehr alter Mann. Er war vor zehn oder zwölf Jahren, ehe ich bei ihm Unterricht erhielt, eines Tages plötzlich in Prenzlau erschienen, wo er, da es dort gerade an einem tüchtigen Musiklehrer fehlte, bald ausreichende Beschäftigung gefunden hatte, deren Ertrag ihm bei seinen überaus bescheidenen Ansprüchen einen hinreichenden Unterhalt sicherte. Er bewohnte ein paar Dachstübchen in einem Hause am Markte, in denen er als ein vollständiger Einsiedler hauste. In Gesellschaften ging er niemals, und ich zweifle, daß er außer mir, den er vorzugsweise liebgewonnen hatte, irgend Jemandem während der Zeit meines Aufenthalts in Prenzlau den Zutritt zu seinen Penaten verstattete. Dort sah es freilich wunderlich genug aus. Das kleine niedrige Wohnzimmer war angefüllt mit einem Flügel und anderen musikalischen Instrumenten, deren er selbst eine große Anzahl spielte. Die Wände waren rings bedeckt von Repositorien, angefüllt mit gedruckten und geschriebenen Musikalien, Partituren, fremder und eigener Composition, sowie mit einer nicht unbeträchtlichen Anzahl Bücher, welche vorzugsweise der italienischen Literatur angehörten. Das Clavier und der große Tisch in der Mitte des Zimmers, der ihm zugleich als Schreib- und Eßtisch diente, und das halbe Dutzend Stühle, beides von unangestrichenem Tannenholz

gefertigt, waren stets bedeckt von einem Chaos von Musikalien und Notenheften, Büchern und Kleidungsstücken aller Art, und an einem uralten ausgesessenen lederbezogenen Lehnstuhle — dem einzigen Bequemlichkeitsmöbel der Wohnung — lehnte das spanische Rohr mit dem silbernen Knopfe, ohne das man ihn nie öffentlich erscheinen sah. Seine Kleidung bestand Jahr aus Jahr ein aus einem langen altmodischen Oberrock mit hohem zurückgeklappten Kragen und großen Stahlknöpfen, einer gelblichen langen Klappenweste von Manchester und gleichfarbigen und gleichstoffigen Unaussprechlichen, über die eine Art hoher bequemer Klappstiefel gezogen war. Das schwarze, hier und da schon stark ergraute Haar, das er dicht über der Stirn kurz verschnitten und von der Mitte des Kopfes lang nach hinten herabfallend trug, beschattete ein faltenvolles pergamentfarbenes Antlitz, dessen scharfgeschnittene ausdrucksvolle Züge durch ein Paar kohlschwarze Augen von außerordentlichem Feuer belebt wurden.

Es war bei Gelegenheit der Einübung jener von mir öffentlich vorzutragenden Musikstücke, daß er mich mehrere Abende hindurch besonders zu sich in seine Wohnung kommen ließ, — denn seinen gewöhnlichen Unterricht, für den er jede Stunde mit sieben „Münzgroschen“ d. h. vier sogenannten „guten“ Groschen bezahlt erhielt, ertheilte er mir in der Wohnung der Familie, bei welcher ich lebte. Noch heute gedenke ich der wundersamen Empfindung, die mir der erste mit ihm in seiner „Höhle“, wie er sie nannte, zugebrachte Abend verursachte, der sich bis gegen Mitternacht ausdehnte.

Nachdem wir bei dem Scheine einer Oellampe, die das Clavier, an dem ich saß, und eines Talglichts, das sein Violinpult erhellte, die sorgfältigsten Proben gehalten hatten, erzählte er mir Einiges von seinem früheren Leben. Er war ein geborener Deutsch-Böhme, Sohn eines Stadtmusikus, in früher Jugend nach Wien gekommen, wo er den größten Theil seines Lebens zugebracht, den „göttlichen Mozart“ noch gekannt, und in einer fürstlichen Capelle eine Anstellung gefunden hatte, die ihm die Bekanntschaft mit dem „Heros der Tonkunst“ Beethoven verschaffte. Eine romantische Liebesleidenschaft mit tragischem Ausgange für eine vornehme Frau hatte ihn in Verwicklungen gestürzt, die ihn zwangen, heimlich flüchtend, Wien zu verlassen. Ein umherschweifendes Leben ohne Glück noch Stern hatte ihn endlich in „dieses scythische Land“, wie er meine Heimath nannte, geführt, wo er nun seit Jahren als ein Fremder und Heimathloser sein vereinsamtes Leben lebte. Er war thatsächlich bekannt als ein erklärter Weiberfeind. „Hüte dich vor den Weibern, wenn du dein Glück lieb hast! sie sind mein Unglück gewesen!“ rief er aus; „ohne sie wäre ich —“ Er vollendete den Satz nicht, aber seine dunklen Augen leuchteten in so zorniger Gluth, daß mich der Anblick des Alten erschreckte, und ich froh war, mich von ihm, der späten Stunde wegen, verabschieden zu können. Sein grimmiger Haß gegen das Geschlecht, dem er gelegentlich in fast cynischer Weise Luft machte, verwundete mein Gefühl um so schwerer, je tiefer ich selbst mich von dem Gegentheile desselben erfüllt wußte. Er selbst aber blieb mir bis zum Ende meiner Gymnasialzeit ein treuer Freund und Lehrer, und noch heute weilt mein Blick mit dankbarer Rührung auf den zwei vergilbten Erinnerungsblättern, die er mir, als ich Prenzlau verließ, in mein „Stammbuch“ schrieb, und deren eines lautete: „Wenn du ein Weib lieben willst, so liebe die Frau Musica, denn sie allein von allen Weibern ist treu!“

Wunderlich genug sollte ich bald darauf an mir selber die Erfahrung machen, daß meines alten Musikmeisters Warnungen vor aller Galanterie gegen das schöne Geschlecht sich auch ohne alle vorhandene Liebesleidenschaft erfüllen könnten. Und das ging so zu.

Es war am Ende eines der zuvor erwähnten Tanzkränzchen, daß ein junges Mädchen, die meine erwählte Tänzerin gewesen war, als sie sich anschickte, in Begleitung ihrer Mutter den Ball zu verlassen, in der Garderobe ihren dort abgelegten Mantel vermißte. Ich erbot mich sogleich, da sie ohne eine solche Bedeckung in der regnerisch kalten Spätherbstnacht unmöglich den Heimweg antreten konnte, ihr meinen Radmantel zu überlassen, zumal da ich den kurzen Weg nach meiner Wohnung, schnell laufend, ohne Gefahr,

mich zu erkälten, in wenigen Minuten zurücklegen konnte. Das Letztere geschah denn auch wirklich. Als ich aber vor der Thür meiner Wohnung anlangte, und nach meinem Hausschlüssel griff, ersah ich zu meinem nicht geringen Schrecken, daß ich denselben in der Tasche meines Mantels hatte stecken lassen. Die Nacht war bitter kalt, ein stiebender Schneeregen verstärkte sich mehr und mehr, während ich im leichten Tanzanzuge, von Tanz und Aufregung sowie durch das rasche Laufen in Schweiß gebadet, über eine halbe Stunde lang dem rauhen Unwetter ausgesetzt auf der Straße blieb, ehe es mir gelang, durch mein verzweifeltes Rufen und Schreien den Hausdiener zu erwecken und mir endlich Einlaß zu verschaffen. Die heftige Erkältung, welche ich mir durch meinen galanten Liebesdienst zugezogen hatte, wurde verhängnißvoll für mein ganzes Leben; denn sie legte den Grund zu einer Halskrankheit, die mich in Folge unrichtiger ärztlicher Behandlung seitdem durch mein Leben begleitete, bis sie sich im reiferen Mannesalter zu einem Grade steigerte, der mich zuletzt zwang, Amt und Lehrerlaufbahn aufzugeben.

Am anderen Morgen erwachte ich stimmlos, mit geschwollenem Halse und heftigen Schmerzen in demselben. Der herbeigerufene Arzt erklärte es für eine gefährliche sogenannte Halsbräune. Aber weder die sofort angewendeten Blutentziehungen und Umschläge, noch die während einer langwierigen Cur versuchten sonstigen starken Mittel, — unter anderen eine übermäßige Anwendung von Jodinetinctur, die ich bis zu einem, wie ich später erfuhr, verderblichen Uebermaße lange Zeit einnehmen mußte, waren vermögend, das Uebel zu bewältigen. Zweimal im Verlaufe der Krankheit stand ich in Gefahr des Erstickens, und wurde mein Vater durch einen reitenden Boten zu mir berufen. Als ich endlich nach langen Wochen wieder ausgehen durfte, hatte ich einen Verlust zu beklagen, den ich seitdem nie verschmerzt habe. Meine Singstimme war fort!

Von der Natur überhaupt musikalisch günstig veranlagt, besaß ich eine Gesangstimme, die mich vor dem Wechsel derselben zu dem besten Discantsänger in unserem Schulchore gemacht, und die später den Uebergang zu einem sehr angenehmen Tenorbariton genommen hatte. Von früh auf war ich durch meinen Vater, der selbst eine gleiche wohlausgebildete Stimme besaß, sorgfältig zum Gesange angeleitet worden, und hatte später dies Talent, das, meiner vorzugsweise lyrisch gestimmten Natur entsprechend, mir selber großen Genuß gewährte, mit einer Art von Leidenschaft ausgeübt. Mein Gesang hatte mir in jener Zeit, wo ein dergleichen Talent noch weit seltener als jetzt war, die angenehmsten geselligen Verhältnisse bereiten helfen. Ueberall, wo ich in Familiengesellschaften erschien, wurde ich zum Singen aufgefordert, und da ich bei meinem außergewöhnlichen musikalischen Gedächtnisse ein reiches Repertoir von damals beliebten Gesangstücken beherrschte und mich selbst bei meinem Singen auf dem Claviere zu begleiten verstand, so folgte ich solchen Aufforderungen um so lieber, je mehr ich damit selbst einem inneren Bedürfnisse genügte, und je weniger ich gleichgültig war gegen den Beifall, den meine Gesangfertigkeit mir eintrug. Neben den großen Zumsteeg'schen Compositionen Bürger'scher und Stollberg'scher Balladen, Mozart'scher Opernarien und den von Reichardt in Musik gesetzten Liedern aus Goethe's Wilhelm Meister, waren es besonders auch Compositionen von Dichtungen aus der Zeit des Freiheitkrieges, in deren Vortrag ich excellirte, und an manchen geselligen Abenden stundenlang meine Virtuosität zu allgemeiner Ergötzung zu zeigen nicht müde wurde.

Dies Alles sah ich nun durch jenen unglücklichen Zufall mit einem Schlage vernichtet. Mein Schmerz darüber war anfangs wirklich grenzenlos. Längere Zeit hindurch mochte ich keine Taste meines Claviers anrühren, da jeder Klang mich an den Verlust meiner Stimme mahnte. Auch war mir zunächst jeder Versuch, meine Stimme zu brauchen, vom Arzte streng untersagt, und das Bedauern, welches mir von allen Seiten über meinen Verlust ausgesprochen wurde, diente nur dazu, mein Unglücksgefühl über denselben zu erhöhen. Zwar gewann ich im Laufe der Zeit einen Theil der verlorenen Stimme wieder, aber Umfang, Schmelz und Stärke derselben waren für immer dahin; und auch der gebliebene Rest verschwand allmälig in Folge wie-

3*

derholter Anfälle jener verderblichen Krankheit, die sich nach und nach zu einem chronischen Leiden ausbildete, das mir zuletzt selbst andauerndes Sprechen beschwerlich machte, und sich so zu einem großen Hemmniß, ja ich darf sagen, zu einem wahren Unglück meines späteren Lebens gestaltete.

Aber die Jugend ist zum Glück elastischer Natur und besitzt an ihrer Fähigkeit zum Hoffen einen Schatz, der sie nicht zum Verzweifeln kommen oder eine solche Stimmung doch nicht lange andauern läßt. Und so gewann ich denn mit fortschreitender Genesung auch bald jenen hoffnungsreichen leichten Sinn wieder, der das eigentliche Glück der Jugend ausmacht. Nur mein Vater, dem ich den Anlaß meiner Krankheit nicht zu verschweigen vermochte, war darüber untröstlich, und der alte Meister Benckenstein unterließ nicht, als ich wieder die erste Unterrichtsstunde bei ihm nahm, mir in seiner kaustischen Weise ein zorniges: Tu l'a voulu, George Dandin! zuzurufen.

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Der Islam im 19. Jahrhundert. Eine culturgeschichtliche Studie von H. Vambery. Leipzig, F. A. Brockhaus.

Der durch seine Reisen in Mittelasien und seine Forschungen im Gebiete der asiatischen Sprachen berühmte Verfasser unternimmt in der vorliegenden geistvollen Schrift, die Ergebnisse seiner langjährigen Beschäftigung mit Asien für die große Frage der Zukunft der asiatischen Völker, welche unter dem Islam stehen, dem europäischen Publicum vorzulegen. Die Zukunft dieser Völker kann nur aus dem Studium ihrer Gegenwart gedeutet werden, und so entwirft der Verfasser zunächst ein anschauliches und interessantes Bild ihrer jetzigen commerciellen, politischen, intellectuellen Zustände, belebt besonders durch mannigfache eigene Beobachtung und jene feinen Züge, die nur einer solchen zu Gebote stehen. — Auf dem Grunde eines solchen Ueberschlages der gegenwärtigen Kräfte dieser Länder entwickelt er seine Ansichten von ihrer Zukunft. — Er hat wenig Zutrauen zu der jungtürkischen Partei, welche jetzt in Konstantinopel nach Geltung ringt und sich dort mehrerer Zeitungen bemächtigt hat. Dieselbe zeigt alle Schattenseiten jener von dem voranschreitenden Nationalitätsgedanken bei halbbarbarischen Völkern Europa's und Asiens hervorgerufenen jungen Partei, die zugleich den Fortschritt und die nationale Abneigung gegen die Fremden auf ihre Fahnen schreibt. Das ist immer dasselbe bei unseren lieben Nachbarn in Ungarn, Polen, Rußland, Rumänien, der Türkei und so weiter, wer weiß, wie weit. Sie steifen sich auf ihre nationale Bornirtheit, sie geben vor, die Cultur der Fremden zu hassen, und sie überlassen es dem lieben Gott, in den Köpfen ihrer lieben Landsleute eine Cultur wachsen zu lassen, die nicht europäisch, echt national und doch Cultur wäre, das heißt ein hölzernes Eisen. „Allzu große Nähe und innige Vertraulichkeit mit solchen Bewegungen," sagt Vambery, „überzeugten mich jedesmal gründlich von deren Strohfeuer- und Seifenblasennatur." — Eben so wenig erwartet der geistvolle Reisende von der fanatischen neuesten muhamedanischen Bewegung in Indien und ihrer zelotischen Leidenschaft für den Islam eine Erneuerung. Ja, nicht einmal Erschütterungen größeren Umfanges befürchtet er von dieser Richtung; die Schreckensbilder einer solchen anwachsenden Bewegung in Indien, welche die Herren Hunter und Palgrave den Staatsmännern an der Themse als ein Wauwau vorhalten, erschrecken ihn, der eine panislamische Bewegung als unmöglich betrachtet, gar nicht. — Seine schließliche Ansicht ist sehr gemäßigt und besonnen. Er hofft, daß der abendländische Einfluß den traurigen Zustand der Dinge im islamitischen Osten einer stufenweisen Verbesserung entgegenführen werde; aber dieser stufenweise Fortschritt kann nach ihm nur ein sehr langwieriger sein, und nie kann er den Geist und das Leben im Osten einbürgern, welche gewisse physische und ethnische Bedingungen im Westen hervorgebracht haben, und die daher dem Westen allein eigen bleiben. Einen hervorragenden Einfluß auf die Weise dieses Fortschritts, seine Schnelligkeit und Richtung wird die Entscheidung üben, ob England oder Rußland das Uebergewicht in diesen östlichen Ländern zufällt. Der Verfasser steht mit seinen Neigungen sichtlich auf der Seite des englischen Einflusses; wir sind nicht im Stande, seine merkwürdige und höchst auffallende Ansicht von einer uneigennützigen und edlen Politik der ostindischen Verwaltung einer Prüfung zu unterziehen, aber ein Satz, der mit dem Inbegriff der bis jetzt bekannten Thatsachen so wenig zusammenstimmend erscheint, müßte erst von dem Verfasser durch genaue Analyse der ostindischen Verwaltung begründet werden, bevor er irgend eine Aussicht hätte, in einem Lande auf Gläubige rechnen zu können, das wie das deutsche Reich die Natur der englischen Politik und ihre Maximen an sich selber auf eine so völlig zweifellose Weise erfahren hat.



Kara-Kirgisen.

Von

H. Vámbéry.

Nach den unechten Kirgisen, von denen ich letzthin in den Spalten dieser Zeitschrift sprach, will ich nun meine Leser mit den echten Kirgisen bekannt machen, die auf dem Grenzgebiete zwischen dem ehemaligen China und Turkestan sich umhertreiben oder, um mich geographisch richtiger auszudrücken, jenen Landstrich inne haben, welcher zwischen dem Flusse Ili im Norden, über den Ala-tau, den Ufern des Isi-köls entlang, über die Hochebene von Pamir bis zu den nördlichen Ausläufern des Kün-lün-Gebirges hinweg sich ausdehnt. — Ja, echt sind diese Kirgisen; nicht nur weil der gelehrte Berliner Professor W. Schott dies in einer akademischen Abhandlung vor Jahren schon gründlich nachgewiesen, sondern weil ihr Thun und Lassen, ja ihr ganzes Sittengemälde solche Züge des urwüchsigen Türkenthums aufzeigen, denen wir sonst nirgends in der ganzen gigantischen Ausdehnung dieses Volkes von den eisigen Gestaden der Lena bis an die Ufer des mittelländischen Meeres begegnen. Kara-Kirgisen erfreuen sich dieses Vorzuges über ihre Stammesgenossen nur darum, weil über ihre felsige, aus hohen Bergen und tiefen Thälern bestehende Heimath die weltgeschichtlichen Strömungen schneller vorüberzogen und demnach weniger Spuren denn anderswo zurückließen. Ihre Zelte, ihre Heerden standen nicht auf flacher Ebene, um von den weltstürmenden Horden leichterdings hin- und hergeschoben werden zu können. Nicht minder ist auch der Umstand in Betracht zu ziehen, daß sie die Scheidewand zwischen den buddhistischen und islamitischen Elementen Asiens bildeten, von letzteren nur wenig, von ersteren aber gar nicht beeinflußt wurden und demnach viele Sitten und Gebräuche jener primitiven Form bewahren konnten, mit welcher das uralte Türkenvolk Jahrtausende hindurch gelebt haben muß.

Was ich unter Echtheit und Primitivität verstehe, ist allerdings nicht so sehr im Sinne des ästhetisch Schönen als des ethnisch Interessanten aufzufassen. Charakterzüge, Sitten und Gebräuche, in der westlichen Türkenwelt durch vielfachen fremden Einfluß matt und fahl geworden, treten hier in grellem Colorit ungeschwächt hervor, und sind bei Osmanen, Azerbeidschauern, Turkomanen und Oezbegen nur schwache Kennzeichen jener Eigenheiten zu erkennen, durch welche der Kara-Kirgise sich ethnisch hervorthut. Von der Lebens-

weise und Beschäftigung dieses interessanten Nomadenvolkes wollen wir hier nicht sprechen, da dieselbe von der der Kazaks und anderer Wandervölker sich wenig unterscheidet. Desto mehr Aufmerksamkeit verdienen aber einzelne Züge ihrer Sitten, die wir bei den westlichen Türken gänzlich vermissen, und die stark an das strenge Kastensystem des alten Indien erinnern. Hierher gehört in erster Reihe das tief wurzelnde aristokratische Gefühl, durch welches diese schlichten Leute in drei Classen sich theilen. 1. Manap, der Geburtsadel oder die Männer der weißen Gebeine, äquivalent mit unserem satirischen Ausdruck Blaublut; nur daß im glücklichen Europa diese Nüancirung des Blutes selten angedeutet und nie als Wahrheit behauptet wird, während der Kara-Kirgise dieser Classe darauf schwören würde, daß seine Gebeine von weißerer Substanz und von edlerem Stoffe seien als die seiner Brüder, da nur er allein vom Urahnen Tagai in gerader Linie abstamme. 2. Bochara oder die Schwarzbeinigen bilden die große Volksmasse und beobachten ersteren gegenüber strenge Unterwürfigkeit. Dem ungeachtet fehlt ihnen nicht das Bewußtsein ihrer Stärke, und mit eben dem stolzen Blicke, mit welchem der Manap auf den Bochara, sieht letzterer auf den Kul, welcher die dritte Classe bildet, hinab. Die Achtung der Jungen und Untergebenen vor den Vorgesetzten und Graubärten gipfelt in der Demuth und dem Gehorsam, welchen selbst der schon selbständige Sohn dem Vater bezeigt. Erscheint letzterer im Zelt, so erhebt sich die ganze Familie von ihren Sitzen, was der west- und mittelasiatische Türke wohl auch gewissermaßen thut, doch während dieser auf einen einzigen Wink des Vaters sich wieder niedersetzt, ist der Kara-Kirgise selbst nach vielem Drängen nicht dazu zu bewegen und bleibt also Stunden lang mit seinem Gesinde in Anwesenheit des Vaters stehen.

Für selbständig wird der Mann nur dann erklärt, wenn der Schnurrbart seine Oberlippe bereits dermaßen bedeckt, daß die rituell erforderliche Zustutzung schon als nöthig erscheint. Schnurrbart gilt auch bei anderen Türken als mit Mannbarkeit identisch: der Osmane nennt den herangereiften Jüngling „Bijykli-kischi“, d. h. schnurrbärtiger Mensch, doch existirt im Westen nirgends eine Feierlichkeit von solcher Tragweite und solchem Ernst als das Burut-Kesimi (Schnurrbart-Stutzen) der Kara-Kirgisen. Dieses wird in Verbindung großer Festlichkeiten begangen, die Scheere führt ein Graubart oder Religionsmann, und sind nun die wenigen Härchen gefallen — denn spärlich fürwahr ist der Bartschmuck, welchen die Natur diesen Leuten beschert — so eilen die Gäste mit ihren Gratulationen und Glückwünschen dem für reif erklärten Haussohne zu. Da giebt's nun Gelage, Wettrennen und Spiele, und somit ist der junge Kara-Kirgise ins Leben eingeführt. Fast Jeder hat schon im zwanzigsten Lebensjahre seine eigene Behausung und bisweilen auch schon das väterliche Erbtheil herausgenommen. — Da die Kirgisen mehrere Weiber haben, sind die Kinder der ersten und zweiten Frau in Erbschaftsangelegenheiten häufig beeinträchtigt, denn der Vater wirthschaftet fort, und bei seinem Tode betheiligen sich an der zurückgelassenen Habe nur die Kinder der jüngeren, d. h. späteren Frauen. Es ist selbstverständlich, daß die hier angedeutete Polygamie nur bei den Manaps üblich ist; die Schwarzbeinigen hingegen müssen sich dieses Luxus um so eher enthalten, als das Anschaffen einer Frau — denn Heirathen wäre hier nicht der passende Ausdruck — dort zu Lande eines der kostspieligsten Dinge ist. Wie meine Leser wissen werden, kann der junge Nomade nur dann in den Ehestand treten, wenn er reich genug ist, um den entsprechenden Kalim, Heirathsgut, zu bezahlen, welches im Gegensatze zu der bei uns herrschenden Sitte der Bräutigam nicht erhält, sondern an die Braut zu entrichten hat. So weit ich mich erinnere, hat der Kalim bei Turkomanen, Oezbegen und Kazaks einen standes- und zeitgemäß festgesetzten Cours. Bei den Kara-Kirgisen soll dies jedoch nicht der Fall sein, denn der Freier hat für das Mädchen nur so viel zu bezahlen, als es dem Vater, als dem Eigenthümer der Waare, gutdünkt. Es kann daher gar nicht auffällig sein, wenn die Frau schon in den ersten Jahren der Ehe sehr strenge behandelt wird. — „Ich habe für sie bezahlt, sie soll für das Geld arbeiten,“ ist die gebräuchliche Redensart des Nomaden, in der man

allenfalls vergeblich Zartgefühl zu entdecken im Stande sein wird. Diese Auffassung des Ehestandes ist leider in ganz Asien ein und dieselbe, daher eine junge Nomadin im 24. Jahre viel älter und welker aussieht als unsere Frauen im 40. oder 50. Lebensjahre.

Die Ehe wird bisweilen — ich selber habe auf der Turkomanensteppe einem Falle beigewohnt — von den betreffenden Eltern schon im zartesten Alter geschlossen. In den meisten Fällen jedoch ist Amor der Ehestifter. Das Anhalten um die Hand des Mädchens wird mit dem Feilschen um das Kalim begonnen, und wenn letzteres, d. h. die Anzahl der Kamele, Schafe und Pferde vom Vater des Mädchens genehmigt ist, kann der junge Kara-Kirgise sich als Bräutigam verkünden lassen. Er erhält sodann auch die Erlaubniß, seine Braut das erste Mal zu besuchen. Der Bräutigam muß dem zukünftigen Schwiegerpapa ein Pferd und einen ganzen Anzug präsentiren, wofür letzterer ein Schaf schlachtet und das in Schmalz gebackene und mit Käse bestreute Lammfleisch serviren läßt. Mit dem ersten Besuch muß gleichzeitig die erste Escomptirung des Kalim geschehen. Die Dame erwartet ihren Freier, der sich früher durch seine Gefährten beim Papa ankündigen läßt, in einem separat aufgeschlagenen Zelte, muß aber, bevor ihm der Eintritt gestattet wird, an das dort harrende Frauenpersonal Geschenke entrichten, ja sogar ein specielles Bräutigam-Compliment muß er machen, kleine Bücklinge nämlich, wobei mit den Fingerspitzen die Fußbekleidung zu berühren ist. Wohl erlaubt es Anstand und Sitte, Abends einen Incognitobesuch abzustatten, doch harren da seiner wieder spendendurstige Weiber, und aufs Neue muß er Geschenke machen. Billig kommt demnach die Heirath bei den Kirgisen keineswegs zu stehen.

Die Frau kommt im Ganzen billiger davon. Ihre Ausstattung besteht zumeist aus zwei oder drei Anzügen, Hausgeräthschaften, Schmuckgegenständen, mitunter auch einigen Kamelen oder auch einigen geschirrten Pferden. Eine wichtige Rolle spielt die Schmückung des Frauenhutes, Schökele genannt, welcher unter besonderen Feierlichkeiten aufgesetzt wird, nachdem der Mädchenhut unter Liedern und Gesängen, unter Weinen und Klagen der nächsten Anverwandten, wie auch unter Gratulationen der Gäste bei Seite geschafft worden ist. Das Hochzeitsfest selbst wird hier wie überall auf der Steppe mit luxuriösen Schmausereien eröffnet. Die Brüder der Braut und des Bräutigams müssen die weichgekochten oder gebratenen Schaf- oder Pferdefleischstücke den Gästen zurechtmachen, d. h. sie zerbröckeln dieselben in einer höchst undelicaten Weise und legen sie den älteren Gästen vor. Markbeine werden zerschmettert und das Fett in dicken Klumpen dargereicht, und nachdem die Tafelrunde dem vorhandenen Vorrath thunlichst zugesprochen, wird zum Schluß gleichsam zur Abspülung des Genossenen eine Bouillon in großen Schüsseln credenzt. Beschlossen wird das Festessen mit den üblichen Hochzeitsliedern. Sänger setzen sich in Halbkreisen, die Männer den Mädchen gegenüber, auf die Erde nieder, da nämlich jeder junge Mann sich ein Mädchen auserkoren, mit welchem er sein Duett zu singen beabsichtigt. Den Anfang macht der Mann, indem er in improvisirten Versen die Schönheit und Vorzüge seiner Geliebten besingt, worauf das Mädchen, gleichfalls improvisirend, mit einer passenden gereimten Antwort bereit stehen muß. Hat das eine Paar geendigt, beginnt alsdann das andere. So geht es mehrere Male in der Runde herum, wobei es natürlich auch an Neckereien und derben unästhetischen Ausdrücken nicht zu fehlen pflegt, obwohl die moralischen Zustände auf der Steppe, wo islamitische oder christliche Civilisation fern geblieben ist, bei weitem nicht so übel sind, als es der Ton und Inhalt der Lieder vermuthen ließen. Spät in der Nacht trennen sich die Gäste, und werden diese Schmausereien, je nachdem es die Vermögensumstände erlauben, mehrere Tage wiederholt.

Tritt nun die Neuvermählte in das Haus ihres zukünftigen Lebensgefährten ein, so muß sie beim Ueberschreiten der Schwelle ein Stück Fett ins lodernde Feuer werfen. Aus dem Prasseln und Züngeln der Flammen wollen nun die Matronen die Licht- und Schattenseiten des zukünftigen ehelichen Lebens erkennen, bestimmen im Voraus die Qualität und Quantität der Nachkommen und wissen dem jungen Ehemanne über die häuslichen

Tugenden seiner Gemahlin Bescheid zu geben. Vor der Thür wird ein Lamm geschlachtet, dessen abgeschnittener Schwanz ins Zelt gebracht und durch das Rauchloch wieder hinausgeworfen wird. Hiermit soll nämlich bezweckt werden, daß mit dem Rauche des Feuerherdes zugleich „die schwarzen Geister", welche die Eintracht stören könnten, freien Abzug haben. Der Rauch des dürftigen, bisweilen nassen Brennmaterials, für Ungewöhnte oft so unerträglich, schadet den Sehorganen des Nomaden nur wenig; desto größer aber ist das Unheil, das „die schwarzen Geister" anrichten, ein Unheil, das die Frau des Hauses am meisten zu empfinden hat; denn die rosigen Stunden der ersten Ehetage zerrinnen gar bald gleich dem Luftgebilde des heißen Steppentages, und der theuer erkauften Frau, mag sie nun auch noch so edlen und reichen Ursprunges sein, harren Stunden einer höchst mühe- und qualvollen Existenz. Dies mag auch Ursache davon sein, daß die Hochzeitslieder von solch melancholisch düsteren, an Elegien gemahnenden Tönen durchdrungen sind.

Uebrigens ist diesen Nomaden von all ihren Wanderbrüdern das härteste Loos zu Theil geworden. Sie zerfallen nach den neuesten authentischen Daten in folgende zehn Stämme: 1. Sult, 2. Saribagisch, 3. Bogu, 4. Kuschtschi, 5. Mangisch, 6. Sajak, 7. Tschirik, 8. Bassis, 9. Sumurum, 10. Atjis. Von diesen treiben sich die meisten in felsigen, gebirgigen Gegenden umher. Im Sommer bieten wohl die Thäler und Schluchten, von den ewigen Gletschern der Altai- und Kün-lün-Gebirge bewässert, einen angenehmen Aufenthaltsplatz, doch um so größer sind die Drangsale einer rauhen Winternatur. Und den Kara-Kirgisen begegnet man selbst auf dem 15000 Fuß hohen Plateau des kleinen und großen Pamir, wo die Heerden oft unter mehrere Fuß tiefem Schnee den dürftigen Grashalm aufsuchen, während der Hirt auf der Jagd nach dem ovis poli, einem Schafe mit riesigen Hörnern, den gefährlichsten Abenteuern nachgeht. Und dennoch sagt diese wildromantische Existenz diesen Kindern der Natur in solch einem Maße zu, daß sie, ungleich den übrigen Nomaden, diese Heimath seit undenklichen Zeiten inne haben, sie wird auch wahrscheinlich am längsten der Sitz des urwüchsigen Nomadenlebens bleiben; denn während infolge der allerneuesten außergewöhnlichen politischen und socialen Umwälzungen die Steppenwelt Centralasiens großen und ungeahnten Veränderungen entgegengeht, so wird wohl hier Alles noch lange, lange beim Alten bleiben. Im Bewußtsein eines solchen Verhältnisses sehen wir heute schon einzelne Kazaken, die aus Widerwillen vor russischer Civilisation und russischer Botmäßigkeit das Weite suchen, ihren Weg dem Osten zu, ins Land der Kara-Kirgisen nehmen.

Velkommen til Norge!

Eine Reiseskizze

von

M. Ulfilas.

„Velkommen til Norge!" so wird in gewissen Gegenden Norwegens sehr charakteristisch der Fremde begrüßt. Vielleicht gelingt es mir, mit diesem Gruß Manchem ein jungfräuliches Stück echt germanischer Erde zu erschließen, welches allen Denjenigen wie für sie geschaffen erscheinen wird, die lange genug mit der großen Masse im Staube der Touristenstraßen gewandert sind.

Ein Handbuch, wie wir's für Deutschland, die Schweiz rc. gewöhnt sind, fehlt bis jetzt noch für Norwegen. Denn, wenn auch das allein nennenswerthe Werk von Yngwar Nielsen ganz Norwegen von Fredrikshald bis Vadsö umfaßt, so berichtet dasselbe doch oft recht unparteiisch gleich viel oder gleich wenig von Orten, welche der Reisende nimmer besucht, wie von denen, welche ihn allein interessiren. Hoffentlich wird dies 1874 in erster Auflage erschienene Buch bald manche Vervollkommnung erhalten.

Wer Englisch spricht, thut vorläufig am besten, das compendiösere, mit schätzenswerthen Specialkarten und praktischen Beilagen ausgestattete, überdies reich illustrirte englische Reisehandbuch (wesentlich eine Uebersetzung des norwegischen) zu

benutzen. Auf keinen Fall verlasse man sich in den „nordischen Einöden“ mit der unvollkommenen Karte, welche dem Nielsen'schen Buch beigegeben ist, sondern trachte in Christiania nach Specialkarten, etwa der „Amtskarte“.

Die Reisezeit beginnt Mitte Juni und dauert längstens bis Mitte August. Verfasser mußte oft genug bereuen, dies nicht berücksichtigt zu haben. Das Eis der Gletscher und die zahllosen Wasserfälle gewähren in dieser Zeit den schönsten Anblick; der freigebige Himmel geizt wenigstens relativ mit Regen und die Nacht bleibt der Mitternachtssonne wegen sehr hell.

lang die Zügel zu halten, und mit der Zunge zu schnalzen, worauf jedes norwegische Pferd, wenn es einigermaßen gewitzt ist, lauert, ehe es eine kurze Strecke trabt. Variatio delectat.

Während die geschmackvoll eingerichteten norwegischen und schwedischen Dampfer im Allgemeinen die unserigen durch gute und billige Verpflegung übertreffen, bieten die schlichten Landgasthäuser, meist zugleich Skydsstation, und immer „Hotel“ genannt, nur etwa für zehn Personen ein annehmbares Nachtquartier (pro Person eine norwegische Mark = 90 Rpf.). Die eigentliche Reisezeit ist



Kariole.

ja nur kurz, und das ganze, weit über 5000 Quadratmeilen große Land wird jährlich nur ungefähr von eben so viel Menschen durchreist wie Köln an einem Tage. Damen, welche auf unseren Hotelcomfort nicht verzichten und tagelanges Unwetter nicht mit lachendem Gesicht ertragen können, qualificiren sich wenig für eine skandinavische Reise.

Am angenehmsten reist man zu zwei, höchstens vier Personen, mit Rücksicht darauf, daß die größten landesüblichen Wagen nur zwei Sitzplätze haben. Sie verhalten sich zu ihren einsitzigen Concurrenten etwa wie bei uns der Omnibus zum Landauer, die Qualität beider anlangend freilich ein verwegener Vergleich.

Um bei den großen Entfernungen, um welche es sich in Norwegen handelt, nicht zu langsam von der Stelle zu kommen, wird der eifrigste Fußgänger wohl immer einen Theil der Tagestour mit Skyds (der zu Land und Wasser eingerichteten, staatlich controlirten Beförderungsgelegenheit) fahren. Andererseits ist Nichts ermüdender und abstumpfender, als tage-

Das Frühstück (Frokost), bestehend aus Kaffee oder Thee, englischen Bisquits und Cakes, dem norwegischen Haferbrot (Fladbröd), meist auch Roggenbrot, gekochten Eiern, gebratenen Fischen, Lachs, warmem Braten (meist Hammel oder Renntbier, nie Schwein), verschiedenem Käse und Butter, Alles sehr reichlich à discrétion

gegeben, wird gleichfalls mit 90 Pf. berechnet.

Das Mittagsbrot (Middagsmad), bei welchem der deutsche Reisende meist die Suppe vermißt, sofern sie nicht nach norwegischer Sitte zum Schluß kommt, ist oft reichhaltiger und kostet dann 1 Mk. 80 Pf.

Der Abend bietet fast immer eine getreue Wiederholung der Frühgenüsse.

Theurer zu leben ist nicht gut möglich, wenn man nicht an Stelle des überall ganz vortrefflichen Lagerbiers (Bairisk Oel à ganze Flasche 45 Pfg.) Wein trinkt, wo solcher überhaupt zu haben ist. Andererseits kann auch kaum billiger gelebt werden, da Nichts portionsweise gegeben wird. Man müßte sich denn im schlichten Bauernhaus zu Gast laden, wo es für den Fremden interessant genug hergeht. Meist ist er auch gern gesehen, wenn er freundlich eintritt, und nicht herrisch fordert, wie man das in Norwegen den Engländern zum Vorwurf macht. Fragt man dann den Bauern nach der Schuldigkeit, so wird er meist antworten: gieb, wieviel du willst. In wenig bereisten Gegenden ist ihm ein herzlicher Händedruck lieber als ein Geldstück.

Um nach diesen Vorbemerkungen schnell in medias res zu kommen, verzichte ich zwar darauf, bei den großartig schönen und vielgerühmten Trollhättanfällen des Götháelos zu verweilen. Wohl aber sei der Dampfbootfahrt von hier über den Wenersee (in Wenersborg sehr zu empfehlen das Stadthaushotel) durch den idyllischen, mitunter hochromantischen Dahlslandscanal nach Strand, von da durch prächtig bewaldete Thäler nach Fredrikshald mit wenigen Worten gedacht. Es ist dies unbestritten die lohnendste Route, welche man nach dem südlichen Norwegen wählen kann.

In dem entzückend schön gelegenen Fredrikshald mit seiner kleinen hochthronenden Bergfeste stehen wir auf stolzer norwegischer Erde. Das schlichte Denkmal, welches die schwedische Armee hier ihrem berühmten König Karl XII errichtet hat, ist ein Wahrzeichen der vielen Kämpfe, in welchen die tapferen Bewohner der kleinen Grenzstadt ihren eroberungslustigen Nachbarn Halt geboten. Wie es in der Inschrift wehmüthig über den Tod des Heldenkönigs heißt:

„Han kunde ikke vika,
Blott falde kunde han,“

so erging es hier allen Schweden. Der Sieg war ihnen nie vergönnt, nur der Heldentod.

Von den Wällen der steilansteigenden Festung aus genießt man ein herrliches Panorama auf die Stadt, einzelne Partien des schönen Fjords mit dem Hafen und dem breiten Tistedalselv, die umgebenden Berge und die üppige Vegetation der Thäler. Wer dies Bild im rosigen Duft der Abendbeleuchtung unter einem goldgesäumten Himmel gesehen hat, wird den überwältigenden Eindruck nicht leicht wieder vergessen.

An einem herrlichen Augustmorgen trug uns der „Oslo“ über den malerischen Iddefjord. Der Skager Rack, zum Zeichen seiner seltsamen Friedfertigkeit in blauer Färbung, rollte niedrig brandende Wogen gegen die nackten Scheeren. Dann stiegen zur Linken Höhenzüge in grauer Ferne aus dem Wasser empor und davor immer deutlicher erkennbare Küstenorte. Wir fuhren im Christianiafjord ein, dessen landschaftliche Schönheit sich fortdauernd steigert, bis man die Krone des Ganzen, die bezaubernd schön gelegene Residenzstadt erreicht, deren alten Namen unser Dampfer trug.

Als empfehlenswerthes Hotel in Christiania sei der „Kong Karl“, jetzt „Hotel Royal“, genannt, dessen Besitzer, Kastenbein, ein Deutscher ist.

Der schönste Platz dieser Stadt ist der „Eidsvoldplads“, an welchem das Storthingshaus mit seinen löwengeschmückten Treppenwangen steht. Man sieht von hier bis weit hinauf zu dem würdevollen königlichen Schlosse.

Aeußerst lohnend ist ein Besuch des etwa eine Stunde westlich von Christiania am Fjord freundlich aus dunklem Waldesgrün hervorblickenden Schlößchens Oskarshall. Hier bietet sich eine unendlich reiche Rundsicht auf die blaue See, grüne Thäler, hohe Bergketten, die weit verstreuten Villen und das aus dem Häusermeer leuchtende weiße Schloß. Abgesehen von vortrefflichen norwegischen Landschaftsbildern besitzt Oskarshall einen köstlichen Schmuck in einem Cyklus Tidemand'scher Genrebilder, welche den Lebenslauf des nordischen Bonden (Bauern) idealisiren.

Die großartige Fernsicht, welche man von dem circa zwei Stunden nördlich gelegenen Frognesäter genießt, wird erst vom offenen Meer und den Bergriesen von Hallingdalen und Thelemarken begrenzt.

Ein Ausflug nach Krokkleven bei Sundvolden am Tyrifjord (einem schönen Binnensee) kann von Christiania aus auf drei oder vier verschiedenen Routen gemacht werden, die sämmtlich große Naturgenüsse bieten sollen. Uns veranlaßte das eingetretene Regenwetter mit der Westbahn im großen Bogen über Drammen nach Hönefos zu fahren. Die herrliche Szenerie dieser Linie beginnt mit dem Christiania- und dem Drammensfjord. In großen Windungen steigt die Bahn durch prächtige Thäler, überschreitet stattliche Wasserfälle, begleitet den mächtigen Drammenself und bleibt dann lange dem Ufer des Tyrifjord treu.

Für uns waren leider alle diese Herrlichkeiten in Schleier gehüllt, welche dem Auge wenig, der Phantasie viel übrig lassen. Der böse Regengott mochte wohl Alles in schönster Ordnung glauben, auf uns hat er mit manchem späteren Regen nie wieder so deprimirend gewirkt wie hier.

Ueberraschend schön eröffnet sich die Landschaft bei Drammen. Der breite Drammenself war meilenweit mit Holzstämmen buchstäblich überdeckt, ein Beweis für den großen Holzreichthum (Nadelholz und Birken) des Landes.

Da die Westbahn nur zwei Wagenclassen führt, wird Jeder die erste benutzen, der sich nicht danach sehnt, das kunstgerechte unausgesetzte Speien des zweiten, dritten und vierten tabackkauenden Standes zu bewundern.

In Hönefos bestimmte uns die Nähe am Bahnhof für Helgessen's Hotel, das wir befriedigt verlassen haben.

Der Wasserfall, nach welchem das Städtchen benannt ist, imponirt zwar immerhin durch die gewaltige Masse, welche sich herabwälzt, er erreicht aber entschieden selbst in der wasserreichsten Zeit nicht die Schönheit der malerisch gruppirten Trollhättanfälle, weil ihm der herrliche Rahmen fehlt, welcher jene zu einem abgeschlossenen Bilde voll unendlicher Naturpoesie macht.

Vom schönsten Wetter begünstigt, unternahmen wir nun zu Fuß die Partie nach Krokkleven. Bald rauschte tief zu unseren Füßen, durch Waldlichtungen schimmernd, der Aadalself. Neben dem Wege prangten Farrenkräuter und Waldblumen mit glitzernden Tropfen. Die grünen Berge und reich gesegneten Gefilde ruhten im Sonntagsfrieden vor uns, und ferne Kirchenglocken sandten ihre summenden Töne über den tiefblauen Tyrifjord. Am Eingang eines sauberen Bauernhauses, in welchem gefrühstückt wurde, war der Boden mit kleingeschnittenem Tannengrün bedeckt, das man nach nordischer Sitte gern zum Zeichen des Feiertages streut wie bei uns in vielen Gegenden den weißen Sand.

Etwa nach drei Stunden kamen wir über die an der schmalsten Stelle einer Seeenge angelegte lange Brücke im freundlichen Gasthause von Sundvolden an.

Leider ist die Ersteigung der besonders von Christiania und Drammen aus viel besuchten Klamm — das bedeutet „Kleven“ — eben so lohnend als beschwerlich. Der steil ansteigende Weg ist mit wildem Geröll bedeckt, obgleich am oberen Ende des Krokklev in der Nähe des kleinen Gastzimmers (Klevstue) schon seit Jahren eine poetische Sammelbüchse in vier Sprachen an die Völker der Erde die Bitte richtet, dieser Calamität ein Ende zu machen. Damen und ältere Herren reiten in der Regel hinauf.

Meist unmittelbar neben dem Wege, dann und wann in jäher Tiefe verschwindend, stürzt ein üppig von mehrere Fuß hohen Farrenkräutern umwucherter Bach zu Thal.

Der Anblick, welchen das Letztere schon von der Schlucht selbst aus gewährt, ist unbeschreiblich schön.

Der Weg von der Klevstue zur Königsaussicht spottet an vielen Stellen gleichfalls aller Beschreibung. Wer in den Straßenbauten unserer Touristenländer den Ruin aller Romantik erblickt, mag hier nach Herzenslust ungekünstelte Natur schwelgen, falls ihm beim muthigen Sprunge mit unberechenbarem Erfolg von einem glatten schiefen Block zum anderen, beim beherzten Durcheilen der krystallklar den Weg überrieselnden Bächlein, beim leichtbeschwingten Ueberschreiten von nach-

giebigem Erdreich Zeit zu sinnigen Gedanken bleibt. Doch Jeder verlacht die glücklich überwundenen Hindernisse, wenn er endlich bei der umgitterten Felspartie anlangt, welche das erreichte Ziel, die „Aussicht des Königs", bezeichnet.

Sie ist in Wahrheit königlich. Ein unendlich weites, rings von Bergen begrenztes Paradies liegt zu unseren Füßen.

Im fernen Westen der ewige Schnee von Thelemarken und Hallingdalen, in der Mitte dieses Horizontes der gegen 6000 Fuß hohe Gansta. Unmittelbar vor uns der entzückende Tyrifjord mit seinen bewaldeten Inseln, das kleine Dampfboot wie Zwergenspielzeug tragend. Hier und da zwischen wogenden Kornfeldern die dunkelrothen hölzernen Häuser mit ihren grell herauslugenden, weiß angestrichenen Fenstern. Der eigenartige Reiz der „Aussicht der Königin", welche zur anderen Seite der Schlucht liegt, besteht darin, daß sie, ähnlich dem Blick aus der Klamm, ein schon im Vordergrunde von dichtem Waldesgrün eng begrenztes Bild bietet.

Drunten im Gasthause harrten unserer die ersten norwegischen Forellen. Durch den sonnigen Tag ermuthigt, nahm einer unserer Freunde in der Abendkühle ein „Styrtevand" (Sturzbad) von 9 Grad Reaumur „Wärme" und schaukelte sich dann mit zwei Gefährten im Miethboot auf dem wogenden See, bis der kühle, immer heftiger werdende Abendwind zum Landen nöthigte. Auf Norwegens Binnenseen ist dies oft für den Fremden ein recht schweres Stück Arbeit wegen des unter dem Wasserspiegel weithin gegen das Ufer vorgelagerten Gesteins. In den eigentlichen Fjorden (den Einschnitten des Meeres) und an der Meeresküste selbst ist dagegen eine Tiefe von 1000 Fuß bis zur Landestelle nichts Seltenes.



Kirche von Borgund.

Die norwegischen Ruderboote haben in der Regel in ihrem dünnen Boden eine verschließbare Oeffnung, welche zum Ablassen des oft genug recht reichlich an-

gesammelten Regen- und Leckwassers dient.

In Gesellschaft einer Anzahl dänischer Schullehrer, die in Christiania mit ihren skandinavischen Collegen getagt und von dort Krokkleven besucht hatten, für Deutsche aber herzlich wenig Sympathie verriethen, erreichten wir am nächsten Morgen mit dem kleinen Postdampfer Sjärdalen, eine bereits passirte Station der Westbahn.

So ging es denn frisch und frei weiter zunächst zum Endpunkte der Bahn Randsfjord am Binnensee gleichen Namens.

Sobald der Elv sich nach Norden wendet, genießt man einen bezaubernden Fernblick in sein nun fast rechtwinklig zur Straße gerichtetes Thal.

Bald hinter Gravdalen hat dieselbe ihre höchste Steigung von über 2000 Fuß erreicht. Wir sind auf dem Tonsaas angelangt, welcher die Stromgebiete des Etnedalselv und der Bägna scheidet.

Das trotz der hohen Lage hier wie fast überall üppig wuchernde, gerade reife Früchte tragende Erdbeerkraut und die dichten Himbeerhecken verschafften uns



Närödal.

manche Erquickung. Nur die liebliche Moltebeere, die wir in Mügge's „Afraja" überall gefunden, hat uns ein feindliches Geschick nirgends in den Mund gespielt.

In seiner ganzen Ausdehnung (circa 10 Meilen Länge) ist dieser schöne See von prächtigen Bergen umgeben, welche dabei mehrfach eine Fernsicht auf den ewigen Schnee gestatten; aber die zweite beschwerlichere Route nach Valdres über den nur drei bis vier Meilen langen Spirillensee und durch das Thal der Bägna mag reicher an Abwechselungen und somit noch interessanter sein.

Von Odnäs, der letzten Dampferstation, führt die Straße durch das wasserreiche Thal des Etnedalselv. Derselbe eilt in rauschenden Cascaden dem Randsfjord zu und nimmt von den hohen, oft fast senkrecht ansteigenden Felsenwänden herrliche Gießbäche auf.

Im Distrikt Valdres etwa dreiviertel Meilen vor Frydenlund öffnet sich zur Linken das schön bewaldete Thal der Bägna, welche dem Spirillensee zuströmt.

Wenn bisher hier und da kleine Seen selbst auf dem Gebirgsrücken (das bedeutet Aas) und herrliche Wasserfälle das Auge erfreuten, begleitet nun bald hinter Frydenlund, wo wir gutes Quartier fanden, der schöne Strandefjord (ein Binnensee) lange die Straße. Derselbe bekommt aus manchem stattlichen Fos

(Wasserfall) Zufluß. Sein ferner Hintergrund wird durch 7000 Fuß hohe Spitzen des Jotungebirges gebildet.

Auf der an landschaftlichen Schönheiten reichen Route durch Valdres längs des oben erwähnten Strandefjords und später des Slidrefjords marschirten wir lange mit zwei jungen Norwegerinnen um die Wette. Mit dem Ränzel auf dem Rücken, in einfachem zweckmäßigen Reisecostüm durchwanderten sie mutterseelenallein und kreuzfidel das Land. Wie uns vielfach bestätigt wurde, werden solche Touristinnen hier von Niemand belästigt, weil ihr Vaterland dazu im guten Sinne noch nicht civilisirt genug ist.

Etwa zwei Wochen später begrüßten uns beide Schwestern in der Umgegend von Bergen aus der Veranda des elterlichen Hauses.

Wir machten heute schon früher als sie in Ölken am Slidrefjord Quartier, das uns mit Recht aufs Wärmste empfohlen war.

Die schöne Lage dieses Complexes von Gaarden (Gehöften), insbesondere unseres hoch gelegenen Hotel Brandt, dessen vorzügliche Küche und die Liebenswürdigkeit der Wirthsfamilie veranlaßten uns zu einer mehrtägigen Rast.

Ein fernerer gewichtiger Grund war der, daß wir äußerst wenig Wäsche mit uns hatten. Dabei sei bemerkt, daß man auf einer norwegischen Reise so gut als in Deutschland oft genug Waschgelegenheit hat, um mit Wenigem auskommen zu können. In Norwegen aber muß dies gerade sehr angestrebt werden. Die kleinen Handkoffer, welche wir von Christiania aus zur See nach Bergen gesandt hatten, bekamen wir, ohne viel entbehrt zu haben, erst lange nach der Heimkehr wieder zu Gesicht.

Lohnender als die Jagden auf schönfarbige wilde Enten, welche den stillen See und seine prächtigen Ufer und Inseln beleben, und lohnender als alle Fischzüge mit der endlosen hakenreichen Lachsforelleneine und der wuchtigen Lachsangel mit noch endloserer Schnur waren die Ausfahrten selbst, welche auf dem für solche ehrgeizigen Unternehmungen zu unserer Verfügung stehenden Boote stattfanden. Jeder Schuß erreichte wenigstens, daß sein dröhnendes Echo feierlich an den stolzen Bergwänden dahinrollte.

Als wir am Morgen Ölken verließen, hüllten leider lange Zeit recht tief gehende Wolken den größten Theil der Berge ein. Wir waren dem ewigen Schnee bedeutend näher gekommen, aber er schimmerte jetzt nur schwach durch die kalte, trübe Luft.

In Stee wurden wir mit zwei Stolkjärrenführern handelseinig, welche leer nach Laerdalsören zurückkehrten. Nachdem sie uns von Ölken an mehrfach ihre Fuhrwerke für denselben Preis angeboten hatten, welchen man beim stationsweisen Wechsel frischer Pferde zahlt, entschlossen sie sich hier zu einer billigen Offerte. Später bereuten wir bitter, auf ein Engagement für den ganzen Tag eingegangen zu sein. Mag's Anderen „eine Witzung werden".

Das Gasthaus zu Öilo machte durchaus keinen schlechten Eindruck (Nielsen tadelt es), und die Wirthin bat aufs Angelegentlichste in norwegischer und englischer Sprache um Recommandation. Auch das „Skydsbog" enthielt in dänischer, englischer, deutscher und vereinzelt auch französischer Sprache manche eifrige Empfehlung dieser Station. Man trägt streng genommen in dies Buch nur, wenn man zu fahren wünscht, seinen Namen, die erforderliche Anzahl Pferde sowie etwaige Beschwerden ein. Da jedoch die Pferde oft weit hergeholt oder, wenn eine englische Karawane das Land durchzieht, sämmtlich erst von der nächsten Station zurückerwartet werden müssen, bleibt oft genug auch Zeit für andere Herzensergüsse.

Der Charakter der Landschaft ward immer wilder und großartiger. Losgetrennte Blöcke ragen thurmhoch in die Luft, oft schräg über einen Theil des Weges gelehnt. Zur Rechten dehnt sich der krystallklare Vangsmjösensee aus.

Die über 600 Jahre alte Kirche, welche einst hier stand, kaufte Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, um sie der Kunstgeschichte zu erhalten. Als dieselbe bei Schmiedeberg unter ihrem alten Namen Vang aufgebaut werden sollte, zeigte es sich, daß der spottbillige Kaufpreis immerhin hoch genug war. Denn ein großer Theil des mürben Materials konnte nur noch als Muster für neue Stücke dienen, welche den aerugo nobilis künstlich erhielten.

Die ab und zu bemerkbaren menschlichen Wohnstätten sind hier in äußerst primitiver Weise aus Steinblöcken und Erde zusammengefügt, dem Kraal des Hottentotten vergleichbar, klein und kuppelförmig.

Um so bezaubernder war der Anblick, welchen die über zerrissenen Wolkenschichten thronenden weißen Häupter des Grindbad, des Skudshorn und anderer Bergriesen gewähren.

Das kurz vor Tune befindliche kleine Hotel der Frau Odnäs mag noch erwähnt werden. Es ist meilenweit in der Runde das einzige Häuschen mit einigem Comfort, sogar tapezirten Räumlichkeiten. Man möge aber an die Küche nicht wie wir die üblichen Gasthauserwartungen stellen, trotz Nielsen's Empfehlung.

Der in fortwährendem Wechsel steil bergauf, bergab, bergauf gehende, an prächtigen Wasserfällen reiche Weg über Skogstadt steigt allmälig zu einer Höhe von über 3000 Fuß, dem Filefjeld. Das kleine, vom Staate hier errichtete Logirhaus Nystuen liegt über der Schneelinie und an einem kleinen See.

Unsere Pferde mußten es leider schon längst Jedem überlassen, selbst für sein Weiterkommen zu sorgen. Die Fuhrleute schoben deshalb ihre Kjärren. Die „Fahrgäste" erfreuten sich zwar, im Wagen sitzend, des unermüdlich herabgießenden Regens, so oft der wellenförmige Weg auf kurze Strecken fiel; während der weit längeren Zwischenpausen war dagegen allgemein „spadsere" die Losung, ein Wort, welches für diesen Fall unmöglich mit „spazieren gehen" wiedergegeben werden kann. Denn das war kein Naturgenießen mehr. Loke schien die Landstreicher bei Zeiten unschädlich machen zu wollen.

Der folgende Tag war so wenig vertrauenerweckend als sein schlimmer Vorgänger. Auf eine Partie nach Skineggen, von wo man die großartigste Rundsicht auf die Gletscherwelt der Jotunfjelde hat, mußte deshalb verzichtet werden, einer sechstägigen Gletschertour, die von ortskundigen Norwegern als vorzüglich approbirt war, gar nicht zu gedenken. Möge es Glücklicheren als uns vergönnt sein, zum Thin-Bygdin- und Gjendinsee, durch das Fortuner Thal bis zum Lysterfjord zu wandern.

In trauriger Einöde beginnt kurz vor Maristuen der District Bergens Stift. Aber er sollte uns bald die herrlichste Gebirgsnatur erschließen. Der schnell fallende Weg ist anfangs noch von einförmigen Seen begleitet. Ihr Abfluß „wallet und siedet und brauset und zischt", von den steilen himmelhohen Wänden des vielfach gewundenen, wildromantischen Thals zahlreiche Wasserfälle aufnehmend, bald als stattlicher Lärdalselv neben der kühn in den Felsen gearbeiteten Straße dahin.

Wir sahen in diesem Thal zum ersten Mal einen großen Zug von Lemmingen (Lemnus norwegicus), jener eigenthümlichen, bis zu einem halben Fuß langen Maus, welche in geschlossenen Schaaren ganz Skandinavien durchwandert. Daneben wurde die gewaltige Natur hier, wie überall in Norwegen, häufig durch das grelle Geschrei und Gefieder der Elstern belebt. Später zeigten sich auch einzelne Schwarzspechte und mitunter große Schwärme von Krammetsvögeln.

Unterwegs luden wir uns in einem interessanten Gaard zum Frühstück ein.

Der große Wohnraum mit rußigem Kamin, langem schmalen Tisch und rothen Holzbänken war von drei Generationen bevölkert. Die beiden alten, apathischen Altsitzer hatten vor Kurzem ein Enkelpärchen bekommen. Mitten im großen Kreis der blauäugigen, flachsblonden Familie wurde es von der jungen Mutter gestillt, unbesorgt um den Anblick der fremden Gäste. Ein Bild voll ursprünglicher Reinheit und Naivetät!

Bald brachte ein junger Bursche einen großen hölzernen Kübel voll saurer Milch herbei, dazu einen hohen Stoß dünner Fladbrödscheiben und — einen Luxusartikel — eine Papierdüte voll Zucker.

Obgleich Alles vortrefflich mundete, blieb natürlich der größte Theil in dem etwa einen Fuß hohen und zwei Fuß im Durchmesser haltenden Gefäß zurück, und der Gaardmand weigerte sich entschieden, einen bestimmten Preis zu fordern.

Daß die Mehrzahl der Norweger sehr dazu neige, den Gelderwerb als ihren Lebenszweck zu betrachten, soll keineswegs in Abrede gestellt werden. Aber der Stolz, ein gastfreier Mann zu sein, ist stets lebhaft genug, um dem Gast gegenüber jede Gewinnsucht zu unterdrücken.

Hinter Häg befindet sich an einer breiteren Stelle des Thals die bekannte Kirche von Borgund. Sie ist, wie die oben erwähnte von Vand, ums 12. Jahrhundert im Stavestil, der norwegischen Anwendung byzantinischer Ideen auf Holzconstruction, erbaut und mit wohlerkennbaren Runeninschriften versehen.

Kurz vor Husum stürzt der donnernde Lärdalselv mit gewaltigem Getöse in eine etwa sechs Fuß breite Spalte jäh hinab, wo er in weißen Gischt verwandelt ein Schlag davor — dann würde wohl das Kartenhaus über seinem Bewohner zusammengefallen sein.

Bis Blaaflaoten nahm das Thal fast noch an wilder Schönheit zu. Oft schirmten Blöcke von Hausesgröße den kühn angelegten Weg.

Es war wieder ein schöner, stiller Sonntag; letzteres Prädicat unterscheidet ihn freilich im Hochgebirge nicht vom Werkeltag. Bald hörten wir anheimelndes Glockengeläute und kamen endlich zu der



Vuarbrä.

erscheint. Erst nach einer Strecke von mehreren hundert Schritten nimmt der kochende Schaum wieder eine grünliche Färbung an.

In Husum fanden wir sammt einer englischen Karawane gutes Quartier. Einige offenbar extemporirte Bettstellen mutheten allerdings dem unglücklichen Inhaber starke Fähigkeiten in der Kunst der „Blansirung“ zu. Denn sie bestanden aus zwei schwankenden Böcken, über die ein Paar durch Gurte verbundener, höchst elastischer Stangen gelegt war. Die schwankenden Gestalten, welche sich sothanem, sehr schwankenden Lager anvertrauten, waren glücklicherweise todmüde, lammfromme Schläfer. Mit schwanker Gerte freundlichen, hölzernen Kirche. Dieselbe ward ringsum von zweirädrigen Kjärren umgeben, ein Zeichen, daß die weitverstreut auf ihren isolirten Gaarden wohnenden Bauern sich zahlreich zum Gottesdienst versammelt hatten.

Auch das Thal nahm einen freundlicheren Charakter an. Die Berge waren seltener mit Schneeflächen bedeckt, und traten zu beiden Seiten des Thals zurück, um einzelnen Aeckern und Weideplätzen Raum zu gönnen. Der Elv floß mit geringerem Rauschen seiner Mündung bei Lärdalsören am Lärdalsfjord zu, einem Zweige des großen Sognefjords, in dem die Frithjofsaga spielt.

Gegen sechs Uhr Abends traf, von vielem Fuhrwerk und noch mehr Neugierigen erwartet, der Postdampfer Fjalir ein. Die Ausschiffung englischer Touristenkarawanen, zum Theil in der abenteuerlichsten Ausrüstung, war sattsam reich an hochkomischen Effecten.

Die Abfahrt des Dampfers verzögerte sich der Post wegen sehr lange. Erst Nachts gegen zwei Uhr hallte an den Wänden des Fjords das Posthorn wieder und bald glitt das Schiff mit uns im Halbdunkel von dannen. Gegen vier Uhr Morgens, wo wir uns bereits im eigentlichen Sognefjord befanden, war es schon hell genug, um die umgebenden bis über 6000 Fuß hohen reichgegliederten Felsmassen mit ihren oft über 1000 Fuß senkrecht über dem Wasser aufsteigenden Wänden und den rings herniederstürzenden Fällen bewundern zu können.

Die große Mehrzahl der Passagiere erfreute sich während dieser unvergleichlich schönen Fahrt durch den Sogne- resp. Närösfjord in den comfortablen Räumen des Schiffes einer gesegneten Nachtruhe. Sollte darunter auch nur eine romantische Seele gewesen sein, die, vom Traumgotte auf Frithjof's Ellida versetzt, den gefeierten Recken von Fraomnäs in stiller Mondnacht zur schönen Ingeborg geleitete? Oder ängstigte sie der Anblick des entfesselten Elements, das noch heute, wo Helge nicht mehr verderbenbringende Trollen sendet, manch unglückliches Schiff an den jähen Felswänden zerschmettert? Ich möchte es

Ein Fischträger.

fast bezweifeln. Wer versieht sich aber auch zu Norwegens ehrwürdig dreinschauenden Fjorden eines so ungemüthlichen Gebahrens, wenn gerade keine Schnee- und Felsmassen von den Fjelden herniederdonnern, keine hochbrandenden Wogen das Schiff zu ihrem Spielball gemacht haben?

In einem Artikel über Gudvangen wurde vor kurzer Zeit der Näröfjord auf anmuthige Weise mit munteren Robben und vielerlei anderem interessanten Gethier bevölkert. Als wahrheitsliebender Berichterstatter muß ich jedoch zu meinem tiefsten Schmerz gestehen, daß sowohl hier als auf dem langen Hardangerfjord nur vereinzelte Möven und in seltenen Fällen auch wilde Enten über dem Spiegel dieser allerdings äußerst fischreichen Gewässer an die Existenz einer nordischen Thierwelt erinnerten.

Um sechs Uhr Morgens fanden wir zu Gudvangen bei einem Landsmann mit dem Vertrauen erweckenden Namen Schultze ein behagliches Zimmer mit wohlbesetztem Frühstückstisch.

Der erste bedeutende Wasserfall, den man im imposanten Närödal erblickt, ist der Kilefos, eine 2000 Fuß hoch frei herniederstürzende und deshalb bald zu Wasserstaub aufgelöste Masse.

Der Weg, dessen weißer Marmor (eine Seltenheit in der vorwiegenden Gneißformation) leider öfters in großer Ausdehnung von einem krystallklaren Bächlein überrieselt wird, ist im Uebrigen in vortrefflichem Zustand. Der rechtzeitig gewarnte Wandersmann wird diesen Weg lieber fahren als gehen.

Links erblickt er bald den gewaltigen Jordalsnuten, einen nach allen Seiten normalen Kegel mit abgerundeter Spitze von mehreren Tausend Fuß Höhe.

Der reißende Närödalselv, welcher neben dem Wege dem Fjord zuströmt, erhält seine größten Zuflüsse vom Sevlefos und Stalheimsfos. Beide Fälle können am besten von den vielfachen Windungen der Stalheimsberger Serpentine aus abwechselnd in voller Majestät bewundert werden, ohne daß sich entscheiden ließe, wer von den beiden gewaltigen Gesellen den anderen übertreffe.

Am Ende dieser märchenhaft schönen Natur liegt Stalheim, die armseligste Skydstation, welche wir kennen lernten, obgleich ihre Preise, soweit solche bei dem Mangel an Allem überhaupt in Frage kommen, den sonst üblichen nichts nachgeben.

Die Natur verliert zwar nun an überwältigender Großartigkeit, aber es finden sich doch noch viele sehr schöne Partien, so der herrliche Tvindefos, das liebliche Vossevangen mit trefflichem Gasthaus. Vor Allem überrascht auf dieser Tour der prächtige Skärvefos durch die Gruppirung seiner schön getheilten Massen wie durch seine äußerst malerische Umgebung.

Wo in den norwegischen Thälern eine Art Weideland existirt (es bietet freilich stets mehr Steine als Brot), ist dasselbe, wie auch auf dieser Strecke, mittelst zwei bis drei Fuß hoch lose aufeinander geschichteten Gesteins für das Vieh der einzelnen Grundeigenthümer abgegrenzt. Auf der Straße wird der Verschluß durch zurückfallende Gitterthüren wie bei unseren Wildgehegen bewirkt.

Beim Oeffnen dieser Thüren gab es manche köstliche Scene, wenn der athemlos herbeigeeilte Hirtenjunge, die Kappe in der Hand, uns mit neugierigem, „trinkgeldhoffnungsvollem" Blick anstarrte, und in Ermangelung kleiner Münze statt der erwarteten „Drikkepenge" nur ein verbindliches „mange tak" (vielen Dank!) bekam.

Unser Skydsjunge (auf dieser Fahrt ein vergnügtes zwölfjähriges Mägdlein) lachte nachgerade schon hell heraus, sobald es ans „mange tak" ging. Diese naive Auffassung einer so leicht verständlichen, alltäglichen Situation fand sie bei unserem Alter doch gar zu komisch.

Ob sie bei ihrer überlegenen Lebensanschauung noch ehrlich genug geblieben war, auf der Rückfahrt alle Enttäuschten mit den für dieselben bestimmten Skillingen glücklich zu machen?

Das Thal behält einen pittoresken Charakter bis Eide, einer Zweigstation des Hardangerfjords mit gutem Quartier.

An Bord des am anderen Morgen um fünf Uhr abgehenden „Vickingen" eilten wir leider wieder im landesüblichen Regen, der auch das kleine Paradies von Ulvik in trübe Schleier hüllte.

Ein freundlicheres Gesicht machte der gletschergekrönte Sörefjord mit den blau-

grünlichen Eismassen des (richtiger der) über zwölf Meilen langen Folgefond, welcher sich in einzelne, zum Theil tief ins Thal gestreckte Gletscher („Bräen") zergliedert.

Auch die Speculation fühlt sich bereits von einem namenlosen Sehnen zu den Krystallzinnen erfaßt, welche bis über 5000 Fuß hoch jäh über dem herrlichen Fjord sich erheben. Das beweisen die mehrfach angelegten hölzernen Rinnen, welche die droben kunstgerecht zersägten Eisblöcke aus schwindelnder Höhe dem Schiff zuführen, das sie in klingendes Gold umsetzt.

Um neun Uhr Vormittags war Odde erreicht, ein kleiner Ort mit freundlicher Kirche und etwa dreißig Häusern.

Eine Familie aus Pommern, welche mehrere Tage beim Landhändler Aga gewohnt hatte, rüstete sich gerade zur Abreise. Sie empfahl uns dies Quartier aufs Angelegentlichste, und wir sahen unsere Erwartungen in der That übertroffen, je länger Frau Aga Gelegenheit hatte, uns ihre Künste zu zeigen.

Der „Landhändler" ist in Norwegen für einen viele Meilen weiten Kreis von Gaarden das unschätzbare, materielle Centrum, wie der Praest (Pfarrer) das geistige. Hier findet sich Alles in schönster Confusion vereinigt, was der Deutsche in dreißig verschiedenen Geschäften zu kaufen gewohnt ist.

Daneben ist der Landhändler in der Regel Skydskaffer und Inhaber der Postagentur.

In Folge dieser achtbaren Vielseitigkeit ist er meist ein kleiner Nabob. Sein schmuckes Gehöft concurrirt nicht selten mit dem saubern, freundlichen Praestegaard (Pfarrhof). Und das will etwas heißen, denn Kirche, Schule und Pfarre werden vom Normand mit freigebiger Pietät gepflegt.

Der erste Spaziergang, welcher alsbald nach dem trefflichen Frühstück unternommen wurde, galt dem rauschenden Abfluß des nahen Sandvesee, dem Brückenbau und den Sprengarbeiten, welche am Ufer des schönen Sees zur Herstellung des „nyen vei" (neuen Weges) vorgenommen wurden. Bisher mußte man den See, um von Odde aus Röldal zu erreichen, im Ruderboot überfahren.

Während einige unserer Begleiter bald zur Frau Aga heimkehrten, fuhren wir weit in den See hinaus.

Plötzlich öffnete sich zur Rechten das Buarthal mit seinem kleinen, reißenden Elv, und den zahllosen großen und kleinen Blöcken der Moräne. Ihr verdankt vermuthlich auch dieser kurz vor dem Fjord gelegene Süßwassersee seine Entstehung. Im Hintergrund des Thals wurde der Buarbrä mit seinen ewigen Schneefeldern und blauen Eishöhlen sichtbar, welche tief in das Thal hinabreichen.

Der Anblick war zu verlockend, das Wetter zu schön, und seine Unbeständigkeit bekannt genug, als daß die unersättliche Unternehmungslust der Wanderer der Versuchung lange hätte widerstehen können, trotz der mangelhaftesten Ausrüstung, eine Gletscherbesteigung zu extemporiren.

Da vom Gletscher für des Leibes Nahrung und Nothdurft nichts zu erwarten war, wurde zunächst mit der Bitte um „tyk melk" bei einem kleinen, nahe am See gelegenen, ärmlichen Gaarde Halt gemacht. Die schmucke Pige (junges Mädchen), welche anwesend war, bedauerte, diesen Wunsch nicht erfüllen zu können, verhieß aber dafür ihr Lieblingsgetränk „säuchte", das sie bald präparirt hatte.

Diese Mischung von verdorbener Milch und Essig war jedoch offenbar nur etwas für Kenner, zu denen wir jedoch zum aufrichtigen Bedauern des treuherzigen Mädchens nicht gehörten.

Der Weg zum Gletscher geht anfangs ohne Schwierigkeiten an prächtigen Wiesen entlang, auf denen viel fleißige Hände beschäftigt waren. Die hohen Geländer erinnern an unsere Wildgatter und dienen zum Trocknen des darauf gehängten Heus, da die Wiese selbst, hier wie anscheinend überall in Norwegen, vom Rieselwasser der umgebenden Berge beständig sehr naß gehalten wird.

Bald ist aber zu beiden Seiten des immer wilder herabstürzenden eisigen Elvs nur noch Felsengeröll, vereinzeltes Gesträuch und üppiges Moos sichtbar.

Für wenige Skillinge erstanden wir hier einen stattlichen, aus Birkenrinde gefertigten Kober, reichlich mit Himbeeren gefüllt. Dieselben waren eine halbe Stunde weit vom ewigen Eis gepflückt.

Gegen zwei Uhr staunten wir die im hellsten Himmelblau, wie im tiefsten Dunkel schimmernden Höhlen an, manche darunter, soweit die Windungen sehen ließen, von gewaltiger Länge. Von einer vollständigen Besteigung konnte natürlich ohne Führer keine Rede sein.

Bei der Rückkehr harrten unserer drunten im Thal wohl ein halbes Dutzend Kinder mit Himbeeren!

Auf den Gletscherbericht, welcher bei der Mittagstafel (um fünf Uhr) zum Besten gegeben wurde, beschlossen mehrere der Reisegefährten, am folgenden Tage unter Führung des tüchtigen Asbjörn Olsen eine ausgedehntere Besteigung zu unternehmen. Dieser empfehlenswerthe Führer spricht Englisch und wird von Frau Aga jederzeit nachgewiesen.

Leider war der nächste Tag bei Weitem nicht so sonnig als der vorhergehende. Fast noch empfindlicher als für jene Herren sollte das für uns werden.

Wir hatten bisher wohl nie versäumt, den Skydsjungen zu examiniren, ob auf den umgebenden Bergen Rennthiere, Schneehühner, Bären u. dergl. m. gejagt würden. In manchem Gaard sahen wir die frischen Rennthiergeweihe und stattlichen Bärenfelle, ja, wir aßen so oft das Fleisch beider Thiere, und mußten uns gestehen, daß unser vorzügliches Gewehr, abgesehen von einigen krankgeschossenen Enten, in Norwegen bisher nur seinem jedesmaligen mißmuthigen Träger wehe gethan hatte.

Jetzt hatte die große Stunde geschlagen. Bei Odde nicht minder als einst bei Maristuen gab es Rennthiere, „up denne fjelde mange rennsdyre!“

Die Gelegenheit war gar zu günstig. Die rennthierreichen Fjelde lagen gegenüber vom Folgefond, offenbar ziemlich niedrig und auf bequemem Pfade erreichbar.

Morgens sieben Uhr rückten wir, mit englischem Zwieback versorgt, Schwarzbart „für alle Fälle“ mit einem sehr kleidsam um den Leib gebundenen starken Strick, sowie mit Munition für ein bis zwei Dutzend Rennthiere, auch nur „für alle Fälle“, aus.

Der anfangs ganz practicable steile Pfad wand sich bald in unangenehmer Weise durch Steinspalten und Gestrüpp, ohne daß das nahe scheinende Ziel nach einigen Stunden wesentlich näher gerückt wäre.

Das großartige Panorama, welches der Folgefond schon jetzt bot und die hier und da deutlich bemerkbaren Rennthierspuren spornten aber gewaltig an, vorwärts zu klimmen.

Endlich schien die höchste Höhe erreicht zu sein. Der üppige Wald hatte längst niedrigem Wachholdergebüsch Platz gemacht, bis dann nur noch Heidelbeeren und Kronsbeeren mit reichlichen Früchten vom Stadium der Reife bis zu dem der Beerenbildung und Blüthe den felsigen Boden bedeckten.

Jetzt hörten auch diese letzten Spuren nennenswerther Vegetation auf, da sahen die Rennthierjäger, daß sie auf der untersten Stufe des Fjeldes angelangt waren.

Weitverstreute, blendend weiße Schafe ohne Hirten und zwei kameradschaftlich dazwischen einherschreitende Pferde weideten das spärliche Gras und Haidekraut und das dichte Moos ab, welches sich hier oben, vier Stunden hoch über dem Thal, noch vorfand.

Als die Thiere Menschen sahen, kamen sie in hellen Schaaren und mit einem Geschrei heran, dessen vielstimmige Correctheit jeden etacistischen Philologen entzückt hätte. Ihr komisches Geleit erschien besonders mit Rücksicht auf die vorläufig zwar noch nicht einmal mittelst Krimstecher wahrnehmbaren Rennthiere bald recht lästig. Trotzdem waren sie in ihrem räthselhaften Wetteifer lange weder durch Schläge noch durch Steinwürfe irre zu machen.

Der liebe Himmel regnete nachgerade wieder in gewohnter Weise, und benutzte jetzt die schöne Gelegenheit, uns Naturschwärmer einmal gründlich in seine Wolken einzuwickeln.

So wurde ihnen eine Stunde lang der herrliche Blick auf die jenseit des Thales liegende Gletscherwelt entzogen.

Etwa eine halbe Stunde weit war nun die Steigung des Fjeldes verhältnißmäßig unbedeutend; dann erhob es sich weiter, unabsehbar hoch und so jäh, daß eine weitere Besteigung, wenigstens von dieser Seite aus, unmöglich erschien.

Die meilenweite, mit Schnee und einzel-

nen gewaltigen Felsblöcken bedeckte Fläche, welche sich in dem nun erreichten Niveau nach beiden Seiten hin ausdehnte, konnte demnach allein der Schauplatz der Rennthierjagd werden.

Der Feldzugsplan war bald gemacht, und der Himmel schien ihm günstig zu sein. Denn er schloß, des langen Regens müde, seine Schleusen, und vergönnte einen entzückenden Blick auf die Gletscher und auf einen kleinen grünen See, der seitwärts vom Buarbrä, mehrere Tausend Fuß hoch über dem Sandvesee sich befindet und einen schönen Fall ins Thal hinabsendet.

Wir vergaßen über diese Pracht das flüchtige Rennthier nicht. Aber das Letztere hatte offenbar kein reges Interesse für das Gelingen unseres stolzen Unternehmens.

Als es zwei Uhr war, umfingen schon wieder dichte Wolken sorgsam die schwergeprüften Jäger.

Die romantische Aussicht, in dieser entsetzlichen Einöde eine feuchte, stürmische Nacht zubringen zu müssen, zwang dazu, den ersten hellen Moment zur Umkehr zu benutzen. Verschiedene Steinhügel, welche jedenfalls bei der Landesvermessung errichtet waren, dienten als schätzenswerthe Wegweiser.

Ueber glatte, schräggelagerte Gneißmassen, eisigen Schnee und Quellen, deren weitverzweigte, klarrieselnde Abflüsse den müden Fuß oft umsonst nach trockenen Stellen suchen ließen, ging es zurück.

So waren wir nun lange Zeit in unproductiven Betrachtungen gedrückten Sinns dahingeschritten, als wir plötzlich bei einem mächtigen Block lautlos und wie angenagelt stehen blieben. War es eine Sinnestäuschung oder Wahrheit — vor uns lag ein verendetes Renn mit herrlichem Geweih, der Körper an mehreren Stellen angenagt.

Verhältnißmäßig schnell war der Kopf vom Rumpf getrennt, dann eilten wir Beide, abwechselnd in dem schweren, vier bis fünf Fuß breiten Geweih steckend, wie Macbeth's wandernder Wald, dem Thale zu.

Wieder schaarten sich die Schafheerden theilnehmend um die seltenen Erscheinungen und waren jetzt vor Steinwürfen sicher.

Nach fünf Stunden langten wir Beide in Odde an, trotz der Aufregung über unseren Fund kaum noch fähig, die Treppe zum Eßzimmer hinaufzusteigen.

Das Geweih mit seinen fünfundzwanzig Enden fand viel Bewunderung, nicht am wenigsten bei den übrigen Reisegefährten, welche schon seit mehreren Stunden ziemlich befriedigt vom Buarbrä zurückgekehrt waren.

Der Abend verlief bei einer Toddysitzung, während der Himmel goß, als ob er bisher noch nichts geleistet hätte.

Am anderen Tage sollte der Folgefond überstiegen und mittelst eines Bootes von Bondhus aus der Dampfer Hardangeren erreicht werden.

Aber der Führer selbst erklärte zum allgemeinen Schmerz diese als äußerst lohnend gerühmte Tour mit Rücksicht auf das fatale trübe Wetter für unausführbar.

Deshalb wurde der erwähnte Dampfer schon in Odde selbst zur Fahrt nach Bergen bestiegen.

Eine herrliche Fahrt! Um nicht weitläufig zu werden, mag jedoch eine Schilderung der Einzelheiten unterbleiben.

In Noreimssund übernachtete der Dampfer.

Am nächsten Nachmittag lief der Hardangeren, leider bei verzweifelt nassem Wetter, im malerischen Hafen von Bergen ein.

Die Tage, welche noch vor der Abfahrt des nächsten directen Dampfers nach Deutschland lagen, wurden einer gründlichen Besichtigung aller Herrlichkeiten dieser interessanten Stadt gewidmet, deren Vegetation des außerordentlich milden Klimas wegen (die größte Winterkälte fünf bis sechs Grad R.) der unserigen in Nichts nachsteht. Während der Hafen von Christiania und die schwedischen Häfen sehr leicht zufrieren, bleibt der von Bergen stets in Folge einer warmen Küstenströmung eisfrei, ein Umstand, welcher die baldige Ausführung des Eisenbahnprojects Bergen-Christiania in sichere Aussicht stellt.

Die terrassenartig hinter einander liegenden bunten, fensterreichen Holzhäuser gewähren einen originellen Anblick. Unter den steinernen Kirchen der Stadt interessirt am meisten die deutsche der früheren Hanseatengemeinde, und, alle weit übertreffend, die im Bau begriffene, in reinem

romanischen Stil gehaltene, große katholische Kirche. Obgleich der Katholicismus in Norwegen äußerst wenig Boden hat, — in Bergen selbst zählt er noch nicht 100 Seelen! — ist es der winzigen Gemeinde doch mit fremden Geldern ermöglicht, dem Lutherthum zum Trotz, dies stolze Werk zu errichten.

Entzückend ist die Rundsicht von der gegenüber der Festung Bergenhus gelegenen kleinen Citadelle. Schade nur, daß Bergen im Jahre über 200 Regentage hat. Wie manchem Fremden wird Zeit und Luft fehlen, auf die seltenen Sonnenblicke zu warten, in welcher Beziehung wir hier räthselhaftes Glück hatten.

Trotz der unfruchtbaren Bergketten, welche in eigenthümlich gebrochenen Linien den Horizont abschließen, gewährte die Landschaft in der Umgegend wegen ihrer herrlichen Wiesengründe, Wälder und Felder ein überaus mannichfaltiges, liebliches Bild. Von einer Bergkuppe bei Bjerkeland war der Folgefond erkennbar.

An eine Dampfschifffahrt nach dem vierzig Meilen nördlich von Bergen gelegenen schönen Thal der Rauma (Romsdalen) durften wir leider nicht mehr denken, da unser Urlaub unaufhaltsam dem verhaßten Ende entgegenging. Im Unterschied von den meisten anderen norwegischen Thälern, welche durch ihre gigantischen Massen wirken, soll Romsdalen sich durch Schönheit der Formen auszeichnen, und hierin der Schweiz gleichen.

In der folgenden Nacht ging die Abfahrt von Bergen auf dem „Haakon Jarl“, einem schönen Postdampfer, vor sich bei klarem Sternhimmel. Glatt „wie Oel“ lag die See im silbernen Licht des Vollmonds und nach wenigen Stunden schon im flimmernden Wiederschein der heißen Augustsonne.

Die Scheeren und Inseln von Söndhardland, zwischen denen das Schiff dahinglitt, gewährten meist einen malerischen Anblick, freilich ohne jede Abwechselung.

Der Postsachen wegen lief Haakon unzählige kleine Küstenorte und Inselchen an, und nahm zugleich außerordentlich viel Kirschen und, was trotz des Dampfkrahns noch zeitraubender war, viel für den großen Markt gemästetes Rindvieh auf.

Bei Haugesund ist das hohe Denkmal leicht erkennbar, welches 1872 zur Erinnerung an die Gründung des norwegischen Königreichs durch den angeblich hier begrabenen Harald Haarfager vom jetzigen König errichtet wurde.

Der vierstündige Aufenthalt in Stavanger wurde zu einer lohnenden Excursion durch die schön gelegene aber enggebaute Stadt benutzt. Ihr alter, dem heiligen Svithun geweihter Dom ist ganz aus mächtigen Quadern gebaut und zwar das Schiff nebst Seitenschiffen im schweren byzantinischen, der Chor im graziösesten gothischen Stil.

Auch die Fahrt von Stavanger nach Christiansand blieb vom herrlichsten Wetter begünstigt. Die eigenthümlich schroff gestalteten Felsenketten des Buknfjords gewährten unter dem rosigen Schleier der Abendluft einen bezaubernden Anblick.

Einen traurigen Contrast hierzu bildet die allgemein gefürchtete, öde Küste von Jäderen, die nur sehr selten im Jahr bonis avibus passirt wird und deshalb von vielen Strandungen erzählen könnte.

Erst in der Gegend von Eckersund wird das Gestade wieder anziehender.

Christiansand, wo der Haakon am nächsten Mittag anlangte, ist zwar an sich eine unbeschreiblich monoton gebaute Stadt. Die hölzernen Häuser derselben sind durchweg nur ein Stock hoch und ihre horizontalen, schnurgeraden Straßen kreuzen sich sämmtlich unter rechtem Winkel. Aber um so malerischer ist der Blick, welchen man von den umgebenden Bergkuppen weit hinein in das fruchtbare Thal des Torrisdalselv, das Sätersdal, sowie auf die langen bewaldeten Bergketten, die kahlen, weitverstreuten Scheeren und die See selbst genießt.

Die Luft war äußerst warm und klar, das Thal leuchtete im intensivsten Grün, die weite See zeigte bis zum fernen Horizont ein schönes, friedliches Blau, wie der lachende Himmel über ihr. Man fühlte sich nothwendig in den fernen Süden versetzt aus diesem eigenartigen Lande harter Formen, trüber Farben und nasser Luft.

Das waren die letzten zwölf Stunden in Norwegen. Um Mitternacht begann die vierzigstündige directe Ueberfahrt nach Hamburg bei stürmischer See.

Unsere Uhr war abgelaufen. Sonst

hätten wir schwerlich darauf verzichtet, das Sätersdal zu besuchen, welches wir von diesen Bergen aus nur von fern schauen durften. Die Natur des Thals soll nichts Hervorragendes bieten, aber dasselbe wird von einem uralten Volksstamm bewohnt, welcher seinen germanischen Charakter in größter Reinheit bewahrt hat. Den Nachbarstämmen gegenüber nimmt er deshalb eine etwas fremdartige Stellung ein.

Ihren Spottnamen „Buxer“ haben diese Leute wegen der langen bis zu den Armen reichenden Beinkleider, welche die Männer tragen. Die Jacke besteht dem entsprechend wesentlich nur aus Aermeln, welche an einem die Schultern bedeckenden Kragen angebracht sind.

Ohne Scheu vor der rabies philologorum sei daran erinnert, daß Tacitus an der germanischen Kleidung die vestis non fluitans sed stricta et singulos artus exprimens bemerkenswerth fand. Waren vielleicht auch zu unserer Urväter Zeit, in welcher nur selten die Frau „die Hosen anhatte“, die des Mannes um so länger?

Verona.

Wenn man eine Reise nach Italien unternimmt, so bildet die Stadt Verona nicht nur eine der ersten Stationen auf dem fremden Boden und übt schon dadurch einen mächtigen Zauber auf den Besucher aus, sondern sie überschüttet denselben auch gleich beim Eintritt in das ersehnte Land mit den mächtigsten Eindrücken, wie sie die großen Begebenheiten der Geschichte und die erhabenen Werke der Kunst in Verbindung mit reich ausgestatteter Naturumgebung hervorbringen.

In dem prachtvollen Werke „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna“, in Schilderungen von Karl Stieber, Eduard Paulus und W. Kaden und reich mit schönen Illustrationen nach den besten Meistern geschmückt, welches lieferungsweise bei J. Engelhorn in Stuttgart ausgegeben wird, wird der Leser auf die angenehmste Weise mit den schönsten und entzückendsten landschaftlichen und historischen Sehenswürdigkeiten Italiens bekannt gemacht. Die Illustrationen sind sämmtlich werthvolle Kunstwerke, und das Ganze ein Prachtwerk in der vollen Bedeutung des Wortes. Wir werden unseren Lesern nach und nach eine Anzahl der Bilder vorführen und unserer Beschreibung den Text des Werkes in freier Behandlung zu Grunde legen. Beginnen wir mit Verona.

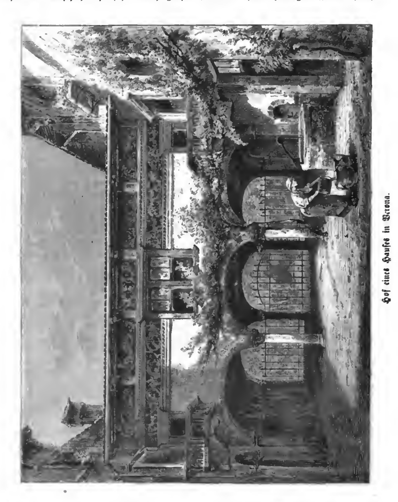
Schon bei S. Lucia, wo die Schienenwege Verona's zusammentreffen, schweift das Auge in vollem Zauber über die Stadt. Weit vorgeschoben starren die drohenden Forts mit ihren scharfen, markigen Kanten, überragt von dunklen Cypressen, zwischen denen das Weiß der kleinen Villen, die auf den Hügelreihen zerstreut sind, hindurchblitzt. Der rollende Zug und die rauschende Etsch und unser eigenes Herz, das in lauter Erwartung pocht, Alles trägt uns in Sturmeseile dem großen Ziel entgegen, denn so herrlich auch die italische Landschaft war, die uns bisher umfangen, Verona ist doch die erste echt italische Stadt, die wir begrüßen. Und welche Erinnerungen wachen auf, je näher wir ihren Thoren kommen, diesen Thoren, hinter denen eines der herrlichsten Denkmale der Antike steht, hinter denen Dietrich von Bern und Alboin sich verschanzten, wo Dante als Verbannter lebte und Romeo am Sarge Juliens erblich.

Aber bald weicht diese grauenvolle Vergangenheit; denn mit gellendem Pfiffe braust der Zug in den Bahnhof von Porta Nuova ein und giebt uns der fesselnden Wirklichkeit zurück. Aus dem Gewühl der luftigen gewölbten Halle, dem Geschrei der Fachini und Conducteurs, die der fluthenden Menge die Wege weisen, drängen wir uns hinaus; erst jetzt, da wir den großen freien Platz gewonnen, kommt man zu Athem.

Der erste Weg in Verona führt den Fremden auf den Marktplatz, wo sich das Leben am buntesten zusammentreibt. Hier stand zur Römerzeit das alte Forum; jetzt umgeben den Platz die schönsten Bauten des Mittelalters, unter deren offenen Arcaden die Menge wogt. Sehr lohnend ist der Eintritt in einzelne Häuser, deren geräumige Höfe und arcadenartige Zwi-

schenbauten den echt italischen Charakter tragen.

Ohne Zweifel wird es nur wenige Städte geben, in denen die großen Epochen der Geschichte so sehr durch große selben doch um so reicher, sobald die Herrschaft der Scaliger, das Ringen zwischen Welfen und Ghibellinen beginnt. Aus jener Epoche stammen die gewaltigen Castelle und jene thurmgewaffneten Häuser,



Hof eines Hauses in Verona.

Baudenkmale verkörpert sind wie zu Verona. Denn in der Arena hat uns das classische Alterthum ein Denkmal hinterlassen, das kaum vom römischen Collosseum an Schönheit übertroffen wird, und wenn uns aus der Gothenzeit nur wenig greifbare Erinnerungen blieben, so werden die- die jetzt noch die Physiognomie Verona's beherrschen, bis die Renaissance kam und der Stadt zwei Männer wie Sanmichele und Fra Giocondo gab. Wunderbare Paläste und einzelne der schönsten Kirchen verdanken ihnen ihre Entstehung; aber der kriegerische Charakter der Stadt, die

ja noch heute der Mittelpunkt des Festungsvierecks ist, gewann bald von Neuem die Oberhand. Die Schlachten am Schlusse des vorigen Jahrhunderts wie die neueren Kämpfe zwischen Oesterreich und Italien finden ihre Wahrzeichen in den heutigen Forts mit ihren starrenden Kanonen.

Wer die Arena erbaut hat, ist bis zur Stunde unbekannt, und kein Stein ist bis jetzt gefunden, der uns Kunde von diesem Wunder brächte; nur Vermuthung ist es, wenn man den Bau in die Regierung Trajan's verlegt. Zum größeren Theil ward er aus dem röthlichen Marmor auf-



Partie der Arena in Verona.

geführt, den man in der Veroneserklause gewann und auf der Etsch stromabwärts brachte, so daß kein anderes Amphitheater an Kostbarkeit des Stoffes mit diesem vergleichbar ist. Maffei, der berühmte Geschichtschreiber der Stadt, widmet der Arena eine umfangreiche Untersuchung und führt uns mit kundiger Hand an allem Wandel vorüber, den dieses wundersame Werk im Laufe der Jahre erfuhr. Aus seinen unerschöpflichen Massen wurden die Steine zum Bau der Stadtmauer genommen, als der Andrang der Barbaren Verona bedrohte; in den Kämpfen der städtischen Führer ward es zur Zwingburg, in der sich die Parteien verschanzten; auch wurden Gottesgerichte und Todesstrafen hier vollzogen. Allezeit lag etwas Finsteres, Geheimnißvolles über den unermeßlichen Räumen mit ihren Kerkern für Panther und Sklaven, man fühlte sich noch immer in einem „Labyrinth", wie man zu Pipin's Zeiten die Arena nannte, bis endlich die Einsicht siegte, daß es hier ein Wunderwerk der Antike zu erhalten galt. Somit ward es schon im 16. Jahrhundert verboten, Steine aus der Arena wegzutragen; die Bewohner, die in den Bogengängen ihr Domicil hatten, wurden strenge überwacht, und zuletzt erhob man sogar öffentliche Steuern, um die Besserung der Schäden zu erleichtern.

Nur auf diese Weise ward es möglich, daß uns die berühmte Stätte wenigstens im Ganzen erhalten blieb, wenn auch nur wenige der breiten Marmorsitze jetzt noch die alten sind, wenn auch die äußerste Mauer bis auf vier gewaltige Bogen zerbrochen ist.

Gehen wir zum Mittelalter über, so macht sich die Erinnerung an die Kämpfe zwischen Welfen und Ghibellinen gerade in der Geschichte Verona's bis in die Fehden zwischen einzelnen Familien geltend. Durch die poetische Verklärung ist das tragische Ende Romeo's und Julia's, welche zwei feindlichen Häusern entsprossen und trotzdem in heißer Liebe zu einander entbrannt waren, am meisten bekannt geworden.

In der Geschichte ragt das Schicksal eines anderen Hauses weit mehr hervor. Es ist das der Scaliger, deren Stammvater ein einfacher Geschäftsmann war der mit Leitern handelte. Zur Zeit, wo das Bürgerthum der Städte im erbitterten Kampfe gegen die Herrschaft des Adels lag, führte das Ansehen, das sich die Familie errungen, bald dahin, daß das Volk im Jahre 1260 aus ihrer Mitte seinen Podestà erwählte. Dies war Mastino della Scala, und als ein heimlicher Dolch sein Leben zerschnitt, erhielt sein Bruder Alberto die Herrschaft, der sich bald zum unabhängigen Fürsten machte und von drei Söhnen gefolgt ward, deren bedeutendster den Namen Can grande trug. Mit ihm begann recht eigentlich jene Glanzepoche, wie sie den kleinen italischen Staaten nach der Staufenzeit beschieden war; sein Waffenruhm, die Pflege, die er den Wissenschaften gönnte, und die Kunst, die er mit reichen Händen förderte, erhoben das Veroneserland zur höchsten Blüthe. Auf ihn hofften die Besten im Lande, von ihm sang Dante, daß er die Sache der Ghibellinen zum Siege führen werde; aber je höher der Flug, um so tiefer der Fall.

Wie in den meisten großen Geschlechtern Italiens ward auch hier die Leidenschaft des Einzelnen dem Ganzen zum Verderben; wilder Mord und wilde Lust gewannen die Herrschaft; dreimal fiel ein Bruder von Brudershand. Antonio war der Letzte seines Stammes; nach hundertdreißig Jahren voll Glanz erlosch auch der Stern der Scaliger, einer der leuchtendsten, die Italien jemals gesehen! Das fühlen wir noch vor ihren Gräbern.

Das Denkmal Can grande's steht über dem Portal der Kirche Maria Antica, eine heroische Reitergestalt, zu seiner Seite die Särge von Mastino und Giovanni in freier Luft. Ueber einem anderen Sarkophage erhebt sich ein steiler gothischer Thurm, mit zahllosen Spitzen und Figuren geschmückt, die ebenfalls von Roß und Reiter überragt sind, alle so prächtig, daß man fast die kleinen kostbaren Särge übersieht, die zwischen jenen ihren Platz gefunden. Es ist vielleicht die herrlichste Ruhestatt, welche irgend ein italienischer Herrscher gefunden; aber nicht der Friede des Todes, sondern die Thatkraft des Lebens waltet hier; noch in ihren Gräbern sind sie die Gebieter der Stadt, noch ihre Leichen ragen hoch empor über das lebende Geschlecht!

So reich an historischen Erinnerungen wie Maria Antica ist deshalb keine andere Kirche der Stadt, aber immerhin liegt auch in jenen anderen eine vielsagende Vergangenheit, die ja fast jede Scholle in Verona heiligt.



Santa Anastasia in Verona (Chorseite).

Vom alten Dome geht die Sage, daß er auf den Trümmern eines Minerva-Tempels errichtet ward, und die Gestalten, die das Hauptportal verzieren, weisen zurück bis in die Zeit der Karolinger; unter ihnen steht Held Roland und Königin Bertha, die Mutter des großen Karl. Noch tiefer aber dringt in die Vergangenheit, wer durch den langen Kreuzgang die gelehrten Räume sucht, wo das Archiv und die Bibliothek des Domcapitels verwahrt sind. Die kostbarsten Werke römischer Classiker, Handschriften, welche bis zur Zeit des Kaisers Constantin zurück-

reichen, wurden hier gefunden, und die deutsche Wissenschaft zählt wohl wenige Stätten, deren sie mit gleichem Danke gedenkt.

In Zeno Maggiore ist es die Kunst, die manche Schätze findet, denn das Längenschiff der Kirche ist bereits vor der findet, daß hier die erste Messe in Verona gelesen ward. Wie die Sage geht, ward diese Kirche mit Genehmigung des Königs Berengar aus den Steinen des antiken Theaters erbaut. Nahe bei Maria Antica ragt Santa Anastasia empor, eine schöne gothische Kirche aus dem Anfang



Haus der Capuleti in Verona.

Staufenzeit erbaut, und auch die ehernen Reliefs der Thüren, die Säulen, die auf ungeheuerlichen Thiergestalten ruhen, sowie die Fresken deuten auf uralte Zeit.

Architektonisch berühmt ist die Capelle der Pelegrini; San Giorgio besitzt ein Meisterwerk des Paul Veronese; aber als die älteste Kirche wird uns San Siro bezeichnet, wo sich noch heute eine Inschrift des 14. Jahrhunderts, mit Backsteinfaçade, theilweise mit Marmor bekleidet. Sie enthält mehrere interessante Grabmäler und giebt, von der Etsch aus gesehen, ein sehr charakteristisches Bild.

An poetischen Erinnerungen ist Verona reich, und die Kunst hat manchen Stoff hier gehoben, so lange sie für Schönheit und Leiden sich begeistert. Die Geister

Ezzelin's und des schönen Königs Enzio weilen hier, doch besäße Verona auch nur den Sarg Juliens, so wäre damit eine Reliquie in seinem Besitz, die neben dem Sarkophage von Heloise und Abälard in Paris jedes jugendlich fühlende Herz mächtiger ergreift als tausend andere Gedenkzeichen. Aber auch ein schlichtes deutsches Gedicht, Bürger's „Lied vom braven Mann", verdankt seine Entstehung einer Ueberschwemmung, die Verona 1757 heimsuchte.

Das Haus, das man jetzt für den einstigen Palast der Capuleti ausgiebt, steht in der Via S. Sebastino; ein aus Stein gemetzter Hut, der über dem Thorwege sichtbar ist, soll als Beleg für die Vermuthung gelten. Aber der wüste Lärm, der aus dem Inneren dringt, und das Geräthe, das im Hofe wirr durch einander liegt, zeigt dem Fremden bald, daß er vor einer osteria steht, der er den Rücken kehrt, und die selbst bei den Bewohnern verrufen ist. „La tomba di Giulietta", der Sarg, der einst die Leichen beider Liebenden vereint haben soll, steht im ehemaligen Klosterhof der Franziskanerinnen und ist aus rothem Granit gehauen, dessen Ränder vielfach zerbröckelt sind. Der Deckel, auf dem man einst die Namen las, ist schon seit Jahren verschwunden, denn lange Zeit diente der leere Sarkophag nur zum Wassertrog, und fremde Hände mochten ungescheut sich eine Reliquie aus den Steinen brechen. Jetzt ist die Wache schärfer; welke Kränze hängen über den zersplitterten Rand, von schönen Händen hier heimlich niedergelegt.

Steinwild.

Von

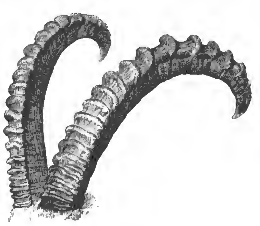
A. E. Brehm.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Wie unter unserem wiederkäuenden Klein- und Großvieh die Ziege den höchsten Rang einnimmt, stehen auch unter den bis zum heutigen Tage noch nicht unter das Joch des Menschen gebeugten Ordnungsgenossen die Urahnen und die nächsten Verwandten unseres beliebten, witzig neckischen Hausthieres wenigstens in gewisser Beziehung obenan. Man mag den Hirsch als das edelste, diese oder jene Antilope als das schönste, den Wildstier als ein sehr gefährliches Jagdthier ansehen, mag durch Elephanten-, Nashorn- und Nilpferd-, Löwen-, Tiger- und Bisonjagden verwöhnt worden seien, mag alle Freuden der Gemsjagd gekostet haben: der Steinbock, gleichviel wo und in welcher Art er auftrete, wird ein Jägerherz stets zu lebendigeren Schlägen treiben, ebenso wie das Streben nach einer eingehenden Kunde seines Lebens und Wesens den Forscher befriedigen muß. So weit zurück wir die Geschichte der Jagd verfolgen können, von den alten ägyptischen Denkmälern an bis auf den heutigen Tag, und wohin wir uns innerhalb des vom Steinwilde bewohnten Gebietes auch wenden wollen, immer und überall finden wir, daß gerade dieses Wild Hoch und Niedrig, Vornehm und Gering, den Kaiser oder König wie den Wildschützen in gleichem Grade begeistert, alle Mühseligkeiten und Gefahren vergessen läßt und in Höhen emportreibt, zu denen mancher Fuß sonst schwerlich Weg und Steg gefunden haben würde. Das Hochgebirge in seiner gewaltigen Größe und erhabenen Schönheit trägt unzweifelhaft wesentlich dazu bei, die Steinwildjagd zu dem aufregendsten und fesselndsten Waidwerke zu gestalten; aber auch die Thiere selbst erwerben sich durch ihr ganzes Leben und Sein die vollste Theilnahme jedes empfänglichen Menschengemüthes, und somit erklärt es sich, daß man von jeher Steinwild höher als jedes andere schätzte, zu seiner Hege und Pflege die großartigsten Anstalten traf und zu seinem Schutze Gesetze erließ, in denen die Grausamkeit und Barbarei vergangener Jahrhunderte einen um so beredteren Ausdruck fand, als Ge- und Verbote von denjenigen herrührten, deren heilige Amtspflicht eigentlich erheischt haben würde, wenn nicht der Bildung und Sitte, so doch der Menschlichkeit und Menschenliebe das Wort zu reden.

Das Steinwild, innerhalb der Unterfamilie der Geisen eine besondere Gruppe bildend, wird fast auf allen Hochgebirgen der alten Welt durch besondere, einander

in hohem Grade ähnelnde Arten vertreten und daher eben so wohl in dem gemäßigten wie in dem heißen Gürtel gefunden. Unser Europa allein beherbergt noch immer zwei bestimmt verschiedene Arten, Afrika, so weit bis jetzt bekannt, zwei andere, von denen die eine auch im Nordwesten Asiens auftritt, Asien dagegen mindestens drei, so daß wir gegenwärtig sieben Arten unterscheiden. Diese sind: der Alpen- und der Bergsteinbock, der Beden und die Walie, der Kaukasusbock, der Tekebock und der Skyn, Skin, Sakin oder Kail. Zu ihrer Kennzeichnung dürfte eine auch nicht ausschließlich, durch ihr Gehörn, ebenso, bis zu einem gewissen Grade wenigstens, durch ihre Gestalt. Verglichen mit den Ziegen, welche man wie sie in einer besonderen Gruppe, wie einige wollen sogar einer besonderen Sippe, vereinigt hat, erscheinen sie kräftiger und stämmiger gebaut. Ihr Leib ist voll und gedrungen, der Hals mittellang, der Kopf mäßig groß, aber stark, an der Stirn gewölbt, im Antlitztheile verhältnißmäßig verkürzt, das Auge groß, das Ohr klein, schmal und spitzig, der Schwanz sehr kurz, das Bein einigermaßen plump, weil stark



Der Alpensteinbock (Capra alpina).

kurze Beschreibung um so nöthiger erscheinen, als noch in neueren thierkundlichen Werken mancherlei Irrthümer mitunterlaufen und der Laie diesen gegenüber rathlos ist.*

Obwohl alle Steinböcke sich auf den ersten Blick als echte Ziegen zu erkennen geben, unterscheiden sie sich doch von unserem bekannten Hausthiere nicht unwesentlich, und zwar vorzugsweise, wenn

* Ich lege dem Nachstehenden die von mir behufs der Umarbeitung meines „Thierlebens" gesammelten eigenen Beobachtungen und verläßigen Mittheilungen zu Grunde, ohne mich jedoch an den Gang wie an den Wortlaut der Darstellung meines demnächst in zweiter, allseitig verbesserter und reich vermehrter Auflage erscheinenden Werkes zu binden.

und dick und nicht besonders lang, der Huf hoch, kurz, scharf geschnitten und einer außerordentlichen Beweglichkeit fähig. Das Gehörn weicht von dem der Ziegen dadurch ab, daß es auf der vorderen und oberen Seite verbreitert und dann mit sehr stark hervortretenden, dicht neben einander stehenden Querrunzeln verziert ist, in keinem Falle aber wie bei den Ziegen vorn und hinten eine scharfe Kante bildet. Das Haarkleid besteht aus ziemlich langen Grannen und ungemein feiner, weicher und zarter Unterwolle; erstere verlängern sich im Nacken und an der Schwanzspitze regelmäßig, dort zu einer Mähne, hier zu einem Busche, bilden auch bei mehreren Arten am Unterkinn einen deutlichen Bart; letztere über-

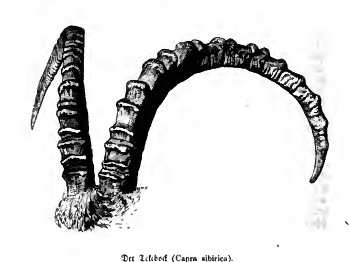
wuchert niemals die Grannen, sondern wird jederzeit von diesen vollständig bedeckt. Je nach der Jahreszeit ändern Beschaffenheit und Färbung des im Sommer dünnen, im Winter ungemein dichten Kleides ab. Nachdem in den Frühlingsmonaten, für unsere Breiten im Mai, der Haarwechsel eingetreten und das wollige Fell in dichten Flocken und Büscheln ausgefallen ist, wachsen, wie bei allen Säugethieren mit doppelter Behaarung, zunächst die Grannen hervor und erreichen bis Ende des Sommers etwa ihre halbe Länge, ohne bis jetzt noch Unterwolle zu überdecken. Gleichzeitig mit dem Weiterwachsen der Grannen sproßt nunmehr, d. h. vom Beginn des Herbstes an, auch das Wollhaar hervor und wuchert bald so stark, daß es den ganzen Leib wie mit einer zusammenhängenden Filzdecke überkleidet, welche nach außen hin jedoch durchaus nicht sichtbar wird. Je nach dem Stande des Wachsthumes der Haare verändert sich deren Färbung, und zwar kann das Kleid mit Beginn des Winters, also kurz vor seiner Vollendung, durch Ausbleichen merklich sich lichten oder aber ebenso nachdunkeln, der Steinbock demnach im Sommer eine wesentlich andere Färbung zeigen als im Winter: ein Umstand, welcher von einzelnen Beschreibern übersehen worden und zur Aufstellung mehrerer nicht begründeter Arten Veranlassung gewesen zu sein scheint.

Unser Alpensteinbock (Capra Ibex, Capra alpina, Ibex alpinus) darf für uns als das Urbild der Gruppe gelten und als Vertreter aller Steinböcke mit Sichelgehörn angesehen werden. Seine kräftigen Hörner biegen sich ungefähr im Viertheil eines Kreises sichelförmig in einer Ebene nach hinten, oben und unten, mit den Spitzen aber wieder nach vorn, allmälig von einander sich entfernend und nur gegen die Spitze hin einander annähernd gleichlaufend; der Querschnitt derselben bildet ein längliches Rechteck mit abgerundeten Kanten, dessen breite Außen- und Innenflächen etwas eingesenkt erscheinen, wogegen die vordere Fläche mit stark hervortretenden, abgerundeten, über die ganze Länge des Hornes ziemlich gleichmäßig vertheilten Querwülsten, den Knoten, bedeckt ist, welche auch auf der Außen- und Innenseite, dort weniger, hier schärfer, bemerklich sind. Zwischen diesen Querwülsten verlaufen in gleicher Richtung mit ihnen undeutlich abgegrenzte Querwellen, von denen einzelne, mehr als die übrigen vertiefte, das Wachsthum eines Jahres anzeigen; es steht also die Anzahl der Knoten zu dem Alter des Thieres wohl in einem gewissen, aber nicht in einem so bestimmten Verhältnisse, daß man nach ihnen die Jahre mit aller Sicherheit zu erkennen vermöchte. Bei sehr alten Böcken können die einzelnen Stangen des Gehörns eine Länge von 80 bis 96 Centimetern erreichen. Die Hörner der Ziege sind weit kürzer als die des Bockes, denen der Hausziege im Ganzen ähnlich, seitlich mehr oder weniger gerundet und nur von beiden Seiten etwas zusammengedrückt. Das aus ziemlich derben und starken Grannen bestehende Haarkleid verlängert sich am Kinn und an der Kehle nur wenig und bildet daher keinen deutlichen Bart. Seine Färbung ist ein sehr gleichmäßiges, hier und da mit Roth gemischtes, auf dem Rücken etwas dunkelndes Graubraun, im Winter dagegen eher ein fahles Bräunlichgrau; Stirn, Scheitel, Nasenrücken und Kehle, Brust, Vorderhals, Schultern und Weichen, die Gegend vor den Oberschenkeln und die Schienbeine gehen in Dunkelbraun, die Beine selbst, einen weißgelblich fahlen Streifen auf der Rückseite der Hinterläufe ausgenommen, in Schwarzbraun über; die Gegend hinter den Nasenlöchern, das Kinn, eine Stelle vor dem Auge und unter dem Ohre sind heller rostfahl, die hinteren Untertheile bis zur Unterseite des Schwanzes weiß gefärbt; ein wenig vortretender Mittelstreifen, welcher das längere Haar der Rückenmitte einnimmt, sieht hellbraun, der Schwanz oben braun, an der Spitze schwarzbraun aus; das Gehörn hat eine schmutziggrauliche Färbung. Die Gesammtlänge des erwachsenen Bockes, d. h. von der Nasenspitze an längs der Gesichts-, Hinterkopf-, Nacken- und Rückenlinie bis zur Schwanzspitze gemessen, schwankt zwischen 1,5 bis 1,8 Meter bei 80 bis 90 Centimeter Schulterhöhe, das Gewicht zwischen 75 bis 100 Kilogramm.

Als den nächsten Verwandten des Alpensteinbockes betrachtet Blyth den Skyn oder Skin, Sakin und Sikin oder Kail

(Capra himalayana, Aegoceros Skyn). Das aus eigener Anschauung mir nicht bekannte Thier hat nach Blyth's Beschreibung einen ähnlich verkümmerten Bart und auch ziemlich gleichartige Färbung wie der Alpensteinbock; die Hörner sind jedoch viel länger und weit weniger nach außen gebogen, mit Ausnahme der Wurzel minder dick, im mittleren Theile schmäler und an den scharf nach vorn und etwas nach innen gebogenen Spitzen verdünnt oder mehr ausgezogen als beim Alpensteinbock. Ein von Blyth untersuchtes, von einem zwölfjährigen Bocke kleides ein schönes Lichtbraun, von welchem sich eine dunkle Rückenlinie scharf abhebt. Gegen den Winter wächst die weiße Unterwolle hervor, welche, wie ich gleich bemerken will, feiner ist und deshalb höher im Werthe steht als die der besten Kaschmirziegen; die Grannen lichten sich, und die ganze Decke erhält dann ein mehr oder minder scheckiges Ansehen. Ueber die Größenverhältnisse des Skyn vermag ich nichts zu sagen: genaue Angaben hierüber sind mir nicht bekannt.

Der Tekebock (Capra sibirica, C. Pallasii, Aegoceros Ibex) ist merklich grö-



Der Tekebock (Capra sibirica).

herrührendes Paar maß der Krümmung nach 1,3 Meter, an der mit sechsundzwanzig Querrunzeln gezierten Vorderseite 5,5 Centimeter, an der Breitseite 10 Centimeter; die beiden Stangen des Gehörns entfernten sich ungefähr im dritten Viertheile ihrer Länge am weitesten auseinander, etwa bis auf 50 Centimeter, näherten sich aber mit den Spitzen wieder bis auf 40 Centimeter. Nach den Beobachtungen von Adams, der viele Steinböcke dieser Art erlegte und beobachtete, unterliegt die seitliche Biegung jedoch erheblichen Schwankungen und Veränderungen, ohne daß dieselben das Gepräge wesentlich beeinträchtigen. Nach Angaben desselben Beobachters ist die Färbung des nur aus Grannen bestehenden Sommer- ßer als der Alpensteinbock, da die Gesammtlänge, einschließlich des 13 Centimeter langen Schwanzes, bis 1,7 Meter, die Schulterhöhe 88 Centimeter beträgt. Die Hörner, welche der Krümmung nach bei einem zwölfjährigen Bocke in der Länge 1 Meter, an der vorderen Fläche 6 Centimeter, an der Seitenfläche 8 Centimeter messen, sind im Vergleiche zu denen des Alpensteinbocks schwach, was sich namentlich an der Wurzel ausspricht, endigen aber in schärferen Spitzen und biegen sich in einem flachen, gegen die Spitze gewölbteren Bogen nach hinten, außen, unten und vorn, und zwar entweder in einer Ebene, einfach auseinander gehend, ohne sich zu drehen, oder aber in einer schwachen Windung mit der Spitze nach



Steinwild.

außen sich wendend; bei dem beschriebenen starken Gehörn finden sich zwanzig deutlich hervortretende Knoten, deren Fortsetzung auf den Seiten nur wenig bemerklich ist. Das dichte Haarkleid, welches am Kinn zu einem kräftigen, 14 Centimeter langen Spitzbarte sich verlängert, auf dem Hinterhalse und längs des Rückens eine kurze Mähne und am Schwanze einen spitz zulaufenden, 20 Centimeter langen Pinsel bildet, besteht aus rauhen, verschiedenen langen Grannen, welche der Decke ein unregelmäßiges Ansehen geben, und sehr reichlichem, weichem und feinem weißen Wollhaar. Erstere sehen an der Wurzel weiß, im ferneren Verlaufe gelblichweiß, an der Spitze meist lichtbraun aus und stellen eine vorherrschend gelblichfahlgraue Färbung her. Die vordere Backengegend, die Unterwange, das Kinn und der Bart, Unterhals und Brust, Schultern, Oberarme und Vorderbeine längs des Fesselgelenkes, sowie die ganze Hinterseite der Hinterbeine sind mehr oder weniger lebhaft dunkelbraun; ein von der Rückenmitte nach hinten verlaufender, wenig hervortretender Streifen ist lichtbraun, die Oberseite des Schwanzes und der größte Theil der Spitze dunkelgraubraun; der Untertheil des Schwanzes, der Hinterbauch und die Innenseite der Hinterläufe, ein Fleck am vorderen Fesselgelenk und der hintere Theil der Vorder- und Hinterfesseln haben gelblichweiße Färbung. Die ebenfalls bebartete Ziege ist durchgehends eintöniger, mehr rothbraun gefärbt, der Rückenstreifen kaum bemerkbar, die ausdrucksvolle Zeichnung der Füße verwischt.

Der Beden, die kleinste und am zierlichsten gebaute Art unter den sichelhörnigen Steinböcken (Capra Beden, C. sinaitica, Ibex und Aegoceros Beden) erreicht, einschließlich des 12 Centimeter langen Schwanzes, eine Gesammtlänge von höchstens 1,5 Meter bei 70 Centimeter Schulterhöhe und trägt ein zwar ebenfalls langes, aber sehr schmales, in einem flachen, gegen die Spitze schärfer eingezogenen Bogen nach oben, außen und mit den Spitzen ab- und vorwärts, gleichzeitig aber auch wieder nach innen gewendetes Gehörn. Dasselbe mißt bei einem etwa zwölf Jahre alten Bocke der Krümmung nach 93 Centimeter, seine Vorderseite jedoch nur 5 Centimeter; die Seitenfläche dagegen wie bei dem Tekebock 8 Centimeter; sein Querschnitt kommt bei sehr alten Thieren im Wurzeltheile einem Rechteck nahe, an welchem an der vorderen und inneren Ecke eine wulstige Kante sich ansetzt, während die übrigen drei Ecken gerundet sind, wogegen bei jüngeren Böcken der Querschnitt eher einem Rhombus ähnelt; im ferneren Verlaufe verdünnt es sich mehr und mehr, so daß es gegen die Spitze hin reichlich viermal so breit als dick erscheint und die der ganzen Länge nach stark ausgedrückten Querknoten hier flachen dreieckigen Platten gleichen. Das Haarkleid verlängert sich am Kinn zu einem starken, bis 18 Centimeter langen Barte und längs des Nackens und Rückens zu einer kurzen, glatt aufliegenden Mähne, ist im übrigen gleichmäßig kurz und glatt, besteht auch vorzugsweise aus Grannen und erhält wohl überhaupt nur in den nördlichsten Theilen des Verbreitungsgebietes während des Winters einen Anflug von kurzer Wolle; die Färbung ändert sich dem entsprechend im Laufe der verschiedenen Jahreszeiten sehr wenig. Ein mattes Rehbraun herrscht vor; der schmale Rückenstreifen, die Vorderseite, der Oberarm und Fesseln, das Kinn, die Brust und der Schwanz sind hellbraun, Bauch, Oberschenkel, Innenseite der Arme, ein Fleck am Fessel- und Fußgelenk, sowie die Rückseite der Fußwurzeln gelblichweiß, der Bart und die Schwanzspitze braun gefärbt.

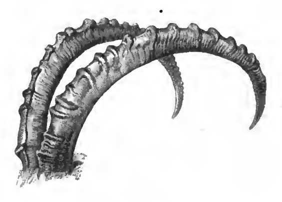
Blasius glaubt in dem Waljabock oder der Walie (Capra Walie, C. Jaela) nur einen sehr alten Beden erkennen zu dürfen, vermag wenigstens in dem Gehörne der beiden Arten keinen erheblichen Unterschied zu finden; die Angaben Rüppell's, welcher das Thier zuerst beschrieb, widersprechen dieser Ansicht aber auf das Entschiedenste. Die Gesammtlänge des alten Bockes beträgt 1,7 Meter, die Schulterhöhe 85 Centimeter, die Länge der Hörner jedoch nur 60 Centimeter, und gerade durch letztere unterscheidet sich nach Rüppell's Angaben die Walie von den Verwandten. Die Hörner der von Rüppell erhaltenen Stücke, welche Heuglin sehr mit Unrecht als junge Böcke ansieht, sind viel dicker als die des Alpen-

steinbocks, denen sie am meisten ähneln; ihr Querschnitt nähert sich ebenfalls dem Rechteck und wird vorn durch zwei rechte Winkel gebildet, während der hintere Theil abgerundet erscheint; am inneren rechten Winkel setzt sich wie bei den meisten übrigen Arten eine wulstige Kante an, und von der Vorderfläche erheben sich acht bis neun starke Knoten. Die Färbung des nicht besonders dichten Haarkleides ist ein schönes Kastanienbraun, welches im Gesicht, an den Hals- und Leibesseiten, am Buge in Röthlichumberbraun, am Kinn, dem unteren und hinteren Theile der Wangen, dem Vorderhalse, der Brust, der Innenseite der Beine und an dem Bauche in Weiß, an der äußeren Seite der Vorderfüße und Schenkel, sowie auf der Bauchmitte in Fahlgrau übergeht; die Vorderläufe sind weißlich mit großem schwarzen Fleck über der Fußbeuge und einem eben solchen auf der Fessel, woselbst beide hinten sich vereinigen, wogegen am Hinterfuße fast die ganze Vorderseite weiß erscheint; der kurze Schwanz hat braune, ein Büschel am Ende schwarze Färbung.

Die Gruppe der leierhörnigen Steinböcke wird in Europa durch den **Bergsteinbock** (Capra pyrenaica, C. hispanica, Ibex und Aegaceros pyrenaicus und hispanicus) vertreten, ein schönes Thier von der Größe des Alpensteinbockes, welches 1,45 bis 1,6 Meter Gesammtlänge und 75 Centimeter Schulterhöhe hat. Die Hörner des Bockes stehen an der Wurzel sehr dicht zusammen, steigen anfangs steil aufwärts, nur wenig nach außen sich wendend, biegen sich vom ersten Drittel ihrer Länge an scharf nach außen, drehen sich, leierförmig aus einander tretend, sofort zugleich nach hinten, erreichen mit Beginn des letzten Drittels ihren weitesten Abstand, kehren nunmehr die Spitzen wieder gegen einander und richten sich ebenso etwas aufwärts. Ihr Querschnitt ist im Allgemeinen birnförmig gestaltet, da sie, schief von vorn gesehen, abgerundet und an der gegenüberstehenden Seite beinahe scharfkantig zusammengedrückt sind; außer der hinteren, vorder- und hinterseits aus sanft abgeflachten Bogen hervorgehenden, wulstig erscheinenden Kante zeigen sie jedoch noch eine zweite, welche vorn gerade über der Stirn entspringt, mit jener, gegen die Spitze hin zusammenlaufend, in gleichmäßig abnehmendem Abstande längs des ganzen Hornes sich dahinzieht und mit diesem derartig sich dreht, daß sie im ersten Drittel der Gehörnlänge nach vorn, im letzten nach außen gewendet ist, während die stärkere und schärfere Hinterkante ebenso mehr und mehr nach vorn und oben sich kehrt; nach der Spitze zu verlieren sich die Kanten mehr und mehr, und das Gehörn erscheint rundlich, obgleich die Neigung, ein an der Wurzel abgerundetes Dreieck zu bilden, auch jetzt noch wahrnehmbar ist. Die Wachsthumsoder Jahresringe sind als Querwülste deutlich erkennbar, ohne jedoch eine so bestimmte Gliederung wie beim Alpen- oder irgend einem anderen Sichelhornsteinbock zu zeigen. Der Krümmung nach gemessen können auch diese Hörner bis zu einem vollen Meter an Länge erreichen. Das Haarkleid verlängert sich am Kinn zu einem Barte von 9, längs der Rückenmitte zu einer Mähne von 8, an der Schwanzspitze zu einem Büschel von 12 Centimetern Länge, liegt im Uebrigen aber glatt an. Ein schönes, nur auf dem Nasenrücken der Stirn und dem Hinterkopfe dunkelndes, hier oft mit Schwarz gemischtes Hellbraun ist die vorherrschende Färbung des Sommerkleides; ein dreieckiger, mit der Spitze auf den Rücken zugekehrter Fleck, ein die Ober- und Unterseite trennender Flankenstreifen und die Vorderseite der Läufe sind schwarz, Oberlippe, Backen, Halsseiten, Innenfläche der Schenkel hellgrau, die übrigen Untertheile weiß. Im Spätherbste beginnt die Wucherung des kurzen, dichten, weichen, weißgrauen Wollhaares und gleichzeitig die Umfärbung der inzwischen reichlicher nachgewachsenen Grannen, welche aber nicht bleichen, sondern dunkeln, so daß im vollen Winter Nasenrücken bis zur Oberlippe, Stirn, Unterkiefer, Bart, ganze Vorderseite des Halses, Brust, Bauchseiten, Hinterkopf, Hinterhals und Rücken schwarz, die Vorderseite der Läufe bis zu den Hufen herab, eine vom Hinterhalse beginnende Mähne und von ihm sich verzweigender Kreuzstreifen kohlschwarz, die Oberlippe, die Backen, die Seiten vom Schulterblatte an beginnend, hellgrau, ein die Seiten unten und hinten einfassender Streifen über die Hinterschenkel schwarzbraun, ein auf der

Brust beginnender, auf dem Bauche sich ausbreitender, diesen und die Hinterschenkel bedeckender Streifen endlich rein weiß von Farbe sind.

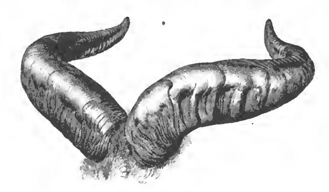
Mehr noch als die vorstehend beschriebene Art weicht der Kaukasusbock (Capra caucasica, Aegoceros Ammon) durch sein schafartiges Gehörn von dem allgemeinen Sippschaftsgepräge ab. An Größe nur hinter dem Tekebock zurückstehend, fällt er besonders auf durch seine gedrungene, kräftige Gestalt. Die Gesammtlänge beträgt einschließlich des 15 Centimeter langen, dicken, buschigen Schwanzes 1,6 Meter, die Schulterhöhe 87 Centimeter. Das auf der Vorderseite 8 Centimeter breite Horn ist stärker als bei dem Bergsteinbocke gerundet, so daß man nur noch an der hinteren Seite eine wenig hervortretende Kante bemerken kann, und dabei in ganz ähnlicher Weise wie das des erwähnten Verwandten, aber in einem viel kürzeren Raume gewunden, indem sich die Stangen zuerst bogig nach oben und außen, sodann nach außen und hinten, hierauf nach unten und hinten und zuletzt nach innen, hinten und mit den Spitzen wieder nach oben kehren; die Querknoten erscheinen an der Vorderseite als unregelmäßige Wülste, von denen die gegen die Spitze hin wie bei dem Bergsteinbocke fast gänzlich verschliffen zu sein pflegen. Die Gesammtlänge des Hornes, welches an der Wurzel 37 Centimeter im Umfange hat, beträgt der Krümmung nach gemessen nicht mehr als 66 Centimeter. Das Haarkleid besteht aus groben Grannen und ziemlich feiner, aber nicht besonders dicht stehender Wolle, kräuselt sich auf dem Hinterkopfe, verlängert sich am Hinterhalse, ohne eine deutliche Mähne herzustellen, und bildet an Kinn und Wange einen 7 bis 8 Centimeter langen Bart, welcher aber kein Spitzbart, sondern ein echter Vollbart ist, der beiderseits auf der Backenmitte entsteht und ohne Unterbrechung bis nach unten verläuft. Die stark welligen, an der Wurzel lichten, gegen die Spitze hin dunkelbraun und hellgelb geringelten Grannen stellen in ihrer Gesammtheit ein gleichmäßiges, nur an den Fesseln aller vier Läufe, am Barte und der Schwanzspitze dunkelndes, am Bauche und den Hinterkeulen sich lichtendes schmutziges Chocoladenbraun her.



Der Beden (Capra sinaitica).

Mehr als bei anderen Gebirgsthieren beschränkt sich der Verbreitungskreis der Steinböcke auf verhältnißmäßig enge Grenzen, entweder auf ein einziges Hochgebirge, oder doch nur auf mehrere wenigstens in einem gewissen Zusammenhange stehende Gebirgsketten. So bewohnt unser Alpensteinbock gegenwärtig nur noch einen verhältnißmäßig außerordentlich kleinen Theil der Alpen und hat dieselben, wie es scheinen will, auch ursprünglich nur theilweise bevölkert. Einzig und allein hierdurch erklärt sich seine rasche Abnahme im Laufe der letzten Jahrhunderte. Er ist nicht verdrängt worden, wie der ältere Gir-

tanner glauben machen wollte, sondern harten Wintern, Lawinen und anderen Unwettern vielleicht mehr noch als den Kugeln zünftiger Jäger und unbarmherziger Wildschützen zum Opfer gefallen. Bereits vor Hunderten von Jahren war seine Anzahl sehr zusammengeschmolzen: im Canton Glarus wurde schon 1550 das letzte Stück erlegt; in Graubünden konnte der Vogt von Kastell dem Erzherzog von Oesterreich im Jahre 1574 nur noch mit Mühe Böcke schaffen; in Bünden hatte das Steinwild im 16. Jahrhundert ebenfalls merklich abgenommen, zählte jedoch in den Bergen von Bergell und Oberengadin noch nicht zu den ungewöhnlichen schutzflehend an seinen Fürsten, den Erzbischof von Salzburg, welcher im Jahre 1584 die Jagdgerechtsamkeit selbst übernahm. Er und sein Nachfolger waren es, welche die grausamen Gesetze erließen, deren ich oben gedachte: Gesetze wahrhaft unmenschlicher Art, welche jeden ergriffenen Wildfrevler mit dem Verluste der Hand oder mit Galeerenstrafe bedrohten, aber eben so wenig fruchteten als die Vermehrung der Jäger auf den gehegten Revieren. Schon im Jahre 1666 waren trotz aller Anstrengungen die Steinböcke selten geworden, und es erging deshalb von dem damals auf dem bischöflichen Stuhle sitzenden Jagdgebieter der Befehl,



Der Kaukasusbock (*Capra caucasica*).

Thieren. Im Jahre 1612 verbot man seine Jagd bei fünfzig Kronen Geldbuße, schon 21 Jahre später bei körperlicher Strafe. Ende des vorigen Jahrhunderts traf man noch Steinwild in den Gebirgen, welche das Bagnethal umgeben, Anfang dieses Jahrhunderts noch in Wallis; seitdem ist es auf Schweizer Gebiet ausgerottet. Wie neuere Untersuchungen älterer Urkunden glaublich erscheinen lassen, hat es in Salzburg und Tirol ursprünglich nicht gelebt, ist vielmehr um die Mitte des 16. Jahrhunderts muthmaßlich durch die reichen Herren v. Keutschbach eingebürgert worden. Auch hier stellten ihm Wilddiebe gefährlichster Art mit Eifer nach, weil Gehörn und Blut, „Herzknochen“ und „Bockfteine“ als kräftige Heilmittel galten. Aus diesem Grunde wandte sich der Jagdbesitzer schon im Jahre 1561 daß nur derjenige einen Steinbock schießen dürfe, welcher einen vom Jagdherrn eigenhändig unterzeichneten Erlaubnißschein aufzuweisen hatte. Ein neuerer ungenannter Berichterstatter, dessen Darstellung eine sorgfältige, an Ort und Stelle vorgenommene Quellenforschung nicht verkennen läßt, glaubt übrigens, daß die Bischöfe eben so sehr, als sie die Hebung des Steinwildstandes zu fördern suchten, der Vermehrung desselben hinderlich waren und schließlich den Befehl zum Abschießen desselben gaben. Nachdem nämlich der Erzbischof Guidobald, Graf von Thun, welcher in den Jahren 1654 bis 1668 den Krummstab führte, durch seinen Leibarzt erfahren hatte, daß die Heilkraft einzelner Bestandtheile des Steinwildes eine außerordentliche sei, ließ er in der Hofapotheke von Salzburg eine Niederlage

von allerlei Steinbocksarzneien errichten und dieselben theuer verkaufen. Sein Nachfolger Max Gandolph, Graf von Kühnberg, scheint jedoch nicht in die Fußtapfen des eben genannten Krämers getreten zu sein, sondern das Wild waidmännisch gehegt zu haben, ohne es kaufmännisch zu verwerthen, und der ihm folgende Bischof, Graf Johann Ernst von Thun, welcher von 1687 bis 1709 auf dem Stuhle saß, es hauptsächlich durch seine unmenschliche Strenge dahin gebracht zu haben, daß im Jahre 1699 im Floitenthale wieder über drittehalbhundert Stück Steinwild gezählt werden konnten. Gleichwohl waren schon sieben Jahre später die Steinböcke verschwunden, und das Volk flüsterte sich zu, daß die ewige Gerechtigkeit handelnd eingegriffen habe, um die Fürstbischöfe für ihre grausame Strenge zu bestrafen. Fortan hielt man in Salzburg und Tirol nur noch in Thiergärten Steinwild.

Wie in den bisher erwähnten Theilen der Alpen nahmen die edlen Thiere auch auf den südlichen Zügen des Gebirges so jählings ab, daß schon im Jahre 1821 Zummstein bei der damaligen piemontesischen Regierung auf das Wärmste für sie sich verwendete. Es gelang ihm, ein strenges Jagdgebot zu erzielen, und diesem haben wir es zu danken, daß unser Alpensteinbock überhaupt noch, aber einzig und allein in einem sehr kleinen Gebiete lebt. Letzteres beschränkt sich gegenwärtig auf die Grajische Kette der Alpen und zwar den hohen Schnee- und Eisgürtel der Thäler Cogne, Savaranche, Grisanche und vielleicht Dignes, also die zwischen Piemont und Savoyen gelegenen Gebirgszüge, eine Alpenwelt im großartigsten Stile. Und auch hier würde das Steinwild vollkommen ausgerottet sein, hätte der König Victor Emanuel es sich nicht angelegen sein lassen, vom Antritte seiner Regierung an das Steinwild unter Aufwendung sehr bedeutender Mittel nach Kräften zu hegen und zu pflegen. Es mag sein, daß dann und wann ein versprengtes Stück auch noch bis zu dem achtzehn Gehstunden entfernten Monterosa oder bis zum Montblanc sich verläuft; keineswegs aber sind die von Tschudi noch in der fünften, 1865 erschienenen Auflage seines „Thierlebens der Alpenwelt" aufrecht erhaltenen Angaben richtig, daß seit etlichen Jahren die stolzen Thiere plötzlich wieder in zahlreichen Stücken am Monterosa erschienen seien, und man heutzutage am südlichen Monterosagebirge und dessen Verzweigungen wieder Familien von zehn bis achtzehn Stück bei einander sehen könne. Im guten, seitdem aus mehrfachen Gründen jedoch wesentlich erschütterten Glauben auf die Zuverlässigkeit des Tschudi'schen Werkes hatte ich diese Angabe in mein „Thierleben" übernommen, wurde aber sofort nach Erscheinen desselben durch Hartlaub darauf aufmerksam gemacht, daß ich einen Irrthum habe verbreiten helfen. Schon mehrere Jahre vor Erscheinen des „Thierlebens der Alpenwelt", im Jahre 1858, berichtet King in seinem schätzenswerthen Buche über die italienischen Thäler der penninischen Alpen, daß er des Steinwildes halber viele Nachforschungen und zwar an den verschiedensten Oertlichkeiten bei Leuten, welche er für vertrauenswürdig halten durfte, angestellt und übereinstimmend vernommen habe, daß von einem ständigen Vorkommen des Steinbocks auf dem Monterosa und irgend einer Verzweigung desselben seit Menschengedenken nichts bekannt sei. Im Jahre 1864 giebt Baron Peccoz, ein tüchtiger Beobachter, welcher während des Hochsommers in Piemont und Savoyen fleißig der Gemsjagd obliegt, genau dieselben Oertlichkeiten wie King als ausschließliches Heimgebiet des Steinwildes an.

„Dasselbe," sagt er, „lebt gegenwärtig nur noch im Cognethal, Val d'Aosta, und seinen Nebenthälern. Dort allein findet es einen für den Jäger unzugänglichen Aufenthalt und ist ihm deshalb noch eine ferne Zukunft gesichert. Der Hauptstand von Steinwild beschränkt sich auf die Thäler von Cogne, sowie die Gombe de Lila, Louzon, Granval, la Rossa, Point de l'Oeile, dann auf die Gletscher von Champorché, welche zunächst an Cogne grenzen. Im Val Locana und Cerisole kommt es nur als Wechselwild vor, und in Savoyen giebt es, obgleich Viele das Gegentheil behaupten wollen, gar kein Steinwild mehr."

Daß sich die Verhältnisse in den letzten zehn Jahren nicht geändert haben, erfahre ich durch briefliche Mittheilungen des

Grafen Wilzeck, welcher, vom Könige von Italien eingeladen, im vorigen Jahre im Val Cogne auf Steinböcke jagte.

„Das Steinwild," so schreibt mir dieser ausgezeichnete Beobachter, Gebirgskenner und Jäger, „lebt nur noch in den drei Thälern, welche vom Aostathal in südwestlicher Richtung streichen; am Südabhange des Montblanc treibt sich blos noch eine alte Geis umher, welche den Schweizern bis jetzt glücklich entkommen ist; am Monterosa und nördlich und östlich vom Aostathale sind die Steinböcke vollständig ausgerottet worden."

Wirklichen Schutz genießen diese, wie schon bemerkt, erst seit dem Regierungsantritt Victor Emanuel's, welcher im Jahre 1858 das Jagdrecht der Gemeinden Cogne, Val Savaranche, Champorché und Bomboset als ausschließliches Eigenthum erwarb und nunmehr einen Standort des Steinwildes schaffen, denselben auch allen Raubschützen und Bubenjägern wenigstens ziemlich unzugänglich machen konnte. Infolge der seitdem streng gehandhabten Schonung hat sich der Stand in erfreulicher Weise vermehrt, so daß schon gegenwärtig die Anzahl des wirklich vorhandenen Steinwildes auf drei- bis fünfhundert Stücke sich schätzen läßt.

(Schluß folgt.)

Literarisches.

Die Erde und die Erscheinungen ihrer Oberfläche in ihrer Beziehung zur Geschichte derselben und zum Leben ihrer Bewohner. Eine physische Erdbeschreibung nach E. Reclus von Dr. Otto Ule. Leipzig, Verlag von Paul Frohberg.

Reclus ist einer von den wenigen französischen Geographen, welche sich nicht nur in ihrem Vaterlande, sondern auch bei den Geographen des Auslandes, also auch bei uns der größten Anerkennung zu erfreuen hatten. Es ist zu bedauern, daß diese bedeutende Kraft durch den Aufstand der Commune in Paris, welchem Reclus sich angeschlossen, der Wissenschaft entfremdet, ja verloren gegangen ist. Es war ein vortrefflicher Gedanke, Reclus' classisches Werk auch den nicht französisch lesenden Deutschen zugänglich zu machen und zwar durch einen Bearbeiter, der nicht nur eine einfache Uebersetzung, sondern eine neue Bearbeitung desselben zu liefern im Stande war.

Dr. Otto Ule, der Herausgeber der „Natur", ist ja allgemein geachtet und verehrt als einer unserer geistvollsten Schriftsteller auf dem Gebiete der populären Naturwissenschaften wie der Erdkunde, um die Erweiterung der letzteren hat er in der That bedeutende Verdienste. Er war stets mit A. Petermann und H. Lange im Bunde, wenn es vor Jahren galt, irgend eine geographische Expedition ins Leben zu rufen und sie auszusenden. Seit der Aussendung der Heuglin'schen Forschungsexpedition im Jahre 1861 bis auf die neueste Zeit hat er tapfer mitgearbeitet an dem Ausbau der geographischen Wissenschaft. Auch durch die Begründung der geographischen Gesellschaft in Halle a. S. hat er den Beweis geliefert, daß er zu den Geographen gehört, welche auf praktischem Wege der geographischen Wissenschaft, die nun endlich auch auf den Universitäten diejenige Stellung erhalten soll, welche ihr so lange schon gebührte, zu dienen bestrebt war. Für die Bearbeitung des vorgenannten Werkes konnte keine bessere Hand gefunden werden, und mit gewohnter Meisterschaft hat Ule sich seiner Aufgabe entledigt. Der erste Band ist bereits vollständig erschienen, und vom zweiten Bande liegen drei oder vier Hefte vor.

Der erste Band zerfällt in vier Abschnitte. 1. Die Erde als Planet. 2. Die Continente. 3. Der Kreislauf der Gewässer. 4. Die Feuergewalten der Erde. Das Werk ist sehr reich durch lithographirte, in Buntdruck ausgeführte Karten, in den Text eingedruckte Karten, Bilder und Profile ꝛc., sowie mit dem Porträt von Dr. Ule geschmückt und ausgestattet. Einer weiteren Empfehlung bedarf es nicht.

Dania, eine Auswahl dänischer Gedichte, im Versmaß der Originale übersetzt von E. Bendix. 2. Auflage. Berlin, Nicolai'sche Buchhandlung.

Bei der Lectüre dieser Uebersetzungen drängt sich die Frage auf, ob es denn eigentlich zu bedauern ist, daß im Allgemeinen das Interesse für „Gedichte" immer mehr abnimmt, und ob nicht lediglich den Dichtern selbst die Schuld daran beizumessen ist. Diese „Auswahl" dänischer Gedichte enthält manchen hübsch gebauten Vers und hier und da auch eine hübsche Idee, das ist aber auch Alles. Die Mehrzahl dieser Versificationen ist mittelmäßig, Vieles weder der Form, noch dem Inhalt nach genießbar.



Maria im Elend.

Eine Geschichte aus dem Hochgebirge

von

P. K. Rosegger.

Ein Kirchlein im Tempel Gottes.

„Herrlich! wunderbar herrlich!“ jauchzt der Tourist auf, wenn er über das Joch der Voralmen tritt und plötzlich den weiten, wild erhabenen Felsenkessel vor sich sieht. Aber weilt er nur erst ein paar Stunden, einen Tag in dieser Gegend, so ist ihm gar, als wäre die reine, dünne Alpenluft zu Blei geworden und drücke sein Gemüth. Es ist eine große Oedniß und Starrniß. Das Leben, das hier waltet, ist dem Menschen nimmer freundlich. Die Schluchten und Gründe unten liegen in blauender Dämmerung; die Wildwässer, die aus den Bergspalten und über senkrechte Hänge stürzen, die kühnen Ueberhänge der tief gefurchten und gespaltenen Wände, die von den ewigen Gletschern immer weiter hervorgeschobenen Steinwälle, die überragenden Eiswuchten, die bei jedem Föhn erwachenden Schnee- und Erdlawinen der Schluchten bedräuen den schwarzen Tannenwald, der in der Tiefe steht, wo einst ein See lag. Der See wurde verschüttet, auf dem Schutte wuchs der Wald, um eines Tages das Schicksal des Sees zu theilen. Ungeheure Schuttriesen ziehen sich zwischen dem grauen Gewände nieder. Um die zackigen Zinnen kreist der Lämmergeier, der Königsadler und lauert auf Gemsen und Steinböcke, nachdem er das Geschlecht der Birk- und Schneehühner vertilgt hat. Das Völklein der kleinen Vögel ist schier ganz hingemordet, nur die Alpenlerche wußte sich hinter dichtem Zirmgebüsch noch zu wahren, und der Falke rettet sich vor den Feinden durch seinen pfeilschnellen Flug.

Was auf der schwarzen Erde, welche in den Steinspalten liegt, an Pflanzen und Blumen erstehen möchte, das tödtet der Frost, der Sturm, der Schnee. Wenn draußen fern in den Thälern der belebende Sommerhauch fächelt, so brausen und pfeifen hier um die ehernen Riffe und Kanten die wüsten Alpenwinde; wenn draußen lauer, befruchtender Regen rieselt, entwickelt sich hier aus finsteren Nebelmassen das Wirbeln des Schnees.

Es ist keines freundlichen Lebens Gedeihen in dieser Felsenwildniß; in den hoch sich thürmenden und weit sich rundenden Bergfesten wohnt die Gewalt und die Zerstörung.

Und dennoch steht mitten in dieser

Wildniß auf den blaßgrünen Matten einer geschützten Berghöhe ein Menschenasyl. Es sind ein paar Häuser aus dicken Mauern aufgeführt und mit Fenstern so klein und tief wie Schießscharten. Die Dächer sind mit Balken und schweren Steinen festgemacht und aus den Dächern ragen breit und massig wie kleine Festungen die Schornsteine. Und neben diesen Burgen steht, ebenfalls so fest und sicher gebaut, eine Kirche. Sie ist in gothischer Art und der schlanke weiße Thurm ragt wie ein Markstein in das Dämmergrau der Gewände, die ringsum den Sehkreis begrenzen. Die schmalen hohen Fenster des Gotteshauses sind fest vergittert, nicht böser Menschen wegen, denn die haben im Heiligthum nichts zu suchen, aber der Adler könnte durch das Fenster brechen und das bunte Geflämme der Kerzen zerhacken, das vor dem Gnadenbildnisse prangt.

Ein seltsam Gnadenbildniß steht in der Nische über dem Altare. Es ist mit Schmuck und Zier nach Art einer gekrönten Königin bekleidet; ein rindenbraunes, völlig ungestaltes Antlitz ist zu sehen und zwei verknorrte Arme strecken sich aus nach beiden Seiten. Es ist aber eine hochheilige Gestalt, ein Marienbild, nicht von Menschenhänden gemacht wie Götzengebilde, sondern von der Allmacht Gottes geformt.

Vor Jahrhunderten war's, als an einem Samstagabend eine Heerde von Schafen, die auf diesem Berge weidete, vor einem dichtverflochtenen Zirmstrauch (Legföhre) knieend gefunden worden. Aus dem knorrigen Geäste des Strauches aber wuchs ein Menschenbildniß hervor, das von den Priestern als ein Bild unserer lieben Frauen, der ewigen Jungfrau und Mutter Gottes erkannt wurde. Man trug das Bild hinaus ins Thal und in einer prachtvollen Stiftskirche stellte man es auf. Allein es wollte nicht verbleiben im Thale, und am nächsten Samstagabend fanden es wieder die Schafe in dem Zirmstrauche der Alpenwildniß. Da hat man den Wink des Himmels wohl erkannt und hat die Kirche und das Hospiz gebaut auf den hohen Berg; und bald sind die Pilger gekommen zu einzeln und in Schaaren, von Nah' und weiter Ferne und haben ihr Kümmerniß und all ihr Leid und Herzensfehl der himmlischen Frau zu Füßen gelegt. Nur Unglückliche und Elende aber kamen herangewallt zum Kirchlein im wilden, öden Felsengebirge.

Und der einsame Wallfahrtsort ist geheißen: Maria im Elend.

Ein junger Wart Mariens.

Die Kirche gehörte zu einem stattlichen Kloster, das draußen in einem weiten, fruchtbaren Thale stand. Dieses Kloster hatte den Ort zu versorgen und zu schützen und verwaltete den Opferpfennig, den die Wallfahrer vor dem Gnadenaltare niederlegten. Das Kloster hatte auch einen Priester auf den Berg zu stellen, der zur Sommerszeit den Pilgern die Spenden des Heiles reichte. Mit diesem zogen stets auch ein paar Gastgeber und Krämer nach Maria im Elend, um die Wallfahrerschaaren mit Lebensunterhalt, Heiligenbildchen, Rosenkränzen und anderen Angedenken zu versorgen. Im Herbste aber zogen Alle wieder zum Thale; kein Mensch blieb oben, und wilde Schneestürme brausten um die verlassenen Mauern, und zu Eis gefroren war der Gnadenquell unserer lieben Frauen.

Da hatte das Kloster alte, phlegmatische Geistliche, die mit einem Gläschen Wein, einer Prise oder einer Pfeife Tabacks am warmen Ofen stets zufrieden gestellt waren, die der Welt nichts gaben und nichts nahmen und ihre kirchlichen Verrichtungen jeden Tag in gewohnter, kaltmüthiger Form abwickelten.

Solche Leute kamen auf die Seelsorge Maria im Elend.

Da brach nun aber eine Zeit an, in welcher solche Leute im Kloster nachgerade ausgestorben waren, in welcher sich Keiner finden wollte, der sich für ehrwürdig und tugendsam genug hielt, um als frommer Wart Mariens wirken zu können da oben im Elend.

In dieser Zeit, da das Alpenkirchlein Gefahr lief, priesterlos zu werden, lebte im Kloster der junge Pater Emanuel. Er war erst vor ein paar Jahren zum Priester geweiht worden. Es war ein Mann von seltenem Eifer; er mochte am Altare, auf der Kanzel, im Beichtstuhle stehen, oder sich auch im geselligen Kreise seiner Genossen befinden, überall nahm er

seine Mission so überaus ernst, daß ihm die Bestrebungen seines Ordens kaum genügten und er eigene und neue Wege einschlug, um der Stimme seines Gewissens gerecht zu werden. Er liebte die Einsamkeit, aber er suchte zuweilen leidende Menschen auf. Schon seine Erscheinung brachte Trost; er war von schöner hoher Körpergestalt und in seinem jugendlichen Antlitze lag Milde und Würde. Aber die Klosterlauben mied er, in denen seine Amtsbrüder kegelten, und wenn er im Refectorium saß, und Alles um ihn leichtlebig, lustig war, weil Küche und Keller im Grunde gar keine Traurigkeit zuließen, saß Pater Emanuel schweigsam und fast langweilig da. Man wußte es wohl, auch Emanuel konnte zu Zeiten heiter, lebhaft und witzig sein, dann aber war er's vom Grunde seines Wesens aus, und brauchte nicht erst den Wein und den holländischen Thee dazu. Ihn erfreute nur ein Seelenglück, bestand es in einer guten That, oder in dem Genusse der schönen freien Natur.

Es lag schon lange nahe, was der Abt eines Tages bei der Tafel aussprach.

„Pater Emanuel!“ rief er in einigermaßen scherzendem Tone, „wollen Sie Pfarrer werden?“

Der junge Priester legte Messer und Gabel weg und entgegnete in eben solchem Tone: „Herr, ich bin bereit!“

„Die Stelle Maria im Elend ist offen.“

Jetzt brach ein schallendes Gelächter los. Das Gelächter war wie Hohn auf das arme Kirchlein in der Alpenödniß. Der Abt lachte auch mit.

Emanuel lachte nicht, sondern sagte, als der Lärm ein Ende nahm: „Wenn das Kloster den Wallfahrtsort verlacht, warum denn schafft es ihn nicht ab; und wenn es ihn aufrecht zu erhalten für gut findet, so ist das Spottgelächter nicht zu begreifen. Maria im Elend ist kein Herrenstift, wie dieses stolze, prachtvolle Haus, dem ich anzugehören die Ehre habe; es ist ein Stiefkind —“

„Es ist eine Melkkuh!“ rief ein vorlautes Weingesicht drein.

„Wohin,“ frug Emanuel, „wohin pilgern die Gläubigen, die kummervollen Herzens sind? Zu unserem Kloster, oder zu Maria im Elend?“

„Also ja? Sie sind bereit?“ unterbrach ihn der Vorsteher; jetzt aber klang seine Stimme ernst.

Ehe sich's der junge Priester versah, war er auf dem hohen Berg inmitten der Felsen, und sah nichts von der Welt, als Gestein und Wolken. Und was da war, das war die Armuth, und was die Pilger hereintrugen aus fernen Gegenden und Landen, das war der Jammer und das Leid.

Das priesterliche Gemach im Hospiz glich einem Gefängnisse. Durch zwei tiefe, vergitterte Fensterlein starrte ein Stück der Felswände und fiel so viel des Lichtes herein, daß der rauhe Strohsack und das braune Betpult, und das hölzerne Crucifix darüber just zu sehen waren. Die anderen Winkel des Stübchens wiesen nicht viel auf, nur prangte auf einer der graugetünchten Wände eine Tabackspfeifensammlung, von den Vorgängern hinterlassen.

Die Nahrung und Pflege besorgte dem neuen Seelsorger eine alte Beschließerin, die seit dreiundfünfzig Jahren jeden Sommer über auf diesem Berge gelebt hatte. Die Alte war fast so häßlich, als das Bildniß in der Kirche, aber sie wußte Bescheid in allen Verhältnissen des Hospizes, der Witterung, der Wirthschaft. Dieses Weib mußte den jungen Seelsorger häufig unterrichten, wie's seit jeher in Haus und Kirche Gebrauch war auf dem Berge. Gertrud allein wußte, wann die Messe sein, wie lange die Predigt währen, wann des Morgens, Mittags und Abends geläutet werden müsse. Sie wußte im voraus, an welchen Tagen die meisten Pilger kämen, und von woher und wessen Zunge sie seien; denn es kamen Deutsche, Slaven, Ungarn und Welsche. Pater Emanuel war glücklicher Weise ein guter Philologe und erbaute die Leutchen stets in ihrer Muttersprache. Für Jungfer Gertrud jedoch erwuchsen aus ihrer überlegenen Erfahrenheit unendliche Vortheile. So behauptete sie, die geistlichen Herren, die vor unserem Pater im Elend waren, hätten, wie es an einem so heiligen Orte auch recht und billig, schier nichts als Milch und Brot gegessen, nur an hohen Festtagen noch ein Schmalzmus dazu. Pater Emanuel wollte es nicht besser haben, als seine greisen Vorgänger und war zufrieden mit Milch und Brot, während die wackere Haushälterin etwelches

Ersparniß an Fleisch, Krapfen und Wein in ihren Sack schob.

Nur wenn der junge Priester in freien Stunden mit der Flinte ausging und mit einem erlegten Habicht oder wohl gar mit einem Adler nach Hause kam (denn nur Raubthiere waren erlaubt zu schießen), da wußte ihn Jungfer Gertrud zu überzeugen, daß so ein kräftiger Geflügelbraten doch so unschmackhaft nicht sei.

Emanuel mochte vielleicht die Uebervortheilung der Alten ahnen, doch des lieben Hausfriedens willen erhob er keinen Anspruch, schwieg, machte sich mit der Haushälterin nichts zu schaffen, lebte seinen Pflichten und zog sich noch tiefer in sein Selbst zurück. — Und gerade das ärgerte, kränkte, erbitterte die ehrsame Jungfer so sehr, daß dieser junge Pater so stolz verschlossen, so hochmüthig sei, während die früheren geistlichen Herren so gesellschaftlich und unterhaltsam gewesen wären, daß es oft über die Maßen lustige Zeiten gegeben habe daheroben zu Maria im Elend.

In den Tagen des Menschenandranges befand sich der junge Priester am wohlsten, da wurde er inne, daß er Jemand war und etwas vermochte; im Beichtstuhle tröstete er, auf der Kanzel erbaute er. Gern und mit glühender Begeisterung redete er von Marien, der Jungfrau und Königin, an der er mit aller Liebe seines jugendlichen Herzens hing. Mit der Anmuth, Gluth und Weihe eines gottbegnadeten Minnesängers pries er ihre Schönheit, ihre Fraulichkeit, ihre himmlische Würde, ihre Erbarmung und Liebe. — Es war sonst der Gebrauch gewesen, daß während der Predigten vor dem wundervollen Gnadenbilde über dem Altare sechs Kerzen brannten; Emanuel aber ließ vor Beginn seines Vortrages die Flammen stets auslöschen und nur die rothe Ampel des „ewigen Lichtes“ brennen, dessen matter Schimmer einen geheimnißvollen Nimbus legte über das ungestalte, häßliche Bildniß.

Auch war es Sitte zu Maria im Elend, daß der Priester Kerzen aus rothem Wachse segnete und vorräthig hielt, die er in der Sakristei an die Wallfahrer verkaufte. Jeder Pilger nahm eine solche Kerze mit sich in sein fernes Daheim; denn weit war der Glaube verbreitet, daß ein solches zu Maria im Elend geweihtes Wachs, zur Sterbstunde angezündet, die Todesangst mindere, und die Anfechtungen des Teufels zu Schanden mache. — Pater Emanuel aber ließ sich diese Nebenerwerbsquelle entgehen; wohl vertheilte auch er von dem großen Vorrathe solcher Kerzen, doch verschmähte er es, sich Trostmittel für die Sterbestunde seiner Nebenmenschen bezahlen zu lassen.

Oft sah der Priester im Stillen dem Treiben der Wallfahrer zu, die nicht wußten, wie sie vor dem Gnadenbildnisse ihre Verehrung, ihre Liebe, ihr Herzweh, ihre Sehnsucht zum Ausdrucke bringen sollten. Viele lagen stundenlang wie leblos ausgestreckt auf den Steinplatten; Andere standen aufrecht und streckten ihre Hände aus wie Christus am Kreuze; wieder Andere rutschten auf den Knieen um den Altar. Einen alten Mann sah er, der kauerte in einem Winkel der Kirche, und hatte vor sich sieben Kerzen angezündet, denn sieben liebe Angehörige hatte er zu Hause, für die er hier der glorreichen Gottesgebärerin das Brandopfer bringen wollte. Ein Weiblein brachte einen großen Stein zur Thür hereingeschleppt, den es mit Müh und Schweiß den steilen Berg herangetragen hatte; ein anderes Opfer hatte es nicht, denn es war ein armes Weib, und so legte es, um dem frommen Herzen zu genügen, den Stein vor den Altar.

Dann wieder zogen singend und betend neue Schaaren heran, und ließen ihre Fahnen flattern im Alpenwind, und neigten ihre Kreuze tief vor dem Wunderbilde. Und manche Münze klingt in den steinernen Opferstock, der mit vielfachen Eisenbändern umschmiedet neben dem Eingange steht. Zu Allem jedoch gehört Beichte, Communion und Buße und Aufopferung aller Schritte und Tritte zu Ehren Mariens.

Und wenn sie so ihrem Drange und Verlangen Genüge gethan hatten, dann zogen sie wieder davon und hatten Frieden im Herzen.

Einsamkeit — einsam Leid!

Pater Emanuel aber blieb in der Oedniß zurück, und an stillen, einsamen Tagen tauchte eine Stimmung in ihm auf, wie

Herzensleere und Seelentrockniß. Seine Bücher waren wohl äußerst salbungsvoll und lehrreich, aber sie wollten ihm nicht genügen. Einen Garten gab's hier nicht anzulegen, Bäume und Blumen nicht zu pflegen. Wohl blühte hier und da das blutrothe Büschchen des Bergklees, oder das weiße Frauenmäntelchen, und am Hange prangten Alpenrosen — aber nur für kurze Zeit. Eine überaus zarte schneeweiße Steinlilie grub er mitsammt der Wurzel aus, stellte sie in sein Stübchen ans Fenster und that ihr viel Liebes. Schließlich gesellte er auch noch ein blaues Alpenglöcklein dazu, das sollte minniglich läuten der Lilie zu Ehren. — Leider starben diese zarten Kinder der Flora noch vor der Zeit eines gewaltsamen Todes und zwar unter der Hand der geschäftigen Haushälterin. — Und es ist gut, dachte sich Emanuel, mein Schicksal spricht keine Blumensprache.

Dann ging er hinaus mit dem Spaten, und verbesserte den steilen Weg, der den Berg heran zu Kirche führte, hub die Steine hinweg und grub Wasserkehren. An gefährlichen Stellen legte er breitere Stege und versah sie mit Geländern. Dann steckte er am Wege von Strecke zu Strecke Stangen in die Erde, damit im Fall einer plötzlichen Schneeverwehung, der Pfad gefunden werden konnte. Auch versuchte er, einen Brunnen zu graben, was ihm aber nicht gelang. Das Wasser, welches sie auf dem Berge genossen, war mehr als eine Stunde weit zu holen; es kam durch eine tiefe Felsenspalte von den Gletschern herab.

Jeden dritten Tag kam ein Bote aus den Vorgegenden herauf mit Lebensmitteln und Zeitungen. Die Lebensmittel gab er an die Jungfer Gertrud, die Blätter an den Pater ab.

In den Zeitungen standen die Spectakel und Welthändel und der Leute Geschwätz darüber. Sie ließen so leer wie die lateinischen Bücher, die auf dem Betpulte lagen.

Was sollte der junge, thatkräftige Mann nur beginnen? Er ging immer und immer wieder hinaus und betrachtete die Natur. Er vernahm das Niederbröckeln der Sandkörner von den Wänden; er hörte das Donnern der Schneelawinen und sah die weißen Staubwolken hinter den schartigen Riffen. Und auf den höchsten Hörnern hingen Nebelfahnen, und in den Hochmulden lag der ewige Panzer des schründigen Eises. — Der ewige Panzer! Hatte ihm, dem jungen Priester, über einem geologischen Werke eingeschlummert, nicht einmal geträumt, auf den Höhen, wo die Gletscher liegen, wuchere ein herrlicher Urwald von Tropengewächsen, Feigen- und Orangenbäumen, Palmen und Cypressen? Ein wenig tiefer aber schon hätten die Wellen des hohen Meeres an die Felsen geschlagen, und in den gähnenden Schluchten, wo heute die bedräuten Tannenwälder dämmern, hätten fabelhafte Seeungeheuer ihr Wesen getrieben.

Es war ein wunderlicher Traum, durch das Buch der Bücher, die Bibel, vergeblich deutbar.

Eines Tages kletterte Emanuel mit Mühe und Gefahr einen Weg der Gemsen empor zu den Zinnen, von wo aus das Hospiz wie im Thale tief unten zu sehen war, gleichwohl es auf einem siebentausend Fuß hohen Berg lag. Hinter den Zinnen begannen die Wüsten unabsehbarer Karrenfelder. Da lagen die knochenfarbigen Kalkfelsen; ein ungeheures, zusammengebackenes Gestein stumpfgeschwemmt, ausgehöhlt, durchfurcht und verwittert. Mulden, Rinnen, Löcher, Canäle und Höhlen von wunderlichsten Formen; alle erdartigen Theile abgeschwemmt. Aber in den Kerbungen und Mulden lag hier und da schwarzes, stilles Gewässer von keinem lebenden Wesen bewohnt; es war von Regen oder den Gletschern gekommen und hatte noch kein Rinnsal, keinen Schacht gefunden, um gleich anderen ähnlichen Wässern ins Innere des Gebirges zu sickern, zu rieseln, zu stürzen, und unten an den Hängen, in den Schluchten als Quelle oder Sprudel und Wasserfall wieder aufzutauchen. Es mußte warten, bis der Wind kam und es aufleckte, oder bis der Frost kam und es erstarrte. — Harrt nicht auch der Jüngling auf dem Berg, genannt im Elend, einem ähnlichen Geschicke? — Zerstreut, vertrocknet und verweht, oder erstarrt. —

Als Emanuel von diesen leb- und trostlosen Höhen wieder auf sein Kirchlein niederblickte, schoß ihm ein Schreck durch die Nerven. Auf dem weißen Sandweg

gegen den Wallfahrtsort hin kroch und wogte ein langer, brauner hundertfüßiger Wurm mit einem rothen, zitternden Flämmchen am Haupte. Es war aber kein Drache, kein Lindwurm, wie solche Ungeheuer der Sage nach voreinstmalen das Hochgebirge beherrscht haben, es war nur eine Kreuzschaar mit Pilgerstock und Fahne, die dem Gnadenorte zuwallte. Und das eben verursachte den Schreck des Priesters, denn während dieser bei der Kirche zu jeder Stunde der Wallfahrer gewärtig sein sollte, um sie mit Glockengeläute und einem geistlichen Willkommsgruße zu empfangen, stand er hieroben auf der unwirthlichen Hochwarte und wußte nicht, wie er sich sofort hinabhelfen konnte.

Als er endlich nach drei Stunden mit zermarterten Gliedern in die Kirche kam, da vernahm er etwas Erbauliches. Vor dem Gnadenaltar hockte Gertrud, die alte Haushälterin, und betete näselnd und mit wackelndem Haupte den angelangten Wallfahrern Psalter und Litanei vor, und inzwischen, während das Volk die Worte nachsagte, äußerte die wackere Alte unumwunden ihre Entrüstung über den davongelaufenen geistlichen Herrn, der, weiß der Himmel, wo, herumvagabundire und dem lieben Herrgott den Tag abstehle.

Eine ergreifende Abendpredigt Emanuel's entschädigte die Pilger reichlich für die Andachtsübung der Alten. In dieser Predigt, unter freiem Himmel gehalten, verwies der junge Priester die Blicke der Zuhörer empor zu den im Abendscheine tiefglühenden Spitzen der Felsen. „Allüberall," rief er, „ist Gottes Gegenwart zu spüren, aber hier in dem erhabenen Hochgebirge ist sein sichtbarer Tempel aufgeschlagen. Das Alpenhaupt, mit ewigem Eise bedeckt, ist sein hoher Altar. Die glühenden Felshörner sind die ehernen Leuchter mit den Opferflammen. Die tosenden Wässer, die von allen Wällen des Gebirges niederstürzen, versinnlichen uns die unversiegbaren Gnadenquellen Gottes. Und darum wohl hat auch der Mensch auf diesen weltentrückten Höhen einen Tempel aufgerichtet, weil er hier mitten in der Majestät der Natur empfänglicher ist für das Große und Erhabene, als unten in der Alltäglichkeit, und weil nur dort, wo das Menschenherz gesammelt und bereit ist, der Geist und die Gnade Gottes es überschattet."

Bei Jungfer Gertrud verfing's aber nicht, und an demselben Abend wässerte sie dem Pater zum ersten Mal die Milch. — „Jerum," kicherte sie vor sich hin, „heut' hab' ich auch eine schöne Predigt gehört, von Gott und den Bergen! — Ach, diese jungen Geistlichen heutzutage! Von unserer lieben Frauen zu predigen, finden sie gar nicht mehr der Müh' werth!"

Was im Zirmbusch sonst noch wächst.

Von nun an achtete Pater Emanuel wohl darauf, daß er sich auf seinen Spaziergängen nicht allzuweit von der Kirche entferne. Er ging nur ins Kar hinein, wo im letztvergangenen Frühjahr eine Staublawine Felsen spaltete und einen Föhrenschachen vernichtete. Er fand zwischen dem Schutte einen zerschmetterten Steinbock und viel todtes Geflügel. Er stieg zuweilen auch hinab zum schwarzen Auge, zu einem kleinen, finstern See, der in einem tiefen Kessel lag. Wie auf den Höhen auch stete Winde fegen und nicht selten Stürme wüthen mochten, dieser See blieb glatt und still, wie eine Spiegeltafel; er hatte scheinbar keinen Zufluß und keinen Abfluß; wenn man ein Blatt oder ein Stück Holz hineinwarf, so waren die sanft sich weitenden Kreise des Wassers die einzige Bewegung des Sees; der Gegenstand glitt eine Weile ruhig auf der glatten Tafel, plötzlich jedoch war er verschwunden und wurde nicht mehr sichtbar. Emanuel trieb das Spiel gern und schloß aus der Erscheinung auf Untiefen und Strudel, die der See in sich bergen mochte.

Einmal fand der junge Mann an dem moosigen Ufer des schwarzen Auges ein liebliches und seltsames Veilchen, aus dessen Kelch ein zweites Veilchen hervorsproß. Dieser Fund machte ihn sinnend und träumend; da schoß jählings eine stahlgraue Natter heran und bäumte sich zischend vor ihm auf, als wollte sie ihn von dem doppelsinnigen Blümchen zurückschrecken. Aber Emanuel fing das Thier mit kecken Händen und ließ es lustig über seine Brust und über seinen Nacken rieseln. Und als sie sich gegenseitig den Muthwillen ausgelassen hatten, ließ Emanuel

die Ringelnatter wieder laufen. Sie schoß in ein nahes Zirmgebüsch, und in demselben Augenblick erscholl aus dem Gebüsch ein menschliches Zetergeschrei.

Emanuel fuhr empor. Ueber dem dichten, braungrünen Busch erhob sich ein falbgelocktes Haupt; ein junger Mann stand da, bis an die Brust im Zirm; sein graues Auge zuckte, sein lebhaft geröthetes Antlitz wollte lächeln, aber es grinste nur vor Verwirrung.

Der Bursche war in Gebirgstracht und sah gutmüthig, aber doch ein wenig schalkhaft aus. Nun machte er seinen Gruß vor dem geistlichen Herrn.

„Was thust du da?" rief der Priester.

„O, beileib nicht, o, beileib nicht!" war die Antwort des Mannes im Zirm. Es war ein unzeitgemäßes und mißrathenes Verneinen.

Jetzt erkannte ihn Emanuel. Es war ein Hirte, der Gaiser-Bimel geheißen, der in einer Waldklause wie ein Einsiedler lebte, der sich von einigen Ziegen ernährte und im Sommer mit Wildheuen beschäftigt war. Der Bimel war zuweilen ein Bischen Kirchendiener auf dem „Elendberg" und genoß den Ruf eines gottergebenen Menschen und dazu auch noch den eines Halbnarren. Seine Lebens- und Ausdrucksweise war seltsam, weil sie aus anderen Verhältnissen hervorging, als die der übrigen Menschen. Seine Voreltern, in den Glaubenswirren verfolgt, sollen aus nordischen Gegenden eingewandert sein, und Bimel's Vater soll eine große Geistesvollkommenheit erlangt haben. Er war plötzlich gestorben, und der Sohn wuchs auf in der Armuth und Einsamkeit, und nichts Besseres kennend, wirthschaftete er getrost mit den Thieren im Walde, und verwilderte baß. Seine Denkart war eigen und ging, unbekümmert um das Bestehende, die Wege einer ganz besonderen Logik. Er kehrte sich an Niemand, so wie Niemand sich an ihn kehrte; — er war der Halbnarr.

Diesem Burschen trat Emanuel nun näher; und siehe, da bemerkte er zu Füßen desselben, im Gesträuche sich bergend — ein Weib.

Beide waren jetzt sprachlos. Der Priester selbst rang nach Fassung.

„Gaiser-Bimel!" sagte er endlich, „ist das wildheuen?"

Da sprang der Bursche aus dem Strauchwerk hervor und lustig keck entgegnete er:

„Ja, das ist wildheuen."

„Komm nur auch hervor," rief Emanuel gegen das sich noch immer versteckende Weib, „und sag mir, wer hat euch denn da zusammen in den Busch gesteckt?"

„Gewachsen sind wir im Zirm, wie die lieb' Frauen oben auf dem Elendberg," antwortete der Bimel blinzelnd.

Das sich nun langsam hervorwindende Weib war jung und lebensfrisch, aber die braunen Locken hingen ihm viel zu wirr über das Gesicht. Es hob nun einen Stein und wollte ihn gegen die Natter schleudern:

„Du schauderlich Gezücht, du bist die ganze Schuld! Und wär' Einem gleich der Mund vernagelt, so müßt man hell schreien, läuft Einem jäh so ein Teufelsthier über die Pfoten."

Das Natterchen doch war längst in eine Felsspalte geschlüpft und der Priester sagte ernst:

„Ich meine zu Trost, hier hat die Schlange das Umgekehrte vollführt, wie im Paradiese."

„Herr Pfarrer!" rief jetzt der Bursche und faßte kecklich das Mädchen an der Hand, „was kann man machen? Das ist meine Ursel! — — Und Unrechtes wird nichts geschehen sein."

„Wenn nicht, wozu habt ihr euch ins Strauchwerk verkrochen?" frug der Priester.

„Ja, weil," meinte der Ziegenhirt, „weil der geistliche Herr Hochwürden oft so scharf predigen thun."

Das war scheinbar die Antwort eines Narren, aber sie erbitterte den Mann mit den strengen Grundsätzen.

„Du bist ein Heuchler!" sprach er im Eifer zum Burschen, „da willst du vor den Leuten den Heiligen spielen und ein Einsiedler sein, schlägst die Augen zu Boden, wenn du an Weibervolk vorübergehst — und Alles das, damit du insgeheim das lüderliche Leben treiben kannst. Und im Beichtstuhl verschweigst du's." —

„Weil's mein Geheimniß ist," flüsterte der Bimel mit vorgebeugtem Haupte.

„Aber Gott der Herr sieht ins Verborgene!"

„Gerade so hab ich mir auch gedacht, da ich's verschwiegen."

„Du bist ein Lästerer!" rief der Priester, „die Leute sagen, du wärest einfältig; aber ich kenne dich nun besser, du bist verschmitzt, tückisch, vielleicht noch mehr!"

„Bedank mich schön für den geistlichen Zuspruch!" versetzte der Bursche und that sich minniglich verbeugen. „Und, ich wollt's schier sagen — aber nicht bös' sein, Herr Hochwürden — warum Er gegen mich so laut aufbegehrt, — das ist halt, weil —"

„Jesses Maria! nimm Wasser in den Mund, Bimel!" rief das junge Weib, faßte den Burschen am Arm und zerrte ihn hastig davon.

Sie verschwanden in der Waldschlucht. Emanuel hörte das Mädchen lange noch zetern und über die Natter zanken, die den Wirrwar verursacht habe.

Noch einen scharfen, tiefen Blick in den Zirmbusch warf der Pater, dann ging er auch davon. Oftmals blieb er unterwegs stehen. In einer Kluft zwischen zwei wettergrauen Steinen sah er ein Falkennest, in welchem es sehr lebendig herging. Davor stand er eine lange Weile, und später bereute er die Art und Weise, wie er dem Gaiser-Bimel die Vermahnung ertheilt hatte. Allerdings war er gereizt worden, aber es hätte der Vorwurf auch anders geschehen können.

Der Tag Mariens.

Gegen Ende des Hochsommers, am 15. August begeht die katholische Kirche eines ihrer glänzendsten Feste. An diesem Tage steigert sich der Marienecultus zur Glorie einer fast dämonenhaften Begeisterung. Es ist der wunderbare Tag, an welchem einst die Mutter Jesu, im Angesichte der Apostel, von den Chören der Engel begleitet, mit Seel und Leib in den Himmel gefahren.

Ueberall, wo im fruchtprangenden Thale ein marianischer Tempel sich erhebt, wo in den Schluchten der Wälder oder auf Bergeshöhen das Glöcklein einer Frauencapelle klingt, strömen Wallfahrer zusammen, um in Prunk und Herzensfreude den Gedächtnißtag zu begehen.

Pater Emanuel sah diesem Feste mit Sehnsucht und Bangniß entgegen. Die Kirche im Elend wurde mit Zirmkränzen und Wachholderzweigen geschmückt von innen und außen; neue schlanke Wachskerzen an den Altar gesteckt, und zwar in solcher Anzahl, daß sie schier das Gnadenbild verdeckten. Alle Räume des Hospiz thaten sich auf, aber als am Vorabende von drei Seiten des Berges die Kreuzschaaren heraufwallten, und ihre Gebete und Gesänge in allen Felsen schallten, und als sie einzogen mit den fliegenden Fahnen zu Tausenden und Tausenden, da vermochte die Kirche und die Herberge die Gäste bei Weitem nicht zu fassen. In den Krämerläden und auf dem Steinpflaster des Gotteshauses mußten Hunderte der müden Pilger übernachten. Dabei war ein ewiges Beten, Singen und Seufzen in allerhand Sprachen; der ungeduldige Ungar suchte den Festgruß des Deutschen, der leidenschaftliche Welsche das wehmüthige Lied des Slaven zu überschreien; wer am lautesten schreit, den wird die Gebenedeite am ehesten hören. Zuweilen stellte sich ein alter Vorbeter auf den Opferstock und warnte mit seiner schon durchaus heiseren Stimme vor Taschendieben. Ein Anderer wieder suchte durch den zusammengepreßten Menschenknäuel eine Gasse zu räumen für ein ohnmächtig gewordenes Weib, für ein halberdrücktes Kind.

Emanuel hielt am Vorabende, als schon die Sonne untergegangen war, jedoch immer noch neue Kreuzschaaren herbeiströmten, eine feierliche Vesper; ungezählte Lichter flackerten am Altare, an den Wänden, und selbst mitten unter den Andächtigen. Ein schwerer blauer Qualm braute in den Räumen der Kirche, und die fieberhaft erhitzten Gesichter all waren dem Gnadenbildnisse zugewendet. — Heute galt's. Was zu dieser Stunde und an diesem Orte erbeten werden konnte von der mächtigen Himmelskönigin, das war erbeten. Segen für die Feldfrüchte, Frieden im Ehstande, Gesundheit, Reichthum, Erlösung armer Seelen aus dem Fegfeuer, eine glückselige Sterbstunde — und Alles, Alles, was im Menschenherzen Wünsche weckt, war Gegenstand der Bitte. Eine betagte Magd betete mit derselben Inbrunst für ein krankes Schaf, wie ein junges Weib für den sterbenden Gatten. Ein alter Pferdehändler beschwor die

Mutter Gottes um Geheimhaltung seiner Schliche, mittelst welcher er seine Geschäftsfreunde beschwindelte. Ein sechzehnjähriger Junge ging die Gnadenreiche an um einen Schnurrbart. — Wer aber wollte die geheimsten Leiden des Menschenherzens zählen und ermessen, die hier nicht in Worten und Gedanken, sondern in Strömen von Thränen hervorbrachen?

Nach der Vesper setzte sich Pater Emanuel in seinen Beichtstuhl und tief in die Nacht hinein horchte er den Gebrechen, Verirrungen und Ungeheuerlichkeiten der menschlichen Seele. Es mußten grauenhafte Stunden sein für den Jüngling, da nur die Schatten dieser Welt heranschwebten in sein ohnehin so ödes, einsames Leben. Aber seltsam war's, dem jugendlichen Priester waren all die sündengebärenden Regungen, die sich ihm vor dem Beichtgitter kund thaten, nicht fremd — er war ihnen schon begegnet in seiner eigenen Seele. Und er sollte richten die Fehltritte Anderer? Und zu ihm, dem jungen Menschen kamen Männer mit tiefen Gesichtsfurchen und eisgrauen Haaren und verlangten Weisung und Rath. Und zu ihm kam auch manches junge, lebenswarme Gemüth, und offenbarte sich ihm vertrauensvoll bis in sein innerstes Heiligthum, das sonst die glühende Scham bewacht —

Mit wirrem Haupte stand endlich um Mitternacht Emanuel vom Beichtstuhle auf und wankte seinem Gemache zu. Er konnte aber nicht einschlafen, der Hexentanz der menschlichen Leidenschaften wirbelte in seinem Gehirn. Ach, dem starren Bildnisse auf dem Altare hatten sie liebreiche Lieder und freundliche Blumen mitgebracht; aber für ihn, den Priestermenschen, hatten sie nichts herbeigetragen, als ihr Bitterstes und Häßlichstes, den Schmerz und die Sünde.

Recht besonders aber beunruhigte ihn ein einziges Beichtkind. Ein schwarzlockig, großäugig Mädchen war es, von achtzehn oder zwanzig Jahren. Lange war es zitternd und schluchzend vor dem Beichtstuhle gekniet, ehe es ein Wort hervorzubringen vermochte. Dann sagte die Beichtende, sie sei einen weiten, bösen Weg gekommen, um Hülfe zu suchen bei Maria, sie könne sich nimmer helfen, es graue ihr vor sich selbst, sie sei so tieblos, undankbar und treulos. — „Mein Kind," hatte sie darauf der Priester getröstet, „deine Sünden sind durch die Erkenntniß derselben gelöst. Von diesem Augenblicke an, da du dich des Undankes und der Lieblosigkeit beschuldigest, bist du es im Herzen nicht mehr. Gehe hin in Frieden!" Und er hatte das Kreuzzeichen über das Beichtkind gemacht; dieses aber blieb knien auf der Stufe und weinte, bis sie ein paar keifende Weiber hinwegstießen, um selbst an die Reihe zu kommen.

Es war dem jungen Priester zu Muthe, als sei dieses Mädchen ungetröstet vom Beichtstuhle gegangen. Und als er endlich die Augen schloß, sah er sie im Traume mit gelösten Haaren zu seinen Füßen liegen, aber viel anmuthiger und ergreifender, als man Magdalenen knien sieht vor dem Heilande.

Lange noch, ehe die Sonne die Zinnen und weiten Gletscher der Alpen übergoß, war Emanuel wieder in der Kirche, um dem erneuten Andrange der Volksmenge zu genügen. Der ganze Bergkegel war voll von Menschen; Alles drängte dem Gotteshause zu, um das Gnadenbild zu sehen. Und als die Glocken tönten und die Orgel in feierlichen Klängen spielte, da entstand ein völliger Sturm und Viele wollten sich mit Gewalt den Eingang zur Festmesse erzwingen. Noch erregter wurden die Gemüther, und als die Messe zu Ende war, brach, dem Drucke nachgebend, die hölzerne Schranke ein, die das Presbyterium von dem Raume des Volkes trennte, und die Leute stürzten zum Altar, um das Frauenbild zu küssen, und plötzlich wurden Stimmen laut: „Hebt es herab, das heilige Bildniß, tragt es ins Freie, daß es Alle sehen können!" Und erstürmt wurde die Stätte, und die Statue aus der staubwirbelnden Nische geholt.

Emanuel bebte. Wie wird das widerwärtige Bild, seines Schmuckes entblößt, im hellen Tageslicht bestehen? — Aber die Menge schrie, johlte und weinte vor Entzücken, als man die aus dem Zirmstrauch hervorgewachsene Gestalt in Triumph um den Kegel des Berges trug. Ja, noch größer wurde der Jubel und die Verehrung Vieler, als sie nun mit Augen sahen, was sie so oft ungläubig gehört hatten, daß das Bildniß nicht

menschlicher Hand entstamme, sondern durch die Allmacht Gottes geformt worden war.

Den Priester hatten sie in ihrer Begeisterung gar nicht zu Worte kommen lassen; aber der Auflauf endigte befriedigend und das Bild stand wieder in der Nische. Das Bild hatte heute die Feuerprobe bestanden; des Volkes Gottesstimme hatte es für wahr erkannt, und ein seit Langem nagender Zwiespalt in Emanuel's Wesen schien gelöst zu sein.

Nach dem Gottesdienste hob der Priester den Kelch aus dem Tabernakel, um den durch das Sacrament der Buße gereinigten Gläubigen den Leib des Herrn zu reichen. In langen und vielfachen Reihen kniete das Volk, und Emanuel legte mit den Worten: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach; o sprich nur ein Wort, so wird gesund meine Seele!" Jedem das runde weiße Blättchen auf die Zunge. Doch aber, als er jenes Mädchen sah mit dem schwarzen Haar und dem großen Auge, wie es mit frommgefaltenen Händen da kniete, das rosige Lippenpaar schamhaft öffnete, das helle Auge noch kindlich gegen den Priester hob, bis in heiliger Ergebung die langen Wimpern sanken — da begann Emanuel's Hand plötzlich zu zittern, und ehe die Hostie noch den Mund des Mädchens berührte, fiel sie nieder auf das Steinpflaster. Das Mädchen that einen Schrei: „O Gott, mein Gott hat mich verlassen!" und sank ohnmächtig in das Gedränge der Menschen.

* * *

In einer Zelle des Hospiz hat sie Emanuel besucht. Sie lag auf einem Strohbett und verdeckte ihr Antlitz mit den Händen. Der junge Priester stand unentschlossen da, denn er wußte nicht, war er als Priester oder als Mensch gekommen.

„Ist dir besser, mein Kind?" frug er völlig zaghaft.

„Du?!" rief das Mädchen verwundert aus und blickte zum Priester auf, „du geistlicher Mann kommst zu der Elenden her? O, ich bin elend über die Maßen, und du hast es ja selber gesehen, wie der große Gott von mir ist geflohen."

Alsogleich gedachte Emanuel des Volksglaubens, der es für ein böses Zeichen deutet, wenn bei der Communion eines Beichtkindes die Hostie zerbricht oder gar auf den Boden fällt.

„Du gutes Wesen," sagte er, „was geschehen, deß bin ich selber schuld; meine Hand hat gezittert, ich habe die vergangene Nacht wenig und schlecht geruht. Auch hat mich der Auftritt mit dem Marienbilde erregt, und so ist der Zwischenfall geschehen. Ich bitte, verzeihe mir. — Hättest du aber vielleicht sonst noch irgend etwas auf dem Herzen, was am Beichtstuhle mitzutheilen des großen Andranges wegen nicht mehr Gelegenheit war, so steht nun ein Diener Gottes vor dir."

Fast instinctiv betrat Emanuel den Schleichweg, um als Priester zu erfahren, was er als Mensch gern wußte.

„Du bist recht gut," antwortete das Mädchen und richtete sich vom Lager auf, „und deine Gutheit macht mir das Herz wieder warm. — Ich hab' oft gehört, daß es eine Beichte giebt, in der man sein ganzes vergangenes Leben dem Beichtvater erzählt; ja, ist denn das Leben eine Sünde? — Aber wenn auch nicht, ich möchte vor dir diese Beichte ablegen."

Deß war Emanuel mit Freuden bereit.

Das Mädchen erhob sich, ging, um den Holzriegel vor die Thür zu schieben, strich sich die Locken aus dem blassen Gesicht und wollte vor dem Priester auf einen Schemel knien.

Emanuel wehrte ihr das; bei einer Generalbeichte ist es gebräuchlich, daß sich Beichtvater und Beichtkind rückhaltslos neben einander setzen, wie Freund und Freund, denn die Generalbeichte ist nicht sowohl eine Anklage des Sünders, als vielmehr ein gänzliches Entfalten des menschlichen Wesens und eine Berathung mit dem Seelsorger, wie die Fehler und Verkehrtheiten dieses Wesens ausgerottet und geschlichtet werden könnten.

Draußen war das Gewoge und dumpfe Gesure der Wallfahrermenge; an den kleinen Fenstern rüttelte bisweilen ein Windstoß.

Emanuel saß an einem Tischchen und stützte sein Haupt auf die Hand. Und auf dem Schemel saß das junge fremde

Mädchen und hub nach Säumen und Seufzen so an zu reden:

„Ich weiß doch nicht, geistlicher Herr, wie ich beginnen soll. Oft geht's mir in den Sinn, mein Leben wäre deshalb so unselig, weil es die Sünde meiner Eltern ist. In der Stadt Innsbruck haben sie mich als neugeborenes Kind an der Schwelle einer Kirche gefunden. Ich bin ins Versorgungshaus gekommen. Vom Versorgungshause werden kleine Kinder an Privatleute gegeben, die sich darum melden. Es melden sich Manche darum, weil mit den Kindern auch ein Geldbetrag verabreicht wird. Mich hat ein Weib vom Lande bekommen, das aber eine Engelmacherin war, das nämlich das Geld, welches es zur Erziehung bekam, für sich brauchte, und die Kinder sterben ließ; verstorbene Kinder werden Engel im Himmel, das weißt du, geistlicher Herr. — In mir ist aber ein zähes Leben gesteckt, und da meine Ziehmutter sieht, ich will nicht versterben, so meint sie, brächte sie mich zur Arbeit auf, um so besser. Sie hat mich geschlagen und gepeinigt und in schwere Arbeiten eingespannt und hungerleiden lassen. Ich hab' nichts Besseres und nichts Schlechteres gekannt, und ich habe geglaubt, es müsse so sein. Aufgewachsen bin ich doch, und lustig bin ich bei Allem gewesen und hab' hell gesungen. — Nicht aus Eitelkeit, geistlicher Herr, will ich's erzählen, aber die Leut' haben oftmals gesagt, ich hätt' eine schöne Stimme, und haben meinem Singen gern zugehört."

Das Mädchen schwieg und blickte zu Boden. Und als sie der Beichtvater bat, in ihrer Erzählung fortzufahren, schlug sie ihr Auge betrübt zu ihm auf und frug:

„Nicht wahr, hochwürdiger Herr, es darf nicht sein, daß ein Mensch den anderen verkauft? — Ich muß doch recht undankbar gewesen sein und meiner Pflegemutter gar keine Freude gemacht haben, wie ich ja noch undankbar bin, und ihre Sünden beichte, anstatt die meinen. Aber sie hat mich verkauft."

Der Schmerz würgte, sie konnte kaum sprechen.

„Ein schöner großer Mann in Tirolertracht, mit Feder und Gemsbart auf dem Hut, und mit einem rothen Vollbart ist eines Tages ins Haus gekommen," fuhr sie fort; „'s wird wohl nur im Spaß gewesen sein, daß er die Frage that, was die Nachtigall koste. — ‚Um hundert Gulden und ein gutes Wort ist sie feil!' ruft meine Ziehmutter. Da liegen die hundert Gulden auf ihrer Hand und — die Nachtigall bin ich."

Emanuel war aufgestanden und ging hochrothen Antlitzes mehrmals über die Stube. — „Ist's möglich!" murmelte er, „in unserem Lande! im biederen Volke der Alpen!"

„Ich habe nicht geweint und nicht gelacht; ich bin mit dem rothbärtigen Manne gegangen. Wir sind weit herumgereist; er hat die Zither gespielt, ich hab' dazu gesungen. Wir haben Geld eingenommen; er hat mich fein gekleidet, und ist wie ein Vater gegen mich gewesen, und hat mich streng geschützt, wenn mir übermüthige Mannsleute haben wollen nahe kommen. — So vergehen etliche Jahre. Wie ich aber so in mein jetziges Alter heraufkomme, da hat mir mein Genosse eines Tages ein Wort gesagt, — geistlicher Herr, ich kunnt's in Ewigkeit nicht über meine Zunge bringen. Ich hab' ihm's hell verwiesen. Du wirst mir's wohl nicht glauben, was ich jetzund für einen heiklen Stand gehabt hab'; mein Herr ist süß und grob gegen mich gewesen; bigott, ich mag's sagen, es hat ihm nichts genützt. Er zithert und ich singe wie vor und eh, und wir haben schon ein gut Stück Vermögen beisammen. — Aber, ich werde wohl müssen aufhören, geistlicher Herr, ich sehe, das ist kein Beichten?" — unterbrach sich die Erzählerin, mit den Augen fragend und bittend zugleich, daß sie fortfahren dürfe.

Emanuel faßte sie bei den Händen und sagte: „Ich bin dein Bruder!"

Das Mädchen blickte ihn wie befremdet an; es wußte ja kaum, was das wäre, ein Bruder. Es wurde kleinlaut und verzagt, und der Priester dachte, nun endlich müsse die Schuld dieses lieblichen Kindes offenbar werden, dieses Kindes, das wie eine Büßerin zur Kirche im Elend gekommen war und nun zu seinen Füßen saß.

„Auf einer Reise im Hochgebirge," nahm endlich die Fremde ihre Worte wieder auf, „stiegen wir aus dem Postwagen,

weil mein Herr einen nahen Alpensee besuchen wollte. Ich hatte sonst nicht gewußt, daß er ein Freund von Naturschönheiten war, aber der See lag auch so anmuthig zwischen den Wäldern und Felsen, und war so friedlich und einsam, daß wir uns Beide recht freuten. Mein Herr hatte einen Fischerkahn aufgefunden. Es war Niemand zugegen, so haben wir uns anstandslos in das Schiff gesetzt; mein Herr hat es losgekettet und es hinausgerudert aufs hohe Wasser. Und wie wir mitten auf dem See sind, da —"

Das Mädchen erröthete und schwieg. Emanuel zog die Augenbrauen empor; am Fenster rüttelte der Wind.

„Ich habe mich nicht anders zu retten gewußt," sagte das Beichtkind, „ich bin ins Wasser gesprungen. — — Von ihm befreit, ist mir wohl wieder die Lust zum Leben gekommen; ich hab' mich erinnert an die Worte eines alten Soldaten, wie Untergehende, die das Schwimmen nicht gelernt hätten, sich halten und bewegen müßten, um über dem Wasser zu bleiben. Ich hab' die Weisung nach aller Möglichkeit befolgt, und zuletzt hab' ich mich gar glücklich ans Ufer geschlagen, bin ins Gebüsch geklettert, hab' auf den fluchenden Rothbart hinausgelugt, und ehe er noch hat nahen können, bin ich davongelaufen. — Davongelaufen durch den Wald, wie ein wildes Thier. — Jetzt hab' ich keinen Menschen auf der Welt mehr; jetzt bin ich tief verlassen. Und so ist's eingerichtet in meinem Leben, daß ich die einzigen zwei Leute, die mir Gutes gethan haben, bitter muß hassen. Das thut weh. Und ich möcht' — ach, du kannst es nicht glauben, geistlicher Herr, wie sehr ich einen Menschen möcht', den ich recht, ja so von Herzen könnte lieb haben. — Ja, du schaust mich so ernsthaft an über dieses Wort, aber einem Anderen mag ich's auch mein Lebtag nicht sagen, nur dir, geistlicher Herr, weil du ja der lieb Herrgott bist, wenn die Menschen dir beichten."

Emanuel knöpfte eifrig das Collare zu, das ihm aufgesprungen war; die Arbeit kam lange nicht zu Stande, denn seine Finger waren unstät und machten es schlecht.

„Es ist mir aber in der Noth noch ein guter Gedanke gekommen," sagte das Mädchen, „kannst schon keinen Menschen lieben, hab' ich mir gesagt, so liebe die heilige Jungfrau Maria! sie ist's ja gewesen, die dich aus dem Wasser gerettet hat. Verrichte zu Dank eine Wallfahrt ins Land und auf den hohen Berg zu Maria im Elend. — Und ich heiße ja auch Maria und bin im Elend; besser kunnt sich's gar nicht schicken."

Sie schwieg und weinte.

„Maria im Elend!" sagte Emanuel mit fiebernder Stimme und hob das Mädchen zu sich empor.

„Aber auch das ist mir zum Uebel ausgeschlagen," versetzte Maria, „es ist eine schreckliche Sünde und du wirst mir sie nimmer mögen verzeihen, aber verschweigen will ich sie nicht bei dieser Beicht. Geistlicher Herr, eine solche Mutter Gottes, wie du sie in deiner Kirche hast, die kann ich nicht lieb haben."

Die kann sie nicht lieb haben! hallte es schauerlich nach in der Seele des Priesters.

„So hab' ich gemeint, zu Gott selber müßt man sich wenden, der ja die ewige Liebe ist," sagte das Beichtkind, „aber es will mir scheinen, Gott hat mich nicht werth befunden, weil er lieber zertreten sein will auf dem staubigen Pflaster, als in mein Herz einzugehen. — Und jetzt bin ich ganz allein — und das thut mir so bitterlich weh!"

„Du bist nicht allein, mein gutes Kind!" hauchte der Priester, und legte seine Hand auf die weichen Locken ihres Hauptes, und das Köpfchen sank an seine Brust.

„So eine Beicht ist wohl gut," schluchzte Maria, „jetzt, meine ich, ist mir schon besser. — Könnte ich nur bei dir verbleiben, du guter geistlicher Herr!"

Nun war's still. Draußen rieselte der Regen und manchen Tropfen peitschte der Wind ans Fenster. Da hat der Beichtvater das Beichtkind auf die Stirn geküßt.

Es war im Grunde kein übler Dienst, den die Haushälterin Gertrud dem Priester dadurch erwies, daß sie unten in der Küche hell nach dem Pater zeterte, der in Haus und Kirche nicht zu finden, während die Wallfahrerleut die unsinnigsten Spectakel schlügen. Und das sei jetzt kein Schick mehr im Elend, und man müsse es nun endlich wohl dem Kloster sagen lassen, auf daß es anders werde.

Am Rande des Abgrundes.

Am späten Nachmittage, als die Feierlichkeiten des Himmelfahrtsfestes zu Ende waren, machte sich ein großer Theil der Pilger zur Abreise auf. Sie machten vor dem Bilde noch einmal ihre seltsamen Andachtsbezeugungen; Manche schienen geneigt zu sein, dasselbe nochmals vom Altar zu heben und um den Bergkegel und schließlich gar mit fortzutragen in die Heimath, um die göttliche Helferin allzeit bei sich zu haben.

Emanuel wies die erregte Menge mit strengen Worten zurück. Dem Bildersturm konnte auch ein Bilderraub folgen. Es hatte sich heute gezeigt, was in Fanatismus entbrannte Gemüther im Stande sind. Ein Stein war ihm vom Herzen, als ein großer Theil der Wallfahrer endlich abzog und er gab ihm gern das Ehrengeleit. In Chorrock, Stole und Baret zog er mit der Schaar hinaus bis unter die Felshänge. Dort gab er ihr den priesterlichen Segen und kehrte um.

Der Regen hatte aufgehört, aber an den Wänden hingen Nebelfetzen und die Berghäupter standen hinein in das graue Gewölke. Eine düstere Stimmung lag über der Gegend, ähnlich der Schwermuth, die das Herz des jungen Priesters belastete.

Als er so auf dem feuchten Sandwege der Kirche zuschritt, begegnete ihm Maria, sein seltsames Beichtkind. Sie hatte sich erholt und wollte nun still und traurig den Ort wieder verlassen, zu dem sie in Sehnsucht und Hoffnung die weiten Straßen herangekommen war.

„Und du willst mir nicht ein Lebewohl sagen?" frug sie der Priester.

Das Mädchen zögerte mit der Antwort, dann aber versetzte es:

„Ich hab' dich in der Kirche und im Hause nirgends gesehen."

„Hast du doch nach mir ausgeblickt?!" rief Emanuel, suchte aber während des Rufes seine Stimme zu dämpfen, so daß die ersten Worte ein Schrei, die letzten vielmehr ein Hauch waren.

„Und du gehst so allein, Maria? und es wird Abend, und die Wetterwolken drohen und du kennst die Pfade nicht im wilden Gebirge?„

„Wenn ich nur erst unten bin an der rothen Säule, auf der der Engel steht, so will ich den Weg leicht finden. Für Leute, die nicht wissen, wohin sie wollen, ist jeder Weg der rechte." So sagte das Mädchen.

„Bis zur rothen Säule ist es drei Stunden weit," versetzte Emanuel, „willst du, Maria, so mag ich dir eine Weile und über die gefährlichen Stellen hinweg das Geleit geben."

Das war wieder einer jener Entschlüsse, bei denen Emanuel den Priester vergaß. Er hatte sonst auf strenge Pflichterfüllung gehalten, aber seine priesterliche Pflicht, sein Amt und sein Streben kam ihm nun auf einmal so wesenlos, so unnütz vor. Er sah nicht ein, wie der Menschheit mit einer Maria im Elend wahrhaft gedient sein konnte. Allerdings mochten einzelne Pilger in Glauben und Vertrauen echten Herzenstrost an dieser geweihten Stätte finden. Der große Hause aber beging hier seinen Gottesdienst nicht, wie Jesus ihn gelehrt hatte. Trotzdem hatte Emanuel stets eine tiefe Verehrung für das Gnadenbildniß empfunden; das hohe Alter, die anmuthige Sage, die Liebe des Volkes, so daran hing, hatten ihm das Bild, dessen Hüter er war, ehrwürdig gemacht. Aber das Bekenntniß des armen fremden Mädchens, es könne diese Maria im Elend nicht lieb haben, hatte ein Gefühl, das der Priester stets zu unterdrücken bestrebt war, laut und schrecklich ausgerufen. Seit diesem Bekenntnisse eines armen, bedrängten Herzens aus dem Volke war ihm das Marienbild auf dem Altare ein Gräuel geworden, und es scheuchte ihn fort, und nun plötzlich, da er vor dem davonziehenden Mädchen stand, kam es ihm in den Sinn, er sei leicht ein besserer Hirte, wenn er das hülflose und unerfahrene Mädchen durch Nacht und Nebel begleite, als wenn er die Holzgestalt in der Nische bewache, jetzt, da die meisten Wallfahrer ohnehin schon davongezogen waren.

Maria nahm mit erröthender Dankbarkeit Emanuel's Anerbieten an; der Priester zog die kirchliche Kleidung aus und hing sie in einem Bündel an sich. Und durch die Wildniß in die Nacht hinein zogen ein junger Mann und ein junges Mädchen.

Sie schritten über Gerölle, wo Emanuel

seinen Schützling an der Hand führen mußte; sie gingen an steilen Lehnen dahin, wo sie sich Arm in Arm zu halten gezwungen waren; sie kletterten an so schmalen Steigen, von Abgründen bedroht, von Wänden überragt, daß das schwindelnde Mädchen es zugeben mußte, wenn es der Priester mit kräftigen Armen über solch böses Gebröcke trug.

Die Dämmerung war angebrochen. In den Wänden hallte zuweilen das Donnern niederfahrender Lawinen, die durch den Regen gelöst worden waren. Und plötzlich standen unsere Wanderer vor einem klaffenden Abgrund, den ein niederfahrender Erdhang gerissen hatte. In der Tiefe schäumte trübes Gewässer über den Schutt; der Weg war unten dem Wildbach und oben den Wanderern abgeschnitten.

Umkehren und einen andern Steig suchen im Gewände, was war Besseres zu thun? Mit großer Mühe kletterten sie in die Tiefe nieder; an Steinkanten und Strauchwurzeln mußten sie sich halten. Einander fest umklammert waren sie mehrmals ins Rutschen gekommen, bis sie endlich im Dickicht des Waldes standen, der in der Thalschlucht wucherte.

Leise in den Felsen klang die Abendglocke von der Kirche nieder. Es war die Zeit, da der Priester vor dem kerzenbestrahlten Gnadenaltare die Vesper zu beten hatte. Nun aber konnte Emanuel das Mädchen nimmer verlassen, ehe es wieder auf einen sicheren Weg geführt war.

Als sie sich, um ein wenig auszuruhen, auf den Stamm einer entwurzelten Tanne niederließen, brach das Mädchen plötzlich sein Schweigen und sagte:

„Du geistlicher Herr, ich kann dir's nicht sagen, aber so wie heut, ist mir mein Lebtag noch nicht gewesen. Heute stürzt die Welt zusammen."

Ohne eine Antwort zu geben, raffte sich Emanuel wieder auf und zog hastig, fieberhaft hastig das Mädchen mit sich fort durch den finstern Wald. Ein tückischer Baumkauz verlachte mit heiserer Stimme das Menschenpaar, das auf falschem Pfade wandelte.

Plötzlich schimmerte durch das Gestämme ein röthliches Licht. Eine Menschenwohnung. Emanuel athmete erleichtert. Sie standen bald vor einer Hütte aus unbehauenen Steinen und moosigen Fichtenstämmen gebaut. Ein wenig Rauch schlug zu der offenen Thür heraus, denn drin, auf dem Erdgrunde, mitten in der Wohnung, brannte ein lebhaftes Feuer. Ein paar Ziegen schürfelten um das Feuer und wollten schier versuchen, ob die zitternden Flämmchen nicht ebenso prächtig zu genießen wären, wie das grüne Brombeerlaub. Der Versuch kostete einige Härchen des weichen Bartes, der den mäckernden Thieren unter dem Kinne niederhing. Hinter der Herdstelle aber saßen der Gaiser-Bimel und seine Ursel.

Emanuel konnte nicht mehr zurück, denn der Bimel hatte sie schon gesehen und rief laut der Seinen zu:

„Herr Jesses, Herr Jesses, Ursel, jetzt hat sich der Elendpfarrer auch Eine ausgesucht!"

Wie ein Pfeil ins Herz schoß dieses Wort dem Mädchen an des Priesters Seite; Emanuel rang nach Fassung.

„Na, da wird der lieb Herrgott aber lachen!" schrie der Waldmensch und fuhr sich mit beiden Händen in sein zerzaustes lichtfalbes Haar und lachte ebenfalls. „Freilich," setzte er bei, „und eine rechte Freud' wird er haben!"

„Wer?" frug Emanuel mit möglichst würdevoller Stimme.

„Na, der lieb Herrgott halt! und weswegen? weil der junge kreuzsaubere Herr doch endlich Eine genommen hat."

Maria stürzte aus der Hütte. Emanuel eilte ihr nach. Auf einen moosigen Stein sank sie nieder, er hub sie empor zu seiner Brust: „Maria, du armes, gutes, holdes Mädchen. Laut ist gesprochen, was ich hab' begraben wollen für alle Ewigkeit in meinem Herzen. — Den Altar habe ich verlassen, dir bin ich gefolgt, du bist mein Frauenbild, in dem ich meinen Gott verehren will. Du sollst nimmer im Elend sein. Maria, du liebes Herz, ich bleib' bei dir!"

Noch hatte sie sich seiner glühenden Umarmung entwinden wollen; mit diesem Bestreben war's aber bald vorbei; ein junges Weib wie dieses, kann nicht lange gegen einen kühnen Mann und gegen ihr eigen Herz kämpfen; schon schlingt sie ihre beiden Arme fest um seinen Nacken und neigt ihr Haupt zurück, daß die Locken weit hinabwallen über den schwarzen Talar.

In diesem Moment hatte die lebhafte und gut untersetzte Ursel wollen aus der Hütte laufen, aber ihr Bursche sagte:

„Geh, schenk ihm den Zirmbusch!“ und sie zogen sich tief in die Wohnung zurück und der Bimel zündete sich schmunzelnd eine große mächtige Pfeife an. „Wenn's so ist,“ murmelte er dabei, „so werde ich auch wieder auf den Elendberg in die Kirche gehen.“

„Er hat dich einen Heuchler und einen Lästerer geheißen,“ bemerkte das Weibchen.

„Weißt, Ursel,“ meinte der Gaiser, „er hat nur so laut gegen mich aufbegehrt, weil er selber Keine gehabt hat. — Ich hätt's an seiner Stell' gerad' so gemacht; er ist studirt und ich bin nicht studirt; er ist schön und fein, ich bin ein Waldbär; aber ein Blutströpfel ist in Jedem, das uns Alle gleich macht.“

Es brannte der erste Kuß der Liebe noch auf Emanuel's Lippen, als er wie halb berauscht in die Hütte taumelte. Er legte ein Packet in die Hand des Gaisers und sagte mit erkünstelter Gelassenheit:

„Lieber Freund, dir habe ich einmal ein Unrecht zugefügt als Mensch; aber als Priester habe ich so handeln müssen. Jetzt bin ich kein Priester mehr. Siehe, in diesem Päckchen liegt die priesterliche Kleidung. Hast du Gelegenheit, so trage sie morgen zur Kirche hinauf; erweise mir den Gefallen.“

Der heitere Bursche hob hoch seine flache Hand und schlug sie in die Emanuel's, daß es klatschte:

„Es gilt! Die Kutten kommt hinauf. Aber einen Lodenspenser wird der Herr haben müssen, wenn er im Wald verbleibt.“

„Ich verbleibe nicht im Walde, Gaiser. Doch gieb mir einen Lodenkittel, da hast du dieses Kreuz dafür, es ist von Silber. Es mag dir auch ein Andenken an mich sein; du wirst vielleicht nichts mehr von mir hören.“

Emanuel und Maria irrten weiter durch den Wald. Es ging ein hohes wildes Meer in ihren Herzen, und Maria blieb oft stehen und that die Frage:

„Wenn's nur auch Gottes Wille ist? Emanuel, ich bin dein Verderben?“

„Den Weg an deiner Seite hat mir Gott gezeigt.“

„Wenn ich aber dein Verderben wäre, oder wenn in dir doch ein guter, braver Priester verloren geht,“ sagte das Mädchen leise, „dann wollte ich, es hätte mich heute die größte Lawine begraben.“

„Wir werden glücklich sein, mein liebes Herz. Uns knüpft nichts an dieses Land, wir eilen über die Grenze ins Reich und werden Mann und Weib.“

So Emanuel. Die so lange zurückgedämpfte Leidenschaft ließ den unerfahrenen jungen Mann auf Alles vergessen und ihn handeln wie einen Knaben. Sein Herz stürmte, sein Kopf wirbelte. Aus dem lebendigen Becher ihres Mundes, im ersten Kuß des Weibes, hatte er sich den bösen Rausch getrunken. Vierundzwanzig Stunden waren kaum verflossen, seitdem das Mädchen sich in seinem Beichtstuhle der Lieblosigkeit angeklagt hatte. Ach, wie ist der rechte Pfad so schmal; vielleicht kommt bald die Zeit, und Maria hat sich der Liebe schuldig zu bekennen.

In derselbigen Nacht zog noch eine letzte Kreuzschaar von Maria im Elend her, durch die unwirthliche Gegend. Es war der Mond aufgegangen und so glaubten die kundigsten Führer den nächtlichen Weg wagen zu können, um die Zeit, die sie zu lang am trostreichen Wallfahrsorte zugebracht hatten, wieder zu ersetzen. Auf Umwegen war die Schaar in die Waldschluchten gekommen, in welchen auch unser Liebespaar in Freuden wandelte. Um rasch und sicher aus der Wildniß zu gelangen, schloß dieses sich im Finstern unerkannt dem Zuge der Wallfahrer an, ohne besonders bemerkt zu werden. Noch weit ehe der Morgen anbrach, mußten sie in freundlichere Gegend kommen und dann wollte Emanuel mit seiner Erkornen wieder einsame Pfade suchen.

Langsam stolperten die Pilger dahin. Einzelne beteten still, Andere keuchten wort- und gedankenlos drein, noch Andere sprachen über den Wallfahrtsort und den Eindruck, den derselbe auf Jeden gemacht. Auch von dem Priester war die Rede, der gleichwohl so jung und freundlich und doch so fromm sei.

„Jetzt weiß ich, was das ist, eine gute Beichte,“ sagte Einer, „ich bin verzagt gewesen durch und durch, denn mir reimt sich gar nichts auf der Welt. Ihr könnt mir's glauben oder nicht, den Rosenkranz in der einen Tasche, den Strick in der andern, so bin ich auf den Elendberg gestiegen:

find' ich da oben keinen Trost, so hau' ich den Rosenkranz — Gott vergieb — zum Teufel, und leg' mir den Strick an. Nach der Beicht' ist mir so frisch ums Herz gewesen, daß ich den Strick für alle Zeit neben den Altar auf einen Nagel gehangen hab', zum ewigen Gedächtniß der gnadenreichen Maria im Elend."

„Und ich," sagte ein Anderer, „hab' seit dreißig Jahren da oben wieder einmal geweint wie ein Kind, wie der Priester gepredigt hat von der lieben Barmherzigkeit Gottes. Und ich hab' mir fest vorgenommen, in meinem Leben will ich nimmer kleinmüthig sein, es mag mich treffen was da will. Meine Pflichten trachte ich zu erfüllen und alles Andere überlaß ich der lieben Barmherzigkeit Gottes."

„Mir hat die Blatternseuche im vergangenen Frühjahr meinen Mann und drei Kinder hinweggerissen," erzählte ein Weib. „Mit meinem jüngsten Kinde bin ich zurückgeblieben auf der Welt. Hab' keinen Trost gefunden, bin zur Maria im Elend hergezogen. Aber das Beten vor der Mutter Gottes ist mir nicht recht vom Herzen gegangen, weil ich fortweg hab' gedacht: 's ist doch eine große Ungerechtigkeit von unserem Herrgott, daß er mir das Unglück hat geschehen lassen. Erst der Beichtvater hat mir zugesprochen, thät's auch tief im Herzen weh' was mich getroffen — und das thät so weh, das man's mit tausend Zungen nimmer sagen könnt' — so hätt's im **Grund** so viel nicht zu bedeuten. Die Lieben wären nur ein Stündl vorausgegangen und thäten dort an der Himmelsthür mit Treuen auf mich warten, und thäten mir in meiner Sterbstund die Händ entgegen halten: Komm, du liebe Gattin, komm, du liebe Mutter, wir haben dir den Platz schon bereitet! — Aber auch auf dieser Welt hätt ich noch die schönste, heiligste Aufgabe, die ein Mensch nur haben kann. Dem einzigen Kinde müßt ich Vater und Mutter sein und es mit Lieb' und Weisheit zu einem braven Menschen machen. Gott hätt's wohl gemeint und meiner nicht vergessen. — 's wird wohl so sein und ich will nimmer klagen."

Und ein Greis sprach von der herrlichen Rede, die der Priester in der Wallfahrtskirche über die menschlichen Leidenschaften und ihre Bekämpfung hielt. Die größte Majestät und Kraft auf Erden sei, Herr über sich selbst zu sein. Diese Kraft sei der Beweis unserer Kindschaft Gottes, und das himmlische Erbe, durch das wir die irdischen Mächte besiegend als Helden zu Gott zurückkehren können.

So redeten sie und so erbauten sie einander durch den Nachhall der Priesterworte. Und aus Allem ging die Lehre hervor: seine Pflicht erfüllen; die Widerwärtigkeiten mit Geduld ertragen; freudig das Gute schaffen und genießen; den Tod nicht scheuen.

Emanuel und Maria gingen mitten unter den Sprechenden. Was sie fühlten ist nicht ausgesprochen worden, aber eine seltsame Pein war es, die das eben erst so glückselige Herz des fliehenden Priesters zerriß. Maria hatte sich während des Gespräches der Wallfahrer mehrmals mit fast wilder Fieberkraft an ihren Begleiter geschmiegt. Später hielt sie ihn nur noch an der Hand und erwiederte kaum sein heftiges Pressen der Finger.

Die Wallfahrer waren nun kleinlaut geworden und endlich ganz still, denn sie passirten die gefährliche Strecke der Riedwand. Es war aber finstere Nacht, und man sah nicht, wie schmal der Fußsteig war, man sah nur die schwarzen Massen der grausigen Felsüberhänge, die den Mond verdeckten. Man hörte auch das Donnern des Wildwassers im tiefen Abgrund. Die Pilger hielten sich an den Händen zu einer langen Kette zusammen, um so den Pfad am Hange hin mit Vorsicht zu gehen.

Emanuel legte seine Linke in die Hand seines Vormanns und mit der Rechten hielt er Marien, die hinter ihm still und sachte hinschritt. Er flüsterte ihr bisweilen ein ermuthigendes Wort zu, allein der Wildbach in der Tiefe brauste so gewaltig, und sie dürfte die Worte nicht gehört haben.

Jetzt standen sie Alle still, um auszuruhen, und manch ängstliches Weib rief insgeheim den Schutz der lieben Frauen im Elend an. Die Kette hatte sich für einen Augenblick gelöst, da mancher die freie Hand bedurfte, um sich den Schweiß des Antlitzes zu trocknen. Auch Mariens Arm war ein kleines Weilchen vermißt, bald jedoch umschloß Emanuel wieder die liebe Hand, an der er nun durch's Leben

gehen wollte. Mit Innigkeit wurde sein Druck entgegnet.

Endlich war die gefährliche Strecke zurückgelegt. Der Weg ebnete und weitete sich; der Mond breitete seinen schimmernden Schleier über die wandelnden Gestalten. Als Emanuel sich wendete, um sein Mädchen wieder enger an sich zu ziehen, da fehlte Maria in der Reihe, und er hielt eine fremde Hand in der seinen, und das Gesicht eines alten Weibleins grinste ihn an.

Ein wilder Schrei aus seinem Mund, ein vielstimmiger Ruf: „Wir sind nicht Alle!" gellte in den Felsen. —

Als die Morgenröthe aufging, und die Finken und Drosseln anhuben zu singen, wurde Maria gefunden. Sie lag zerschmettert tief in der Schlucht zwischen den nassen, grauen Steinklötzen des Wildbaches. Ihr Blut röthete noch das Wasser.

Still und ohne einen einzigen Laut war sie an der Riedwand aus der Kette der Genossen in den Abgrund gestürzt.

Im tiefen Walde, umwuchert von wilden Büschen und Blumen, umgaukelt von Käferchen, Spinnen, Schmetterlingen und heiteren Vöglein lag Emanuel und preßte sein Antlitz ins kühle Moos, das selten noch vom Thau der Menschenthränen, so bitterer Thränen, befeuchtet worden sein mochte. — Emanuel hatte nun Alles errathen und verstanden. Er hatte an Mariens Wort gedacht: „wenn ich dein Verderben wäre und durch mich ein braver Priester verloren gehen müßte, so wollte ich, es hätte mich früher die größte Lawine begraben."

Das Mädchen hatte aus den Gesprächen der Wallfahrer Emanuel's Bedeutung als Priester erkannt, hatte erwogen, auf welch unseligen Wegen Emanuel ihretwillen wandle. — Sie hatte sich aufgeopfert. — Er hatte die Bekämpfung der Leidenschaften, die Entsagung und Aufopferung gepredigt; sie hatte die priesterliche Lehre des Heißgeliebten besiegelt mit ihrem jungen Leben.

Der Lästerer des Heiligthums.

Ein Anderer, als vor Stunden darauf hingesunken war, erhob sich aus dem Moose. Ein leidenschaftlicher junger Mensch war hier begraben worden, ein Priester stand auf. Ein Priester nach Gottesherzen, der die Lehre seines Mundes bestätigt mit seinen Thaten. — Zurückkehren will Emanuel wieder zu Maria im Elend, und ein treuer, strenger Pfleger sein der Stätte, die des Volkes Glauben und Vertrauen sich hat auserwählt. So hat es ja das Geschick gewollt, und vielleicht verklärt der Geist jenes wundersamen Weibes, das sich auch Maria im Elend genannt, das starre Bildniß in der Gnadenkirche. — Und Maria die Märtyrin, die sich zweimal in den Abgrund gestürzt, das eine Mal, um ihre Unschuld, das andere Mal, um ihres Geliebten Gewissensfrieden zu retten — sie soll ja begraben sein oben an der Kirchenmauer, wo verunglückte Wallfahrer ihre Ruhestätte finden.

Um dieses Begräbniß zu veranstalten und mit Ernst sein Amt wieder aufzunehmen, kehrte Emanuel auf den Elendberg zurück.

Neue Wallfahrerschaaren waren mittlerweile gekommen, und in der Sakristei wurde ein fremder Priester gesehen, der in der unerklärlichen Abwesenheit des Ortsgeistlichen sich anschickte auf die Kanzel zu steigen. Die Kirche war überfüllt, und Emanuel im Lodenrock des Gaisers wollte sich unerkannt durch die Menge winden, um die Sakristei zu erreichen und sein Ordenskleid umzuhüllen. Da stand der fremde Prediger mit rother Stole und schwarzem Baret schon auf der Kanzel. Es war ein noch junges, sonngebräuntes Antlitz mit lichten Locken, aber die Stimme klang seltsam fremd. Die Predigt war kurz, denn bald durchtobte die Aufregung das Gotteshaus.

„Heiden seit ihr All mit einander!" rief der Prediger, daß die Mauern schallten, „dort oben steht das Götzenbild. Bilder dürfen nicht angebetet werden. Der Herrgott hat's verboten!"

Ein tausendstimmiges Gebrüll in der Kirche. Der Prediger war verschwunden; man hatte ihn nicht mehr gesehen. Sein Chorrock, Baret und die Stole lagen in der Sakristei; es waren dieselben Gegenstände, die Emanuel an den Gaiser-Bimel abgegeben hatte mit der Bitte, sie der Kirche zuzustellen. Und Emanuel war unter den Zuhörern der Einzige, der den Prediger erkannt hatte, es war der Wald-

mensch, der Gaiser, den sie den Halbnarren nannten in der Gegend.

So lange die Kirche im Elend stand, hatte keine Predigt in derselben — und es hatten Prälaten und Bischöfe gepredigt — einen solchen Eindruck gemacht, als diese grell herausgestoßenen Worte des Waldmenschen. Steinigen wollten sie ihn, den Lästerer des Heiligthums. Aber sie fanden ihn nicht, und der Bimel eilte längst wieder in den Felsen auf den Pfaden der Gemse und des Steinbocks.

Emanuel war von den Keulen des seltsamen Redners noch am schwersten getroffen, er wußte nicht wie ihm geschah, da der so lange schon keimende aber verborgenste Gedanke seiner Seele so plötzlich und schauerlich laut zum Ausdrucke gekommen war. Jetzt lag keine geheime Kümmerniß mehr in ihm; wild losgebrochen war das künstlich Zurückgedämmte und hatte sein Wesen erschüttert.

Das Erste aber mußte nun sein, daß Emanuel den Talar überwarf und auf die Kanzel stieg, um die Menge zu beruhigen. Es gelang ihm kaum, denn er fand heute die rechten Worte nicht, um dem „Wahnsinnigen“ gegenüber die Ehre des Gnadenbildes zu retten. So sehr erregt und aus ihrer frommen Stimmung gerissen waren die Meisten, daß sie ohne Beichte und Communion den Wallfahrtsort verließen und sich vornahmen, diese Kirche, wo der schrecklichste Gotteslästerer nicht auf der Stelle vom Blitz erschlagen wurde, nicht mehr zu besuchen.

Kaum war Maria, die „verunglückte“ Pilgerin, an der Kirchenmauer bestattet, als aus dem Kloster ein Decret anlangte, welches Emanuel von seinem Posten abberief.

Er stieg vom Berge nieder, allein, er lebt nicht im Thale. Das Kloster will ihn gerade keinen Abtrünnigen heißen, doch übergeht es stillschweigend seinen Namen.

Die letzte Kunde.

Seit all dem ist manches Jahr vergangen.

Da kam vor nicht langer Zeit ein Schreiben ins Hochgebirge, dessen Adresse nach dem Gaiser-Bimel frug. Der lebte noch in seinem Waldkessel. Das Schreiben war von Emanuel, dem einstigen Seelsorger zu Maria im Elend und lautete wie folgt:

Lieber Freund!

„An der Mauer der Elendkirche, die gegen Sonnenniedergang schaut, werden auf dem Erdboden, nahe beisammen, zwei graue Steine liegen. Vielleicht wächst auf ihnen schon das Moos. Flechte einen Kranz aus Wachholder und Alpenrosenstrauch, und lege ihn auf die Steine. Du bist ein guter Mensch und wirst meine Bitte erfüllen. — Mir geht es gut an Leib und Seele; ich lebe als Missionär in Neu-Süd-Wales, im Welttheil Australien.“

Vor Freuden schrie der Gaiser auf, als wäre langersehnte Nachricht von einem liebsten Bruder gekommen. Er und sein Weib flochten hierauf den Kranz aus Wachholder, Alpenrosenstrauch und allen immergrünen Gewächsen der Alpen. Und heute noch prangt das Grab an der Kirchenmauer in frischer Zier.

Das Hospiz aber ist menschenleer, der Wallfahrtsort verwahrlost. Die wenigen Pilger, die doch zu ihm emporsteigen, ziehen bald wieder davon. Der traurige Glockenton auf dem Thurme vermag jenes Wort des fremden Predigers nimmer zu löschen, das Vertrauen des Volkes nimmer zu wecken.

Aus den Felswänden sind zwei Bergspinnen herniedergekommen zur verlassenen Kirche und haben einen dreifachen Schleier gewoben über die Nische, in der das Bildniß steht, das voreinstmalen dem Zirmbusch so wundersam entwachsen war.

Nicolo Paganini.

Eine biographische Skizze

von

Elise Polko.

Einleitung.

Unter all den mannigfaltigen Künstlergestalten, deren Stirn das leuchtende Diadem des Genies geschmückt, ist wohl selten eine eigenartigere und zugleich märchenhaftere über die Erde gewandelt als die Ge-

statt Nicolo Paganini's, des Genuesen. Noch kein halbes Jahrhundert ist seit seinem Entschwinden verflossen und schon umziehen ihn die Nebel der Sage. Seine Zeitgenossen staunten ihn an und redeten nur mit einer Mischung von Scheu und Fanatismus von ihm, sein mit den buntesten und glänzendsten Farben gemaltes Bild, wie es uns die Biographien von Schottky, Laphalègue, Vineta, Harry und Fetis überlieferten, zeigt die Züge eines Halbgottes und zugleich eines Dämons. Alle diese mehr oder weniger umfangreichen Bücher und Broschüren über ihn ruhen vergessen und vergraben in alten Bibliotheken, und wer hätte wohl in unseren unruhigen, durch tausend politische und kirchliche Fragen bewegten Tagen Zeit, sie hervorzusuchen als — eine Frau. Das tiefe Interesse für die wunderbare Erscheinung Paganini's und die Liebe zu dem edlen Instrument der Geige, das er in so unvergleichlicher Weise beherrschte und zu beseelen verstand, trieb sie, das vorhandene zerstreute Material sorgfältig zu sammeln, zu sichten und zusammenzustellen, um auf diese Weise vielleicht statt eines verwirrenden und phantastischen Porträts eine möglichst klare Federzeichnung zu liefern. Zugleich erfüllt sie das innige Verlangen, jenem großen Künstler in diesen Blättern ein einfaches Denkmal aufzurichten, der in der Geschichte des Virtuosenthums auf unerreichter Höhe einsam steht. — Einen Epheukranz, untermischt mit Orangenblüthen, möchte Frauenhand winden um die goldenen Lettern des Namens: Nicolo Paganini.

I.

Nicolo Paganini's Lehrjahre.

„Zart Gebild wie Regenbogen
Wird nur auf dunklem Grund gezogen."
Goethe.

Genova la superba, die Stadt der Paläste, der tiefblaue Himmel Italiens und das rauschende Meer bilden die großartige Decoration zu den ersten Scenen des Lebensbildes des kleinen Nicolo.

Am Hafendamm lag ein unscheinbarer Kramladen, den die Schiffer aus allen Landen fleißig besuchten, um sich ihre Vorräthe einzukaufen. Es war überhaupt ein reger Verkehr dort, der Besitzer des kleinen Hauses, Antonio Paganini, stand in dem Rufe eines Tausendkünstlers und klugen Mannes, der stets die richtigen Lotterienummern anzugeben wußte, mit denen man einen Gewinnst erzielte, nur für sich selbst traf er seltsamer Weise nie die Glücksnummer. Außerdem spielte er allerlei lustige Melodien auf der Mandoline und Geige, denen stets eine Menge dankbarer Zuhörer zu lauschen pflegten. Er selber erschien freilich weniger heiter als diese seine Weisen, — Antonio Paganini war eine verschlossene Natur, ehrgeizig und unzufrieden und unter dem Druck des Bewußtseins lebend, seine Bestimmung verfehlt zu haben. Künstler hatte er werden wollen, Musiker, das Schicksal aber bestimmte ihn zum Krämer. Er hörte deshalb nicht auf, ihm zu grollen, und seiner Frau, der dunkeläugigen Teresa, war wahrlich kein leichtes Loos beschieden an seiner Seite. Eine Deutsche würde unter solchen Verhältnissen entweder allen Lebensmuth verloren oder doch bitterlich und unaufhörlich geklagt haben, die Italienerin ging nur dem mürrischen Gefährten so viel als möglich aus dem Wege, besuchte fleißig zum Trost die Messe mit und ohne ihr Bambino, wie es eben kam, saß mit heiterem Gesicht vor der Thür des Hauses, fühlte die blaue sonnendurchstrahlte Himmelsdecke Tag für Tag über ihrem Haupt und blickte auf das bunte Getriebe und weiter, darüber hinaus, auf den endlosen blauen Wasserspiegel. Sie hatte für Jeden einen freundlichen Gruß oder auch ein Wort und erzählte gern ihren Nachbarinnen wundersame Träume von dem künftigen großen Glück ihres Hauses. Von der musikalischen Kunst ihres Mannes war Teresa durchaus keine Bewunderin, sie war vielmehr oft gar sehr ungeduldig über den „Lärm", wie sie es nannte, wenn Antonio sich in allerlei halsbrechenden Läufen erging und ihr Bambino dazu aus vollem Halse schrie. Aber später wurde in dem kleinen Hause am Hafen ein Kind geboren, welches niemals weinte bei den Uebungen des Vaters, sondern vielmehr beim ersten Geigenton das Köpfchen wendete wie eine sehnende Knospe nach dem ersten Sonnenstrahl, — es war Nicolo Paganini, die Erfüllung aller stolzen Träume seiner Mutter, geboren am 18. Februar des Jahres 1784.

Armes Kind, im dunkelsten Schatten

liegen die Blüthenjahre deines Lebens, die rauhe Strenge des Vaters erstickte von allem Anfang gewaltsam jede unbefangene Fröhlichkeit. Antonio Paganini ließ dem kleinen Knaben keine Stunde zum lustigen Spiel — er hatte sofort die hohe musikalische Begabung Nicolo's erkannt und ihn dazu bestimmt, um jeden Preis seinen Namen aus dem unverdienten Dunkel zu ziehen und zu Ehren zu bringen.

Das einzige Spielzeug, das seine kleinen Finger berühren durften, war also — die Geige. Der Vater ließ sein Kind nicht von der Seite — die einzige freie Zeit war die Stunde, welche Nicolo in der Messe zubrachte, wohin ihn die fromme Mutter jeden Morgen trotz des väterlichen Protestes mitnahm. Nicolo Paganini hat keine Kinderfreuden gekannt und keine Vaterzärtlichkeit, kein Jubeln über ein Nichts, keine vorüberziehenden Regenwölkchen von Kinderthränen, nach denen die Sonne unschuldigen Glücks nur noch heller strahlt, kein lustiges Jagen und Klettern. Das ernste Priesterthum der Kunst, in welches der Wille des Vaters ihn eintreten ließ, isolirte ihn vollständig von seinen Altersgenossen und streifte den Schmetterlingsstaub der inneren und äußeren Jugend nur allzu früh von ihm. Entsagungen aller Art waren sein Loos und sogar, — nach seinem eigenen Geständniß, Hunger und Schläge. — Wäre die innere unauslöschliche Begeisterung nicht gewesen für sein Instrument, der Knabe würde untergegangen sein. Nur diese leidenschaftliche Liebe zur Geige und das Erbtheil von seinem Vater und Peiniger, ungemessener Ehrgeiz, retteten ihn. Wenn seine feinen Hände neue noch unbekannte Griffe fanden, deren Zusammenklingen die Menschen und den Vater selbst staunen ließen, so vergaß er alles Leid. — Bald redete die ganze Stadt von dem Wunderknaben in dem kleinen Hause am Hafen und die Besucher, die ihn hören wollten, vermehrten sich von Tag zu Tage. Ihr lebhafter, südlich enthusiastischer Beifall spornte den jugendlichen Geigenspieler mächtig an, denn Nicolo Paganini gehörte nun einmal zu jenen ehrliebenden Gemüthern, von denen Xenophon sagt: „Es hungert einige Seelen nach Lob wie andere Sterbliche nach Speise und Trank."

Meist waren es eigene Compositionen, die er damals spielte, denn er beschäftigte sich, seit er die Chiffresprache der Noten erlernt, mit dem Niederschreiben phantastischer Tonträume, meist in einer Art von Sonatenform, die aber alle, sobald er sie gespielt, von ihm wieder vernichtet wurden und neuen weichen mußten. Der gefeierte Operncomponist und Violinspieler Francesco Guecco hörte von dem Wunderkinde reden, besuchte eines Tages das kleine Haus am Hafen und interessirte sich sofort auf das Lebhafteste für den Knaben. Er führte den Kleinen in den Kreis seiner Freunde und veranlaßte ihn vor ihnen zu spielen. Ueberall erregte das dunkellockige tief ernste Kind, das den Bogen seiner kleinen Geige mit einer so staunenswerthen Sicherheit führte, das größte Aufsehen. Guecco war es wohl auch, der zuerst Antonio Paganini darauf aufmerksam machte, daß sein Sohn ihm als Schüler längst entwachsen sei, und ihm den Rath gab, den Knaben zu dem Domcapellmeister und berühmtesten Violinspieler Genua's, Giacomo Costa zu bringen. Es geschah nach einigem Sträuben wirklich, Costa nahm den kleinen Paganini mit der liebenswürdigsten Freundlichkeit auf und das Herz Nicolo's erschloß sich ihm auf den ersten Blick. — Der Mensch Costa wurde ihm aber doch noch lieber als der Lehrmeister, dessen eigenthümlicher Methode der geniale Knabe nur widerstrebend folgte. Im Laufe von etwa sechs Monaten gab der Meister ihm dreißig Lehrstunden, wofür er die armselige Honorarsumme von nur einem Ducaten empfing. — Nicolo erinnerte sich Zeit seines Lebens dankbar dieses gütigen Lehrmeisters, der jedoch nicht selten mehr belustigt als zornig den Kleinen anstarrte, wenn der ihm mit einem freimüthigen Aufschlag und Blick seiner dunklen magischen Augen erklärte, daß Costa's Regeln ihm widernatürlich erschienen, oder wenn er sich weigerte, seine Bogenführung anzunehmen. Es waren und blieben, trotz der angestrengtesten unablässigsten Uebungen, Stunden der Erholung und Freude für Nicolo, welche er im Hause Costa's zubrachte — fern von dem kalten und strengen Blick seines väterlichen Peinigers. Die Sprache gütiger Unterweisung und freundlicher Mahnung war ihm ja so neu und fiel wie ein warmer, befruchtender Regen in das starre Erdreich der armen verschüch-

terten Künstler- und Kinderseele, um dort frische Keime zu künftigen Wunderblüthen zu treiben. — Bald vertraute Costa seinem Schüler bei den sonntäglichen Kirchenmusiken kleine Soli an. Welche Freude für den Knaben. Als Nicolo zum ersten Mal die Stimme seiner Geige, wie einen verirrten Vogel, in dem weiten prachtvollen Dome di San Lorenzo hin und her flattern hörte, jenem herrlichen Gotteshause, wo er so oft an der Seite seiner frommen Mutter gekniet, — und der Ton fremd und gewaltig und doch wieder so süß und vertraut von der stolzen Wölbung wiederhallte, da kämpfte der Knabe nur mit Mühe eine Ohnmacht nieder, so mächtig war seine Erregung. Und er wußte auch, daß seine Mutter auf den Stufen des Altars kniete und inbrünstig aus der Tiefe ihres zärtlichen Herzens für ihn betete.

An dieser heiligen Stätte hörte ihn denn eines Tages auch der berühmte Sopransänger Marchesi, der nach Genua gekommen war, um die musikalische Welt durch die Kunstfertigkeit seiner Kehle in Staunen zu versetzen. Er forderte sofort den kleinen Paganini auf, in seinem Concert im Theatersaal mit ihm zugleich aufzutreten. Nicolo willigte mit Freuden ein und bat nur, daß man ihm erlaube, eigene Compositionen zu spielen, was Marchesi ihm gern bewilligte. — Der Festabend kam heran. Ganz Genua strömte in das Theater, — in einer dunklen Logenecke aber saß Nicolo's vor Angst zitternde Mutter. — Wohl hatte sie in der Kirche ihr Kind schon oft mit ruhiger, stolzer Freude heilige Melodien spielen hören, vom hohen Chor herab zu Ehren Gottes, aber da wußte sie ihn doch in dem unmittelbaren Schutz der heiligen Engel, und das wunderthätige Marienbild stand dem Chor gegenüber — was konnte ihrem Liebling an solchem heiligen Orte wohl geschehen?! Aber hier, im Theatersaale, welchen ihr Beichtvater, der ehrwürdige Pater Ambrosio, die Wohnung des Teufels nannte — wer sollte ihn da schützen? Da betete sie denn in ihrem Winkelchen heiß und inbrünstig für ihn und gelobte der schmerzensreichen Mutter acht dicke, weiße Kerzen, die Zahl der Jahre ihres Knaben, wenn er keinen Fehler mache. Und während diese rührende Bitte gen Himmel stieg, erfüllten schon die Triller Marchesi's den Raum und das Publicum jauchzte ihm Beifall zu. Antonio Paganini aber stand hinter den Coulissen und ermahnte mit harten Worten seinen Sohn, ihm keine Schande zu machen mit seinem Spiel. Das Kind hatte ein damals hochberühmtes französisches Volkslied zum Thema gewählt und variirt: Die Carmagnole.

Der letzte Act jener blutigen Schicksalstragödie der französischen Revolution wurde eben in Frankreich aufgeführt und Nicolo hatte so oft mit athemloser Spannung den bewegten Schilderungen Costa's von den Gräueln des Pariser Volkes und den Erzählungen seines Vaters und der aufgeregten Besucher des kleinen Ladens gelauscht. Flüche auf „Madame Veto" waren an sein Ohr geschlagen und Verwünschungen der Aristokratie, sowie ein wildes Evvivageschrei bei dem Namen der Volkstribunen. Tag und Nacht, im Wachen und Traum, stand das Gespenst der Guillotine vor seinen Augen, umtanzt von einer bluttrunkenen Menge, unter dem wilden Gesang der Carmagnole, deren dämonische Melodie man eines Tages vor ihm gesungen. Er konnte sie nicht vergessen, unablässig tönte sie ihm in's Ohr und so entstanden denn jene Variationen, die das Publicum in Genua für den zarten Knaben bis zum Fanatismus begeistern sollten.

War es nun die Erinnerung an jene Schreckensscenen, die sich im fernen schönen Frankreich abspiegelten, war es die charakteristische Composition oder das wunderbare Geigenspiel des Knaben, genug die Menge gerieth in die höchste Aufregung. Nicolo selber stand geisterbleich mit weitaufgerissenen Augen da und führte seinen Bogen nur wie im Traum. Sein Ohr vernahm wohl aus weiter Ferne das Geschrei der rasenden blutgierigen Horden — er sah den langen Geisterzug der dem Tode Geweihten vorüberziehen, die schönen vornehmen Frauen in schleppenden kostbaren Gewändern, den rothen Streifen um den blendenden Hals, — die Kinder mit den bangen fragenden Augen, die Männer mit stolz erhobener Stirn: — unter diesem Eindruck spielte an jenem Abend Nicolo Paganini seine Variationen zur Carmagnole, dem Schlachtgesang der Revolution.

Er kam erst wieder zur Besinnung, als sein Lehrer Costa ihn umarmte, Marchesi

ihn mit Liebkosungen überhäufte und das Gesicht seines Vaters mit dem Schatten eines Lächelns sich über ihn neigte. — Ein warmes Glücksgefühl kam aber doch erst an dem Herzen seiner Mutter über ihn, die mit ihren Freudenthränen sein Gesicht überströmte.

Der große Erfolg Nicolo's in dem Concert Marchesi's und die wachsende allgemeine liebevolle Theilnahme, welche man ihm entgegentrug, bestimmte gar bald den Vater, ihn aus Genua zu entfernen, damit das allzu lebhafte Lob ihn nicht verwöhne und ihn lässig mache in seinen Studien. So brachte er denn seinen Sohn nach einem schweren Abschied von der Mutter zunächst nach Parma, um ihn dem Stolz Italiens zuzuführen, dem Violinspieler Rolla. Nicolo Paganini hat selber später einem Freunde diesen Besuch folgendermaßen geschildert.

„Rolla war krank und bettlägerig, — seine Frau aber führte uns in ein Nebenzimmer, wo ich eine Violine und das neueste Concert des Meisters auf einem Tische fand. Es bedurfte nur eines Winkes meines Vaters, das Instrument in die Hand zu nehmen und das Concert a vista abzuspielen. Der kranke Compositeur wurde auf einmal heiter, fragte, wer sich auf diese Art hören ließe und wollte durchaus nicht glauben, daß es ein Knabe sein könne. Wie er sich jedoch davon überzeugte, rief er aus: „Hier kann auch ich nichts mehr lehren, geht nur in Gottes Namen zu Paër, hier verliert ihr eure Zeit nur fruchtlos."

Es war kurze Zeit vor der Uebersiedlung des berühmten Componisten und Dirigenten nach Deutschland, als Nicolo Paganini als Paër's Schüler angemeldet wurde. Wenige Jahre erst verheirathet mit der lieblichen Sängerin Riccardi, die in seinen Opern mit großem Beifall auftrat, eben beschäftigt mit der Composition seines neuen Singspiels, l'intrigo amoroso, zeigte Paër Anfangs keinen besonderen Eifer für den stillen Knaben. Er überwies ihn vielmehr seinem eigenen alten Lehrer, dem vielerfahrenen Capellmeister Ghiretti, der den kleinen Geiger mit Eifer und Ernst in die Geheimnisse des Contrapunktes einzuweihen sich mühte.

Nicolo Paganini componirte bei ihm zunächst vierundzwanzig Fugen zu vier Händen als Studien, und zwar ohne erleichternde Begleitung irgend welchen Instrumentes, sondern allein mit der Feder, als strenge Kopfarbeit — nur das geistige Ohr sollte hören, nicht das leibliche. — Der Fleiß und die ungewöhnliche Leichtigkeit der Arbeit seines jungen Schülers setzten den ergrauten Contrapunktisten in Staunen, und er kam ganz aufgeregt eines Tages zu Paër, um ihn von diesem Wunderknaben zu erzählen. Der gefeierte Componist sah nun die Fugen Nicolo's selber durch und sein Interesse für ihn war geweckt. Er ließ Nicolo zu sich kommen und ertheilte ihm die Erlaubniß, zweimal in der Woche ihn zu besuchen, um ihm seine Arbeiten zu zeigen und vor ihm zu spielen. — Nach vier Monaten schon trug er ihm die Composition eines Duetts auf, und als der Knabe es ihm wenige Tage später brachte, prüfte er es lächelnd, legte liebkosend seine Hand auf das dunkle Haar Nicolo's und sagte: „Ich habe keinen Fehler gefunden, der Satz ist ganz rein!"

Oft ließ er ihn auch neben seinem Clavier niedersitzen und spielte ihm Motive aus seiner fast vollendeten Oper Camilla vor, — oder neue Melodien, die vielleicht später in seiner Sophonisbe oder im Sargino auftauchten, und freute sich, wenn Nicolo sie auf der Geige mit allerliebsten Varianten aus dem Gedächtniß wiederholte. Diese angenehme Lehrzeit wurde leider nur zu bald unterbrochen, Paër ging nach Venedig, um dort für den Carneval eine neue Oper zu schreiben, und folgte dann einem Rufe nach Deutschland.

Lehrer und Schüler trennten sich mit großem Bedauern und sahen sich erst nach Jahren wieder, als Nicolo's Ruhm schon die Welt durchzog.

Bald nach Paër's Abreise verließ Antonio Paganini mit seinem Sohn, den er bis jetzt noch nicht von sich gelassen, Parma, um eine Concertreise mit ihm anzutreten und dann wieder nach Genua zurückzukehren.

Nicolo erzählt von dieser Fahrt:

„Mein harter Mentor wich nicht von meiner Seite und begleitete mich nach Mailand, Bologna, Florenz, Pisa und Livorno, wo ich überall Concerte veranstaltete und vielen Beifall erhielt. Zu jener Zeit herrschte zu Lucca die Gewohnheit, alljährlich am Feste des heili-

gen Martin ein großes Musikfest zu veranstalten, wozu man Fremde aus allen Gegenden lud und zahlreiche Reisende aus eigenem Antriebe herbeiströmten. Bei dem nächsten Herannahen desselben suchte ich den Vater zu bewegen, mich in Begleitung meines Bruders ebenfalls dahin reisen und auftreten zu lassen. Nach langem Weigern erlaubte er es endlich und zum ersten Male fühlte ich mich von der hemmenden Fessel befreit. Ich trat öffentlich als Solospieler auf und der erworbene Beifall machte mich sehr glücklich."

Die Luft der Freiheit umwehte zum ersten Male berauschend auf wenige Tage seine junge Künstlerstirn. Leider kehrte Paganini nur zu bald nach jenem erfrischenden Ausfluge in seinen Kerker zurück.

In Genua, im Vaterhause, hatte sich Manches verändert. Die Geschwister waren herangewachsen und bildeten jetzt ein andächtiges Auditorium, wenn Nicolo spielte. Die vornehmen Kunstfreunde zogen den jungen Künstler in ihre Kreise — er spielte viel in Privatgesellschaften, und nur selten öffentlich. Unablässiges Studium erschütterte aber allmälig seine zarte Gesundheit und die fortwährenden heftigen Reibungen zwischen ihm und seinem Vater, dem er niemals genug zu thun vermochte, verbitterten ihm mehr und mehr das Leben. — Nur wenn er mit der Mutter und den Geschwistern in einer Barke seinem Peiniger auf einige Stunden entfliehen durfte oder mit ihnen sich in irgend einem jener zauberhaften einsamen Gärten Genua's versteckte, athmete er auf, und die tief melancholische Stirn erhellte sich. Dann zog er wohl die jüngste Schwester, seinen Liebling, zwischen die Knie und lehrte ihren kleinen Fingern die Griffe auf der Guitarre, die er nebenbei, fast zum Scherze, erlernt hatte und mit seltener Virtuosität spielte. Dann schlang die Kleine, wenn sie müde geworden war, zärtlich ihre Arme um seinen Hals und kletterte auf seinen Schooß. Die Anderen drängten sich um ihn her und da mußte er denn von fremden Städten und Menschen erzählen, die er gesehen. Da unterbrach ihn die kleine Schwester wohl und erzählte, die großen dunklen Augen fest auf ihn gerichtet, von jenem großen Schloß, das ihr Fratello Nicolo einst aufbauen werde von dem vielen Gelde, das ihm seine Zaubergeige bringe und wo sie dann Alle zusammen fröhlich wohnen wollten und von goldenen Tellern essen und silberne Schuhe tragen. Oder die Mutter hatte wieder einmal einen glückverheißenden Traum gehabt und den Sohn in einer Lorbeerkrone gesehen, und den beichtete sie dann halb verschämt, halb glückselig ihren Kindern und Nicolo's strahlender Blick dankte ihr dafür. — Dann kamen wieder auch Tage, wo er sich in sein Kämmerchen zurückzog und ununterbrochen übte, und da hörte man ihn eine einzige schwere Passage in tausend verschiedenen Arten oft viele Stunden lang unermüdlich wiederholen, denn: le génie est la patience. — Gänzlich erschöpft und todesmatt lag er freilich nach derartigen Studien am Abend auf seinem Bette und Niemand durfte ihn stören. An anderen Tagen vertiefte er sich wieder in die Arbeit der Composition, er schrieb unter dem Titel: „Capricci" verschiedene Etuden für die Geige, die unter den damaligen Violinspielern viel Aufsehen erregten, Sonaten und Duette für Geige und Guitarre entstanden, Variationen beliebter Themen, und Concertfragmente, die erst viel später vollendet wurden. Seltsamerweise waren alle jene Erstlingswerke so schwer, daß Paganini selber angestrengt an ihnen studirte, um sie in jener brillanten Weise vortragen zu können, wie der junge Componist sie sich gedacht.

Zwischen seinem ersten Lehrmeister Giacomo Costa und ihm hatte sich das freundlichste Verhältniß gebildet, der erfahrene Musiker und Geiger bewunderte neidlos das aufgehende glänzende Gestirn am Himmel der Kunst und freute sich seiner ersten blendenden Strahlen. Oft gab freilich die brennende Sehnsucht Nicolo's, neue überraschende Effecte auf seinem Instrumente zu suchen, und die Traditionen des Geigenspiels bei Seite zu schieben, Veranlassung zu heftigen künstlerischen Debatten, denn Costa, in strenger Schule aufgewachsen, tadelte jene kühnen Reformationsversuche auf das Entschiedenste. Gleichwohl trat er mit dem vollen Gewicht seiner Fürsprache bei dem Vater seines jugendlichen Kunstgenossen ein, als es galt, ihm endlich die heiß ersehnte Erlaubniß zu erwirken, ohne jene qualvoll drückende väterliche Polizei-Ueberwachung kleinere Concertreisen zu unternehmen. —

An einen der ersten Ausflüge Paganini's, nach Livorno, wohin der gefangene Vogel mit gelösten Schwingen, fast betäubt von dem Glück der Freiheit, flatterte, knüpft sich für ihn eine reizende Erinnerung. — Nicolo Paganini sollte im Theatersaal spielen, die ganze Stadt harrte voll Spannung seines Auftretens. Kurz vor Beginn des Concerts aber erkrankt seine Geige, — durch irgend welchen unglücklichen Zufall bricht der Steg. Man schickt in der größten Noth in die Loge des reichsten Kunstfreundes von Livorno, Herrn Livron, der eine wunderbare Guarneri-Geige besitzt. In einer Viertelstunde ist das Instrument in den Händen des jungen Künstlers. Ihr Ton entzückt ihn — er spielt hinreißend — das Publicum ist in unerhörter Weise begeistert. — Am Schlusse des Concerts umdrängt man ihn und überschüttet ihn mit enthusiastischen Lobsprüchen. Auch Herr Livron erscheint und umarmt tief bewegt den wunderbaren jugendlichen Geiger. Paganini will nun dankend das kostbare Instrument in die Hände des Gebers zurücklegen, aber der großherzige Kunstfreund wies ihn zurück mit den Worten: „Je me garderais bien de profaner des cords, que vos doigts ont touchées; c'est à vous maintenant que mon violon appartient!"

Welche Freude für Nicolo.

In Parma wurde ihm wenige Wochen später eine ähnliche Ueberraschung bereitet.

Der beliebte Maler Pasini hegte zugleich eine leidenschaftliche Liebe zu der holden Schwesterkunst der Malerei, — der Musik, und war selber ein vortrefflicher Geiger. Als Nicolo in Parma spielte, ließ er ihn zu sich bitten. „Man erzählt mir Wunderdinge von Ihrer Fertigkeit im Prima-vista-Spiel, würden Sie mir die Erlaubniß geben, mich davon zu überzeugen und mir zugleich das Vergnügen gewähren, dies Concert eines Freundes auf meiner Amati zu spielen?" Es war ein notenüberhäuftes schwer leserliches Manuscript, eine gewaltige Aufgabe, selbst für den geübtesten Spieler, aber Nicolo setzte den Bogen an und bestand diese Probe in der glanzvollsten Weise, zum höchsten Staunen und Entzücken Pasini's. — „Nehmt zum Dank meine Geige von mir an," bat er, den jugendlichen Künstler lebhaft umarmend. — Und so ging denn auch eine zarte werthvolle Amati mit ihrem ätherischen Ton in seinen Besitz über.

Das Joch des väterlichen Zuchtmeisters war nun für immer abgeschüttelt und das berauschende Glück der Freiheit brach über den Jüngling herein; war es ein Wunder, wenn es ihn betäubte und fortriß? Hat es doch die besonnensten Männer trunken werden lassen, wie viel mehr mußte es einen Nicolo Paganini, das Kind des feurigen Südens verwirren. Seine Erscheinung, sein Blick in jenem Schleier der Melancholie, wie ihn eine verkümmerte Kindheit über ein Menschenantlitz breitet, sein Genie, zog die Frauen mächtig an, — überall kam man ihm mit Enthusiasmus entgegen, und so taumelte er denn wie ein verirrter Falter den versengenden Flammen entgegen. — Da an der Schwelle dieses neuen und wilden Lebens Paganini's steht aber eine Mädchengestalt, lächelnd wie ein guter Genius, eine Kunstgenossin, die junge Genueserin Catterina Calcagno, — die kaum fünfzehn Jahre alt in Mailand und Florenz die höchste Bewunderung erregte. Paganini begegnete ihr in einer dieser Städte und gab ihr auf ihre Bitte einige Violinstunden. — Wie viele — wie lange? — Seine Biographen erwähnen nur die Thatsache mit kurzen Worten und zugleich mit der Notiz: er vergrub sich zunächst wieder eine Zeit lang in die tiefste Einsamkeit — und war wie vom Boden verschwunden, wahrscheinlich um sich seinen Studien hinzugeben. Auch Catterina verschwand von dem Schauplatz ihrer Triumphe und ihr Name ist später nie wieder aufgetaucht. Was die Hand des Biographen in unbestimmten Umrissen andeutete, wird für das Auge des Dichters zu einem bestimmten Bilde, wenn auch nur in blassen Farben, traumhaft, wie Schwind's Melusine, aber doch ein Bild mit lebenswarmen Gestalten.

Träumten hier zwei junge hochschlagende Künstlerherzen ein Idyll, einen glückseligen kurzen Liebestraum, gönnte ihnen ein gütiges Geschick einen Frühling voll Duft und Nachtigallenschlag mit dem unabänderlichen tief traurigen Motto:

„Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch währt es nur der Tage drei —"

Zwei Kinder, weltvergessend im engen Stübchen beisammen, während die knospenden Rosen ans Fenster klopften, haschten und neckten sich in tollen Passagen, Läufen und athemlosen Trillern, um endlich die Geigen aus den Händen zu legen und sich in die Arme zu fallen in hell auflodernder Zärtlichkeit. Es waren Zugvögel, die vor dem Beginn ihres ersten großen Fluges über das Meer rasteten. Ein reizender Mädchenkopf lehnte sich an die Schulter des Jünglings und feucht schimmernde Augen begegneten den seinen, wenn er zögernd und flüsternd seine harte verlorene Kinderzeit schilderte. Zum ersten Male entlastete er sein Herz und vielleicht zum letzten Male so rückhaltlos. Er fühlte ja eine kleine warme Hand seine Hand voll innigen Mitgefühles pressen und warme süße Lippen waren da, die ihn baten: „Sei nicht traurig, ich bin bei dir!“ — Vielleicht ist Nicolo Paganini in keinem Moment seines ganzes späteren bewegten Lebens glücklicher gewesen, als in jener seligen Verschollenheit neben seiner jungen genialen Schülerin Catterina Calcagno.

„Schön ist das Fest des Lenzes,
Doch währt es nur der Tage drei —“

Ob die Mutter des Mädchens, damals ihre treue Begleiterin, diese Beiden trennte, ob die eigene Ruhelosigkeit seines Wesens ihn forttrieb — wer kann es sagen — genug: die holde Gestalt Catterina's versinkt, um nie wieder öffentlich zu erscheinen, und wir finden Nicolo Paganini an dem Hofe von Lucca wieder, als den Schützling Elisa Bonaparte's, der lebensfrohen Schwester Napoleon's, und als den bevorzugten Liebling ihrer leichtherzigen Damen.

Der kleine Hof von Lucca liebte es sehr, Vergleiche mit jenem hochberühmten Hofe von Ferrara, dem vormaligen vielgepriesenen Asyl aller Dichter und Künstler heraufzubeschwören; die geistvolle Prinzessin umgab sich mit einem Hofstaat hervorragender Männer und schöner Frauen, und warf sich zur Protectorin der Musen und Grazien auf. Es herrschte aber der leichteste Ton in jenen eleganten Salons, und ein Schmetterlingsleben im weitesten Sinne des Wortes führten alle diese vornehmen Damen und Cavaliere; die üppigsten Ballfeste wechselten mit brillanten Opernvorstellungen und Concerten, die Künstler, die Sängerinnen und Sänger wurden offen und heimlich in jeder Weise bevorzugt. Im Allgemeinen herrschte der Cultus des Genusses, und die Blüthe der Aristokratie Lucca's kannte nur einen Wahlspruch: „Evviva la gioja!“

In diese bunte und helle Welt der mannigfaltigsten Erscheinungen trat nun in seiner verlockendsten Gestalt aus dem Dunkel einer freudlosen Kindheit, aus der ärmlichen Kammer einer bescheidenen Existenz ein jugendlicher Künstler mit feurigem Herzen und glühender Phantasie; in einen prachtvollen Saal sah er sich wie mit einem Schlage versetzt. Nach dem Kerkerleben seines Daheim fand Nicolo Paganini sich plötzlich in einem Irrgarten wieder, sich selber überlassen. Springbrunnen rauschten im Mondlicht, fremde Blumen hauchten betäubende Düfte — wunderschöne Marmorgebilde lauschten aus dunklem Grün hervor, und winkten verlangend mit weißen Armen. Mußte er da nicht taumelnd ihnen entgegenstürzen — als er hin und her irrend keinen Ausweg fand aus diesem entzückenden Labyrinth, und mußte es ihn nicht festhalten mit dämonischer Gewalt wie einst den Tannhäuser im Venusberge?

Der Prinz Baciochi, der Gemahl der Prinzessin Elisa, hörte den damals kaum 19jährigen Paganini zuerst in der Franziskaner-Klosterkirche vom Chore herab spielen, zu einem Feste des heiligen Franziskus, wo die Mönche, hingerissen von dem Zauber dieser Töne, trotz des geweihten Raumes in einen lang anhaltenden Applaus ausbrachen.

Der fürstliche Herr, selber Geigenspieler, rühmte im Schloß begeistert den Künstler und — die Prinzessin ließ ihn sofort zu sich entbieten. Es mag ein interessantes Bild in dem Boudoir der schönen Frau sich entfaltet haben bei jener ersten Vorstellung — der hochaufgeschossene ungelenke Jüngling mit dem schmalen blassen Gesicht, den langen schwarzen Haaren und jenen halbgeschlossenen Augen, mit ihrem halb scheuen, halb glühenden Blick, der üppigen Gestalt der Prinzessin gegenüber, die in jenen weißen griechischen Gewändern, wie sie die Frauen der Familie Bonaparte zu tragen liebten, auf einem Ruhebette lag. Sie reichte ihm

mit verführerischem Lächeln und gütigen Worten ermuthigend die volle Hand zum Kuß, bat ihn, der geduldige Lehrmeister ihres Mannes zu werden und in den Hofconcerten zu spielen, auch zugleich sein Dirigententalent in den Opern zu üben. Wer konnte da widerstehen? Und die rosigen staltete alle vierzehn Tage bei den feierlichen Zirkeln ebenfalls ein großes Concert, wobei aber die regierende Fürstin Elisa Bacciochi nicht jedesmal erschien oder bis zum Schluß ausharrte, weil die Flageolet-Töne meiner Violione ihre Nerven zu sehr erschütterten. Dagegen



Nicolo Paganini.

Finger Elisa's banden dem Zugvogel die Schwingen und Nicolo Paganini, der nur im Fluge Lucca berühren wollte, blieb fast drei Jahre dort. — Er selber erzählt eine anmuthige musikalische Liebesepisode aus jenen glänzenden Tagen.

„Ich spielte zu Lucca, wo ich jedesmal die Opern zu dirigiren hatte, wenn die regierende Familie das Theater besuchte, jede Woche dreimal bei Hofe und veran- aber fehlte niemals eine andere liebenswürdige Dame, die sich, so wähnte ich wenigstens, zu mir hingezogen fühlte, während ich sie schon längst bewunderte. Unsere gegenseitige Neigung befestigte sich allmälig immer mehr, mußte aber verborgen gehalten werden, wodurch sie an Innigkeit und interessanten Beziehungen zunahm. Eines Tages versprach ich ihr, sie am nächsten Concerttage durch einen mu-

sikalischen Scherz zu überraschen, der auf unser Verhältniß Bezug haben solle, zugleich kündigte ich bei Hofe eine komische Neuigkeit an, der ich den Titel „Liebesscene“ gab. Man war auf die sonderbare Erscheinung sehr gespannt, bis ich endlich mit meiner Violine erschien, der ich die beiden mittleren Saiten genommen hatte, so daß nur E und G geblieben waren. Die erste Saite ließ ich das Weib, die zweite den Mann repräsentiren und begann nun eine Art von Dialog vorzutragen, worin leichte Streit- und Versöhnungsscenen eines Liebespaares angedeutet werden sollten. Die Saiten mußten bald grollen, bald seufzen, sie mußten lispeln, stöhnen, scherzen, sich freuen und endlich jubeln. Zuletzt ist die Versöhnung wieder geschlossen und die Neuvereinten führen ein Pas-de-deux auf, das mit einer brillanten Coda schließt. Diese musikalische Scene fand großen Beifall, die Dame, der das Ganze eigentlich gegolten, belohnte mich mit den freundschaftlichsten Blicken, die Fürstin aber war voll Huld, überschüttete mich mit Lobsprüchen und meinte endlich: ‚Da Sie bereits auf zwei Saiten so etwas Schönes leisteten, wäre es Ihnen denn nicht möglich, uns auf Einer etwas hören zu lassen?‘ Ich sagte augenblicklich zu, der Gedanke regte meine Phantasie an, und da einige Wochen darauf des Kaisers Namenstag einfiel, schrieb ich eine Sonate: „Napoleon“ bezeichnet, für die G-Saite, welche ich dann vor dem versammelten Hofe mit solchem Applaus spielte, daß eine an demselben Abend unmittelbar darauf gegebene Cantate von Cimarosa dadurch geschlagen wurde und keinen Effect hervorbringen wollte. Dies ist die erste und eigentliche Veranlassung zu meiner Vorliebe für die G-Seite, man wollte späterhin immer mehr darauf hören und so lehrte ein Tag den anderen, bis meine Sicherheit in dieser Spielart endlich immer vollkommner wurde.“

Eine ungleich größere Gewalt als die Frauen gewann aber doch der Dämon des Spiels über diese sensitive Künstlernatur, die einer fortwährenden Erregung zu bedürfen schien. „Das Harzardspiel war eine meiner größten Leidenschaften,“ gesteht er selbst, „und hat mich oft in die drückendste Lage versetzt. Ich werde es nie vergessen, wie ein einziger Abend einst meine ganze künftige Laufbahn entschied. Der Fürst von N. N. hatte lange schon den Wunsch geäußert, meine vortreffliche Cremoneser Geige, die einzige, die ich damals besaß und noch jetzt besitze, käuflich zu erstehen. Eines Tages ließ er mich dringend ersuchen, ihn den Preis meiner Geige wissen zu lassen; ich aber, keineswegs gesonnen, mich von diesem Instrumente zu trennen, forderte in den Tag hinein und verlangte 250 Napoleonsd'or dafür. Wenige Tage darauf sagte mir der Fürst, daß ich bei meiner Forderung sicher gescherzt habe; er wäre jedoch bereit, mir 100 Napoleonsd'or für die Geige zu zahlen. Gerade an demselben Tage war ich durch bedeutende Verluste so in meinen Finanzen zerrüttet worden, daß ich fast entschlossen war, die Geige für das mir gemachte Gebot loszuschlagen, als eben ein Freund mich zu einer Partie für den Abend einlud. Meine ganze Baarschaft bestand nur noch in etwa 30 Franken; von meinen kleinen Habseligkeiten, als Uhr, Ringe und Tuchnadel, hatte ich mich schon getrennt, da faßte ich den Entschluß, diese Trümmer meines Reichthums auf das Spiel zu setzen und im Falle das Unglück mir auch diese rauben sollte, dem Fürsten die Geige für 100 Napoleonsd'or zu veräußern und Tags darauf ohne Geige und Equipage nach Petersburg zu reisen, um mit Concertgeben meine Finanzen wieder herzustellen. Bis auf drei Franken waren bereits die 30 Franken zusammengeschmolzen und schon sah ich mich auf der Wanderschaft nach jener großen Kaiserstadt, als die Unglücksgöttin mich mit den drei letzten Franken eine Summe von 260 Franken gewinnen ließ. Ein Coup de bonheur, der mir meine Geige conservirte und mich wieder ein wenig ins Geleise brachte. — Von der Zeit zog ich mich allmälig vom Spiele zurück und kann es mir zum Lobe nachsagen, daß, wenn ich auch in meiner frühsten Jugend, wo ich nur von sehr geringem Gehalt subsistiren mußte, dem Hazardspiel sehr zugethan war, ich später wohl eingesehen habe, daß ein Spieler der verachtungswertheste Mensch auf Erden sei; und in diesem Gefühle habe ich schon seit Jahren der verderblichen Leidenschaft des Spiels entsagt.“

In Lucca mußte Paganini, trotz aller äußeren Pracht, die ihn umgab, mit einem sehr bescheidenen Gehalt vorlieb nehmen, und da war wohl die Versuchung mächtig, die sogenannte Glücksgöttin, die er sehr richtig mit dem Namen Unglücksgöttin bezeichnet, um Hülfe anzurufen.

„Ich verlor oft an einem Abend die Frucht mehrerer Concerte," lautet ein Theil seiner Beichte, einem Freunde gegenüber, „und sah mich nicht selten durch Leichtsinn in Verlegenheiten, woraus mich nur meine eigene Kunst immer wieder zu retten vermochte. Meine Jugend war voll von Fehlern jener jungen Leute, die, längere Zeit sclavisch erzogen, sich dann plötzlich jeder Bande los und sich selbst überlassen fühlen und nun für lange Entbehrung Genuß auf Genuß zusammendrängen wollen. Mein Talent fand von allen Seiten außerordentliche, ja für einen jungen feurigen Menschen zu große Anerkennung. Das ungebundene Umherreisen, der Enthusiasmus, den jeder Italiener für die Kunst empfindet, mein genuesisch Blut, das ein wenig schneller zu strömen scheint als das deutsche, Alles dies und so manches Andere der Art mehr ließ mich oft in Gesellschaften gerathen, die nicht die besten waren.

„Aber alle diese Perioden waren zum Glück vorübergehend, ich bedaure, daß sie stattfanden, will aber durchaus nicht glänzender erscheinen als ich bin, und bitte meine Freunde, dieses einfache Bekenntniß der Welt mitzutheilen. Es giebt im großen Publicum doch vielleicht Einige, die den Stein nicht gegen mich aufheben, sondern in ihren eigenen Busen greifen, oder doch wenigstens erwägen, was hier Klima, mangelhafte Erziehung, italienische Sitte und die Art und Weise des Künstlerlebens überhaupt verschuldeten."

Die glänzenden Feste und die zahlreichen Concerte und Opern, die seine Thätigkeit in der einen oder anderen Weise so unablässig in Anspruch nahmen, vermochten Paganini dennoch nicht an seinen Studien zu hindern, er fand für sie immer Zeit. Wie in seiner Knabenzeit der Vater ihn wohl einschloß, um ihn zum Ueben zu zwingen, so zog der Jüngling sich jetzt freiwillig zurück, und genügten ihm die Tagesstunden nicht, so nahm er die Nächte zu Hülfe zu seinen Etuden und zum Studium fremder Compositionen. Wenn er auch meist eigene Compositionen öffentlich vortrug, so war doch seine Fertigkeit im Notenlesen und a vista Spielen geradezu staunenswerth. Auch hierüber haben wir seinen eigenen Bericht.

„Auf alle meine Concertzettel ließ ich," so erzählt Paganini, „in früherer Zeit die Bemerkung drucken: es stehe Jedermann frei, mir beliebig ausgewählte Musikstücke vorzulegen, die ich vom Blatte spielen wolle. Bei einer Kirchenmusik, die ich einst dirigirte, fiel mir der Part vom Chore in die Kirche hinab, man brachte ihn zurück, stellte ihn aber zufällig verkehrt auf das Pult, was mich jedoch nicht hinderte, die Noten ebenso zu lesen, als stünden sie aufrecht. — Vor längerer Zeit ging ich die Wette ein, die nächste Oper von Panesi, l'aviso di Gelosi, bei ihrer Production nur auf zwei Saiten spielen und dirigiren zu wollen, und die Wette war gewonnen."

Paganini's früherer Lehrer, Rolla, hatte ein sehr schweres Concert für seinen berühmten Schüler componirt — und stellte im Scherz die Bedingung, es von dem verkehrt vorgelegten Manuscripte abzuspielen. Dies Kunststück wurde von Paganini in einer Weise ausgeführt, die einen enthusiastischen Ausbruch der Bewunderung unter dem gewählten Zuhörerkreise hervorrief.

Seine eigene Notenschrift war ziemlich unleserlich, fein und nervös. Das Componiren war ihm überhaupt eine ernste Arbeit; „es geht mir nicht leicht von Statten," klagte er. „Mein großes Gesetz heißt: „varietà e unità in arte" und dies ist schwer zu vereinen. Meine Musik ist ganz eigenthümlich und nicht so leicht hinzuschreiben als man glaubt; das Publicum verlangt von mir stets etwas Ungewöhnliches, etwas Ueberraschendes und wünscht längere Stücke zu hören. Das kostet Ueberlegung und viel Hin- und Herdenken, ehe ich zum Niederschreiben komme."

Im Sommer des Jahres 1808 verließ Paganini Lucca, um eine größere Concertreise zu unternehmen, aber wiederum erwartete man ihn in den verschiedenen Städten, denen er seinen Besuch angekündigt, vergebens — — er war unsichtbar geworden. — Das Gerücht tauchte auf,

daß eine vornehme Dame ihn zu sich beschieden auf eins ihrer Schlösser in der Gegend von Turin, um bei ihm Guitarre-Unterricht zu nehmen.

Fetis erwähnt auch dieses Liebesabenteuers mit der scherzhaften Bemerkung: „L'amour finit avec le temps dans un château comme dans une chaumière — Paganini s'en aperçut un jour, et, — revenu à ses premiers penchants, — il reprit son Violon, décidé à recommencer ses voyages.“

Er nahm von der anmuthigen Residenz Abschied mit dem heiteren zuversichtlichen „a rivederla“, — aber er sollte nie wieder nach Lucca zurückkehren, denn seine Beschützerin, die Prinzessin Elisa, wurde Großherzogin auf „Befehl“ ihres mächtigen Bruders und verlegte nun ihren Hofhalt nach der zauberischen Stadt am Arno, Firenze la belle. — Paganini wendete sich nun zuerst nach Livorno, um dann in Turin eine Weile festgehalten zu werden von der gefährlichen Circe Pauline Borghese, der Venus Canova's, der jüngeren Schwester der Prinzessin Bacciochi.

Ob er ihren Gluthaugen, die so manchem Männerherzen Gefahr gebracht, widerstanden haben mag? Pauline bewunderte den jungen Künstler jedenfalls leidenschaftlicher als ihre Schwester, und wenn Elisa sich gern mit der zarten Leonore d'Este vergleichen ließ, und die weiße Rose genannt wurde, so glich die rothe Rose, Pauline, der schönen feurigen Lucrezia an jenem ehemaligen vielbesungenen Hofe von Ferrara, der späteren Herzogin von Urbino. — Der liebenswürdige und elegante Componist vieler graziöser Duette und Arien, Felice Blangini, befand sich damals als Musikmeister im Dienste der Prinzessin, vom Prinzen Borghese nämlich redete Niemand — er war eben wie viele Andere einzig und allein „im Gefolge“ der Prinzessin, seiner Gemahlin.

Um wenige Jahre älter nur als Paganini, in Turin geboren, schloß sich der schwärmerische fein gebildete Musiker sofort in rückhaltloser Bewunderung dem melancholischen seltsamen Kunstgenossen und Landsmann an. Wie verschieden war der musikalische Entwicklungsgang Beider! — Hier, bei Blangini, die Knospe eines reichen Talents, von sanften Händen gepflegt, von zärtlichen Augen bewacht bis zur schönen Blüthe, — dort, bei Paganini, die Palme des Genies, die trotz des beschwerendes Steins, den man auf ihre junge Blätterkrone gedrückt, dennoch hoch und frei emporstieg.

Oft saßen sie bei einander in dem freundlichen Zimmer Blangini's und erzählten sich von den Tagen ihrer Jugend, der Eine malte nur düstere Bilder Grau in Grau, der Andere tauchte seinen Pinsel in Blau und Gold. Felice war in der That von jeher ein Glücklicher gewesen, er durfte seiner Neigung zu der geliebten Musik frei folgen — die besten Lehrer unterrichteten ihn auf allen Instrumenten, aber zu so großer Fertigkeit er es auch auf der Geige und der Harfe brachte, sein Lieblingsinstrument blieb doch die ernste feierliche Orgel, und seine ersten Compositionen unter der Leitung des gelehrten Abtes Ottani waren in Erinnerung an sie der Kirche geweiht. Schon als zwölfjähriger Knabe stand Felice seinem Lehrmeister, der zugleich die Würde eines Domcapellmeisters bekleidete, als Hülfsorganist zur Seite und gar manche feierliche Melodie des Palestrina und Pergolese, von seinen Händen gespielt, schwebte auf weißen Schwingen, Tauben gleich, vom Orgelchor hernieder. Seine schönsten Stunden verbrachte Felice vor der Orgel jener stolzen Kathedrale mit ihrer schwarzen Marmorcapelle — und er gestand seinem Kunstgenossen, wie es ihn allezeit so seltsam durchschauert, wenn ein Sonnenstrahl die Diamanten und Rubine der geheimnißvollen gläsernen Truhe aufblitzen ließ, die das Grabtuch Christi barg, das fromme Kreuzfahrer einst aus dem gelobten Lande mitgebracht. — In jenen Schauern der Andacht hatte Felice Blangini denn auch seine erste Messe mit Orchesterbegleitung niedergeschrieben. — Später zog es den Jüngling nach Paris und dort flatterten denn zahllose weltliche Compositionen, farbenglänzenden Schmetterlingen gleich, in die Welt hinaus. — Zugleich war der gefeierte Musiker der graziöseste Sänger seiner eigenen Arien und hauptsächlich dieser berückenden Stimme und seinen eleganten Manieren verdankte er die Berufung an den Hof der schönen Fürstin Pauline Borghese, wo Paganini ihn fand. Jetzt war Blangini bereits beliebter Operncomponist und von Deutschland her hatten ihn schon mehrfache Aufforderungen, als

Hofcapellmeister einzutreten, erreicht. — Er folgte denn auch später einem Rufe des Königs von Westphalen nach Kassel.

Vielleicht hat der große Geigenkünstler nie einen neidloseren Bewunderer gehabt und einen enthusiastischeren Verbreiter seines Ruhmes als Blangini. Er war es, der dem Freunde unablässig zuredete, in Paris aufzutreten, und ihm die Bahn dahin ebnete durch seine dortigen Gönner und Anhänger und durch seine begeisterten Schilderungen des Paganini'schen Spiels. — Sein Urtheil möge diesen Abschnitt beschließen.

„Es läßt sich der Zauber nicht in Worte fassen, den sein herrliches Spiel ausströmt, man wagte nie zu träumen, was man hier in Wirklichkeit hört. Wie man die Transfiguration von Raphael ansieht, Stunden lang davor sitzt, wieder weggeht und wieder hingeht, so steht man vor Paganini, sieht ihn, hört ihn, weint, lacht und hält es für übernatürlich. Dieser wunderbare Mann hat eben mit den anderen Violinspielern nichts gemein als die Geige und den Bogen. — Bei ihm ist Alles neu, nie gehört, er versteht es, Wirkungen auf seinem Instrumente hervorzubringen, von denen man bis jetzt keine Ahnung hatte und wo der Sprache die Worte fehlen, um von dem Bericht zu geben, was man eben gehört. Er begnügt sich nicht damit alle Schwierigkeiten, die der Geige eigen, gleich anderen Meistern spielend zu überwinden, nein er überwindet, während er der Violine die süßesten Töne entlockt, die Schwierigkeiten der Harfe und schlägt zugleich mit den Fingern der linken Hand einen prallenden Pizzicato-Triller. Aber ihr müßt selber hören und sehen, ich schicke euch hoffentlich bald das Wunder unserer Zeit: Nicolo Paganini." (Forts. folgt.)

Hermann von Beckerath.*

Von

Karl Braun.

Hermann von Beckerath ist unter den hervorragenden Gestalten, welche sich während des letzten Menschenalters auf der Bühne der deutschen Politik bewegt haben, eine der wenigen, an welcher auch die entschiedensten Gegner keinen Makel finden. Selbst 1848 und 1849 in der Paulskirche, wo man gewohnt war, die Andersdenkenden zu verketzern, sie durch Caricaturen, fingirte Vorlesungen-Verzeichnisse und Theaterzettel, sowie auf jede sonst denkbare Weise zu verhöhnen und ihnen möglichst schlimme Dinge nachzusagen, war er, obgleich er der Linken mit aller Entschiedenheit entgegentrat, am wenigsten Gegenstand ihrer boshaften Witze. Ich habe noch kürzlich meine Frankfurter Antiquitäten durchblättert. Unter den zahllosen Zerrbildern fand ich nur eins, welches Beckerath darstellte, und zwar in ziemlich geistloser Weise als „Wiegewebstuhl", weil er einmal, um seine Zugehörigkeit zum „Volk" nachzuweisen, bemerkt hatte, seine Wiege habe neben dem Webstuhl seines Vaters gestanden. Man hielt dies bei einem Manne, der so sehr den Eindruck von Vornehmheit und feiner Erziehung machte, für eine inhaltslose oder gar komische Phrase, während es die buchstäbliche Wahrheit war. Unter den nicht minder zahllosen Flug- und Witzblättern aus der Paulskirche fand ich ebenfalls nur ein einziges, worin Beckerath vorkam. Es war eine Art von Theaterzettel, wonach Heinrich von Gagern als Director, Radowitz als „edler Vater", Welcker als polternder Alter, Mittermaier als zärtliche Mutter oder Tante, Lichnowsky als erster Liebhaber, Moritz Hartmann als zweiter Liebhaber (mit Hinzufügung der boshaften Parenthese: „Jedoch nicht Held"), Vogt als Naturbursche und Schlöffel als Hausknecht fungirten, von Beckerath aber und Biedermann (jetzt Professor in Leipzig und Redacteur der „Deutschen Allg. Ztg.") als — Anstandsdamen. Soiron (ein Lebemann aus Mannheim) werde, so hieß es, das Buffet übernehmen.

Daß aber eine „Anstandsdame" dieser Art doch im Stande war, einen Gegner gehörig abzuführen, mußte der brave, aber etwas doctrinäre Heinrich von Trützschler erfahren, welcher bei der Debatte über die provisorische Centralgewalt behauptete, die Ernennung eines Reichsverwesers sei eine Verletzung der Volkssouveränetät, und das souveräne Volk werde die Leute,

* Hugo Kopstadt, Hermann von Beckerath. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt Beckerath's. Braunschweig, 1875.

welche in dieser Weise seiner Souveränetät Schranken ziehen wollten, „selbst vor die Schranken ziehen und Alle verurtheilen."

Diese Drohung schreckte Herrn von Beckerath nicht ab. Er übernahm es, der Schrankenlosigkeit wirklich Schranken zu setzen, mit den Worten:

„Der vorige Redner sieht in der Uebertragung eines Regierungsrechtes einen Hochverrath. Ich will darauf mit einem geschichtlichen Beispiele antworten. Der belgische Kongreß vom Jahre 1830 übertrug die erbliche königliche Gewalt der Dynastie Koburg, der belgische Congreß beging also nach den Ansichten des vorigen Redners einen Hochverrath. (Gelächter.) Es ist seltsam, daß während der 18 Jahre, die das Königreich Belgien bereits blühend bestanden hat, Niemand auf den Gedanken gekommen ist, den ganzen Congreß oder auch nur einzelne Mitglieder desselben des Hochverraths anzuklagen. Ich theile die Ansicht des Redners nicht, und gestehe, daß, wenn es dieser Versammlung gelingt, durch das Werk, womit sie sich jetzt beschäftigt, und das ebenfalls die Uebertragung eines Regierungsrechtes bezweckt, das Wohl Deutschlands so fest zu begründen wie damals jener Congreß das Wohl Belgiens begründete, ich mich zur Theilnahme an diesem Hochverrathe bereit erkläre."

Diese Zurechtweisung, welche stürmische Heiterkeit auf Kosten des Zurechtgewiesenen hervorrief, war scharf. Aber sie verletzte nicht. Es lag in der Art, wie Beckerath sprach, allemal eine außerordentliche Milde, welche jede offensive Absicht ausschloß. Er wurde im Anfang deshalb verkannt. Heinrich Laube, in seinem Buche „Das erste deutsche Parlament", worin er mit anschaulicher Lebhaftigkeit schildert, was er mit den Augen des Dramaturgen beobachtet hat, schrieb damals:

„Beckerath entsprach in dem Parlament bei seinem ersten Auftreten den Erwartungen nicht, die man von ihm gehegt hatte. Da war den Leuten die ganze Erscheinung zu hager und mager, der Ton der Stimme zu dumpf und zungenschwer, der ganze Vortrag zu gesungen und blumig gefaßt. Das möge damals zu Berlin im weißen Saale gut gewesen sein zur Zeit der Erwartung. Jetzt sei die Erfüllung da, jetzt brauche man Straffheit, Kürze, Unmittelbarkeit. Wie viel solcher Kürze hat sich doch eben zu kurz erwiesen! Die tiefere und weitere Fassung eines edlen Patrioten wie Beckerath aber hat sich bewährt als langer wahrhaftiger Lebensathem."

So Laube im Jahre 1849. Wir, die damals jüngere und ungestümere Generation, tobten zuweilen gegen die „Gothaer". Heute liegt uns jene Zeit fern genug, um uns ein ruhiges Urtheil zu gestatten. Das Einheitswerk scheiterte damals, weil wir nicht wußten, was wir wollten und weil wir nicht verstanden, eine organisirte staatliche und militärische Gewalt mit der Vollziehung zu betrauen, oder sie dafür zu gewinnen. Aber die damalige Zeit hat ihren Samen gestreut, und die Gegenwart hat ihn aufgehen sehen.

Hermann von Beckerath ist am 12. Mai 1870 gestorben. Er hat, einer der Säemänner von 1848, noch die ersten Saaten sprießen sehen. Er hat ein Menschenalter hindurch uns als Fackel geleuchtet durch alle die Finsternisse und Wirrsale hindurch, um zu erlöschen, als der volle Tag anbrach. Er ist beinahe siebenzig Jahre alt geworden und hat sein ganzes Leben der großen Idee der wirthschaftlichen Einheit und der nationalen Freiheit gewidmet. Das letzte Mal, wo er in die Arena der öffentlichen Debatte herunterstieg, um sich mit Ruhm zu bedecken, war im Herbst 1862, und ich erzähle davon um so lieber, als ich die Ehre hatte, unter ihm zu fechten und Theil zu nehmen an der Ehre des Tages.

Im Jahre zuvor war in Heidelberg der jetzt noch im besten Flor stehende deutsche Handelstag constituirt worden; an die Spitze seines Vorstandes hatte man den hochbegabten David Hansemann gestellt, damals Präsident der Disconto-Gesellschaft und vormals preußischer Minister. Im Februar 1862 war in Berlin der deutsch-französische Handelsvertrag abgeschlossen worden. Er bedurfte der Zustimmung der Zollvereinsregierungen. Die Großdeutschen wollten, unter Benutzung des 1853 mit Oesterreich abgeschlossenen sogenannten „Anbahnungs"-Vertrages, den Vertrag mit Frankreich zu Falle bringen, Preußen ein zweites Olmütz, auch auf wirthschaftlichem Gebiete, berei-

ten und den Eintritt Oesterreichs in den Zollverein, selbst auf die Gefahr hin diesen zu sprengen, forciren. Die Schutzzöllner halfen; denn sie sahen, und zwar mit Recht, in dem Vertrag den Anfang vom Ende des Prohibitiv- und Protectiv-Systems, der Schutz- und der Differenzialzölle. Es schloß sich ihnen ferner Alles an, was Preußen haßte und der nationalen Idee entgegen war, und deren waren Viele: die kleinstaatlichen Reactionäre und Particularisten, die Klericalen, die Radicalen, die kleinfürstlichen Bureaukraten, Lakaien und Hof-Demagogen u. s. w. David Hansemann, als Schutzzöllner, ermuthigte diese Bestrebungen. Er berief den zweiten deutschen Handelstag auf den 14. October 1862 nach München. Tagesordnung: der deutsch-französische Handelsvertrag. Der Ort war gut gewählt. Er lag nicht nur mitten in dem damaligen particularistisch-schutzzöllnerischen Lager, sondern auch sehr bequem für den Zuzug aus Oesterreich. Und die Vertreter aus Oesterreich kamen in Schaaren, und zwar auf Kosten ihrer Regierung; sie kamen nicht nur aus den damals zum deutschen Bunde gehörigen, sondern auch aus den nicht dazu gehörigen Ländern. Letzteres war statutenwidrig, aber Hansemann ignorirte das. Die deutschen Städte führten jede nur eine Stimme, nämlich die der Handelskammer. Auch Berlin, das damals etwa 700000 Einwohner zählte, hatte nur eine Stimme abzugeben. Wien dagegen hatte deren fünf, nämlich für 1. die Handelskammer, 2. das Handelsgremium, 3. das Großhändler-Gremium, 4. den Gewerbeverein, 5. den Industrie-Verein. Ebenso führten sub variis causarum figuris Linz (mit 30000 Einwohnern) drei, Troppau (mit 12000) zwei Stimmen u. s. w. Rechnet man dazu das große Geschick Hansemann's, welcher den Ausschuß dirigirte und in der Versammlung präsidirte, so wird man begreifen, daß uns, den Vertretern des Freihandels, den Anhängern der nationalen Idee und folglich auch des Handelsvertrags, des Zollvereins (ohne Oesterreich) und Preußens, angesichts eines solchen feindlichen Heeres und Heerführers, das Herz Anfangs ein wenig in die Schuhe fiel.

In unserer vertraulichen Vorberathung wurde dann u. A. gemeldet:

„Herr von Beckerath ist auch erschienen als Vertreter der Handelskammer in Crefeld!"

Ich weiß nicht, war es Folge unserer pessimistischem Stimmung, aber es hieß bei dieser Meldung:

„O, auch er wird sich auf die Seite der Andern schlagen. — Ein alter Gothaer — ein Freund Hansemann's — ein niederrheinischer Fabrikant — das ist wieder ein Gegner, und zwar ein schwer wiegender Gegner —"

Nein, sagte ich, da kennt Ihr Beckerath schlecht, er ist sich stets gleich geblieben, eben so national als freihändlerisch und keine persönliche Rücksicht wird ihn vermögen, auch nur einen Finger breit von dieser seiner Ueberzeugung zu weichen. Er kommt zu uns, und wir müssen ihn bitten, an unsere Spitze zu treten.

Und ich behielt Recht.

Vier Tage lang wogte die Schlacht unentschieden hin und her. Am vierten Tage endlich, nachdem wir Oberwasser gewonnen zu haben glaubten, stieg der greise Hansemann selbst von seinem Präsidialsessel herunter, um die wankenden Reihen seiner Myrmedonen wieder zum Stehen zu bringen. Er sprach mit dem äußersten Aufwand von Klugheit, von Sach- und von Menschenkenntniß. Der Tag der Triarier war gekommen; res ad Triarios venit, sagten die Römer. Auf Hansemann folgte Beckerath. Jener hatte klug gesprochen. Dieser sprach hinreißend und überzeugend. Dieses Durchdrungensein von der hohen Aufgabe der deutschen Industrie und des deutschen Handels nicht nur, sondern auch von der nationalen Idee und von der Mission Preußens, dieser warme Hauch patriotischer Begeisterung, und zuletzt und nicht zum geringsten Theil dieser etwas elegisch gefärbte schonende Tadel des ehemaligen Gesinnungsgenossen und jetzigen Gegners, dessen Argumente er rücksichtslos zerpflückte, während er die Person salutirte, dieser gewählte und doch nicht gezierte Ausdruck, diese Milde in der Form, verbunden mit Festigkeit in der Sache, — das Alles zusammengenommen machte einen wahrhaft überwältigenden Eindruck. Man schritt zur Abstimmung. Wir hatten die Majorität für den Handelsvertrag. Sie war klein, aber sie reichte hin. Es

war das, was die Amerikaner „a working majority“ nennen, — eine wirksame Majorität. Die Großdeutschen, die Schutzzöllner, die Radicalen, die Klericalen und die Particularisten waren unterlegen; die Tage von Olmütz waren vorüber. Hansemann trat ab, und wir stellten Beckerath an die Spitze des Vorstandes. Ihm gebührte in der That die Ehre des Tages.

Endlich sollte neben dem Erhabenen auch das Heitere nicht fehlen. Es war am 18. October. Der ganze Handelstag war zu einer Festvorstellung in das Residenztheater geladen. Es war ihm zu Ehren ein besonderes Vorspiel gedichtet von irgend einem Poëta laureatus bajuvaricus, dessen Name ich vergessen habe. Der Vorhang hob sich. Da stand eine mächtige deutsche Eiche und neben ihr eine schöne blonde „Jungfrau Germania“. Die letztere hatte in der linken Hand einen Nagel und in der rechten einen Hammer. Sie hub an, in wohlgezählten fünffüßigen Jamben zu declamiren, es sei so ihre, der Germania, Gepflogenheit, bei wichtigen Gelegenheiten in die zu diesem Zweck auf gegenwärtiger Schaubühne angebrachte deutsche Eiche einen Erinnerungsnagel einzuschlagen; das letzte Mal habe sie dies gethan am 18. October 1813, zum Gedächtnisse der Schlacht bei Leipzig, wo Deutschland und Oesterreich vereinigt die Franzosen geworfen; heute nun am 18. October 1862, wo die Vertreter der deutschen und der österreichischen Handelskammern den Handelsvertrag mit Frankreich verworfen, wolle sie dem Baume abermals einen Gedächtnißnagel einverleiben. Alles das war natürlich nicht so platt und so prosaisch und auch nicht ganz so deutlich ausgedrückt, wie ich es, in Ermangelung jeder dichterischen Ader, hier wiedergebe. Aber unter all den poetischen Blumen war doch obiger Sinn deutlich zu vermerken. Da wir nun aber vor kaum zwei Stunden das directe Gegentheil beschlossen hatten und doch über unsere eigenen Handlungen besser unterrichtet sein mußten, als die „Jungfrau Germania“, welche gar nicht dabei war, so muthete uns die Sache etwas heiter an, namentlich da sie uns zeigte, in welcher Siegesgewißheit sich unsere Gegner gewiegt hatten. Viele lachten, Beckerath verließ das Theater.

Das ihm übertragene Amt eines Vorsitzenden des ständigen Ausschusses (Vorstands) des deutschen Handelstags führte Hermann von Beckerath mit gewohnter Gewissenhaftigkeit und Sorgfalt. Die Sitzungen des Ausschusses führten ihn im November 1862 nach Berlin, wo damals bereits das Zerwürfniß zwischen Krone und Volksvertretung begonnen hatte. Beckerath, als Präsident des deutschen Handelstags, hatte Audienz bei dem König. Es war vier Wochen nach dem Tage von München. Wie in München der handelspolitische Conflict, so stand in Berlin der Militär- und Verfassungsconflict auf der Tagesordnung. Er dominirte auch in jener Audienz, über welche uns Beckerath einen ausführlichen Bericht hinterlassen hat. Möge mein Versuch eines Bildes des 18. October und Beckerath's Bild des 19. November 1862 hier ergänzend neben einander stehen. Sie geben den Gesammtcharakter jenes kritischen Momentes und Beckerath's Verhalten zu demselben, das wie immer von Treue und Mannesmuth, von reiner Vaterlandsliebe und unwandelbarer Ueberzeugungstreue beseelt war und zugleich sein letztes politisches Auftreten markirte, in vollkommener Treue wieder.

„Der König," so schreibt H. v. Beckerath, „trat mir mehrere Schritte entgegen, reichte mir mit großer Freundlichkeit die Hand, drückte sein Bedauern darüber aus, daß die Umstände ihn während der Anwesenheit des Ausschusses verhindert hätten, denselben in corpore zu empfangen, und sprach sich über die Wirksamkeit des deutschen Handelstages anerkennend aus. Ich empfahl den letzteren der Gewogenheit Sr. Majestät, und sprach im Namen des bleibenden Ausschusses des Handelstages freudige Befriedigung darüber aus, daß nach allen unseren Wahrnehmungen die preußische Regierung mit Entschiedenheit an der Richtung fest halte, in welcher die Beschlüsse des Handelstages sie unterstützt hätten und welche die Durchführung des Handelsvertrages zum Ziele habe. Der König bestätigte, daß dies die Auffassung seiner Regierung sei, erwähnte der in den letzten Tagen erfolgten Antworten an Baiern, Württemberg und Hessen, von denen er meinte, daß sie mir wohl schon mitgetheilt seien, und bemerkte, daß man Baiern gegenüber mit Rücksicht

auf die Preußen günstige Stimmung des Königs und auf eine entgegenkommende Stelle in der letzten Note dieses Staates in freundlicher Weise zu einer annähernden Erklärung aufgefordert, den beiden anderen Regierungen aber entschieden wiederholt habe, daß man ihre Ablehnung des Handelsvertrages als Kündigung des Zollvereins betrachte. Daß die Gefahr, welche den letzteren bedrohe, eine Folge österreichischer Intriguen sei, wurde im Gespräch berührt und vom König anerkannt, welcher seine Befriedigung aussprach über die Stellung, die man am Handelstag Oesterreich gegenüber genommen, nämlich: entschiedene Aufrechthaltung des vereinsländischen Handelsgebietes, also Verweigerung der Aufnahme Oesterreichs in den Zollverein, aber Bereitwilligkeit, die bundesfreundliche Gesinnung gegen Oesterreich, dessen Bestand als ein deutsches Interesse anzuerkennen ist, durch möglichste Erleichterung des gegenseitigen Verkehrs zu bewähren. Als nun die Hoffnung auf Erhaltung des Zollvereins und die Stellung Preußens zu Deutschland zur Sprache kam, erlaubte ich mir die Aeußerung, daß wir in dieser Beziehung uns bedeutend gestärkt sehen würden, sobald es gelänge, das beklagenswerthe Zerwürfniß zu beseitigen, welches zwischen der Regierung und der Landesvertretung bestehe. Der König erwiederte, daß er in dieser Hinsicht gethan habe, was ihm zu thun möglich sei; er habe von dem ursprünglichen Budget für die Heeresorganisation vier Millionen nachgelassen; es sei aber nicht allein der Kostenpunkt, gegen den man opponire, man wolle die Auflösung des stehenden Heeres herbeiführen, es durch ein sogenanntes Volksheer ersetzen, und in diesem Sinne werde man, wenn er jetzt die zweijährige Präsenz bewillige, binnen Jahr und Tag die einjährige verlangen. Ich antwortete Sr. Majestät, daß solche Ideen glücklicher Weise nur von einigen wenigen verschrobenen Köpfen gehegt würden, daß das preußische Volk die Nothwendigkeit einer starken, schlagfertigen Heeresmacht mit Rücksicht auf die politische und geographische Stellung unseres Staates anerkenne, daß aber eine ebenso wichtige Bedingung für die Erhaltung und Größe Preußens in der moralischen Grundlage des Staates, in der Einheit des Königs mit seinem Volke, in dem freudigen Gehorsam liege, ohne den Preußen nicht bestehen könne. Diese sittlichen Elemente aber seien wesentlich durch den gegenwärtigen Zustand bedroht, einen Zustand, den alle wahren Freunde des Königthums tief betrauerten. Der König rief bewegt aus: „Traure ich denn nicht? Ich schlafe keine einzige Nacht!" Meine Antwort war: Das Heilmittel liege in der Hand Sr. Majestät; ich könnte zwar die von dem Abgeordnetenhause in Bezug auf das Militärbudget gefaßten Beschlüsse, soweit sie rücksichtslos auf das Jahr 1859 zurückgriffen, nicht billigen, denn diese Beschlüsse seien, ohne das Staatswohl zu verletzen, nicht ausführbar, und die Landesvertretung habe nicht allein ihr Recht, sondern unter allen Umständen die Wohlfahrt des Landes zu wahren. Beide letztere Richtungen aber seien in dem Vorschlage des Generals Stavenhagen vereinigt, und dieser Vorschlag sei der Boden zur Versöhnung der Regierung mit der Landesvertretung. Der König: Das Amendement Stavenhagen gehe zu weit, es schwäche die Cadres und beruhe auf der zweijährigen Dienstzeit, die zur militärischen Ausbildung nicht hinreiche. Ich: für die kürzere Dienstzeit möge mir gestattet sein, die Erfahrung der Befreiungskriege anzuführen, in welchen Truppen, die wenig militärisch geschult waren, große Erfolge errungen hätten. Der König: Damals habe das Land sich nach einem siebenjährigen unerhörten Druck erhoben, die Begeisterung jener Zeit werde nicht leicht wiederkommen; auch dürfe nicht übersehen werden, daß unseren Truppen Feinde gegenüber standen, die noch entschiedener Recruten waren, die jungen Conscrits nämlich; die eigentlich schlagfertige Armee sei in den Schneefeldern Rußlands zu Grunde gegangen, und dennoch hätten unsere Landwehren den Sieg nur mit furchtbaren Opfern erringen können. Gerade um solche Opfer zu vermeiden, und die Wehrfähigkeit für den Krieg zu stärken und die Landwehrlasten im Frieden zu erleichtern, habe er die Armeereorganisation, die sein eigenstes Werk sei, beschlossen; mit Unrecht werfe man ihm vor, daß seine Absicht sei, die Landwehr zu beseitigen; dies sei vielmehr in dem

Plane des Generals Bonin, den man so hoch über den seinigen stelle, vorgeschlagen gewesen, von ihm aber nicht genehmigt worden. Ich: Es sei fern von mir, die Vorzüge der neuen Heeresorganisation zu verkennen. Mein Bruder sei Hauptmann in der Landwehr gewesen, mehrere meiner nahen Verwandten ständen noch in derselben, und ich hätte oft Gelegenheit gehabt, mich von den schweren Nachtheilen zu überzeugen, welche die Einziehung der älteren Landwehrclassen für die Familien und Berufsverhältnisse herbeiführe, die durch die neue Organisation größtentheils wegfielen. Auch würde es meinestheils eine nicht zu rechtfertigende Anmaßung sein, wenn ich Sr. Majestät, welcher eine fast halbhundertjährige militärische Erfahrung zur Seite stehe, in Betreff der zwei- oder dreijährigen Dienstzeit meine abweichende Meinung entgegenstellen wollte. Das aber erlaube ich mir mit offenem Freimuth Sr. Majestät auszusprechen, daß es auch bei der tiefsten Ueberzeugung von den Vorzügen der dreijährigen Dienstzeit der Regentenweisheit Sr. Majestät würdig sei, die notorisch alle Schichten des Volkes durchdringende, tiefwurzelnde Meinung, daß eine mehr als zweijährige Dienstzeit über das militärische Erforderniß und über die Kräfte des Landes hinausgehe, zu beachten. Der König: Nicht um die Vollendung der technischen Ausbildung handle es sich allein, sondern vor Allem um den militärischen Geist, der nur durch eine dreijährige Dienstzeit hervorgerufen werden könne. Jetzt werde er verkannt, aber die Zeit werde kommen, wo das Land ihm danken werde. Ich: Ich könne nicht umhin, aus der Fülle meines treuen Herzens vor Sr. Majestät wiederholt auszusprechen, daß die gegenwärtige Lage eine gefahrvolle sei, weil eben aus dem verfassungswidrigen Zustande, in dem wir uns befänden, die wenigen Uebelgesinnten, die es im Lande gebe, die Kraft schöpften, die Unzufriedenheit zu vermehren, und den moralischen Sinn des Volkes zu untergraben. Wir am Rheine sähen mit Schrecken, wie dem Könige täglich von anderer Seite gesagt werde, daß die Haltung des Abgeordnetenhauses der öffentlichen Meinung nicht entspreche; ich könne Sr. Majestät Hunderte von Namen der besten Männer, der treuesten Freunde des Königthums nennen, die mit mir sich nach dem Augenblicke sehnten, wo Se. Majestät sagen würden, wie einst der König von Baiern: „Ich will Frieden haben mit meinem Volke!" Hierauf reichte mir der König, anscheinend nicht ohne Bewegung, die Hand, und auf meine Aeußerung: Ew. Majestät wollen es nicht ungnädig aufnehmen, daß ich über Dinge gesprochen, die nicht meines Amtes sind — ich stehe ja nur als Präsident des Ausschusses des Handelstages vor Sr. Majestät —, erwiederte der König: „Ich danke Ihnen für Ihre freie und offene Sprache." Auf meine schließliche Bitte, daß Se. Majestät mir Ihr königliches Wohlwollen erhalten möge, war seine Antwort, indem er mir abermals die Hand reichte: „Nach dieser Unterredung um so mehr."

Soweit Herr v. Beckerath, der auch hier mit gewohnter Bescheidenheit die großen Verdienste, welche er persönlich sich auf dem Handelstage erworben, ganz unerwähnt läßt. Das sind jetzt etwas über zwölf Jahre; und doch, wie unendlich weit liegt diese Zeit jetzt schon hinter uns. Die beiden damals schwebenden großen Conflicte, die Verfassungskrisis und die Zollvereinskrisis, welche alle preußischen und alle deutschen Herzen bewegten, sie sind gelöst, beseitigt, vergessen und überholt durch Ereignisse von unendlich größerer Bedeutung. Aber dies ist nur ein Grund mehr, die Erinnerung daran wieder aufzufrischen und Derer zu gedenken, welche mit treuer und fester Hand mitten in einer verworrenen und aufgeregten Zeit die Grundsteine gelegt haben, auf welchen der stolze Bau der jetzigen deutschen Reichsverfassung ruht. Dazu gehört vor Allen Beckerath; und „nennt man die besten Namen, dann wird auch seiner genannt".

Ende 1863 legte Beckerath, durch seine Gesundheitsverhältnisse veranlaßt, das Präsidium des deutschen Handelstags und den Vorsitz in der Crefelder Handelskammer nieder, welche letztere ihm für sein Auftreten in München ihre Anerkennung und ihren Dank votirt hatte (denn der Crefelder Handels- und Fabrikantenstand ist eben so freihändlerisch wie patriotisch); nachdem er sein Leben im Dienste der Freiheit und des Vaterlandes zugebracht,

widmete er die letzten Tage desselben mit Recht sich selbst, seiner Vaterstadt und seiner Familie. Er lebte im Winter in Crefeld, im Sommer auf seiner herrlichen Villa in Godesberg, im Jahre 1865 in Rom und Neapel; aber wo er auch ging und stand, trug er das Vaterland in treuem Herzen und Niemand folgte mehr als er mit Theilnahme den Ereignissen von 1864 bis 1867, welche die Fragen lösten, wegen deren er 1862 zum letzten Male entschlossen in die Oeffentlichkeit getreten, — und die vollständige Erfüllung alles dessen versprachen, wofür er seit 1848 gelebt, gestrebt und gelitten.

Wir, seine persönlichen und politischen Freunde, und das Publicum, das in ihm einen Träger unserer freihändlerischen und nationalen Bewegung sieht, haben mehrere Jahre auf seine Biographie warten müssen. Nachdem vor einiger Zeit historisch-politische Skizzen über Beckerath, wenn ich nicht irre aus der Feder des Prof. Dr. Oncken in Gießen, in der „Kölnischen Zeitung“ erschienen, werden wir jetzt endlich durch die Biographie von Hugo Kopstadt erfreut, einem Crefelder Oberlehrer, der leider schon kurze Zeit nach Publication des Buches gestorben.

Dieses Werk bietet uns eine Darstellung des öffentlichen Lebens und Wirkens Beckerath's, welche nichts zu wünschen übrig läßt und durch die Wiedergabe zahlreicher Briefe und sonstiger schriftlicher Aufzeichnungen desselben ein doppeltes Interesse gewinnt. Allein das Buch hat einen Fehler, nämlich den entgegengesetzten, wie „Das Buch vom Fürsten Bismarck“ von Georg Hesekiel. Nicht mit Unrecht pflegte man von letzterem Buche (es galt dies jedoch eigentlich nur von der ersten Auflage, die späteren sind weit besser) zu sagen, dieses Bild stelle „Bismarck in Hemdsärmeln“ dar, d. h. es komme mehr der Privatcharakter als die Größe des Staatsmanns zur Erscheinung. Und doch, ob dies wohl ein Fehler ist? Seitdem ich Kopstadt's Buch über Beckerath gelesen, sind mir wirklich einige Zweifel darüber aufgestiegen. Ich vermisse geradezu bei Kopstadt den Fehler Hesekiel's. Bei einem Manne, wie Beckerath, wird dies doppelt empfunden, weil er uns gemüthlich so nahe steht. Es sind nicht heroische Thaten, welche der Weltgeschichte für lange Zeit ihren Stempel aufdrücken, was unserem Helden seine Bedeutung giebt. Es ist seine lautere und liebe Persönlichkeit, es ist die treue, brave, vertrauende und hoffende Gesinnung, es ist die Beredtsamkeit des Herzens, welche ihn im entscheidenden Moment den richtigen und zugleich den ansprechendsten Ausdruck finden läßt, — den Ausdruck, der nicht nur sachlich den Nagel auf den Kopf trifft, sondern auch eine eigenthümliche Form, ich möchte sagen eine echt deutsche, eine poetische Form wählt, die in allen Herzen ein sympathisches Echo findet, — das sind die charakteristischen Eigenschaften, wodurch sich Beckerath von seinen Gesinnungsgenossen, wie z. B. von dem doctrinären, rechthaberischen und griesgrämischen G. G. Gervinus und von dem witzigen, schneidigen und zuweilen auch recht boshaften Freiherrn Georg von Vincke unterscheidet. Gerade deshalb aber möchten wir recht viel von seiner Person und seinen privaten Lebensschicksalen, von seinen Studien und seinen Liebhabereien, von seinen Geschäften und von seiner Muße, von seiner Schriftstellerei und seinen Gedichten, von seinem Haus und seiner Familie, von seiner Stadt und seiner Umgebung, von den persönlichen und localen Beziehungen, worin er Wurzel geschlagen, — kurz von seiner „vie intime“ (wenn es erlaubt ist, diesen französischen Ausdruck hier zu gebrauchen) erfahren. In dieser Beziehung befriedigt Herr Kopstadt unseren Wissensdurst nicht vollständig. Mir scheint, Herr Kopstadt war wohl in der Lage, unsere Wünsche ganz zu erfüllen, und es ist ein an sich sehr achtbares Gefühl, das ihn davon abgehalten hat. Er beobachtet überhaupt seinem Helden gegenüber eine vollkommen objective und zuweilen sogar etwas kühle Haltung. Er wollte kein Panegyriker werden. Allein vielleicht hätte er doch, ohne letzteres zu sein, uns mehr von jenen menschlichen Details geben können, die ein so großes Interesse haben bei einem Charakter, wie sie heutzutage, in diesem eisernen Uebergangszeitalter, immer seltener werden.

Ich habe schon angedeutet, es war keine Phrase, wenn Beckerath in der Paulskirche sagte, seine Wiege habe neben

dem Webestuhl seines Vaters gestanden. In der That war sein Vater, Peter von Beckerath, von dem er die hoffnungsreiche Lebensanschauung und das dichterische Gemüth, aber keinerlei Glücksgüter geerbt hat, Bandweber im Dienste eines der größeren Häuser in dem kleinen Crefeld. Diese jetzt so industriereiche, wohlhabende und wohlgepflegte Stadt von mehr als 60000 Einwohnern war nämlich am 13. December 1801, als Beckerath geboren wurde, ein kleines und ärmliches Nest von kaum 6000 Seelen. Es litt so sehr unter den langen Kriegsjahren, daß auch Beckerath's Vater später genöthigt war, seine Weberei, welche er früher mit acht Gesellen betrieb, aufzugeben und Gerichtsvollzieher zu werden.

Hermann v. Beckerath hat sich seine Wege selbst gebahnt. Das Glück führte ihn in früher Jugend in das Geschäft der Gebrüder Molenaar, welchen er Vieles verdankte. Sein eigenes Verdienst aber ist, daß er auch während seiner bereits dem Erwerb und der Arbeit gewidmeten Jugend alle seine Mußestunden den Studien widmete, welche ihn zu seiner späteren Laufbahn befähigten. Auch in seinem späteren Leben war stets an ihm zu erkennen, daß er in seiner Jugend nicht „getollt“, sondern schon den Ernst und die Weihe des Lebens begriffen hatte. Seine Gegner sagten, er habe etwas Altjüngferlich-Zimperliches, seine Freunde, er habe einen instinctiven Widerwillen, ja eine Art heiliger Scheu gegen alles Niedrige, Maßlose und Gemeine. Das Bankgeschäft, welches er gründete, führt die Firma, „von Beckerath und Heilmann“. Sein Schwager Heilmann war mit darin thätig. An seine Brüder sind die Briefe gerichtet, welche uns Herr Kopstadt mittheilt. Söhne hatte Beckerath nicht. Seine Wittwe und seine beiden Töchter, Frau Crous und Frau von Randow, leben in Crefeld in glücklichen Verhältnissen.

Heutzutage wird mancher junge Mann auf Grund einer hübschen Stumprede* von dem allgemeinen Stimmrecht direct aus seiner Verborgenheit herausgeholt und in den obersten Rath der deutschen Nation, den Reichstag, berufen. Damals hatte man es noch nicht so leicht; auch in der Politik hat Beckerath von der Pike auf gedient. Zunächst in dem Gemeinderath seiner Vaterstadt. Dann in der Handelskammer, welcher er über ein Menschenalter angehört und in der er stets, auch in den früheren Zeiten, wo er noch in der Minorität war, unentwegt die Grundsätze der wirthschaftlichen Freiheit vertheidigt hat, so lange, bis ihm in der jüngeren Generation kräftige Stützen der Freihandelspartei heranwuchsen. Als Berichterstatter der Handelskammer hat er den schlecht gerathenen Wechselgesetz-Entwurf von 1837 einer vernichtenden Kritik unterzogen und später (1842) über den deutschen Schifffahrtsverkehr und den holländisch-belgischen Handelsvertrag geschrieben. Seine sachkundigen Vorschläge aber veranlaßten den damaligen preußischen Finanzminister (einen Handelsminister gab es nicht) zu dem griesgrämigen Rath, die Handeltreibenden möchten „sich doch in Zukunft mit derartigen Vorschlägen, als über ihre politischen Kenntnisse hinausgehend, nicht weiter befassen, sondern mit Vertrauen den Maßnahmen der betreffenden höchsten Behörden, als allein dazu befähigt, entgegensehen.“ Schon diese unbeholfene bureaukratische Ausdrucksweise ist charakteristisch. Die Melodie von dem „beschränkten Unterthanen-Verstande“ und dem „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht“ wurde damals noch allerwege gepfiffen.

Dies hinderte nicht die Bürgerschaft von Crefeld, H. v. Beckerath 1843 als ihren Vertreter in die Versammlung der rheinischen Stände nach Düsseldorf zu entsenden; und nun begannen dort jene Freiheitsbestrebungen, welche die damalige officielle Presse in ihrer hochnasig-verdrießlichen Weise als „unfruchtbare Unterhaltungen über Verfassung, Juden-Emancipation, Gemeinde-, Preß- und Handelsfreiheit“ bezeichnet. Beckerath kämpfte namentlich für die Selbstverwaltung der Gemeinden und für die Erfüllung des königlichen Wortes vom 22. Mai 1815, d. h. für „Verleihung einer Reichsständischen Verfassung“. Hätte man damals schon dem Lande eine aufrichtig constitutionelle Verfassung und Ver-

* Ein in Amerika beliebter Ausdruck. Man hält dort die Wahlversammlungen häufig unter freiem Himmel, und der Candidat spricht von einem Baumstumpf herunter zu dem souveränen Volk. Daher der Ausdruck „Stump-Rede.

waltung gegeben, vielleicht hätte man sich damit das Jahr 1848 erspart und das Ziel der deutschen Einheit zwanzig Jahre früher erreicht. Damals aber strich der Censor, was Beckerath schrieb, „als dem monarchischen Princip und der dem Landesherrn schuldigen Ehrfurcht widerstreitend".

Und doch gab es keinen treueren preußischen Royalisten als Beckerath! Schon 1814 wurde im Hause des alten Peter v. Beckerath die Abschüttelung der Fremdherrschaft und die Rückkehr zum preußischen Königshaus mit höchstem Enthusiasmus gefeiert; und der Eindruck, den diese Feier in dem Herzen des empfänglichen und geistig früh entwickelten Jünglings machte, hat sich bis in das Mannes- und Greisenalter erhalten. Selbst wo Beckerath die Opposition für Pflicht hielt und sie standhaft durchführte, wurde sie doch allemal, wo die Person des Königs direct mit in das Spiel kam, wie namentlich auch bei dem Militär- und Verfassungsconflict der sechziger Jahre, ihm gemüthlich außerordentlich sauer.

Nun kam das Patent vom 3. Februar und der Vereinigte Landtag vom 11. April 1847. In diesen letzteren verlegte sich der bisher in den Provinzialständen geführte Kampf um die Mündigsprechung des preußischen Volkes. Beckerath war förmlich betroffen von der Eröffnungsrede des Königs Friedrich Wilhelm IV. „Sie ist," so schreibt er, „nichts als eine Vertheidigung des Absolutismus, verbunden mit der nachdrücklichsten Erklärung, daß derselbe (trotz Patent und Vereinigten Landtags) in unserem Vaterlande dauernd fortbestehen soll." Beckerath verfaßte die Adresse an den König, welche eben so fest als ehrfurchtsvoll für den Landtag die verfassungsmäßigen Rechte reclamirte; und er widerlegte die Einwendungen des Königlichen Landtag-Commissärs mit scharfer Logik und schwungvoller, tief ergreifender Wärme. Freiherr v. Vincke wollte nach Art der englischen Barone vorgehen, eine „Declaration der Rechte" erlassen und mit der Ausübung dieser Rechte sofort factisch vorschreiten. Allein die gemäßigteren Ansichten Beckerath's siegten.

Am 19. Mai 1847 hielt er seine berühmte Rede für die bürgerlichen Rechte der Dissidenten, deren Verleihung sich die Regierung auf das Hartnäckigste opponirte, so daß Alexander von Humboldt voll tiefer Trauer schrieb:

„Es ist ein trauriger Zustand, wenn ein ganzes Volk in seiner geistigen Bildung hoch über der des Ministeriums steht."

Als der Landtag geschlossen wurde, schrieb Beckerath nach Hause:

„Bei den vorgestrigen Festen in Sanssouci hat der König (Friedrich Wilhelm IV.) Camphausen und mich, die wir bei der Präsentation neben einander standen, keines Blickes gewürdigt."

Die Aufregung der Bevölkerung und das Schwanken der Regierung zwischen halber Nachgiebigkeit und schroffer, fast drohender Verweigerung, wurden immer stärker, immer bedenklicher. Die Katastrophe war fast unvermeidlich geworden. Jeder Anstoß konnte sie herbeiführen. Der Anstoß kam und mit ihm die Katastrophe im März 1848.

Statt nun endlich entschlossen in der deutschen und in der preußischen Verfassungsfrage vorzugehen, gerieth die Regierung in immer bedenklicheres Schwanken. Ich glaube, es ist der altlateinische Dichter Ennius, welcher von Fabius Cunctator sagt, er habe durch sein Zaudern Alles wieder in guten Stand zurückgebracht („qui nobis cunctando restituit rem"). Aber nicht immer ist das Zaudern gut. Hier hat es Alles verdorben. Man berief wieder den alten Vereinigten Landtag. Dieser Revenant vermochte nicht, den Sturm zu beschwören. Auch Beckerath erschien auf demselben. Am 4. April 1848 schrieb er an die Seinigen:

„Nach der Sitzung war Präsentation bei dem König: welch' ein Wiedersehen! Er unterhielt sich lange freundlich mit mir, bedauerte, daß er mich voriges Jahr beim Schlusse des Landtages nicht gesehen, und auf meine Bemerkung, daß ich die Ehre gehabt hätte, Sr. Majestät auf Sanssouci vorgestellt zu werden, entgegnete er: „Ach ja, die Königin hat Sie dort gesprochen, meine blöden Augen sind schuld, daß ich Sie leider nicht gesehen, nun, sorgen Sie, daß Sie wieder kommen" u. s. w. — Mir gefiel diese gnädige Freundlichkeit nicht; ich hätte den tief gedemüthigten Fürsten lieber in mildem aber gemessenem Ernst gesehen."

Einige Tage später bezeichnet Becke-

rath den damaligen Zustand in Berlin als zwar äußerlich ruhig, aber innerlich trostlos.

Dann kamen die Wahlen. Beckerath erhielt zwei Mandate für die Paulskirche und eines für die „constituirende Nationalversammlung" in Berlin. Er zog die höhere und schwierige Aufgabe vor und nahm in seiner Vaterstadt Crefeld für Frankfurt a. M. an. Am 18. Mai zog er, Arm in Arm mit Gervinus und Dahlmann, in die Paulskirche ein, voll von Begeisterung und von Hoffnung. Die Hoffnung sollte zu Schanden werden.

Beckerath gehörte der „Casino-Partei" an, welche man später die „Gothaer" oder die „Altliberalen" nannte. Aber gleich zu Anfang, als der Führer der Partei, welche sich das preußische Erbkaiserthum als Ziel der Constituirung dachte, Heinrich v. Gagern, ohne seine Partei zu fragen und ohne sich der Zustimmung Preußens zu versichern, durch seinen „kühnen Griff" einen österreichischen Erzherzog an die Spitze des neuen deutschen Gesammtstaats berief, und dadurch dem Werk des Parlaments von vorn herein den Todeskeim einpflanzte, schrieb Beckerath, dieser „kühne Griff" sei ein „verhängnißvoller Mißgriff". Aber er gab deshalb die Hoffnung nicht auf, sondern bemühte sich um so eifriger, zwischen Berlin, wo inzwischen seine Freunde Rudolph v. Auerswald, Camphausen und Hansemann an die Spitze getreten waren, und der Frankfurter Paulskirche zu vermitteln. Es war auch auf den Rath dieser Freunde, daß er in dem vom „Reichsverweser" gebildeten Ministerium das Departement der Finanzen übernahm. Am 4. August 1848 schrieb er darüber an die Seinen:

„Es stellte sich immer mehr heraus, daß es ein in seinen Folgen unberechenbares Unglück für Deutschland und Preußen gewesen wäre, wenn sich ein Cabinet ohne hinreichende Zuziehung preußischer Elemente gebildet hätte. Man würde darin eine Abwendung Preußens von der deutschen Sache, oder doch mindestens einen Mangel an Vertrauen in dieselbe erblickt, in Preußen würde ein ausschließlich aus Nichtpreußen bestehendes Reichsministerium die Abneigung gegen Frankfurt noch verstärkt haben, und schwerlich wäre dann inmitten der schwierigen Fragen, die sich erheben, zwischen der Centralgewalt und Preußen, respective zwischen dem Ministerium und Camphausen ein gutes Einvernehmen, herbeizuführen gewesen. An diesem guten Einvernehmen hängt aber in der gegenwärtigen gefahrvollen Krisis die Ruhe und Wohlfahrt Deutschlands, Preußens und ganz besonders unseres Rheinlandes, das im Fall eines Bruches zwischen Frankfurt und Berlin furchtbaren Erschütterungen ausgesetzt sein würde. Diese Rücksichten gewannen durch das Zureden unserer Freunde immer mehr Gewicht, und nach einer längeren Unterredung mit Camphausen, in welcher der Freund dem Freunde offen gegenüberstand, konnten Mevissen und ich jenen auch von Camphausen unterstützten Wünschen und der Ueberzeugung nicht widerstehen, daß das Preußen, welches im Jahre 1813 so glorreich für die deutsche Sache vorangegangen, jetzt nicht feige von ihr zurücktreten dürfe, daß vielmehr jedes persönliche Opfer dem Vaterland gebracht werden müsse. Nach einer mehrstündigen, erst gegen Abend beendigten Berathung im Palais der Centralgewalt entschlossen wir uns, in ein folgendermaßen zusammengesetztes Ministerium einzutreten:

Fürst v. Leiningen (Bruder der Königin von England), Minister des Auswärtigen. Unter-Staatssecretäre: Mevissen, Max v. Gagern. — v. Schmerling, Minister des Innern. Unter-Staatssecretäre: Bassermann, v. Würth. — Heckscher, Minister der Justiz. — v. Beckerath, Minister der Finanzen. Unter-Staatssecretär, Mathy. — v. Peucker, Minister des Krieges. — Duckwitz, Handelsminister. Für das Justiz-, das Kriegs- und Handelsministerium werden noch Unter-Staatssecretäre ernannt werden."

Man sieht, sein politischer Rath und Einfluß war es, was man suchte. Denn die Finanzverwaltung machte — bei leeren Cassen — nicht allzu viel Arbeit.

Die Kluft zwischen Frankfurt und Berlin klaffte immer breiter. Der erste Zusammenstoß erfolgte aus Anlaß des Waffenstillstandes von Malmö. Das deutsche Parlament unterlag dem preußischen Particularismus. Der letztere hatte aus dem „kühnen Griff" Gagern's und aus der von dem österreichischen Erzherzog erfolg-

los befohlenen Huldigung der preußischen Armee neue Kraft und Nahrung gesogen.

Beckerath ging vergeblich hin und her zwischen Berlin und Frankfurt. Schon im September 1848 kam es in Berlin zu einer Ministerkrisis, welche den Anfang der politischen Peripetie bezeichnet. Der König wollte Beckerath zum Minister ernennen, wenn auch nur zum Minister ohne Portefeuille. Er wollte ihn von Frankfurt weg haben und hoffte von ihm für Berlin einen beschwichtigenden Einfluß auf die Liberalen. Beckerath legte sein Programm vor. Der König verwarf es, aber dennoch wollte er seine Idee nicht aufgeben. Er schrieb am 19. September 1848 einen Brief an Beckerath, welcher in Form und Inhalt höchst charakteristisch ist für den Schreiber und den Empfänger und daher vollständig mitgetheilt zu werden verdient. Er lautet:

„Ich habe gestern Abend spät Ihren Brief mit den Beilagen erhalten, das Couvert mit feierlicher Empfindung erbrochen und den Inhalt mit schwer zu malendem Schmerz gelesen. Ich habe Sie um Ihres Rufes Willen, mein lieber, theurer Beckerath, von jeher geschätzt. Jetzt aber hatte ich Sie lieben gelernt, und die Wichtigkeit, ja die Nothwendigkeit, Ihren Namen im neuen Cabinet zu wissen, stieg mit jedem Worte aus Ihrem Munde, ungeachtet des Umstandes, daß ich vielen Gedanken, die Sie aussprachen, unmöglich zustimmen konnte. Ihre letzten Worte vorgestern Abend in Sanssouci belebten meine Hoffnungen. Und Sie wissen, daß es kaum einen Schmerz giebt, der dem Schmerz einer zerstörten Hoffnung gleicht — und nun gar in diesem gegebenen Augenblick, wo Verderben oder neues Leben unseres Preußens, unseres Deutschlands auf dem Spiele steht.

„Einem Manne gegenüber, dessen Herz und Gemüth mir so nahe getreten als bei Ihnen, darf ich offener reden als mit Anderen. Bei Anhören und Ueberlesen Ihrer Bedingungen des Eintritts hörte ich zuletzt nichts als das einzige nicht ausgesprochene Wort — nämlich das „Nein"! — Dagegen stieg mir das Bild des „edelsten Mannes von Frankreich" in der Revolution auf, das des Herrn Mathieu v. Montmorency. Er war zwar nicht Minister. Dagegen war er Einer von denen, die ungeheuer viel zu opfern hatten und es wirklich opferten. Durch Mathieu's Antrag fiel in einer Nacht das ganze alte Frankreich, und das neue stürzte ihm nach, und später zehn neue Frankreichs unter Strömen von Blut!!! Und er war und blieb, und zwar unbestritten, der edelste Charakter Frankreichs, ein Herz, ein Gemüth, ein Geist, dem Ihrigen gleich, mein theuerster Beckerath. Mathieu's Gewissen erwachte, als es zu spät war, als alle Consequenzen seiner schönen, edlen, menschenfreundlichen Träume ihren unaufhaltsamen Schreckenslauf vollbracht hatten. Die zweite Hälfte seines Lebens war Reue, die wahrste und herzerhebendste, und er ist im Reugebet in der Kirche unterm Amte verschieden. —

„Sehen Sie, mein lieber, werther Beckerath! Die Reue nach heraufbeschworenem und vollendetem Unheil, die möcht' ich Ihnen ersparen. Und zwar eine vielfach verzweigte Reue, von der ich nur die eine Seite berühre, die darüber, daß Sie im entscheidenden Augenblick der Regierung Ihres Königs und Freundes das mildernde beschwichtigende Oel Ihres Namens entzogen und vielleicht dadurch Veranlassung zu großem Unglück und Blutvergießen geworden sind. Darum, mein lieber Beckerath, erneuere ich den schon einmal gemachten Antrag, „daß Sie Sitz und Stimme in meinem neuen Cabinet übernehmen mögen, und zwar ohne Portefeuille, um Ihnen den Rücktritt, falls Sie ihn wünschen sollten, zu erleichtern.

„Ich habe gesprochen, theuerster Beckerath. Mögen meine Worte in Ihrem Herzen eine gute Stätte finden.

gez. Friedrich Wilhelm."

So weit der König. Es wurde Beckerath schwer, auch Angesichts dieser „wohl affectionirten Herzensergießungen und herzgewinnenden Freundlichkeiten" des Königs auf dem „Nein" zu beharren. Allein er that es. Wahrscheinlich gefiel ihm dann doch eine Stellung nicht, welche ihn auf die Rolle des „mildernden und beschwichtigenden Oeles" beschränkte. Er wurde nicht preußischer Minister, sondern kehrte zu seinem Reichsministerposten in Frankfurt zurück.

Hier war endlich, nachdem man die beste Zeit verthan mit Berathung soge-

nannter „Grundrechte", welche entweder ihrer Allgemeinheit wegen inhaltslos oder ihrer Vieldeutigkeit wegen bedenklich waren (man denke nur an das Verhältniß zwischen Staat und Kirche!) — also endlich war die Verfassung zu Stande gekommen. Aber Friedrich Wilhelm IV. lehnte die ihm von der Nationalversammlung dargereichte Kaiserkrone ab. Sowohl Ernst Moritz Arndt, als auch Hermann v. Beckerath versuchten brieflich, ihn von dieser verhängnißvollen Entschließung wieder abzubringen. Es war vergeblich. Die Antwort des Königs an E. M. Arndt ist längst bekannt. In seinem Brief an Beckerath nimmt er auf diese Bezug. Dann sagt er, seine Zurückweisung der Krone „stamme aus einem kühlen Haupt, das vor Jahresfrist" (dieser Brief ist datirt von 20. März 1849) „mitten im Strome des Verderbens durch den König der Könige gnädig gehalten, in aufrechter Stellung blieb, diese Stellung im November nicht zu verändern brauchte und dieselbe im März 1849 nicht ändern wird."

„Sie müssen," sagt der König weiter zu Beckerath, „in meinen Aeußerungen (an E. M. Arndt) die Sprache des Königssohnes, des Königs von Gottes Gnaden, die Sprache der festen Treue des Landesherrn und der unerschütterlichen Ehre des Heeresfürsten, erkennen und ehren. — Man besiegt den Teufel nicht, indem man sich ihm ergiebt. — Ich kann nicht anders. — Drum, lieber Beckerath, thun Sie, was Sie irgend vermögen, um Unheil zu verhüten. Das ist Ihre und Ihres Gleichen erste und heiligste Pflicht in diesem schicksalsschweren Augenblick. Vor den „Rothen" fürchte ich mich nicht. Die fällt das Kreuz und der Ruf: Hie Schwert Gottes und Gideon!"

Beckerath machte noch einmal einen mündlichen Versuch, den König zur Annahme der Kaiserkrone zu bewegen. Er erhielt nur die Antwort:

„Aber Sie erkennen doch selbst an, daß große Gefahr damit verbunden sei!" — und endlich:

„Ja, wenn Sie Ihre beredten Worte an Friedrich den Großen hätten richten können." (Da wären sie nicht nöthig gewesen.) „Der wäre Ihr Mann gewesen. Ich bin kein großer Regent!"

Schon am 4. Mai 1849 legte Beckerath sein Reichsministeriums- und sein Paulskirchenmandat nieder. Zwischen die Alternative gestellt: „Revolution oder Resignation", zog der königstreue Mann die letztere vor. Für die Gegenwart verzagend und von der Zukunft Alles erhoffend, kehrte er zu seinen heimischen Penaten zurück.

Sein Verhalten während der preußischen Verfassungskämpfe muß man in dem trefflichen Kopstadt'schen Buche selber nachlesen.

Auch während der Conflictszeit (1862 bis 1866) schnitt ihm der Zwiespalt zwischen König und Volk tief in die Seele, und gewiß schlug kein deutsches Herz freudiger, wie das seine, als er im August 1866 erlebte, wie der siegreiche König von den böhmischen Schlachtfeldern nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, um, wie Beckerath es schon 1862 gewünscht und gerathen, (siehe den Eingang) „Frieden zu machen mit seinem Volke."

Wenn wir einen Rückblick werfen auf dieses so vielfach angeregte und anregende Leben in bewegter Zeit, so können wir nicht anders als anerkennen: Dies Leben war ein gut verwandtes, in Befolgung des Rathes des großen englischen Dichters:

„Eins über Alles: Sei dir selber treu!
Und daraus folgt, so wie die Nacht dem Tage,
Du kannst nicht falsch sein gegen irgend wen."

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 38 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 230.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

November 1875.



Eine Liebelei.

Von

E. M. Vacano.

I.

Ein Ballbouquet aus Alpenblumen.

Es war in Venedig mitten in einer Stagione. Ueberall gab es Glanz und Feste, sobald die Nacht anbrach. Jeder, der in Venedig längere Zeit gelebt hat, weiß den zauberhaften Unterschied zu schätzen, der dort das Leben bei Tag und Nacht zu anderen Gegensätzen macht, als es bei uns durch den Unterschied des Schlafens oder Wachens der Fall ist.

Nach dem glühenden Tage, den nur geldhungrige Ciceroni, eilige Fremde und arme Bohnenfresser und Schneckenverschlinger auf den stagnirenden Wasserstraßen der Lagunenstadt zubringen, folgt mit dem Sinken der Sonne ein Moment der Dämmerung, die gleichsam überall den Athem anhält. Zehn, zwanzig Minuten lang liegt eine wahre Todesstille über den Gassen und Plätzen. Nur auf dem Marcusplatze regen sich die Kaffeehausdiener, welche die Tische und Stühle für die Nachtgäste auf dem breiten ebenen Pflaster des Platzes aufstellen. Dann, wenn der letzte Purpurschimmer im Westen versunken ist, wenn die tagüber so glänzende Zinne des Campanile in Dämmerung getaucht ist gleich der Flamme einer niedergebrannten Kerze, dann ist auch fast ohne Uebergang die Nacht schon da. Der Himmel wird blitzschnell stahlblau, wie glühendes Eisen, das man in Wasser gesteckt hat, und die Sterne drängen sich zahllos hervor; sie scheinen von allen Zonen herbeizuwimmeln, und die

Nacht ist die laute, die lustvolle, die menschengedrängte. Die Blumen auf den Altanen und in den Höfen fangen jetzt erst an zu duften, und die Frauen fangen jetzt erst an Toilette zu machen. Ueberall ertönt Musik: auf dem Marcusplatz, auf dem Lido, und sogar in den Höfen der einsamen Häuser von San Giobbe arbeiten rußige Hände auf asthmatischen Harmoniken.

In der Nacht, die ich meine, war noch mehr Lärm, Leben und Lust als sonst. Die Adeligen gaben sich einen Ball in den weiten Sälen des Palazzo Grimani.

Die Grimani, die Ursini, die Piccolomini gaben sich da Rendezvous mit den Pallavicini von Cortemaggiore und den Ruspoli. Alles, was der Wappenadel Italiens Großes aufzuweisen hatte, war vertreten. Zwei, drei Prinzen des königlichen Hauses tanzten da, und der emigrirte Adel der Tuilerien war eben so wohl vertreten wie die Cavalleristen-Aristokratie Oesterreichs und die hoffähige Jugend von England, die sich regelmäßig nach Italien wendet, wenn sie sich von ihren Schulden erholen will.

Eine der brillantesten und vielumworbensten Damen dieses Balles war die Gräfin Emilie Drossy. Sie war die junge Wittwe eines alten Magnaten. Sie war etwa vierundzwanzig Jahre alt, mit großen blauen Augen und kastanienfarbigen weichen Haaren. Dabei war sie schlank wie eine Pinie, stolz wie eine Königin und verlockend wie eine Fee. Sie hatte mit sechzehn Jahren als Tochter eines herabgekommenen österreichischen Adelsgeschlechtes einen alten reichen Magnaten geheirathet, dessen Güter und Einkünfte sie vor den Illusionen nicht schützen konnten, die jedes erwachende Frauenherz in stillen Mondnächten hegt, und denen es oft fröstelnd unterliegt, wenn es dabei die froschkalte, feuchte Hand eines Greises in der seinigen fühlt. Jeder Nerv dieser dürren Hände ist mit Eifersucht gefüllt anstatt mit Blut, und sie lassen ihre Beute eben so wenig frei wie eine Kette den Gefangenen.

Endlich starb der alte Drossy, und seine Wittwe verkaufte fast alle ihre Besitzungen und flüchtete sich in das warme Leben Italiens. Sie lachte jetzt gern, am meisten über die Anbeter, welche sich so massenhaft um sie herum sammelten wie Sommerfliegen um den Zucker. Man konnte ihr nicht zugestehen, daß sie prüde sei; denn sie liebte es, angebetet zu werden. Und sie hatte den guten Geschmack, sich blos von den schönsten und geistreichsten Cavalieren anbeten zu lassen.

Aber so emancipirt sie auch war, man konnte ihr keinen wirklichen faux pas nachsagen. Die Lästerzungen schwankten stets, wenn sie das letzte Verdammungsurtheil über sie sprechen sollten; und — kann man denn die junge Wittwe eines alten Gatten verdammen, wenn sie das Leben, welches sie an einem jahrelangen Krankenbette versäumt hat, wieder einbringt?

Gräfin Emy Drossy hatte also förmlich das Privilegium, heller zu lachen als Andere und der allerverschiedensten Bartnüancen der hoffähigen Cavaliere nach ihrem Geschmacke zu finden.

Auf dem Balle des adeligen Casinos in Venedig hatte sie den Preis der Toilette und der Schönheit blos mit der Fürstin Mathilde Farnese getheilt. Emy Drossy war in breite gelbe Seidenfalten gekleidet, über welche sich bläuliche Gazelichter hinabrankten, wie oft die Kornblumen einen blauen Schimmer durch die wogenden Goldähren einer Augusternte werfen. Die Toilette glich einer Idylle. Und nun denke man sich noch die Trägerin derselben, wunderbar schön, frei und laut. Sie hatte einen ganzen Hof um sich. Der Eifrigste unter den Anbetern war aber der schöne Baron Reiser.

Das Ideal eines Mannes war der Baron: eine lebendig gewordene Statue des Praxiteles. Dabei spöttisch wie der Teufel und reich durch Erbschaften. Es verging fast kein Jahr, wo nicht Jemand starb, der ihn lieb hatte und ihn zum Erben einsetzte. Emy Drossy tanzte wiederholt mit ihm, weil er sie fast gar nicht frei ließ. Und sie tanzte gern mit ihm, denn er war der beste Tänzer unter allen Cavalieren der venetianischen Saison.

Man fragte den Baron Reiser während des Balles, ob er sich denn wirklich endlich einmal verliebt habe. Er sagte nicht nein, sondern schaute mit einer wahren Triumphatormiene der Gräfin Emy nach, wie sie eben durch den Saal schritt, und sagte:

„Sie ist ein wunderbares Weib: leicht und kostbar zugleich, wie eine Seidenschärpe, die im Sommerwinde flattert.“

Gräfin Emy kam erst in den Frühstunden vom Balle heim. Sie warf ihren Atlaskragen ab, ließ sich von der Zofe Mania die welken Rosen aus dem Haare nehmen und wollte ihr Ballbouquet weglegen.

Dieses Ballbouquet hatte sie von dem Gütchen Stettenhof bekommen, welches sie in den österreichischen Bergen noch besaß, und welches sie nur einmal im Leben auf ihrer Hochzeitsreise besucht hatte. Sie hatte etwas Außergewöhnliches haben wollen und darum sich von ihrem dortigen Verwalter einen Strauß Alpenblumen senden lassen: Edelweiß, Rhododendron und Gentian. Das würzige Bouquet hatte auf dem heißen venetianischen Balle, wo die Oleanderbüsche der Spielsalons so fad und mandelsüß dufteten, förmlich Aufsehen gemacht.

Wie sie sich jetzt im Morgendämmern, halb schon schlummernd, in den Ohren noch immer den „Hochwald-Walzer“ nachfühlend, entkleiden ließ, da krochen ihre Gedanken gleich bunten Sommerkäfern über die Blumen des fremdartigen Alpenstraußes, den sie eben wegwerfen wollte wie alle ihre sonstigen Ballbouquets. Und die Gedanken, die mit geschlossenen Flügeln in die Blumenkelche krochen, lauteten:

Ich bin es jetzt satt, immer nur angebetet zu werden. Das Gefühl ist schön, aber es wird auf die Dauer monoton. Die Anbeter haben verschiedene Gesichter und verschiedene Sprache — aber der Gehalt des Ganzen bleibt sich immer gleich. Man giebt Rendezvous mitten in langweiligen Salongesellschaften, man bekommt Blumen, Briefe. Es ist dann ein wunderbares Gefühl, wenn man die Liebe immer glänzender leuchten sieht in den schönen Männeraugen, und wenn sich das stolze Haupt bittend und hülflos und fast flehend vor uns neigt. — Es ist wunderbar für uns — obgleich es schrecklich sein mag für die Liebenden selber. Der Himmel hat mich stets vor der Liebe bewahrt. Als ich die Gattin des alten Drossy geworden und mein junges Herz erwachen wollte in der Welt, da betete ich recht inbrünstig zu Gott, er möge mir die Liebe ersparen, weil die ja doch ein Unrecht und eine Sünde gewesen wäre bei mir; und Gott hat mich erhört; er hat mir ein Herz gegeben, das nicht lieben kann — selbst jetzt nicht, wo es mir doch erlaubt wäre. Es gefällt mir, wenn die Männer mich ersehnen, wenn sie sich um mich grämen. Bin ich kokett? Nein. Ich fordere Niemanden auf. Bin ich herzlos oder selbstsüchtig? Ich hoffe nicht, denn ich thue Niemandem Böses mit Wissen und Willen. Und die Männer wollen sich ja um irgend etwas grämen und nach irgend etwas verlangen; wie sollten sie sonst leben? Ich meine, ich bin alt geworden an der Seite meines alten Gatten; meine Seele ist matt und mein Herz bequem. Es langweilt mich, schön zu sein und geliebt zu werden und nichts dabei zu fühlen. Vor der wahren Liebe, die schrecklich sein muß, schützt mich meine Natur. Aber verlieben möchte ich mich einmal! So recht toll verlieben!

An wen aber? Ich wüßte hier Niemanden. Baron Reiser ist so insinuant, und will mich heirathen. Alle Frauen schwärmen für ihn, weil er schön ist. Aber ich glaube nicht, daß ich mich in ihn verlieben könnte; er verdankt seiner Schönheit schon zu viel, und es ist, als ob ihm Alles zum Spiegel würde, in dem er sich betrachtet. Und es liegt etwas so — Altes in seinen Augen. Er hat mich gebeten, ihn heute Abend am San Marco anzuhören und mit ihm eine Gondola-Partie zu machen.

Wozu!

Aber ich will auch einmal jung sein, mich entzückt fühlen, mich verlieben. In wen? In den ersten Besten. Ich will reisen; auf mein Gut Stettenhof. Ich will die Route über den Splügen nehmen, durch die Schweiz. Und wo mir Jemand gefallen wird, dort halte ich an und will mich unterhalten mit meinem eigenen Herzen. So schrecklich die Liebe ist, so artig soll das Verliebtsein sein.

So dachte Gräfin Emy Drossy. Jetzt hoben ihre Gedanken, welche über die Blumen gekrochen waren, ihre Flügel und flatterten hinaus ins Reich der Träume.

* * *

Gräfin Emy schlummerte nicht lange. Es war noch morgenstill auf dem canal

grande, als sie erwachte. Sie wollte ein wenig aria fresca genießen und ließ sich in ihrem Morgenrock eine Strecke den Canal hinaufrudern. Die Morgenröthe überströmte Alles. Von der Kirche dei frari her tönte eine Glocke. Die Piazetta lag menschenleer da, aber ihr Pflaster schien aus den frischesten Rosen zu bestehen. Die Goldmosaiken an der vielkuppeligen Kathedrale flammten im ersten Sonnengruße wie ein Feuermeer. Die wilden Tauben zogen in Schaaren um die Spitze des Campanile herum, jede einzelne so durchsichtig roth wie ein flatterndes Rosenblatt.

Es war ein wunderbares Todtsein und ein wunderbares Leben zugleich an diesem Frühmorgen. Von ferne keuchte der Dampfer aus Triest heran. Am Rialto in den Fischbuden war es noch todtenstill.

Gräfin Emy hatte aus ihrem Ballbouquet ein Edelweiß, ein Rhododendron und eine welke Gentiana in das oberste Knopfloch ihrer Jaquette gesteckt, und sie dachte dabei an ihr nordisches Gütchen, ein Gedanke, der doppelt schön erscheint, wenn man Venedig satt genossen hat.

Eben als die Stadt erwachte, kam Gräfin Emy wieder in ihren feuchten Palazzo zurück. Sie fand dort ein Billet vom wunderschönen Baron Reiser, welches sie fragte: „Darf ich auf den heutigen Abend am San Marco zählen?“ Sie kritzelte auf das Couvert ein Ja.

Der Tag verging, wie eben ein venetianischer Saisontag zu vergehen pflegt. Er brachte Schlachtopfer für die Hotels und führte faule Fischdünste auf das Meer hinaus.

Und wie der Abend kam und mit ihm die Sterne und die Militärmusik und das Menschengedränge, da traf der wunderschöne Baron Reiser auf der Piazetta anstatt der Gräfin Emy einen Kaffeekellner, der ihm mit dem Mokka zugleich ein Billetchen überreichte, in welchem sich die schöne Dame entschuldigte.

Der Mond am Himmel stritt mit den Kaffeehauslampen, die Musik jubelte, halb erstickt durch das Geplauder der Menge, und Gräfin Emy saß in dieser Nacht in einem Waggon, im Halbschlafe an ein Gesicht denkend, in das sie sich verlieben könne. Nur verlieben.

II.

Die Reise ins Blaue.

Gräfin Emy Drossy machte die Reise nach ihrem Gute in den steirischen Bergen in Begleitung ihrer Zofe Mania, eines Bedienten und eines alten, weißhaarigen, ehrlichen Haushofmeisters, der ihr seit dem Tode ihres Gatten treu, diensteifrig und unentbehrlich zur Seite stand. Der alte Danilo Madegani, von Geburt ein Morlache, war den Drossys von seiner Kindheit an ergeben gewesen und hatte auch das Vertrauen des verstorbenen Gatten der Gräfin Emy besessen. Nach dessen Tode hatte er seine ganze Treue auf die junge Wittwe übertragen, deren Geldgeschäfte er auf wahrhaft uneigennützige Weise leitete.

Gräfin Emy Drossy hielt in jedem nur halbwegs möglichen Gasthofe der Schweiz, Tirols, Baierns, Salzburgs und Oberösterreichs an. Sie war überall sehr laut und lustig und hatte stets einen Binocle auf ihrem schönen Näschen. Sie schaute hin, sie schaute her, aber sie erwartete vergeblich, daß Einer ihr gefalle: sie konnte sich nicht verlieben. Sie wurde ärgerlich auf sich selber. Sie bat im Geiste alle die schönen Herren mit oder ohne Uniform, die sich an den Table d'hotes an sie drängten, um Verzeihung. Aber sie kam zuletzt zur Einsicht, daß sie „wie ein Koffer reise“ und nicht im Stande sei, sich zu verlieben. Selbst nicht im Spaße!

Sie machte davon Niemandem Mittheilung. Blos der Haushofmeister Danilo errieth und erfuhr es halb. Er rieb sich dabei seine alterskalten Hände und lächelte stier in die Welt hinaus, als ob er nur an die nächste Rechnung seiner gnädigen Herrschaft denke.

Endlich kam Gräfin Emy auf Stettenhof an, mißlaunig und entmuthigt, während eines Sommerregens.

III.

Das kleine Haus in Görnitz.

Während eines Sommerregens. Als sie zwischen dem Kamme des Höherbergs und des „Hochgras“ sich dem Orte näherte, schüttete es frisch vom Himmel, aber dabei schien schon wieder die Sonne und

blitzte in jedem einzelnen Regentropfen, daß es förmlich schien, als ob es Gold regne. Der Kirchthurm von Görnitz hatte ein hohes spitzes Dach von weißem Blech, an dem strömte der Regen lustig glänzend herab. Der Reisewagen knirschte mühsam bergauf durch den kothigen Sand an der Kirche vorbei.

Gräfin Emy neigte sich einen Augenblick aus dem Wagen, da es jetzt ganz fürchterlich zu donnern anfing, und ein Blitz über die Gegend fuhr wie eine Flammenlohe. Sie liebte die Gewitter und blickte deshalb hinaus. Mitten in diesem Blitze sah sie Secunden lang ein Haus neben der Kirche, das ganz in Feuer zu stehen schien; es war seltsam schmal und engbrüstig und versteckte sich gleichsam hinter die Kirche. Und ein Fenster dieses schmalen Hauses, welches der Sturm aufgerissen hatte, wurde von einem Manne rasch zugezogen in seine Klammern. Der ganze Blick währte nur ein Nu, aber alle Linien dieses Bildes waren wie mit Flammenzügen in die Seele der Gräfin festgebannt, so deutlich machte sie der Blitz.

Im nächsten Augenblicke war die Gegend wieder so sonnendüster oder sonnenlicht, wie man's nennen will nach einem Blitze.

Der Wagen knirschte durch den Marktflecken. An Wirthshausschildern vorüber, die im Gewitterwinde baumelten und goldene Ochsen, schwarze Adler und grüne Weintrauben darstellten. Vor einem dieser Wirthshäuser rauschten und wehten grüne Akazien mit grellweißen Blüthentrauben unter dem Regen, und jedes einzelne Blatt schien sich vor jedem einzelnen Tropfen zu ducken. Vor einem anderen Hause trug ein Mädchen, dessen blondes Haar im Winde wehte, Rosenkraut- und Pelargonienstöcke in den Regen heraus.

Dann hörten die Häuser auf, man sah wieder die Berge, von deren Gipfeln es herunterrauschte in Regen, Gepolter und Blitzen, daß der schmale Gebirgsfluß neben der Straße hoch aufzischte.

Dann hielt der Wagen vor dem Herrschaftshause, dem Stettenhofe.

Das war ein stattlicher Renaissancebau, von einer englischen Anlage umgeben, von einem hohen, bewaldeten Felsen überragt und mit der Aussicht in den Marktflecken hinüber. Es gab da viel Rumor wegen der Ankunft der gnädigen Frau. Die Viehmagd, die Köchin, der Stallknecht, der Kutscher, den der Herr Verwalter aufgenommen hatte, standen en pleine parade da, um Gräfin Emy zu empfangen. Sie schritt unter einem Regenschirm, den Herr Danilo hielt, vom Wagen aus ins Thor. Der Bediente mit dem Backenbart überdachte Mamsell Mania.

Eine Stunde hindurch gab es gewaltigen Lärm auf dem Stettenhofe, bis die Theestunde kam.

Als sich Gräfin Emy in bequemen Hauskleidern befand, nachdem sie ihre Toilette- und Zimmersachen so ziemlich in Ordnung hatte und nun die großen Fenster des Zimmers öffnen ließ, wo sie den Thee nehmen wollte, da hatte der Regen aufgehört.

Der Himmel über dem Hochgras drüben war noch ganz dunkel und blauschwarz, der Donner rollte noch laut in diesen zusammengeballten Wolkenmassen. Aber der Jasmin im Garten unten duftete süß in die Luft hinauf, und die Büsche schüttelten lustig die letzten Regentropfen von sich. Der weiße Kirchthurm in Görnitz glänzte grell und warf dabei einen tiefen dunklen Schatten auf das schmale Haus, welches neben ihm stand.

Aus allen Dachluken schossen Vögel hervor, die sich versteckt hatten und die laut jubelten. Es war eine reizende Gegend, eine reizende Stunde und eine reizende Beleuchtung. Und Gräfin Emy fühlte ihr mattes Herz erwachen in diesem erfrischten Wiederaufwachen der Natur, und sie meinte bei sich, sie könnte sich jetzt sicherlich in Jeden verlieben, der die Straße entlang kommen würde. Freilich müßte er sein, interessant und wenigstens Baron sein.

Aber die Straße war voller Pfützen, und weder Wagen noch Wanderer kamen dieselbe entlang.

IV.

Eine Schäferin von Watteau.

Gräfin Emy war nun schon seit fünf Tagen auf dem Gute. Es war eine herrliche Zeit, voll Sommerluft und Sommerleben. Der Gebirgsfluß rauschte laut durch die stillen lichten Mittagsstunden,

die weißen Falter gaukelten zu Dutzenden in der reinen blauen Luft umher.

Gräfin Emy empfand keinen Augenblick Langeweile. Sie hatte in dem großen comfortablen Hause so viel zu ordnen und zu suchen! — Der Garten mußte nach ihrer Angabe ganz anders werden — freilich nur in der Bepflanzung der Rabatten. Sie wollte in einem Beete stets nur ein und dieselbe Blume vertreten wissen; hier nur blaue Irisblumen, dort nur lichte Pfingstnelken oder nur dunkelgelbe Aurikel. Samen war genug da, und Pflänzchen erhielt man aus dem wohlassortirten Stiftsparke von Lilienkreuz drüben. Gräfin Emy selber war Stunden lang im Parke beschäftigt: sie hatte dabei ihr graues „Fetzenkleid", wie sie es nannte, aufgeschürzt, über ihren offenen Haaren hing ein breiter zerknüllter Basthut ohne allen Aufputz, die Hände hatte sie in alten Glaceehandschuhen stecken, und so hackte sie Erde auf, steckte Stakette in dieselbe und begoß die jungen Pflanzen neben dem alten Gärtner, der ihr mit seinen schwieligen Händen überall vorarbeitete.

Im Schlosse selber hatte sie nur geringe Arrangements zu treffen. Die Zimmer waren sämmtlich altmodisch, aber vortrefflich arrangirt. Da gab es vor Allem ein pikantes chinesisches Zimmer mit echten Tapeten aus Kingkong, mit Möbeln aus einer Fabrik in Yokohama, mit gemalten Deckenlampen und mit dicken chinesischen Goldlackblüthen in hängenden Stöcken.

Ferner war da eine echte und richtige Bauernstube mit einer wirklichen Schwarzwälderuhr, mit dickfüßigen Tischen und mit Heiligenbildern auf Glas gemalt.

Eines der schönsten Zimmer war im echten Pompadourgeschmack austapezirt. Tapeten voller Amoretten, Tische und Stühle ganz im Stile Ludwig's XV. und vor Allem Medaillons an den Wänden und dem Kaminschirme, auf welchen echte Scenen von Watteau angebracht waren; überall weiße Lämmer mit blauem Bande um den Hals, Schäfer in blauseidenen Röcken, mit Stöckelschuhen, Dreispitz, und Schäferinnen mit hohen Kleiderpuffs, Stöckelschuhen mit giftrothen Absätzen und Schönpflästerchen.

Gott, wie fade! seufzte Emy, als sie das Watteau'sche zierliche Zeug sah. Ueberall dieselben Büsche und dasselbe Lämmchen und dieselbe Stellung! Wie schrecklich müssen diese schönen Schäferinnen mit den rothen Backen, den seidenen Kleidern und den Schönpflästerchen gelebt haben! Nirgends sieht man auf diesen Bildern ein Gefühl, eine Freude, einen Schmerz, eine Aufregung, ein Leid; überall nur die dritte Position und ein Schaf.

Nachdem Gräfin Emy mit den Zimmern und mit dem Garten so ziemlich fertig war, interessirte sie sich für die Umgebung.

Vor Allem, wer war Gutsnachbar? Darüber wußten der Kutscher, die Mägde, sogar Herr Danilo Bescheid. Eine Stunde von Stettenhof lag eine Villa, die „eine böse Tante" bewohnte. Man wußte weiter nichts von der Frau, als daß sich Niemand in ihre Nähe getraute. Zwei Stunden weiterhin lag ein Schlößchen, in dem ein Herr Baron Frowir mit seiner jungen Frau wohnte. Es war das schönste Ehepaar, das man sich denken kann; aber dabei so in einander verliebt, daß Einem das Herz weh that, sie zu derangiren. Weiter westwärts lag ein kleines Herrenhaus, in dem eine alte Gräfin Schlechta langsam an der Fettsucht hinstarb.

Die Nachbarschaft war wenig versprechend. Aber enfin — Visiten machen mußte man doch. Die „böse Tante" freilich übersprang Gräfin Emy. Aber bei Frowirs fuhr sie vor, traf indeß die Herrschaft nicht zu Hause. Gräfin Schlechta fand sie auf einem Rollstuhle mitten in ihrem Garten. Die fette alte Dame empfing Gräfin Emy sogleich mit der Frage:

„Sie wollen den Sommer hier zubringen? Mit wem denn?"

„Mit — mit Niemandem," sagte Gräfin Emy erstaunt.

Die fette Dame schnaufte und lüftete ihr Busentuch von schwarzen Spitzen.

„Kind! Das glauben Sie selber nicht! Einen Sommer allein verbringen! Auf dem Lande! Das wäre ja der reinste Selbstmord! Oder sind Sie vielleicht Braut?"

„Nein."

„O, dann verstehe ich Sie nicht, Gräfin. Sehen Sie mich an! Ich bin jetzt so fett, daß ich mich nicht mehr rühren kann und nur im Wagen gefahren werden muß. Ich habe also auf die Welt resig-

nirt. Aber Gott sei Dank! In jedem Sommer meiner früheren Jahre hatte ich eine Amourette, eine Liebelei; und ich zähle so viele Seligkeiten als Sommer in meinem Leben. O, es war nicht so schlimm im Ganzen, und ich war meinem seligen Gatten treu. Und Sie — die Sie noch auf beiden Beinen gehen können, Gräfin, Sie wollen behaupten, daß Sie ohne Gatten, ohne Bräutigam und sogar ohne Anbeter den ganzen, ewig langen, heißen Sommer allein auf Ihrem Schlosse zubringen wollen?! Dann — dann sind Sie eine Jesuitin!"

Und die gute, einst so lebensfrohe Dame pfauchte und schnaufte ärger als je, und wandte sich von Gräfin Emy barsch ab. Und so liebenswürdig sich die auch zeigte — sie sprach von diesem Augenblicke an unfreundlich und nachlässig mit ihr.

Das war die Gesellschaft, auf welche Gräfin Emy angewiesen war.

Sie lachte darüber, denn die Gebirgsnatur um sie herum war so wunderbar schön, und sie durchkostete gleichsam die Beleuchtung eines jeden Tannenbaumes.

Dabei fing sie an, sich um die Interessen von Görnitz zu bekümmern. Der Fleischhauer, welcher auf das Schloß kam, die Milchfrau, und der Tischler, welcher die Gartenplanke ausbesserte, sie Alle wurden von der Gräfin selber ausgefragt. Und da erfuhr sie denn die großen Geheimnisse des kleinen Ortes.

Der Herr Bürgermeister war ein braver Mann, der seine Töchter, eine nach der anderen, gut verheirathete. Im Kaufmannshause der Riedwalds war ein großes Unheil vorgekommen, das man dem unzerstörbar-ruhigen Kranze von Orangen und Limonen gar nicht ansah: die älteste Tochter hatte sich so unglücklich verheirathet, daß sie als Wittwe eines lebendigen, dem ärgsten Vagabundismus ergebenen Mannes, mit drei unversorgten Kindern in Görnitz dahinsiechte.

Die Frau des Pfeifenschneiders war die Erwählte des Uhrmachers daneben, dessen kleine Gattin sich darüber zu Tode grämte. Mit dem Glücke im geistlichen Hause war's auch nicht weit her.

Der Herr Pfarrer nun gar war ein guter Böhme, den eine böhmische Wirthschafterin tyrannisirte bis aufs Blut. Und diese Wirthschafterin lieferte ihm seine allwöchentliche Predigt.

Kurz, Gräfin Emy, die sich mitten in dieser Gebirgseinsamkeit eine Gebirgsreinheit geträumt hatte, fand den Ort Görnitz Haus für Haus **unmöglich**. Der Marktflecken erlosch ihr gleichsam für ihr geistiges Leben. Sie hatte sich eine Art Idylle aufgebaut, sie hatte sich eine Art Asyl zusammengedacht, in das sie flüchten könne vor ihren eigenen Gedanken, welche die lärmenden Freuden der Welt schön finden wollten.

Aber inmitten dieser schönen Gebirgsnatur fand sie nirgends einen Halt: sogar der alte achtzigjährige Nachtwächter, der mit so frommer Greisenstimme die Stunden auszitterte, war nicht verheirathet mit seiner sechzigjährigen Hausfrau, und die besten Häuser des Ortes waren verunreinigt durch einen stets vacirenden Ladenschwengel aus Graz, dessen Beruf darin bestand, als zweiter Baß überall Gesangvereine zu gründen, ohne einen Begriff von Musik zu haben. Kurz, dieser reizend gelegene Marktflecken war nichts als ein Conglomerat von unmöglichen Sünden, die sich tagsüber die ehrbare Schürze der Arbeit vor den Magen banden.

Sie fühlte sich davon bald so ermüdet, daß sie anfing, fromm zu werden. Sie wollte sich in die Kirche von Görnitz flüchten, und sie ließ einen neuen Kirchenstuhl für dieselbe schnitzen. Aber die Priestergesichter, die nicht dem lieben Gott, sondern weltlichen Interessen zugewandt erschienen, verleideten ihr nach der Idylle sogar die Andacht. Und so kam es, daß sie sich zu langweilen anfing.

Und zwar mit jener Langweile, welche der Anfang der Verzweiflung ist. Und da flüchtete sie sich eines Tages in ihre Garderobe, und hatte die Caprice, sich als Schäferin von Watteau zu kleiden, ganz wie dieselbe auf der Tapete stand, mit hochgebauschten Seidenkleidern und hochtoupirtem Haar. So stellte sie sich vor den Spiegel im Rococozimmer, bewundert von Mania und dem Kammerdiener, und rief dann, indem sie zwei, drei langsame Posen tanzte:

„Jetzt sollte mir Jemand ein Menuet spielen."

Aber im ganzen Schlosse kannte Nie-

mand ein Menuet, nur der alte Verwalter Danilo. Aber wie Herr Danilo mit seinen rauhen Händen den ersten Accord anschlug, da tönte es wie ein greller Wehschrei durch den Salon, in welchem man den Hauptlüstre angezündet hatte, und wo Gräfin Emy als echte Rococodame mit erhobener Robe einem langen Spiegel gegenüberstand.

Das Clavier war schauerlich verstimmt. Und der Herr Verwalter konnte zwar ein Menuet „greifen", aber er hatte kein Gehör. Gräfin Emy ließ die Falten ihrer Robe fallen, machte ein trübes Gesicht, und wünschte gute Nacht. Dabei befragte sie den alten Danilo, ob denn hier Niemand ein Piano stimmen könne; und der meinte:

„Ich weiß nur Einen, das ist der Herr Lehrer Zepel in Görnitz. Soll ich den morgen ersuchen, daß er —"

„Ja," sagte Gräfin Emy.

Es war eine garstige Sommernacht, die auf diesen mißlungenen Abend folgte; der Wind brauste wild um das Haus, und ließ Gräfin Emy nicht fest einschlafen. Und in ihrem fieberhaften Halbschlummer träumte sie, daß sie in einer weiten, baumlosen Ebene langsam verdurste — —

Dann aber war es ihr, als höre sie von weitem das Klingeln lustiger Kamelschellen, und ein Wüstenrenner erschien am Horizonte. Auf demselben saß ein junger Reiter. Als der die schmachtende Frau erblickte, hielt er an, stieg ab, und löste seine Trinkflasche vom Gürtel, um sie zu laben.

In diesem Augenblicke erwachte Gräfin Emy — voll Durst. Aber das Klingeln dauerte fort, selbst nachdem sie schon die Augen geöffnet hatte. Ihre Zofe, welche ihr die Chocolade ans Bett brachte, erklärte das Klingeln.

Der Herr Schullehrer aus Görnitz war da. Er war sonst ein trotziger Mensch, der nicht gern Jemandem einen Gefallen that; aber der Herr Verwalter hatte ihn vermocht, das Piano der Frau Gräfin zu stimmen.

Gräfin Emy zog sich rasch an — in ihr erstes, bestes Déshabille. Und so trat sie leise in die Thür des Salons, wo der Herr Zepel eben einen leisen Walzer intonirte. Sie trat über die Schwelle, ohne daß er sie sah, und so spielte er weiter. Die Morgensonne glänzte um ihn wie ein rosiger Schleier. Der Walzer, den er spielte, klang süß wie Vogelgezwitscher. Und Gräfin Emy trat langsam vor, und sah —

* * *

Sie sah zuerst einen Kopf voll wunderbarer Locken; es waren keine künstlich gekräuselten Locken, sondern von Natur krause Haare, welche die Farbe des lautersten Goldes hatten. In Indien soll man zuweilen Ballen von Schlangen finden, die sich unlösbar in einander verwunden haben, und die in der Sonne des Tropenlandes wie ein Goldklumpen funkeln, der eben im Schmelzen begriffen ist. So waren diese wunderbaren Locken, über denen das Morgenlicht eine zarte Glorie zu breiten schien.

Bei dem Geräusche, welches Emy machte, wandte sich der Spieler um. Er hörte sofort zu spielen auf und erhob sich. Er kannte die Gräfin schon vom Sehen aus. Aber Gräfin Emy eilte auf ihn zu, drückte ihn sanft auf das Pianotabouret zurück und sagte rasch, lächelnd, athemlos: „O, bitte, ehe wir reden, ehe Sie mich grüßen, spielen Sie den Walzer zu Ende; ja? Ich bitte Sie darum!"

Der Lehrer setzte sich wieder, sehr roth und lächelnd und doch halb trotzig, und er spielte den Walzer zu Ende.

Vielleicht war es der Gräfin Emy nicht so sehr um den Walzer zu thun; aber sie wollte noch eine Weile stumm sein können, sie mochte noch nicht sprechen, weil sie wußte, daß man Träume durch ein lautes Wort verscheuchen kann. Und wie ein Traum war es über sie gekommen — plötzlich.

Sie war eine künstlerische Natur, und der junge Lehrer war merkwürdig hübsch. Er hatte Augen, die so sanft waren wie der Abendstern am unergründlich tiefen Abendhimmel. Seine Lippen waren wie gemacht zum Lächeln, wie Rosenblätter dazu gemacht sind, um zu duften.

Es kam plötzlich eine athemlose Fröhlichkeit in das Herz der Gräfin Emy, eine helle Freude, wie sie sie noch nie gefühlt hatte. Sie empfand deutlich, wie der Jasmin draußen süße, schwüle Düfte bis ins Zimmer hereinsandte.

Der Himmel droben wehte alle seine Morgenschleier aus einander, und schaute wie mit tiefblauen Augen lachend auf die Welt herab und gerade in das Herz der Gräfin Emy hinein. Der Walzer, der durch den Salon tönte, war ihr wie ein tönendes Gelächter und zum ersten Male im Leben glaubte sie deutlich zu verstehen, was die jubilirenden Lerchen hoch oben im Morgenlichte sangen. Es gab keinen Schatten, keinen Tod mehr auf der Welt. Nur die Ewigkeit einer Minute dauerte dieser unsagbare Rausch, wie der Spieler vom Piano aufschaute und seine Augen die ihrigen trafen.

Dann wurde es ruhiger in ihr und es schien ruhiger zu werden um sie herum. Aber die Welt blieb noch immer wundervoll schön. Nur wußte sie jetzt deutlich den Grund dieser Schönheit und den Grund ihrer Freude. Sie war verliebt.

Sie freute sich darüber wie ein Kind.

„O wie hübsch Sie spielen!" sagte sie in den Schlußaccord hinein.

Er stand auf, und war wieder sehr verlegen. „Die Frau Gräfin scherzt," sagte er mit einer Stimme, die sanft und wohllautend klang. „Ich kann eben nur so viel, als ich brauche, um Schulkinder zu unterrichten."

Sie stand an das Piano gelehnt, die Arme über einander gelegt und lächelnd. „O, dann wissen Sie selber nicht, wie hübsch Sie spielen, und man muß es Ihnen sagen, damit Sie nicht zu bescheiden werden."

„Im Orte sagt man sogar, daß ich unbescheiden sei!" — entgegnete er, nicht mehr verlegen wie im ersten Augenblicke. Er hatte etwas kindlich Zutrauliches in seinem Wesen, das jetzt voll zur Geltung kam. Er hatte sich die Gräfin älter und stolz gedacht. Und jetzt sprach sie so freundlich mit ihm, wie noch niemals ein anderes Weib mit ihm gesprochen hatte. Denn auf dem Dorfe äußert sich selbst die Liebe bloß in trotziger Weise. Und dabei war die Gräfin so seltsam im Gesicht.

Es gab Sport-Cavaliere in den Residenzen, welche versicherten, Gräfin Emy Crossy sei ein Prachtweib, mit keinem zweiten vergleichbar. Und der Lehrer Zepel dachte bei sich, daß es auf der ganzen Welt kein zweites Gesicht gäbe, welches so lieblich sei wie das der Gräfin Emy.

„Warum nennt man Sie arrogant?"

„Weil ich mich nicht allen althergebrachten Schulgebräuchen füge. Und weil ich einen möglichen Turnplatz für meine Schüler begehrt habe."

„Aber das war ja edel und schön von Ihnen."

„Es trug mir doch die Mißgunst Aller ein."

„So fühlen Sie sich also nicht glücklich in Görnitz?"

„Nein, Frau Gräfin."

„Wissen sie was! dann kommen Sie oft hierher, hier wird man Sie gern sehen."

„O, Frau Gräfin, wer sollte," sagte Herr Zepel, und wurde dabei über und über roth. Das machte sich eigenthümlich, weil er einen so schönen goldfarbigen Schnurrbart hatte.

„Aber vor Allem dieses Piano wird Sie erwarten, Herr Zepel. Es ist ja dazu gemacht, schöne Weisen zu singen, wenn kunstgeübte Hände dieselben hervorzaubern. Und in Ihren freien Stunden haben Sie wohl Zeit?"

„O — ja."

„Sie — Pardon für meine Frage — Sie haben also keine Braut?"

Herr Zepel erröthete wieder, tief und echt. Er antwortete gar nicht.

„Nun, sagen Sie mir's doch!" lächelte Gräfin Emy. „Das wäre ja nichts Schlimmes! Und ich muß es wissen, damit ich Sie nicht etwa abhalte. — Betrachten Sie mich als Ihre gute Freundin, Herr Zepel, und sagen Sie mir: in wen sind Sie verliebt, und — welche Stunden haben Sie frei?"

Sie stand lachend vor ihm. Sie war schöner als je, weil sie glückliche Gedanken hatte. Und er sagte dreist und ehrlich: „Ich habe gar keine Braut, Frau Gräfin, und wenn ich nicht oben Schulstunde habe, dann bin ich stets mein eigener Herr."

„Nun, dann können Sie oft kommen, um hier zu spielen!"

„Ja, weshalb sollte ich hier spielen?"

„Nun, weil Sie in Görnitz sicher keinen ordentlichen Flügel haben. Und dann — Sie thun mir einen Gefallen damit. Sie spielen so schön. — Ich bin Ihre

große Schuldnerin dafür, daß Sie das Instrument so wohl gestimmt haben. Sie werden mir das Vergnügen machen, mit mir das Frühstück zu nehmen?"

„Ich danke. Ich muß in fünf Minuten schon in Görnitz sein, denn eben schlägt es sieben Uhr," sagte Zepel und griff nach seinem Hute. Dann probirte er mit der linken Hand noch einige Töne und drehte den Stimmschlüssel. Dabei schauten seine Augen so sanft und seine goldenen Haare glänzten ihm um das Haupt wie ein Nimbus. Und er war eifrig und höflich und empfahl sich.

Als er fort war, blickte Gräfin Emy einen Augenblick in die Vormittagspracht hinaus durch das offene Fenster. Sie lächelte dabei und hatte die Augen halb geschlossen. Sie genoß das Gefühl verliebt zu sein, in vollen, sorglosen Zügen. Sie träumte sich sein liebes Gesicht.

Dann erinnerte sie sich, daß sie noch nicht gefrühstückt habe. Ehe sie aber in das Speisezimmer ging, trat sie an das Piano, drehte mit dem Stimmschlüssel sämmtliche Klammern zurück und trat bedächtig das eine Pedal mit ihrem kleinen Fuße ab.

Und während des Frühstücks sagte sie der Mania:

„Der Lehrer aus Görnitz soll heute oder morgen wiederkommen. Die ganze Stimmung des Piano ist grundfalsch; und ein Pedal ist abgebrochen."

V.

Lampenfieber.

Gräfin Emy war an diesem Tage sehr ungeduldig und sehr unruhig. Herr Zepel hat keine Zeit um wiederzukommen. Er meldete, daß er sich am nächsten Tage die Freiheit nehmen werde.

Gräfin Emy hatte also einen ganzen leeren Tag vor sich. Leer? Gewiß. Denn Alles, was sie unternehmen wollte, schien ihr nicht werth, gethan zu werden. Alles, was sonst für sich selbst interessant war: der schöne Tag, er war ihr so nutzlos schön. Für wen war denn all diese Sonnenpracht? Für sie selber? Aber sie selber war ja nicht die Hauptsache.

Sie war rastlos. Sie konnte nicht Piano spielen, das Piano war verstimmt. Sie nahm eine Revision ihrer Toiletten vor; aber alle Roben waren in Ordnung, und sie wußte überdies, daß alle ihr gut ließen.

Sie machte zuletzt Besuche. Nicht zu Frowirs. Denn dieses junge Ehepaar war so glücklich — und Gräfin Emy ärgerte dies heute, denn sie war noch nicht glücklich.

Noch nicht glücklich. Hatte sie denn schon ein Ziel, einen Gedanken des Glückes und in was es bestehen, welche Form es annehmen solle? Nein. Aber sie fühlte, daß sie auf der Schwelle des Glückes stand. Ihre Freude, ihre Unruhe sagten es ihr.

Sie fuhr zu der guten dicken Schlechta hinüber. Die Dame saß in ihrem Rollstuhle im Garten unter einem ungeheuren Sonnenschirm, wie ihn die Weiber am Wiener Naschmarkte zu benutzen pflegen. Sie saß zwischen Beeten, in denen fast lauter Grasblumen wuchsen. „Wissen Sie, das thue ich, weil mir der gute Geruch der Rosen und ähnlicher Blumen den Athem benimmt," meinte sie pfauchend. „Ich werde zu fett. Es ist ein rechtes Kreuz! Ach, in meiner Jugend, da liebte ich die Hyazinthen, die Rosen, die Resedas so sehr! Ich trug sie stets auf dem Herzen. Und jetzt — jetzt legen sie sich mir auf die Brust und ersticken mich. Darum kann ich immer nur unter Unkraut sitzen. Aber Sie, liebe Schloßnachbarin, was ist denn mit Ihnen? Bitte, nehmen Sie Platz auf dem Gartensessel da. Ja so! Es ist keiner hier. He, Jack! Jack!" — Auf den Ruf der dicken Dame erschien ein großer, breitschultriger Bedienter und auf ihren Befehl brachte er für Gräfin Emy einen Gartenstuhl.

Nachdem er sich entfernt hatte, sagte Frau von Schlechta:

„Haben Sie den Jack angeschaut, liebe Gräfin? Ist das nicht ein prachtvoller Mensch? O, Sie dürfen nicht glauben, daß ich in schlimmer Weise von ihm rede. Aber nein! Seitdem ich so fett bin, daß ich mich gar nicht mehr rühren kann, habe ich mir's angelegen sein lassen, stets solche Domestiken zu halten, die mich an ein Ideal meiner Jugend erinnern. Mein Haus ist auf diese Art ein lebendiges Photographien-Album. — Aber reden wir doch jetzt von Ihnen. Sie sehen brillant aus. Sie haben sich verliebt."

„Woher wissen Sie das?“ lachte Gräfin Emy erröthend.

„Mein Gott, weil Sie froh dreinsehen. Und wann ist man denn jemals froh, außer man interessirt sich für Etwas. Nun sagen Sie mir, was wollen Sie jetzt thun. Ist es ein Cavalier?“

„Ich weiß es nicht, was ich thun werde, ich weiß nicht, was er ist, und ich weiß nicht, ob ich mich interessire,“ sagte die Gräfin mit zitternder Stimme. „Ich weiß nur, daß ich Sie fragen will, liebste, verehrte Frau, wie man es anfängt, ein Herz zu gewinnen. Ein ahnungsloses, gutes, junges Herz. Ich habe noch nie ein Herz zu gewinnen gesucht, so viel Herzen ich auch schon gewonnen habe — von selber. Aber — es ist eine Caprice, eine Sommercaprice, und an diesem Herzen liegt mir etwas, zum ersten Mal im Leben. Es ist eine Laune.“

„Ich kenne das!“ nickte der Fettklumpen verständnißinnig. „Wissen Sie was? Ich kann Ihnen keinen Rath geben, ehe ich ihn nicht selber gesehen habe. Bringen Sie ihn her. —“

„Wen? Was?“

„Nun, das, was Sie heute so glücklich macht.“

Gräfin Emy plauderte und lachte noch eine Stunde mit der jovialen fetten Dame. Aber beim Fortfahren dachte sie bei sich: Dir ihn herbringen? Als wandelnde Photographie? Lieber sterben!

Sie fuhr, leise vor sich hinsingend, durch die herrlichen, felsumgrenzten Thäler. Plötzlich fiel ein tiefer Schatten über ihren Wagen. Der Schatten war von dem Thurme des Hauses der „bösen Tante“. Wie eine boa constrictor sich auf ein Opfer wirft, so fiel der Schatten dieses Gebäudes über den Hügel und den ganzen Weg herab. Gräfin Emy fühlte ein Frösteln und schloß die Augen.

Als sie dieselben wieder öffnete, fuhr sie eben an dem schmalen Hause von Görnitz vorüber, wo hinter den von Fliegen umsurrten Fenstern Schule gehalten wurde.

Sie betrachtete das schmale Haus genau — und sie fand, daß es sich vortrefflich in Aquarell malen ließe — als Studie.

Sie fing die Skizze an, sobald sie daheim war. Es war ihr, als sei sie sechzehn Jahre alt. Es freute sie zum ersten Mal im Leben, daß sie schön war, und reich, und frei! Weil sie verliebt war! O Gott, wie schön war das — und so ungefährlich, weil es eben bloß Verliebtsein war! Daß sie ein frivoles Spiel beabsichtige, kam ihr nicht in den Sinn; es war nur ein reizendes Abenteuer. Wie viel Zeit hatte sie versäumt, wie oft hätte sie schon verliebt sein können!

Nur Eines war unangenehm in dieser Freude. Das Haus, das Herz, die ganze Welt war so leer, weil er nicht da war. Man hatte nirgends Ruhe, man war wie im Fieber. Sie lebte nur durch das Warten, einen ganzen langen Abend hindurch. Und im Schlafe hörte sie deutlich den Walzer, den er gespielt hatte und sie tanzte sich halbtodt daran.

* * *

Karl Zepel kam am anderen Tage schon Vormittags. Er kam recht mißlaunig, er brummte den Bedienten am Parkthore an, er schalt Mania aus, wie man ihm nachsagen könne, er habe das Piano nicht richtig gestimmt, aber er stürmte doch in das Pianozimmer und wich dort zurück, als er Gräfin Emy erblickte, die vom Fenstersitze aufstand und ihm die Hand entgegenstreckte mit der ihr eigenen Noblesse, welche so stolz aussah und dabei so freundlich berührte.

„Wie lieb, daß Sie sich hierher bemüht haben, Herr Zepel. Es ist wohl recht unbescheiden von mir, Sie abermals zu belästigen, nicht wahr?“

Aller Trotz war aus seinem Herzen verschwunden, und nur das seltsame freudige Erstaunen wie gestern, daß eine Gräfin, eine wirkliche Gräfin, mit ihm, dem armen Lehrer, so höflich und herzlich sprach, als ob er zum Mindesten ebenfalls ein Graf sei! Er hatte sich Gräfinnen immer hochmüthig und herablassend gedacht. Der schöne junge Mann war armer Leute Kind, aus einem kleinen Neste Oberösterreichs; er hatte mit Noth studirt und seine Lehrerprüfung abgelegt und war stets nur in kleinen Marktflecken gewesen. Er hatte im Leben nur zwei Gräfinnen gesehen: die seines Heimathsortes, eine dicke aufgeblasene Dame, welcher er als Knabe manchmal die Hand küssen durfte, und eine Gräfin aus der Nachbarschaft, welche vor Erstaunen nicht danken konnte, wenn ein Bürgerlicher sie grüßte.

Und hier, diese Gräfin war so jung, so schön, und dabei so herzlich! Sie nahm sich die Mühe zu lächeln, wenn sie sprach, und sie reichte ihm, dem armen Lehrer, die Hand, wie einem guten, gleichgestellten Freunde. Das Herz wurde ihm wieder warm vor Stolz und Wohlsein wie gestern, denn er besaß ein wenig mehr Selbstbewußtsein, als gut war.

„Ich begreife nur nicht, wie das Piano wieder verstimmt sein kann, da ich —"

„Da Sie dasselbe so herrlich gestimmt haben? Ganz recht. Aber gestern war der Klostergärtner von Sigenfeld hier, um uns Portulaeblüthen zu bringen, und der hatte seine zwei Kinder bei sich — echte Landkinder mit scheuen Augen, rothen Backen und eben solchen Händen. Die blieben im Salon, wo ich ihre Scheu durch Bonbons glücklich vertrieben hatte, geriethen über das Piano — und, Sie können sich das Concert vorstellen, welches sie aufführten, während ich mit dem Gärtner im Gewächshause am Ende des Parkes conferirte. Sie sehen, Sie müssen sich schon noch einmal meiner Hülflosigkeit erbarmen —"

Damit reichte sie ihm abermals die Hand.

Er wurde wieder roth vor Wohlbehagen. Er wuchs gleichsam durch die Freundlichkeit der großen schönen Dame zu einem Menschen auf, der sich im Salon hier ganz so traulich und ungenirt wie daheim befand. Er war jung, und junge Herzen finden sich bald heimisch. Er erwiederte den Druck ihrer Hand ganz muthig, nur waren seine Wangen dabei heiß und rosig. „O, recht gern, Frau Gräfin," sagte er. „Selbst auf die Gefahr hin, daß Sie wieder Besuch von Bauernjungen bekommen."

„Wissen Sie, daß ich den Kindern eigentlich gar nicht gram bin?"

„Wie so?"

„Nun ja — ohne ihre Unart wären Sie heute sicher nicht gekommen."

„O, wenn Sie, Frau Gräfin, den Wunsch geäußert hätten."

„Wirklich? Sie hätten mir also den herzigen Walzer von gestern wieder gespielt?"

„So oft Sie es wünschen."

Gräfin Emy lachte für sich. Sie brauchte jetzt nicht mehr ihr Piano zu zertrümmern.

„Darf ich also jetzt —"

„Das Piano stimmen?" machte die Gräfin. „Ich denke, die Zeit ist zu schön dazu. Ich möchte ein wenig in den Garten und hätte Gewissensbisse, wenn ich Sie hier allein bei einer langweiligen Arbeit lassen sollte. Wollen Sie mich nicht begleiten?"

Natürlich begleitete Herr Zepel die Gräfin. Es war eine schwüle Mittagsstunde. Der Garten war still und einsam in seiner reichen Pracht. Sogar der Gärtner war verschwunden. Die Lilien rührten sich nicht auf ihren langen Stielen. Das einzige Lebendige waren die Schmetterlinge, die braun, gelb und weiß geflügelt in der Luft umhergaukelten.

„Ist's nicht schön hier?" fragte sie, an einem Jasminstrauche stehen bleibend. Sie athmete dabei volle Freude und warf ihm, wie sie mit ihren feinen Fingern scharf durch die Blüthen strich, einen ganzen Duftregen ins Gesicht.

„Ja wohl, schön," sagte er naiv. „Aber Sie sind doch so allein hier, Frau Gräfin."

Sie legte ihre Hand auf seinen Arm.

„Bin ich jetzt allein?" fragte sie.

„Ja — jetzt nicht; aber ich — ich gehöre doch nicht hierher," meinte er.

Sie schaute ihn eine Secunde hindurch wie erschreckt an. Dann schüttelte sie ihr Haar zurück und lächelte wieder.

„Können Sie Schmetterlinge fangen?"

„Als Bube habe ich's versucht. Ob ich's jetzt noch träfe —"

„Versuchen Sie's!"

„Wozu?"

„Nun, ich möchte gern einen Kranz von Schmetterlingen im Haare haben."

„Ich will's versuchen. Was für Farben wünschen Sie, Frau Gräfin?"

Sie schüttelte ihr lichtes Haar auseinander.

„Was für eine Nüance stände am besten zu meinem Haare?" fragte sie.

Er hielt ihren dichten, schweren, glänzenden, seidenweichen Haarreichthum in seiner Hand, fast ohne zu wissen wie.

„Was dazu paßt?" machte er. „Nun, vielleicht —"

„Nun, vielleicht?"

„Vielleicht die weißen Schmetterlinge!" sagte er tief athmend und ließ ihren Haarreichthum aus seinen zitternden Fingern fließen.

Sie jagten nun Schmetterlinge.

Gräfin Emy fing keinen trotz ihres Eifers. Herr Zepel erhaschte zwei weiße Falter und nadelte dieselben in das Haar der Gräfin, die athemlos in der Geißblattlaube saß.

Er selber war auch athemlos, und sie rückte die Wolken ihres Musselinkleides an einander, daß er neben ihr Platz nehme.

Er dachte, es könne nichts Schöneres mehr geben auf der Welt, als so zur Mittagszeit im Schatten zu sitzen, umgaukelt von Schmetterlingen und sie dabei lachen zu hören.

„So, ist dieser Schmuck nicht hübscher als weiße Blumen?" sagte sie.

„Die seltsame Idee!" meinte er.

„Nun, wenn sie nicht seltsam wäre, wäre sie ja nicht schön!" machte sie. „Ich wenigstens habe schon als Kind immer das am hübschsten gefunden, was am sonderbarsten ist, und habe nur immer Solches gewollt —"

„Und haben Sie es auch immer erhalten, Frau Gräfin?"

„Immer. Ich habe noch stets bekommen, was ich gewollt habe, und wenn es auch das Außergewöhnlichste, das Unmöglichste war. Als Kind wurden mir von meinen Eltern alle Wünsche erfüllt, später vom Schicksal oder vom lieben Gott, wie Sie's nennen wollen."

„Dann sind Sie glücklich."

„Ist das Glück? Ich wußte nicht, daß das Glück darin bestehe, jeden Wunsch und jede Laune erfüllt zu sehen. Ich wenigstens habe nicht gefühlt, daß es so besonders glücklich mache."

„Kennen Sie das Gedicht vom Ring des Polykrates?" sagte er sinnend, aber mit einem großaugigen, naiven Sinnen, wie ein Kind nachdenkt.

„Sie müssen mich für sehr gebildet halten, wenn Sie daran zweifeln, daß ich Schiller gelesen habe. Freilich kenne ich das Gedicht. Und Sie meinen, daß ich mich vor der Zukunft hüten solle, weil stetes, unausgesetztes Glück gefährlich sei? Nun, diese Furcht habe ich nicht. Ich bin in meinem Inneren so fest überzeugt, daß mir bis zum Ende meines Lebens Alles gelingen werde, Alles erfüllt werden muß, nach was sich mein Herz oder meine Laune sehnen. Mir sagt's eine innere Stimme, eine unbesiegliche Gewißheit."

Es lag etwas Wunderbares in ihrer lachenden Zuversicht, wie sie so sprach und dabei das reiche Haar aus der Stirn strich, das die Sommerbrise immer wieder in einzelnen goldenen Fäden nach vorn wehte. Und es klang so natürlich, was sie sagte. Es war ihm so deutlich, daß sie stets glücklich bleiben müsse, so wunderbar das auch klang. Aber war nicht ihre Schönheit auch wie ein Wunder und war doch so natürlich? Und vielleicht kam ihre Sicherheit aus ihrer Schönheit.

„Und Sie?" fragte sie dann und legte ihre weiche, warme Hand auf die seinige — aber so leicht und so kurz, daß er meinte, einer der Falter habe sich im Vorbeifliegen eine Secunde hindurch auf derselben ausgeruht. „Und Sie? Haben Sie Ihre Wünsche immer erfüllt gesehen?"

Er schüttelte den Kopf und lächelte dabei. Er war wieder wie ein Kind.

„Ach, nein. Mir ist noch nie ein Wunsch in Erfüllung gegangen — weil ich mir noch nie etwas gewünscht habe, außer was mir kommen mußte."

„Nie gewünscht! Wie ist denn das möglich?"

„Ganz leicht. Ich habe nie wünschen gelernt."

„Muß man denn das lernen?"

„Ich denke doch. Meine Eltern waren ganz, ganz arm. Was hätte ich mir als Kind wünschen sollen? Wußte ich doch, daß mir außer dem Essen nichts gegeben werden konnte. Dann mußte ich unter die Fremden und mußte lernen, lernen Tag und Nacht; und beim Lernen, da giebt es kein Wünschen, da muß man nur fleißig sein, dann erreicht man sein Ziel. Drei Jahre, ehe ich mit dem Lernen fertig wurde, wußte ich bereits genau, wie Stunde für Stunde, Tag für Tag mein Leben als Lehrer sein würde, und so ist's eingetroffen. Ich wußte genau, wie viel Gehalt ich bekommen werde, daß ich einen kleinen Ort bewohnen müsse, wo ein Pfaffe und ein Vicar sei, daß ich das Mittagsmal bei der Frau des alten verheiratheten Oberlehrers bekommen würde und daß der Ort entweder zwischen Bergen oder an einem Flusse liegen werde. Das wußte ich, und so ist es. Was hätte ich dabei wünschen sollen? Unmögliches? Ich habe also nie gewünscht."

„Und seit Sie jetzt Lehrer und hier sind?“

„Weiß ich, daß ich Lehrer und hier bleiben werde.“

„Aber —“

„Was?“

Es lag ihr der Gedanke im Geiste und die Frage auf der Zunge, ob er denn noch nicht verliebt sei, ob ihm kein Mädchen gefalle, das er ersehne, an deren Seite er sich eine Zukunft träume? Aber konnte sie das fragen? Sie war zu jung und zu schön dazu, sie fühlte das. Und dann — sie hatte ja durch Mania auskundschaften lassen und erfahren, daß Herr Zepel nicht verliebt sei und daß er mit keinem Mädchen des Ortes „gehe“.

„Nun?“ wiederholte er.

Sie schaute ihn nur an. Vielleicht dachte sie jetzt auch, ob sie selber ihm nicht gefalle und ob er nichts ersehne? — Aber seine Augen waren so klar, so herzlich und kindlich licht, und doch waren sie wie eine Liebkosung —

„Ich wollte nur fragen, ob sie glücklich sind — so ohne Wünsche?“

„Jetzt muß ich so sprechen, wie früher Sie, gnädige Gräfin,“ sagte er. „Ist das Glück? Ich habe nicht darüber nachgedacht.“

Sie lachte froh. „Nun, wir Beide können wenigstens nicht sagen, daß Etwas einen Schatten werfe über diesen schönen Tag!“

„Nein!“ sagte er eben so fröhlich.

Ihre Augen flogen dabei über die mittagsstille, sommergrüne Gegend, auf der ein weißlicher Duft lag wie ein allerfeinster Schleier. Der Himmel war unergründlich tief und dunkelblau. In einem Bauernhause an den Hügelländern drüben krähte ein Hahn. Die Lilien standen wie Altarkerzen regungslos in der Sommerruhe. Zuletzt trafen sich ihre Augen. Es war eine allerschönste Minute im Leben dieser beiden jungen Geschöpfe. Der schattenlose, vielleicht schönste Augenblick ihres Lebens war gekommen, und — vorüber.

Sie ahnten nicht in ihrem Inneren, daß dasjenige, was ihnen diese Minute so schön mache, nicht mehr in der Außenwelt und in der Pracht der Natur und des Tages zu suchen sei; sie wußten nicht, daß der Glanz, welcher über der Welt lag, aus ihrem Beieinandersein, aus dem süßen Gefallen ströme, das sie an einander fanden und fühlten.

Von Görnitz klang die Thurmuhr herüber, und er mußte heim. Die Frau Schullehrerin Selbinger wartete mit dem Mittagmahle. „Kommen Sie wieder?“ fragte sie.

„Darf ich? Wann?“

„Wann Sie wollen. Denken Sie, daß ich nicht einmal Piano spielen kann, da es noch nicht gestimmt ist.“

Wie er heimging auf dem Feldwege zwischen den wogenden Kornähren hindurch, dachte er nicht mehr daran, wie leicht sich's doch mit einer Gräfin reden lasse; er dachte, wie lange sie wohl so allein bleiben werde auf ihrem Schlosse und wie schön die Sommerszeit sei.

VI.

Harmonien.

So vergingen viele Tage. Herr Zepel kam regelmäßig auf das Schloß. Die Stunden, in denen er nicht da war, zählten für Gräfin Emy wie Kriegsjahre doppelt; jede derselben war hundertundzwanzig Minuten lang, und ihre Beschäftigung bestand dann darin, zu warten. O dieses Leben in einem anderen Leben, welches doch von uns getrennt ist, dieses Abhängigsein von einer zweiten Seele, die uns oft allein läßt! — Es ist mehr Qual als Wonne, mehr Krankheit als Genuß. Gräfin Emy hatte sich das Verliebtsein sanfter vorgestellt.

Zuletzt, in einer Stunde, wo er sich verspätete und wo sie am Fenster harrte, vibrirend vor Ungeduld und mit ihrem besten Opernglase bewaffnet, fast weinend vor Zorn, fiel ihr plötzlich ein, daß sie gar nicht verliebt sei, sondern vielleicht bloß gewöhnt an ihn.

Sie zürnte ihm, wenn er lange nicht kam. Er hatte aber in der Schule viel zu thun, er hatte nicht immer Zeit. Aber er sollte Zeit haben für sie. Er unterhielt sich vielleicht anderswo, und — besser als bei ihr! Wenn ihr dieser Gedanke kam, machte sie im Herzen der Mutter Gottes tausend Gelübde, damit sie ihr sein Herz zuwende.

Wie unnöthig war das! Er trachtete ja selber zu ihr. Wenn er den Park betrat, war er wie daheim, während ihm

der Markt und dessen Leute stündlich mehr fremd und unerträglich wurden. Aber er wußte nicht, daß er sie lieb habe; er dachte nur, daß ihm ihre Bildung und die Feinheit ihres Wesens wohlthuend seien gegen die brüsken Manieren der Ortsweiber. Das Leben zeigte ihm noch unentdeckte, herrliche Partien, es war ihm, wie von einem feinen, würzigen Dufte durchzogen, so lange er an ihrer Seite weilte.

Sie hatten kein Liebesverhältniß mit einander. Es fiel kein Wort zwischen ihnen, welches sich auf eine Neigung bezog. Und doch blinkten und glitzerten tausend Fäden zwischen ihnen hin und her, wie sich im Herbste Silberfäden zwischen Bäumen hinziehen gleich einem Netze, das im Lichte der Sonne wie aus Demant gewoben blitzt.

Mit den Nachbarn kam Gräfin Emy fast nie in Berührung. Die Schlechta sandte ihr wohl fast täglich und stündlich Nachricht, aber die Neugierde dieser settlahmen Dame war ihr bei ihrer jetzigen Stimmung peinlich. Im Hause Frowir rümpfte man die Nase über die Gräfin, die an der Unterhaltung mit einem einfachen Schullehrer Gefallen fand.

Die böse Tante in ihrem komischen Schlößchen that vergeblich alle möglichen Schritte, um mit Gräfin Emy bekannt zu werden, seit man derselben ein Verhältniß mit dem Lehrer nachsagte; es wäre für das dürre, neidische, böse alte Weib eine Wonne gewesen, diese „Amourette" zu vergiften.

Der Bruder Emy's, ein Domherr in Olmütz, schrieb ihr fleißig gute Lehren und wollte sie bereden, sie solle sich in die Einsamkeit der Olmützer Dechantenhäuser zurückziehen, anstatt an eine zweite Ehe zu denken. Auch Baron Reiser schrieb ihr — diesmal aus Monaco, wo die feine Welt spielte — ob sie sich denn gar nicht entschließen könne, ihn zu heirathen. Er gebe ihr sein Ehrenwort, daß er sich gräme um sie. „Ich habe ein altes, kaltgewordenes Herz" — schrieb ihr der schöne Lebemann. „Das Einzige, was noch darinnen lebt, ist der Aerger, wenn ich in einen hellerleuchteten Salon trete, und Sie sind nicht unter den Damen. Kennen Sie das Gefühl, wenn man eine Suppe auzessen muß, bei der das Salz fehlt?"

Gräfin Emy ließ die Briefe unbeantwortet und verbrachte ihr Leben am Fenster wartend. Freilich merkte Herr Zepel beim Eintritte niemals, daß er so erwartet worden war. Er zeigte auch nie, wie rasch er den Feldweg zum Gute heraufgelaufen sei.

Er nahm nun fast allabendlich den Thee bei Gräfin Emy. Denn sie spielten jetzt vierhändig. Und es war nichts seltenes, daß sie ihren Arm in den Seinigen legte, um plaudernd mit ihm in den abendlichen Zimmern auf- und abzugehen. Sie hatten sich so an einander gewöhnt.

* * *

Er hatte eine Lieblingspiece am Piano: „Die Hochwaldwalzer" von Kaulich. Gräfin Emy bat ihn stets, dieselben zu spielen, ehe er fortging. Es war dies ihre letzte Ausflucht, ihn zurückzuhalten. Und wie gern spielte er sie, um noch bleiben zu können. Eines Tages hatte sich die Theeplauderei bis zur Mitternacht verlängert. Mania schlief in einem Großvaterstuhle des Musikzimmers. Im Vorzimmer träumte der Jean von einem verlassenen Stubenmädchen, die sich ihm allnächtlich als Alp auf die Brust setzte. Am Himmel draußen schwamm der Mond zwischen weißen Silberwolken im Himmelssee gleich einer Lotosblume.

Er spielte die Walzer und sie lehnte mit beiden weichen, entblößten Armen auf dem Pianodeckel, die wirren blonden Haare in der Stirn, und schaute ihn dabei an.

Es mochte s c h ö n e r e Gesichter geben als das seine, aber ein herzigeres nicht. Jeder Zug darin war sanft und rein. Der Blick seines Auges war wie ein Schmeicheln, das sich schüchtern und doch so allmächtig unter seinen langen Wimpern hervorstahl. Seine Sprache klang wie in Moll.

Und dabei war er doch nicht zu weich — sondern ein echter Mann. Er war wie ein reiner Bronnen klaren Wassers, in dessen Tiefe die Sanftmuth des Himmels blaut. Und sein wildes, schönes, goldglänzendes Lockengeginster! Und wie seine feinen, weißen Hände über die Tasten glitten, war es, als ob das Instrument in ihrem eigenen Herzen sei —

Er war so schön. Und der Walzer war so lieblich. „Aus dem Hochwald!" Er duftete förmlich von Tannengrün und Birkenrauschen.

Und der Mond am Himmel draußen versilberte ihn und die Musik mit himmlischen Lichtern.

„Das ist ein rechter Walzer für Verliebte!" sagte sie rasch; und dabei schlug sie ihren dunklen Spitzenschleier vom Halse zurück, daß ihr schöner Nacken in dem weißen Negligé frei wurde.

„So?" fragte er, und schaute sie mit seinen süßen Augen an. „Ich war noch nie verliebt."

„Noch nie?"

Sie schaute ihn an. Seine Lippen glänzten feucht und rosig. In seinen großen, vorwurfsvollen Augen spiegelte sich der Mond wie in einem See. Der Unvorsichtige! — Die Nacht war still, und die beiden Herzen pochten so hülflos in derselben schweren, schwülen Sommerbrise. Aber über Gräfin Emy kam eine plötzliche Klarheit mit der Klarheit des Mondes. Und über ihn kam eine plötzliche Scheu vor ihrem Schweigen. So gingen sie dann aus einander. Mania leuchtete ihm schlaftrunken bis ins Vorzimmer, und der Bediente leuchtete ihm mit geschlossenen Augen die Treppe hinab.

Und sie stand allein in dem mondbeglänzten Zimmer am offenen Piano, und hatte ihr Haupt mit beiden Händen gefaßt und starrte wie entsetzt in die Lichtfluthen auf dem Fußboden hinab.

„Ich habe mich bloß verlieben wollen, und — Gott steh mir bei! ich fühle, daß ich ihn liebe!"

VII.

Schlaflosigkeit.

Am nächsten Tage war trübes, wolkendunkles Wetter. Die Sonne wollte sich den ganzen Tag über nicht zeigen. Vormittags kam ein Billet von Herrn Zepel, worin er der Frau Gräfin unterthänigst anzeigte, daß er Nachmittags vielleicht nicht werde kommen können zur gewöhnlichen Pianostunde, indem eine Leiche zu Grabe getragen werde.

Vielleicht nicht kommen könne! Giebt es eine schrecklichere Ungewißheit für ein Herz, als wenn man nicht hoffen soll und doch hoffen möchte?

Gräfin Emy war nervös, ungeduldig, ruhelos an diesem Tage. Es machte sie unglücklich, daß die Sonne sich so gar nicht sehen ließ! Immer dunkler zogen sich die Wolken über dem „Hochgras" zusammen; dabei war es schwül zum Ersticken in den Zimmern. Es lag wie Schwefel in der Luft. Gräfin Emy hielt es nicht aus daheim. Sie wollte fort. Aber nicht spazieren fahren. Sie wollte nur in den Park hinaus. Mania wollte sie mit dem Regenschirme und einem Shawl begleiten. „Denn der Sturm kann jeden Augenblick losbrechen!" sagte sie.

Aber Gräfin Emy nannte sie eine dumme Gans. Einen Shawl, wo sie vor Schwüle erstickte! — Und einen Regenschirm! Sie wollte ja bloß in die nächsten Parkalleen hinunter, von wo sie sogleich wieder auf der Terrasse sein konnte. Und sie nahm bloß ein leichtes Spitzentuch um und eilte die Terrassentreppe hinab, wo sie dann von dem Sturmwinde, der sich plötzlich, jäh, heftig erhoben hatte, die lange Pappelallee gleichsam hinabgewirbelt wurde wie ein hülfloser Ball.

Sie trat durch die Hinterpforte aus dem Parke auf den Feldweg hinaus. Hier hatte sie nur einige wenige Schritte bis auf die Landstraße.

Der Staub wirbelte dort mit plötzlicher Wuth klafterhoch auf, die Gebüsche am Wege wurden bis zum Boden gezerrt, und von den Bergen rollte jäh ein Donner, als ob sie in sich selber zusammenbrächen. Große Tropfen fingen an vom Himmel herabzuschießen, und im Nu war ein Gußregen da.

Gräfin Emy hatte nur noch Zeit, sich in eine winzige Bildernische am Wege zu flüchten. Indem sie sich dort an die kleine hölzerne Johannesstatue lehnte, übersah sie die ganze Wildheit des Orkanes, der in das Thal herabbrauste. Und dabei sah sie, wie die Leute vom Kirchhofe zurückrannten in den Markt. Und da — da kam auch er an der Nische vorüber, und er führte am Arme die schöne schwarzäugige Nichte des Pfarrers, Julie. Er hielt seinen weiten Rock halb über sie gebreitet, um sie vor der größten Wuth des Unwetters zu schützen, und sie schmiegte sich eng an ihn. So entschwanden sie im strömenden Regen den Blicken der Gräfin.

Diese fühlte plötzlich einen brennenden,

nie gekannten Schmerz im Herzen, und es war ihr, als ob die tosende Wuth des Gewitters um sie herum all ihre Gedanken aus einander scheuche wie erschreckte Vögel.

Der Sturm dauerte nicht lange; bald wurde der Regen milder, der Donner vergrollte weiter und breiter, und Gräfin Emy ging über die kothüberschwemmte Straße, durch den sandknirschenden Park nach Hause.

Sie war ganz durchnäßt, das blonde Haar klebte ihr an der Stirn. Mania und die ganze Dienerschaft entsetzte sich einstimmig; der Verwalter war mit zwei Regenschirmen während des ganzen Sturmes in der Irre umhergelaufen, um seine Herrin zu suchen.

Aber Gräfin Emy war zu unwohl, um darüber gerührt zu werden. Sie hatte sich erkältet, sie hatte Kopfschmerz, den Schnupfen, sie ging zu Bett und ließ sich den Samowar voll heißen Theewassers nahe vor das Bette stellen. Denn sie wollte Mania nicht bei sich haben. Sie wollte nur Ruhe. Mania mußte im Nebenzimmer schlafen. Und während draußen noch immer das Wetter brauste, schlossen sich schon die Vorhänge des Schlafzimmers der Gräfin.

O der lange Abend, o die lange Nacht! Schlaflos lag sie da, die gefalteten Hände über dem Haupte gekreuzt, mit geschlossenen Augen, und dennoch sehend — so deutlich sehend — wie er dahinschritt, das junge schöne Mädchen an seinem Arme und es schützend gegen den Sturm.

Was war aber natürlicher als das? Gräfin Emy lachte sich selber aus, daß sie noch daran denken mochte! Julie war die Nichte des Pfarrers; der Pfarrer ist gleichsam der Brotherr der Lehrer, weil er bei den Schulversammlungen Regen und schönes Wetter macht. Das Leichenbegängniß wurde vom Regen überrascht — was war natürlicher, als daß Herr Zepel, der Unterlehrer, die Nichte des Herrn Pfarrers in Schutz nahm? Vielleicht kannte er sie gar nicht näher — wer weiß, ob er sie leiden mochte!

Und doch — wenn er sie nicht leiden mochte, konnte nicht der heutige Zufall es bewirken, daß die Beiden einander näher traten? — Und wenn das war?! Emy stöhnte bei diesem Gedanken auf. Sie fühlte, daß sie kein Recht hatte über ihn, der jetzt ihr ganzes Leben ausfüllte; sie fühlte, daß sie ein Recht über ihn bekommen mußte — wie immer, und um jeden Preis. Er war ja preisgegeben der ersten, besten Dorfcokette — und warum sollte er sich nicht fangen, bethören lassen? Durfte er denn hoffen, daß sie, die Gräfin —

O, sie wußte, daß er sie auch liebe — voll, unbewußt, wider Willen — und sie mußten das einander sagen. Sie mußte ihn rufen dürfen, so oft ihr Herz danach verlangte, und sie mußte ihm Vorwürfe machen dürfen, wenn er anderen Frauen zu viel Freundlichkeit zeigte. Sie mußte ein Recht haben, ihn an sich zu fesseln, und er mußte das Recht bekommen, sie zu verlangen —!

O, die ewiglange, schlaflose Nacht. Wenn sie mit offenen Augen dalag, sah sie ihn mit dem Pfarrermädchen durch phantastische Regenarabesken in hundert Wiederholungen über die Wandtapete eilen. Dabei grollte noch manchmal in weiter, weiter Ferne ein Donnerhall über den Bergen, wie sich aus der Brust eines schlummernden Kindes, das im Weinen eingeschlafen ist, noch manchmal ein Schluchzen losringt.

Morgen mußte Alles geschehen! Aber was? Was wollte sie eigentlich? Wußte Sie's denn? Sie wollte ihn!

VIII.

Die Blüthe der Liebelei.

Der nächste Tag war frisch und schön. Es war ein feierlicher Tag. Die Erde dürstete nicht mehr, die Blätter waren sämmtlich staublos und frisch gewaschen, der Himmel hatte schneeweiße kleine Wolken im sonnigen Blau. Wie der Abend niedersank, da glühte die Sonne in verdoppelten Farben, tiefroth, tiefglühend. Er saß neben ihr auf der Terrasse.

Die Abendglocken läuteten in Görnitz drüben. Es war die Stunde, wo sie ihm sagen wollte: Du darfst sagen, daß du mich liebst! Es war die Stunde, wo sie sein liebliches Haupt zwischen ihre Hände nehmen und ihm zuflüstern wollte: Ich bin keine Gräfin für dich — laß dein Herz reden, wie es will.

Er hatte ein Notenheft in der Arbeit, welches er à quatre mains übersetzte. Aber es war so prächtig schön um ihn — das Epheugewinde, der Himmel, das herrliche Weib, daß er wie halberstickt aufathmete.

„Der schöne Abend!" — sagte er.

Sie nickte. Der Himmel war so klar! So klar, so weit, so unendlich in dieser Dämmerung, daß sie an einen weiten, friedlichen, ungetrübten See gemahnt wurde — an ihre eigene Seele, wie sie früher war.

Sie hatte ihre Hände, ihre Arme auf die Lehne seines Stuhles gelegt. Sie wollte ihre Hände auf sein seidenweiches, goldiges Haar legen und sagen: Küssen Sie mich!

Und er wußte, daß sie das sagen wollte, und er neigte sein Haupt in ihre Hände zurück, und seine süßen, sanften Augen verschleierten sich vor dem längstgeahnten Glück, und seine Lippen schmachteten nach ihren Lippen auf. Er war wie ein Kind, das eine scharfe Waffe begehrt, ohne deren Gefährlichkeit zu ahnen.

Sie wußte, wenn sie ihn jetzt küßte mit dem ersten Kusse des Gewährens, wenn sie sich jetzt von ihm küssen ließ mit dem Kusse des Verlangens, daß sie dann einander verfallen waren für eine selige, rückhaltslose Liebeszeit, die aber — ach! — nicht ewig währen konnte. Sie fühlte, wie ihr Herz überströmte in Liebe zu ihm und wie das seinige ihr entgegenschlug in halb unbewußten, stürmischen ersten Gluthen. Sie sah, daß sie einander zu heiß liebten, um sich nur eine Stunde zu lieben. Sie wußte, wenn sie ihre Hände in diese seidenweichen goldenen Locken tauchte, konnte sie für lange, lange nicht wieder von ihm lassen: sie mußte dann seine erste, heiße Liebe, den besten, den heiligsten Theil seines Lebens für sich nehmen, voll und ganz, und — sie selber, was konnte sie ihm dafür geben, einst, wenn die Stunde kam, wo das Leben, die Gesellschaft sie trennten? Und diese Stunde mußte kommen, früh oder spät.

Es war ein seltsamer Moment in ihrem Leben, wie ihre Finger seine goldenen Locken zitternd berührten, wie seine Lippen zu ihr aufschmachteten, und wie die Sonne um sie in ihrer höchsten Gluth so tiefe Schatten warf.

Sie war kein leichtfertiges Wesen und die Güte ihrer Seele ließ es nicht zu, daß sie in dem frischen, schmachtenden Taumel ihres Gefühles nur an sich selber dachte; und so wußte sie, daß er sie liebe mit all der Macht einer ersten Liebe, daß aber ihre Liebe einst ein Ende finden könnte — nicht dem Wesen, wohl aber der Form nach.

Und er that ihr leid.

Sie sah seinen Ausdruck und sie sah seinen Rock. Er war ein armer Lehrer. Wie, wenn sie einst Dinge von ihm fordern würde, die seine Bildung nicht gewähren konnte; den Jargon ihres Standes, das tiefe, bewußte, geistige Treubleiben, das schützende Herabsehen auf sie? Sie ahnte, daß er elend sein würde, sobald sie ihm zu klug erschien, und sie ahnte, daß sie kalt und boshaft werden würde, wenn er sich bei ihr gelangweilt zeigte. Denn nichts ist für sanfte, herzliche Naturmenschen so langweilig als der Esprit.

Er war ihr nicht gleich, nicht gleichgeboren und nicht gleich geworden, er war ein Wesen anderen Schlages, wenn auch ihre beiden Herzen dies im Moment vergessen konnten. Er konnte ihr Gatte nicht werden, schon um seinetwillen nicht —. Sie sah die Stunde, wo sie ihm sagen mußte: Ich gebe dich wieder frei; ich muß dich frei geben, denn nur der Zwang hält uns noch zusammen, und wo er antworten würde: Dann gieb mir auch den Reichthum an Jugend und Liebe zurück, den ich dir zu Füßen gelegt habe, selbstsüchtiges Weib! Was hast du damit gemacht? Du hast ihn benutzt für dich, für dein Glück, für deine Eitelkeit, für deinen Egoismus! Ich habe dir Alles gegeben, weil ich an die Ewigkeit des Glückes glaubte: was wußte denn ich vom Leben, von der Liebe? Du aber wußtest, was du nahmst und auf wie lange. In deinen Armen bin ich zum Dasein erwacht, an deinem Herzen habe ich zu leben und zu lieben angefangen, die Erstlinge, das Beste, das Edelste, das Heiligste meines jungen Lebens, die anbetende, ahnende, vergötternde, himmlischste Liebe, die einzige, weil die höchste im Leben, hast du in mir geweckt, gehegt und für dich genommen! Und jetzt, jetzt verlässest du mich — älter geworden, nüchtern, verarmt im Inneren, und jetzt soll ich mir erst das Glück

fürs ganze Leben suchen — wie und wo?

Diese Stunde mußte kommen — und wenn auch nach Jahren erst, selbst wenn er ihr Gatte war — und um so eher, wenn er ihr Gatte war. Und wurde er es nicht — durfte sie ihn da so lieben? War sie denn ein leichtfertiges, ein gefallenes Weib? Bei Gott, nein! Ihre Seele erhob sich einen Augenblick hindurch wie mit erschreckt geöffneten Augen hoch über das Alltagsleben. Sie fühlte den Ernst und den Werth dieses jungen vertrauenden Lebens und sie kannte genau die Folgen dieser ersten Liebesstunde, wenn sie ihre Hand auf seinen Haaren ruhen und sich von seinen Lippen berühren ließ.

Und ihre Hand erhob sich von seinem Haupte, ihr Mund verlor jählings das Lächeln, und sie ließ den ersten, den einzigen Geliebten ihres Daseins allein auf der Terrasse zurück.

Wie er zu ihr sprechen wollte, sah er sich allein; seine dürstenden Lippen schlossen sich. Es kam wie Scham und Trotz über ihn. Sie zürnte ihm, oder sie hatte mit ihm gespielt! Er konnte den Gedankengang, der ihre Flucht veranlaßte, nicht ahnen; er fühlte nur, daß sie in kokettem Spiel grausam sein Glück zerstört hatte. Dem Trotze folgte der Stolz, der harte, gehässige Stolz, als er sich entfernte. Haßte er sie? Verachtete er sich?

Er ging heim durch den Wald. Dort lehnte er sich an einen Baum und weinte bitterlich, während in den Zweigen oben die Vögel jubelten.

IX.

Verklingende Accorde.

Während der nächsten Tage war die Gräfin unwohl und mußte ihr Zimmer hüten.

Sie schrieb in dieser Zeit an Baron Reiser, der sich jetzt in Baden-Baden befand:

„Lieber Baron.

„Ich vermelde Ihnen, daß ich entschlossen bin, Sie zu heirathen — Ich hoffe, daß Sie wissen, was das heißen soll: d. h., ich will Ihnen eine treue Frau sein. Erwarten Sie nicht zu viel Liebe, ich weiß ja doch, daß Ihr Gefühl auch für mich keine blinde Schwärmerei ist. Sie sehen in mir ein Weib, dem man nachsagt, daß sie schön sei und vortrefflich die Hausfrau eines Palastes zu repräsentiren weiß. Ich sehe in Ihnen einen Mann, der stattlich genug ist, um eine prächtige Folie zu bilden, und der geistvoll ist wie der Teufel. Es giebt Momente, wo ich mich vor Ihnen fürchte. Kommen Sie sobald als möglich. Mir thut das Alleinsein weh. Ich werde die Besitzung hier verkaufen und wir werden eine Reise machen.

„Ich habe nur eine Bedingung: Sie sind Rittmeister bei den Husaren gewesen, und haben früh quittirt. Werden Sie wieder Officier. Ich möchte gern eine Uniform neben mir sehen. Das imponirt mir, und ich möchte eine demüthige Braut sein.

„Mit aufrichtigem und herzlichem Gruße
Ihre Emilie Drossy."

So schnell als möglich war Baron Reiser da, und zwar in Uniform; schöner und eleganter als je, ein echter grand seigneur in Ton und Freigebigkeit. Die Nachbarschlösser erstarrten förmlich. Frowirs baten der Gräfin Emy ihre üble Meinung ab, Frau von Schlechta hatte einen Schlaganfall, die böse Tante machte einen letzten, vergeblichen Versuch, zur Hochzeit geladen zu werden.

Der Baron und die Gräfin gingen mit einander zum Pfarrer und ließen sich einmal für dreimal verkünden — am Sonntage, nach einem Hochamte. Ihre Hochzeit wollten sie ganz still feiern, und früh Morgens.

Es war ein reiner, kalter Herbstmorgen, an dem sie vermählt werden sollten.

Gräfin Emy war sehr blaß, als sie erwachte. Sie hatte die ganze Nacht über vom blonden Lehrer geträumt. Er hatte an ihrer Seite gestanden an dem klippenreichen Ufer eines weiten, trübüberwölkten Meeres. Und er hatte gesagt: Ich muß da hinunter, geh' mit mir! — Und sie hatte gesagt: Ich kann nicht. Geh' allein. Dann hatte er sie geküßt und fiel mit diesem Kusse todt zu Boden vor ihr, mit blutiger Stirn.

Es war ein schauerlicher Traum gewesen. Sie athmete tief auf, als der Morgen so frischklar um das Haus herum leuchtete.

Der Reisewagen, der die Neuvermählten

nach der nächsten Bahnstation bringen sollte, war gepackt. Nur Mania und ein Diener sollten sie begleiten. Das Gut, welches in den ersten Zeitungen der Residenz zum Kaufe ausgeschrieben war, blieb unter der Obhut des alten Verwalters.

Sie kam im grauen Reisekleide in das Frühstückszimmer herab. Baron Reiser erwartete sie schon. Er war ein prachtvoll schöner, stattlicher Mann, und sie war ein schönes, hohes Weib. Es war ein herrliches Paar, wie sie so bei einander in der tiefen Fensternische standen und er sie halb in seinen Armen hielt und leise mit ihr sprach. Nur war sie merkwürdig blaß, wie aus carrarischem Marmor gebildet, und sein Auge glänzte nicht sowohl in Liebe, als in Befriedigung.

„Wir werden einander glücklich zu machen suchen, Emy, nicht wahr?“ — sagte er leise leichthin. „Ich glaube, wir haben Keines ein böses Herz. Wenn ich manchmal mit dem Gelde nonchalant umgehe, so tadele mich — es ist das mein einziger Fehler; aber siehst du, ich mag gern frohe Leute um mich sehen. Ich denke mir, in dieser Welt, die voller Traurigkeit und Elend ist, muß man den Leuten manchmal ein bischen Fröhlichkeit „zahlen“. Man nennt das meinen Leichtsinn. Und dann — ich habe so viel Freude an jeder Schönheit — man nennt dies meine Leichtfertigkeit; du kannst aber überzeugt sein, daß ich niemals liebe.“

„Ich bin davon überzeugt — selbst bei mir,“ sagte sie ernst, ohne Spott. „Und ich, Baron, ich bin manchmal trübe, traurig — ich bin dann eine schlechte Gesellschafterin. Ich denke dann aber an verwehte Träume. Man nennt das meine Launenhaftigkeit. Ertragen wir einander.“

„Thun wir das,“ sagte er, und küßte sie auf die Stirn.

„Mit Gott,“ flüsterte sie dabei.

„Glaubst du an Gott?“ — fragte er.

„Nein — aber man sagt doch so,“ meinte sie leise.

Dann gingen sie in die Kirche — zu Fuß. Dürre Blätter raschelten zu ihren Füßen. Die Luft war rein und kalt. Man hörte die allerweitesten Töne. Die Felder waren stoppelkahl, und Krähen flogen kreischend aus dürren Gebüschen auf.

Sie wurden getraut. Auf der Chororgel oben wurde vor der Ceremonie eine ernste, einfache Weise gespielt. Von wem?

Während der Herr Pfarrer seine althergebrachte Hochzeitspredigt hielt an die Beiden, die vor ihm standen, an die schöne Gräfin mit dem grauen Reisekleide und den Officier mit der goldverschnürten Uniform, da hörte sie nichts von den Worten der genäselten priesterlichen Lehre. Es war ihr, als sei sie nicht in der Kirche. Es war ihr, als sollte sie zu ihm eilen, zu dem jungen, ehrlichen, unschuldigen Manne, den sie liebte, und als müßte sie ihm zujammern: „Was ich that, ich habe es um deinetwillen gethan! Ich wollte nicht glücklich sein, um dich unglücklich zu machen! Ich will keinen Dank, nur hasse mich nicht, nur gedenke meiner, wie ich durch die Wüste des Lebens schreite an der Seite eines ungeliebten Gatten, der mich aber versteht, der meine Sprache spricht! Geliebter, wenn du kämest, um mich zu retten von diesem entsetzlichen Altare, ich hätte nicht mehr die Kraft, dir zu entsagen! O komm!“ Und es war ihr wieder, wie sie die Ringe wechselten, als müßte sie zu ihrem Gatten sagen: „Verarge mir's nicht, daß ich ihm in meinem Herzen ein liebendes, sehnendes Gedenken bewahren muß trotz Ort und Zeit!“

Nach der Trauung verließen sie sofort den Ort. Wie die Berge am Wagenfenster vorübereilten und der weißglänzende Kirchthurm im grellen, glanzlosen, kalten Herbstlichte verschwand, wußte sie, daß sie hier in dem verlassenen Thale ein einsames, unverstandenes Menschenherz zurückließ — seinem Schicksale preisgegeben.

Sie ließ den Schleier über ihr Gesicht herab, und barg das Haupt in den Händen. „Habe ich recht gethan?“ stöhnte sie im Innern. „Ich wollte ihm das Leid ersparen! Er soll seine Liebe fürs ganze Leben einem gleichgeborenen, herzlichen Wesen geben! Er soll schattenlos glücklich sein!“ — Und ihre Gedanken versanken in die stillwogenden uferlosen Gewässer des Gebetes.

„Warum weinst du?“ fragte der schöne Officier an ihrer Seite und umfaßte sie.

„Ich weiß es nicht," sagte sie. „Ich möchte aber eine recht gute Frau werden."

„Bist du nicht die Schönste?"

„Ach ja — das hatte ich vergessen."

* * *

Gräfin Emy und ihr Gatte machten eine Hochzeitsreise nach der Schweiz. Sie machten überall Aufsehen. Noch selten hatte man ein so prächtiges, tadellos schönes, stolzes und liebenswürdiges Paar gesehen.

Der Herbst war herrlich. Gräfin Emy war entzückt über Alles. Sie war eine „dankbare Touristin". In Genf blieben sie eine Woche hindurch. Sie hatte dabei eine Laune, die ganz der Selbsttäuschung entsprach, in welcher sie sich gefiel. Während ihr Gemahl im Club war, ging sie mit Mania in eine Musikalienhandlung und kaufte dort schweizerische Alpenweisen. Die wurden emballirt, und sie dictirte der guten ergebenen Mania daheim folgenden Brief dazu:

„Geehrter Herr!"

„Meine Gebieterin, die Baronin Emilie Reiser, geborene Gräfin Drossy, hat mich vor ihrem Tode, der vorgestern erfolgt ist, beauftragt, Ihnen beifolgende Musikalien zu übersenden, sobald sie gestorben sei, und Ihnen von ihrem Ableben Kunde zu geben mit ihrem besten Segensgruße. Ich entledige mich hiermit dieses Auftrages und zeichne als Ihre ergebenste Dienerin

Mania Schwoiderska.

Genf, den 24. November 18..."

Adresse: „An Herrn Karl Zepel, Lehrer in Görnitz, Nieder-Oesterreich."

* * *

Mania schrieb den Brief und couvertirte das Packet. Dabei fragte sie aber ihre Herrin schüchtern:

„O, Frau Gräfin! Er soll Sie für todt halten?"

„Er kann das ganz gut. Die Besitzung ist ja verkauft. Ich werde nimmer hinkommen. Und nimmer in das Land zurückkehren," sagte Emy, und um ihre Lippen zuckte es wie verhaltenes Weinen, als sie auf das Packet mit ihrer Todesanzeige blickte. „Er wird sich jetzt in ein hübsches Mädchen verlieben, sie heirathen und glücklich sein."

„Aber warum soll er glauben, daß Sie todt sind?" — fragte die treue Mania.

Da fiel ihr Gräfin Emy um den Hals und fing bitterlich zu weinen an. „Damit er manchmal für mich betet!" schluchzte sie.

X.

Nekrolog.

Endlich kam die Zeit auch der Baronin Emy Reiser zu Hülfe. Sie machte mit ihrem charmanten, chevaleresken Gatten weite Reisen, sie amüsirte sich, sie fand wieder Interesse am Leben. Sie war nicht mehr ausgelassen, aber das stand ihrer classischen Schönheit so wohl an. Sie liebte wieder den Lärm, die Zufälligkeiten einer Parforcetour. Ihr Gatte stieg langsam bis zum Obristen, und sie spielte eine ganz hübsche Rolle am Hofe.

Nach vielen, vielen Jahren, als alte Dame machte sie einst mit ihrem gichtkranken Gatten eine Wallfahrt nach Mariazell, weil damals die Frömmigkeit officiell Mode wurde am österreichischen Hofe.

Dabei kamen sie durch Görnitz.

Das Gut gehörte jetzt einem Grafen Wartleben. Sie machten in Görnitz Mittagsstation. Das Herz pochte der weißlockigen stattlichen Dame zum Zerspringen, wie sie in den Ort mit der weißthurmigen Kirche und den niederen, bergüberragten Häusern einfuhren.

Sie war erregt, ruhelos. Ihr greiser hinkender Gatte fragte sie besorgt, was ihr fehle. Aber sie lächelte und sagte: „Nichts! Aber nach Tisch machen wir einen Gang durch den Ort, nicht wahr?"

Und wie sie bei Tische saßen (sie waren im „goldnen Hirsch" eingekehrt), da fragte sie den Wirth nach diesem und jenem aus dem Orte und aus der Nachbarschaft. Auch nach dem Lehrer Herrn Zepel.

„O!" sagte der dicke, behäbige Wirth. „Der? Seit dem waren schon zwei, drei andere Lehrer da. Ich erinnere mich aber noch, daß ich ihn gekannt habe — damals war ich auch noch ein Anfänger hier. Der Herr Lehrer Zepel — ja, ja. Der ist schon seit wenigstens fünfundzwanzig Jahren todt. Er ist recht jung gestorben."

Ueber Wilhelm Heinse's Leben und Schriften.

Zwei Briefe an Heinrich Laube,

den Biographen Heinse's und Herausgeber seiner Werke

Von

Heinrich Pröhle.

Erster Brief.

Berlin, 20. October 1874.

Im Sommer, verehrter Herr, theilte ich Ihnen mit, daß ich in der Gleim'schen Bibliothek zu Halberstadt eine Anzahl von Gedichten Wilhelm Heinse's aufgefunden habe, die in Ihrer Ausgabe von dessen Werken nicht stehen. Zugleich fragte ich bei Ihnen an, ob Sie noch in den Besitz einiger biographischen Nachrichten über Heinse gekommen wären. Ich bat Sie, mir diese doch zu überlassen, da Sie mir durch die überwiegende Beschäftigung mit dem Theater an deren Veröffentlichung gehindert schienen. Sie waren darauf so gütig, mich aufzufordern, bei Ihrem Herrn Verleger einen Nachtrag zu Heinse's Werken herauszugeben. Wie schmeichelhaft mir diese Aufforderung auch war, so würde doch, auch wenn Ihr Herr Verleger damit einverstanden sein sollte, eine eigene Publication über Heinse nicht gleich in meiner Absicht liegen. Biographische Notizen über Heinse (so theilten Sie mir mit) wären nach der Herausgabe Ihrer Biographie von Heinse in dessen Gesammtausgabe nicht mehr in Ihren Besitz gekommen. Zugleich aber höre ich, daß Sie oder einer Ihrer Freunde noch im vergangenen Sommer in Thüringen Nachforschungen über Heinse anstellten. Da meine Nachforschungen über Heinse's Leben nun zufällig doch einen etwas besseren Erfolg gehabt haben, so erlauben Sie, verehrter Herr, daß ich Ihnen selbst in diesem und dem folgenden Briefe mittheile, was ich als Nachtrag zu Heinse's Leben und Briefwechsel aufgefunden habe.

Wie Sie wissen, wurde der Briefwechsel zwischen Joh. Müller, Heinse und Gleim schon früh herausgegeben. Sie selbst erkannten nun sehr richtig, daß die Briefe Heinse's an Gleim und Jacobi (z. B. der herrliche Brief vom St. Gotthard) bei weitem zu dem Besten gehörten, was Heinse geschrieben hatte. Sie druckten also im 8. und 9. Bande von Heinse's Werken die Briefe von diesem allein ohne die Antworten wieder ab. Sie entnahmen Heinse's Briefe jedoch eben nur aus jener gedruckten Correspondenz. Mir liegen die Handschriften dieses ganzen Briefwechsels vor, der, wie alle schon herausgegebenen Halberstädter Briefwechsel besonders aus Rücksichten auf damals noch lebende Personen beim Abdrucke arg verstümmelt wurde. Sie druckten aber nicht bloß diese Briefe verstümmelt wieder ab. Sie schöpften auch Ihre in vieler Hinsicht vortreffliche Biographie Heinse's fast nur aus diesen verstümmelten Briefen.

Zu Ihrer ausgezeichneten Charakteristik von Heinse hätte ich kaum etwas hinzuzufügen. Jedoch hat ein eingehendes Studium Wieland's mich überzeugt, daß Heinse nur im engen Zusammenhange mit Wieland betrachtet werden darf. Bei dieser Gelegenheit erlauben Sie mir zunächst die Bemerkung, daß Heinse sein ganzes Leben hindurch über seinen Lehrmeister Wieland auf das Genaueste unterrichtet war. In Heinse's Briefen finden sich daher viele noch ungedruckte Bemerkungen und Nachrichten über Wieland. Anfangs war dieser für Heinse und Gleim nur „der göttliche". Nach dem Briefe vom 28. Januar 1771 sah Heinse ein Glück darin, Wieland im Negligee zu betrachten und zu belauschen, besonders wenn Wieland mit seinen Töchterchen spielte. Er liebe diese schönen Mädchen aber auch so zärtlich (schrieb Heinse), daß, wenn eine nur ein weinerlich Tönchen seufze, er nicht eher wieder ruhig werde, bis es ihn angelächelt habe. — 1772 schrieb Heinse aus Erlangen an Gleim: „Ohne Zweifel wissen Sie's schon, daß Wieland der Liebling der Herzogin von Weimar ist, und daß sie seinetwegen einen Ball gegeben hat, in welchem alle Personen und Scenen des neuen Amadis sind gespielt worden. Wielanden hat nichts besser gefallen als die vortreffliche Vorstellung seiner Dindonette. Schon jetzt erbaut sie sich an seinem goldenen Spiegel. O nähmen doch unsere Krokodille von kleinen Despoten im teutschen Reiche ein Beispiel an ihr!" — Ebenso heißt es in dem Briefe vom 10.

Juli 1772: „Der Herr Rath Riedel wird nächstens eine Reise nach Italien mit einigen Künstlern machen, vielleicht könnte ich mit ihm reisen, wenn ich nicht zu spät käme. Versprochen hat er Wielanden, den Kaiser an die Spitze der Pränumeranten seines Agathons zu verschaffen. Wieland wird, wie mir unter der Rose der Freundschaft, wie vielleicht auch anderen entdeckt worden, künftige Michaelis von Erfurt nach Weimar ziehen. Er erhält eine Pension von tausend Thalern, seine Gemahlin dreihundert Thaler so lange sie lebt. Er wird mit dem jungen Prinzen reisen." — In Heinse's Briefe an Gleim vom 7. August 1772 heißt es: „Wieland, der göttliche Mann, ist höchst selten in Erfurt anzutreffen, sonst reiste ich selbst zu ihm und bäte ihn, für seinen Heinse ein wenig zu sorgen. Die Herzogin von Weimar hat eigenhändig den Kurfürsten um seine Dimission gebeten. Der göttliche Uz sagte wie sein Gleim: ich möchte kein Hofmann werden und sollt' es an dem Hofe des weisen Salomon sein. Der göttliche Mann muß seine geheimen Ursachen haben, daß er hier nicht in die Fußtapfen seines Vorgängers, des heiligen Sokrates, treten will. Schon längst wurde es Riedeln angeboten, mit dem Prinzen auf Reisen zu gehen, aber er schlug es ab, vermuthlich waren die Bedingungen nicht so vortheilhaft, als sie es bei Wielanden sind." — In dem Briefe aus Düsseldorf, den 17. Mai 1774, heißt es: „Wieland hat Goethen als ein wahrer großer Mann geantwortet in dem ersten Stücke des Merkurs, wie mir Fritz (Jacobi) gesagt hat. Ich selbst habe die Antwort noch nicht gelesen. Goethe wird bald eine Oper und einen Roman herausgeben." Später heißt es in demselben Briefe: „Von Herdern hab' ich hier ein Singspiel — Brutus — gelesen, welches das unsinnigste Ding ist, was mir noch je vor die Augen gekommen. Es ist kein Menschenverstand herauszudenken. Goethe hat ein Drama gegen ihn geschrieben, welches desto besser ist, und besser ist, als seine Götter, Helden und Wieland, von dem ich mehr erwartete, eh' ich es gelesen hatte, ob es gleich immer auch in seiner Art ein Meisterstück ist."

Sehr naiv wird Ihnen folgende Stelle in Heinse's Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1744 vorkommen, wenn Sie dieselbe mit Aufmerksamkeit lesen: „Wieland ist mit den Anmerkungen zu seiner Aurora, worinnen er und Ovid und La Fontaine und mein göttlicher Ariosto verglichen sind, so zufrieden, daß er seine Freude darüber nicht genug bezeugen kann. Er will nun für jeden Bogen in seinem Merkur drei Pistolen geben; wenn ich nur so geschwind und gut wie der Engel Tobi schreiben könnte!"

Es waren zunächst landschaftliche und Privatbeziehungen zu dem berühmten Dalberg, dem Freunde Herder's, Schiller's und auch Napoleon's, welche sowohl Heinse als Wieland in die kurmainzischen Dienste zu Erfurt, Mainz und Aschaffenburg führten. Ohne Zweifel war Wieland aber gerade durch die moralischen Schwächen seiner Romane den Höfen seiner Zeit besonders werth. Auch die Frivolität der Schriften von Heinse verhinderte nicht, daß sich selbst an ihm in den bedenklichsten Zeiten das Sprichwort der frommen und spießbürgerlichen Alten bewährte: unter'm Krummstab ist gut wohnen. Aus dem Privatleben ist weder über Wieland noch über Heinse etwas Nachtheiliges bekannt. Doch ist man, wenigstens für Heinse, nicht im Stande, bei dem Dunkel, welches selbst noch über seiner späteren Existenz schwebt, hierauf viel Gewicht zu legen.

Wieland kann nur noch ein literarhistorisches Interesse für sich in Anspruch nehmen. Sein geistesverwandter Schüler Heinse hat sich, wenigstens in seiner späteren Periode, eine gewissermaßen noch jetzt anerkennenswerthe Classicität erworben. Wie Wieland, so sucht auch Heinse den Ertrag seiner Schul- und Universitätsbildung in Romanen zu bewältigen. Wieland beschäftigen in seinen Dichtungen immer erst die allgemeinen Elemente der beginnenden und wachsenden Cultur und Aufklärung. Den Inhalt der Dichtungen von Heinse aber bilden bereits die künstlerischen Interessen und deren rein menschliche Bedingungen. Wieland ist manierirt, Heinse forcirt. Dieser erscheint mitunter als Autodidakt und steht doch im Vergleich mit Wieland zuweilen als das glücklicher geschulte Genie da. Heinse ergreift nur wenige wahre und unzweifelhafte Bildungsstoffe und Schulmaterien.

Er verarbeitet sie allerdings eben so wenig als Wieland für die Schulen, wie sehr auch bekanntlich sein Roman Hildegard in die Compendienform übergeht. Natur und Kunst ist Heinse's Devise. Daher thut er Vieles, was Wieland zum großen Nachtheil seiner Schriften unterläßt. Er giebt Naturschilderungen, beobachtet das Leben bis ins Kleine, geht oft auf Reisen und dringt zu einer viel wichtigeren Vorstellung von der classischen Welt durch als der wegen seiner horazischen Arbeiten noch heute von den Philologen mit Recht bewunderte Wieland. Denn wie sehr auch Heinse hierin, ähnlich unserem Winckelmann, durch ungünstige Verhältnisse gehindert wird: seine heiße Sinnlichkeit treibt ihn immer weiter in den Gedankenkreis der Kunst und Antike hinein. Und wie viel auch im Vergleich mit Goethe an Heinse auszusetzen bleibt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß in den anstößigen Stellen bei Heinse, wenn man von seinen Jugendgedichten absieht, die Schönheit seltener verletzt ist als bei ähnlichen Gelegenheiten durch Wieland.

Heinse begann seine Laufbahn recht charakteristisch als einer jener Thüringer, von denen jeder ein geborener Musikant ist. Der Naturbursche aus Thüringen, der durch die Virtuosität, mit welcher er sein eines Instrument spielt, Entzücken erregt, ist er bis auf den heutigen Tag auch in der deutschen Literatur geblieben. Wieland ist das größere Talent. Er nähert sich Goethe durch Universalität. Heinse versucht glücklicher mit ihm auf einem beschränkten Gebiete der Prosa zu wetteifern.

Niemals aber macht Wieland mehr den Eindruck des Modernen, wie es sich etwa durch Goethe's Darstellungsweise in der Literatur festgestellt hat. Erlauben Sie mir, ein Beispiel anzuführen. Wieland wurde selbst Landwirth und Gutsbesitzer. Aber nach dieser Zeit leiert er in seinem Roman „Aristipp" noch die alten Anekdötchen aus der Geschichte der Philosophie ab. Nirgends schildert er das damalige Landleben, wie Goethe schon im Werther gethan hatte. Heinse läßt es an dergleichen nicht fehlen. Er ahmt gelegentlich geradezu eine Stelle aus dem Werther nach, über welchen Gleim in einem Briefe ohne Datum an ihn geschrieben hatte: „Die Leiden des jungen Werther sind vortrefflich, bester Sohn! Die tiefste Weisheit, kurz und herrlich! In einem Athem hab ich sie gelesen, das seit langer Zeit bei keinem Buche als neulich auch bei deiner Laidion geschehen ist. Vortrefflich, bester Sohn! Die tiefste Weisheit, kurz und herrlich! Kommt Alles aus dem Herzen und aus dem Geist, wie es drinnen war, so soll's allenthalben sein, mein lieber Sohn, in diesen nächsten Tagen will mir ein Fest machen, und in diesen Leiden denken(!). Der junge Werther, glaub' ich, ist der junge Jerusalem, und Genius Goethe ging dem Zauber der Geschichte nach — was meint mein lieber Sohn, wann's ihm gefallen hätte, seinen Held aus der Luft zu greifen, soll's wohl nicht ein noch größerer geworden sein, als der junge Werther gewesen ist? Um eines Mädels willen sich todt zu schießen, lieber Sohn, bist jung, thue's nicht, und wär's ein Mädel, Lotten gleich und hundert drüber. Es ist doch, glaub' ich, ein größerer Held, wer in seinen Leiden aushält, wie du, mein lieber Sohn, schon manche schöne Probe gegeben hast." Später heißt es: „Grüße ihn, Goethen, deinen guten Freund, und sag' ihm, daß aufs Jahr ich ihn besuchen würde, denn ich müßt in diesem Leben ihn noch kennen lernen, damit er in jenem mir nicht unbekannt wäre. Wegen seines jungen Werthers hat er ein Decret bekommen, in dem Musentempel aufgenommen zu werden, neben dir soll er seine Stelle bekommen, kannst du sein Bild mir schaffen? Aber ohne daß er was davon erfährt! Du könntest deinem alten Vater eine große Freude machen, wenn Du's verschafftest, aber gut gemalt und gut getroffen."

Manche Züge in Heinse's Charakter und manche Stellen in seinen Briefen erinnern wohl auch an Seume, der mit demselben Paar Stiefel nach Syrakus hin- und herwandert. Vor Allem aber werden Sie mir wohl zugestehen, daß Heinse's Schilderung von Halberstadt der späteren Schilderung Ihres Freundes Heinrich Heine von Göttingen, ohne daß Heine sie gekannt haben wird, schon ganz ähnlich ist. Nach seiner Flucht aus Halberstadt nämlich schrieb Heinse an Gleim, es wohne dort die Grazie von Massow, in deren Busen das Schöne aus der großen Welt und der arakdischen gesammelt sei. Dann

wohne dort Meister Clamer Schmidt, mit dessen Geist sich Heinse's Seele so lieblich zerstreuen könne, wie ein überfließender Bach mit einer Frühlingswiese voller Blumen. Dann komme bisweilen dahin ein Prinz,* der ganz aus der Art der Königssöhne zu schlagen scheine und vielleicht der größte sein werde, wenn Vater Friedrich unter den Göttern sitze und den Nektar der Unsterblichkeit trinke. Und dann machten bisweilen der sich immer besinnende Müller,** und der sich bewundernde Scharnbeck, oder wie er sonst heißen möge, und Sachse und die Jungfer Klöfern und noch viele Andere den Ohren eine beinahe italienische Musik, und nähmen es einem gar nicht übel, wenn man sage, das Herz empfände nicht viel dabei. Und dann könne man wie ein Weltbürger, ungekränkt in allen Rechten der Menschheit darinnen herumwandeln und glauben, was man Lust zu glauben habe. „Und dann (fährt eben Heinse bereits echt Heinisch fort) sind die Gymnasiasten der Kammer und Regierung eine sehr gute Art von Menschen, die zwar eben nicht viel wissen, aber doch auch nicht dumm sind, und Aristotelesse gegen die Schüler anderer Kammern und Regierungen machen können, mit denen kann man immer einen angenehmen Umgang haben, wenn einem just ein besserer fehlt. Die Seele muß sich mit ihnen amüsiren, wie ein kluger Knabe mit einem klugen Pudel; sie darf sich nicht beißen lassen. An den Officieren ist zwar gar nicht viel; aber sie sehen doch immer gut und schön in der Ferne aus; und der Herr von Hagen ist ein Kopf, aus dem nicht selten Funken springen. Auf dem Domkeller ist vortrefflicher alter Rhein- und Frankenwein und auch Burgunder zu haben; er ist zwar etwas theurer als an anderen Orten, aber das giebt ihm eben noch einen besseren Geschmack." — Doch Sie werden mit Recht sagen, daß Heinse's Zusammenhang mit dem jungen Deutschland (verzeihen Sie den Ausdruck!) von mir nicht erst nachgewiesen zu werden brauche, weil er schon aus Ihren Studien über Heinse von selbst anschaulich sei. Geschwind also! gehen wir zu den versprochenen Nachrichten für Heinse's Biographie, gehen wir fürs Erste zu seiner Familie über! Aber da fällt mir nun gar noch zur Unzeit ein Verwandter oder doch wenigstens ein Namensvetter unseres Dichters aus Thüringen ein, den ich selbst noch gekannt habe. Seine Geschichte und die seines Sohnes ist drollig, fast zu drollig. Hören Sie nur!

Ums Jahr 1848 lebte ich in meiner Heimath lange auf dem Lande und machte fast täglich einen Spaziergang nach der Stadt Oschersleben. In Oschersleben aber fiel auf der Straße jedem Fremden ein kleiner dicker Mann in blauer Uniform mit Stehkragen und blanken Knöpfen auf. Es war der freundliche und allgemein beliebte Schließer vom Gericht. Er hörte auf den Namen „Heintze", schlechtweg ohne „Herr". Wo dieser Name aus einem Fenster gerufen wurde, da blieb er stehen oder eilte herbei, um das Neueste vom Rathhause und aus der Stadt zu berichten. Weil der Richter und der Bürgermeister seine Neugier kannten, so wurde er oft bei den wichtigsten Verhandlungen auf dem Rathhause oder vor Gericht zum Sitzen eingeladen. Noch ein besonderes Ansehen gab ihm sein Sohn, der auf dem Landrathsamte Schreiber und die rechte Hand des Landraths war. Der Sohn aber verdarb ihm auch seine letzten Lebenstage. Als nämlich einst gegen 6000 Thaler Gelder für Hagelschaden in der Kreiscasse lagen, ging er mit diesem Gelde nach Amerika. Auf dem Landrathsamte selbst hatte er sich noch einen herrlichen Paß auf einen ganz anderen Namen ausgestellt. Er passirte daher auch frei bei der Landung in Amerika. Jedoch, der Wache thuende Polizeibeamte hatte seinen Steckbrief in Händen und versuchsweise rief er, als Heintze schon durch war, hinter ihm her, ganz wie sein Vater so oft ohne Complimente in Oschersleben gerufen wurde: „Heintze!" Sogleich blieb der junge Heintze stehen und drehte sich um. Man brachte ihn nun allerdings zum Geständnisse. Amerika lieferte jedoch Verbrecher damals noch nicht aus. Heintze konnte gehen, wohin er wollte. Man fand angeblich nur noch 800 Thaler bei ihm. Diese wurden nach Deutschland geschickt. Die übrigen 5200 Thaler mußten die Bauern des Kreises Oschersleben, der allerdings nicht gerade zu den ärmsten der Provinz Sachsen gehört, noch einmal aufbringen.

* Heinrich? ** Wohl der Domorganist.

Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, ob der alte Schließer Heintze oder ob sein Vater in Thüringen geboren wurde. Einer von beiden war es gewiß. Sein liebster Umgang war ein alter musikliebender Cantor, der in Thüringen geboren war. Er sagte oft in dessen Familie: „Jenseits der blauen Berge wohnen bessere Menschen als in der Ebene.“ Dieser machte er freilich durch seinen eigenen Sohn die größte Schande. Und ob sein Vater ein ganz unbescholtener Mann gewesen war? Derselbe konnte möglicherweise jener Bruder Wilhelm Heinse's sein, mit Rücksicht auf welchen dieser den 27. Februar 1778 an Gleim schrieb, der große Friedrich und sein Nachfolger gehe ihn näher an als Gleim wisse. Einen Theil ihrer Gewalt mache mit aus Heinse's einziger Bruder, ein junges Blut von zwanzig Jahren, von seltener Leibesstärke und Größe. Er habe in Schwaben, „von der Luft angesteckt und unter Schöpfen“, einen dummen Streich gemacht, und um sich so geschwind als möglich aus dem Handel zu ziehen, den Entschluß gefaßt, dem Kalbsfelle zu folgen. Er habe zu Augsburg bei einem Kaufmanne (man darf dabei wohl nicht an Wieland's Schwiegervater denken) in der Lehre gestanden. Seine Capitulation laute folgendermaßen:

„Nachdem Vorzeiger dieses Johann Heinse, aus Thüringen gebürtig, unter Sr. königlichen Majestät in Preußen auf drei Jahre Dienste genommen, gegen baares Handgeld sich freiwillig engagirt; als wird demselben hiermit und kraft dieses versprochen, daß wenn vorgemeldeter Johann Heinse seine drei Jahre treu und ehrlich ausgedient hat, und nicht ferner Lust bezeigen sollte, unter Sr. königlichen Majestät in Kriegesdiensten zu bleiben, ihm der Abschied ohne den geringsten Aufenthalt wird gegeben werden. Zur mehreren Sicherheit habe diese Capitulation eigenhändig unterschrieben. So geschehen Augsburg, den 19. September 1773.

Von Quooß.

Sr. königlichen Majestät in Preußen bei dem Regiment von Alt Schlotterheim bestellter Premier Lieutenant.“

Wilhelm Heinse setzt hinzu, er habe dies erst lange nachher erfahren und bis jetzt (zwei Jahre nach Ablauf der Capitulation) keine Nachricht von seinem Bruder erhalten können. Er fragt an, ob denn Gleim ihm desfalls keinen Trost ertheilen könne. Dieser aber vermochte in solchen kleinen Militärsachen allerdings etwas. Es wäre nicht undenkbar, daß er den Bruder seines Lieblings frei gemacht und ins Halberstädtische gezogen hätte, wozu auch Oschersleben gehört. Dagegen spricht, daß die nächsten Verwandten des Dichters sich nach dessen Schuljahren sämmtlich schon um des Wohllautes willen Heinse genannt zu haben scheinen, während der alte Schließer und sein Sohn sich noch schlechtweg Heintze nannten.

Denn daß Heinse wirklich Heintze hieß, sagt uns das Kirchenbuch zu Langewiesen. Darin heißt es: „Am 16. Februar 1746 ist Johann Jakob Wilhelm Heintze, Sohn des Consulis, Polygraphi und Organasti N. Heintze geboren.“ Also, wie Sie schon wissen: Bürgermeister, Stadtschreiber und Organist war der alte Heintze. Der junge Heintze machte sich in seinen Briefen aber wirklich um drei Jahre jünger als er war. Der allgemeine Anzeiger der Deutschen, in welchem Sie dies berichtigt fanden, muß Ihnen wenigstens noch das Datum falsch angegeben haben. Nach dem Obigen ist daher eben so wohl Ihre geistvolle und ausführliche Biographie Heinse's als auch jede kleine Notiz über ihn in Lexicis und Compendien zu berichtigen.

Heinse studirte, wie Sie wissen, in Jena und Erfurt. Von hier aus übersandte er durch Wieland den ausführlichen Brief vom 18. November 1770, der Ihnen die vorzüglichsten Aufschlüsse über Heinse's Jugend gab. Gleim empfing diesen Brief nach der Rückkehr von einer Berliner Reise. Johann Georg Jacobi, damals bereits Canonicus und Gleim's Schützling in Halberstadt, hatte ihn auf derselben begleitet und war dadurch mit Mendelssohn, Ramler, Sulzer und der Karschin bekannt geworden. Aber auch auf die neue Bekanntschaft mit Heinse ging Gleim lebhaft ein. Bald sollte die Freundschaft mit ihm diejenige mit J. G. Jacobi in den Schatten stellen. Rücksichtsvoll genug bemerkte Heinse, als er sich für Gleim's erste Geldsendung bedankte: „Empfehlen Sie mich dem Herrn Jacobi;

machen Sie nur immer ein wenig mehr bei ihm aus mir, als ich bin. Sie wissen alle meine Mängel und Gebrechen, denn meine schwache Seite kann ich wegen meiner angeborenen Aufrichtigkeit gar nicht verbergen! Sagen Sie ihm nur, wenn die Forderung Ihnen nicht so unartig scheint, es könnte noch etwas aus mir werden! Wenn Ihnen auch gleich Ihr Gewissen zurufen sollte: Sie sagten die Unwahrheit! Sie als ein würdiger Canonicus werden doch ein kleines Sündchen wieder verbeten können? Ich möchte gar zu gern, daß Er mir auch ein wenig gut wäre."

Im Sommer 1771 wollte Heinse mit Gleim's Hülfe sich von Erfurt losmachen. Er schrieb an Gleim, daß er in Erfurt vierzig Thaler Schulden habe, ohne die Wieland'schen. Er unterstehe sich, ihn als einen Alcibiades der gelehrten Republik zu bitten, ihm diese vorzuschießen. Er könne nur seine Ehrlichkeit zum Pfande setzen. Aber bei dieser verspreche er, nicht allein diese vierzig Thaler, sondern auch das, was er ihm schon früher vorgeschossen habe, wieder zu bezahlen, sobald er könne. Er hoffe aus guten Gründen, dies werde bald möglich sein. Und schon am 10. September 1771 fügte er hinzu, daß er durch Wieland's Vermittelung eine Hofmeisterstelle bei einem elfjährigen Knaben erhalten solle. Binnen vierzehn Tagen oder drei Wochen werde er abreisen. Dann wolle er sich auch noch ein Kleidchen machen lassen, sich ausschmücken wie ein Bräutigam, seinen Degen um sich gürten, sich auf die Post setzen und aus Erfurt fahren lassen, mit den letzten Blicke, den er zurückwerfe, Wielanden mit Gleim und Jacobi in die Gärten einer Aspasia oder Danae wünschen. Den alten Sokrates Wieland wolle er vorher höflich bitten, mit den sechs Louisd'or, die er ihm schuldig sei, noch ein wenig zu warten und ihm das Gleim'sche „Capital" für Bezahlung seiner Schulden zu überlassen.

Daran schließt sich dann der nachfolgende Brief, welcher aus Rücksichten auf Wieland in den Publicationen der Halberstädter ganz unterdrückt ist, während er nicht allein einen bemerkenswerthen Charakterzug von Wieland, sondern auch eine dem innersten Wesen Wieland's abgelauschte Charakteristik desselben enthält: „Erfurt am 23. September 1771. Schon wieder, göttlicher Gleim, muß ich Ihnen schreiben, und zwar, wie ich immer das Unglück gehabt habe, eine schlimme Neuigkeit. Ja wohl war es nur ein Traum, daß ich nach Düsseldorf kommen sollte! Schrecklich hat mich Wieland aus diesem entzückenden Traum geweckt! Der Vater des liebenswürdigen Jacobi will einen christlichen Theologen zum Hofmeister seines Sohnes haben und ein solcher bin ich leider nicht und kann es auch nicht werden, und folglich hat auch die ganze Freude, haben alle die entzückenden Aussichten in die Tage der Zukunft ihr Ende erreicht. Der Mensch ist gewiß nicht seines Glückes Schmied! Glück und Unglück hängen zu oft von einem Zusammenflusse verschiedener Umstände ab, in welche man sich finden muß und die man unmöglich verändern kann, und wenn auch unser ganzes Herz eine Masse von Liebe und der ganze Kopf voll bon sens wäre. Ich bin nun gezwungen, mit dem Hauptmann von Liebenstein zu reisen; und auch hier findet sich wieder ein unvermuthetes Hinderniß, das, so klein es auch zu sein scheint, doch meinen ganzen Muth, der mich bisher noch immer durch das Labyrinth der Trübsale geführt hat, zu Boden schlagen will. Bis in die Augen werd' ich roth, da ich Ihnen es herschreiben will, und der bitterste Verdruß über mein Schicksal preßt mir Thränen aus. Unmöglich werd' ich Ihnen dies Hinderniß sagen können, wenn Sie mir nicht mit einer wahrhaft göttlichen Gutherzigkeit geschrieben hätten: Machen Sie mich nur dreist zum Vertrauten Ihrer Umstände! Ich war dem Vater der Musarion, wie ich Ihnen schon geschrieben habe, sechs Louisd'or schuldig. Sie hatten die väterliche Gütigkeit gegen mich und übersendeten mir zehn Louisd'or, folglich bekam ich noch vier davon nach Abzug. Es ist mir unmöglich, von Erfurt abzureisen, ohne wenigstens noch vier bis fünf Louisd'or zu diesen vieren, mit welchen ich schon meine größte Schuld bezahlt habe, zu haben, um mich theils zur Reise vorzubereiten und theils die Reise selbst zu machen. Ich bitte also den Vater der Grazien (Wieland), mir noch diese vorzuschießen; allein, o göttlicher Gleim, warum sind die Güter dieser Erde so ungleich nach Verdiensten ausgetheilt? Die Erde kann unmöglich

die beste unter allen wirklichen Planeten sein! allein der Vater des Agathon und der Danae antwortete, daß er fast wenig vorräthig habe und da er jetzt ein Haus kaufen wolle, ihm dieses selbst jetzt unentbehrlich sei. Thun Sie das, mein lieber Heinse, sagte er ferner — doch was soll ich das ganze Gespräch Ihnen aufschreiben? Diesen ganzen Tag haben mir die Ohren davon geklungen! Sie sind der einzige Mann auf dieser ganzen Erde, wo ich mich unterstehen darf, um Vorschuß dieses Geldes zu bitten, ohne daß ich befürchten dürfte, für unverschämt gehalten zu werden. Ich will Ihnen die Versicherungen der Wiedererstattung und Dankbarkeit nicht wieder machen, die ich Ihnen schon fast in allen meinen Briefen gemacht habe; Wiederholungen dieser Art beugen mich bis zur Erde. Der Herr von Liebenstein hat mir vor Kurzem geschrieben, daß einige Grafen aus Dänemark meinetwegen ihm ansehnliche Vorschläge gethan hätten — ich kann bis jetzt nichts mehr thun, als mein Schicksal standhaft erwarten. Binnen acht Tagen müßt' ich von hier abreisen, wenn ich den Herrn von Liebenstein noch antreffen wollte. Wollen Sie sich noch meiner so sehr erbarmen, daß ich Erfurt mit Ihrer Hülfe verlassen kann, so muß ich Sie noch zugleich bitten, daß Sie die Adresse Ihres Briefes an Andreä — auf dem Wenigen Markte — machen und nicht an mich, denn er dürfte sonst Gefährlichkeiten unterworfen sein, eh' ich ihn erhielte. Dieser war der beste Freund, den ich in Erfurt hatte. Er ist ein junger Mann von Genie, studirt die Geschichte wie Hume und Robertson nach der Vorschrift des Lucian und die Philosophie nach Anleitung des Bayle. Dieser wird ihn richtig an mich bestellen, er weiß allezeit, wo ich bin. Noch etwas von unserem Wieland! Wundern Sie sich nicht so sehr über des letzteren Brief, den er wegen des Herrn Michaelis an Sie geschrieben hat! Er hat mir im Vertrauen etwas davon gesagt und zugleich etwas von Reue darüber gestanden. Ich habe schon manchen Sturm dergleichen Sachen wegen und Vieles unschuldiger als Herr Michaelis von ihm ausstehen müssen. Die Ideen vom geprüften Abraham, den Briefen der Verstorbenen und der Hymnus auf die Erlösung liegen noch immer natürlicherweise zu Grunde in dem Kopfe des göttlichen Mannes; dann kommen die Palmblüthen, dann die agathonische Psyche, dann Musarion, dann der Amadis, dann Agathon und Danae, dann das System des Hippias, und dann des Diogenes — die Grazien sind in seinem Herzen und der Amor von Coypel vor seinen Augen. Nach der Lehre meiner Aspasia von dem Gedanken läßt sich Alles erklären, entschuldigen und verzeihen. Seit drei Jahren hab' ich den vortrefflichen Mann ganz heimlich kennen zu lernen gesucht. Er bewundert den Apostel Voltaire, aber er würde sogar in Erfurt nie vertraulich mit ihm umgehen. — Blut und alle Lebenszeichen haben einen so heftigen Lauf in mir, daß ich Ihnen unmöglich jetzt was Besseres schreiben kann. Verzeihen Sie Alles bei den Grazien Ihrem auf ewig ergebensten Diener Heinse."

Wer war Coypel, den Wieland, wenn er durch seine schlüpfrigen Bücher mit widerstrebendem Gewissen Häuser und Rittergüter zusammen zu schriftstellern suchte, nach diesem interessanten Briefe Heinse's vor Augen gehabt haben soll? Ich habe mich darüber zu belehren gesucht. Charles Antoine Coypel war geboren 1694 zu Paris und gestorben 1752. Er stach eine große Menge von Blättern eigener Erfindungen, z. B. Ballettänzerinnen und dergl. Auch malte er in der Manier seines Vaters, Antoine Coypel (1661 bis 1729). Und welches war denn die Manier Coypel's des Vaters? Um es kurz zu sagen, sie soll nicht allein den Grund gelegt haben zu den Ausartungen des Sohnes, sondern auch zu denen der ganzen Pariser Malerschule — aber lassen wir die zwei Franzosen! und zurück zu Wieland, Heinse und Gleim!

Vater Gleim schickte am 26. September 1771 die noch nöthigen fünf Louisd'or an Heinse ab. Und weil er eben Tuch zu einem Reisekleide liegen hatte, so wagte er's, seinem lieben Herrn Heinse nebst der eben noch für ihn fertig gewordenen Wäsche dies anzubieten. Zum Reisekleide, meint er, möge es gut genug sein. Uebrigens habe er die früheren zehn Louisd'or für Heinse nicht darum an Wieland geschickt, damit dieser sich davon bezahlt machen solle. Die sechs Louisd'or, die Wieland von Heinse's Gelde genommen habe, müsse er ihm

zurückgeben und warten, bis Heinse selbst im Stande sein werde, ihm dieselben zu vergüten. Wenn Heinse ihm sage, wie nöthig sie ihm jetzt noch seien, so werde Wieland sie ihm ohne Zweifel sogleich zurückgeben. Allein darin irrte er sehr. Heinse berichtete aus Frankfurt am Main den 14. October 1771: „Wieland war so liebreich gegen mich, mir zwei Louisd'or zur Reise zu geben; was ich noch nöthig hatte, verschaffte mir mein Freund Andreä; der göttliche Wieland würde mir Alles gegeben haben, aber er konnte nicht! Sie und ich müssen's ihm glauben! Zähren hat er bei meinem Abschiede geweint — Beweis genug, daß er es nicht konnte. Fußfällig bitte ich Sie, lassen Sie diese Zeilen kein anderes Auge lesen! Ich selbst wage es nicht, sie selbst zu lesen und zu denken." (In Weimar wurde Wieland bald — Herder's Gläubiger, ich meine im geschäftlichen Sinne.)

So war Heinse für den knauserigen Wieland doch im Grunde verloren, für den er bereits ein wenig gehandlangert hatte, und der ihn erst bald darauf beim Mercur so gut hätte gebrauchen können. Heinse, der zwar ein gewisses Ziel vor Augen hatte, aber nicht den Trieb nach Besitz von äußeren Gütern und einem eigenen behaglichen Hausstande in sich fühlte, hatte sich gewissermaßen schon damals von einem literarischen Speculanten entführen lassen. Dieser war ein früherer Barbier aus Halle. Er hatte sich „beim Salomo" (Sie wissen, daß man Friedrich den Großen so nannte) bis zu dessen Generaladjutanten emporgeschwungen. Ja, Quintus Icilius, der Liebling des Salomo, hatte sogar eine Zeit lang unter ihm gestanden. Er erhielt ihn selbst mit den Hofkreisen in Connex. Als preußischer Officier hatte sich der Barbier von Günther genannt. Jetzt nannte er sich von Liebenstein und war Generalreiseinspector der dänischen Zahlenlotterie. Auch ein Herr von Schmettau befand sich bei ihm. Sie wollten Heinse's gewandte Feder auf die verschiedenste Weise ausnutzen. Ja, Heinse meinte, bei diesen Tellheim's (wenn es erlaubt ist, an Lessing's Ideal von einem ausgedienten Officier des alten Fritz in diesem Zusammenhange nur zu denken) in solchen gefährlichen Umständen gelebt zu haben, daß alle seine Gedanken in Unordnung gerathen seien. In dem Briefe vom 14. October 1771 heißt es noch: „Schmettau schreibt einen Bogen nach dem anderen voll von halben Gedanken wider Jesum den Gekreuzigten. Unmöglich kann ich mich so weit erniedrigen! ich hasse die Schwärmerei und kann mich nicht zwingen, Leuten, die ohne zu wissen, warum? Religionshasser sind, auch nur ein freundliches Gesicht zu machen. Es ist mir nichts weniger als angenehm, daß ich auf diese Art reisen muß, aber bei allen Göttern! ich konnte in keine besseren Umstände kommen. Sie geben sich viele Mühe, mich an sich zu fesseln, aber ich halte mich, so klein ich auch mich halte, noch zu gut für sie. Unterdessen muß ich mich nach dem Ohngefähr bequemen. Wieland hat mir gerathen, diesen Winter ein Trauerspiel zu machen und es nach Wien zur Aufführung zu übersenden. Ich glaube, glücklich hierinnen zu sein, denn so viel ich weiß, ist Sara Sampson und Romeo und Julie das beste, was wir haben. Gern möchte ich einige Zeit in Wien leben. Es sind zween Grafen daselbst, welche insbesondere Bewunderer von Wieland sind. Der Göttliche hat mir versprochen, mich ihnen so sehr zu empfehlen, als er könnte, wenn sie einen Secretär brauchten und ich einer bei ihnen werden wollte. Wollen Sie mich nicht auch empfehlen?"

Am 29. Januar 1772 schrieb Heinse aus Erlangen, der Kammerjunker Baron von Müngersheim am Hofe zu Karlsruhe habe sich sehr viel Mühe gegeben, ihn von Liebenstein loszumachen, der „Hauptmann" aber habe gefleht und gebeten, er möchte Heinse doch nur ein Jahr bei ihm lassen. Und ebendaher am 18. Februar 1772:

„Den an Geist und Leibe Wieland'schen Jacobi, zu welchem Wieland mit der Hand an die Brust sagte: c'est moi! habe ich nur durch ein glückliches Ohngefähr zwei Stunden lang in Köln bei Tische sehen und sprechen und mich ihm empfehlen können. Die Musarion La Roche hab' ich nur auf dem Bette durch ein Fensterchen gesehen, aber nicht die Seligkeit genossen, sie zu sprechen, weil sie eben krank war, um einem gewissen Menschenhasser Schwarz, der bei ihren Grazien und Liebesgöttern Quintilian ist, zu zeigen, daß sie auch zum menschlichen Ge-

schlechte gehöre. Aber ihre schönen Kinder hab' ich gesehen und gesprochen und

Dem reizenden Sohn
Der himmlischen Musarion

ein Küßchen gegeben, das danach, wie der junge Plato bei seinem Agathon sang:

Aus ihrer weisen Höhle
Fuhr auf die Lippen meiner Seele
Und wollte flattern davon!
Und wollt' in den schönen Sohn
Der Grazie Musarion —
Warum, o Seele, fuhrst du nicht in den Adon?

Der Menschenhasser Schwarz, der ehemals an seinem Geburtstage sagte:

Nun ward ich dreißig Jahr.
Wie oft hab' ich schon hungern müssen
Bei aller meiner Freunde Küssen!
Wie wohl war mir's, da ich nicht war!

hat mir als seinem Collegen von dem Orden des Jean Jacques versprochen, daß er mir seine Hofmeisterstelle abtreten wolle, wenn der nunmehr fünfzehnjährige schöne la Roche auf die Akademie gehen würde, welches binnen einem Jahre geschehen solle, und ferner, daß mich sein Phanias und seine Musarion dazu berufen würden."

Was soll ich jetzt aber anfangen, Vater Gleim? fragt Heinse nun. Zu Ostern könnte er mit seinem Hauptmann nach Dänemark reisen. Aber er fragt weiter, was er in diesem Orkus anfangen solle, wo Heulen und Zähneklappen sein solle, wo Scythen und geistlose Knaben, statt des immer gähnenden Königs regierten, und sich einander und anderen ehrlichen Leuten, die ihnen unter die Hände kämen, die Hälse brächen. Das Beste werde sein, er reise nach Berlin, um Hofmeister, Bibliothekar oder Secretär zu werden. Er könnte sich dabei der Vermittelung des Quintus Icilius bedienen. Zwar sei er ihm noch nicht bekannt. Aber der Hauptmann und Quintus wären vertraute Freunde gewesen und wären es noch.

Durch den Brief vom 2. Juni 1772 wird man mit gerechten Zweifeln an der Wirksamkeit einer Empfehlung des Hauptmanns Günther von Liebenstein erfüllt. Der Hauptmann hat ein halb Jahr in Erlangen auf Credit gelebt. Mit Schmerzen wartet er auf zwanzig Pistolen für den Petron, eine Uebersetzung Heinse's, welche vorzüglich der Hauptmann nach dessen Versicherung zu einer scandalösen und unzüchtigen Arbeit gemacht hatte. Aber das Geld blieb aus. Der wegen Herder's in neuerer Zeit öfters genannte Buchhändler Canter in Königsberg hatte das Geld nach Heinse's Behauptung nicht. Wahrscheinlicher ist es, daß er vor unsittlichem Verlage zurückschente. Genug — „Ich bitte Sie also, o müßt' ich nicht (heißt es in dem schon erwähnten Briefe vom 2. Juni aus Erlangen) um sechs Pistolen Reisegeld nach dem abergläubischen Wien, da ich keinen besseren Ort weiß, wohin ich reisen könnte! Was ich auf dieser Reise ausrichten werde, will ich Ihnen Alles erzählen, vielleicht können Sie mir eine Empfehlung dahin mitgeben." — „Kleider und Wäsche habe ich so viel als zur Leibes Nothdurft gehört; wie ich zu Frankfurt war, trug mir ein Baron von Mürgesheim, ein Freund des Barons von C., den Sie, wie er mir sagte, kennen, ohne mein Wissen selbst ein ganz neues gutes Kleid in mein Quartier zum Geschenke; deswegen empfahl mir der Herr Generaladjutant v. Liebenstein, kein Wort mehr mit ihm zu sprechen, welche Empfehlung ich aber nicht befolgt habe. Ich verzage noch nicht, denn alle Menschen, mit denen ich spreche, sind mir gewogen, sogar diejenigen, welche mir, ehe sie mich kannten, nicht gewogen waren. Ich thue ja auch Niemandem etwas zu Leide und würde — dem ersten, welcher mir begegnete und ein gutes Gesicht hätte, mit meinem Blute dienen. Vom Herrn Rath Riedel hab' ich noch nicht ein Wort gehört, ob er abgereist ist oder nicht. Herel lebt jetzt in Nürnberg, als ein Einsiedler; sein Vater ist gestorben und hat ihm ein Vermögen weit über hunderttausend Thaler hinterlassen; er hat sich aber zur Kreuzigung seines Fleisches ein Gesetz gemacht, jährlich nicht mehr als zweihundert österr. Gulden zu verzehren und unehelich wie ein echter Karthäuser zu leben. Das ist mir unbegreiflich von einem Manne, welcher Tag und Nacht die Griechen liest! Ich bin selbst deswegen hinüber nach Nürnberg gereist, um das Wunder augenscheinlich zu betrachten, habe es aber nicht über mein Herz bringen können, ihn selbst zu besuchen. Der Leichensänger Murr hat mir ein Langes und Breites davon erzählt."

Sie werden fragen: wer war der Leichensänger Murr? Der Herr von Murr

machte eben so schöne Sinngedichte als Lessing. Wenigstens glaubte Herr von Murr dies selbst. Aber ein unparteiischer Dichter jener Zeit, wahrscheinlich Heinse, fertigte ihn wegen dieser Arroganz in folgendem ungedruckten Epigramme ab, das sich gleichfalls in Gleim's Nachlasse vorfindet:

Der arme, arme Herr von Murr!
Mit seinem Mischmasch von Schnurren
Will er den alten Schläger (Lessing) purren!
So schreit ein Bub' im Kutscherlone: Burr!
Und läßt auch einen Käfer burren!

Ueber Riedel, der in dem Briefe vom 2. Juni 1775 gleichfalls vorkam, heißt es in dem vom 18. Juni 1772, daß er in Wien nicht so sehr geschätzt werden solle, wie in seinen eigenen Briefen stände. Es wird Ihnen bekannt sein, daß er dreizehn Jahre später im Marcushospitale daselbst als Wahnsinniger endete. —

In dem zuletzt genannten Briefe schrieb Heinse: „Von Erlangen will und muß ich jetzt heimgehen, ob ich gleich voraussetze, daß ich nicht lange in meiner Heimath werde bleiben können; unterdessen will und muß ich jetzt von Erlangen gehen. Der Herr Hauptmann geht nach Schwaben auf Werbung für den Prinzen von Preußen; er hat mich gebeten, mit ihm dahin zu reisen und noch einen Strauß zu wagen, vielleicht könnt' er mir daselbst eine Stelle bei einem Prälaten verschaffen, deren viele seine Freunde und Bekannte sein sollten; denn Schwaben war der Sitz seiner Gefangenschaft. Ich weiß jetzt nicht mich zu entschließen, ob ich es thun oder nicht thun soll. Gewiß aber ist es, daß ich jetzt nach meiner Heimath ziehe; wird es aus Schwaben nichts, so schreib' ich von da aus an Herrn Clodius nach Leipzig und bitte ihn und seine liebe schöne und weise Julie um eine Hofmeisterstelle; und wenn Herr Clodius und seine Julie nichts für mich thun können — nun! dann reise ich ganz gewiß nach Griechenland, oder zum Aly Bey und werde Ingenieur und streite wider meine Feinde, weil doch die beste Welt nicht anders eingerichtet ist, und nicht anders bestehen kann, als daß immer ein Thier das andere ermordet und davon ein paar Tage lebt; eine Einrichtung, worüber die Jacobi und alle zärtlichen Geister die bitterste Zähre weinen! Eine Erscheinung, welche durch den goldenen Spiegel des göttlichen Plato's, des besser irdischen Helvetius, des schwärmenden Verfassers des Jahres 2440 und des dreimal göttlichen Wieland's nicht hat können verbessert werden, ja, sogar durch einige darunter noch verschlimmert worden ist." — Aber hören Sie nicht bereits Ardinghello durch, wenn Heinse in diesem Briefe aus Erlangen nach Griechenland oder zum Aly Bey gehen will? Auch eine Stelle aus einem Briefe vom 8. September 1775, die ich Ihnen später mittheilen werde, scheint anzudeuten, daß Heinse damals, hätte er nicht noch einen Gleim in Deutschland gewußt, leicht einen übereilten Schritt hätte thun können, durch den er möglicherweise wie Ewald in Afrika traurig untergegangen wäre. —

Wie Sie wissen, begnügte sich Heinse später mit seiner Reise nach dem Lande, wohin das Saumthier den Weg von hier im Dunkel findet: Italien. Vor der Hand kehrte er sogar nach dem Thüringer Walde zurück. Durch den köstlichen, Ihnen zum größten Theil schon bekannten Brief, datirt „im Thüringer Walde, den 7. August 1772" meldete Heinse, daß er Haus und Garten seines Vaters, ja, fast ganz Langewiesen als eine Wüstenei wieder gefunden hätte. Mehrere Feuersbrünste hatten es während seiner unglücklichen Reise zerstört. Für Heinse trat eben jetzt ein Wendepunkt zum Besseren ein. Gleim zögerte nun nicht mehr, den interessanten Jüngling zu sich zu berufen. Auch von Erlangen hatte er ihm, wie es scheint, wieder forthelfen müssen. Für Langewiesen aber war er als Krösus erschienen. Er theilte mit den Abgebrannten und erheiterte sie durch Musik. Gleim sorgte in aller Eile wenigstens für den Garten des alten Heinse. Der junge Heinse reiste zu Fuße über Quedlinburg nach Halberstadt. Am 12. September 1772 traf er im Gasthofe zum Adler vor dem Harsleber Thore unter dem Namen Secretär Rost aus Erfurt ein. Aus diesem geringen Gasthof ließ ihn Gleim in Herrn Franzens Römischen Kaiser auf der Schmiedestraße bringen. Er machte ihn darauf zum Hauslehrer bei dem Herrn von Massow. Den Namen Rost mußte er beibehalten. Herr von Massow war der Schwiegersohn des Geheimen Raths von Schellersheim in Qued-

linburg. Mit Frau von Massow und ihrem kleinen Sohne Valentin wohnte Heinse längere Zeit ohne den Gemahl der Dame bei deren Eltern. Daß diese Zeit in der Nähe einer geistvollen und gebildeten Frau unter solchen Umständen für einen Dichter von Heinse's sinnlichem Feuer nicht ohne Bedeutung gewesen sein kann, läßt sich beinahe voraussetzen. Je weniger man von zarten Verhältnissen Heinse's weiß und je größer damals die Einsamkeit Heinse's war, um so interessanter werden die Tage von Quedlinburg dem Biographen Heinse's sein. Und in der That finden sich einige Andeutungen davon, daß bei Schellersheims nicht bloß gut gegessen und getrunken und daß von Quedlinburg aus nicht bloß eine oder mehrere reizende Spazierfahrten am Morgen nach dem anderthalb Stunden entfernten Stubenberge gemacht wurden. Nein, es ist unzweifelhaft, daß schon von diesem Beisammensein mit der sehr musikalischen Frau von Massow später Züge auf Hildegard von Hohenthal übertragen sind. Auf Seiten Heinse's ist eine Neigung zu Frau von Massow nicht zu verkennen. Zu einer Erklärung darüber ist es aber selbst von seiner Seite gewiß nicht gekommen. Frau von Massow war wohl auch älter als Heinse. Und als Mutter eines heranwachsenden Knaben scheint sie selbst auch die Dame gewesen zu sein, welche sich nach Gleim's Briefe, in dem er Heinse gegen Wieland's Angriffe vertheidigte, als erfahrene Frau für die Unschuld und die guten Sitten des pseudonymen Rousseau'schen Pädagogen — „des Herrn Rost“ — verbürgte. Erst Heinse's Brief aus Hannover vom 2. Mai 1774 verräth, daß Frau von Massow doch an dem „Herrn Rost“ etwas zu tadeln fand, oder vielmehr nur, daß sie, wie Heinse schreibt, „ihrem Herrn Gemahl bisweilen ein wenig beisteht, wenn er seinen Unwillen über die jungen Genieen an mir unschuldigem Kinde der Natur ausläßt.“ Das deutet ja fast auf eine kleine Zweideutigkeit hinter dem Rücken des verschämten Anbeters! Zwei Jahre später, aus Düsseldorf vom 3. Mai 1776, schrieb Heinse zum letzten Male über die Massows an Gleim (er dachte damals gerade an eine Rückkehr nach Halberstadt): „Ich freue mich zum Voraus auf Ihre drei kleinen Teiche und die Rasenbänklein darum her und die Schatten und die Karpen (Karpfen) und die Nymphen und die zweite Massow — kann sein, daß sich die erste in Pommern wieder verjüngt in der frischen zusammenziehenden Nordluft und durch die Speisen von Eicheln erzeugt und gewachsen.“ — Doch auch diese letzte Stelle über Frau von Massow wird Ihnen nicht Alles gesagt haben, was Sie vielleicht in dem Augenblicke, da Sie dies lesen, zu ihrer Charakteristik zu wissen wünschen. Und so hören Sie denn die in ihrer Art vielleicht noch bedeutenderen Einzelheiten, die ich über ihren Aufenthalt in dem drei Stunden von Halberstadt entfernten Quedlinburg mit Heinse zu geben habe.

Am ersten Sonntage im December 1772 schrieb Wilhelm Heinse aus Quedlinburg an Gleim: „Die übrige Zeit mess' ich ab mit Buchstabiren, Uebersetzung des Petrarca, Erinnerungen und Gedanken und Träumen an Sie und Jacobi und Schmidt u. s. w. und Phantasien und Planen und Selbstgesprächen und Wünschen und Hoffnungen — kurz! so wie ein Heinse, ein Sohn Gleim's, in einer Stube mit seinem kleinen Valentin eingesperrt, sein Leben abmessen kann. Oft wird es freilich beinahe nicht viel besser abgemessen als die vier Uhren, worunter zwo Glocken heben und schlagen, es in dem Zimmer der Frau Geheimen Räthin abmessen. Von dem Herrn Papa meiner gepriesenen Frau von Massow laß ich mich oft bei den Tischreden in die tiefen Meere der menschlichen Unwissenheit, doch allezeit mit der Glocke meiner Laidion über der Nase hinuntertauchen, und bringe, wenn mich der Grazienzug um die Lippen meiner Frau von Massow nicht trügt, oft eine Perle hervor, die man einem Schach Alexander, nach dem Diogenes, in die Krone hätte setzen können. Gleich in den ersten Tagen meines Lebens in Quedlinburg würd' ich Ihnen geschrieben haben, aber ich hatte weder Feder noch Dinte dazu und alles Bitten und Flehen darum war vergeblich. Dinte erhielt ich endlich und endlich sah ich auch unten im Hofe den Kranich des Herrn Geheimen Rathes eine Feder verlieren und diese holt' ich und schrieb meine Uebersetzung damit. Vielleicht ist dieser Brief der einzige unter Ihren vielen Briefen, der mit einer Kra-

nichfeder geschrieben worden ist." Später wird erzählt, daß am Mittage der Herr Dombechant von Spiegel aus Halberstadt und der Oberst von Erlach mit seiner Gemahlin bei Schellersheims gespeist haben. Die Frau von Erlach sei im Jagdgewande gewesen und das männliche Gewand habe sie sehr gut gekleidet, seligkeit würde entbehren müssen, Gleim und Jacobi zu sehen, der ihn leider nur für einen scythischen Philosophen halten könne, welcher einmal beim Sokrates in Athen gewesen sei. In den wenigen Gesprächen, die er mit Jacobi gehabt, habe er den Scherz des Geistes auf dem Gesichte in Ernst verwandelt, um das Ver-



Wilhelm Heinse.

was an eine Stelle in Hildegard von Hohenthal erinnert. Es sei bei Tische allerlei von der Erziehung gesprochen worden. Am ganzen Tische sei Niemand einerlei Meinung gewesen als die grazienhafte Frau von Massow und das Kind der Natur, ihr Sohn. Dieser, Gleim's Freund, habe Heinse dabei die rechte Hand mit seiner linken recht zärtlich gedrückt. Heinse befürchtete, daß er noch lange der Glück- gnügen zu haben, seine naiven Antworten zu hören und den liebenswürdigen Zerstreuten. Daß Heinse das deutsche Rom und den Cäsar darin (Friedrich) zum ersten Male sehe, werde vielleicht die Frau von Massow verhindern. Er merke, daß sie nicht gern bei ihrem Valentin allein sein wolle. Wenn doch nur der Brühl — ruft er aus — jetzt „grünte und die Gegenden, welche Kalliope in

die Phantasie Klopstock's prägte!" Aber zwei Monate auf einer Stube immer allein wie ein Einsiedler sitzen zu müssen, das würde ihm — Heinse — wenigstens nicht allzu viel wirklicher Freuden verursachen.

Indessen, wie Sie schon wissen, hörte Heinse auf seiner Reise als Erdenpilger noch in der Neujahrsnacht von 1772 auf 1773 die Postillons zu Quedlinburg den Anfang des neuen Jahres blasen. Sie werden den Brief selbst mitgetheilt haben, den er in dieser einsamen Winternacht an Gleim schrieb, denn ich finde in meinen Excerpten nichts darüber. Genau zwei Wochen später, den 14. Januar 1773, schrieb ihm Gleim nach einem Besuche der Frau von Massow in Halberstadt, dieselbe habe ihm diesmal nicht so sehr als sonst immer gefallen. So oft er sie angesehen, habe sie tief in Gedanken gesessen, als ob Gram ihr alle Gedanken verbittere und verleide. Am 13. Januar im Concert habe er sie kaum gekannt, so finster habe sie ausgesehen. Wenn der Aufenthalt zu Quedlinburg ihr diesen Gram in Herz und Gesicht geprägt habe, so solle Heinse die vortreffliche Frau bei Allem, was süß und angenehm sei, beschwören, diesen fatalen Aufenthalt zu verlassen und nach Halberstadt zu kommen. Gleim wolle sie, wenn's nicht glatteise, dann alle Tage besuchen.

Von Johann Georg Jacobi schreibt Gleim in diesem Briefe, er sähe ihn nur zuweilen in Gesellschaft. Dann aber sei keine Silbe mit ihm zu sprechen, so voll sei er von seinen Musen und vielleicht auch von seinen Mädchen. Bei den Musen sitze er Tag und Nacht. Mädchen aber, gäbe man ihm Schuld, hätte er zwei! Zwei Mädchen! schreibt der Hagestolz Gleim. Die vergnügt zu erhalten, alle Teufeleien der Eifersucht abzuwenden — — Himmel! — —

Am 15. Februar 1773 gab Heinse seinem Gleim zu verstehen, daß seine gnädige Massow sich bei ihm in Quedlinburg wohler befinde als bei ihrem Ehemann in Halberstadt. In Quedlinburg habe sie ein mehr heiteres Gesicht als im Halberstädter Concerte. Doch werde der Glanz ihrer Augen noch immer durch Spuren der Traurigkeit gemindert. Wölkchen des Kummers und des Grams umschwebten noch ihre Stirn und ihre Lippen. Die Ursache davon möge wohl in Halberstadt sein. Hierauf findet sich folgende merkwürdige Stelle in diesem Briefe, die in sehr auffallender Weise an Hildegard von Hohenthal erinnert: „Den Tag zuvor, ehe sie nach Halberstadt ging, sagte sie mir, als ich ein paar Worte über die Glückseligkeit der armen Sterblichen gesprochen, wozu mir eine Scene im Metastasio Gelegenheit gab, mit einem so schweren Seufzer, daß ich ihn noch nachathme: ‚Mein lieber Rost, die schönste Zeit meines Lebens ist vorbei! nie werde ich wieder völlig glückselig sein können! nie wieder glückselig!' Betrübt sah ich sie an, sie wurde röther, schlug die Augen nieder, in welchen beiden eine Zähre hervorgetreten war. Ich wollte fragen und trösten, aber sie wies mit dem Finger auf den Metastasio (genau wie Hildegard von Hohenthal!) und wir lasen, ohne zu wissen, was wir lasen, weiter. ‚Ich mag keine Betrachtungen mit Ihnen darüber machen, sie würden unsere Herzen noch mehr verwunden.'"

Ebenso berichtet er am 25. Februar 1773: „Meine Grazie von Massow ist bald lustig und bald traurig. Bald ist sie vergnügt, daß sie, wenn wir zu Tische langsam schleichen, in englischen Sprüngen dahin tanzt, und lacht, so daß ihr Herr Papa vor Verwunderung eine Minute länger betet; bald spricht sie in zwo Stunden kaum ein Wort und dieses Wort ist gleich dem Glanze eines Johanneswürmchens an einem schwülen Sommerabende. Was ist das, Menschenkenner?"

Mag es gewesen sein, was es will: so viel läßt sich wohl nicht verkennen, daß für Heinse's dichterische Entwicklung der Aufenthalt in Quedlinburg kaum lang genug hätte sein können. Auch daß Hildegard von Hohenthal anfänglich nur unter den Augen ihrer Mutter auftritt, erinnert an den Aufenthalt der Frau von Massow mit Heinse bei ihren Eltern. Gleim kündigte jedoch schon am 16. Februar 1773 Heinse an, daß er ihn den nächsten Montag erwarte. Wenn die Frau von Massow noch länger bei ihren Eltern in Quedlinburg zu bleiben gedächte, so solle Heinse ihr seine bevorstehende Desertion ankündigen. Schwerlich wird er den Frühling im Brühl zu Quedlinburg noch gesehen

haben. Am 21. Mai 1773 schrieb er in Halberstadt an Gleim, seine gnädige Grazie sei diesen Nachmittag um drei Uhr mit dem größten Seufzer, den er sie je habe ausathmen sehen, nach Quedlinburg abgereist. Vor und nach diesem Seufzer habe sie ihm befohlen, sie Gleim und seiner Nichte Gleminde aufs Beste zu empfehlen. Der Herr von Massow habe sie begleitet und werde am anderen Morgen wieder zurückkommen. Er habe ihm befohlen, Gleim zu bitten, ihm seine Romanzen am anderen Morgen zuzustellen, weil er sie einpacken und mit nach Berlin nehmen wolle. Gleim habe sie ihm versprochen, da er noch ein Exemplar gefunden hätte. Auch solle Heinse Gleim bitten, daß er ihn am folgenden Abende nebst Herrn Dr. Fritze in seinen Garten einlade. Er müsse ihn sprechen und könne dies nicht anders bewerkstelligen, da er schon am Sonntage abreise.

Auch Dr. Fritze war der „Eigenthümer" einer von Heinse verehrten Dame. Vielleicht weniger interessant als Frau von Massow, nahm sie doch mit ihrem Manne selbst an den poetischen Uebungen des Halberstädter Kreises Theil. Sie stammte aus Elberfeld. Heinse schrieb daher von dort den 5. Juli 1774: „Grüßen Sie die Frau Dr. Fritzen auf das Freundlichste von mir, und sagen ihr, daß ich jeden Augenblick an sie dächte, wenn ich an den Ufern der Wupper, oder in den Hainen der Hügel herumwanderte, oder die zierlichen Häuserchen auf der Wiese betrachtete, wo sie als ein kleines Töchterchen, ihrer Unschuld vielleicht selbst noch unbewußt, ihr Herz zur Fröhlichkeit und Freude gebildet habe. Ich sende ihr einen zärtlichen Kuß der Unschuld und Freundschaft und Liebe, mit Erlaubniß ihres Herrn Eigenthümers, aus diesem ruhigen Thale." Auch Frau Dr. Fritze erscheint in dem Halberstädter Kreise später einmal wenigstens als Strohwittwe.

Eben so wichtig als der erste anhaltende Verkehr mit gebildeten Damen mußte für Heinse in Halberstadt der Verkehr mit Gleim selbst werden. Durch Niemand kam er der preußischen Aufklärung so nahe als durch Gleim, wie denn Halberstadt der nördlichste Punkt auf der Landkarte geblieben ist, welchen der vorurtheilslose Heinse bewohnt hat. Gleim's Verhältniß zu den Berliner Poeten war damals kühler geworden. Am 28. Juni 1772 schrieb er an Heinse, daß er auf seiner neuesten Berliner Reise Ramler und Sulzer, vor fünfundzwanzig Jahren seine genauesten Freunde, nur gesehen hatte. Mehr hatte er mit Mendelssohn und Eberhard, dem „Apologisten des Sokrates", verkehrt. Gleim schrieb: „Rom ist nicht so schön als Berlin, sagte zu mir der Freiherr von Fürstenberg, der beide Jahre lang gesehen hat, und der Umgang mit den Menschen höheren und niedrigen Standes kann an keinem Orte in der Welt ungezwungener und angenehmer als zu Berlin sein. Potsdam aber ist schöner als Berlin. Im neuen Schloß findet man alle Pracht und allen Zauber der Form unseres göttlichen Wieland's. Dieses Wort spare mein Heinse künftig für ihn, dessen goldener Spiegel mir doch mehr werth ist als aller dieser Zauber und alle diese mehr als königliche Pracht. Icilius speist wieder des Abends allein mit dem Vater Friedrich."

Durch das größere Gedicht „die Kirschen" nahm Heinse schon früh zu Berlin und den preußischen Kreisen eine bestimmte Stellung. Gerade diese nöthigt mich, wenn er sie später auch nicht behauptet hat, einen Augenblick bei diesem Gedichte zu verweilen.

Sie haben, verehrter Herr, in Ihrer Gesammtausgabe von Heinse's Werken nur wenige seiner Gedichte mitgetheilt. Die obscönen am meisten scheinen Sie stillschweigends fern gehalten zu haben. Auch konnten Ihnen manche Gedichte Heinse's gar nicht bekannt sein, da Sie die Handschriften in Gleim's Nachlasse nicht benutzten. Sie urtheilen mit Recht geringschätzig über Heinse's Gedichte. Nur hatten Sie die besten nicht gelesen. Am schlüpfrigsten in Ihrer Ausgabe sind Heinse's „Kirschen", über welche Sie selbst sehr ungünstig urtheilen. Leider trifft die Verantwortlichkeit für dies Gedicht mehr Gleim als Heinse. Jener machte diesen auf das ausländische Originalgedicht aufmerksam, wonach dieser das seinige bearbeitete. Er muß ihn aber auch, da Heinse nie in Berlin war, veranlaßt und in den Stand gesetzt haben, den Schauplatz der in den „Kirschen" erzählten scandalösen Begebenheit nach Berlin zu verlegen. Heinse

schrieb dabei stets Pankon für Pankow. Er scheint dasselbe in der Nähe der sogenannten Zelte zu vermuthen und Schloß Schönhausen mit Schloß Belle-Vue zu verwechseln. Zu Gleim's Ehre muß man muthmaßen, daß wirklich, wie auch Heinse in einer Anmerkung anzudeuten scheint, sich jene bei Bearbeitung des Gedichts nach Berlin verlegte Begebenheit in oder bei Berlin wiederholt hatte. Aber auch dann hatte Gleim mit diesem Gedichte dem Hofe Friedrich's einen schlechten Dienst erwiesen.

Sie werden sich erinnern, daß den Inhalt dieses Gedichtes die nackten menschlichen Körperformen bilden. Das sogenannte Act- oder Modellstehen als Durchgangspunkt zum Begriffe der Antike und der wahren Schönheit wird in den „Kirschen" militärisch erzwungen, als ob es ein Theil des Exercirens wäre. Welche Stellung auch die Urheber des Gedichtes zu dem Inhalt desselben annahmen: es blieb immer ein grober Angriff auf die Sittlichkeit. Charakteristisch ist es, daß Heinse zu diesem Angriffe erst durch den „preußischen Grenadier" ermuntert war. In Wieland's Dichtungen war zwar vieles Aehnliche vorgekommen. Aber das waren eben jene Versuchungsscenen, die in ihrem ganzen Verlaufe noch nach dem Sündenfalle und den fünf Büchern Mose schmeckten. In Heinse's „Kirschen" waren aber keine theologische Beziehungen mehr, wenigstens keine à la Wieland. Man ging in dem Gedichte direct auf die Kunst und die schöne Form los. Das Richtige, welches hierin lag, mag in Gesprächen zwischen Heinse und Gleim vielleicht besser entwickelt sein als in dem frivolen Gedichte. Und wie immer Heinse sich später in Düsseldorf und Rom noch weiter entwickelt hat; im Verkehr mit Gleim erfolgte der eigentliche Niederschlag seines Wesens und eben da wurden ihm die Grenzen gesetzt, welche Karl Gödeke sehr richtig bezeichnet hat mit den Worten: Ein Sinnentaumel ohne Liebe, Rausch ohne Gemüth ließen ihn nicht bis zur Schönheit der Seele und der That dringen; die Form hielt ihn fest, weiter wollte und konnte er nicht.

Alle älteren Arbeiten Heinse's, welche Sie in dessen Werke aufnahmen, stehen nicht sowohl zur Stadt Halberstadt als zu Gleim in Beziehung. Also lassen Sie mich hier auch über „Laidion oder die eleusinischen Geheimnisse" schon meine Meinung sagen. In dem Briefe aus Quedlinburg vom 15. Februar 1773 schrieb Heinse an Gleim: „Meine Geheimnisse hat Helbing für hundert Thaler behalten und versprochen, sie Michaelis auf holländisch Papier mit einer Vignette von Hausen zu drucken; wovon mündlich Mehreres." Das Buch erschien aber wohl erst 1774. Schon die elegante Einleitung ist durch Wieland's Einleitung zum „Diogenes" angeregt. Auch die Anlage des Romans und die Behandlung gelehrter Schulfuchsereien in ihm ohne die kräftigen Spuren einer gesunden Beobachtung des wirklichen Lebens verrathen den Schüler Wieland's. Er übertrifft aber den Lehrer wohl schon mit einigen Stellen, ja, dieser empfängt in der günstig von ihm beurtheilten Laidion selbst wieder einige Anregungen für später. Im Anhang sucht Gleim zu schmeicheln und ist noch schlüpfriger als die Laidion selbst.

Das Jahr 1774 und Heinse's Aufenthalt in Halberstadt war für die Entwicklung der deutschen Literatur nicht unwichtig. Heinse, damals noch immer bis zur Hälfte Lyriker, lief nicht bloß mit seinen besser geformten ottave rime Wieland den Rang ab. Die tändelnden Liebesgedichte aus Johann Georg Jacobi's erster Periode wurden verlacht und Bürger hatte nicht ohne Selbstbewußtsein durch die „Lenore" in das alte stumpfsinnige Geleier der deutschen Dichter vom Gott Amor eine Bresche gelegt. Damals galt daher im gewissen Sinne schon, was unser gemeinschaftlicher Freund, Ihr Landsmann Hermann Kletke, mit einer anderen Beziehung in seinen Gedichten sagt:

> Amor, der in alten Zeiten
> Ein vergnügter Gott gewesen,
> Muß jetzt mit der Feder streiten,
> Zeitung schreiben, Zeitung lesen.

Und in der That, Gleim suchte nicht allein neues Leben durch Heinse und den damals ziemlich hoffnungsvollen Clamor Schmidt (damals noch den echten Clamer) in den Halberstädter Dichterkreis zu bringen. Er wollte diesen nicht allein zu einem Centrum machen, dessen Radien und Commanditen die obscuren Poeten von Magdeburg und Neu-Haldensleben bilden sollten. Neben der Einrichtung poetischer

Kränzchen lag nun auch bereits das Entstehen mehr moderner Journale in der Luft, wie sie im Wesentlichen noch jetzt erscheinen und wie auch Sie denselben eine längere Zeit hindurch Ihre Kräfte fast ausschließlich gewidmet haben. Ramler's und Sulzer's und selbst Nicolai's journalistische Unternehmungen kommen hierbei noch nicht in Betracht, besonders da Lessing's Verbindung mit Nicolai keine feste und geregelte war. Aber fast mit Wieland's Einzuge in Weimar war der deutsche Mercur, das erste derartige moderne Unternehmen erschienen. Nun wollte auch Gleim in Halberstadt gern ein Journal begründen. Der Buchdrucker Delius, dessen sechzigjähriger Sohn und Nachfolger während meiner Schuljahre in Halberstadt von jedem Gymnasiasten „Vetter" genannt wurde, sollte sich bloß noch neue Lettern zum Drucke des Journals anschaffen. Dohm sollte für das Blatt gewonnen werden. Dieser leistete allerdings dem Journale Boie's später die wesentlichsten Dienste. Vor allen Dingen aber sollten die beiden cyklopenhaften Lyriker mitarbeiten, Heinse und Clamer Schmidt, welche damals in Halberstadt durch ihre viel bewunderten und viel recitirten Hendekasyllaben so viel clamorem machten. Natürlich sollte auch J. G. Jacobi gewonnen werden. Mit solchen Plänen war Gleim nach Magdeburg auf Reisen gegangen. Dort wollte er seinen Geburtstag feiern. Dazu wollte er J. G. Jacobi und Heinse sich nachkommen lassen. Jacobi sollte dort schon etwas Näheres über Gleim's Journal erfahren. Aber beide Freunde blieben in Halberstadt. Beinahe könnte man vermuthen, Gleim hätte sich nach Magdeburg zu seiner Geburtstagsfeier — 2. April — eben in den April schicken lassen. Genug, J. G. Jacobi benutzte Gleim's Abwesenheit von Halberstadt zu Heinse's — Entführung!

Es ist dies (von Günther von Liebenstein abgesehen) der einzige Fall in der deutschen Literaturgeschichte, wo ein Poet den anderen entführt. Und immerhin ist es doch eine Entführungsgeschichte. Und so eilt denn, indem ich an diese haarsträubende Katastrophe komme, meine Feder von selbst wie in einem spannenden Romanfeuilleton zu einem möglichst effectvollen Schlusse dieses ersten Briefes hin, indem sie Ihnen dabei für heute beim Schreiben eine Menge von Verbeugungen und Kratzfüßen zum Abschiede macht. Zwar ist es schade, daß Sie die rührende Geschichte im Allgemeinen schon kennen. Aber dennoch! machen Sie sich nur gefaßt, verehrter Herr! Der gordische Knoten — die eleusinischen Geheimnisse — zerhauen — entschleiert — in meinem nächsten Briefe — mehr darf ich für heute nicht sagen.

(Schluß folgt.)

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

Elftes Capitel.

Bald nach meiner Genesung wurde die ganze Stadt durch ein tragisches Ereigniß aufgeregt, welches auch mich um so tiefer berührte, als ich der Familie, die durch dasselbe in schwere Trauer versetzt wurde, sehr nahe stand und durch Zufall zu einem Augenzeugen der herbeigeführten Katastrophe wurde.

Der älteste Sohn des zuvor erwähnten Justizrath H., welcher als Lieutenant in einem entfernten Regimente stand, hatte, um seinen Eltern nahe zu sein, mit Hülfe seines einflußreichen Vaters, seine Versetzung in das zu Prenzlau garnisonirende Bataillon durchgesetzt. Die Freude darüber in der Familie war um so größer, da dieser Sohn, der bereits als junger Mensch den Feldzug von 1813 bis 1815 mitgemacht hatte, der Liebling der Mutter war. Fast zur gleichen Zeit hatte sich auch ein Camerad und Jugendgespiele von ihm, ein Lieutenant v. G., dessen verwittwete Mutter ebenfalls in Prenzlau lebte, von seiner bisherigen Garnison aus gleichem Grunde dorthin versetzen lassen. Dieses anscheinend so erfreuliche Ereigniß der Wiedervereinigung der Jugendcameraden sollte Beiden zum Verderben gereichen.

Es war um die Zeit des großen Sommermanövers, welches, ich weiß nicht mehr

wo? abgehalten wurde, als sich kurz vor der Zeit, wo das Prenzlauer Bataillon auszurücken beordert war, in der Stadt das Gerücht verbreitete, daß der Lieutenant v. G. bei dem Commandirenden plötzlich um seine Verabschiedung angehalten habe, und sogar nicht mehr das nahe bevorstehende Manöver mitmachen werde. Dies Gerücht, welches sich bald als begründet erwies, machte ein um so größeres Aufsehen, als sich Niemand den Grund eines solchen Schrittes bei einem jungen Manne zu erklären vermochte, der nichts als seinen Degen besaß, für einen tüchtigen Officier galt, und im Kriege, wo er bei der Kulmer Schlacht schwer verwundet worden war, ausgezeichnete Proben seiner militärischen Bravour gegeben hatte. Es ward darüber in der Gesellschaft, in welcher er nicht gerade unbeliebt, aber doch wegen eines gewissen wilden Wesens hier und da gefürchtet war, viel in meiner Gegenwart hin und her gesprochen. So auch in der Familie H., wobei der genannte Sohn derselben, so oft die Rede darauf kam, als Officier ein erklärliches Stillschweigen beobachtete. Unglücklicherweise befand ich mich in der Lage, von der Sache mehr als andere außerhalb Stehende, und so auch zu wissen, daß und wie sehr der Lieutenant H. bei derselben betheiligt war; aber die Art, wie ich zu dieser Kenntniß gelangt war, legte mir selbst gegenüber den mir so nahe stehenden nichts ahnenden Eltern ein Stillschweigen auf, welches ich um so weniger zu brechen in der Lage war, als durch mein Reden in der Sache selbst nichts mehr geändert, ja dieselbe möglicherweise nur verschlimmert werden konnte.

Ich hatte nämlich in Erfahrung gebracht, wie gegen den Lieutenant v. G. bei dem Bataillonscommandeur eine Denunciation eingegangen war, daß derselbe bei Gelegenheit des Besuchs eines vorstädtischen bürgerlichen Tanzlocals, in welches er in etwas angetrunkenem Zustande mit ein paar Cameraden eingedrungen war, Händel mit einem dort tanzenden Zimmergesellen bekommen und dabei einen Schlag erhalten habe, den auf die gebotene Weise durch Niederstoßen des Beleidigers zu vergelten ihn der Umstand gehindert hatte, daß er in Civilkleidung und ohne Waffe gewesen war. Obschon nun die bei ihm befindlichen Cameraden sich das Wort gegeben hatten, von dem unglücklichen Vorfalle zu schweigen, so war derselbe doch auf irgend eine Weise ausgekommen und zur Kenntniß des Lieutenant Hugo gelangt, der in seinem Eifer für die Ehre des Officiercorps davon dem Major v. Knappe Anzeige gemacht und auf Untersuchung angetragen hatte. Da eingezogene Erkundigungen die Richtigkeit der Thatsache ergaben, so blieb dem humanen Vorgesetzten nichts übrig, als dem Angeschuldigten unter der Hand die Weisung zukommen zu lassen, sofort freiwillig seinen Abschied zu nehmen. Dies war denn auch von Seiten des Betroffenen geschehen. Aber zu gleicher Zeit hatte derselbe dem Anzeiger eine Forderung auf Pistolen zugesandt, die der Letztere zwar annahm, aber die Ausführung bis nach seiner Rückkehr von dem Manöver vertagt zu sehen verlangte. Der Herausforderer seinerseits benutzte nun diese Frist, sich außerhalb der Stadt „einzuschießen", was, obschon es heimlich geschah, doch uns jungen Leuten nicht verborgen blieb, und mir die Besorgniß bestätigte, daß der verzweifelte Mann es auf die Tödtung dessen, der ihn ins Unglück gestürzt, abgesehen habe.

Und so war es in der That. Am zweiten Tage nach der Rückkehr des Bataillons vom Manöver war ich bei der Familie des Justizraths H. zu Tische. Die ganze Familie und noch ein oder zwei Gäste waren bereits längere Zeit versammelt, nur der Haussohn, Eduard, ließ noch immer auf sich warten. Der Vater schalt, die Mutter entschuldigte; endlich setzte man sich verstimmt über den Nachlässigen zum Essen nieder. Mir war übel zu Muthe, denn ich hatte Tags zuvor erfahren, daß das Duell, von dem keiner der Anwesenden eine Ahnung hatte, an diesem oder dem nächsten Tage vor sich gehen sollte, und das Herz schlug mir vor angstvoller Ahnung, daß ich Mühe hatte, meine innerliche Bewegung zu verbergen. Plötzlich wurde der Hausherr durch einen Diener herausgerufen. Ein Wagen war vorgefahren, und in dem Wagen lag — mitten durchs Herz geschossen — die Leiche des erwarteten Sohnes!

Die Scene, welche darauf folgte, vermag ich nicht zu beschreiben. Aber sie steht noch heute mit allen ihren Entsetzen

vor meinem Gedächtniß. Das Glück des Hauses war für immer zerschmettert. Die Mutter des Getödteten war dem Wahnsinn nahe, und ihr verzweiflungsvoller Zustand wurde noch durch den Umstand vermehrt, daß sie es ertragen mußte, den Mann, der ihr den Sohn getödtet, noch längere Zeit sich öffentlich auf der Straße und in Gesellschaften zeigen zu sehen, ehe er die über ihn verhängte kurze Festungshaft antrat. Mich aber quälte lange der Gedanke, daß ich doch vielleicht Unrecht gethan, den unglücklichen Eltern von meinem Wissen um die Sache keine Kunde zu geben, und daß ich durch mein Schweigen eine Art Schuldantheil an dem geschehenen Unglück trage. Der Erschossene war ein schöner stattlicher Mann, noch nicht sechsundzwanzig Jahre alt, voll fröhlicher Lebenslust. Er war in den Tod gegangen, ohne die Ahnung zu haben, daß sein Gegner es auf sein Leben abgesehen habe, und hatte sich selbst auf eine dahingehende warnende Bemerkung seines Secundanten in seinem Glauben an einen unblutigen Ausgang nicht irre machen lassen. „Meine Kugel ist für die Luft bestimmt!“ war seine Antwort gewesen, ehe er den Todesschuß empfing.

Es konnte nicht fehlen, daß dies Duell mit seinem tragischen Ausgange in der kleinen Stadt das größte Aufsehen erregte, und überall die lebhaftesten Erörterungen, sowohl über die Berechtigung des Zweikampfes überhaupt, als über den vorliegenden einzelnen Fall und die betreffenden Persönlichkeiten hervorrief. Fast allgemein aber vereinigte man sich in dem Ausdrucke des Unwillens darüber, daß der Ueberlebende der beiden Gegner sich nicht des öffentlichen Erscheinens enthielt, sondern die unglücklichen Eltern des Getödteten dem Schmerze aussetzte, den Tödter ihres Sohnes vor ihren Augen aufrechten Hauptes in der Stadt umherwandeln zu sehen. Mir selbst flößte sein Anblick, so oft ich ihm begegnete — was häufig geschah, da er in der Familie des Majors v. Stutterheim, wo ich wöchentlicher Tischgast war, aus- und einging — eine Art von Grauen ein, das ich kaum zu verbergen vermochte, wenn ich ihn gelegentlich mit den Töchtern des Hauses, als wenn nichts geschehen wäre, lachend und scherzend wie früher verkehren sah. Die Urtheile aber über den Zweikampf im Allgemeinen waren in den Häusern, in denen ich verkehrte, verschieden, je nachdem die Urtheilenden Adlige oder Bürgerliche waren. Denn während die Letzteren durchweg das Duell verdammten und als Barbarei bezeichneten, hielten die Ersteren die Berechtigung desselben nicht nur als eine gesellschaftliche Nothwendigkeit, sondern auch als eine wohlthätige Institution aufrecht, ohne welche die Wahrung der Standesehre unmöglich sei und das Fundament der Gesellschaft untergraben zu werden Gefahr laufe. Solche Discussionen waren aber für mich von um so größerem Interesse, je näher ich bereits selbst dem Zeitpunkte stand, in welchem auf der Universität jene Sitte oder Unsitte an mich herantreten sollte. Dabei will ich jedoch schon hier das Geständniß nicht zurückhalten, daß der von mir erlebte entsetzliche Fall nicht wenig dazu beigetragen hat, in mir einen inneren Widerwillen gegen die Sitte des privilegirten Mordes zu erwecken.

Unter meinen Classengenossen stand ich jedoch mit diesem meinem Empfinden merkwürdigerweise fast allein. Sie Alle waren mehr oder weniger hingenommen von der Romantik des Duells. Nur der früher erwähnte Jude stand auf meiner Seite, und zwar in einer sein Wesen bezeichnenden Weise. Von einem Duell als Herstellungsmittel der verletzten Ehre wollte er nichts wissen, und seine Aeußerungen darüber liefen so ziemlich auf das Falstaff'sche Selbstgespräch über „Ehre“ hinaus. Dagegen bezeichnete er das Duell als ein gar nicht zu verachtendes Auskunftsmittel zur Befriedigung eines gerechten Todhasses gegen einen Feind, den man vernichten zu können wünschen müsse und den man doch auf andere Weise nicht vernichten könne, ohne als Mörder angesehen und bestraft zu werden. Und so war er denn auch von meinen Schulfreunden der Einzige, der das Verhalten des Lieutenant v. Gölle durchaus billigte. „Was willst du!“ sagte er zu mir am Schlusse unserer Discussion. „Der H. hat ihn durch seine Anpetzerei in seiner Carriere fürs ganze Leben ruinirt, und ihn gleichsam zu einem todten Mann gemacht. Dafür hat er ihn todtgeschossen, und ich hätte es in seiner Stelle auch gethan!“ — Es war das richtige „Aug'

um Auge, Zahn um Zahn" des alten Jehovabundes, dem er angehörte. Damals entsetzte mich der rachsüchtige Cynismus, der mir in seiner Anschauungsweise zu liegen schien, und den ich auf sein orientalisches Blut zurückführte. Ich habe jedoch in meinem späteren Leben die Erfahrung gemacht, daß mehr als Einer meiner eigenen nordisch germanischen Volksgenossen sich zu einer ähnlichen Anschauung über das Duell zu bekennen keinen Anstand nahm, dasselbe aber durchaus nur in solchen Fällen gelten lassen wollte, wo ein tödtlicher Ausgang von vorn herein beabsichtigt werde. Jedes andere sei eine lächerliche Spielerei mit der Gefahr, die man höchstens unreifer Jugend nachsehen könne.

Zwölftes Capitel.

Unter solchen Erlebnissen und Zuständen war ich bereits in mein neunzehntes Jahr getreten, als zum ersten Male die leidenvolle Leidenschaft, welche, wie schon die alten hellenischen Dichter singen, „Götter und Menschen bezwingt", mit ihrer ganzen Vollgewalt mein Herz erfaßte und mich die Wahrheit des bald „Himmel hoch jauchzenden", bald „zum Tode betrübten" Empfindens in einem Umfange kennen lehrte, von dem ich bis dahin trotz des lebhaften Gefühls, das ich von jeher dem anderen Geschlecht entgegenzubringen gestimmt gewesen war, keine Ahnung gehabt hatte.

Wenn ich bei der Episode dieser ersten leidenschaftlichen und leidenvollen Jugendliebe in diesen meinen Erinnerungsbekenntnissen einen Augenblick verweile, so geschieht es nicht nur darum, weil dieselbe, so kurz sie auch währte, auf die nächsten Jahre meines Lebens einen großen sittlich erhebenden Einfluß gehabt und mich vor manchen Verirrungen, denen andere meiner Jugendgenossen zum Opfer fielen, bewahrt hat, sondern auch darum, weil man gemeinhin nur allzu geneigt ist, auf das Liebesleid der frühen Jugend als auf etwas Unbedeutendes herabzublicken, da man es in der Regel so bald verwunden und vergessen sieht.

„Aber abgesehen davon" — wie es in einer Dichtung der herzenskundigen Fanny Lewald heißt — „daß ein Martyrium nicht gerade lange zu währen braucht, um als ein solches empfunden zu werden, so hat die erste heftige Leidenschaft des Jünglings, der sich selbst noch nicht versteht, der weit wehrloser als der gereifte Mann der blinden Naturgewalt zum Opfer wird, etwas Gewaltiges. Was wollen dagegen in späteren Jahren die Herzenskränkungen und die Aufwallungen der Eifersucht bedeuten, bei denen man sich an so und so viele vorhergegangene ähnliche Erlebnisse erinnern kann? Bei denen man zu vergleichen fähig ist, und mitten in welchen man es mehr oder weniger bewußt empfindet, daß man auch aus dieser Leidenschaft wie aus so mancher ähnlichen hervorgehen, und daß sie vielleicht nicht einmal die letzte sein werde, die wir überwinden, nachdem wir ihr erlegen sind?"

In der That: wenn man von der „ersten" Liebe als von einer solchen sprechen kann, die in ihrer Art einzig und durch ihre Besonderheit des mit ihr verbundenen Empfindens von allen späteren unterschieden sei, so ist es nicht sowohl in Bezug auf die mit ihr verbundenen Lustgefühle, in deren Seligkeit das jugendliche Herz schwelgt, als vielmehr wegen der überwältigenden Stärke des Leidens, die dasselbe zu empfinden fähig ist.

Karolinens Eltern gehörten zu einer der kleinen Beamtenfamilien, aus deren Töchtern zumeist die Partnerinnen in unseren früher erwähnten Tanzstunden und Kränzchen bestanden. Sie war das einzige Kind ihrer Eltern und von denselben mit einer für ihre Verhältnisse außergewöhnlichen Sorgfalt erzogen. Obgleich keine regelmäßige Schönheit im strengsten Sinne, galt sie doch unter allen ihren Altersgenossinnen für die anmuthigste und lieblichste Erscheinung. Ihr schlanker Wuchs, das liebliche Oval ihres Gesichts, dem die sanften blauen Augen bei dem schwarzen Haar, das in dichten Flechten ihren feinen Kopf umwand, und bei der Marmorblässe der Gesichtsfarbe einen gleichsam überirdischen Ausdruck verliehen, sowie die elfenhafte Leichtigkeit und Zierlichkeit, mit der sie sich in Gang und Tanz bewegte, machten sie für mich — und nicht für mich allein — bei ihrem ersten Auftreten unter uns zu einer alle anderen Mädchen in Schatten stellenden Erscheinung. Was aber den Zauber vollendete,

den ihr Wesen vom ersten Augenblick an auf mich ausübte, das war der Klang einer Stimme, die man wirklich eine Silberstimme nennen konnte. Karoline war mit mir etwa in gleichem Alter, vielleicht ein halbes oder ein Jahr älter. Als ich sie zuerst sah, war sie nicht lange zuvor von einer Krankheit genesen, und das Glücksgefühl, mit dem sie sich zum ersten Male wieder nach langer Einsamkeit in jugendlich heiterer Gesellschaft bewegte, trug noch dazu bei, den Reiz ihrer eigenthümlichen Erscheinung zu erhöhen. Eine ältere Freundin, welche ihr als Begleiterin diente und mich ihr vorstellte, fügte zugleich hinzu, daß ihr vom Arzt und von den Eltern zur Bedingung gemacht sei, nur einige wenige und nicht zu lebhafte Tänze zu tanzen, da ihre Brust noch von der Krankheit angegriffen sei und zufolge der Mahnung des Hausarztes jedes Uebermaß der Bewegung schädlich werden könne. Dadurch gesellte sich zu der ersten Empfindung, mit der ich mich zu dem lieblichen Wesen sofort hingezogen fühlte, noch jenes Gefühl eines gewissen ängstlich besorgten Mitleids, welches so sehr geeignet ist, unseren Herzensantheil an einem liebenswürdigen Geschöpf zu verstärken.

Doch wie vermöchte der Neunundsechzigjährige die weitere Entwicklung dieser ersten liebenden Antheilnahme zu glühender Leidenschaft, wie das Glück und die Qualen auch nur annähernd darzustellen, die bald nach dieser ersten Begegnung das Herz des Neunzehnjährigen erfüllten, dieses sinnverwirrende Nach- und Nebeneinander von Hoffnung und Verzweiflung, von Eifersuchtsqual und seliger Gewißheit erwiederter Liebesneigung, von dem berauschenden Entzücken des Sehens und Wiedersehens bis zu jenem herzzerreißenden Moment, von dem der Dichter sagt:

„Doch tückisch harrt das Lebewohl zuletzt!“

Von meinem frühesten Knabenalter an hatte es mir, wie das bei phantasievollen Naturen der Fall zu sein pflegt, an Liebschaften mit gleichalterigen jungen Mädchen nicht gefehlt. Fast jede solche Bekanntschaft hatte bei mir meist sofort eine Neigung entzündet, deren Gegenstand je nach den Umständen dem Wechsel unterworfen und mehrmals sogar ohne Verhältniß zu meinem Alter war, da ich — in dieser Beziehung ein echter Germane — überhaupt vor dem weiblichen Geschlecht von früh auf eine Art heiliger Verehrung empfand. Nicht nur Schönheit und Anmuth äußerer Wohlgestalt, sondern vornehmlich auch Lieblichkeit des Sprachtons und musikalische Begabung des Gesanges hatten auf mich von jeher eine unwiderstehliche Anziehungskraft ausgeübt, deren Gewalt sich mit den zunehmenden Jahren mehr und mehr steigerte. Und so waren denn, noch während ich bei meinen Eltern auf dem Lande lebte, so ziemlich alle Predigerstöchter unserer Bekanntschaft und deren zeitweilige Besuchsfreundinnen nach einander in den Kreis meiner knabenhaften Herzensneigungen getreten. Mit meiner Versetzung nach Prenzlau war eine Zeit lang eine Art von Stillstand eingetreten, da die neuen Umgebungen und Verhältnisse, das Gymnasium, die Studien, die lebhaften Freundschaften mit mehreren meiner Schulgenossen in den Vordergrund meiner Interessen und Empfindungen traten. Jetzt aber, im letzten Jahre meiner Gymnasialzeit, im Alter von neunzehn Jahren, fand ich mich von einer Leidenschaft erfaßt, gegen welche gehalten alle meine früheren Herzensneigungen Kinderspiel gewesen waren. Alle die zahlreichen „Rosalinden“ wurden zu blassen Schemen von dem Augenblick an, wo ich meine Julia-Karoline zum ersten Mal erblickt hatte, deren Bild seitdem Tag und Nacht vor meiner Seele stand, wie sie mit dem Kranze von kleinen weißen Rosen im dunklen Haar an meiner Seite im Tanze durch den von Jugend und Fröhlichkeit erhellten Saal geschwebt war. Ich habe eine Rose dieses Kranzes lange Jahre bewahrt. Sie wurde mir später, als ich bereits die Universität bezogen hatte, nachgesandt; aber nicht von der Geliebten, sondern — von der Freundin, welche mit diesem selben Kranze das Haupt der Entschlafenen im Sarge geschmückt hatte! Aber noch heute bewahre ich das kleine Blatt von ihrer Hand, das sie mir beim Abschied als Lebewohl in mein Stammbuch schrieb. Es war das erste und zugleich das letzte Lebewohl!

Denn das Glück dieser ersten tiefen und reinen Jugendliebe war von kurzer Dauer

„Gleich allzu sehr dem Blitz, der nicht mehr ist,
Noch eh' man sagen kann: es blitzt!“

Ich habe von Eifersucht gesprochen.

Sie ward herbeigeführt durch den Umstand, daß mein theuerster Busenfreund Otto W . . . e gleichfalls von Leidenschaft für Karoline entbrannt war. Seine leidenschaftliche Freundschaft für mich, verbunden mit der Entdeckung, daß Karolinens Herz mir gehöre, bewogen ihn indeß, sich mir unter Thränen zu entdecken und mir zu erklären, daß ich fortan bei ihm keinen Grund mehr zur Eifersucht haben werde, da er sich resignirt habe und versuchen wolle, seine Neigung zu unterdrücken. Es gelang ihm, und er hat mir später meinen verzweifelnden Schmerz um die Verlorene durch sein inniges Mitgefühl reichlich tragen helfen. ...

Ich sah die Geliebte selten und fast nur in Gesellschaft Anderer bei Gelegenheit unserer gemeinsamen Tanzgenossenschaft während des letzten Winters. Das Haus ihrer Eltern betrat ich nur ein paar Male, wo ich mich der von der Sitte damals gestatteten Freiheit bediente, mich Tags nach dem Balle um das Befinden meiner Tänzerin zu erkundigen. Desto öfter wandelte ich Abends und selbst Nachts auf und ab unter den alten Lindenbäumen, welche die Straße ihres mit einem Spalier von weißen und rothen Rosen umzogenen kleinen Hauses beschatteten, zuweilen begleitet von meinem Freunde, dem Vertrauten meiner Liebe, noch öfter allein, versunken in selige Trunkenheit und mich begnügend, den Lichtschein durch das Fenster des Zimmers blinken zu sehen, in welchem ich sie weilend wußte, oder den Klang ihrer Stimme zu vernehmen, wenn sie an ihrem alten Clavier eins ihrer Lieblingslieder sang, das sie bei einer Freundin von mir gehört und ich ihr auf ihren Wunsch aus meiner Sammlung abgeschrieben hatte. Kein sinnliches Verlangen erfüllte mich, weder wenn sie mir fern der Gegenstand meiner Sehnsucht war, noch wenn mich ihre Nähe beseligte. Denn diese erste echte Jugendliebe war der reine Ausdruck jener Empfindung, welche „die Sterne nicht begehrt“, jener Liebe, von der der Dichter der Liebe gesungen hat:

„Ach, wer bringt die schönen Tage,
Jene Tage der ersten Liebe,
Ach, wer bringt nur eine Stunde
Jener holden Zeit zurück!“

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Tiberius und das Erbe des Augustus. Von Beulé. Deutsch bearbeitet von Eduard Döhler, Halle.

Ein Ausschnitt aus Beulé's historischer Arbeit wird durch diese Uebersetzung in dankenswerther Weise dem Publicum Deutschlands nahe gebracht. Es ist auch eine Rettung des Tiberius, doch freilich sehr wesentlich von der Ad. Stahr's verschieden. Der Grundgedanke ist: Tiberius war ein Opfer der Lebensbedingungen, in welchen diese römische Welt einen Imperator setzte. Er trat nur das Erbe des Augustus an. Dieser Nachkomme der berühmten Claudia würde unter anderen Umständen in einem freien Lande ein nützlicher Bürger geworden sein. Als der Erbe des Augustus ward er, was er mußte. Ich referire, ohne beistimmen zu können. — Die Uebersetzung ist fließend und in gutem Deutsch.

Molière's Werke, mit deutschem Commentar, Einleitungen und Excursen herausgegeben von Adolf Laun. II. Les femmes savantes. Les précieuses ridicules. Berlin, van Muyden.

Es sind zwei Stücke, welche zusammengehören. Das zweitgenannte einactige, noch etwas possenhaft gehaltene Stück war nur ein erster Entwurf, obwohl von großer culturhistorischer Bedeutung und von einem ganz außerordentlichen Erfolge. Dreizehn Jahre danach erschienen „Die gelehrten Frauen“. Die Frauenbildung und Verbildung war in manchen Punkten modificirt. Die Hauptsache war: der Dichter erweitert nun seine Skizze zu einem ausgeführten Gemälde, er dringt in erschöpfender Gründlichkeit zum Mittelpunkt des socialen Problems. Vier Jahre hatte Molière diese Komödie auf seinem Pulte, bevor er sie aufführen ließ. Wenn dies Stück, meinte er, ihm nicht Unsterblichkeit verschaffe, so werde er sie nicht erreichen.

Frauenbildung ist auch bei uns wunderlich. Die Mißbildungen derselben gehen nach den verschiedensten Seiten ins Ungeheuerliche. Aber wer bringt uns den Molière, dessen Auge das Komische dieser Seite unserer socialen Existenz hinzustellen vermöchte?

So lange der nicht kommt, erfreue man sich denn nur an der Art, wie der Alte seiner Zeit den Spiegel vorzuhalten wußte. Und die Ausgabe, welche hier vorliegt, ist in jeder Beziehung vortrefflich dazu geeignet, einem solchen Zwecke zu dienen.



Die Entwickelung und der gegenwärtige Standpunkt der Witterungskunde.

Von

Wilhelm von Besold.

Wenn man irgend eine Erscheinung auf den Gebieten des Cultur- oder Völkerlebens richtig beurtheilen will, so muß man jederzeit dem Januskopfe gleich den Blick eben so wohl vorwärts als rückwärts werfen, man muß nach den Wurzeln forschen, denen sie entsproßt, und nach den Zielen, zu welchen sie hinstrebt.

So wird sich auch von dem gegenwärtigen Stande der Witterungskunde nur dadurch ein klares Bild entwerfen lassen, daß man diese Wissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwickelung betrachtet.

Wenn man die Witterungskunde als eine Wissenschaft bezeichnet, so mag sich wohl manchem Leser ein Zweifel aufdrängen, ob diese Bezeichnung denn wirklich berechtigt sei. Mancher wird fragen, verdient sie diesen Namen in Wahrheit? Kann man von dem ursächlichen Zusammenhange der ewig wechselnden Erscheinungen, wie sie das uns umgebende Luftmeer darbietet, wirklich Rechenschaft geben, und verdienen gar die Vorhersagungen über die künftige Witterung irgendwie einen höheren Grad von Zuverlässigkeit, als die Prophezeiungen über politische Ereignisse oder über das Steigen und Fallen der Börsencourse?

Thatsächlich kann die Witterungskunde oder Meteorologie mit vollem Rechte den Namen einer Wissenschaft in Anspruch nehmen, wenngleich ihr Alter als solche noch ein sehr jugendliches ist.

Dank dem eigenthümlichen Zuge des menschlichen Geistes, Dinge, die sich jeden Tag dem Blicke darbieten, eben deshalb als alltägliche unbeachtet zu lassen und nur das Seltsame, das Ungewöhnliche mit Eifer zu erfassen, fing man erst sehr spät an, die Witterungserscheinungen mit Aufmerksamkeit zu verfolgen.

Während die Anfänge der wissenschaftlichen Astronomie schon weit über den Beginn unserer Zeitrechnung hinaufreichen, während die alten Culturvölker des Orients den Bewegungen der Himmelskörper mit Achtsamkeit folgten, konnte man noch vor hundert Jahren von den einfachsten Erscheinungen in der Atmosphäre, von der Wolkenbildung, von der Entstehung der Winde u. s. w. sich keine Rechenschaft geben.

Die ganze Erkenntniß auf diesem Gebiete beschränkte sich bis dahin so ziemlich auf jene empirischen Regeln, die Ackersmann und Jäger der Natur abgelauscht haben, und die unter dem Namen der Bauernregeln allbekannt sind. Manche dieser Sätze sind wirklich der Ausdruck einer tiefer liegenden Gesetzmäßigkeit und haben durch die neuere Forschung ihre Bestätigung und richtige Deutung erhalten. Hierher sind besonders diejenigen zu rechnen, welche sich an bestimmte Tage knüpfen, die dann nach dem Heiligen des Kalenders benannt sind, während die auf die beweglichen Feste bezüglichen all und jeder Begründung entbehren. Aber auch bei den Regeln, welche sich auf bestimmte Tage, sogenannte Loos- oder Lurtage beziehen, darf man nicht vergessen, daß hier nicht das Datum den Ausschlag giebt, sondern daß es sich nur um eine bestimmte Epoche des Jahres handelt, so daß das betreffende Ereigniß gerade so gut mehrere Tage früher oder später eintreten kann. Dies gilt z. B. von den Kälterückfällen im Mai, welche im Volksmunde in den sogenannten Eisheiligen ihren Ausdruck gefunden haben.

Im Uebrigen dachte man sich das ganze Mittelalter hindurch die Witterungserscheinungen wie überhaupt alle Ereignisse auf der Erde in vollkommener Abhängigkeit von den Gestirnen, und dieser dunkle Mysticismus behauptete auf diesem Gebiete seine Stellung sogar noch etwas länger als anderwärts. Genau nach denselben Regeln, nach welchen man überhaupt die Zukunft aus dem Laufe der Gestirne — das Einzige, was man wirklich vorhersagen konnte — zu enthüllen suchte, bemühte man sich auch die kommende Witterung abzuleiten, und gerade so entstanden die Wetterprophezeiungen in den Kalendern, welche sich auch heutigen Tages noch nicht ganz aus denselben verbannen ließen.

Wenn sie sich auch unzählige Male als unrichtig erwiesen, so that dies ihrem Ansehen doch nicht den geringsten Eintrag, da ein in solchen Dingen träger, und für scharfe Beobachtungen vollkommen unfähiger Geist in jedem zufälligen Eintreffen der überdies möglichst dunkel und vieldeutigen Prophezeiung einen unumstößlichen Beweis für deren Glaubwürdigkeit sah, während er die ungleich häufigeren Fälle des Fehlschlagens einfach unbeachtet ließ und der Vergessenheit übergab.

Noch heutzutage sind die Nachklänge dieser vom Mysticismus beherrschten Anschauungsweise fühlbar. Noch immer begegnet man Leuten, welche dem Monde und dessen wechselnden Lichtgestalten eine große Bedeutung für die Witterung beilegen, obwohl dieser Einfluß durch die Wissenschaft schon längst auf ein äußerst bescheidenes Maß zurückgeführt ist. Solche Leute bestärken sich in ihrem Vorurtheile durch dieselben Fehlschlüsse, deren eben erwähnt wurde. Jeder Fall, der ihrer Meinung entspricht, wird mit Eifer erfaßt und dem Gedächtnisse eingeprägt, während alle dagegen sprechenden Fälle großentheils kaum zum Bewußtsein gebracht und sofort vergessen werden. Wie häufig wird dem zwischen Wolken hervortretenden Monde das Verdienst zugeschrieben, die Wolken vertheilt zu haben, während man bei dicht überzogenem Himmel einfach nicht daran denkt, daß der Mond hinter dieser Wolkendecke verborgen sei.

Von dem Verfahren, nur die seinen Anschauungen und Wünschen entsprechenden Thatsachen zu bemerken, die gegentheiligen aber einfach unbeachtet zu lassen, macht der Mensch auf allen Gebieten nur zu gern Gebrauch, und diese Gewohnheit bildet eines der mächtigsten Hindernisse für den Fortschritt in der Erkenntniß der Dinge und des eigenen Ich.

Man würde jedoch Unrecht thun, wollte man die späte Entwickelung der Meteorologie ausschließlich auf die eben erwähnten psychologischen Einflüsse schieben, man darf vielmehr ja nicht vergessen, daß die Beobachtung der Witterungserscheinungen keineswegs so einfach ist, als es auf den ersten Blick wohl bedünken möchte. Hat man es doch hier nicht mit Dingen zu thun, die sich neben einander dem Forscher zur ruhigen Betrachtung darbieten, sondern mit Vorgängen, welche in stetem Wechsel und steter Veränderung auf einander folgen. Nur wenn man deren Verlauf während langer Zeiträume klar vor Augen hat, kann man hoffen, Gesetze in denselben zu entdecken.

Man bedarf zu dem Ende einer geschriebenen Geschichte der Witterung, man

muß Aufzeichnungen haben, welche für lange Folgen von Jahren die meteorologischen Erscheinungen jedes einzelnen Tages in unzweideutiger Weise enthalten. Solche Aufzeichnungen sind aber ganz unmöglich, so lange man die menschlichen Sinne nicht durch besondere Hülfsmittel, durch Instrumente, unterstützt und verschärft.

Unser Gefühl für Temperaturen, unser Urtheil über die Stärke bestimmter Phänomene, z. B. über die Heftigkeit eines Sturmes, sind viel zu unbestimmt und schwankend, als daß man darauf Schlüsse bauen könnte. Wie wenig Vertrauen man auf solche Angaben setzen darf, dies sieht man am besten, wenn man in unseren Tagen Stimmen, wie sie sich bei ungewöhnlichen Witterungserscheinungen im Publicum, vielleicht sogar in der Presse, laut machen, mit den Jahrbüchern der meteorologischen Observatorien vergleicht. Da trifft es sich gar häufig, daß man der Behauptung begegnet, daß selbst die ältesten Leute sich keiner solchen Kälte oder keines solchen Sturmes erinnern könnten, während man in den Registern findet, daß kaum ein Jahrzehnt vergangen ist, seit das Thermometer eben so tief gestanden, oder der Sturm eben so stark geblasen hat.

Die Entwickelung der Meteorologie ist deshalb auf das Engste mit der Erfindung bestimmter physikalischer Instrumente verknüpft, erst seitdem man Hülfsmittel besitzt, um den Druck der Luft und die Temperatur, um die Stärke des Windes und die Mengen des Regens zu messen, erst von diesem Zeitpunkte an konnte man daran denken, wirklich verläßliche Aufzeichnungen über das Wetter zu machen.

Trotzdem hatten aufmerksame Beobachter der Natur die eben erwähnten Schwierigkeiten wenigstens einigermaßen zu heben oder, richtiger, zu umgehen gewußt. Sie verfolgten nämlich mit Achtsamkeit die von der Witterung abhängigen Erscheinungen der Thier- und Pflanzenwelt. So findet man z. B. in manchen alten Notizen die Zeitpunkte des Erblühens verschiedener Pflanzen, des Reifens der Früchte, des Abfallens der Blätter, sowie der Ankunft und Abreise unserer Wandervögel angegeben. Derartige Aufzeichnungen haben eine große Bedeutung und noch heutzutage bilden sie eine Ergänzung der meteorologischen Beobachtungen und werden deshalb an einzelnen Stationen, die man „phänologische" nennt, fortgesetzt.

Aber so werthvoll auch solche Beobachtungen als ein Nothbehelf sein mögen, zur Grundlage für exacte meteorologische Untersuchungen eignen sie sich nicht, hierfür bedarf man unbedingt besonderer Instrumente, welche gestatten, die Erscheinungen nach Maß und Zahl zu fixiren.

Hier sind es nun vorzugsweise zwei Instrumente, die als Basis für fast alle meteorologischen Forschungen dienen, das Barometer und das Thermometer. Beide sind verhältnißmäßig jungen Datums. Das Barometer verdankt man Toricelli, einem Schüler Galilei's, der es um das Jahr 1643 erfand, das Thermometer hat erst nach vielen fruchtlosen Bemühungen seine heutige Gestalt angenommen und Verschiedene müssen sich in das Verdienst der Erfindung theilen. Eine scharf bestimmte Scala erhielt es erst im Jahre 1709 durch Fahrenheit, und erst von jenem Zeitpunkte an konnte man daran denken, das Instrument wirklich zu Messungen zu benutzen.

Das Barometer wird im gemeinen Leben auch oft schlechthin „Wetterglas" genannt. Dieser Name ist streng genommen nicht richtig, sein wahrer Zweck ist nur, den Druck der Luft zu bestimmen. Man versteht dies am besten, wenn man daß Instrument in seiner einfachsten Gestalt betrachtet. Man denke sich eine auf einer Seite geschlossene Glasröhre, die aber jedenfalls mehr als 76 Centimeter lang sein muß, vollkommen mit Quecksilber gefüllt, verschließe sie mit dem Finger, und öffne erst wieder, nachdem man dieses Ende unter Quecksilber gebracht hat, dann wird nur ein wenig Quecksilber ausfließen, das übrige bleibt in der Röhre (Fig. 1). Fügt man noch einen Maßstab bei, so ist das Barometer fertig. Dieser Versuch lehrt, daß auf dem Quecksilber des Gefäßes ein Druck, der Luftdruck, lastet, der dem Drucke der Quecksilbersäule in der Röhre das Gleichgewicht hält, und mithin durch die Höhe dieser Säule gemessen wird. Mit diesem einfachen Instrumente stimmen im Principe alle Barometer überein, wenn man ihnen auch aus praktischen Rücksich-

ten jene Formen gegeben hat, wie sie allbekannt sind.

Der Druck der Luft steht nun in engem Zusammenhange mit der Windrichtung und zwar nicht nur mit der in den tiefsten Schichten der Atmosphäre herrschenden, über welche uns auch die Windfahne Aufschluß giebt, sondern auch mit jener in den höheren Regionen, so daß eine Aenderung in der Richtung des Windes sich am Barometer bereits kenntlich macht, wenn der einfallende Luftstrom noch nicht bis zur Erdoberfläche herabgedrungen ist. Hierauf beruht im Wesentlichen die Anwendung des Barometers zur Vorhersage der Witterung.

Solche Schlüsse auf die künftige Witterung werden sich demnach vorzugsweise auf das Steigen oder Fallen der Quecksilbersäule stützen, während deren absoluter Stand für diesen Zweck von viel geringerer Bedeutung ist. Deshalb hat auch die Wettertafel, wie sie den gewöhnlichen Barometern beigegeben ist, nur geringe Berechtigung. Der wissenschaftliche Meteorologe sieht nur nach dem Maßstabe, die Höhe der Quecksilbersäule ist es, worauf es ihm allein ankommt. Da jedoch das Barometer eines der wenigen Instrumente ist, welche sich beinahe in jedem Hause befinden, so mag doch noch mit zwei Worten erwähnt werden, wie eigentlich diese Wettertafeln angebracht werden. Man muß nämlich vor Allem den, für verschiedene Orte im Allgemeinen verschiedenen, mittleren Barometerstand jenes Ortes kennen, für welchen das Instrument bestimmt ist, an diese Stelle wird dann „Veränderlich“ geschrieben, während man darüber verschiedene Bezeichnungen für schönes, darunter jene für schlechtes Wetter setzt. Ueberträgt man das Instrument an einen anderen Ort mit anderer Höhe über dem Meere, so müßte man selbstverständlich diese Wetterbezeichnungen an andere Stellen setzen, sie verlieren ihre Bedeutung vollständig.

Wenn man aber auch nach dem eben Gesagten das Barometer nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes als Wetterglas betrachten kann, so bleibt es trotzdem noch immer das wichtigste Instrument des Meteorologen und darf an keinem Observatorium fehlen.

Tägliche Aufzeichnungen über den Stand des Barometers und Thermometers existiren für einige Orte ungefähr seit Mitte des vorigen Jahrhunderts. Solche Notizen erhalten aber erst erhöhten Werth, wenn sie an verschiedenen Punkten nach gleichem Plane und mit streng vergleichbaren Instrumenten ausgeführt werden. Erst dann ist man im Stande, auch für den einzelnen Ort einen Einblick in den Gang der Witterung zu gewinnen, die ja nicht nur durch den dort herrschenden Zustand der Atmosphäre, sondern den sämmtlicher in weitem Umkreise gelegenen Punkte mit bedingt wird.

Die erste Anregung zur Begründung eines systematisch geleiteten Beobachtungsnetzes ging von Deutschland aus. Mit der von dem Kurfürsten Karl Theodor gestifteten Pfälzischen Akademie in Mannheim wurde eine besondere meteorologische Gesellschaft verbunden, deren Thätigkeit sich über ein weites Gebiet erstreckte. Nicht blos in Pfalz-Baiern und im übrigen Deutschland wurden Stationen errichtet und mit ganz gleichartigen Instrumenten versehen, für deren Benutzung äußerst zweckmäßige Instructionen gegeben wurden, sondern auch auf Frankreich, Italien, England, Rußland, Dänemark, auf die Niederlande u. s. w. dehnte sich das Unternehmen aus. Die Beobachtungen sämmtlicher Stationen wurden alsdann in Mannheim in vollkommen gleichartiger und sehr übersichtlicher Weise veröffentlicht. Obwohl diese Publicationen kaum etwas mehr als ein Decennium umfaßten, da dieses friedliche Unternehmen durch die gewaltigen politischen Umwälzungen, welche am Schluß des vorigen und am Anfang unseres Jahrhunderts die Welt erschütterten, nur zu bald unterbrochen wurde, so enthalten sie trotzdem das werthvollste Material und bildeten beinahe fünfzig Jahre lang die einzige Grundlage für die meteorologische Forschung. Der Ruhm für die große Leistung im Dienste der Wissenschaft gebührt neben dem fürstlichen Protector, der sich der Sache sehr warm annahm, vor Allem dem einsichtsvollen Leiter des Ganzen, dem Pater J. J. Hemmer.

Es war gewiß eine ganz richtige Auffassung der Sachlage, wenn man Ende des vorigen und am Anfange des jetzigen Jahrhunderts es als die wichtigste Aufgabe betrachtete, einfach Material anzu-

häufen. Thatsächlich haben auch diese an sich so trockenen Sammlungen von Zahlen einen weit höheren Werth, als alle Versuche, eine wirkliche Theorie zu begründen, und die Erscheinungen zu erklären, damals haben konnten.

Erst nach Anhäufung hinreichender Beobachtungsdaten war daran zu denken, allgemeine Schlüsse zu ziehen und Gesichtspunkte zu gewinnen für neue Untersuchungen. Hiermit trat aber die Wissenschaft in eine neue Phase ein, die auch der Geschichte derselben einen anderen Charakter aufprägt.

Während in dem Stadium des reinen Sammelns von Thatsachen die Person des Beobachters vollkommen in den Hintergrund tritt, während der einzelne Mitarbeiter an einem solchen Werke für seinen Fleiß, seine Gewissenhaftigkeit und Hingebung an die Sache keinen anderen Lohn erwarten kann, als das Bewußtsein, Steine herbeigetragen zu haben zu einem künftigen Bau, so concentrirt sich in den Zeiten der Verarbeitung des Gesammelten der Fortschritt der Wissenschaft wesentlich auf einzelne Persönlichkeiten.

Und hier ist es nun vor Allem ein Name, der weit hervorleuchtet vor anderen, der Name eines Mannes, der mit ungewöhnlichem Scharfsinne und weittragendem Blicke des Geistes in meisterhaften Zügen den Plan zu zeichnen verstand, nach welchem die einzelnen Bausteine zum Ganzen zu fügen sind und die Wege anzugeben, welche die weitere Forschung einzuschlagen habe: A. v. Humboldt.

Obgleich er selbst nur wenige meteorologische Untersuchungen ausführte, so wirkten doch diese wenigen um so befruchtender und anregender. Dies gilt vor Allem von einer, dem äußeren Umfange nach höchst bescheidenen, Abhandlung über die Wärmevertheilung an der Erdoberfläche. Dort zeigt er, wie man die Temperaturverhältnisse auf der Erde kartographisch darstellen könne und gab damit zugleich den Weg an für die Behandlung ähnlicher Probleme, eine Bahn, auf der nach ihm besonders Dove mit so außerordentlichem Erfolge weiterschritt. Man kann wohl behaupten, daß durch diese Untersuchungen Humboldt's der Grund gelegt worden sei zu der eigentlichen physikalischen Geographie.

Noch eingreifender aber als seine eigenen Forschungen war sein persönlicher Einfluß, durch welchen er die Regierungen für die thatkräftige Unterstützung und Pflege der Witterungskunde zu gewinnen wußte. Zunächst veranlaßte er in der ersten Hälfte der dreißiger Jahre unseres Jahrhunderts die Organisation eines Beobachtungsnetzes in dem ausgedehnten russischen Reiche, eines Netzes, welches seitdem fortgesetzt, erweitert und musterhaft geleitet wurde, eines Netzes, das sich gegenwärtig von der Ostsee bis zum Amurlande und dem Busen von Ochotzk, von Archangel am weißen Meere bis nach Tiflis in Georgien und bis Taschkent in Turkestan erstreckt, und das sogar Peking in sich faßt, wo der russischen Gesandtschaft ein besonderes Observatorium beigegeben ist.

Diesem Beispiele folgten der Reihe nach Preußen und Oesterreich, welche im Jahre 1848, und Nord-Amerika, das 1849 ein Beobachtungsnetz ins Leben rief. Die gelehrten Gesellschaften Englands errichteten Reihen von meteorologischen Observatorien in Großbritannien und in den verschiedenen Colonien und sämmtliche Culturstaaten gründeten allmälig ähnliche Institute in ihren Gebieten. Nicht vergessen darf man jedoch, daß Württemberg, Dank der Thätigkeit des Oberstudienrathes Dr. v. Plieninger, der mit einigen gleichgesinnten Männern den „Württembergischen Beobachterverein" ins Leben rief, bereits seit 1825, also seit einem Zeitpunkte, welcher noch vor jenen der eben genannten großartigeren Schöpfungen liegt, ein Netz von Stationen besitzt, das freilich auch erst seit neuerer Zeit eine bedeutende Erweiterung erfahren hat.

Um ein Bild zu gewinnen von dem Umfange, zu welchem diese Unternehmungen im Laufe der Zeit angewachsen sind, dürften vielleicht einige Angaben willkommen sein über die Anzahl der in den verschiedenen Beobachtungsnetzen im Anfang der siebziger Jahre thätigen meteorologischen Stationen. Ich entnehme sie der „Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie von Jelinek und Hann, Bd. VII, S. 353" (vergl. Behm, Geogr. Jahrb. IV.) und führe jene Stationen, an welchen nur die Mengen der gefallenen Niederschläge verzeichnet sind, und die

man deshalb Regenstationen nennt, besonders an.

Nach der angegebenen Quelle findet man, daß um die genannte Zeit Rußland 62 Stationen besaß nebst 50 Regenstationen, Schweden 39, Norwegen 53. In Großbritannien waren 141 Stationen thätig und 1096 Regenstationen. In Belgien 6, in den Niederlanden 7 vollständige und 25 Regenstationen, in Dänemark 12 vollständige und 14 Regenstationen.

Das norddeutsche (preußische) Beobachtungsnetz umfaßte mit Einschluß von Mecklenburg, Baden und Württemberg 153 Stationen, wovon 22 auf Württemberg und 14 auf Baden treffen. Sachsen besitzt ein eigenes Netz mit 25 Stationen. In Baiern bestehen einschließlich der 8 seit 1868 zu forstlichen Zwecken errichteten 10 Stationen. Oesterreich hat 173, die Schweiz 66. Frankreich zählte ohne Elsaß-Lothringen 32 vollständige und 112 Regenstationen. Italien hat 51, Spanien 29, Portugal 7 und die Türkei 8 Stationen.

Das nordamerikanische Netz umfaßt 449 Stationen. In Ostindien und auf Ceylon findet man beziehungsweise 56 und 12 vollständige, sowie 98 und 15 Regenstationen. Sogar Australien weist mit Einschluß von Neuseeland und Tasmanien 86 Stationen auf, wovon jedoch mehr als die Hälfte nur Regenstationen sind.

Mit dieser Vermehrung der Beobachtungsstationen gingen aber auch wesentliche Verbesserungen der Instrumente Hand in Hand. So fing man z. B. an, Apparate zu construiren, welche ohne weitere Beihülfe selbst die Beobachtungen verzeichnen, wodurch das mühsame und zeitraubende Ablesen vermieden und zugleich sichere Gewähr dafür geboten wird, daß keine ungewöhnliche Erscheinung der Aufmerksamkeit entgehe, und jetzt giebt es eine beträchtliche Anzahl von Orten, an welchen in jeder Secunde des Tages und der Nacht unablässig die fleißigsten und zuverlässigsten Beobachter thätig sind: Maschinen.

Um eine Vorstellung von dem Wesen solcher Instrumente, welche man selbstregistrirende nennt, zu erhalten, dürfte es vielleicht zweckmäßig sein, beispielsweise eines derselben wenigstens seinen Grundzügen nach zu beschreiben. Am besten eignet sich hierzu eine Windfahne. (S. d. Figur 2.)

Man denke sich eine solche Fahne fest mit der Stange verbunden, an welcher sie sitzt, so in Lagern und Büchsen angebracht, daß das ganze System jeder Aenderung der Windrichtung Folge leistet. Die Stange geht durch das Dach in das Innere des Observatoriums, dort ist die Stange mit einer Walze versehen, um welche sich eine Hervorragung in Form einer Schraube schlingt.

Dieser Schraubengang drückt gegen ein Papier, welches auf einer anderen Walze befestigt und eigenthümlich präparirt ist, so daß die Berührungsstelle schwarz erscheint, wie wenn man die Schraubenlinie mit Reißblei oder schwarzer Farbe bestrichen hätte.

Dreht sich nun die Fahne und mit ihr die Walze mit der Schraubenlinie, so rückt jene Berührungsstelle nach oben oder unten, je nachdem die Bewegung der Stange in dem einen oder in dem anderen Sinne erfolgt.

Man kann demnach aus der Höhe des Berührungspunktes die Stellung der Fahne und mithin die Windrichtung entnehmen und kann diese sofort ablesen, wenn man das Papier mit horizontalen Strichen versieht und auf diesen die Windrichtungen aufzeichnet.

Wäre nun die mit dem Papier versehene Walze vollkommen unbeweglich, so würde der Schraubengang bei Drehungen der Fahne nur einen verticalen Strich beschreiben, und man könnte nachträglich nicht mehr entscheiden, in welchem Augenblicke dieser oder jener Punkt des Striches gezeichnet wurde.

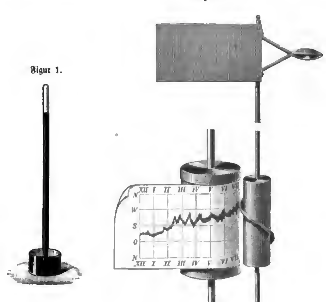
Nun ist aber die mit Papier überzogene Walze mit einem Uhrwerke verbunden, so daß sie während 24 Stunden je eine Umdrehung macht. Hierdurch wird in jedem Augenblicke dem Schraubengange ein anderer Theil des Papiers gegenübergestellt, und nun liefert die combinirte Bewegung von Windfahne und Papier eine Zeichnung, aus welcher man nachträglich entnehmen kann, welche Windrichtung zu einem gegebenen Zeitpunkte herrschend war.

Um das Gesagte anschaulich zu machen, ist in der Zeichnung das Papier theilweise

von dem Cylinder abgewickelt dargestellt. Die auf diesem abgewickelten Stücke befindliche Curve würde nun beispielsweise aussagen, daß an dem betreffenden Tage um 12 Uhr Südost geweht habe, daß dieser im Laufe des Nachmittags durch Süd nach Südwest umgesprungen sei, und daß zugleich die Windfahne heftige Bewegungen um ihre Gleichgewichtslage ausgeführt habe. Es ist dies demnach das Bild der Windrichtungen von einem ten Witterungskunde von jenem Zeitpunkt an, wo wir oben diesen Gegenstand verlassen hatten.

Man kann sagen, daß der ganze Zeitraum von der Mitte des zweiten Decenniums bis zum Ende der vierziger Jahre der Aufgabe gewidmet wurde, mit Hülfe des bereits vorhandenen Beobachtungsmaterials, und hierbei ist das der Academia palatina an erster Stelle zu nennen, das Bild von den Bewegungen der


Figur 2.



Figur 1.

Tage, an dem schlechtes, stürmisches Wetter eintritt.

Aehnlich wie bei dem eben beschriebenen Apparate die Windrichtungen mechanisch aufgezeichnet werden, so giebt es andere, welche dessen Stärke, wieder andere, welche den Stand von Barometer und Thermometer, die Mengen der gefallenen Niederschläge oder den Stand der Magnetnadel selbstthätig niederschreiben.

Nach dieser Abschweifung über die allmälige Ausbildung des meteorologischen Beobachtungssystems wenden wir den Blick wieder auf die Entwicklung der gesammten Atmosphäre, von der Vertheilung der Wärme und der Niederschläge wenigstens in seinen Hauptzügen festzustellen, eine Arbeit, an der sich die deutschen Forscher Dove und Kämtz in hervorragender Weise betheiligten. Dabei war das Augenmerk vor Allem auf die Ermittelung von Durchschnittswerthen gerichtet, um gewissermaßen Schemata zu erhalten für einen Tag, für ein Jahr u. s. w., wie sich diese im Mittel als Typen darstellen, indem man von dem ganz richtigen Grundsatze ausging, daß man zu der Beurtheilung einzelner und außergewöhnlicher Erschei-

nungen zuerst die normalen Vorgänge kennen müsse. Dem entsprechend trat auch die geographische Seite der Meteorologie ziemlich in den Vordergrund. Dabei waren alle diese Forschungen wesentlich aus rein wissenschaftlichem Interesse entsprungen. Denn wenn man sich auch stets darüber klar war, welch' hohe Bedeutung ein vollkommener Einblick in die Witterungsverhältnisse für Schifffahrt und Landwirthschaft gewähren müßte, und wie werthvoll sichere Wetterprophezeiungen sein könnten, so mußte doch damals die Erreichung jenes Zieles noch in so weiter Ferne liegend scheinen, daß man kaum daran denken konnte, von den Früchten des eigenen Schaffens in diesem Sinne selbst noch zu kosten.

Da wurde mit einem Male die praktische Seite betont und zwar mit solchem Nachdruck und mit so richtiger Würdigung der Verhältnisse, daß es leicht war, Mitarbeiter in großer Zahl zu gewinnen.

Die Anregung ging diesmal von dem specifisch praktischen Amerika aus und zwar von dem amerikanischen Capitän Maury.

Er wies darauf hin, welch enormen Werth es für die Schifffahrt haben müßte, wenn man die Summe von Erfahrungen über Wind und Wetter, welche bisher jeder einzelne Seemann machen mußte, nach einem gemeinsamen Plane sammeln und bearbeiten würde.

Bei solchem Zusammenwirken müsse es gelingen, in einem einzigen Jahre einen reicheren Schatz von Beobachtungen zu gewinnen als sonst während des längsten und bewegtesten Seemannslebens. Die Erfahrungen von Tausenden in Form weniger einfacher Sätze oder selbstredender Zahlen jedem Einzelnen zugänglich zu machen, das war die Aufgabe, die sich Maury gestellt, und die er meisterhaft zu lösen verstand.

Nachdem er schon während der vierziger Jahre viele amerikanische Seeleute für sein Unternehmen gewonnen, und die Beobachtungsjournale von vielen Schiffen zur Aufstellung sogenannter Sailing Directions (Segelrouten) verarbeitet hatte, gelang es ihm, im Jahre 1853 einen Congreß von Vertretern beinahe aller seefahrenden Nationen in Brüssel zu Stande zu bringen und dort den Grund zu legen für eine die ganze Erde umspannende Association zum Zwecke gemeinsamer Untersuchungen.

Man richtete eine Aufforderung an die Schiffscapitäne, nach bestimmtem Plane zu beobachten, und bot ihnen als Gegenleistung die neuesten durch diese Bemühungen gewonnenen Wind- und Stromkarten, d. h. jene eben genannten Sailing Directions. Den Befehlshabern der Kriegsschiffe wurde die Theilnahme an dem Unternehmen zur Dienstsache gemacht. Die Beobachtungsjournale sollten sämmtlich nach Washington geschickt werden, um dort unter Maury's Leitung ihre Bearbeitung und Verwerthung zu finden.

Der Erfolg war ein außerordentlicher. Nach wenigen Jahren hatte man einen sehr vollständigen Einblick in die Bewegungen des Meeres und der darauf lastenden Atmosphäre gewonnen, so daß man für jeden Monat besondere Segelrouten aufstellen konnte. Man war bald im Stande, dem Schiffer vorherzusagen, welche Witterungsverhältnisse er zu irgend einer Zeit des Jahres an einer beliebigen Stelle der Meere zu erwarten habe, welchen Strömungen er begegnen werde, und wie er aus deren Benutzung Vortheil ziehen könne.

Diese Angaben haben sich als so richtig erwiesen, daß sämmtliche Seereisen sehr beträchtlich abgekürzt wurden, daß man z. B. im Jahre 1860 zur Fahrt von London nach Australien etwa 97 und zur Rückfahrt nur mehr 63 Tage gebrauchte, während man zehn Jahre früher sowohl hin als zurück mit den gleichen Schiffen etwa 124 Tage nöthig hatte, was im Ganzen einer Ersparniß von nahezu 100 Tagen entspricht. In runden Zahlen kann man sagen, daß die ganze Reise von 250 auf 150 Tage herabgesetzt wurde.

Diese überraschenden Erfolge auf dem maritimen Gebiete mußten natürlich auch auf die verwandten Bestrebungen auf festem Lande ihre Rückwirkung äußern, und sie trugen nicht wenig zu jener großartigen Ausbildung der Beobachtungsnetze bei, von der oben die Rede war.

Besonders befruchtend erwies sich diese Anregung dadurch, daß auch die Stationen des Festlandes zur Mitarbeit im Dienste des Seewesens herangezogen wurden.

Nachdem man nämlich erkannt hatte, daß die Stürme in ziemlich fest bestimmten Bahnen und nach bestimmten Gesetzen weiterschreiten, so lag der Gedanke nahe, mit Hülfe des elektrischen Telegraphen dem Sturme voranzueilen und die bedrohten Gegenden im Voraus von der herannahenden Gefahr in Kenntniß zu setzen.

Aus der Verwirklichung dieses Gedankens entwickelte sich zunächst in England und Holland das System der Sturmwarnungen und endlich die eigentliche Wettertelegraphie, die besonders in Nordamerika in neuester Zeit eine feste Organisation erhalten hat, während ihre Anfänge eben da schon bis zum Ende der vierziger Jahre zurückreichen.

Hier ist nun der Ort, um etwas über die Vorhersage der Witterung zu sprechen, eine Aufgabe, deren Lösung bekanntlich von jeher in weitesten Kreisen das größte Interesse erregte.

Bis vor Kurzem befand man sich in dieser Hinsicht in äußerst mißlicher Lage, und dies gilt auch heute noch für Alle, denen telegraphische Witterungsberichte nicht zugänglich sind. So lange man nämlich nur auf die Beobachtung der an dem Orte selbst wahrnehmbaren Erscheinungen angewiesen ist, wird man es in der Vorhersage der Witterung kaum weiter bringen als zu jener Uebung des Blickes, der man häufig bei Landwirthen und Forstleuten begegnet, welche aus dem Ansehen des Himmels im Zusammenhalte mit dem Stande des Barometers sich ein Urtheil bilden über die während der nächsten Stunden oder im günstigsten Falle während des kommenden Tages zu erwartende Witterung.

Ganz anders, wenn man durch Vermittelung des elektrischen Telegraphen über die Witterungsverhältnisse in einem weiten Umkreise unterrichtet ist. Wenn man durch solche telegraphische Berichte in den Stand gesetzt ist, sich ein wenn auch nur annähernd richtiges Bild zu entwerfen über den Zustand der Atmosphäre oberhalb einer ausgedehnten Länderstrecke, wie z. B. über ganz Europa oder über dem Territorium der Vereinigten Staaten von Nordamerika, dann kann man auch mit ziemlicher Sicherheit auf die Veränderungen schließen, welche innerhalb der nächsten Stunden oder Tage zu erwarten sind. Und hier ist es nun, wo vor Allem das Barometer sein Recht behauptet als wichtigstes meteorologisches Instrument. Dies übersieht man leicht aus folgender Betrachtung. Gesetzt, man beobachte an mehreren mäßig von einander entfernten Orten gleichzeitig einen verschiedenen Stand des Barometers, so heißt dies doch nichts Anderes, als daß über diesen Orten verschieden schwere Luftsäulen lasten, und mithin das atmosphärische Gleichgewicht eine Störung erlitten hat. Die Folge davon wird sein, daß Luft von der Gegend höheren nach jener geringeren Druckes strömt. Man hat demnach einen Wind in jener Richtung zu erwarten, in welcher diese Gleichgewichtsstörung am beträchtlichsten ist, und zwar wird dieser Wind um so heftiger sein, je größer die Differenz der Barometerstände für eine gegebene Entfernung ist. Diese Betrachtung wäre jedoch nur vollkommen richtig, wenn unsere Erde sich in absoluter Ruhe befände, da dies aber nicht der Fall ist, so erleiden die Winde eine Ablenkung von der Richtung, welche man nach dem eben Gesagten zu erwarten hätte, und glücklicherweise dankt man den Forschungen des holländischen Meteorologen Buys-Ballot die Kenntniß des Gesetzes, nach welchem diese Ablenkung erfolgt, und so ist man trotz der durch die Drehung der Erde herbeigeführten Complication im Stande, die Windrichtung annäherungsweise zu bestimmen, wenn der Stand des Barometers für eine größere Zahl von Orten gegeben ist. Um nun einen besseren Ueberblick zu gewinnen über den Verlauf des atmosphärischen Druckes an einem bestimmten Stücke der Erdoberfläche, bedient man sich der graphischen Darstellung. Eben so wie Humboldt zuerst die mittleren Jahrestemperaturen und dann die Mitteltemperaturen für Sommer und Winter für die ganze Erdoberfläche durch eine Karte versinnlicht hat, gerade so wie später Dove das Gleiche, aber für kürzere Zeiträume, nämlich für Monate, gethan, und wie man dann dieselbe Methode auf die verschiedensten meteorologischen Elemente angewendet hat, eben so stellt man in der Gegenwart den atmosphärischen Zustand gegebener Augenblicke graphisch dar. Solche Karten, welche sich auf einen bestimmten Mo-

ment beziehen, nennt man synoptische Karten, und sie bilden die wesentlichste Grundlage für ein so detaillirtes Studium des Verlaufes der Witterung, wie es für die Vorhersagung derselben unerläßlich ist.

Man beschäftigt sich an verschiedenen Centralstationen mit der Construction solcher synoptischer Karten für jeden Tag, ja, an manchen sogar für mehrere Zeitpunkte eines jeden Tages. Bei diesen Karten spielen nun Linien, welche die Orte gleichen Barometerstandes mit einander verbinden, die sogenannten Isobaren, die hervorragendste Rolle. Hat man sich durch anhaltende Beschäftigung mit solchen Karten eine bedeutende Uebung in deren Deutung erworben, so kann man die telegraphisch einlaufenden Berichte sogleich in vorbereitete Netze eintragen und wenigstens eine rohe Skizze der Karte für den betreffenden Tag entwerfen und daraus Schlüsse ziehen auf die während der nächsten Stunden oder während des nächsten Tages zu erwartende Witterung.

Diese wenigen Worte werden genügen, um die Bedeutung telegraphischer Witterungsberichte ins rechte Licht zu setzen. Hinsichtlich der Art und Weise, wie man diese Berichte dem Publicum zugänglich macht, schlägt man verschiedene Wege ein.

In Europa begnügt man sich im Allgemeinen damit, die an den Centralstationen einlaufenden Depeschen möglichst rasch (wenigstens im Auszuge) den größeren Zeitungen mitzutheilen oder auch sie wiederum telegraphisch nach den Hafenplätzen gelangen zu lassen und sie dort durch Anschlag bekannt zu geben, ohne einen weiteren Commentar oder eine Vorhersagung damit zu verknüpfen. Nur in dem Falle, wo ein heftiger Sturm zu erwarten ist, werden verschiedene an der Küste gelegene Punkte, die sogenannten Sturmstationen, sofort benachrichtigt, um die Schiffe durch weithin sichtbare Signale von der ihnen drohenden Gefahr in Kenntniß zu setzen. Man beschränkt das Hissen der Warnungssignale auf die eben genannten Fälle, da man in Erfahrung brachte, daß durch zu häufige Warnungen, wie sie erforderlich sind, wenn man bereits schwächere Stürme oder heftigere Winde berücksichtigen will, die Schiffer nur beunruhigt werden, ohne wesentlichen Gewinn zu ziehen. Das im Anfange der sechziger Jahre vom Admiral Fitz Roy in England eingeführte Sturmwarnungssystem zog sich eben aus dem angegebenen Grunde die Mißgunst der Seefahrer zu. Auch von der Veröffentlichung eigentlicher Wetterprophezeiungen sieht man in Europa vorerst noch ab, da man durch allenfallsige, in dem gegenwärtigen jugendlichen Stadium dieses Wissenszweiges immerhin noch leicht mögliche Irrthümer das Ansehen der ganzen Sache nicht gefährden will.

Anders in Amerika, wo man die Wettertelegraphie bereits in sehr großartiger Weise organisirt und auch auf das Binnenland ausgedehnt hat. Es interessirt vielleicht manchen Leser, hierüber etwas zu erfahren. Ich entnehme deshalb die folgenden Angaben der Zeitschrift der österreichischen Gesellschaft für Meteorologie, Bd. VII, S. 321 ff. In Amerika besitzt die Wettertelegraphie eine militärische Organisation, und zwar liegt sie einer Branche ob, welche den Namen des Signal Service führt und etwa unserer Militär-Telegraphen-Abtheilung am nächsten kommt. In dem Amte des Vorstandes des betreffenden Departements (Chief Signal Officer), Brigade-General A. Myer zu Washington, besteht eine eigene Abtheilung für „Telegramme und Berichte zum Besten des Handels", d. h. für telegraphische Witterungsberichte. Mit dem Centralamte zu Washington stehen 55 andere Stationen in Verbindung, welche dreimal täglich genau zu derselben (Washingtoner) Zeit ihre Beobachtungen anstellen und sofort telegraphisch einsenden. Indem man die Telegraphenlinien in eigenthümlicher Weise mit einander verbindet, d. h. die Telegramme als sogenannte Circulardepeschen behandelt, erhält jede Station Kenntniß von den an sämmtlichen gemachten Beobachtungen.

Die einlaufenden Berichte werden in dem Centralamt einer sofortigen Bearbeitung unterzogen, und dreimal an jedem Tage Uebersichten und Angaben der wahrscheinlich zu erwartenden Witterung, sogenannte „probabilities", entworfen, und ebenda, wenn nöthig, Befehle für das Hissen und Streichen der Sturmsignale nach den verschiedenen Hafenplätzen gesendet.

Es werden alle erdenklichen Wege benutzt, um die Berichte den weitesten Krei-

sen so schnell als irgend möglich zugänglich zu machen, und die Tagespresse, die Postämter, sowie die verschiedenen landwirthschaftlichen und sonstige Vereine zu diesem Zweck in Mitleidenschaft gezogen. Zur möglichst vollkommenen Erreichung dieses Zieles hat man seit 1872 die letzte Beobachtung eines jeden Tages auf 11 Uhr Abends nach Washingtoner Zeit verlegt, während sie früher um 11 Uhr 35 Minuten angestellt wurde, damit die Uebersichten der in der letzten Tagesstunde gewonnenen Beobachtungsresultate noch in die Morgenblätter aufgenommen werden können. Die Zahl der Exemplare, in welchen die Witterungsberichte dem Publicum zugänglich gemacht werden, wird auf 30 Millionen (a. a. O. Bd. VIII, S. 141) geschätzt. Dabei wird auch die Theilnahme des amerikanischen Publicums als eine sehr rege gerühmt, und Schiffer und Landmann suchen aus dem Unternehmen Nutzen zu ziehen. Von den im Jahre 1871 bekannt gegebenen Vorherbestimmungen erwiesen sich 69 Procent als richtig, im Jahre 1872 bereits nahezu 77 Procent, ein Verhältniß, was sich voraussichtlich noch fortgesetzt verbessern wird.

Dies mag hinreichen, um dem Leser eine angenäherte Vorstellung zu geben von der Ausdehnung, welche die Wettertelegraphie jenseits des Oceans gewonnen hat.

Aber auch in Europa wendet man den telegraphischen Witterungsberichten mehr und mehr Aufmerksamkeit zu, und ein Staat nach dem anderen schreitet zu der Errichtung von Sturmstationen u. s. w.

Zugleich scheint sich noch von einer anderen Seite her die Aussicht zu eröffnen, der Lösung des großen Problems der Vorhersage der Witterung näher zu kommen, ich meine hier die Vorausbestimmung des Grundcharakters ganzer Jahrgänge. Bekanntlich glaubte man im Alterthum und vor Allem im Mittelalter an einen engen Zusammenhang zwischen der Witterung und dem Stande der Gestirne und glaubte nun auf mystisch astrologischer Basis hierauf Prophezeiungen gründen zu können. Nachdem eine strengere Forschung die gänzliche Unhaltbarkeit jener mystischen Vorstellungen erkennen ließ, und selbst der Einfluß des Mondes, der ja bei Ebbe und Fluth so schlagend hervortritt, und den man deshalb mit größerem Recht auch bei den Witterungserscheinungen wiederzufinden hoffen konnte, durch genauere Untersuchungen, wie schon bemerkt, auf ein äußerst bescheidenes Maß zurückgeführt wurde, mochte es scheinen, als sei der verbindende Faden zwischen Astronomie und Meteorologie für immer durchschnitten.

Da wurde während der zwei letzten Decennien ein enger Zusammenhang erkannt zwischen den Erscheinungen der Sonnenflecken und den Veränderungen des Erdmagnetismus (Wolf, v. Lamont), während zugleich in der Häufigkeit der Sonnenflecken eine Periodicität nachgewiesen wurde, welche auf längere Zeit hinaus gestattet, ein fleckenreiches oder fleckenarmes Jahr vorherzusagen.

Es ist leicht erklärlich, daß der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen Phänomenen, von denen das eine ganz wesentlich der Sonne, das andere eben so specifisch der Erde anzugehören schien, die Aufmerksamkeit der Meteorologen in hohem Grade erregen und Versuche hervorrufen mußte, auch zwischen anderen terrestrischen, also vor Allem zwischen den meteorologischen Vorgängen und den Sonnenflecken ähnliche Beziehungen zu entdecken.

Wirklich scheint es, daß eine Reihe von derartigen Vorgängen einem ähnlichen, regelmäßig wiederkehrenden Wechsel unterworfen ist wie die Sonnenflecken.

Von allen derartigen Untersuchungen dürfte aber eine Untersuchung besondere Beachtung verdienen, welche Herr Köppen in St. Petersburg vor Kurzem ausgeführt und in der schon öfters genannten Zeitschrift für Meteorologie Bd. VIII, S. 241 bis 257 veröffentlicht hat.

Herr Köppen denkt sich nämlich die ganze Erdoberfläche in gewöhnlicher Weise in Zonen getheilt, also in eine tropische, subtropische, eine wärmer gemäßigte und kälter gemäßigte und in eine kalte, und sucht nun für eine Reihe von Jahren die mittlere Temperatur, welche jeder dieser Zonen in jedem Jahre zukam. Dann vergleicht er diese Zahlen mit dem Mittelwerthe aus sämmtlichen Jahrgängen und gewinnt so ein Urtheil darüber, ob ein Jahrgang in einer gegebenen Zone als ein warmer oder als ein kalter zu bezeich-

nen ist, und um wie viel seine Mitteltemperatur in dem einen oder anderen Sinne von dem langjährigen Mittel abweicht.

Hierbei kommt er nun zu dem ganz auffallenden Resultate, daß etwa von 1810 bis 1860 zwischen diesen Abweichungen und der Fleckenbedeckung der Sonne ein unverkennbarer Zusammenhang besteht. Und was das Merkwürdigste ist, dieser Einfluß der Sonnenflecken, wenn man von einem solchen sprechen darf, macht sich auf der Erdoberfläche nicht gleichzeitig, sondern successive geltend, d. h. während man im Allgemeinen sagen kann, daß die sonnenfleckenärmsten Jahre zugleich die wärmsten sind und umgekehrt, so ist in den Aequatorialgegenden das dem fleckenärmsten vorhergehende ein besonders heißes Jahr, in dem subtropischen Gürtel eben das fleckenärmste selbst oder allenfalls das folgende, in der gemäßigten Zone das hierauf folgende u. s. w. Sollte sich eine solche Gesetzmäßigkeit, wie man sie nach graphischen Darstellungen, welche die besprochene Abhandlung begleiten, vermuthen darf, bestätigen, so könnte man aus dem Witterungscharakter, welchen ein gegebenes Jahr in den Tropengegenden zeigt, auf jenen schließen, der zwei Jahre später in unseren Breiten zu erwarten wäre.

Ich lasse es bei diesen Andeutungen bewenden. Die Forschungen in der angegebenen Richtung sind noch viel zu neuen Datums, als daß es möglich wäre, heute schon bestimmte Gesetze daraus abzuleiten, immerhin berechtigen sie zu der Hoffnung, daß es in nicht zu ferner Zeit gelingen werde, die Vorausbestimmung der Witterung über den Zeitraum der nächsten Stunden und Tage hinaus wenigstens in allgemeinen Zügen auszudehnen.

Wie dem auch sein möge, so viel steht fest, daß bei der außerordentlichen Thätigkeit, welche gegenwärtig auf dem Gebiete der Meteorologie von allen Seiten her entfaltet wird, schon wenige Jahre genügen müssen, um unsere Kenntnisse bedeutend zu erweitern.

In richtiger Würdigung des Umstandes, daß die Lösung der vielen noch offenen Fragen nur von einem consequenten Zusammenwirken der gebildeten Völker des ganzen Erdkreises zu erwarten sei, hat man in den letzten Jahren internationale Congresse zusammenberufen, um die Beobachtungen in den verschiedensten Ländern nach gleichem System zu organisiren. Ein solcher Congreß tagte im Jahre 1873 zu Wien, und es wurden daselbst wichtige Beschlüsse gefaßt und einheitliche Grundsätze angenommen für verschiedene Punkte.

Obgleich durch diese Congresse die Pflege der Meteorologie gewissermaßen zu einer internationalen Sache erhoben wurde, so liegt doch die Ausführung im Detail noch den einzelnen Staaten ob, und so bleibt noch jedem ein weiter Spielraum, in diesem edlen Wettkampfe um die Palme zu ringen.

Fragt man dabei, welche Stellung die einzelnen Nationen in diesem friedlichen Kampfe einnehmen, und welche Aussicht sie auf den Sieg haben, so fällt die Antwort im Allgemeinen nicht schwer:

Die Meteorologie unterscheidet sich von allen anderen Wissenschaften, vielleicht mit Ausnahme der Statistik, wesentlich dadurch, daß sie dort am besten gedeiht, wo eine kräftige Centralisation die Einzelbestrebungen zu einem festen Ganzen verkittet.

Während sonst eine weit gehende Centralisation den meisten geistigen Bestrebungen wenig förderlich ist, so daß man es vielleicht als die beste Seite der früheren politisch so beklagenswerthen Zersplitterung Deutschlands bezeichnen muß, daß durch die vielen kleinen Mittelpunkte des staatlichen und geistigen Lebens allgemeinere Bildung verbreitet wurde, als in großen, streng centralisirten Staaten, so gilt dies nicht von der eben besprochenen Wissenschaft.

Je größer das Gebiet ist, über welches sich ein bestimmtes System der Beobachtungen erstreckt, je größer die Zahl der nach gleichen Grundsätzen geleiteten Stationen, je gleichmäßiger und nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten die Vertheilung derselben getroffen ist, je einheitlicher die Form ist, in welcher die Beobachtungen veröffentlicht werden, um so größer sind die Aussichten auf Erfolg.

Sind in unserem Vaterlande diese Bedingungen erfüllt?

Von Deutschland gingen die ersten Anregungen aus für eine wissenschaftliche Pflege der Meteorologie. Die Pfälzer Akademie vertrat zuerst den Gedanken der

Association, der sich später als so unendlich fruchtbar erwiesen hat, sie gründete zuerst ein eigentliches Beobachtungsnetz.

Alexander von Humboldt entwarf als der Erste in großen Zügen den Plan der physikalischen Geographie und wußte die Anregung zu consequenten Beobachtungen so eindringlich und nachhaltig zu geben, daß der Einfluß seiner Persönlichkeit bis heute fühlbar blieb. Dove lehrte in mustergültiger Weise die gewonnenen Zahlen zu gruppiren und allgemeine Resultate aus ihnen zu ziehen.

Man kann nicht leugnen, daß Deutschland diese Führerrolle nicht zu behaupten vermochte. Für die bedeutendsten neueren Unternehmungen auf dem Gebiete der Meteorologie hat man die Wiege nicht mehr in Deutschland zu suchen.

Die Physik und Meteorologie der Meere verdankt vor Allem dem Amerikaner Maury ihre unglaublich rasche Entwicklung; das System der Sturmwarnungen und der Wettertelegraphie hat vorzugsweise in Holland und England und endlich in Amerika seine Ausbildung erfahren, während man erst seit einem Jahre von Seiten der deutschen Admiralität mit ähnlichen Einrichtungen begonnen hat.

Auch das Interesse an diesen Unternehmungen, sowie die Betheiligung der Gelehrten an der eigentlichen meteorologischen Forschung ist in Deutschland kaum so lebhaft als in Oesterreich, Rußland und in verschiedenen anderen Staaten.

Hier wäre nun der Punkt, wo die politische Einigung des Vaterlandes auch auf die wissenschaftliche Entwicklung segensreich einwirken könnte.

Möchte man sich an maßgebender Stelle entschließen, die Einzelbestrebungen in einer Hand zu sammeln, möchte man einmal damit beginnen, durch ausgedehnte Benutzung der Tagespresse auch dem großen Publicum die wichtigsten Beobachtungen zugänglich zu machen und durch passende Erläuterungen das Interesse und die Theilnahme dafür in weite Kreise zu tragen, möchte man mit einem Worte die ganze Pflege der Meteorologie zur Sache des Reiches machen und dann auch auf diesem Gebiete jene Thatkraft und Umsicht entwickeln, welche man als ein Kennzeichen der Handlungen des deutschen Reiches zu betrachten gewohnt ist!

Nur wenn man in solch richtiger Würdigung der Verhältnisse in kräftiger und großartiger Weise vorgeht, darf man die Hoffnung hegen, daß unserem Vaterlande die Stellung gewahrt bleibe, welche ihm auf diesem Gebiete von Alters her gebührt. Nur dann wird es den deutschen Denkern möglich werden, in erfolgreicher Weise mitzuwirken an der Erforschung der Gesetze des ewig bewegten Luftmeeres, an der Enträthselung jener Erscheinungen, welche sich in stetem Wechsel, in beständigem Werden und Vergehen tagtäglich unseren Blicken darbieten, die gewaltig im Schaffen wie im Zerstören unwillkürlich an jene herrlichen Worte erinnern, welche Goethe dem Weltgeiste in den Mund legt:

„In Lebensfluthen, im Thatensturm
Wall' ich auf und ab,
Webe hin und her!
Geburt und Grab,
Ein ewiges Meer,
Ein wechselnd Weben,
Ein glühend Leben,
So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Sarg oder Urne?

Von

J. Ecker.

Es bedarf wohl kaum einer besonderen Rechtfertigung, wenn an dieser Stelle die in der Ueberschrift genannte Frage — deutlicher: „Begraben oder verbrennen?" — in einer möglichst objectiven und allgemein verständlichen Weise besprochen wird. Ist dieselbe doch heute zu einer Tagesfrage geworden, über die von den einander entgegenstehenden Parteien vielfach und nicht ohne Heftigkeit discutirt wird. „Laßt Euch verbrennen" hören wir von der einen Seite, fast einschmeichelnd, uns zurufen und es wird uns diese Art, nach unserem Hingang mit dem materiellen Theil unseres Ich zu verfahren, in den glühendsten Farben und in äußerst appetitlicher Weise geschildert. „Ein mildes röthliches Licht" — so lesen wir in dem Bericht über eine in Dresden stattgefundene

Verbrennung der Leiche einer Dame — „umspielte die zarten Glieder" und ein reinliches Häufchen weißer Asche wurde dem trauernden Gemahl als übrig gebliebener irdischer Theil seiner theueren Ehehälfte eingehändigt." Etwas kategorischer und mehr im Posaunenton klingt eine entgegengesetzte Mahnung: „Ihr sollt Euch in kühler Erde begraben lassen, sonst werdet Ihr den Ruf am jüngsten Gericht nicht vernehmen," und wird auch nicht, wie von Karl dem Großen den heidnischen Sachsen gegenüber geschah, Todesstrafe auf das Verbrennen der Leichen gesetzt, so werden doch für den Uebertreter Strafen jenseits der Grenzen der irdischen Justiz in Aussicht gestellt, und Thatsache ist, daß für die bei der Breslauer Naturforscherversammlung im September 1874 — wie es in den Parteiblättern hieß „elendiglich verbrannte" — weibliche Leiche vom Breslauer Klerus Sühngebete angeordnet wurden.

So kommt also zu der jeden Denkenden beschäftigenden Frage, was mit dem immateriellen Theil unseres Ich einst geschehen wird, die weitere Frage, die uns bisher wenig gedrückt hatte, hinzu, wie es mit dem irdischen Theil desselben gehalten werden soll und wir werden vielleicht — wenigstens die jüngere Generation — sogar einmal in den Fall kommen, wählen zu sollen, welchem der beiden Rufe wir folgen wollen. Da mag es denn doch wohl nicht ganz ohne Interesse sein, das „Für und Wider" etwas genauer zu studiren und zu diesem Zweck die überhaupt möglichen und die wirklich üblichen oder üblich gewesenen Bestattungsweisen zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern vergleichend zu betrachten und uns die Motive vor Augen zu stellen, welche zu der einen oder anderen geführt haben.

Vergänglichkeit des Individuums ist das Loos, wie der ganzen organischen Schöpfung, so auch des Menschen und von allen irdischen Dingen ist nur Eines gewiß: das Ende. Mit dem Tode aber verfällt der menschliche Körper den allgemeinen chemischen Gesetzen, die schon während des Lebens so sehr auf ihn einstürmen, daß man nicht mit Unrecht sagen konnte, das Leben sei nur ein fortwährend verhindertes Sterben, gerade so wie der Gang ein immer wieder aufgehaltenes Fallen. Nur kurze Zeit und an dem erkalteten Leib beginnt das unerbittliche Zerstörungswerk, das die süße gewohnte Form unserer Lieben uns raubt, um uns nur das Erinnerungsbild zu lassen.

Der menschliche Körper besteht bekanntlich der Hauptsache nach aus einer kleinen Zahl chemischer Elemente (nicht weiter zerlegbarer Grundstoffe), nämlich aus Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Phosphor, Calcium, wovon insbesondere die vier ersten, während des Lebens zu zusammengesetzten organischen Verbindungen geeint, die Weichtheile unseres Körpers bilden, während die Hauptbestandtheile der Knochen, phosphorsaure und kohlensaure Salze, die sogenannten mineralischen oder Aschenbestandtheile desselben darstellen. Mit dem Erlöschen des Lebens und vorausgesetzt, daß gewisse Bedingungen vorhanden sind, d. h. atmosphärische Luft, Wasser und eine gewisse Temperatur, zerfallen nun die zusammengesetzten organischen Verbindungen in einfachere, die einfacheren in anorganische und es bleiben schließlich, indem alle organische Verbindungen in flüchtige Producte: Kohlensäure, Ammoniak und Wasser umgewandelt werden, nur die der Menge nach nicht bedeutenden Mineral- oder Aschenbestandtheile zurück; die Körper verschwinden allmälig bis auf geringe Spuren, indem sie wieder in den allgemeinen Kreislauf der Stoffe auf der Erdoberfläche zurückkehren, von wannen sie gekommen.

Diesen Proceß der allmäligen Zersetzung nennt man Fäulniß oder Verwesung. Ich kann hier wohl sagen: Fäulniß oder Verwesung; denn diese beiden Zersetzungsvorgänge, die sich theoretisch allerdings scharf auseinander halten lassen, combiniren sich in dem uns beschäftigenden Fall und laufen mit und neben einander ab. Die Umwandlung des Körpers in diese gasförmigen Endproducte findet hierbei aber nur allmälig und durch verschiedene Zwischenstufen hindurch statt, welche durch das Auftreten höchst übelriechender und schädlicher Gase bezeichnet sind und eben das Ekelhafte und Abschreckende des sogenannten Verwesungsprocesses bilden.

Wenn wir einen organischen Körper, z. B. einen menschlichen Leichnam unter ge-

nügendem Zutritt von Luft verbrennen, so verschwindet er ebenfalls bis auf einen verhältnißmäßig kleinen Rest vor unseren Augen, indem seine organischen Bestandtheile sich in Form von Kohlensäure, Ammoniak und Wasser verflüchtigen und nur die unorganischen als Asche zurückbleiben. Die Endproducte der Fäulniß und der Verbrennung sind daher ganz die gleichen und man nennt daher die erstere auch „langsame Verbrennung". Naturwissenschaftlich gesprochen besteht daher zwischen dem raschen Verbrennen einer Leiche und der allmäligen Zerstörung derselben durch Fäulniß wie beim Begraben nur ein Unterschied in der Zeit und darin, daß im ersteren Fall die oben erwähnten Zwischenstufen fehlen, und wohl könnte sich von seinem Standpunkte aus der Naturforscher über die Heftigkeit des Streits zweier Parteien wundern, die im Grunde dasselbe wollen. Das Ekelhafte, Abstoßende und zugleich Schädliche des Verwesungsprocesses hat nun ganz natürlich zu allen Zeiten und auf allen Culturstufen — die niedrigsten vielleicht ausgenommen — die auf geselliges Leben angewiesenen Menschen genöthigt, sich — um vor diesen unangenehmen und schädlichen Einflüssen geschützt zu sein — der Leichen der Ihrigen zu entledigen. Das ist das Recht des Lebenden. Diesem aber steht zur Seite eine Pflicht gegen die Todten, und wir finden daher den Gebrauch, die Todten den Raubthieren zu überlassen, nur bei ganz rohen Völkern oder auf Grund ganz besonderer religiöser Vorstellungen (wie z. B. bei den alten Persern) oder endlich als Strafe (ich erinnere an den Caspar im Freischütz: „Werft das Scheusal in die Wolfsschlucht," so lautet der Urtheilsspruch des Fürsten). Ueberall sonst begegnen wir einer, diesen Rechten und Pflichten zugleich Rechnung tragenden Bestattung, welche im Wesentlichen aber immer darauf hinausgeht, die Leichen den langsamen Verwesungsproceß entweder gar nicht oder doch nicht in der nächsten Umgebung der Lebenden durchmachen zu lassen. Die Mittel und Wege hierzu sind bei verschiedenen Völkern und zu verschiedenen Zeiten verschiedene, lassen sich aber unter die drei folgenden subsumiren: man überläßt den Leichnam dem natürlichen Lauf der Dinge, der Verwesung oder langsamen Verbrennung und schützt die Lebenden vor den schädlichen Einflüssen derselben dadurch, daß man die Leiche diesen Proceß nicht auf der Oberfläche der Erde, sondern unter derselben, oder doch möglichst weit entfernt von den Wohnungen der Lebenden durchmachen läßt. Das ist die Sitte des Begrabens. Oder: man verwandelt die sogenannte langsame Verbrennung oder Fäulniß und Verwesung in eine rasche oder wirkliche Verbrennung, indem man den Leichnam den Flammen, und somit einer raschen Zerstörung übergiebt, das ist die Sitte des Leichenbrandes. Oder endlich: man will den Körper weder langsam noch schnell, man will ihn überhaupt nicht zerstören, sondern im Gegentheil seine Form so weit möglich bleibend erhalten. Das beabsichtigen die sogenannten conservirenden Bestattungsweisen, vor Allem das Einbalsamiren. Welche dieser drei Bestattungsweisen bei einem Volke nun zur wirklichen Sitte wurde, das hing von verschiedenen Umständen ab und wird auch fernerhin davon abhängen. In erster Reihe sind es die religiösen Vorstellungen eines Volkes, die die Wahl seiner Bestattungsweise bedingen. — „Unleugbar sagt es" — ich führe hier die Worte eines berühmten deutschen Gelehrten* an — „am meisten dem nächsten menschlichen Gefühl zu, daß die Leiche unangetastet und sich selbst überlassen bleibe. Deckt sie der Lebende mit Erde oder legt er sie tiefer in der Erde Schooß, so geschieht seiner Pflicht Genüge, und es tröstet ihn, daß der geliebte Todte noch unter dem nahen Hügel weile. Dem Todten hat sich das Auge wie im Schlafe geschlossen, er heißt ein Entschlafener; es ist kindlichem Glauben gemäß, daß er aus diesem Schlummer wieder erwachen werde; wer wollte den Schlummernden verletzen? Sein Gebein soll sanft ruhen, und von der Erde nicht gedrückt (die Erde soll ihm leicht sein). Einer Mutter gleich hat die Erde den aus ihr Geborenen in sich zurückempfangen und lieblich nannten die Griechen einen Todten δημήτειος, „den der Mutter gehörigen;" in das Element, das ihn erzeugt hatte, wird er aufgelöst und gleich dem Fruchtkorn eingesenkt. Staub wird wieder Staub." —

* Jakob Grimm.

Es ist bekannt, welch schönen Ausdruck Schiller dieser Anschauung im Lied von der Glocke gegeben hat:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schön'rem Loos."

Nicht minder erhebende Vorstellungen liegen aber auch der Sitte des Verbrennens zu Grunde. Von Anfang an war dem Menschen das Feuer heilig, es kam vom Himmel; im Feuer bringt er seinen Göttern Opfer dar; im Feuer bringt er ihnen auch seine Todten dar und sendet sie in der Flamme gegen den Himmel, und mit den Worten:

„Wenn der Funke sprüht,
Wenn die Asche glüht
Eilen wir den alten Göttern zu"

leiht Goethe's Braut von Korinth ihrem alten Glauben Ausdruck. Aus des Scheiterhaufens Feuer hebt sich der entbundene Geist zum Vater, wie durch die Erde der Leib in der göttlichen Mutter Arme zurücksinkt. Und nach dem Verbrennen wird die Asche oder werden die Knochenreste in Urnen beigesetzt, so daß außer dem Vater auch noch der Mutter Erde Genüge geschieht.

Die am meisten materiellen Vorstellungen von der Fortdauer unseres Daseins nach dem Tode lagen den Anschauungen der alten Aegypter zu Grunde und ihrer Sitte, die Leichen zu conserviren. Damit die endliche Wiedervereinigung der unsterblichen Seele mit dem Leibe stattfinden könne, mußte dieser für sie conservirt werden. Dieser Glaube war wohl die Hauptveranlassung, daß sich bei ihnen die Kunst des Einbalsamirens zu so großer Vollkommenheit entwickelte.

Neben den religiösen Vorstellungen sind es aber auch noch Umstände ganz anderer Art, welche auf die Wahl der Bestattungsweise eines Volkes Einfluß ausüben, vor allem klimatische: die Temperatur, die Feuchtigkeit oder Trockenheit einer Gegend, Reichthum oder Mangel an Holz 2c. In sehr feuchten und zugleich warmen Ländern konnte man nicht an Conservirung der Leichen denken, wohl aber in trocken warmen oder kalten. In einem so holzarmen Lande wie Aegypten konnte man dagegen nicht an Verbrennung denken, an eine Beerdigung im eigentlichen Nilthal — der jährlichen Ueberschwemmungen wegen — ebenfalls nicht, während dagegen die Regenlosigkeit Aegyptens und die gleichmäßige trockene Wärme die Conservirung sehr begünstigte. Kaum irgendwo zeigt sich der Einfluß beider Momente, des religiösen und des materiellen so deutlich als hier. Heute, und in unseren europäischen Culturstaaten sind es wesentlich sanitäre und finanzielle Verhältnisse, die die Frage entscheiden werden, ob die bisherige Sitte des Begrabens beibehalten werden kann, oder etwas Anderes an dessen Stelle gesetzt werden muß. Was am wenigsten Platz und am wenigsten Geld kostet, hat in unserer materiellen Zeit am meisten Aussicht auf Sieg.

Soviel von den Motiven der verschiedenen Formen der Bestattung. Fassen wir nun diese selbst etwas genauer ins Auge, das Wesen derselben, ihre Verbreitung nach Völkern und Zeiten und versuchen wir insbesondere Vortheile und Nachtheile jeder einzelnen in möglichst objectiver Weise darzustellen.

Die Conservirung der Leichen zu betrachten sei unsere erste Aufgabe. Der Fäulnißproceß kann auf verschiedene Weise verhindert werden, vor Allem durch Entziehung der oben genannten Bedingungen der Fäulniß, d. h. der Luft, des Wassers und einer gewissen Temperatur. Was zunächst das letztere Moment betrifft, so tritt die Fäulniß nur ein bei einer Temperatur, die über 0 Grad oder unter 100 Grad liegt, am besten bei 20 bis 30 Grad R. Frostkälte und Südhitze heben sie auf. In dem Hospiz auf dem großen St. Bernhard werden die Leichen der Verunglückten in einer offenen, der Zugluft ganz zugänglichen Capelle ausgestellt. Auf dieser bedeutenden Höhe (7576 Fuß über dem Meere) ist die Temperatur so niedrig und zugleich die Luft so trocken, daß die Leichen gefrieren und dann zu Mumien eintrocknen, so daß sie nach Jahren noch recognoseirt werden können, — entschieden die allereinfachste Art der Bestattung. Das eclatanteste Beispiel von Conservirung von Leichen durch niedrige Temperatur sind aber die im Eise der sibirischen Küste aufgefundenen, wohl conservirten Leichen vorweltlicher, d. h. heutzutage nicht mehr existirender Thiere, wie des Mammuths und des wollhaarigen Nashorns, deren vor-

weltliches, wohleonservirtes Fleisch von Eisbären und Füchsen noch mit größtem Appetit verzehrt wurde. Eine zweite Bedingung der Fäulniß ist, wie wir gehört haben, die Anwesenheit von Feuchtigkeit, von Wasser. Daran fehlt es aber unserem Körper nicht; der Wassergehalt desselben ist sogar ein sehr bedeutender und beträgt circa 70 Proc., so daß ein menschlicher Leichnam durch völliges Austrocknen circa $^2/_3$ an Gewicht verliert. Dieser bedeutende Wasserreichthum, der für das Bestehen unseres Lebens von so fundamentaler Wichtigkeit ist, daß man wohl sagen kann: „Ohne Wasser kein Leben“, ist aber zugleich auch eine der Hauptursachen, welche bewirken, daß unser Körper, sobald das Leben erloschen ist, so leicht fault. Ein vollständig ausgetrockneter Körper ist unfähig, in Fäulniß überzugehen, er ist eine „Mumie“, die, in vollständig trocknem Raume aufbewahrt, sich nicht weiter verändert. Ein zweites Mittel, die Fäulniß zu verhindern, ist daher die vollständige Austrocknung des Körpers, welche auf verschiedene Weise bewirkt werden kann; zunächst einmal durch Aufenthalt desselben in trockner Luft bei niedriger (St. Bernhard) oder aber bei höherer Temperatur, z. B. im heißen, trocknen Sand. Auf letzte Art entstehen natürliche Mumien bei Karawanen-Reisen Verunglückter im heißen Wüstensande Afrika's, Arabiens, und ähnliche, sogenannte Sandmumien hat man auch in Südamerika gefunden. Ferner kann aber die Austrocknung bewirkt werden, wenn man den Körper in innige Berührung mit Stoffen bringt, die sich begierig mit dem Wasser desselben verbinden und ihm daher dasselbe entziehen, wie z. B. der Alkohol, verschiedene Mineralsalze, z. B. Chlorcalcium, Kochsalz, Glaubersalz 2c., dies thun. Ein drittes Mittel ist ferner der gänzliche Abschluß der Luft, als der dritten der oben namhaft gemachten zur Fäulniß nothwendigen Bedingungen, wie er z. B. durch Kochen des Fleisches und dann luftdichten Verschluß desselben (Appert's Methode) oder durch einen luftdicht schließenden Ueberzug (von Harz, Guttapercha, Cement, Untertauchen in Oel 2c.) erreicht werden kann. Endlich kann auch bei Vorhandensein von Wasser, Luft und einer genügenden Temperatur die Fäulniß dennoch verhindert werden durch Anwendung gewisser Stoffe, welche solche chemische Verbindungen mit unseren Körperbestandtheilen eingehen, die einer weiteren Zerlegung durch den Fäulnißproceß nicht mehr fähig sind, und die man daher fäulnißwidrige, antiseptische nennt: es sind dies Mineralsäuren, Mineralsalze, gerbstoffhaltige Mittel, Creosot, Carbolsäure 2c.

Die sogenannten conservirenden Methoden bestehen nun eben in der Anwendung eines oder (gleichzeitig oder hinter einander angewendet) mehrerer der genannten Mittel. Die wichtigste und bekannteste dieser conservirenden Methoden ist die des Einbalsamirens, wie wir sie insbesondere bei den alten Aegyptern, entsprechend ihren oben erwähnten religiösen Vorstellungen, als allgemeine Bestattungsweise angewendet finden. Mit Recht staunen wir über die zahllose Menge der heutzutage noch vorhandenen Mumien, gleichwie über die Größe und den wunderbaren Bau der sie enthaltenden unterirdischen Todtenstädte oder Nekropolen, die in den beiden, den Nil begleitenden Gebirgsketten von Syene bis Memphis in den Fels eingehauen sind und am großartigsten in den Königsgräbern von Theben sich zeigen. Wer hat nicht von diesen Wohnungen der Abgeschiedenen gelesen, deren Wände mit Sculpturen und Malereien bedeckt sind, die alle Seiten des Lebens der alten Aegypter darstellen und eine der ergiebigsten Fundgruben für die Wissenschaft der ägyptischen Alterthumsforschung geworden sind? Und doch sind, seit in diesen Leibern das Leben aufgehört hat zu pulsiren, jedenfalls 2000 Jahre verflossen und haben die nach Schätzen suchenden arabischen Eroberer diese Stätten durchwühlt und ihren Inhalt zerstreut, und sind abermals Tausende von Mumien von späteren christlichen Händlern und Forschern geraubt und in alle Theile der Welt versendet worden. Ist auch die Beschaffenheit dieser Todtenwohnungen in dem regenlosen Lande, die weit über dem Wasserspiegel des Nil, unerreichbar den Ueberschwemmungen, liegen, und in denen eine beständige Temperatur von 20 Grad herrschen soll, der Conservirung ganz besonders günstig, so muß es uns doch sehr interessiren, zu erfahren, mit welchen Mitteln die alten Aegypter es erreichten, die Leiber ihrer Abgeschiedenen noch unserem Zeitalter unverändert zu

überliefern, so unverändert, daß wir bei mikroskopischer Untersuchung die Gewebe des Körpers noch vollständig deutlich unterscheiden können.

Die Quellen, aus denen wir diese Kenntniß schöpfen, sind auf der einen Seite Mittheilungen alter Schriftsteller, wie insbesondere Herodot's und Diodor's, und andererseits sorgfältige anatomische und chemische Untersuchungen der Mumien selbst, wie sie zuerst von Mitgliedern der französischen wissenschaftlichen Expedition nach Aegypten unter Napoleon I. und seither von verschiedenen Gelehrten, meist in Deutschland, angestellt wurden. Beide Quellen lassen übereinstimmend erkennen, daß, wie es auch wohl nicht anders zu erwarten war, die Procedur keineswegs immer die gleiche war. Herodot erzählt uns, daß dieselbe nach Rang und Vermögen eine verschiedene war und erwähnt namentlich dreierlei verschiedene Methoden, und eben so viele und noch mehr Verschiedenheiten, die wohl auch theilweise nur zeitliche und selbst locale gewesen sind, lassen sich auch durch die Untersuchung des heutigen Tages erkennen. So sehen wir, daß manche Mumien einen Einschnitt auf der linken Seite des Bauches haben (von dem auch Herodot spricht), durch welchen wahrscheinlich die Eingeweide herausgenommen wurden, andere nicht; manche zeigen eine Zerstörung der inneren Knochen der Nasenhöhle, da durch diese das Gehirn herausgenommen wurde, bei anderen fehlt dies. Nach Allem läßt sich annehmen, daß die Procedur damit begann, daß Gehirn, Brust und Baucheingeweide entweder herausgenommen oder durch in die Höhlen eingeführte Lösungen, wahrscheinlich von kaustischem Natron, zerstört und dann ausgespült wurden. Dann folgte bei den Einen vielleicht eine Wasserentziehung durch Glaubersalz, bei Allen aber wurden die Körperhöhlen (auch im Wirbelcanal hat man Harz gefunden) mit flüssigen, erwärmten harzigen, aromatischen, bei Aermeren wohl auch nur mit bituminösen Stoffen gefüllt und wohl auch der ganze Körper zur Abhaltung der Luft mit eben solchen Stoffen überzogen. Darauf folgte dann die Einwicklung jedes einzelnen Theiles, Fingers, Armes, Beines und dann des ganzen Körpers mit leinenen Binden, in zahlreichen Touren, deren tiefere mit der Harzmasse innig imprägnirt, einen festen Panzer bilden. Wie fest diese Umwicklung ist, davon überzeugt man sich, wenn man eine Mumie aus derselben zu lösen sucht. Es bedarf dazu mehrtägiger Behandlung mit warmem Alkohol. Dann folgte, wenigstens bei den Reicheren, die Aufstellung in geschmückten Särgen aus Sykomorenholz oder einer Art Pappe. — Außer den alten Aegyptern verstanden sich auch die ethnologisch wahrscheinlich mit ihnen verwandten Guanchen, die ausgestorbenen Ureinwohner der canarischen Inseln, darauf, die Körper ihrer Verstorbenen zu mumificiren, wahrscheinlich vorzüglich durch Trocknen an der Luft. Es sind diese Mumien in Ziegenfelle eingenäht und gut erhalten; ähnliche hat man auch in Mexico und Peru gefunden. Auch heutzutage und in Europa wird hin und wieder von der Einbalsamirung Gebrauch gemacht, wenn es sich um gekrönte Häupter oder sonst berühmte Persönlichkeiten handelt. Dieselbe gehört deshalb auch noch zu den heutzutage üblichen Bestattungsweisen und es ist keineswegs der Mangel einer wirksamen Conservirungsmethode, welche die allgemeine Anwendung derselben verhindert, sondern es sind ganz andere Dinge, welche dieses unmöglich machen, vor Allem Platzmangel, Kostspieligkeit und ein zu wenig günstiges, zu wenig trockenes Klima. Es sind natürlich in erster Reihe die Anatomen, welche sich mit der Auffindung und Verbesserung solcher Conservirungsmethoden, wenn auch nicht gerade für ganze Leichen, so doch für Leichentheile, beschäftigt haben, denn da sie, so viel bekannt, nicht anders organisirt sind als andere Leute, so suchen sie ihre wissenschaftlichen Zwecke selbstverständlich auf eine möglichst saubere Weise zu verfolgen, und sind weit entfernt, das, was Anderen einen leisen Schauder der Haut verursacht, Verwesung ꝛc. etwa nicht unangenehm zu finden. Wir dürfen nun wohl behaupten — und es wäre ein schlimmes Zeichen für den Fortschritt der Wissenschaft, wenn es nicht so wäre — daß wir uns im Besitz weit sicherer Methoden der Conservirung befinden, als die alten Aegypter, und dieser Vorzug ist insbesondere dadurch bedingt, daß wir im Stande sind, den Körper viel inniger mit den conservirenden Stoffen zu durchdrin-

gen, als es jenen durch Füllung der Leibeshöhlen oder Ueberziehen des ganzen Körpers mit solchen gelang. Eine solche innige Durchdringung findet aber statt, wenn wir die genannten Flüssigkeiten auf denselben Wegen, welche das Blut wandelt, also durch das Gefäßsystem unter einem genügenden Druck einspritzen. Wenn man in die Hauptschlagadern einer Leiche Alkohol einspritzt, so dringt dieses wie das Blut durch den ganzen Körper und entwässert, wenn man die Procedur mehrmals wiederholt, bis der Alkohol durch geöffnete Venen farblos abläuft, denselben so vollkommen, daß er danach sehr rasch mumienartig eintrocknet. (Eine solche vorläufige Procedur würde im Fall des Leichenbrandes diesen jedenfalls erleichtern.) Da aber in feuchter Umgebung der Körper leicht wieder Wasser aufnimmt, wodurch dann die Bedingungen der Fäulniß wieder hergestellt würden, so muß durch antiseptische Mittel, die man ebenfalls in die Adern füllt, diesem entgegengewirkt werden. Bei den Industrieausstellungen in Paris und Wien waren conservirte Leichentheile von Brunnetti u. A. ausgestellt, die an Schönheit und, wie wir mit Gewißheit annehmen dürfen, auch an Dauerhaftigkeit die der ägyptischen Mumien weit übertreffen. — Außer der Einbalsamirung giebt es nun aber noch andere conservirende Methoden, über deren Wirksamkeit freilich meist keine so alten und somit gültigen Zeugnisse vorliegen. Die eine besteht in dem vollständigen Abschluß der Luft, durch Einschluß der Leiche in verschiedene Substanzen, Harz, Wachs, Guttapercha ꝛc. Die Leiche Alexander's des Großen soll nach den Angaben von Xenophon und Strabo in einem Gefäß mit Honig conservirt nach Alexandrien gebracht worden sein und war zu den Zeiten Cäsar's und Augustus', welche sie beide sahen, noch so gut erhalten, daß man Haut, Haare ꝛc. deutlich wahrnehmen konnte. Ein ganz ernstlich gemeinter Vorschlag, an die Stelle des Begrabens und Verbrennens eine Conservirung durch Luftabschluß zu setzen, wurde in neuester Zeit von dem bekannten württembergischen Techniker Steinbeis gemacht. Auf mehrfache Versuche an Thierleichen gestützt, schlägt er vor, die Leichen mit einer Umhüllung von Cement zu umgeben, in welcher sie, wie es nach diesen, freilich nur an kleinen Thieren angestellten Versuchen scheint, ohne sich weiter zu zersetzen, allmälig eintrocknen. Es fehlt auch hierüber, um ein Urtheil fällen zu können, an genügenden Versuchen vorzüglich mit menschlichen Leichen und auch an solchen über die Porosität des Cements, jedenfalls aber hat Herr Steinbeis seiner Sache selbst geschadet, indem er den weiteren Vorschlag beifügte, diese Sarkophage als Bausteine zu benutzen, um daraus Kirchen ꝛc. zu bauen, und die Anhänger des Leichenbrandes sind nicht ohne Grund deshalb über ihn hergefallen.

Wie aus dem oben Mitgetheilten erhellt, hat die Bestattung durch Conservirung der Leichen stets nur eine beschränkte Verbreitung gehabt und haben können; es waren schon in alter Zeit nur wenige Völker, die sich ihrer bedienten, und es braucht wohl kaum noch besonders bemerkt zu werden, daß von einer allgemeinen Anwendung derselben auch für die Zukunft niemals mehr die Rede sein kann, sowohl wegen des Raummangels als wegen der Kosten und endlich weil die bewährteste derselben, die Einbalsamirung, im Großen anzuwenden überhaupt nur unter der Voraussetzung ganz besonderer klimatischer Verhältnisse möglich ist. Es hat diese letztere Methode daher nur einerseits ein historisches, andererseits ein wissenschaftliches, speciell anatomisches und medicinisches Interesse und praktisch kann von den gegenwärtig bekannten Bestattungsweisen nur das Begraben oder das rasche Zerstören (Verbrennen) der Leichen in Betracht kommen. Daß das Begraben der Leichen die nächstliegende, die sich am natürlichsten darbietende Art der Bestattung ist, habe ich schon oben erwähnt. Es ist deshalb auch ohne allen Zweifel die älteste.

Werfen wir einen Blick auf die dem Naturzustand noch am nächsten stehenden sogenannten Naturvölker (wilde Völker) fremder Welttheile, so finden wir überall, weder Verbrennung,* noch viel weniger Conservirung der Leichen, so daß wir wohl behaupten dürfen, daß das Begraben sowohl die primitivste als die verbreitetste

* Le Conte in Philadelphia erwähnt in neuester Zeit einen californischen Indianerstamm, bei dem die Verbrennung Sitte sei.

Art der Bestattung ist. Und Gleiches ergiebt die Untersuchung der spärlichen Reste der primitiven Bevölkerung unseres eigenen Welttheils. In jener dunklen, vorgeschichtlichen Periode, in welcher dem Menschen der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war und die wir deshalb die Steinzeit oder, besser, die vormetallische Zeit nennen, begrub der Mensch seine Todten und zwar nicht selten im Hintergrunde derselben Höhlen, in welchen er selbst lebte oder doch in ganz nahegelegenen.

Unter Begraben versteht man nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch immer ein Begraben in die Erde; wir müssen aber von unserem Standpunkt aus diesen Begriff etwas weiter fassen und dazu alle jene Bestattungsweisen rechnen, bei welchen der Körper weder conservirt noch rasch zerstört, sondern der langsamen Verbrennung oder der Verwesung überlassen wird. Wir müssen daher hier auch die Bestattung in freier Luft erwähnen, wie sie z. B. bei einzelnen Indianerstämmen Nordamerika's und auch bei Australiern stattfand und zum Theil noch stattfindet, die im Wald ihre Leichen auf Bäume und auf hohe Gerüste von Zweigen legen, den Vögeln der Luft es überlassend, an dem Bestattungswerk Theil zu nehmen. Eine Abbildung eines solchen Begräbnisses findet sich in dem bekannten Prachtwerk über die nordamerikanischen Indianer von Schoolcraft (Theil II. Taf. 16). Und ferner das Wasserbegräbniß. Das Letztere findet sich in Ostindien neben und zum Theil mit der Feuerbestattung; so werfen die Sivas ihre Leichen in den Ganges, den heiligen Strom; denn wer in dessen Fluthen stirbt, ist über alle ferneren Wiedergeburten erhaben und kehrt direct in den Schooß der Gottheit zurück. Der berühmte Aquarellmaler Hildebrand erzählt uns in seiner Reise um die Erde, daß arme Leute — in abgekürztem Verfahren — „sogar ihre unheilbaren Kranken und siechen Alten an die Ufer des Stromes tragen und sie so nahe an den Rand des Wassers setzen, daß die nächste lebhafte Welle sie hinabspülen muß. So lange die Sonne hoch steht," so lautet die Schilderung, „verweilen sie bei ihnen und zerstreuen sie durch Gespräch; bricht die Dunkelheit herein, so füllen sie Mund, Nase und Hände des Sterbenden mit dem Schlamme des Ganges, schieben sie sanft in das Wasser und entfernen sich ohne weiteren Abschied. Eine Menge geflügeltes Raubzeug hat schon lange auf die gute Beute gewartet und folgt jetzt krächzend dem stromab schwimmenden Körper, um darauf zu stoßen, sobald er den letzten Athemzug ausgehaucht hat." — Bei den See-Dajaks wird ein verstorbener Häuptling mit seinen liebsten Waffen und hauptsächlichstem Eigenthum in sein Kriegscanoe gelegt und der Wasserströmung überlassen. — Aber auch bei uns Europäern und heutzutage besteht noch eine Wasserbestattung; denn auf hoher See werden die Leichen der an Bord Verstorbenen in die Tiefe versenkt, eine Beute für tausend gefräßige Mäuler des von Thierleben wimmelnden Oceans.

Doch kehren wir zum Begräbniß im engeren Sinn, zu dem in die Erde, zurück. Diese, wie wir gesehen, älteste Art der Bestattung hat sich dem Urmenschen vor Allem wegen der die Fäulniß begleitenden unangenehmen Vorgänge so zu sagen mit Nothwendigkeit aufgedrängt, und die Wichtigkeit der Bedeckung der Leichen mit Erde hat sich sogar wie manche andere anfangs rein gesundheitspolizeiliche Maßregel in die Form einer religiösen Pflicht oder eines Religionsgesetzes gekleidet. So herrschte ja in Griechenland der Glaube, daß der Schatten eines Verstorbenen — so lange dieser unbeerdigt — an den Ufern des Styx umherirre, ohne Einlaß in die elysäischen Gefilde zu erlangen, und es galt daher als heilige Pflicht eines Jeden, die Leiche eines nackt da liegenden Erschlagenen, an der er vorübergeht, erbarmend doch wenigstens mit einer Handvoll Erde zu bedecken. Unbegraben sein (so auch Tod durch Schiffbruch) galt für ein gräßliches Schicksal, und wer kennt nicht den Opfermuth der Antigone, mit welchem sie, dem Verbote Kreon's trotzend, dieses von ihrem Bruder Polynikes abzuwenden suchte. „Deine Worte, König, hielt ich nicht so werth, daß ich Sterbliche darob das ungeschriebene sichere Wort der Götter verachtete." Was nun die Verbreitung der Sitte des Begrabens in Raum und Zeit betrifft, so finden wir diese primitivste Form der Bestattung dem entsprechend auch heute noch bei

allen den Völkern, die dem Naturzustand noch am nächsten stehen, den sogenannten Naturvölkern, wie wir sie gegenüber den Culturvölkern nennen, oder den „Wilden", so also bei allen Naturvölkern im Innern Afrika's, Amerika's, Australiens 2c., und die Nachrichten auch der neuesten Reisenden, wie Schweinfurth, Fritsch 2c. haben dies ebenfalls wieder bestätigt. Und bei vielen Völkern hat sich diese Bestattungsweise auch, nachdem sie aus Naturvölkern zu Culturvölkern geworden, erhalten. Die Chinesen, Japanesen 2c. begraben im Allgemeinen ihre Todten; die Semiten (Hebräer, Araber) ebenso; und da aus semitischem Boden das Christenthum sowohl als der Islam hervorging und die Sitte mit der Zeit ein religiöser Act wurde, so begreift sich die große Ausbreitung derselben über den ganzen Erdboden.

Woher nun denn die Opposition, die auf einmal gegen diese älteste und verbreitetste Sitte der Bestattung unserer Todten erhoben wird und weshalb diese Agitation für die Verbrennung? — Um die Frage beantworten zu können, müssen wir zuerst eine andere beantworten, nämlich die: welche Veränderungen gehen mit der Leiche, welche man der Erde übergeben, und dem sie umgebenden Boden vor? Die oberste Schicht der Erdrinde, welche die Leichen aufnimmt, ist keineswegs eine feste Masse, sondern im Gegentheil eine sehr poröse. Sie besteht aus Erde, Wasser und Luft, die man ganz passend als Grund, als Grundwasser und Grundluft bezeichnet hat. Es fehlen daher auch in dem Boden die Bedingungen, die wir oben als für die Fäulniß nothwendig aufgestellt haben, keineswegs und diese — die langsame Verbrennung — findet daher auch in der Erde statt, ja selbst die Insectenlarven, die das an der Luft faulende Fleisch bevölkern, folgen ihm in die Erde nach; es sind dies die in keiner Beschreibung der Schrecken des Grabes fehlenden „Würmer". Der Vortheil des Begrabens in der Erde für die Ueberlebenden besteht nun darin, daß die übelriechenden flüssigen und gasförmigen Fäulnißproducte, die dem Menschen ekelhaft und schädlich sind, sich in der Erde, die eine große Absorptionsfähigkeit hat, im Grundwasser und in der Grundluft, anstatt in der freien Luft sich vertheilen und daher den Ueberlebenden nicht belästigen und ihm nicht, oder nicht so sehr zum Schaden gereichen. Allein diese „schützende Kraft" des Bodens, wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, hat ihre Grenzen und zwar verschieden weite, je nach der Art des Bodens. Es ist deshalb die Beschaffenheit des Bodens, auf dem wir leben, für uns von großer Wichtigkeit, und wurzeln wir auch nicht, wie die Pflanzen, in demselben, so ist unser Wohlergehen doch sehr von demselben abhängig. So geht z. B. in einem sehr porösen, lufthaltigen (sandigen) Boden die Zersetzung viel rascher von Statten, ist aber der Boden sehr wasserhaltig, so ist die Verbrennung eine sehr langsame und unvollkommene und es geschieht hier bisweilen etwas ganz Aehnliches wie bei der langsamen Verkohlung des Holzes. Wiederholt hat man in Kirchhöfen mit solchem Boden nach langer Zeit die Leichen, anstatt verwest, in eine wachsartige Masse, Adipocire, das sogenannte Leichenfett oder Leichenwachs umgewandelt gefunden, so in Paris im marché des innocents, in Worcester (die Leiche eines Mädchens, das vor 51 Jahren begraben worden war) und in neuerer Zeit auch in Zürich. Man hat sogar Durchschnittszahlen über die Zeit, welche in verschiedenen Bodenarten eine Leiche zur vollständigen Verwesung braucht und giebt an, daß diese Zeit in lufthaltigem, porösem Kies und Sandboden 10 Jahre beträgt, in Lehmboden 15, Mergelboden 20, im Grundwasser 30, Angaben, die natürlich weit entfernt sind, absolute Genauigkeit ansprechen zu können. Allein auch der beste Boden, wenn immer wieder neue Leichen in denselben gelangen, übersättigt sich nach und nach mit Zersetzungproducten und giebt sie an das durchsickernde Wasser und die im Boden enthaltene Luft ab. Das Wasser, welches solche Zersetzungsproducte enthält, kann aber unter begünstigenden Umständen (z. B. hohe Lage des Kirchhofs) in die Brunnen und Wasserleitungscanäle der Städte dringen. Und ebenso kann die aus Begräbnißstätten aufsteigende Luft schädliche Folgen haben, insbesondere, wenn sie in abgeschlossene Räume gelangt. Aus diesem Grund hat man schon längst das früher so allgemein übliche Begräbniß

in Kirchen aufgegeben. Und beides ist Veranlassung, daß man die Kirchhöfe größerer Städte mehr und mehr entfernt von diesen anlegt.

Die große Schwierigkeit, wenn nicht Unmöglichkeit, diesen aus der Uebersättigung des Bodens entspringenden Nachtheilen in großen und volkreichen Städten zu begegnen, die verheerenden Epidemien, die man — ob mit Recht oder Unrecht, steht noch dahin — mit diesen Einflüssen in ursächliche Verbindung bringt, der Raummangel und der hohe Werth des Bodens in solchen Städten und in ihrer nächsten Umgebung haben die Frage nahe gelegt, ob es nicht zweckmäßig sei, die Leichen durch rasche Zerstörung sofort in die Endproducte überzuführen, in die sie doch früher oder später einmal zerfallen müssen, und dadurch nicht nur die Bildung aller der gesundheitsschädlichen Zwischenstufen zu verhindern, sondern auch ein bisher für die Todten verwendetes großes Bodenareal, das der Kirchhöfe, für die Lebenden nutzbar zu machen. So bildete sich in diesen Centralpunkten des Menschenlebens allmälig eine Agitation, welche dahin zielt, an die Stelle des Begräbnisses eine rasche Zerstörung der Leiche — als welche sich am natürlichsten die Verbrennung darbot — zu setzen, eine Agitation, die insbesondere in Deutschland, der Schweiz und Italien Boden gewann und die Bildung von Vereinen, die Entsendung von Reiseaposteln und eine lebhafte Bewegung in der Presse für Leichenverbrennung hervorrief. Man hat als Mittel der raschen und vollständigen Zerstörung des Körpers die Verbrennung gewählt, einmal weil sie sicher das radicalste ist; denn durch Glühhitze werden alle organischen Substanzen und insbesondere auch alle Krankheitskeime auf das Vollständigste zerstört; dann aber auch mochte zu dieser Wahl der Umstand nicht wenig beitragen, daß diese Feuerbestattung im Alterthum schon einmal eine sehr verbreitete war.

Andere Methoden rascher Zerstörung, z. B. durch Schwefelsäure, durch kaustische Alkalien 2c. haben aus mehrfachen Gründen sich niemals als wirkliche Sitte einbürgern können und kamen daher immer nur in einzelnen Fällen zur Anwendung; die letztgenannte z. B. bei der Leiche des Fürsten Pückler-Muskau anstatt der von ihm selbst verfügten, wie es scheint, aber auf obrigkeitliche Hindernisse gestoßenen Verbrennung.

Eine theilweise rasche Zerstörung, d. h. eine Zerstörung der Weichtheile mit Conservirung der Skelettheile, hat im Mittelalter hin und wieder, namentlich bei in fernen Landen der Ungläubigen verstorbenen Fürsten und Bischöfen stattgefunden, um wenigstens die Knochen derselben in die Heimath oder doch an geweihte Stätte überzuführen und zugleich auch wohl sie dem Reliquiencultus zu erhalten. So wissen wir z. B., daß die Gebeine des Kaisers Barbarossa, der bekanntlich bei Seleucia in Kleinasien nach einem kalten Bade rasch verstarb, nachdem die Leiche in Essig ausgekocht worden, in Tyrus begraben wurden. Gegen diesen Gebrauch des Auskochens als einen unchristlichen erfolgten übrigens später päpstliche Verbote.

Zu einer wirklichen Sitte ist von allen Zerstörungsmitteln der Leichen jedenfalls nur die Verbrennung geworden und hat schon im Alterthum eine große Verbreitung erreicht. Wir finden sie ja bekanntlich bei den Griechen, wenigstens im früheren heroischen Zeitalter und es sind uns in der Iliade sowohl als in der Odyssee ausführliche Beschreibungen dieser Bestattungsweise bei den Leichen des Patroklus, Hektor und Achilles aufbewahrt. Am ausführlichsten schildert das 23. Buch der Iliade die Verbrennung der Leiche des Patroklus mit allen dabei stattfindenden Feierlichkeiten. Nachdem Holz im Walde gefällt und das Gerüst errichtet war, wird des Patroklus Leiche darauf gehoben, Achilles schneidet sich sein Haupthaar ab und legt es in des todten Freundes Hand, wirft dann vier hohe Rosse, zwei von neun Haushunden, geschlachtet, und zwölf getödtete, zum Sühnopfer ersehene Trojaner aufs Gehölz, das nun die Flammen verzehren. Zephyrus und Boreas werden angerufen, die Gluth anzufachen. Als das Gerüst zusammengesunken und die Flamme gestillt war, kehrten die Winde heim, die Krieger sammelten das weiße Gebein aus der Asche, legten es in ein Goldgefäß und schütteten darüber auf der Brandstätte selbst den Grabhügel auf.

Zu dieser Zeit war also der Leichenbrand jedenfalls die vorherrschende, wenn auch nicht die ausschließliche Bestattungsform, wie daraus hervorgeht, daß schon zu dieser Zeit Selbstmörder (wie Ajax) und vom Blitz Getroffene nicht verbrannt, sondern beerdigt wurden. Später dehnte sich aber die Sitte des Begrabens, wie schon der Vorgang mit Antigone lehrt, weiter aus.

Daß bei den Römern in frühester Zeit die Leichen begraben wurden — eben so wie dies bei altitalischen Völkern, z. B. den Etruskern, anscheinend immer der Fall gewesen war — theilen uns Cicero und Plinius mit. Später wurde aber der Leichenbrand jedenfalls die vorherrschende Sitte und blieb es auch bis zur Zeit, da das Christenthum größere Ausbreitung gewann, also bis etwa 300 Jahre nach Christi Geburt. Wir wissen z. B. bestimmt, daß von großen Römern Brutus, Cäsar, Caligula, Nero verbrannt wurden, und erhalten da gelegentlich auch Kenntniß von ganz sonderbaren Eigenschaften des weiblichen Körpers, von denen unsere heutigen Physiologen nichts mehr zu wissen scheinen. Bei den bisweilen vorkommenden Massenverbrennungen galt es als Regel, auf je zehn männliche Leichen immer auch eine weibliche zuzulegen, weil diese „von viel brennbarerem Stoff“ seien als die ersteren. — Die gesammelte Asche wurde dann in Aschenkrügen und diese in sogenannten Columbarien (zu deutsch „Taubenschlägen“) — vielleicht mit Beziehung auf die ausgeflogenen, häufig mit Tauben verglichenen Seelen so genannt — beigesetzt. Daß bei den Galliern und Germanen — wenigstens zu der Zeit, als die Römer mit ihnen in Berührung kamen — der Leichenbrand herrschte, erfahren wir aus Cäsar und Tacitus und von Letzterem noch insbesondere, daß vornehme Männer mit besonderen Holzarten und daß mit ihnen nicht nur die Waffen, sondern bisweilen auch das Pferd mit verbrannt wurden. Und diese Angaben sind bestätigt, und zwar wohl für alle deutschen Stämme, durch die in neuerer Zeit vorgenommene Untersuchung zahlreicher alter Grabhügel. Wie bei den Germanen, so herrschte dieselbe Sitte auch bei den Skandinaviern und zwar erhielt sie sich hier, offenbar wegen des späteren Vordringens des Christenthums, viel länger, dann bei den Slaven, Esthen, Lithauern &c. Bei vielen dieser nordischen Völker wurden nicht nur Waffen, Hunde und Pferde, sondern auch Diener mit dem Helden verbrannt, ja selbst die Ehefrauen gaben sich den Tod, um mit ihren Männern verbrannt zu werden, und es mag wohl aus dieser rauhen Zeit das wenig galante Sprichwort stammen: „Man soll den Tag nicht vor dem Abend und die Frau nicht loben, ehe sie verbrannt ist.“ Bei allen den genannten Völkern wie bei den Römern wurde die Sitte des Leichenbrandes erst verlassen, nachdem das Christenthum festen Fuß gefaßt hatte, das gegen diesen Brauch als einen heidnischen, christlichen Glaubenssätzen widersprechenden, mit aller Macht einschritt, wie daraus erhellt, daß im Jahre 785 Karl der Große von Paderborn aus ein strenges Verbot des Leichenbrandes erließ, dessen Uebertreter sogar mit dem Tode bestraft wurden. Und gehen wir endlich von Europa nach Asien hinüber, so finden wir bei den Indiern den Leichenbrand von den ältesten Zeiten bis auf den heutigen Tag bestehend und eben so das Mitverbrennen der Wittwen.

Ueberblicken wir nun die eben geschilderte Verbreitung der Sitte des Leichenbrandes, so ergiebt sich eine nicht unwichtige Thatsache. Bekanntlich faßt man die vorgenannten Völker, die Hindus, Griechen, Römer, Germanen, Slaven &c. unter dem Namen der Indoeuropäer zusammen und nimmt aus sprachlichen Gründen an, daß sie einem und demselben Stamme angehören und daß sie in einer weit zurückliegenden Zeit alle in Asien ihre Heimath hatten und von dort aus nach Europa einwanderten. Es darf wohl als ein weiterer Grund für die Richtigkeit dieser Anschauung betrachtet werden, daß bei allen diesen Völkern auch die Sitte des Leichenbrandes bestand und dieser also ebenfalls ein asiatischer Ursprung zugeschrieben werden kann.

Die archäologischen Untersuchungen der neuen Zeit haben über die Verbreitung dieser beiden hauptsächlichen Bestattungsweisen, des Begrabens und des Leichenbrandes, ebenfalls sehr wichtige Aufschlüsse gegeben. — Daß in der weit jenseits der

Grenzen der geschriebenen Geschichte liegenden Urzeit, in welcher dem Menschen der Gebrauch der Metalle noch unbekannt war und die wir daher die vormetallische genannt haben, ausschließlich nur das Begraben der Leichen stattfand, haben, wie oben schon erwähnt, eben diese Untersuchungen dargethan. — Das erste Metall, das eine weitergehende Verwendung fand, war ein Gemisch aus Kupfer und Zinn, die sogenannte Bronze oder das Erz, und die Zeit, in welcher es noch keine eisernen Waffen gab, sondern nur solche aus Erz, pflegt man bekanntlich das Bronzezeitalter zu nennen. Es ist nun nicht zu verkennen, daß in jenen alten germanischen Grabstätten, in welchen sich ausschließlich Bronzewaffen finden, in der Mehrzahl der Fälle keine Skelete, sondern Urnen mit Asche gefunden werden, so daß man im Großen und Ganzen sagen kann, daß, wie die Steinzeit mit dem Begraben, so die Bronzezeit mit dem Leichenbrand zusammenfalle. In derselben Zeit, in welcher dann das Eisen mehr und mehr in allgemeinen Gebrauch kam und die Verwendung der Bronze zu Waffen (zu anderen Dingen wird es heute noch verwendet) verdrängte, machte auch allmälig der Leichenbrand dem Begräbniß Platz und man hat darauf nicht ohne Grund ein erstes Grabalter (das mit der Steinzeit zusammenfällt), ein der Bronzezeit entsprechendes Brennalter und ein ungefähr mit der Eisenzeit beginnendes zweites Grabalter unterschieden. Ich brauche, indem ich diese Eintheilung mache, jedoch wohl kaum noch besonders zu betonen, daß alle diese Eintheilungen bis zu gewissem Grade künstlich, d. h. daß ihre Grenzen sehr verwischt sind, so daß z. B. auch im Bronzealter keineswegs das Begräbniß und im Eisenalter keineswegs der Leichenbrand ganz ausgeschlossen war. In einem großen germanischen Hügelgrabe am Bodensee, vielleicht aus dem 4. bis 5. Jahrhundert p. Ch., dessen Eröffnung ich selbst leitete, fanden sich neben 14 begrabenen Skeleten zahlreiche verbrannte Knochenreste und Asche in Urnen; und so wird vielleicht im nächsten Jahrhundert neben dem Begräbniß allmälig wieder Leichenbrand Platz greifen.

Die Art und Weise der Verbrennung betreffend, so kannte man im Alterthum und kennt heute in Indien keine andere als die im offenen Feuer eines Scheiterhaufens. Es ist nun aber sehr begreiflich, daß eine Substanz, welche wie die des menschlichen Körpers circa 70 Proc. Wasser enthält, nicht so leicht brennt, und daß man daher, um seinen Zweck zu erreichen, sehr erhebliche Mengen von Holz braucht und doch nicht dazu gelangt, den Körper ganz in Asche zu verwandeln. Die Leiche wird natürlich hierbei im eigentlichen Sinne des Wortes gebraten, und daß sich hierbei häufig nicht die allerangenehmsten Gerüche entwickeln, ist ebenfalls sehr begreiflich, so daß in der Schilderung, die uns der oben genannte Maler Hildebrand von einer solchen Verbrennung in Indien macht, die Farben keineswegs zu dick aufgetragen erscheinen. Die Schilderung von Hildebrand lautet wie folgt:

„Nach einer Stunde war ich am Ziel angelangt; ein Irrthum war nicht möglich. Der unheimliche Geruch sengenden Fleisches, der aufsteigende Rauch, die hohe Mauer, Alles stimmte überein: ich befand mich an dem ersten der sogenannten Begräbnißplätze.

„Eben wurden acht Todte verbrannt. Nach dem Umfange des Scheiterhaufens zu urtheilen, hatte man dazu nicht mehr Holz angehäuft, als eben zur Verkohlung der Leichen hinreichte. Der aus alten Balken und Brettern errichtete Holzstoß mochte dritthalb Fuß hoch und sieben Fuß lang sein. Die Todten lagen sämmtlich auf dem Bauche, und mehrere Leichencommissäre — wenn man mir diesen Ausdruck nachsehen will — waren damit beschäftigt, mit langen eisenbeschlagenen Stangen in der Gluth umherzustochern und das Holz, sowie die menschlichen Ueberreste im regelmäßigen Brande zu erhalten."

Diese Gerüche waren ohne Zweifel Veranlassung, daß im Alterthum wohlriechende Hölzer und Harze mitverbrannt wurden. Auch in Aschenurnen deutscher Gräber, die kürzlich bei Darzau in der Provinz Hannover* aufgedeckt wurden, hat man Reste wohlriechender Harzarten gefunden. — Selbstverständlich fällt es denjenigen, welche für die Wiedereinfüh-

* Siehe die interessante Schrift von Hostmann: Der Urnenfriedhof zu Darzau. Braunschweig. 1874.

rung der Leichenverbrennung plädiren, nicht entfernt bei, etwa wieder die Scheiterhaufen vorzuschlagen; das würde schon der Kosten wegen — von allen anderen Gründen zu schweigen — nicht angehen; man hat vielmehr sorgfältige Studien gemacht und Oefen verschiedener Art construirt, in welchen die Leichen zu Asche verbrannt werden sollen, und zwar geschieht dies in dem Apparat von Siemens, welcher in neuester Zeit in Dresden zur Anwendung kam, wie in einigen anderen durch Leuchtgas. Weitere Erfahrungen müssen zeigen, ob diese Apparate — selbst für den Fall, daß man den Leichenbrand im Princip annehme — alles das leisten, was man von ihnen zu verlangen berechtigt ist.

* * *

Versuchen wir nun schließlich, auf das mitgetheilte Material gestützt, uns ein Urtheil über die Vor- und Nachtheile der beiden Bestattungsweisen zu bilden, so ist klar, daß wir uns hierbei nicht auf einen rein persönlichen Standpunkt stellen dürfen, nur das berücksichtigend, was unseren Neigungen und Gefühlen entspricht, sondern vor Allem dem Rechnung zu tragen haben, was für das Allgemeine ersprießlich ist. Da ist denn nicht zu verkennen, daß an gewissen Orten und unter gewissen Verhältnissen die durch das Begraben der Leichen bedingten Veränderungen des Bodens und damit des Wassers und der Luft schädlich wirken können. Es gilt dies in erster Reihe für große, volkreiche Städte, wo infolge des Raummangels und hohen Bodenwerthes der Boden der Kirchhöfe mit Fäulnißproducten übersättigt ist, und wo deshalb das Trinkwasser und die Luft sich von hier aus mit schädlichen Stoffen imprägniren und so den Keim zu Krankheiten aufnehmen und weiterführen können. Und daß diese Gefahr in einem noch weit höheren Maße bei wirklich ausgebrochenen Epidemien besteht, ist wohl kaum noch besonders zu erwähnen nöthig. Es darf jedoch andererseits auch hier nicht unterlassen werden, zu bemerken, daß nach dem Geständniß eines lebhaft für die Verbrennung eingetretenen Berliner Arztes* der directe Nachweis, daß etwa von einem Kirchhof als Centrum eine Krankheit ausgegangen und sich in die benachbarten Straßenradien verbreitet habe, noch nicht geführt ist. In vielleicht noch höherem Grade besteht die Möglichkeit einer solchen Gefahr von den Massengräbern aus, wie sie sich in der Nähe von Schlachtfeldern finden. Wenn man die Schilderung der Grabstätte der Baiern bei Sedan liest, wie sie ein belgischer Oberst entwirft,* so muß man freilich sagen, daß eine solche Bestattungsweise auch nicht den einfachsten Forderungen der Pietät entspricht, die man den für das Vaterland Gefallenen schuldet. Daß die Verbrennung der Leichen in allen den genannten Fällen** allen wirklichen oder befürchteten Gefahren die Spitze abbricht, ist wohl keinem Zweifel unterworfen.

Außer den unzweifelhaften Vorzügen, die in den vorgenannten Fällen die Leichenverbrennung vor dem Begräbniß hat, werden nun aber auch noch viele andere aufgezählt, die jedoch keineswegs alle von gleichem Gewicht sind, von denen wir aber doch einige anhören wollen. So z. B. die Gefahr des „gräßlichen Lebendigbegrabenwerdens" sei damit gehoben; ganz richtig; gehört es aber etwa zu den begehrenswerthen Dingen, lebendig verbrannt zu werden? Dann: die sogenannte Ruhe des Grabes sei ganz illusorisch, da ja meist nach so und so vieler Zeit die Gräber wieder anderweitig benutzt und die Knochen dann in höchst pietätloser Weise umhergeworfen würden, während das „Aschenhäuschen" in der Urne, selbst im Wohnzimmer der Angehörigen, an sicherer Stätte aufbewahrt werden könne. In Betreff dieses oft genannten „Aschenhäufchens" ist doch auch Mancherlei zu erinnern; einmal ist das Häufchen des unverbrennlichen Restes auch bei der vollständigsten Verbrennung nicht so gar klein, es beträgt nach gemachten Versuchen bei einem Manne von 137 Pfund Körpergewicht immerhin ca. 6 bis 8 Pfund, für den Nipptisch der trauernden Wittwe doch fast zu viel. Und daß

* Baginsky: Die Leichenverbrennung vom Standpunkte der Hygiene. S. 15. Berlin, 1874.

* S. Küchenmeister: Verbreitung der Cholera, S. 462.

** In dem zuletzt genannten Falle von Sedan wurden nachträglich die halbfaulen Leichen mit Chlorkalk und Salpetersäure überschüttet, dann mit Theer übergossen und angezündet.

auch hier von einer ewigen Ruhe nicht die Rede sein kann, macht uns ein kürzlich erschienenes Bild in einem unserer illustrirten Witzblätter recht anschaulich. Ein neu eingezogener sehr accurater Miethsmann richtet sich in seinem Zimmer wohnlich ein und ist eben im Begriff, eine, wie er meint, staubgefüllte Vase zum Fenster hinauszuleeren, als ihm die gerade eintretende Vermietherin voll Entsetzen zuruft: „Um Gottes willen, was machen Sie da! Sie schütten mir ja meinen lieben seligen Mann aus!" — Ueberhaupt wozu denn eigentlich das „Aschenhäuschen"? Die Anhänger der Leichenverbrennung bezeichnen es als einen beschränkten und niedrigen Standpunkt, das Körperliche über die von der Natur ihm gesetzte Grenze hinaus conserviren zu wollen. Gut, dann brauchen wir aber sicherlich auch kein „Aschenhäuschen". Von Werth kann den Hinterbliebenen doch immer nur die Form des Geschiedenen sein; der Stoff und nun gar der dem Leben fremdeste mineralische Bestandtheil hat für uns auch nicht das mindeste Interesse, und dieses in den Empfehlungen des Leichenbrandes stets so sehr betonte „Aschenhäuschen" ist im Wesentlichen nichts als eine Scheinconcession an die Anhänger des Begräbnisses, um diese zu gewinnen.

Doch kehren wir nach dieser kleinen Episode wieder zu unserem Gegenstande zurück, der Abwägung der Vorzüge einer raschen Zerstörung der Leichen, so sind wir genöthigt, die großen sanitären Vorzüge einer solchen in allen den oben bezeichneten Fällen rückhaltslos anzuerkennen. Eine andere Frage aber ist es, ob es nöthig sei, weil solche Gefahren in einzelnen Fällen bestehen, sofort für alle Fälle und zum allerradicalsten Zerstörungsmittel, der Verbrennung, zu greifen, und ob es nicht etwa noch andere Mittel giebt, die denselben Zweck auf andere Art erreichen? Es stehen dieser Bestattungsweise eben unleugbar mancherlei Gründe entgegen, die, wenn sie auch theilweise weniger materieller Natur als die gegen das Begräbniß vorgebrachten sind, doch trotzdem wohl ein nicht minder großes Gewicht in die Wagschale werfen dürften. Das Begräbniß steht in so engem Zusammenhange mit unserer ganzen, doch wesentlich auf das Christenthum basirten modernen Cultur, daß ein gänzliches Verlassen desselben einen gewaltigen Umschwung in unseren Anschauungen voraussetzen würde, wie er wohl nicht so leicht eintreten wird, und damit hängt ja auch unser Gemüthsleben aufs Engste zusammen. Wer sollte es nicht schon erfahren haben, wie schwer man sich beim Tode seiner Lieben von der süßen Gewohnheit der Form trennt, und wie schwer es fällt, seinen Liebling der Erde zu übergeben. Auch in dieser, wissen wir ja, findet das unerbittliche Zerstörungswerk statt, aber ohne unser Zuthun, nur allmälig und, so zu sagen, in demselben Maße, als auch unser Erinnerungsbild erblaßt. Plötzlich aber dem noch farbenvollen warmen Bilde das kalte körperliche Nichts entgegenzustellen; um dieses zu erfassen, dazu gehören eben Anschauungen, wie sie den Völkern des Alterthums, die den Leichenbrand einführten, eigen sein mochten, die wir in uns aber nicht mehr so leicht hervorrufen können. Aber selbst angenommen, daß diese Anschauungen nur noch der allmächtigen Gewohnheit entstammen, so giebt es doch auch andere Gesichtspunkte, von denen aus die Sache betrachtet werden kann. Für den Anatomen und Anthropologen liegt nun aber gar kein Grund vor, sich der Sitte des Leichenbrandes besonders geneigt zu zeigen. Wir, die wir das Studium der Form als unsere Aufgabe ansehen, haben sogar alle Ursache, dieser formzerstörenden Sitte entgegenzutreten. Welch' wichtige Aufschlüsse haben uns die Schädel und Skelete in den Höhlen und Grabstätten des Menschen über die älteste Geschichte desselben, zu der kein geschriebenes Wort und keine Tradition hinaufreicht, gegeben, und wie schmerzlich fühlen wir die Lücke, welche diese Geschichte z. B. in der Bronzezeit durch die Sitte des Leichenbrandes erfährt. Was wüßten wir vom alten Aegypten, wenn dort der Leichenbrand geherrscht hätte und mit den Leibern dann auch die in den Särgen befindlichen Papyrusrollen verbrannt worden wären? — Und die juristischen Bedenken sind doch wohl auch nicht so leichthin abzufertigen, als es von leichenbrandlicher Seite geschah und geschieht. Wie oft kam es schon vor, daß erst lange Zeit nach dem Tod eines Menschen sich ein Verdacht erhob, daß derselbe

kein natürlicher gewesen. Die Leiche wurde ausgegraben, untersucht und nach Jahr und Tag oft ein Giftmord nachgewiesen und der Mörder vom Arm der Gerechtigkeit erreicht, der in der Erde die Spuren seines Verbrechens so sicher geborgen glaubte. — Ganz kürzlich erzählt — gelegentlich der Arnim-Affaire — Karl Gutzkow in der „Allgem. Zeitung" folgenden Fall:

Der große Kurfürst war eben zur Regierung gekommen, als er bei dem Statthalter der Kurmark Brandenburg (Graf Schwarzenberg) die Papiere desselben mit Beschlag belegen und ihn selbst gefangen setzen ließ. Währenddem starb der des Einverständnisses mit dem Wiener Hofe schon seit lange Beschuldigte, und die Volkssage, die sogar in Geschichtsbücher überging, behauptete, er sei heimlich enthauptet worden. Friedrich der Große ließ den Sarg in Spandau öffnen und siehe da, es fand sich keine Spur von Verletzung. Diese Reinwaschung seines Ahnen wäre Friedrich nicht gelungen, wäre die Leiche statt begraben, verbrannt worden. — Ueber die finanzielle Seite schon jetzt nach so wenigen Versuchen ein Urtheil zu fällen, ist wohl kaum thunlich; es scheint aber doch, daß die Verbrennung nicht gar so billig ist, wie behauptet wird, und daß Leute, die kein Geld haben, sich im Leben eine warme Stube zu verschaffen, das Verbrennen kaum werden erschwingen können. Vor Allem aber ist zu betonen, daß die Verbrennung höchstens in großen Städten, bei Epidemien und in Kriegen von Vortheil sein oder nothwendig werden kann. In kleineren Städten, auf dem Lande, in Dörfern, wo in einem Jahre nur wenige Menschen sterben, kann von einem schädlichen Einfluß des Bodens nicht wohl die Rede sein, und eben so wenig wird es an Platz für einen Friedhof fehlen, während dagegen die Construction und Unterhaltung eines Verbrennungsofens, der ohnehin nur dann gehörig wirken kann, wenn er beständig im Betriebe ist, mit viel größeren Kosten verbunden ist, und die etwaige Construction eines Amtsofens für einen ganzen Bezirk durch das Herumschleppen der Leichen jedenfalls mehr Nachtheile im Gefolge hätte als das Begraben.

Die Agitation für die Leichenverbrennung wird daher voraussichtlich im günstigsten Falle nur erreichen, daß eine solche gesetzlich angeordnet wird in großen Städten, im Fall von Epidemien und im Kriege; im Uebrigen höchstens, daß keinem Menschen verboten sei, sich auf eigene Kosten verbrennen zu lassen.

Das Resultat aber hiervon wird nothwendig das sein, daß die Kirchhöfe nach wie vor fortbestehen bleiben und damit also auch ihre wirklichen und vermeintlichen Nachtheile. Da fragt es sich dann sehr, ob nicht auch in diesem Falle wie so oft das Bessere ein Feind des Guten ist, und ob es nicht zweckmäßig wäre, zunächst nach Mitteln zu suchen, mit welchen den schädlichen Folgen des Bezrabens begegnet werden kann, anstatt diese fruchtlose Agitation für Verbrennung zu betreiben. Die Frage so auf die Schneide zu stellen: „Begraben oder Verbrennen", führt nicht zum Ziel; es giebt noch ein Drittes: „Begraben ohne die Nachtheile des bisherigen Begrabens" — und dies aufzusuchen, das ist die Aufgabe der Wissenschaft, besonders der Chemie.

Und schon wird auch, mit Genugthuung darf dies constatirt werden, an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet. Prof. Winkler in Freiberg hat den gewiß rationellen und beherzigenswerthen Vorschlag gemacht,* bei unseren Beerdigungen auf die Sohle der Gruft ein Bett von gebranntem Kalk in groben Stücken zu bringen, auf welches der Sarg zu stehen kommt, und dann diesen ebenfalls mit Kalk zu umgeben und etwa einen Schuh hoch zu bedecken und dann erst die Gruft mit Erde auszufüllen. Gewiß wäre es Aufgabe der Sanitätsbehörden, unter gleichzeitiger Aufforderung zu weiteren Versuchen, diesen Modus einmal probeweise einzuführen, was um so leichter geschehen könnte, als die bisherige Art der Bestattung dadurch in der Hauptsache nicht im Mindesten alterirt wird. Fragen von so tief einschneidender Bedeutung wie die in Rede stehende können nur langsam, nach reiflicher Erwägung und auf dem Wege vielseitigsten Versuches gelöst werden.

* S. Ausland 1875, Nr. 1, S. 8.

Aus dem fernen Osten.

Reiseskizzen
von
W. Potočnik.

I.

Port Said. — Suez. — Rothes Meer.

Da liegt sie, die weite schimmernde Fläche des Meeres, sich weithin ausdehnend bis zu jener mystischen Linie, wo sie mit dem Himmel zu verschmelzen scheint, bis zu jener Linie, die, wie weit und rasch man auch reisen mag, ewig vor uns flieht bis zum Horizont. Es liegt ein majestätischer Zug von Naturerhabenheit in dieser Unbegrenztheit, etwas, worin wir die Ewigkeit wenn auch nicht begreifen, so doch dunkel ahnen lernen. Und diese unendliche Völkerstraße, die sich in großartiger Gleichheit und dabei doch im überraschendsten Wechsel ihrer Erscheinung ausdehnt, soll uns hinaustragen; die klare Fluth unter uns, den Himmel über uns, sollen wir fortgetrieben werden vom reinen Hauch der Seewinde zu fernen Gestaden, wo schlanke Palmen nicken und der Zauber des Südens seine farbenprächtigen Bilder vor uns entrollt.

Ahnungsvolle Poesie des Abschiedes! Wie seltsam bewegst du unser Herz, das zwischen Lust und Bangen schlägt; wie wechselvoll erscheinst du in den ernsten Mienen der Einen, in den lachenden Gesichtern der Anderen, in den ungeduldigen, muthblitzenden Augen der Jugend, in der gesetzten Ruhe der gereiften Mannheit! Hin fliegen die letzten Abschiedsgrüße, bis der Mikrokosmos des Schiffes von dannen fährt und sich für eine Zeit selbstthätig der übrigen Menschenwelt entrückt.

Es war am 7. Juli 1871 um Mitternacht, als die österreichische Schraubencorvette Fasana von der Rhede von Triest unter Dampf ging, um eine zweijährige Campagne in den ostasiatischen Gewässern anzutreten. Zweck derselben war die Ratification der mit Siam, China und Japan abgeschlossenen Handelsverträge durch den in Shanghai seßhaften österreichischen Ministerresidenten Herrn von Calice, sowie die Entfaltung der österreichischen Kriegsflagge in den Häfen der genannten Länder, wie nicht minder in den englischen, französischen, spanischen, holländischen und portugiesischen Besitzungen der östlichen Meere.

In der offenen See angelangt, wurde die Maschine abgestellt, und das Schiff ließ seine Segelpyramiden fallen. Die Naturpoesie umfing uns mit vollen Armen. Stunden lang konnte ich bei dem schönen Wetter und dem günstigen Winde, vor dem das Schiff friedlich dahinzog, draußen am Bugspriet liegen und hinaufschauen in den blauen Himmel und in die geblähten Segel bei der Musik der Wellen, die unter dem eilenden Bug plätscherten, und mich in die Schönheit der einfachen Worte vertiefen:

„The fair wind blew,
The white foam flew."

Und ruhig pflügte der Kiel seinen Weg durch die Wogen; Dalmatien, Albanien, die jonischen Inseln, Cap Matapan, Candien zogen an uns vorüber, bis wir am 17. Juli Abends auf 25 Seemeilen (4 auf eine geographische) von Cap Brulos unweit Damiette angelangt waren. Am nächsten Morgen wurde Curs auf Port Said genommen. Da die Küste Afrika's hier nur aus niederen Sanddünen besteht, bleibt sie dem Auge noch verborgen, wenn man bereits in nächster Nähe derselben in dem gelbgrünen, von den schlammigen Fluthen des Nils getrübten Uferwasser fährt. Dann tauchen der hohe, schlanke Leuchtthurm von Port Said, die Masten der dort vor Anker liegenden Schiffe und endlich die riesigen Wellenbrecher der Einfahrt hinter einander am Horizont empor.

Ein französischer Pilot kam heraus und vertaute das Schiff ein Viertel Kabel vom Lande gegenüber der Douane.

Port Said ist ein eigenthümlicher Ort. Bei regelmäßiger Anlage und breiten Straßen besteht es dennoch hauptsächlich aus Baracken und einigen Pavillons, unter denen jener des österreichischen Consulats zu den anmuthigsten zählt. Die Straßenbeleuchtung ist im höchsten Grade primitiv; Pflasterung giebt es keine, und loser Wüstensand, in den man bis in die Knöchel einsinkt, bedeckt Gassen und Plätze. An den sein sollenden Hotels offenbart

sich romanischer Schwindel; sie tragen pampöse Titel, als Hotel du Louvre, Grand Hotel de France 2c., bieten aber kaum das Nathdürftigste und dies zu hohen Preisen. Eigentliche Quais giebt es nicht, trotzdem der Hafen halb Bassin, halb Canal ist; einfache Erdböschungen oder Pfahlwerke dämmen das Wasser ein.

Den Stamm der Bewohner von Port Said bildet ein unliebsames Gemenge von Arabern und Fellahs, Speculanten, Seeleuten und Arbeitern aller Nationen, unter welcher Masse spärlich die verschiedenen Consuln, sowie die Ingenieure und übrigen Beamten der Suez-Canal-Gesellschaft eingestreut sind. Dieser Mischung entsprechend ist Port Saids Straßenleben. Gravitätische Araber, schweigsame Fellahs, vermummte Weiber, schreiende Griechen und zeternde Juden, stark angeheiterte Matrosen und der Abschaum der durch den leidigen Mädchenhandel aus Europa nach Alexandrien gekommenen Abenteurerinnen bilden die markantesten Straßentypen. Das Thierreich ist durch Kamele, räudige Hunde und Hammel vertreten, auf die man allenthalben stößt. Das wilde Leben der buntscheckigen Bevölkerung, die primitiven Zustände und der kolossale Verkehr verleihen dem Ort einen californischen Anstrich.

Unter den Europäern ist das französische Element das verbreitetste, wie denn auch die französische Sprache vorzugsweise gesprochen wird. — Wo Franzosen, da auch ein café chantant. In einem Local, in dem nach Port Saider Manier die gemischteste Gesellschaft neben einander gedrängt war, wurden Chansonnettes echten französischen Musters mit dem ganzen Aufwande nationaler Frivolität vorgetragen.

Die schon jetzt großartige Schiffsbewegung von Port Said ist in stetem Wachsen begriffen; viele neue Dampfschifffahrts-Gesellschaften hat der Canal schon ins Leben gerufen und thut es noch fortwährend. Weitaus am stärksten vertreten ist die englische Flagge, deren Superiorität uns hier mehr als irgendwo ins Auge springt.

Ohne Bedauern sagten wir der großen Taverne Port Said Lebewohl und steuerten unter Dampf in den Canal. Wer im Hochsommer den Suez-Canal passirt hat, kann sich wohl ein Bild der Sahara machen. Unabsehbare Flächen von gelbem Wüstensand dehnen sich oft gegen West und Ost hin, wenn man über die Canalböschungen wegblickt; die Luft vibrirt unter den sengenden Strahlen des Sonnenballs, der hier von einem bleiernen Firmament unbarmherzig herniederbrennt.

Wie lechzt man da nach dem Abend, wenn das glühende Gestirn in der Sandebene untertaucht und ein leichter Zephyr über das niedere Land hinfächelt. Da kommt Leben in die unabsehbaren Schaaren von weißen Pelikanen und rosigen Flamingos, die Tags über gleich einer in entwickelter Linie aufgestellten Infanterietruppe im Menzaleh-See dastehen; Leben in die Karawanen, die vorher schmachtend unter dürftigen Zelten gelegen, und selbst die ungeheuren Relevateurs, die uns bei Tage in der Schattenlosigkeit ihrer durchbrochenen Construction den peinlichen Eindruck von Skeleten machen, scheinen nun ihre Arme von ferne wie zum Gruß entgegenzustrecken.

Im Uebrigen hat die Fahrt im Canal wenig Anregendes. Unter langsamen Schraubenschlägen — es darf reglementarisch nur mit fünf Seemeilen Geschwindigkeit gefahren werden — zieht unter strenge überwachter Steuerung das Schiff zwischen den schnurgeraden, nur selten von sanften Curven unterbrochenen Böschungslinien dahin; hinter sich mit genau gleicher Schnelligkeit einherlaufend die Welle, mit der das Wasser des Canals den vom Schiffskörper soeben innegehabten Raum wieder einnimmt. Die zur Bezeichnung des Fahrwassers rechts und links ausgesteckten Pfähle tauchen beim Vorüberkommen hinter einander ihre Köpfe ins Wasser und kommen dann wieder triefend zum Vorschein.

So passirten wir nach einander die Partien von Kantara, El Ferdane, Ismailia, welch letzteres eine reizende Oase mitten in dieser glühenden Sandwüste bildet, und vertauten das Schiff nach Sonnenuntergang am südlichen Ende des kleinen Bittersees.

In der Nacht wiederhallte das sandige Ufer vom Gezirpe der Grillen. Zwei dieser traulichen Thierchen schienen über die Landfesten an Bord gekommen zu sein

und begannen, nachdem sie sich in den Großrüsten installirt, ihre Musik. Am nächsten Morgen erschien sogar eine Grille auf Deck und ließ sich von den Matrosen, die ihr nichts zu Leide thaten, greifen.

Sobald es hell wurde, setzte das Schiff seinen Weg fort und ankerte in den Morgenstunden in Suez. Das Wasser der Rhede glänzte in hellgrüner Färbung, die so intensiv war, daß man auf den Sonnenzelten das seltene Phänomen des prachtvollsten gleichfarbigen Reflexes beobachten konnte. Der Wind, der im Canal nur flau aus Nordost gefächelt, blies hier in frischen Böen aus Nordnordwest vom hohen Lande herunter und trieb das grüne Wasser der Bai in schäumenden Wellen vor sich her. Viele Haie tummelten sich in derselben; doch waren es lauter geriebene Kerle, die nicht leicht auf den Köder gingen und es vorzogen, auf die spärliche, aber sichere Nahrung der über Bord geworfenen Küchenreste zu lauern. Erstaunt war ich, daß keine dieser Bestien dem Matrosen eines in der Nähe liegenden englischen Dampfers etwas zu Leide that, der mit großer Gemüthsruhe mitten unter ihnen umherschwamm. — Da mich der Dienst hinderte, das Land zu besuchen, mußte ich mich mit dem Anblicke der Bai und der Stadt von Bord aus begnügen. Im Osten niedere Sandhügel, aus denen nur die Mosesquellen als willkommener Ruhepunkt dem Auge entgegenwinken; im Westen die kahlen, kühngeformten Felsmassen der Bergpartie von Ras (Vorgebirge) Abooderage; im Norden die Stadt mit ihren Minarets und dem angebröckelten Gemäuer: das Ganze ein Bild, das den Geist unbefriedigt ließ und eine stille Sehnsucht im Herzen wachrief, wieder durch den Canal nach Norden heimwärts zu fahren statt nach dem Süden ins langgestreckte rothe Meer mit seinen Korallenbänken, eingeschlossen zwischen den glühenden afrikanischen und arabischen Wüsten. Doch fort ging's wieder; wir schifften einen arabischen Piloten ein, und gegen Abend dampfte das Schiff weiter, am Feuer von Zafarana vorbei den Golf von Suez hinab südostwärts.

Am nächsten Morgen konnte der Blick zu beiden Seiten über die hohen Spitzen der kahlen Berge schweifen, die sich aus dem grünen Wasser des engen Golfes erhoben; zur Linken lagen der Sinai und Horeb in biblischer Ehrwürdigkeit, zur Rechten der minder bekannte, doch schöne, weithin das Land beherrschende Vulcankegel Akrab. Wieder wurden Segel gesetzt, und das Schiff zog beim Leuchtfeuer von Ras Garib vorüber auf Ras Zeiti. Es ist dies der kahlste, unwirthbarste Felsenfleck, den ich in meinem Leben gesehen. In dunkelbrauner Färbung, wie von vulcanischem Feuer ausgebrannt, theilweise in violettem Schatten liegend, erhob sich in beengender Oede das hohe Cap; bei der klaren Luft konnte man bis tief in seine dunklen, zerrissenen Klüfte blicken; kein Thier, keine Pflanze war zu sehen, kein Laut zu hören.

Im Verlaufe des Nachmittags trat das Schiff durch die Jubal-Straße aus dem Golf von Suez ins eigentliche rothe Meer. Die Insel Shadwan, Ras Mohamed, Ashraffi wurden sichtbar; alle in entsetzlicher Nacktheit, zitternd in der vor Hitze lodernden Luft. Die Jubal-Straße zählt zu den heißesten Punkten der Erdoberfläche. Der thermische Sonnenäquator, das ist die Linie, welche die Punkte der höchsten mittleren Sommertemperatur verbindet, passirt durch dieselbe.

In dieser sengenden Wüste von nacktem Fels, losem Flugsand und blauem Wasser erhebt der Leuchtthurm von Ashraffi sein Eisengerippe auf den niederen Klippen zwischen der Insel Shadwan und dem Festlande. Der Untergang des Dampfers Carnatic war die Veranlassung, die gefährlichen Felsbänke durch ein Feuer zu bezeichnen. Ein unheimlicher Fall hat sich vor einigen Jahren auf diesem Thurm zugetragen. Die zwei Wächter, die den Dienst versahen, wurden monatlich einmal vom Festlande aus verproviantirt und blieben die übrige Zeit sich selbst überlassen. Wenige Tage nach dem Abgehen eines Proviantbootes starb der eine von ihnen. Die Furcht, des Mordes beschuldigt zu werden, bewog den anderen, die Leiche bis zum Anlangen des nächsten Bootes trotz der Hitze nicht zu entfernen, sondern an Ort und Stelle zu lassen. So fand denn der nächste Besuch den Araber in Gesellschaft seines verwesten Cameraden dem Wahnsinn nahe und kaum mehr im Stande, seinen Dienst zu versehen, den

Thurm verpestet und von Aasgeiern umkreist. Dieser Vorfall hatte die Erhöhung des Wachpersonals auf drei Mann und eine zweiwöchentliche Verproviantirung zur Folge.

der Rettungsboje einen Haifisch meldete. Es war ein Bursche von Mittelgröße, der sehr hungrig zu sein schien, da er wiederholt einige Stücke Holz, die eben über Bord geworfen worden waren, anbiß und



Flamingos in Reihe und Glied.

Am nächsten Tage wurde die Eintönigkeit der Fahrt durch den Fang eines Haifisches unterbrochen. Man hatte eben die Haifischangel fertig gemacht und mit einem Stück Pökelfleisch daran achter ins Wasser geworfen, als der Mann achter an

sich dabei mit dem halben Leibe aus dem Wasser warf. Kaum hatte er jedoch das Fleisch gerochen, als er auch zum Jubel der lauernden Matrosen an der Angel festhing. Er wurde sofort auf Deck gehißt, wobei er so um sich hieb, daß er sich

den Haken durch den Oberkiefer hindurchtrieb. Unzählige Spatenschläge, die er von den Matrosen unter den mannigfachsten Schimpfworten auf seinen breiten Kopf bekam, bliesen ihm bald das Lebenslicht aus; doch waren noch beim Abhäuten und besonders beim Abtrennen des Kopfes heftige Zuckungen des Schweifes bemerkbar. Er wog 95 Pfd., davon die Leber allein 25.

Auch unser arabischer Pilot, Ali Shebendi mit Namen, hatte sich lebhaft am Fange betheiligt und sich ein Stück Fleisch reservirt, das die Araber nicht verschmähen, und das in Suez gleich jenem anderer Fische feil ist. Auf Anempfehlung Ali's ließen auch wir uns vom Koch eine mayonnaise de requin bereiten, doch konnten wir an dem thranigen Braten mit seinem penetranten Geruch keinen Gefallen finden.

Bei dieser Gelegenheit wollen wir mit unserem Ali nähere Bekanntschaft schließen. Ali Shebendi ist ein Araber von reinem Wasser, mittelgroß von Gestalt, aber sehnig, dabei mit ziemlich entwickeltem Bäuchlein. Auf seinem kahlgeschorenen Kopfe trägt er ein rundes weißes Käppchen, um das er ein weiß- und rothgestreiftes Tuch turbanartig windet; seine übrige Kleidung besteht aus einem blauen kaftanartigen Unterkleid und einem ähnlichen rothen Oberkleid; seine Füße stecken in Sandalen, doch liebt er es, gewöhnlich bloßfüßig einherzugehen. Seine Fingernägel färbt er mit Hennah und seine Augenlider mit einer Kohlenpasta, die er sich mit einem dünnen, spitzen Holzstäbchen hineinstreicht, angeblich um sein Sehvermögen zu erhöhen. Seine sämmtlichen Effecten befinden sich in einem kleinen Sacke, welchen er im Handmagazin des Steuermanns auf Deck aufgehoben hat. Sein gewöhnlicher Aufenthaltsort ist die Commandobrücke, auf der er auch schläft. Ein Stück Segeltuch und sein Oberkleid dienen ihm als Matratze. Dicht neben sich, am Brückengeländer angeforrt, hat er seinen Kühlkrug, auf einem irdenen Teller stehend. Krug und Teller dienen ihm sowohl für seine religiös vorgeschriebenen Waschungen als zum Trinken. Das Waschen scheint ihm übrigens mehr eine bloße Formalität als ein Reinlichkeitsmittel zu sein, und betrachtet er die geringe Quantität von Wasser, die auf dem flachen Teller Platz hat, als vollkommen ausreichend für die gesammte vorgeschriebene Waschung.

Des Morgens, wenn er erwacht ist und sich einige Male die Augen gerieben hat, bleibt er mit untergeschlagenen Beinen auf der Brücke sitzen, wendet sich dann der aufgehenden Sonne zu und verrichtet Morgengebet und Waschungen. Mit einer drastischen Handbewegung wendet er sich darauf an den Wachofficier und fordert ihn durch den stereotypen Ausdruck „my coffee" auf, ihm eine Tasse serviren zu lassen. Doch mit dem schwarzen Kaffee allein ist Ali nicht zufrieden, er will auch etwas für seine blendend weißen Zähne haben. „Mangiaria!" Dieses Wort und eine mit beiden Händen ausgeführte Bewegung des zum Munde Führens folgt unmittelbar darauf. Feiner englischer Zwieback scheint ihm am besten zum Kaffee zu munden. Ist sein Hunger gestillt, so steckt er eine gute Prime Kautaback und ein Stück Steinsalz in den Mund, steigt langsam die Brücke hinunter, öffnet seinen Sack und färbt sich die Augen. Ali Shebendi ist ein heller Kopf, der über religiöse Vorurtheile erhaben ist. Da er zum Kaffee wiederholt Rum verlangte, und wir ihn an das Gebot Mohamed's erinnerten, keine geistigen Getränke zu genießen, erwiederte er lachend, er sei nur am Lande eifriger Mohamedaner. Wein trinkt er besonders gern, wogegen er in Bezug auf Schweinefleisch große Skrupel hegt. Seine Furcht vor dem unreinen Fett machte sich der Koch zu Nutze, um Ali's lange Finger von seinen Vorräthen fern zu halten. Als Ali eben einen frisch gebackenen Wecken stehlen wollte, bestrich ihn der Koch schnell mit Schweineschmalz, worauf der Araber entsetzt nach vorn entfloh.

Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Spanier, Italiener und Oesterreicher nennt Ali good men, den Engländern geht er jedoch lieber aus dem Wege. Trotzdem er keine Spur von theoretischer Navigation hat, ist er doch ein tüchtiger Pilot für das rothe Meer. Eine Seekarte ist ihm ein spanisches Dorf, sein Gott der Polarstern, den er Nachts gewöhnlich, doch ohne Compaß, peilt. Er kennt alle Landpunkte genau, beurtheilt die Distanzen wunderbar richtig und orientirt sich vollkommen, wenn er auch längere Zeit

kein Land gesehen; Winde und Strömungen sind ihm bekannt wie sein Turban. Ein altes Nachtglas, an dem die Oculare mit Siegellack befestigt, ist der unzertrennliche Begleiter Ali's. Er hat eine bedeutende Sammlung vortrefflicher Zeugnisse und Anempfehlungen in den verschiedensten Sprachen. Alle diese Actenstücke sind auf gelbes Packpapier aufgeklebt und zu einem Buche gebunden, das er „my paper" nennt und worauf er sehr stolz ist.

Die Hitze hat mittlerweile beständig zugenommen und ist vom Tagesmaximum 21 Grad R. auf 26 Grad R. im Schatten gestiegen. Die Winde sind durchschnittlich leicht und geben nur wenig Kühlung; der Himmel größtentheils heiter und die Luft so klar, daß wir wiederholt bei hellem Tage Sterne im Zenith beobachten konnten. Nur am Horizont lagert in der Regel ein milchiger Dunst bis zur Höhe von ca. 10 Graden. — Bald beginnen sich Windstillen einzustellen, und bei der zunehmenden Temperatur schnappen wir nach Luft wie Fische im Trockenen. Am peinlichsten sind die Nächte. Man wälzt sich auf seinem Lager, ohne Ruhe zu finden; die Bettlaken werden naß zum Auswinden. Ermattet erhebt man sich am nächsten Morgen, und wieder geht der glühende Sonnenball auf; ein leichter Südwest bringt einen heißen, trockenen Schwall aus der Sahara wie aus einem Backofen; der Organismus lechzt nach Kühlung; man begießt sich mit Seewasser, doch die Erfrischung ist illusorisch; denn es hat selbst eine Temperatur von 24 bis 25 Grad R. Die Haut bedeckt sich mit Hitzausschlägen, von denen die Form herpes tonsurans die unangenehmste ist. Es bilden sich große, mit Wasser gefüllte Blasen, die platzen und eine beißende, nässelnde Wunde hinterlassen. Nur Ali ist als Araber von Jidbah an dieses Klima gewöhnt; er ist guter Dinge und schläft hier und da ganz gemüthlich in der Sonne bei einer Temperatur von 36 Grad R.

Das Essen berühren wir kaum, während ein Durst uns plagt, welcher der ununterbrochenen gesteigerten Hautthätigkeit wegen fast nicht zu löschen ist. Doch womit müssen wir Armen unseren Durst stillen, womit unsere brennende Haut kühlen? Mit destillirtem Wasser von der Temperatur von 26 bis 28 Grad R. Die einzige Erleichterung verschaffen uns die in Port Said gekauften Alcarazzas (Kühlkrüge). Sobald die Sonne untergegangen, sieht man auch schon eine Menge solcher Kühlkrüge auf den Zeltstützen und Ketten in der Abendluft baumeln. Alles macht in Alcarazzas. Die Officiere, welche die Nachtwachen haben, versuchen in der Regel das Wasser aus sämmtlichen und trinken die besten zum großen Aerger des Besitzers bis zum Morgen leer. Gefährlich ist es auch, einen Krug, der einige Zeit im Winde gehangen, einem Matrosen zum Hinabtragen zu geben; ehe man sich dessen versieht, ist er leer! Bei frischem Winde und trockenem Wetter beobachtete ich eine Abkühlung des Wassers durch die Krüge um 7 Grad R.

Bei den fortdauernd flauen Brisen schleppt sich das Schiff nur mühsam vorwärts; oft fahren wir durch große Strecken schwefel- und orangegelben Seestaubes, von den Arabern bussi, von den englischen Seeleuten smoking fishes genannt. Viele Haie tummeln sich um das Schiff und stürzen gierig auf Alles, was über Bord geworfen wird.

Die niederen Felsklippen der Brothers, dann der einsam in weiter See stehende Leuchtthurm von Dädalus Shoal, arabisch Abdul Kisan, ziehen an uns vorüber. Das Maximum der Tagestemperatur ist mittlerweile bereits auf 30 Grad R. im Schatten gestiegen, und auch die Nächte bieten keine Erfrischung, da die Temperatur während derselben nie mehr unter 25 Grad R. fällt. Ueberdies wird die psychrometrische Differenz der Lufttemperatur eine immer geringere; ein feuchter Dunst erfüllt die Atmosphäre, das ganze Schiff; Alles fängt an Bord zu oxydiren, zu modern und zu schimmeln an.

Am 31. Juli wurde das Wetter besonders drückend. Eine milchige, am Horizont ins schmutzig Orangegelbe übergehende Dunsthülle bedeckte den Himmel und wurde bald so dicht, daß die Sonne hinter diesem Schleier verschwand. Eine unbeschreibliche Schwüle lastete über der todt liegenden bleifarbigen See. Bei Sonnenuntergang glänzte der ganze Himmel in düsterem Feuerschein; kein Lüftchen regte sich; man fühlte, daß ein Unwetter in der Luft hing. O herrliche grüne

Waldgefilde der Heimath mit euren murmelnden Quellen und eurem kühlen Schatten! Welch' unaussprechliche Sehnsucht erfüllt das Herz nach euch hier in diesem glühenden Meere, wo Winde und Wasser heiß sind, wo man weder bei Tag noch bei Nacht Kühlung findet; in diesem Meere, das außer sich nur nackte Felsen, Wüstensand und Korallenriffe kennt!

Am nächsten Morgen kam aus Westsüdwest direct aus der Sahara in heftigen Böen ein heißer Wind herangezogen, sengend wie der Schwall eines Ofens. Hoch auf schwoll die See von seinem Hauche und brach sich donnernd an den Flanken des ächzenden Schiffes. Dieser Wind, von den Arabern harur genannt, ist im rothen Meere gefürchtet weniger seiner Stärke als seines ermattenden Einflusses wegen.

Am Eingange des großen Riff-Canals von Farsan Kebir wurde Dampf gemacht, und das Schiff steuerte bei dunstigem Wetter und glatter See directen Curs. Alles wurde grau: Luft, Wasser, Himmel; die Horizontlinie war nicht mehr zu sehen, und vor dem Schiffe erhob sich nur eine einfarbige Wand; man unterschied nicht mehr, wo das Wasser aufhörte und die Luft anfing.

Der Dienst in der Maschine wurde der hohen Temperatur und der Windstille wegen der Mannschaft ungemein beschwerlich. Manche brachen ermattet zusammen; Einer wand sich sogar in Krämpfen, wobei ihm Blut aus Nase und Ohren stürzte. Die Beschwerden des Feuerdienstes sind in diesem Meere während des Sommers so groß, daß die fremden, regelmäßig nach Indien und China verkehrenden Dampfer denselben von Afrikanern und Arabern versehen lassen. — Indessen ging es trotzdem rastlos weiter, den Riff-Canal hinab.

(Fortsetzung folgt.)

Steinwild.

Von

A. E. Brehm.

(Schluß.)

Wenn wir die Ansicht festhalten, daß auf der iberischen Halbinsel nur eine einzige Steinwildart vorkommt, erstreckt sich das Verbreitungsgebiet derselben von der Küste des Golfes von Biscaya bis zum Mittelmeere und von den Pyrenäen bis zur Serrania de Ronda. Außer der Hochkette der Pyrenäen und den Ausläufern dieses Scheidegebirges bewohnt genannte Art alle höheren Gebirgszüge Nord-, Mittel-, Ost- und Südspaniens, in besonderer Häufigkeit namentlich die Sierra de Gredos, wogegen sie auf den Gebirgen der cantabrischen Küste gänzlich zu fehlen scheint. Die Sierra de Gredos wird durch die höchsten Erhebungen der Cordillera Carpeto gebildet, jenes Gebirgszuges, welcher durch Castilien und Estremadura zieht, die Wasserscheide zwischen Duero und Tajo herstellt, Alt- und Neucastilien trennt, als Sierra de Estrella in Portugal eintritt und als Sierra de Cintra am Gestade des Atlantischen Weltmeeres endet. Der höchste Berg dieses langen Gebirgszuges, der Almanzor, welcher bis zu 2650 Meter aufsteigt, nebst Umgebung darf als der Lieblingsaufenthalt des Bergsteinwildes betrachtet werden; außer diesem Brennpunkte des Verbreitungsgebietes kommt das Thier jedoch auch in Valencia, Murcia und Andalusien vor, dort in der Sierra de Cuenca und Carroche, in Murcia auf der Sierra de Segura, in Andalusien auf der Sierra Nevada und der Serrania de Ronda. Auf der französischen Seite der Pyrenäen scheint das Bergsteinwild, wenn nicht ausgerottet, so doch außerordentlich vermindert worden zu sein, und wenn wirklich noch vorhanden, nur als Wechselwild aufzutreten; in Spanien dagegen ist es, obschon es seit den letzten fünfundzwanzig Jahren ebenfalls sehr verringert wurde, doch noch in erfreulicher Menge vorhanden. Auf der Sierra Nevada und Serrania de Ronda trifft man allerdings nur noch Rudel von höchstens dreißig bis vierzig Stück an; auf der Sierra de Gredos aber kann es geschehen, daß sich zu Zeiten Gesellschaften von hundert Stück und darüber vereinigen. Somit steht zu hoffen, daß trotz der unsinnigen Vernichtungssucht der Spanier die iberische Halbinsel noch für lange Zeit eine Steinbocksart beherbergen wird, hoffentlich so lange, bis auch dort vernünftige Schutzgesetze erlassen und der gegenwärtig bestehenden freien Jagd, welche

eigentlich nicht viel anders denn als Bubenjägerei bezeichnet werden kann, entgegentreten.

Alle übrigen Steinbocksarten sind einstweilen schon aus dem Grunde weniger gefährdet, weil ihr Verbreitungsgebiet ein wesentlich größeres ist. Der Skyn scheint zwar nur im westlichen Theile des Himalaya vorzukommen, verbreitet sich hier aber über Ländergebiete, gegen welche eine Fläche wie die der iberischen Halbinsel vollkommen verschwindet. Nach Adams lebt das Thier noch in namhafter Anzahl auf allen Gebirgen Kaschmirs, Ladaks, in Ajerung, Spitti, Kenewur und anderen Theilen des mächtigen Gebirges, soll aber auch in der chinesischen Tatarei vorkommen. Letztere Angabe des sonst sehr tüchtigen Beobachters halte ich kaum für richtig, glaube sie vielmehr auf den Tekebock beziehen zu dürfen, dessen Verbreitungsgebiet sich über die innerasiatischen Gebirgszüge erstreckt. Radde fand letzteren Steinbock im Sajan und Altai, Sewerzow im Thianschan auf; Adams bemerkt, daß in Ladak von ihm erlegte und beziehentlich gesehene Steinböcke mit dem Tekebock übereinstimmen, und es scheint somit, daß das eben genannte Gebirgsland als die westliche Grenze zu betrachten ist. Wie weit sich der Verbreitungskreis nach Osten erstreckt, läßt sich einstweilen noch nicht feststellen, wohl aber annehmen, daß wenigstens Tibet und Westchina mit in Betracht gezogen werden müssen, wogegen nach Radde's Erhebungen die von Pallas zuerst gegebenen Mittheilungen, daß auch die Gebirge Kamtschatka's den Tekebock beherbergen, entschieden in Abrede gestellt werden muß. Der dritte asiatische Steinbock endlich bewohnt, wie sein Name besagt, den Kaukasus; sein Verbreitungsgebiet dürfte sich jedoch schwerlich auf dieses Gebirge beschränken, vielmehr in südöstlicher Richtung sich noch beträchtlich ausdehnen. Nach Adams findet sich dieselbe Art auch in den Bergen von Beludschistan und den nördlich und östlich von Seinde gelegenen Höhengebieten, und dies würde der Vermuthung Raum geben, daß wenn nicht alle, so doch mehrere der iranischen Gebirgszüge ebenfalls vom Kaukasusbock bevölkert sein müssen; dieser würde also wie auf dem Kaukasus, so auch in Iran ein und dasselbe Gebiet mit dem Paseng oder der Bezoarziege theilen, welche letztere wir bekanntlich als die Stammmutter unseres geschätzten Hausthieres ansehen. Eine Verwechselung des Kaukasusbockes mit dieser nach Westen hin über ganz Kleinasien sich verbreitenden und heutigen Tages noch auf mehreren Kykladen und Strophaden, sowie auf Kreta vorkommenden Art ist hierbei allerdings nicht ausgeschlossen, Adams aber als ein so guter Kenner und Beobachter der Thiere bekannt, daß wir seine Mittheilungen berücksichtigen müssen.

Unter den afrikanischen Steinböcken hat der Beden das weiteste Verbreitungsgebiet, da er nachweislich nicht allein alle zwischen dem 30. bis zum 24. Breitengrade und dem Nil und dem Rothen Meere gelegenen Gebirge, sondern auch das steinigte Arabien und Palästina bewohnt und wahrscheinlich ebenso im Hedjas gefunden wird. Wahrscheinlich ist es nicht einmal richtig, ihn als afrikanischen Steinbock zu bezeichnen, da der Brennpunkt seines Gebietes wohl nach der semitischen Halbinsel verlegt werden muß. Blasius glaubt, daß der es sei, welcher schon von Belon Mitte des 16. Jahrhunderts als ein Bewohner Kreta's erwähnt wird; die neueren Erhebungen aber haben festgestellt, daß auf dieser und mehreren anderen griechischen Inseln nicht er, sondern die oben erwähnte Bezoarziege vorkommt, dieselbe, deren Homer bei Beschreibung der Kyklopeninsel gedenkt:

> „Der Ziegen unendliche Menge durchstreift sie,
> Wilden Geschlechts, weil nimmer ein Pfad der Menschen sie scheuchet."

Innerhalb der gegebenen Grenzen tritt der Beden weit häufiger auf, als man bis jetzt angenommen hat, lebt auch wie der Bergsteinbock auf erheblich niedrigeren Gebirgsketten und Bergen als die übrigen Glieder seiner Familie. Die Walie endlich findet sich, so weit bis jetzt bekannt, ausschließlich im abyssinischen Hochlande und zwar auf den höchsten Gipfeln Simiens, vorzüglich auf dem Abba Jared und Bachit.

Welche Gründe den alten Girtanner und nach ihm verschiedene andere Naturforscher bewogen haben, zu glauben, daß der Steinbock eher für die mittleren als

für die höheren Alpen geschaffen sei und nur gezwungen sich auf den höchsten Gipfeln aufhalte, wo harte Winter und schlechte Nahrung Krankheiten bei ihm erzeugen und seinen Bestand nothwendigerweise vermindern müssen, vermag ich nicht zu sagen, weil die unmittelbare Beobachtung der Thiere selbst einer solchen Ansicht auf das Bestimmteste widerspricht. Alle Steinböcke suchen die Gipfel der von ihnen bewohnten Gebirge auf und finden sich unmittelbar unter der Schnee- und Eisgrenze stets häufiger als in niedrigeren Höhen, lassen sich auch überhaupt nur während des Winters, welcher die oberen Spitzen vollständig verschneit und vergletschert, in tiefere Gürtel herabdrücken und steigen mit Beginn der Schneeschmelze wieder zu ihren beliebten Aufenthaltsorten empor.

„Im Sommer," so schreibt mir Graf Wilczek, „nehmen sie in den großartigsten und erhabensten, an furchtbarsten Klüften und Abstürzen reichen, dem Menschen unzugänglichen Felsenwildnissen, und zwar meist die Schattenseiten der Berge erwählend, ihren Stand und halten auf ihm mit aller Sicherheit die gewohnten Wechsel ein; im Winter dagegen bequemen sie sich den veränderten Verhältnissen an."

Genau dasselbe gilt für den Bergsteinbock.

„Unbekümmert um Schnee und Kälte in den von ihnen erwählten Gebieten," so berichtet mir mein Bruder, Dr. R. Brehm in Madrid, „bewohnen die Bergsteinböcke in der Regel ausschließlich den oberen und höchsten Theil des Gebirges, mit besonderer Vorliebe die nächsten Umgebungen des Almanzor, woselbst man sie während des ganzen Sommers niemals vermissen wird. Im Winter mag das Bergsteinwild zumal auf der Südseite des Gebirges besonders nach Estremadura hin etwas tiefer hinabsteigen; sowie sich aber die Möglichkeit bietet, in jenen Höhen wiederum leben zu können, steigt es bestimmt nach oben hinauf, und nur die Ziegen nehmen tiefer ihren Stand."

Fast wörtlich dasselbe bemerkt Adams vom Skyn; nicht anders lauten Sewerzow's Angaben über den Tekebock.

„Von Natur aus Gebirgsbewohner, unterscheidet sich dieser sehr wesentlich von den mit ihm dieselben Höhen bewohnenden Arkaren oder Wildschafen," welche nach Sewerzow's Meinung allerdings durch die Hausthiere verdrängt werden, „weil sie nicht wie die Steinböcke im Stande sind, den Weidethieren mit Ausnahme der Ziegen vollständig unzugängliche Höhen zu bewohnen."

Selbst der Beden, welcher, wie oben bemerkt, verhältnißmäßig niedere Gebirge bevölkert, macht keine Ausnahme von dieser Regel, weil auch er mit Vorliebe sich auf den höchsten Gebirgszügen innerhalb seines Verbreitungsgebietes aufhält. Eingehende Beobachtungen der Lebensweise aller Steinböcke lassen seine Vorliebe für die Höhen sehr erklärlich erscheinen. Kein anderer Wiederkäuer, weder die Gemse noch der Goral noch eine andere gebirgsbewohnende Antilope, ist in gleich hohem Grade befähigt wie das Steinwild, in den wildesten Gebirgen Stand zu nehmen, die schroffsten Zacken zu besteigen, auf senkrechten Wänden noch sichere Pfade zu finden.

„Die geschwinde des springens, wenyte der sprüng von einem Felsen zu dem anderen," sagt schon der alte Geßner vom Alpensteinbock, „ist yemants müglich zu glauben, er habe es dann gesähen; dann wo es yenen mit seinem gespaltenen und spitzigen Klawen behafften mag, so ist jm kein spitz zu hoch, den er mit etlich schrit übersprunge, auch selten kein fels so weit von dem anderen, den es nit mit seinem sprung erreiche."

In dieser Schilderung stimmen alle Beobachter überein.

„Die Sprungkraft des Alpensteinbocks," schreibt mir Graf Wilczek, „ist fabelhaft. Ich sah eine Gemse und einen Steinbock denselben Wechsel einnehmen: die Gemse mußte im Zickzack springen wie ein Vogel, welcher hin- und herflattert; der Steinbock kam in gerader Linie herab wie ein Stein, welcher fällt, alle Hindernisse spielend überwindend. An fast senkrechten Felswänden muß die Gemse flüchtig durchspringen, der Steinbock dagegen hat so bewegliche Schalen, daß er, langsam weiter ziehend, viele Klafter weit an solchen Stellen hinschreiten kann. Ich sah ihn beim Haften an Felswänden seine Schalen so weit spreitzen, daß der Fuß eine um das Dreifache verbreiterte Fläche bildete."

Aehnliches beobachtete mein Bruder vom Bergsteinwild.

„Unglaublich scheint es," bemerkt er, „zu sehen, wie dieses Wild beinahe senkrechte Wände, an denen man auch nicht den geringsten Anhaltepunkt wahrzunehmen vermag, nicht allein mit größter Sicherheit, sondern auch mit derselben Leichtigkeit und Schnelle, welche es bei seinem Dahinziehen auf ebenerem Boden bekundet, zu ersteigen im Stande ist, und daß schon die kleinsten Zicklein eben so gut wie die alten Ziegen mit ihren scharfkantigen Hufen an solche Flächen förmlich sich ankleben können."

Jede einzelne Bewegung ist rasch, kräftig und dabei doch leicht, zierlich und federnd, als ob die Läufe aus Stahl gebaut wären. Gefangene Steinböcke setzen selbst in ihnen angewiesenen engen Räumen nicht minder in Erstaunen als die frei lebenden an ihren Felsenwänden. Ein junger Steinbock in Bern sprang einem erwachsenen Manne ohne Anlauf auf den Kopf und hielt sich hier mit seinen vier Füßen fest, als stünde er auf einem Felsenzacken; einen anderen sah man auf der scharfen Kante eines Thürflügels stehen und an einer senkrechten Wand emporsteigen, ohne andere Stützpunkte zu haben, als der Vorsprung der Mauersteine, die durch den abgefallenen Mörtel sichtbar waren, sie gewähren konnte. Gleichlaufend mit der Mauer sprang er in drei Sätzen auf die Höhe derselben, stellte sich dem Ziele, welches er erreichen wollte, erst gerade gegenüber, maß es mit dem Auge, durchlief mit kleinen Schritten einen bestimmten Raum, kam mehrmals auf dieselbe Stelle zurück, schaukelte sich auf seinen Beinen, als ob er deren Schnellkraft versuchen wolle und war in drei Sätzen oben. Aehnliche Kraftstücke führten die gefangenen Steinböcke der k. k. Menagerie in Schönbrunn zu wiederholten Malen aus, indem sie die durch zwei in einem sehr stumpfen Winkel zusammenstoßende Mauern gebildete Ecke benutzten, um die über drei Meter hohe Wand zu zu erklimmen: sie sprangen von der einen Mauer zur anderen, wandten sich bei jedem Sprunge und erreichten so, anscheinend ohne Anstrengung, die Höhe mit wenigen Sätzen. Beim Springen scheinen sie die Felsen oder Mauern kaum zu berühren und ihren Körper wie einen Ball in die Höhe zu schnellen. Bewunderungswürdig ist auch die Sicherheit, mit welcher sie über Abgründe und Felsenklüfte setzen. Spielend schwingen sie sich von einer Klippe zur anderen, und ohne Bedenken springen sie aus bedeutenden Höhen in die Tiefe herab. Die alten Beobachter ersannen wunderliche Märchen, um sich eine so beispiellose Beweglichkeit zu erklären.

„Auch so er im Sprung fält," meint der alte Geßner, „oder sunst gestürtzt wirdt, so empfacht er sy auff seine horn, welche er gantz lang, starck und schön tregt."

Das will sagen, er stürzt sich auf die Hörner herab. Dieselbe Meinung herrscht, wie Radde und Sewerzow uns belehren, in ganz Asien bei den verschiedensten Völkerschaften hinsichtlich des Tekebockes, entbehrt jedoch ohne Zweifel jeglicher Begründung. Ich möchte nicht einmal mit Sewerzow's Ansicht übereinstimmen, welche dahin geht, daß Steinböcke und andere schwerhörnige Gebirgsthiere beim Laufen und Springen über gefährliche Stellen durch gewisse Kopfbewegungen und beziehentlich Zurücklegen oder Vorwärtsbiegen der Hörner den Schwerpunkt zu verändern suchen, weil ich die von genanntem Naturforscher gegebene Erklärung, daß dies bei dem schweren Gehörn des Bockes nothwendiger wäre als bei dem leichteren der Ziege, nicht anzuerkennen vermag. Durch die bekannte Rauflust aller Ziegen und der Steinböcke insbesondere wird der Zweck der Hörner viel einfacher und bestimmter erklärt als durch solche und ähnliche gewagte Behauptungen.

Unter den Sinnen der Steinböcke scheint das Gesicht obenan zu stehen. Das Auge des Alpensteinbockes ist nach den Erfahrungen aller Jäger viel schärfer, der Geruchssinn dagegen weit geringer als bei dem Gemswilde; das Gehörn scheint mit dem vieler Antilopen ungefähr auf derselben Stufe zu stehen. Gegen ein feines Gefühl spricht Berthoud von Berghem's Angabe, daß Steinböcke auch gegen die strengste Kälte unempfindlich seien, sich oft auf Höhen gegen den Sturm gewendet wie Bildsäulen aufstellen und nicht selten die Spitzen der Ohren erfrieren

sollen; der Geschmack hingegen ist sehr wohl ausgebildet, wie die Nasch- und Leckerhaftigkeit aller Steinböcke zur Genüge beweist. Die geistigen Begabungen dürften mit denen der Ziege ungefähr auf derselben Stufe stehen. Ein hoher Grad von Verstand läßt sich nicht in Abrede stellen. Die Steinböcke beweisen ihre Klugheit durch die Wahl ihrer Aufenthaltsorte und Wechsel, durch berechnende Vorsicht an Stelle der plumpen Scheu anderer Wiederkäuer, durch ihre rege Achtsamkeit, welche oft sogar in Neugier ausartet, durch sorgfältiges Ueberlegen ihrer beabsichtigten Handlungen, geschicktes Ausweichen von Gefahren und leichtes Sichfügen in veränderte Umstände. Nach Art der Ziegen gefallen sie sich in der Jugend in neckischen, im Alter selbst in muthwilligen Streichen, treten aber immer selbstbewußt auf und bekunden erforderlichen Falls hohen Muth, auch wohl ausgeprägte Kampf- und Rauflust, welche unter Umständen zwar sehr verderblich für sie wird, ihnen aber keineswegs schlecht ansteht. Gefährlichen Thieren weichen sie aus, schwächere behandeln sie übermüthig oder beachten sie kaum; den Menschen betrachten sie anfangs mit lebhafter Neugierde, manchmal ohne vor ihm zu flüchten, sobald sie ihn aber als das gefährlichste aller Wesen kennen gelernt haben, stets mit Furcht und Mißtrauen.

In stillen, von Menschen wenig besuchten Hochthälern äst sich das Steinwild in den Vor- und Nachmittagsstunden, in Gebieten dagegen, wo es Störung befürchtet, nur in der Früh- und Abenddämmerung, vielleicht auch des Nachts. Leckere Alpenkräuter, Gräser, Baumknospen, Blätter und Zweigspitzen, insbesondere Fenchel- und Wermutharten, Thymian, die Knospen und Zweige der Zwergweiden, Birken und Alpenrosen, des Ginsters und im Winter nebenbei auch dürre Gräser und Flechten verschiedenster Art bilden die Aesung. Salz lieben alle Arten außerordentlich, erscheinen daher regelmäßig auf salzhaltigen Stellen und belecken diese mit solcher Gier, daß sie die sonst ihnen eigene Vorsicht vergessen und durch ein weithin vernehmbares, eigenthümliches Grunzen das hohe Wohlbehagen auszudrücken suchen, welches dieser Genuß ihnen bereitet.

Das Steinwild lebt bis gegen die Brunstzeit hin je nach dem Geschlechte getrennt. Sehr alte Böcke einsiedeln oder vereinigen sich höchstens mit gleichstarken zu schwächeren oder stärkeren Trupps, selten aber zu Heerden, wie sie die Böcke mittleren Alters bilden, die Ziegen mit ihren Zicklein und den jungen Böcken rudeln sich stets in kleinere Sprünge. Besondere Umstände können zahlreiche Heerden vereinigen; dieselben bleiben jedoch schwerlich längere Zeit in Gemeinschaft, sondern vereinzeln sich bald wieder, um in gewohnter Weise ihren Geschäften nachzugehen. Nach meines Bruders vortrefflichen, auf das Bergsteinwild bezüglichen Beobachtungen verläuft das tägliche Leben der Thiere ungefähr folgendermaßen: Das Rudel wie die Heerde nimmt innerhalb des von ihm bewohnten Gebietes auf einer gewissen Stelle Stand und hält sich hier ungestört so lange auf, als es Aesung findet. Jede Bewegung und Handlung überhaupt leitet das stärkste und, was wohl gleichbedeutend, das älteste und erfahrenste Stück der Gesellschaft. Langsamen Schrittes sieht man das Steinwild an den steilen Wänden und auf den Graten eines Gebirgszuges dahinziehen, unter allen Umständen vorsichtig nach jeder Seite hin äugend und spähend und ebenso fort und fort windend. Das Leitthier schreitet dem stehenden Rudel voran und sichert, bleibt, nachdem es eine Entfernung von zehn bis zwölf Schritten zurückgelegt hat, seinerseits stehen, das Rudel, welches sich nunmehr in Bewegung setzt, erwartend, und zieht hierauf wie vorher weiter. Wenn ein Trupp Steinziegen weidet, stellen sich stets mehrere Stücke so auf, daß sie als Wache dienen können und sichern und winden beständig. Bemerkt eine dieser Wachgeisen etwas Verdächtiges, oder führt ihr der Wind die Witterung eines Feindes zu, so stößt sie ein pfeifendes Schnauben aus, stürzt sich von ihrem Auslugpunkte herab und wird wie der ihr folgende Trupp sofort flüchtig, entweder trabend oder in Galopp fallend, je nachdem die Gefahr ferner oder näher ist. Nach kurzer Zeit unterbricht das Rudel seine Flucht, um die Ursache der Störung genauer zu erkunden. Führte das Erscheinen eines Menschen diese herbei, so zieht der Trupp rascheren Schrittes wei-

ter und wechselt dann meist bis auf eine halbe oft bis auf eine volle Gehstunde; war es hingegen ein Wolf oder Hund, welcher schreckte, so erklettert es einfach eine steile Wand und nimmt hier Stellung auf Oertlichkeiten, welche den genannten Verfolgern durchaus unzugänglich sind. Wähnt sich die Heerde vollkommen sicher, so legt sich ein Theil derselben mit ausgestreckten Füßen behaglich nieder um auszuruhen und wiederzukäuen, während ein anderer Theil die Spitzen der Gräser und die saftigsten Mitteltriebe sonstiger Alpenpflanzen abäst, und zwei oder drei Stück als Wachthiere dienen. Brennt die Sonne gar zu stark, so lagert sich das Rudel im Schatten vorspringender Felsen oder tritt in Höhlen ein, niemals jedoch, ohne durch ausgestellte Wachgeisen für Sicherung genügend gesorgt zu haben. Die Böcke machen sich es dabei möglichst bequem und legen sich, wie man auch an gefangenen sehen kann, gern so, daß sie die Last ihres schweren Gehörnes auf dem Boden ruhen lassen. Sie sind immer weniger achtsam und vorsichtig als die Geisen; sehr alte zumal bleiben öfters hinter dem Rudel oder der Heerde zurück und lassen zuweilen einen gegen den Wind sich anschleichenden Menschen bis in ihre nächste Nähe kommen. Anstatt sogleich die Flucht zu ergreifen, wie die Ziegen fast stets thun, springen sie auf einen Felsen oder höheren Steinblock, äugen den Feind einige Minuten an und setzen sich so dem Jäger gegenüber oft großer Gefahr aus. Ich selbst habe unter solchen Umständen einmal einen sehr starken Bock erlegt. Auch auf seinen Wanderungen ist ein von der Heerde getrennter Bock weit weniger scheu, als wenn er letztere begleitet.

„Ein durch die Treiber in weiter Entfernung von uns angestellten Schützen aufgeregter Bergsteinbock ging langsam auf meinen Nebenmann zu, wurde von diesem zweimal gefehlt, hierauf für kurze Zeit flüchtig, fiel, nachdem er einige Hundert Schritte rasch zurückgelegt hatte, wieder in seinen ruhigen Gang, gelangte hinter meinen nach vorn hin gut verbauten, auf der Rückenseite aber offenen Stand, staunte mich, der ich nichts ahnte, wenigstens fünfzehn Minuten lang ruhig an und zog dann gemächlich weiter. Dies erzählten mir meine entfernt stehenden Jagdgenossen nach beendigtem Treiben zu meinem großen Verdrusse."

Eine ähnliche Neugier hat man bei allen einigermaßen bekannten Steinbocksarten beobachtet, zumal in Gegenden, in denen der Anblick des Menschen ihnen etwas Ungewohntes ist.

So erzählt Sewerzow, daß er hoch auf einem Felsengesimse eine Heerde Teken entdeckte, welche gerade über dem Abgrunde standen und neugierig auf den Reisezug herabblickten.

„Dem bloßen Auge erschienen sie nicht größer als Mäuse; aber mit dem Fernrohre konnte ich ganz deutlich die Böcke mit ihren großen Hörnern, langen Bärten und dunklen Unterseiten von den hellbäuchigen Ziegen mit den kleinen Hörnern unterscheiden. Ein Kosak kletterte sofort zu ihnen hinauf, indem er sich an dem zurückspringenden Felsenrücken festhielt. Die Teken betrachteten ihn, ohne irgend eine Furcht zu verrathen. Der Kosak, ein im Gebirge großgewordener, starker, muskelkräftiger, breitschultriger Mann, kletterte im Zickzack mit der gemsartigen Behendigkeit eines geborenen Bergbesteigers an der Felswand empor und war nach zwanzig Minuten den Teken bis auf etwa siebzig Schritte nahe gekommen, nahm nunmehr seine schwere, lange Büchse vom Rücken, legte sie auf die Gabel, schoß und fällte einen alten gehörnten Bock der Heerde. Die übrigen Teken eilten davon, standen aber bald wieder still. Der Kosak versteckte sich, lud seine Büchse, schlich dann schnell hinzu und streckte noch einen nieder. Die Heerde flüchtete sich abermals, beruhigte sich aber bald wieder und blieb noch innerhalb unseres Gesichtskreises stehen, lief überhaupt erst dann davon, als der Jäger sich näherte, um seine Beute aufzuheben."

Lebendig und malerisch schildert, dieselbe Beobachtung bestätigend, Adams sein erstes Zusammentreffen mit dem Skyn.

„Tage nach einander war ich über die gefährlichen Felsen und Firne geklettert, eifrig nach Steinböcken suchend, bis ich endlich eine Heerde entdeckte, welche auf einem grasigen Abhange unter zerrissenen Klippen sich äste. Da es mir unmöglich war, mich gedeckt heranzuschleichen, und ein starker Bock kühn auf einer vorragen-

den Spitze stand, sah ich mich genöthigt auf weithin zu feuern. Bevor noch das Echo des Schusses sich vernehmlich machte, war alles Steinwild verschwunden; aber in weniger Zeit, als ich zum Erzählen gebrauche, jeder Zackenvorsprung und Gipfel der Felsen belebt mit denselben Thieren, welche erstaunt und neugierig in die Tiefe blickten. Ein alter Bock, welcher auf der vorragendsten aller Spitzen stand, schien der Wächter und Leiter der Gesellschaft zu sein und diese seinen Bewegungen unbedingt zu folgen; denn als er, nachdem seine Nachforschungen beendet waren, einen lauten und schrillenden Pfiff ausstieß, verschwand die ganze Gesellschaft wie durch Zauberschlag zwischen den zerklüfteten Felsen."

Harmlosen Thieren gegenüber bekundet das Steinwild weder Furcht noch Zuneigung; doch sieht man in den Alpen sowohl wie in der Sierra de Gredos im Hochsommer, wenn die Ziegenheerden der Dörfler am Fuße des Gebirges bis in das Gebiet der Steinböcke emporsteigen, zuweilen beide Thierarten friedlich neben einander weiden, wie auch schon mehrfach beobachtet worden ist, daß Steinwild und Hausziegen sich vermischten und unter einander fortpflanzten. Mit den Gemsen dagegen soll unser Alpensteinstock nichts zu thun haben wollen und sich, unbedrängt, stets fern von ihnen halten, wahrscheinlich weil ihm das unruhige Wesen dieser Gebirgsgenossen nicht besonders zusagt.

Mit Beginn der rauhen Jahreszeit, welche die höchsten Höhen verschneit, rücken auch die Böcke tiefer hinab und nähern sich so den Rudeln der Ziegen mehr und mehr, bis endlich die eintretende Brunstzeit sie veranlaßt, zeitweilig mit denselben sich zu vereinigen. Lebhafte Kämpfe unter den stärkeren Böcken gehen der Paarung voraus. Zwei alte Böcke fordern sich gegenseitig zum Kampfe, schreiten ernst und gemessen auf einander los, erheben sich auf die Hinterbeine und stoßen nun mit seitwärts gebogenem Kopfe so kräftig nach dem Gegner, daß man das Dröhnen der zusammenprallenden Gehörne auf weithin im Gebirge wiederhallen hört. An steilen Gehängen werden diese Kämpfe dem einen und dem anderen Bocke nicht selten gefährlich: Sewerzow fand im Thianschangebirge unter steil abfallenden Felswänden nicht allein die bleichenden Gebeine und Schädel von den Arkaren, sondern auch regelmäßig solche von Tekeböcken und folgert aus den Befunden ebenso scharfsinnig als richtig, daß diese Knochenreste nur die Ueberbleibsel von solchen Böcken sein könnten, welche im Kampfe durch ihren Gegner in die Tiefe herabgestoßen worden sind und unten zerschellten. Auch Adams erfuhr von einem Eingeborenen Kaschmirs, daß ein solcher Ausgang des Kampfes vorkommt, da der Erzähler mit eigenen Augen sah, wie zwei starke Skynböcke auf einem vorspringenden Felsen mit einander kämpften, der eine dabei den Halt verlor, in den schauerlichen Abgrund stürzte und hier sich zerschmetterte. Sewerzow betrachtet diese Kämpfe, ganz im Geiste Darwin's, als für die Erhaltung der Arten sehr nützlich. Sie bilden, wie er sich ausdrückt, ein einfaches, aber wirksames Mittel der natürlichen Zuchtwahl zu Gunsten der stärksten und gewandtesten Zuchtböcke, welche dann ihre mächtigen, springfederartigen Beine, die gewaltigen Hörner, überhaupt ihre Eigenschaften den Nachkommen vererben, Eigenschaften, welche es ermöglichen, sich durch einen Sprung über die Felsen den Feinden zu entziehen und die unzugänglichsten und sichersten Gebirgsweiden zu benutzen. Ein Männchen ist genügend für viele Weibchen, folglich giebt es immer überflüssige Böcke, und dieser Ueberfluß wird zur Ursache der Kämpfe um die Geisen, welche dann der Sieger, d. h. der stärkere befruchtet.

Etwa fünf Monate nach der Paarung, meist in den letzten Wochen des Juni oder im Anfange des Juli, wirft die Alpensteinziege, um einen guten Monat früher die Bergsteinziege, ein, in seltenen Fällen zwei Junge, welche einem neugeborenen Zicklein in der Größe ungefähr gleichstehen und sobald sie abgetrocknet und einigermaßen auf die Beine gekommen sind, mit ihrer Mutter davonlaufen. Dasselbe gilt, soweit wir Kunde haben, für die übrigen Steinbocksarten; denn die Angabe von Adams, daß die Skynziege etwa neun Monate trächtig gehe, ist jedenfalls unrichtig, ebenso wie mir die Mittheilung Holland's, daß die Bedenziege gewöhnlich zwei Junge gebären soll, nicht begründet zu sein scheint. Das neu-

geborene Zicklein kommt in einem wolligen Haarkleide zur Welt und ist ein niedliches und munteres, wie Schinz sagt, „schmeichelhaftes“ Geschöpf, welches bald die ihm gespendeten innigen Liebesbeweise der Alten bestmöglichst erwiedert und nebenbei in munteren Sprüngen ganz nach Art junger Zicklein sich gefällt. Einige Tage vor der Geburt hat sich die trächtige Ziege von den übrigen getrennt und einen möglichst verborgenen, jedoch nahrungsreichen Platz aufgesucht, um auf diesem das Junge zur Welt zu bringen. Nachdem dasselbe im Stande ist, ihr zu folgen, rudelt sie sich wiederum mit anderen Mutterziegen.

„Nur auf der Südseite des Gebirges,“ schreibt mein Bruder, „und hier auf den sonnigsten Hängen, nehmen die Ziegen jetzt ihren Stand, und anstatt kahle Abhänge aufzusuchen, wählen sie die mit Ginstergebüsch bewachsenen Lehnen und Schluchten und verbringen auf und in ihnen den größten Theil des Spätfrühlings und Frühsommers. Werden sie aufgeschreckt, so laufen die Zicklein neben der Mutter her; können diese bei hitziger Verfolgung den alten Geisen nicht nachkommen, so ducken sie sich unter einen dichten Strauch, hinter einen schützenden Felsblock, in eine Felsenspalte u. s. w. und verharren hier bis zur Rückkehr der Alten, dem Schutze, welchen ihr den Felsen gleich gefärbtes Haarkleid ihnen gewährt, instinctmäßig oder, was dasselbe, nach vererbter Gewohnheit vertrauend. Währt die Abwesenheit der Alten zu lange, so kommt das Zicklein aus seinem Schlupfwinkel hervor, ruft kläglich, äugt nach der Mutter und verbirgt sich, wenn es dieselbe nicht sieht, schleunigst wieder.“

Nur wenn die Mutter verwundet und blutend zu ihm kommt und es das Blut derselben wittert, soll es, wie Berthoud von Berghem versichert, ängstlich fliehen, wiederum zögernd sich nahen und nochmals entsetzt davonlaufen, ganz wie die Alten zu thun pflegen, wenn einer ihrer Genossen verwundet wurde. Bei Gefahr vertheidigt die Steinbockziege ihr Junges nach besten Kräften. Der Steinbocksjäger Nicolaus Fournier aus dem Wallis traf, wie Schinz mittheilt, einmal sechs Steinziegen mit eben so vielen Jungen an und beobachtete dieselben längere Zeit. Ein Adler schwebte kreisend über ihnen und erspähte den günstigen Augenblick, ein Junges zu rauben; die besorgten Mütter hatten indessen, die über ihnen schwebende Gefahr erkennend, ihre Jungen alle unter einen etwas überhängenden Felsblock zusammengetrieben und sich wie eine Wache vor sie hingestellt, die Spitzen ihrer Hörner dem grimmigen Feinde über ihren Köpfen immer entgegengerichtet. So wie nun der Schatten des Adlers am Boden ihnen eine andere Wendung verrieth, änderten sie augenblicklich alle wie auf Befehl die Richtung der Hörner, um sie dem Feinde immer entgegenzuhalten und ihm keine Blöße zu geben, durch welche er sich auf eines ihrer Kleinen herabstürzen konnte. Lange sah Fournier diesem merkwürdigen Schauspiele zu, bis endlich der Adler, von ihm selbst verscheucht, sein Vorhaben aufgab und davonflog. In ähnlicher Weise mögen die Ziegen auch anderen ihnen nicht übermächtigen Feinden entgegentreten.

In Europa ist die Anzahl der letzteren gering, weil die Stärke des Steinwildes eben so wohl wie der von ihm gewählte Aufenthaltsort die meisten Raubthiere abwehrt. Bartgeier (Gypaëtos barbatus), Stein- und Kaiseradler (Aquila fulva und Aquila imperialis) nehmen wohl manchmal ein Zicklein weg, getrauen sich aber niemals an atte Böcke und Geisen. Diesen wird außer dem Menschen höchstens der Wolf und der Luchs gefährlich; aber auch sie schaden, weil sie kaum jemals in bedeutende Höhen emporsteigen, eigentlich nur im Winter, wenn ein Rudel Steinwild sich in die Tiefe herabgezogen hat und bei hohem Schnee in einiger Entfernung der rettenden Felswände von den Räubern überrascht und an erfolgreicher Flucht verhindert wird. Unter Umständen bleiben die Steinböcke allerdings zuweilen im Schnee stecken und fallen dann gierigen Räubern leicht zur Beute. In Kaschmir tritt zu den genannten Raubthieren noch der Panther (Felis — Leopardus — Panthera), hier und da vielleicht auch der Irbis (Felis — Leopardus — Irbis) und der Urhund oder Ramhun (Canis — Cuon — primaevus), in Afrika der Leopard (Felis — Leopardus — antiquorum) und Kaberu (Canis simensis); sie alle aber gefährden den Wildstand kaum in erheblicher

Weise. Weit verderblicher als alle diese Feinde zusammengenommen erweist sich die Unwirthlichkeit des Aufenthaltsortes im Winter und Frühlinge. Wie Graf Wilczek im Cognethale erfuhr, verlieren durch Lawinenstürze alljährlich verhältnißmäßig viele Steinböcke ihr Leben und zwar meist starke Böcke, welche der Gefahr mit kühlerem Muthe in das Auge zu sehen scheinen als die jüngeren, furchtsamen und namentlich die vorsichtigen Ziegen. Genau dasselbe gilt für die Steinböcke, welche die Gebirge Innerasiens bewohnen.

„Viele von ihnen," sagt Adams von dem Skyn, „werden durch fallende Lawinen getödtet, und gerade die größten Gehörne findet man dort, wo solche niedergegangen sind."

Unbarmherziger als der strengste Winter wüthet der Mensch gegen das Steinwild, und zwar vor allen der Raubschütze und Bubenjäger in Bauerngestalt. Jene lockt weniger der durch Verwerthung des Wildes zu erzielende Gewinn als die Gefährlichkeit der Jagd, diesen bewegt einzig und allein der schnöde Vortheil. Wahrscheinlich giebt es kein beschwerlicheres und gefahrbringenderes Unternehmen als die Alpensteinbockjagd, wie sie von den unberechtigten Raubschützen betrieben wurde und, so viel irgend möglich, noch heutigen Tages betrieben wird. Die günstigste Jagdzeit ist der September, weil erst dann der größere Theil der vom Alpensteinwilde belebten Höhen schneefrei geworden ist. Dennoch muß, wie Meißner erzählt, der Jäger sich auf acht bis vierzehn Tage gefaßt machen, Tag und Nacht, fern von allen menschlichen Wohnungen, in jenem sehr kalten Höhengürtel unter freiem Himmel zu bleiben. Gewöhnlich gehen zwei oder drei Raubschützen zusammen auf die Jagd aus, nehmen, um sich nicht zu beschweren, kaum so viele Lebensmittel mit, daß sie vor dem Verhungern geschützt sind, klettern, bloß um auf das Jagdgebiet zu kommen, acht bis zehn Stunden lang aufwärts und übernachten dann unter einem Felsen, selten jedoch, ohne durch heftigen Wind gezwungen zu werden, aufzustehen, umherzulaufen und Steine hin und herzutragen. Stellt sich Nebel ein, so dürfen sie sich nicht von der Stelle entfernen, aus Furcht, sich zu verirren oder in einen Abgrund zu stürzen. Ehe sie die Spur eines Wildes entdeckt haben, müssen sie mehrere Tage über Felsen und Gletscher gehen, auf- und abklettern und hundertmal ihr Leben einsetzen. Sind sie endlich wirklich so glücklich, ein Stück zu erbeuten, so haben sie, weil sie an demselben Tage doch nicht ins Thal hinunter kommen können, noch eine Nacht im Gebirge zuzubringen und dann die schwere Last auf den gefährlichsten Wegen hinunterzutragen und auch auf diesen noch vorsichtig allen Jagdberechtigten auszuweichen, um ihr Leben nicht nochmals zu gefährden. So geschieht es nur zu oft, daß der Steinbockjäger anstatt eines erlegten Wildes nur Noth und Elend in seine ärmliche Hütte bringt. So verwerflich dieses, wie alles Raubschützenthum erscheinen mag, mit der nichtswürdigen Bubenjägerei, wie sie die Bauern betreiben, läßt es sich doch nicht vergleichen. Noch heutigen Tages ist es möglich, junge lebende Alpensteinböcke für einen verhältnißmäßig geringen Preis zu erhalten: ich selbst habe einen solchen um die Summe von fünfhundert Franken gekauft; aber es ist dies nur möglich, weil die italienischen und schweizer Raubschützen noch immer nicht gänzlich von dem Jagdgebiete des Königs von Italien ausgeschlossen werden können und auf diesem Gebiete nach wie vor ihr schändliches Treiben ausüben. Mit Ausnahme der wenigen Steinböcke, welche Victor Emanuel an Thiergärten verschenkte, werden alle, welche gegenwärtig auf den Markt kommen, von italienischen und schweizer Bubenjägern auf dem Jagdgebiete des Königs gestohlen, und zwar immer als nur wenige Stunden alte Zicklein, welche man erbeutet, indem man schonungslos die Mutter des Thierchens wegschießt. Daß die Jagdaufseher des Königs gegenüber solchem Gesindel, welches außerdem ihr eigenes Leben fortwährend bedroht, unbedenklich zu der Kugelbüchse greifen, läßt sich, wenn auch nicht immer rechtfertigen, so doch entschuldigen, mindestens verstehen.

Rechtmäßige Jagden werden gegenwärtig ausschließlich von Victor Emanuel und den wenigen von ihm eingeladenen, besonderer Gunst des Königs sich erfreuenden Gästen ausgeführt. Ich

danke meinem Gönner und Freunde, dem Grafen Wilczek, welcher die Ehre hatte, von dem hohen Jagdherrn eingeladen zu werden, die nachstehenden Mittheilungen über diese Jagden. Der König verwendet, seitdem er das Jagdrecht der oben namentlich aufgeführten Gemeinden erworben, verhältnißmäßig bedeutende Summen auf die Hege des edlen Wildes und bringt, nicht eben zur Freude seiner Minister und Hofleute, alljährlich im Juli oder August, d. h. sobald der Schnee auf den Gletschern geschmolzen ist, mehrere Wochen im Gebirge zu, hier zwischen drei- und viertausend Meter über dem Meere gelegene Jagdhütten und selbst ein einfaches, nicht einmal dem Regen genügend widerstehendes Zelt bewohnend. Von solcher Herberge aus reitet er auf für ihn eigens hergerichteten, jedoch noch immer ungemein wilden Pfaden oft fünf bis sechs Stunden weit bis zu seinem Stande, nachdem seine Jäger am Tage zuvor durch das Fernrohr ausgekundschaftet haben, ob Steinwild in der Kluft steht. In solchen Fällen werden ein- bis zweihundert Treiber aufgeboten, um womöglich das vorsichtige Wild thalabwärts gegen die Stände zu treiben. In letzteren, vorher aufgeführten Steinthürmen mit Schießlöchern, muß der von Kopf bis zu Fuß in Grau gekleidete Schütze vollständig verborgen sein und regungslos verharren, um dem scharfsichtigen Wilde unbemerkt zu bleiben. Wird er von ihm gesehen, so ist der Anstand trotz der vielen Treiber vergeblich. Da das Steinwild nur nach Verwundungen oder in höchster Bedrängniß Gletscher annimmt, dienen solche meist als Seitenwand eines Treibens und werden eben so wenig wie eine für Wild unzugängliche Felswand durch Treiber verwahrt. Letztere gehen langsam thalabwärts, Moränen, Halden und einigermaßen zugängliche Felswände als Pfade benutzend, und treiben das Steinwild vor sich her. Dieses bewegt sich nur mit äußerster Vorsicht, beobachtet Alles, was vorgeht, auf das Genaueste, durchspäht die Gegend mit reger Aufmerksamkeit und verweilt, wenn nicht getrieben, zuweilen Stunden lang, äugend und windend, auf einer und derselben Stelle, schreitet überhaupt stets mißtrauisch und zögernd weiter vor. Ungünstiger Wind hindert die Jagd weniger, braucht mindestens nicht in demselben Grade berücksichtigt zu werden wie bei der Gemsjagd. Auch darf man ein und dasselbe Gebiet mehrmals nach einander treiben, da die starken Böcke, welche entkamen, am folgenden und zweitfolgenden Tage ihren alten Stand gewiß wieder aufsuchen. Außer auf diesen Treibjagden erlegt man das Alpensteinwild auch wohl auf dem Anstande in der Nähe oft begangener Wechsel oder an den oben erwähnten Salzlecken. Der König geht seinem Gefolge in Ertragung von allerlei Beschwerden und Mühsalen mit dem besten Beispiele voran und bekundet eine geradezu bewunderungswürdige Ausdauer.

Bevor mein Bruder auf der Sierra de Gredos Treibjagden einrichtete, erlegte der spanische Jäger das Bergsteinwild entweder auf der Pirsche oder auf dem Anstande. Bekleidet mit Hanfschuhen, welche selbst da noch Sicherheit des Ganges gewähren, wo sogar der Alpenschuh versagen würde, klimmt er oft auf den wildesten Pfaden zu den Gebirgskämmen empor, sucht unter genauester Beachtung des Windes eine gewisse Höhe zu gewinnen, kriecht, auf Händen und Knien rutschend, zur oberen Kante der Felsengipfel hin, legt sich hier, nachdem er seinen Hut abgenommen, nieder und sieht in die grausigen Abgründe hinab. Erblickt er kein Wild, so ahmt er den schnaufenden Pfiff desselben nach, um etwa verborgen liegende Stücke aufzuregen, lockt auch, wenn er wohl versteckt ist, nicht selten einzelne Böcke mit demselben Pfiffe bis auf zwanzig Schritte heran, zielt auf die sich ihm schußgerecht bietende Beute lange und sorgsam und giebt endlich seinen Schuß ab. Zu solcher Jagd sind jedoch die Lungen und Beine eines eingeborenen Gebirglers unerläßliche Bedingung; für jeden anderen Jäger ist sie viel zu anstrengend.

„Ich habe," schreibt mir mein Bruder, „auf der Sierra de Gredos Treibjagden eingeführt und dadurch ausgezeichnete Erfolge erzielt. Unter sorgfältigster Wahrnahme des Windes besetze ich mit den von mir eingeladenen Schützen den Kamm eines Thalkessels, indem wir, auf allen Vieren kriechend, nach dem am äußersten

Rande der Felsenwände errichteten Stand uns begeben und nach Möglichkeit vermeiden, daß das etwa im Thalkessel oder an den Wänden sich äsende Wild das Geringste, was seine Aufmerksamkeit erregen könnte, wahrzunehmen im Stande ist. Die Treiber haben inzwischen auf weiten Umwegen alle entfernteren Höhen rings um der an unseren Kessel grenzenden Thäler und Schluchten besetzt und beginnen rechtzeitig, durch Schreien und Herabrollen von Steinen alles in ihnen sich aufhaltende Wild aufzuregen und in Bewegung zu bringen. Bis auf die Pässe, welche nach dem von uns Jägern besetzten Kessel führen, sind den Bergsteinböcken alle übrigen verlegt worden: sie müssen uns also kommen. Nach und nach wird es lebendig auf den gegenüberliegenden Kämmen: es erscheinen, oft stehen bleibend und auf das von den Treibern verursachte Lärmen lauschend, stärkere oder schwächere Rudel des Wildes; sie steigen endlich langsamen Schrittes in unseren Kessel hinab oder ziehen eben so längs den Wänden auf uns zu. Oft beobachtet man, bevor man zum Schusse kommt, mehr als eine Stunde lang das Wild, und gerade darin liegt der Hauptreiz dieser Jagd. In der Regel nähert sich die Heerde so langsam dem Stande des Schützen, daß dieser Zeit findet, mit aller Ruhe zu zielen, um dem nichts ahnenden Opfer das tödtliche Blei ins Herz zu senden. In das Herz aber will der Bergsteinbock getroffen sein, sonst ist er, in den meisten Fällen wenigstens, für den Jäger verloren. Sein Leben ist ein so zähes und seine Kraft eine so ausgiebige, daß er, wenn auch schwer verwundet, fast regelmäßig noch eine steile Wand besteigt, sich hier auf einem vorspringenden Felsen oder in irgend einer Höhle lagert und auf diesem für Menschen unzugänglichen Sterbebette verendet. Oft bleibt das Rudel nach dem ersten Schusse ruhig stehen, als sei nichts vorgefallen, und läßt dem Jäger, vorausgesetzt, daß es diesen weder eräugen noch erwinden kann, hinlänglich Zeit, noch einen zweiten Schuß abzugeben. Ist Alles zweckentsprechend angeordnet, und läßt keiner der Schützen das Wild ungekränkt an sich vorbeiziehen, so können mehrere Jäger nach einander zu Schusse kommen. Jedenfalls ist diese Jagd die bequemste und sicherste von allen, zumal auf der Sierra de Gredos, wo meine Treiber die zu besetzenden Pässe genau kennen und das Treiben zu leiten verstehen. Fünf bis sieben Tage pflege ich alle Sommer auf diese Jagd zu verwenden, und jedesmal bietet sie mir neuen Genuß. Und noch giebt es hier Wild: einmal habe ich einhundertfünfunddreißig Böcke, ein anderes Mal vierundsiebzig Ziegen in solchem Treiben gezählt. Vor Ende Juni ist übrigens kein spanischer Treiber zu bewegen, die Schneefelder um den Almanzor abzusuchen, und schon in den letzten Tagen des August geht die Jagd zu Ende, weil dann bereits wieder Schneestürme sich einstellen, welche in jenen einsamen, aller Unterkunft baren Gebirgen auch den abgehärteten und wettergestählten Jäger auf das Aeußerste gefährden."

Mit ähnlicher Begeisterung wie mein Bruder drücken sich alle Jäger aus, welche irgendwo auf Steinböcke jagten. Adams bezeichnet die Jagd auf den Styn, welcher im Norden von Kaschmir noch in großen Heerden lebt, als das fesselndste und aufregendste Waidwerk, welches ein unternehmender Jäger überhaupt ausüben kann; Radde und Sewerzow theilen uns mit, daß alle sibirischen Völkerschaften mit Leidenschaft den Tekeböcken nachstreben, und ich selbst habe erfahren, daß die Beduinen des steinigen Arabiens hinter den übrigen Pflegern dieser Jagd nicht im Geringsten zurückstehen. Sämmtliche letzterwähnte Steinwildarten werden nur auf der Pirsche, aber in Folge ihrer Häufigkeit verhältnißmäßig leicht von denen erlegt, welche die Sitten und Gewohnheiten des Thieres und das Gebirge selbst genau kennen. Als Bewohner der Abstürzungen an die Gerölle und Trümmersteinfälle gewöhnt, lassen sich die Steinböcke von oben her um so leichter anschleichen, als sie meistens in die Tiefe zu blicken pflegen, weil sie von dieser aus Gefahr zu erwarten scheinen. Der Jäger sucht also die Höhen über den von ihm erkundeten Thieren zu gewinnen und sich entweder an dieselben anzuschleichen oder lauert hier, bis sie, aufwärts steigend, ihm schußgerecht kommen. Eben so stellt man sich in der Nähe erkundeter Wechsel meist mit gutem Erfolge auf den Anstand, oder

legt endlich hier Schlingen, welche stark mit Gras und Flechten eingerieben werden, um die Witterung des Thieres irre zu führen. Die Beduinen des steinigten Arabiens verfahren ähnlich. Ein Stück Brot in der Tasche, die Luntenflinte auf dem Rücken, verlassen sie ihr Zelt, wandern über Berg und Thal und verfolgen, vielleicht ohne zu trinken, Tage lang ihr Wild, und wenn sie es endlich ausgekundet und sich in seine Nähe gestohlen haben, versuchen sie, aus ihren meist mangelhaften Gewehren einen Treffschuß abzugeben, schießen aber aus Furcht, ihr Ziel zu verfehlen, selten weiter als fünfzig Schritte. Sehr oft durchklettern sie Tage lang vergeblich das Gebirge, nicht selten aber jagen sie auch glücklich und erzielen einen nach ihren Begriffen hohen Gewinn, obgleich sie nur sechs bis höchstens zehn Mark unseres Geldes für den erlegten Steinbock zu fordern pflegen. Für den europäischen Jäger stellt sich der Gewinn merklich höher, da nicht allein für den Alpensteinbock und beziehentlich sein Gehörn von Naturforschern und Liebhabern sehr hohe Preise bezahlt werden, sondern auch der erlegte Bergsteinbock immerhin ein gutes Stück Geld abwirft. Auch in Spanien bezahlt man Haut und Gehörn recht gut und achtet das Wildpret, ungeachtet seines ziegenbockähnlichen Geruches, eben so hoch wie das jeder anderen Steinwildart. In der That verdient dasselbe seiner großen Zartheit und seines feinen, würzigen Wildgeschmackes halber den Ruhm, welchen es überall genießt, und Diejenigen, welche es gekostet, entschuldigen daher auch die Abgeschmacktheit des sonst sehr tüchtigen, als Reverend oder Pfarrer aber befangenen Naturforschers Tristram, welcher die Meinung ausspricht, daß der gutmüthige Waidmann Esau gerade auf die Jagd des Beden ausgegangen sein werde, um seinem Vater das verlangte Wildpret zu verschaffen und seinem schlauen Bruder Jakob Gelegenheit zu geben, ihn morgenländisch brüderlich zu betrügen.

Der Fang des alten Steinwildes ist Sache des Zufalls.

„Besonders geübte Jäger," schließt mein Bruder, „machen sich den tiefen Schnee zu Nutze, um Bergsteinwild, nachdem sie die Pässe besetzt haben, mit Hunden zu hetzen. Da kommt es denn vor, daß Bergsteinböcke lebend gefangen werden. Im vergangenen Winter (1874) erbeutete man bei einer derartigen Jagd sieben Stück. Auch im Sommer suchen verwegene Gebirgsleute Bergsteinwild zu berücken. So bin ich selbst einmal Zeuge gewesen, daß ein Jäger unter dem Winde unbemerkt an eine Höhle, in welcher ein starker Bock Schutz gegen die Hitze gesucht hatte, sich heranschlich und, anstatt zu schießen, versuchte, das Thier lebendig zu fangen, indem er diesem den engen Weg vertrat. Gedachter Versuch mißglückte aber; denn kaum gelang es dem kühnen Jäger, sich so fest zu halten, daß er von dem herausstürmenden Bocke nicht in den Abgrund gestürzt wurde. Alt eingefangene Steinböcke in Gefangenschaft zu erhalten, scheint übrigens unmöglich zu sein. Jenen sieben Böcken band man nach dem Fange die Läufe zusammen, um sie so nach dem Dorfe herabschaffen zu können. Fünf von ihnen starben nach etwa zweistündigem Marsche bereits unterwegs, hauptsächlich wohl in Folge der sie quälenden Angst und Furcht, die beiden übrigen gelangten zwar lebend im Dorfe an, rasten sich aber in dem ihnen angewiesenen Stalle binnen wenigen Stunden zu Tode."

Dies dürfte für alle Arten Gültigkeit haben. Junge, in der erwähnten Weise erbeutete Steinböcke dagegen gedeihen, wenn man ihnen eine Ziege als Amme giebt, in der Regel gut, werden leicht zahm, verlieren aber diese Eigenschaft mit zunehmendem Alter.

„Die Walliser so bey Sitten umbhär wonend," schreibt der alte Geßner, „sagend, das die Steinböck bey jungem Alter gefangen, heimisch werdind, und mit anderen Geyßen zur weyd und widerumb darvon getriben werdind: doch so sy elter werdind, so lassend sy und vergässend der wilden tück gantz nit."

Wie mich mein Pflegling belehrte, haben sie viel von dem Wesen unserer Hausziegen, bekunden jedoch von Anfang an größere Selbständigkeit als diese und gefallen sich schon in den ersten Wochen ihres Lebens in den kühnsten und verwegensten Kletterversuchen. Neugierig, neckisch und muthig wie junge Zicklein sind auch sie, anfänglich aber so spiellustig

und drollig, daß man seine wahre Freude an ihnen haben muß. Mit ihrer Amme befreunden sie sich innerhalb weniger Tage, mit ihrem Pfleger nach geraumer Zeit, unterscheiden diesen bestimmt von anderen Leuten und legen Freude an den Tag, wenn sie denselben nach längerer Abwesenheit wieder zu sehen bekommen. Ihre Anhänglichkeit an die Pflegemutter beweisen sie durch kindlichen Gehorsam: sie kehren stets zurück, wenn die Ziege meckernd sie herbeiruft, so gern sie auch möglichst ungebunden sich umhertreiben und dabei Höhen erklimmen, welche der Pflegemutter bedenklich zu sein scheinen. Gegen Liebkosungen höchst empfänglich, lassen sie sich doch nicht das Geringste gefallen und stellen sich bald auch ihrem Wärter gegenüber trotzig zur Wehre, den Kopf mit dem kurzen Gehörn in unendlich komischer Weise herausfordernd bewegend. Lammfromm halten sie still, wenn man sie zwischen den Hörnern kraut; muthwillig aber vergelten sie solche Wohlthaten nicht selten durch einen scherzhaft gemeinten, jedoch keineswegs unempfindlichen Stoß; und je älter sie werden, um so selbstbewußter und übermüthiger zeigen sie sich. Schon mit halb erwachsenen Steinböcken ist nicht gut zu scherzen; erwachsene aber rennen, sobald sie erzürnt werden, den stärksten Mann über den Haufen und sind im Stande, geradezu lebensgefährliche Verletzungen beizubringen.

Mit ihren nächsten Verwandten, unseren Hausziegen, paaren sich alle Steinböcke ohne absonderliche Umstände und erzeugen Blendlinge, welche wiederum fruchtbar sind. Solche Vermischungen geschehen selbst während des Freilebens der Thiere. Zwei Hausziegen im Cognethale, welche den Winter im Gebirge zugebracht hatten, kamen, wie Schinz mittheilt, im darauf folgenden Frühjahre trächtig zu ihrem Herrn zurück und warfen bald unverkennbare Steinbocksbastarde. Alpensteinböcke paarten sich in Schönbrunn wie in Hellbronn wiederholt mit passend ausgewählten Hausziegen und erzeugten starke und kräftige Nachkommen, welche in der Regel dem Steinbocke mehr glichen als der Ziege, obwohl sie im Gehörn mit dem Ziegenbocke große Aehnlichkeit hatten. Die aus der Kreuzung des Steinwildes mit der Hausziege hervorgegangenen Blendlinge wurden wiederum mit Steinböcken gepaart, und so erhielt man Dreiviertelblut, welches noch größere Aehnlichkeit mit dem Steinwilde zeigte, bis man durch nochmalige Vermischung der nunmehr gewonnenen Zucht unechter Steinböcke Thiere erzielte, welche kaum noch von der Urart zu unterscheiden waren. Derartige Blendlinge pflegt man gegenwärtig in der kaiserlichen Menagerie zu Schönbrunn, wie auch in Hellbronn in der Absicht, mit ihnen wiederum die Alpen zu bevölkern.

Daß Letzteres nicht so leicht ist, als man glaubt, beweisen Versuche, welche man, laut Schinz, in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts in Bern anstellte. Die hier längere Zeit gehaltenen Steinböcke zeigten sich zwar anfangs fromm und sanft, bald aber trotzig und eigenwillig, gleichsam im Bewußtsein ihrer Stärke, welche sie nicht bloß durch Sprünge, sondern auch durch Stöße bekundeten. Der eine Bastardbock besuchte einst einen Professor auf der Sternwarte und riß ihm den Rockärmel auf, stieß Personen, welche sich ihm näherten, und trieb allerlei Possen, so daß man ihn auf der Schanze, wo er sich bis dahin aufgehalten hatte, nicht länger dulden konnte, so gefährliche Waffen waren seine Hörner geworden. Man setzte ihn auf einen Berg bei Unterseen; er wurde aber auch da gefährlich und hätte einen Sennen vielleicht umgebracht, wenn diesem sein Weib oder Dirndel nicht zu Hülfe gekommen wäre. Mehrere Male verfolgte er die Ziegen im Galopp bis nach Unterseen. Auf der Grinsel, wohin man ihn dann versetzt hatte, neckte er die ehrbaren Reisenden, insbesondere die Söhne des freien Albions, in einer der Verfassung des britischen Reiches geradezu hohnsprechenden Weise, warf auch den Hund auf dem Spital, eine große Dogge, welche ihm schmeicheln wollte, ohne weiteres mit den Hörnern über seinen Kopf weg. Als die Brunstzeit eintrat, besuchte er die Ziegen, nicht eben zur Freude der Sennen, besprang dieselben und verfolgte die abwehrenden Sennerinnen in Küche und Milchkeller. Die Hoffnung, daß das Thier nach Beendigung der Brunstzeit wieder zu seiner alten Gesellschaft, den

währenddessen ruhig auf der höheren Alm weidenden Bastardziegen, zurückkehren würde, erwies sich als eitel, und selbst als man ihn gewaltsam zurückgebracht hatte, benahm er sich fernerhin so ungestüm, daß er später wegen seiner unausrottbaren Unarten getödtet werden mußte. Seine in unrechtmäßiger Ehe mit Hausziegen erzeugten Nachkommen belustigten, so lange sie jung waren, die Sennen durch muthwillige Sprünge und Geberden, fielen jedoch den Eignern um so mehr zur Last, je älter und kräftiger sie wurden, und endeten deshalb sämmtlich ihr Leben unter dem Messer des Schlächters.

Im Garten zu Schönbrunn züchtet man bereits seit vielen Jahren Alpensteinwild und hat gegenwärtig eine kleine Heerde der Thiere beisammen, welche später auf einem kaiserlichen Jagdgehege freigelassen werden sollen. Meiner Ansicht nach scheint dieser Gedanke nicht hoffnungslos zu sein. Auf den Alpen des Salzkammergutes und des oberen Zillerthales sind die wesentlichen Bedingungen für Gedeihen des edlen Wildes vorhanden, durch Vermittlung des Königs von Italien auch wohl einige Steinböcke zur Verbesserung des Blutes zu erlangen, und somit liegt eigentlich kein Grund vor, an dem endlichen Gelingen der bisher mit vielen Opfern ausgeführten Versuche zu zweifeln.

Nebel und Gewitter.

Von

W. Claus.

Für den Gebirgsreisenden giebt es zwei gefürchtete Feinde, die unter Umständen, namentlich bei kürzeren Ausflügen, jeden Genuß zerstören und das Gemüth, anstatt es mit heiteren und erfrischenden Eindrücken zu erquicken, niederdrücken und mit übler Laune erfüllen können: diese beiden Feinde sind **Nebel** und **Gewitter**. Während der Erstere durch seine zähe Unbeweglichkeit die Ersteiger hoher Berge zur Verzweiflung bringen kann, und so manche Hoffnung auf lohnende Fernsichten, auf schöne Sonnenauf- und Untergänge vereitelt, vernichtet das Letztere in rascher, oft unerwarteter Weise den ersehnten Genuß, hüllt Alles umher in düstere Schatten und schlägt durch heftige Windstöße und strömende Regengüsse das Luftschloß der Reisefreuden in Trümmer.

Wer hätte es nicht schon erlebt, wenn er auf hoher Bergesspitze den mühsam erkletterten Zielpunkt endlich erreicht hat, wie immer dichter und dichter der Gipfel sich mit Nebel zu umhüllen scheint und man endlich inmitten der dort niederhängenden Wolken in das graue Nichts starrt und im Inneren den unseligen Zufall verwünscht, der es so gefügt. Es gewährt keinen Trost, wenn man die Versicherung erhält, daß Tausende vor uns das gleiche Loos gehabt und daß in hoch gelegenen Gebirgsgegenden, namentlich in nördlicheren Ländern, der Nebel ein häufig auftretender Gast ist, und daß es als glücklicher Zufall betrachtet werden muß, wenn man des Abends und des Morgens einen ungetrübten Blick in die Ferne hat.

Aber der Nebel hat auch seine interessanten und anziehenden Seiten, die freilich nur durch Zufall und zwar durch einen recht seltenen Zufall in die Erscheinung treten. Abgesehen von der zuweilen überraschenden Färbung, welche die Sonne dem auf- und abziehenden Nebel verleiht, tritt auch mitunter der Fall ein, daß die Landschaft in verdoppelt schönem Glanze sich den Blicken zeigt, wenn die leichten grauen Wolken wie Schleier davon zurückgezogen werden. Seltener sind jene ganz eigenthümlichen Nebelbildungen, die dem erschreckten Auge wie unheimliche Gestalten erscheinen. Wenn im heißen Afrika der sehnende Blick des halb verschmachteten Wanderers plötzlich durch die Erscheinung der Fata Morgana getäuscht wird und labende Quellen und lockende Bäume zu sehen glaubt, so ist in dem urdeutschen Harzgebirge, wohin die Phantasie des germanischen Volkes die finsteren Gestalten der Hexen und Höllengeister versetzt hat, mitunter eine täuschende Nebelspiegelung gesehen worden, die den Namen des Brockengespenstes erhalten hat und aus dem riesenhaften Spiegelbild bestehen soll, welches die eigenen Gestalten der Gebirgswanderer durch den Reflex der Sonnen-

strahlen auf der Nebelwand hervorrufen. Auch in den Alpen hat man derartige vom Nebel reflectirte Erscheinungen beobachtet, und der berühmte Reisende Edward Whymper giebt in seinen „Berg- und Gletscherfahrten“ die Abbildung eines Nebelbildes, welches er und seine Begleiter am 14. Juli 1865 während der Ersteigung des Matterhorns erblickten und über dessen Entstehung und Zusammenhang er nichts entdecken konnte.

Bekanntlich besteht der Nebel aus Dünsten, die als ein Niederschlag des Wasserdampfes in der Luft sichtbar über der Oberfläche der Erde schweben. Da die Wärme mehr Wasserdampf der Luft zuführt, so muß jede Erniedrigung der Temperatur, wie man dies besonders im Frühling und Herbste kurz vor Sonnenaufgang erlebt, starken Nebel erzeugen. Die kältere Luftschicht verdichtet alsdann die bereits in ihr enthaltenen oder aus einem feuchten warmen Boden aufsteigenden Wasserdämpfe. In derselben Weise bilden sich des Abends über Sümpfen, Flüssen und Seen, sobald die darüber schwebende Luftschicht mehr abgekühlt ist als das Wasser, leichte Nebel. Wenn die Sonne bei ihrem Aufsteigen die Temperatur wieder hinlänglich erhöht hat, so werden die Nebel aufgelöst, was indeß je nach besonderen Umständen in größerer oder geringerer Zeit geschieht. Etwas anders verhält es sich mit dem Gebirgsnebel, der viel wechselnder auftritt und zuweilen viel länger anhält. Auch er besteht aus nichts weiter, als dem Niederschlag der in der Atmosphäre enthaltenen Dämpfe, durch welchen die Luft ihre Durchsichtigkeit verliert. Aber was der Wanderer auf hohen Bergen noch immer für Nebel hält, erscheint von der Ebene gesehen als Wolkenbildungen, die bald mehr, bald weniger dicht um die Gipfel der Berge schweben. Manchmal sieht man dieselben deutlich und rasch vorüber schweben und wird dann unwillkürlich an Bürger's Verse erinnert:

Der Thauwind kam vom Mittagsmeer
Und schnob durch Wälschland trüb und feucht,
Die Wolken flogen vor ihm her,
Wie, wenn der Wolf die Heerde scheucht.

Oft scheint eine Wolke stillzustehen, was jedoch eine Täuschung ist, die dadurch herbeigeführt wird, daß auf der einen Seite die Dämpfe durch Eintreten in trockene oder warme Luft sich auflösen, während sich auf der anderen Seite die durch den Wind herbeigeführten Dämpfe wieder niederschlagen, so daß eine solche Wolke fortwährend aus neuen Theilen gebildet wird. Das Schweben der Wolken hat in der Kleinheit der verdichteten Wassertheilchen und dem Widerstande seinen Grund, welchen die Luft dem Fallen derselben entgegensetzt.

Höchst treffend schilderte Maury in seinem Buche über die physische Geographie des Meeres die Bedeutung der Wolken im Haushalte der Natur, indem er sagt: „Man braucht nicht zur See zu gehen, um jenes großartige Werk wahrzunehmen, das die Wolken verrichten, indem sie aus den Krystallgewölben des Himmels Feuchtigkeit sammeln, sie auf die Felder sprengen und die Berge umher mit Regen erfrischen, daß sie uns lustig anlachen; „Winter und Sommer träufeln die Wolken Feuchtigkeit auf die Erde.“ Diesen Theil ihres Wirkens kennt Jeder. Aber der Seefahrer bemerkt Erscheinungen auf dem Meere und ist Zeuge von Operationen in der Oekonomie der Erde, welche ihm anzeigen, daß die Wolken in dem schön und fein durchgebildeten Mechanismus der Atmosphäre noch andere wichtige Verrichtungen haben außer diesem Erzeugen und Ergießen des Regens, diesem Weben von Schneemänteln zum Schutz der Felder im Winter. Der naturkundige Seemann wird, indem er seinen Himmel wechselt, noch an andere diesen Wolken aufgelegte Functionen erinnert, welche zwar weniger offen zu Tage liegen, aber darum nicht weniger segensreich und bemerkenswerth sind. Er sieht, wie sie daran arbeiten, die Extreme der Wärme und Kälte zu mäßigen und so das Klima zu mildern. Zu der einen Zeit breiten sie sich aus; sie bedecken die Erde wie mit einem Mantel; sie verhindern die Ausstrahlung von der Rinde derselben und halten sie warm. Zu einer anderen Zeit stellen sie sich zwischen Sonne und Erde; sie schirmen sie vor den sengenden Strahlen, schützen die zarten Pflanzen vor der Sonnengluth, und bewahren das Land vor Dürre; oder sie umhüllen wie mit einem weiten Gewande das Meer und verhüten die Einwirkung allzu starker Verdampfungskraft. Haben sie aber solche

Dienste an der einen Stelle geleistet, so werden sie in Dampfform wieder ein Spiel der Sonnenstrahlen und der Winde, welche sie auf ihren Schwingen anderen ähnlicher Dienste bedürftigen Oertern zuführen."

. Vielleicht in einer Art von physikalischer Schwärmerei fährt derselbe Verfasser an einer anderen Stelle fort:

Wenn dieser Wolkenring leuchtete und von einem Beobachter auf irgend einem Planeten gesehen werden könnte, so würde er ihm nicht viel anders erscheinen, als uns die Ringe des Saturn. Ein solcher Beobachter würde bemerken, daß dieser Wolkenring eine der Rotation des Planeten entgegengesetzte Bewegung hat — daß er sich, während die Erde sich schnell von Westen nach Osten dreht, langsam und nur relativ, von Ost nach West bewegt. Indem die Winde den Wolkendunst dieser Gegend der Calmen zuführen und mit den Dünsten emporsteigen, gleitet die Erde unter ihnen hin und so geht der Wolkenring, obgleich er sich mit der Erde von West nach Ost bewegt, relativ langsamer als die Erde, und würde demnach eine längere Zeit zu einer Umwälzung zu brauchen scheinen. Aber die äußere — d. h. für uns die obere — Fläche dieses Wolkengürtels würde außerordentlich ausgezackt und uneben erscheinen, und insofern den durch das Teleskop betrachteten Saturnringen nicht gleichen.

Indem die Sonnenstrahlen auf diese und jene Spitze der oberen Wolkenoberfläche einwirken, heißt es dann weiter, schmelzen sie die eine Reihe von Erhebungen hinweg und erzeugen eine neue Gruppe von Senkungen. Die ganze Schicht ist, wie man sich wohl denken kann, in einem Zustand der Aufschwellung; sie befindet sich, von oben gesehen, in einem fortwährenden Kampfe. Die Wärme, welche von unten bei dem Condensationsproceß frei wird, die von der Erde aufsteigenden Ströme warmer Luft und die von oben hinabsinkenden kalten Luftsäulen, alles dies erhält die obere Fläche in einem fortwährenden Zustande der Aufregung, des Aufwallens und Niedersinkens.

Man denke sich nun, daß eine elektrische Entladung in einer solchen Wolkenschicht stattfindet; der Schall, von den Wolkenfurchen oben aufgefangen, hallt von Gipfel zu Gipfel, wiederholt sich von Thal zu Thal, bis das letzte Echo in dem dumpfen Dröhnen des fernen Donners erstirbt.

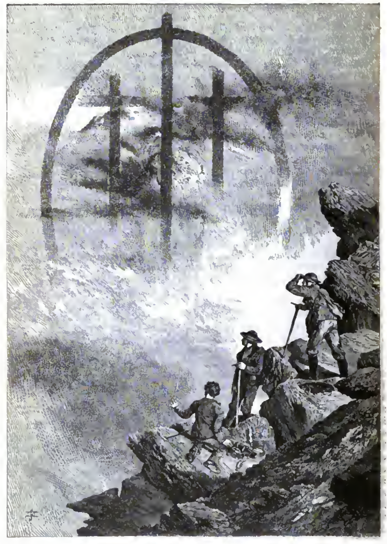
Somit wären wir von dem einen Feinde der Gebirgsreisenden, dem Nebel, auf ganz natürlichem Wege zu dem anderen, dem Gewitter, gelangt.

Wenn in den oberen Regionen der Atmosphäre ein kalter Wind einem von anderer Richtung herwehenden warmen Winde plötzlich begegnet, so werden die von dem warmen Winde mitgeführten Wolken dadurch in Gestalt von Regen niedergeschlagen und zu gleicher Zeit treten jene elektrischen Entladungen ein, welche wir Blitz oder Wetterstrahl nennen, der in Folge der elektrischen Vertheilung im Zickzack nach der Erde fährt. Der Donner ist das rollende Getöse, welches dieser Erscheinung naturgemäß folgt, und der Umstand, daß der Donner erst in kürzerer oder längerer Pause nach dem Blitze gehört wird, rührt daher, daß der Schall längere Zeit bedarf, um vom Orte seiner Entstehung zum Ohre zu gelangen, während das Licht fast augenblicklich das Auge erreicht. Das Rollen des Donners ist nur der Wiederhall, welchen der Knall, der bei der elektrischen Entladung entsteht, an den Wolken und der Erdoberfläche hervorruft.

Wir lassen auch hier wieder den Alpenreisenden Whymper reden, um die Erscheinung eines Gewitters vom 10. August 1863 in meisterhafter Weise zu schildern. Bei einer seiner schwierigen Gletscherfahrten wurde er davon überrascht. Aber hören wir ihn selbst.

„Das Gewitter dauerte beinahe zwei Stunden und steigerte sich zuweilen zu großer Wuth. Gewöhnlich hatte das lange Rollen, das nach einem Blitze von den umliegenden Bergen kam, noch nicht aufgehört, als schon eine andere Reihe von Echos das Geräusch aufnahm und die Luftschwingungen ununterbrochen fortsetzte. Gelegentlich trat eine Pause ein, die sofort durch einen einzelnen Schlag, die Begleitung einer einzelnen Entladung, unterbrochen wurde, und in solchen Zeiten ließen sich die Echos von dem Dent d'Herens an ihren eigenthümlichen Wiederholungen und an der Zeitlänge erkennen, welche nach dem Donnerschlage verfloß.

„Hätte ich die Existenz dieser Echos nicht gekannt, so würde ich angenommen haben, daß der Wiederhall der wirkliche Donner der jedesmal aus einem einzelnen scharfen und kurzen Schlage zu bestehen schien. Diese Wahrnehmung glaube ich immer



Nebelbild, vom Matterhorn aus gesehen (14. Juli 1865).

von Blitzen sei, die ich nicht bemerkt hätte. Hinsichtlich der Kraft ließ sich nämlich das Echo vom Donner nicht unterscheiden, gemacht zu haben, wenn ich dicht bei den Entladungspunkten gewesen bin. Stets hat ein bestimmter Zwischenraum zwischen



Die Matterhorn-Klippen bei dem Gewitter um Mitternacht des 10. August 1868.

der ersten Entladung und den rollenden Tönen gelegen, die ich für bloße Echos gehalten habe, von denen ich aber nur in dem oben erwähnten Falle sagen kann, daß sie wirkliche Echos gewesen sind. Andere haben dasselbe beobachtet. Der Geologe Professor Theobald von Chur, der zwischen der Tschiertscher und Urden Alp bei einem Gewitter mitten in den elektrischen Wolken war, sagt, daß die Schläge kurz wie Kanonenschüsse waren, aber einen helleren, mehr krachenden Ton hatten, und daß das Rollen des Donners erst später hörbar wurde.

„Wir befanden uns, wie gesagt, näher als tausend Fuß bei den Entladungspunkten und hörten folglich den Schlag fast in demselben Augenblicke, als wir den Blitz sahen, das Rollen aber erst eine beträchtliche Zeit später. Wenn wir statt dessen einen solchen Platz gehabt hätten, daß der ursprüngliche Schlag fast gleichzeitig mit den Echos in unser Ohr gefallen wäre, so würden wir wahrscheinlich geglaubt haben, daß die auf einander fallenden Schläge und rollenden Echos der Wiederhall von verschiedenen Entladungen seien, die ganz dicht auf einander folgten, und daß sie gar keine Echos seien.

„Ich habe in den Alpen viele Gewitter erlebt, aber nur dieses eine Mal den Beweis erhalten, daß das Rollen des Donners ein wirkliches Echo ist und nicht der Wiederhall einer Anzahl von Entladungen zu sein braucht, die sich über eine lange Linie erstrecken, in verschiedenen Entfernungen vom Zuschauer erfolgen und folglich sein Ohr nicht in demselben Augenblicke erreichen können, obgleich sie so rasch auf einander folgen, daß sie einen mehr oder weniger fortlaufenden Ton bilden. Herr J. Glaischer hat oft bemerkt, daß alle Töne, die man in Luftballons in gewisser Entfernung von der Erde hört, durch ihre Kürze auffallen. „Es ist bloß ein Ton, ein Zurückwerfen oder Wiederkehren findet nicht statt. Dies ist für alle Töne im Luftballon charakteristisch: ein heller Ton, der seine eigenen Schwingungen hat und mit demselben plötzlich aufhört." Ich höre von Herrn Glaischer, daß die Donnerschläge, die er auf seinen Luftreisen gehört hat, von der allgemeinen Regel keine Ausnahme machen. Die Abwesenheit des Rollens hat ihn in der Ueberzeugung bestärkt, daß die rollenden Töne, welche den Donner begleiten, Echos sind und weiter nichts."

Literarisches.

Die fremdländischen Stubenvögel, ihre Naturgeschichte, Pflege und Zucht. Von Dr. Karl Ruß. Hannover, Rümpler.

Nach einer Zusammenstellung des Dr. Bolle in der „Naumania" vom Jahre 1858 belief sich die Zahl der fremdländischen Vögel, welche damals in Deutschland eingeführt waren, auf nicht mehr als 51 Arten; im Jahre 1868 stieg sie auf ca. 150 und beträgt jetzt über 500 Arten. Die kleinen Ausländer, welche mit Ausnahme des Finks der canarischen Inseln früher fast gar keine Beachtung fanden, werden jetzt jährlich zu Tausenden eingeführt und von manchen Arten wie Wellensittiche, Nymphen, Zebrafinken, Bandfinken u. s. w. bereits eben so viel und mehr Exemplare gezüchtet. Ihr liebenswürdiges Benehmen, ihre leichte Pflege und ihr mäßiger Preis haben diesen Vögeln immer weitere Verbreitung verschafft. Die Schilderungen, welche Dr. Ruß, gestützt auf die in seiner Vogelstube gesammelten Erfahrungen, in Zeitungen und Zeitschriften von ihrem Gesangenleben gab, haben ihr gutes Theil zu dieser Verbreitung mit beigetragen, ebenso sein bei K. Rümpler in Hannover erschienenes kurz gefaßtes „Handbuch für Vogelliebhaber, -Züchter und -Händler". Um diesen ein Organ zum Austausch ihrer Erfahrungen zu bieten und zugleich den Kauf- und Tauschverkehr zu vermitteln, gründete Dr. Ruß seine „Gefiederte Welt", eine Zeitschrift, die jetzt ihren vierten Jahrgang begonnen und selbst überseeische Verbreitung gefunden hat. Daß er damit zugleich seine eigene Kenntniß des fremden Gefieders erweitern und vervollständigen mußte, liegt auf der Hand. Gegenwärtig ist Dr. Ruß mit der Herausgabe des vorstehenden größeren Werkes beschäftigt, welches sich die Aufgabe gestellt hat, die bis jetzt nach Europa eingeführten Vögel eingehend zu schildern und in lebensvollen farbigen Abbildungen vor Augen zu führen. Nach seinen Kenntnissen und Erfahrungen ist der Verfasser der Mann dazu, diese Aufgabe bestens zu lösen und dadurch die Lücke zu beseitigen, welche durch die vielerlei unbekannten neuen Arten in der Wissenschaft und Praxis entstehen mußte. Mehrere Hefte des neuen Werkes mit vielen chromolithographischen Abbildungen von Prachtfinken sind bereits erschienen und berechtigen zu den besten Hoffnungen für das Ganze.



Nicolo Paganini.

Eine biographische Skizze

von

Elise Polko.

(Fortsetzung.)

II.

Wanderjahre.

> „Wer ist's, der mit dem Zauberbogen
> Das Herz mit süßem Ton uns rührt
> Und brausend wie auf Bergstroms Wogen
> Zu der Begeist'rung Gipfel führt."
>
> Weidmann.

Das „Wandern" ist bekanntlich nicht nur des „Müllers" Lust, sondern auch die Lust mancher anderen Leute, vorzugsweise aber des singenden und spielenden Musikers. Zu allen Zeiten sind die „Spielleute" gern in die weite Welt hinausgegangen, und wenn sie auch nicht immer ihre lustigen oder traurigen „Weisen" von „Haus zu Haus" trugen, wie es in dem alten Volksliede heißt, so doch von Stadt zu Stadt. Auch in Nicolo Paganini lebte dieser unvertilgbare Wandertrieb, der ihn zunächst Italien, sein geliebtes Vaterland, nach allen Richtungen hin durchstreifen ließ. Alle bedeutenderen Städte sollten ihn hören, und überall empfing ihn jener belebende, herzerquickende Enthusiasmus der leicht erregbaren Kinder des Südens. Die Italiener zeigten von jeher eine besondere Vorliebe für die Geiger. Das Violinspiel hatte seine glorreiche Geschichte, die glanzvollsten Geiger wie die berühmtesten Geigenbauer waren in Italien aufgetaucht und hatten die Welt von sich reden machen. Sie haben etwas Rührendes und Hochpoetisches, jene Werkstätten des stillen Fleißes eines Amati, Guarneri, Guarcino, Straduari und Anderer, und die Entstehung jenes gesangreichen Instrumentes, in dessen kunstvollem Bau sich der Norden mit dem Süden vermählt, das Holz der Tanne, deren dunkle Zweige der Schnee niederdrückt, mit dem stolzen Ahorn, über dessen Wipfel sich ein ewig blauer Himmel wölbt, ist von hohem Reiz. Die „Fiedel", später Geige genannt, erscheint schon im 15. Jahrhundert in den Händen der „Spielleute", in der Volkspoesie wie in der Malerei taucht sie auf, und unbeschreiblich interessant ist es, ihre verschiedenen Formen in ihrer Entwicklung zu verfolgen und zu vergleichen. Aus einem plumpen Kasten mit Saiten bespannt wird allmälig ein schlankes Instrument, das die durchsichtigen Finger der Engel des Fiesola zu halten sich nicht scheuen, das Rafael in seinem Violinspieler allein schon unsterblich gemacht, und das nun allmälig immer graziöser

sich entfaltet im Aeußeren wie im Inneren, wie eine Blume die verschiedenen Knospenhüllen erst durchbricht, ehe sie in ihrer vollen Schönheit ersteht. Die Sprache des Gesanges gab ihr den sanften Namen viola, das Volk setzte noch hinzu da brazzo, weil der Spieler sie im Arme hielt; viole d'amour taufte man sie in Frankreich, die härtere deutsche Zunge nannte sie Violuntze, Geige und Fiedel.

In Salo am Gardasee lebte der erste Geigenbauer, der seinen Instrumenten Ruf zu verschaffen wußte, sein stilles Sein, dann tauchten die berühmten Werkstätten in Cremona, Mantua und Brescia auf, auch in Deutschland machte Jakob Stainer im Unter-Innthale viel von sich reden als Geigenbauer, bis endlich das zur Stunde noch unübertroffene Ideal der Geige eines Antonio Straduari erstand. Seine Hand schuf bekanntlich ein Instrument von höchster Vollendung, und was die Venus von Milo unter den Venusstatuen bedeutet, das dürfte wohl eine Geige des Straduari unter den übrigen Geigenformen darstellen. Hier wie dort die edelsten, schwungvollsten Linien, die vollkommenste Harmonie aller Verhältnisse. Wie jene Göttin der Liebe als unerreichtes Meisterwerk der Plastik sich vor unseren Augen erhebt, so die Straduari-Geige als Meisterwerk der Bildhauerkunst der Geigenwerkstätten. Und nun der Ton dieses Instruments! Unter der Berührung der Künstlerhand entfaltet sie einen Zauber ohne Gleichen. Die Straduari-Geigen singen wie eine metallreiche, kraftvolle Sopranstimme, sie sind eben so glänzend wie edel, bei aller Stärke sind sie von einschmeichelnder Süßigkeit des Klanges, und der Ton hat eine wunderbare Tragweite und ist im Stande, den größten Raum zu füllen.

Eine Straduari- und eine Guarneri-Geige waren denn auch die Lieblingsinstrumente Paganini's, die letztere half ihm bei seinem ersten großen Künstlerausfluge in Mailand den Sieg erringen über den berühmten Violinspieler Lafont, der im vollsten Künstlerbewußtsein und mit der Sicherheit eines verwöhnten Geigerkönigs dem jugendlichen Nebenbuhler entgegentrat und ihn zum öffentlichen Wettkampf aufforderte. Laphalèque berichtet darüber Folgendes:

„Alle Künstler, die sich mit Paganini messen wollten, ohne ihn früher vernommen zu haben, zögerten nicht, ihren Leichtsinn zu bedauern. Wir beklagen es, von unserem vortrefflichen Violinspieler Lafont berichten zu müssen, daß auch er in dieser Hinsicht eine grausame Erfahrung machte. Er befand sich zu Mailand, wo er als seine erste Gastrolle in Italien ein Concert zu veranstalten gedachte; kaum vernimmt er, daß auch Paganini anwesend sei, als er sich beeilt, ihn zu besuchen und, sei's aus Artigkeit oder in der Hoffnung, sich einen Triumph zu bereiten, ihn dringend auffordert, ein Doppelconcert mit ihm zu spielen. Paganini nimmt es an. In der Probe hütet sich der boshafte Genuese wohl, alle seine Mittel zu verrathen, kaum deutet er die Phrasen an, so daß Lafont sich seines Erfolges für gewiß hält. Das Publicum aber, welches den großen Saal der Scala überfüllt, kann den Augenblick nicht erwarten, dem Sieger den Preis zuzuerkennen. Lafont spielt zuerst, und die Versammlung bezeigt ihre Zufriedenheit; jetzt aber kommt die Reihe an Paganini, und nun wird das Entzücken allgemein; es ist nicht mehr dies anmuthige Spiel, worin er nur eine relative Vollkommenheit besitzt, es ist eine Macht des Bogens, die zugleich emporhebt und bezaubert. Paganini spielt in Doppelgriffen, was sein Gegner sich glücklich schätzte, in einfachen zu erreichen; gewisse Gänge, die dieser in Zehnteln ausgeführt, wiederholt er in Vierzehn- und Sechzehntheilen. Endlich ist seine Ausführung so dahinbrausend (foudroyante), daß Lafont, der sich mit Recht eines schönen Talentes rühmen konnte, von diesem Augenblick an nicht länger zweifelte, den kühnen Genuesen bis zum Unmöglichen gelangen zu sehen; er steht von dem Versuch ab, seine Niederlage noch mehr zu offenbaren, und verzichtet darauf, einem so mächtigen Gegner das Feld überlassend, seinen Aufenthalt in Italien zu verlängern."

Paganini selber giebt einen Bericht über die Thatsache in einfachster Weise:

„Lafont's Antrag versuchte ich mit den Worten abzulehnen, daß solche Zusammenstellungen stets gefährlich seien, weil das Publicum sie für Duelle zu halten geneigt sei. Ich sagte ihm: ‚Sie sind der erste Violinspieler Frankreichs, und mich be-

zeichnet man, obwohl zu gütig, als den ersten Violinspieler Italiens, man wird um so mehr an ein Duell zwischen uns glauben.' Lafont ließ diese Gründe aber nicht gelten, und es blieb mir nichts übrig, als den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen und ihm die Anordnung des Concertzettels zu überlassen. Um mit gleichen Waffen zu kämpfen, verzichtete ich freiwillig, auf einer Saite zu spielen; ich begann mit einem meiner Concerte, dann trug Lafont ein größeres Stück vor, dem ein gemeinschaftliches Concert von Kreutzer folgte, welches Rode und Kreutzer einst in Paris gemeinsam ausgeführt hatten. Wo beide Violinen zusammengehen, blieb ich dem ursprünglichen Satze Note für Note treu, so daß Lafont darauf wetten wollte, wir müßten aus ein und derselben Schule sein, in den Soli aber überließ ich mich der Phantasie und spielte in meinem Genre als Italiener, das mir nun einmal naturgemäß ist. Freilich schien diese Weise dem freundschaftlichen Gegner nicht ganz zu gefallen, der jetzt Variationen folgen ließ, welche mit ähnlichen Variationen meiner Composition beantwortet wurden, nach welchen der Wettstreit endete. Lafont konnte vielleicht auf einen stärkeren Ton Anspruch zu machen haben, aber daß ich nicht den Kürzeren gezogen hatte, ließ mich der Beifall des Publicums wohl vermuthen, obwohl ich keinen Anstand nahm, Lafont für einen großen, höchst ausgezeichneten Künstler anzuerkennen."

Nach einigen kleinen Streifzügen, die ihn nach Verona und Padua führten, traf Paganini im Sommer 1816 in Venedig ein, und die Märchenstadt verstand es, den Ruhelosen fast ein volles Jahr lang festzuhalten. Jener undefinirbare, geheimnißvolle Zauber der schweigenden Paläste, der stillen Wasserstraßen umfing auch ihn mit jener Allgewalt, der sich kein poetisch gestimmtes Menschenkind zu entziehen vermag. Auf die zur Melancholie neigende Natur Paganini's mußte der leise Moderduft einer großartigen Vergangenheit, wie ihn Jeder in Venedig einathmet, der in dem schmalen Sarge der Gondola den Canal grande hinabglitt, einen eigenen Reiz ausüben. Wie oft ließ er sich mit seiner Geige hinüberrudern zum todeseinsamen Lido und suchte dort den kleinen Kirchhof auf, und auf irgend einem Grabstein sitzend, componirte und spielte er Stunden lang seine seltsamen Weisen.

Die auffallende Künstlererscheinung war selbstverständlich auch hier wie überall der Gegenstand höchsten Interesses, namentlich für die Frauen, und manch feuriges Auge begegnete in langem lächelnden Blicke dem düsteren Künstlerauge, manch gewagtes Liebesabenteuer spielte dort, manche zarte Beziehung knüpfte und löste sich in der Lagunenstadt, und jedes öffentliche Concert, das Paganini gab, mehrte die Zahl seiner Verehrerinnen. Man sagt, daß ihm dort auch zuerst jene Frau entgegentrat, die später durch ihre Eifersucht der Dämon seines Lebens wurde, die Sängerin Antonia Bianchi. Sie war damals noch ein ganz junges, reizvolles Geschöpf, eine kleine Figurantin am Samuele-Theater, der man nur dann und wann eine unbedeutende Gesangspartie anvertraute. Wie eine helle Flamme schlug die Liebe zu dem wunderbaren Künstler in ihrem Herzen auf. Nicolo Paganini war aber damals von anderen Banden gefesselt, die weiße Hand einer vornehmen Aristokratin hielt ihn. Wiederum war es das geheimnißvolle Geschenk der Gunst einer gentil donna, die ihm jene gefahrvollen Freuden brachte, welche für ihn allein Reiz hatten, die Wachsamkeit eines eifersüchtigen Gemahls mußte mit immer neuer List getäuscht werden.

„Leis' rud're hier, mein Gondolier,
Sacht'! Sacht'!
Auf zum Balcone schwing' ich mich,
Doch du hältst unten Wacht:
Sacht' — Sacht'!"

Antonia Bianchi fand also damals wenig Beachtung bei dem Vielgefeierten. „Lernen Sie singen, dann hole ich Sie zu meinen Concerten," hatte Paganini scherzend gesagt, und das junge Mädchen verschwand plötzlich, um sich in die Einsamkeit zu vergraben und unablässig zu studiren. — Wenige Jahre später erschien sie wieder vor ihm mit der Frage: ob sie nun genug gelernt, um ihm als Concertsängerin folgen zu dürfen. Sie sang ihm eine seiner eigenen Variationen über das Thema aus der Cenerentola vor: „Non piu mesta!" und versetzte ihn durch ihre Kehlfertigkeit und den Timbre ihrer Stimme und auch wohl durch diesen eela-

tanten Liebesbeweis und die Leidenschaft ihres Wesens in Staunen und Entzücken. — Sie wurde nun für die Dauer von fünf Jahren Paganini's unzertrennliche Gefährtin und sang in all seinen Concerten. Nach Berichten ihrer Zeitgenossen sang Antonia Bianchi mit geschmackvoller Methode und großer Volubilität. Ihre Töne waren eben so weich, rund und subtil, als auch kraftvoll, ihr Triller rief stets einen Beifallssturm hervor, und ihr Portamento erschien tadellos. — Die spätere Mutter seines zärtlich geliebten Sohnes Achill verbitterte ihm jedoch das Leben gar bald in so unerträglicher Weise durch die ungebändigte Heftigkeit ihrer Empfindungen, daß Paganini gezwungen war, sich von ihr loszusagen. Fast täglich fielen Sturmscenen vor — und der eifersüchtige Zorn Antonia's galt nicht nur lebendigen Nebenbuhlerinnen, er traf auch die Geige Paganini's. — In seiner Abwesenheit riß sie eines Tages eine seiner geliebtesten Cremoneserinnen aus dem Kasten und schlug sie so oft auf den Boden, daß die Bewohner der unteren Etage des Hauses erschreckt herausstürzten und die Bedrohte retteten. Alle Saiten waren gesprungen, schwere Verletzungen hatte der zarte Geigenkörper davongetragen — Paganini in seinem Schmerz verbannte die Frevlerin auf längere Zeit zur Strafe aus seiner Nähe.

Eine andere Begegnung in Venedig ist von noch höherem Interesse als das Zusammentreffen mit Antonia. Spohr, der deutsche Geigerfürst, berührte auf seiner italienischen Concertreise Venedig und lernte Paganini flüchtig kennen. Der berühmte Künstler war eben ziemlich enttäuscht von seinen damaligen Erfolgen in Italien. Er schrieb damals nach Deutschland:

„Mögen sich doch die ausübenden Tonkünstler warnen lassen und die Reise nach Italien nicht unternehmen, wenn es ihnen nicht auch wie mir Hauptzweck ist, dies schöne Land und seine Kunstwerke kennen zu lernen, und wenn sie nicht eine für Künstler bedeutende Summe verwenden können und wollen! Denn so viel kann ich aus eigenen Erfahrungen abnehmen, man muß die Ehre, von den Italienern als Künstler anerkannt zu sein, ziemlich theuer bezahlen, und einem Instrumentalisten wird es auch bei den günstigsten Umständen nicht gelingen, so viel zu gewinnen, als die Reise kostet, und zwar theils weil die Eintrittspreise in ganz Italien äußerst gering sind und mit den bedeutenden Concertkosten in gar keinem Verhältniß stehen, theils weil die Instrumentalmusik nicht allgemein genug geschätzt und geliebt wird. Außer dem geringen Gewinn hat man in Italien auch mit unendlichen Schwierigkeiten zu kämpfen, ehe man ein Concert zu Stande bringt. Man ersucht die Sänger: die Impressarien erlauben ihnen aber nie in Concerten zu singen. Endlich finden sich andere: aber wie wollen diese bezahlt sein! Bezahlen muß man überhaupt in Italien Alles, selbst die unbedeutendste Gefälligkeit, wofür in Deutschland der ärmste Schlucker einen Lohn zu nehmen sich schämen würde. So bleibt Einem am Ende nichts als der Beifall. Dieser ist nun aber auch in der ganzen Welt nicht so enthusiastisch und tumultuarisch. — Ich mußte oft aufhören, um das Publicum austoben zu lassen, und mehrmals ward ich gezwungen, ein Musikstück zu wiederholen — was dann mit noch tobenderem Beifall belohnt wurde.“

Diese Zeilen paßten auch auf Spohr's Empfang in der Märchenstadt — man belohnte dort seine süßen Töne mit endlosem Jubel — und unter den Zuhörern befand sich Paganini, der später wiederholt den deutschen Nebenbuhler den „ersten und vortrefflichsten *Sänger*“ auf seinem Instrument nannte.

Vielleicht war es das gewaltsame Ende einer Leidenschaft voll zu schmerzlichen Glückes, das ihn plötzlich aus Venedig trieb, vielleicht auch nur jene Sehnsucht nach tiefer Ruhe, nach gewaltigen Emotionen, wie sie das Künstlerherz so oft überkommt, oder endlich das brennende Verlangen nach dem Rauschen der Bäume und dem Duft der Rosen- und Orangenblüthen der Gärten jenes alten Palastes, wo er als Kind geträumt — Paganini verschwand eines Tages aus der Märchenstadt und fand sich müde und krank in den Armen seiner Mutter in Genua wieder. Hatte doch seine kindliche treue Sorge ihr nach dem Tode des Vaters längst ein behagliches Heim bereitet, und in diesen einfachen, aber traulichen Räumen umfloß ihre langentbehrte, selbstlose Zärtlichkeit seine Seele wie ein stär-

lendes Bad. — Kein Laut der bewegten Welt drang in diese Stille, fern ab lag die lärmende Stadt. Tage lang verträumte Nicolo in süßem Nichtsthun auf einem Ruhebett in dem Zimmer seiner Mutter und hörte wie im Traume ihre sanfte Stimme, welche ihm alte Legenden vorlas, während draußen die Platanen rauschten und die alte Cypresse mit ihrem Finger an die Scheiben klopfte. Die weißen Vorhänge am offenen Fenster wehten leise hin und her, von der würzigen Luft bewegt, die aus dem kleinen Garten hereindrang. Auf dem Tische stand ein Krug, stets mit frischen Blumen gefüllt. Ueber dem Betschemel in der Ecke — wie eingedrückt war das Kissen, auf dem die Mutter so oft gekniet in heißem Gebet um den Sohn — hing jener Weihkessel, der einst über seinem Kinderbettchen gehangen, und auch jenes Bild des Fiesola'schen Engels mit der Geige, der einst Nicolo's Kinderphantasie erfüllt, war wieder da. Das Geläut der Glocken von Genua tönte von ferne herüber, untermischt mit dem Rauschen des Meeres. — Wie wonnevoll ruhte sich's doch so! Dann und wann mußte er ihr auch von seinen Triumphzügen erzählen und von all seinen Ehren, und dann erinnerte sie ihn an ihren bedeutungsvollen Traum, neigte sich über ihn mit leuchtenden Blicken und legte wie segnend ihre Hände auf sein Haupt. Und zuweilen erhob er sich, ergriff seine Geige und spielte — und ihr noch immer schönes Gesicht wurde todtenbleich vor innerer Erregung, ihre Lippen bewegten sich wie zum Gebet, und die Thränen strömten unaufhaltsam über ihre Wangen. Ja, das war ihr Nicolo — ihr Stolz und auch der Stolz Italiens!

Aber mit den zurückkehrenden Kräften kehrte auch die fieberhafte Wanderlust Paganini's zurück, und da hing denn eines Tages die Mutter schluchzend an dem Halse des Sohnes und segnete ihn zum erneuten Ruhmesfluge in jene böse Welt, die ihn immer krank machte, und bat ihn in echter Mutterweise, immer und immer wieder, ihr oft zu schreiben und sich zu hüten und zu schonen auf all seinen Wegen. In einem Athem ermahnte ihn die schlichte Frau sein Seelenheil nicht zu versäumen, und band ihm aufs Herz, warme Strümpfe zu tragen, sie empfahl ihn dem Schutze der heiligen Jungfrau, und beschwor ihn, das Mittel gegen den Husten zu gebrauchen, das sie ihm eingepackt. Und der stolze, verschlossene Mann barg die düstere Stirn an ihrer Brust beim Abschied, küßte ihr Haar und ihre Hände und war in ihren Armen eben nichts als ein weiches, zärtliches Kind. — Diese Liebe zu seiner Mutter zieht sich wie ein Goldfaden durch das bunte Gewebe dieses Künstlerlebens, oder wie ein reiner Glockenton durch das wirre Tongebraus seines Daseins. — Ein Brief von der Hand Teresa Paganini's aus späterer Zeit findet sich noch vor als beredtes Zeugniß des schönen Verhältnisses zwischen Mutter und Sohn. Er lautet:

Genua, 21. Juli 1828.

Theuerster Sohn!

Endlich hatte ich, nach ungefähr sieben Monaten, wo ich meinen Brief nach Mailand an dich abschickte, den Trost, eine Zuschrift vom 9. dieses Monats durch Vermittelung des Herrn Agnino zu erhalten, die mir große Freude verursachte, da ich deine gute Gesundheit daraus ersah und mich außerdem noch die Nachricht freudig überraschte, daß du nach deinem Aufenthalte in Paris und London Willens bist, dich nach Genua zu begeben, um mich wieder zu umarmen. Ich versichere dich, daß ich alle Tage Gott bitte, mich eben so gesund zu erhalten wie dich, um unsere Wünsche in Erfüllung gehen zu lassen. Der Traum ist wahr geworden, was mir der Himmel voraussagte, ist auch eingetroffen. Dein Name fliegt von Mund zu Mund, und die Kunst hat dir, mit Gottes Beistand, ein bequemes Leben geschaffen. Geliebt und geachtet von deinen Landsleuten und in den Armen deiner Freunde genieße endlich die Ruhe, welche deine Gesundheit erheischt. Dein Porträt, welches du mir in deinem Briefe übersandtest, machte mir große Freude und schon las ich alle Einzelheiten in unserer Zeitung. Leicht kannst du glauben, daß solche Nachrichten einer Mutter außerordentliches Vergnügen gewähren. Mein theurer Sohn, ich wünsche nichts sehnlicher, als stets recht oft von dir Mittheilungen zu erhalten; denn mit solcher Aussicht glaube ich noch länger leben und mich der Hoffnung überlassen zu dürfen, einst das Glück zu genießen, dich an mein Herz zu drücken. Wir alle befinden uns wohl, und im Na-

men deiner Anverwandten sage ich dir für alle die übersandten Summen Dank. Trage Sorge und thue dein Möglichstes, daß dein Name unsterblich bleibt, hüte dich vor dem Einflusse des bösen Klimas jener großen Städte und erinnere dich, eine Mutter zu haben, die dich von Herzen liebt, die nichts so sehr als deine Gesundheit und dein Glück wünscht, und niemals unterlassen wird, den großen Gott für dein Heil zu bitten. Ich ersuche dich, deine liebenswürdige Begleiterin Madame Bianchi zu umarmen und den kleinen Achill zu küssen. Liebe mich so wie ich dich zärtlich liebe. Stets deine dir treu ergebene Mutter Teresa Paganini."

Paganini verließ damals seine treue Pflegerin, um nach Rom zu gehen und dort abermals heftig zu erkranken. Hier erschien der heitere **Rossini** an seinem Schmerzenslager, um ihn zu trösten und zu zerstreuen. Er setzte eben seine Oper Mathilde de Sabran in Scene und bereitete sie zur Aufführung in Rom vor. Der gefeierte Componist hegte für den Geiger eine wahrhaft leidenschaftliche Bewunderung und erklärte ihn für den größten aller Meister. Studirte Rossini doch Monate lang in Paganini'scher Weise die berühmten Etuden seines Freundes und machte die wunderbarsten Fortschritte auf der Geige. Mit nicht geringerem Interesse vertiefte er sich in die verschiedenen Compositionen Paganini's, und äußerte zu wiederholten Malen, wie er sich glücklich preise, daß es dem wunderbaren Genuesen nicht in den Sinn gekommen sei, **lyrische** Compositionen zu schreiben, da ihm selber sonst ein gefährlicher Nebenbuhler erstanden sein würde. — Der geniale Tondichter, drei Monate nach Mozart's Tode, am 29. Februar 1792 in Pesaro geboren, hatte die „Frohnatur" seiner Mutter, einer anmuthigen Sängerin geerbt, und dachte genau so, wie Goethe den Prinzen Egmont reden läßt: „Wenn ihr das Leben gar so ernsthaft nehmt, was ist denn dran?" Im 18. Jahre trat Rossini seine dramatische Carriere an, und im Jahre 1816 war er bereits der erklärte Abgott seiner Nation. Sechs dramatische Arbeiten und drei Opern lagen schon vor und hatten von der Bühne herab die Menge entzückt. Eine unerschöpfliche Fülle frischer Melodien und volksthümlicher Elemente trat aber auch in seiner Musik zu Tage, die eine elektrisirende Wirkung nicht verfehlen konnte, aus all seinen Schöpfungen wehte gleichsam der belebende Duft von Frühlingsblumen aller Art. Die lange vernachlässigte Opera buffa wurde sein Lieblingskind, Talent und Naturell führten ihn jener Gattung einer graziös-heiteren Musik in die Arme, die bis zur Stunde noch bezaubert und unübertroffen geblieben ist. Paganini befand sich schon in Venedig gar manchen Abend unter all den Vielen, denen das helle Lachen die Thränen aus den Augen trieb während der Aufführung von Rossini's Italiana. Diese ernste Künstlernatur konnte wie ein Kind sich ergötzen an der neckischen Grazie der gefeierten Marcolini, welche die Titelrolle trillerte, an den glänzenden Passagen Galli's als Mustapha und Gentile's als Lindoro, und vor Allem an den Scherzen des berühmten Buffo Saccini. Rossini's Muse war für Nicolo Paganini in der That damals der belebende Sonnenschein oder sprudelnder Champagner, und wenn das runde, lachende Antlitz des jungen Componisten sich über sein Lager neigte, so wichen die Schatten der Mattigkeit und trüben Gedanken. In Rom beschäftigten zwei ziemlich heterogene Aufgaben Rossini, nämlich die Composition des Barbiere di Sevilla und des Otello. Es war in der That, als ob er mit jenen zwei Seelen componire, von denen Faust seufzt:

„Sie wohnen ach, in meiner Brust,
Die eine will sich von der andern trennen,
Die eine hält in derber Liebeslust
Sich an die Welt mit klammernden Organen
Die and're — —" u. s. w.

Paganini ließ sich jede neu entstandene Nummer von dem Freunde vorspielen und nahm den regesten Antheil an dem Schaffen Rossini's. Eine hübsche Begebenheit aus jener Zeit theilt Laphaleque uns mit.

Während man in Rom die erste Aufführung der Oper Mathilde de Sabran vorbereitete, überfiel den Orchesterdirector am Tage der Generalprobe eine leichte Krankheit. Rossini, der es nur mit sehr mittelmäßigen Musikern zu thun hatte, wußte ihn im Moment nicht zu ersetzen; da erbot sich Paganini, ins Mittel zu treten, so schwach er auch war, ein Vorschlag, der, wie man leicht denken kann, dankbarste Beistimmung

fand. Und von diesem Augenblick an machte er es sich zur Pflicht, die ungeschickten Mitglieder des Orchesters mit den Ansichten des Componisten bekannt zu machen, ihnen die Bewegungen des richtigen Tempo's beizubringen und zwar Alles durch praktisches Vorspielen, weil man hier keine Zeit mit Worterklärungen zu verlieren hatte. Um dies Ziel sicherer zu erreichen, nahm er die Partie der ersten Violine eine Octave höher als sie geschrieben war, und zwar mit solchem Ausdruck, daß er sich selbst beim stärksten Fortissimo sämmtlicher Instrumente vernehmbar zu machen wußte, und somit allen Mitspielern zum Vorbilde diente, die unwillkürlich von der gebieterischen Leitung seiner Töne ergriffen und durch ihren Zauber fortgezogen wurden. Diese einzige Probe genügte, um das Orchester in ein Ensemble, in ein Leben und eine Wärme zu versetzen, die Jedermann an ihm befremdete. Paganini hatte eine förmliche Verwandelung bewirkt und selbst Rossini dadurch auffallend überrascht, der diese Geschichte niemals ohne lebhaftes Vergnügen erzählte. Seine Züge belebten sich dann, seine Augen leuchteten und er schien aufs Neue vor Paganini's Orchester zu stehen. —

Ueber das Aeußere Paganini's stimmen alle Urtheile seiner Zeitgenossen dahin überein, daß er eher abstoßend als anziehend gewesen sei auf den ersten Blick, aber trotzdem durchaus interessant. Seine schwarzen Locken, die ihm bis auf die Schultern hingen, eine chevelure à l'enfant, wurden von ihm sehr sorgfältig geordnet und waren sein Stolz. Die Gestalt erschien schattenhaft schlank, die Kleider hingen lose um seinen Körper. Wenn er sich vor dem Publicum verbeugte, so hatte diese Bewegung etwas so seltsam Schwankendes, daß man meinen sollte, er müsse in der Taille zusammenbrechen. Sein dunkles, tiefliegendes Auge hatte den Blick der Ermüdung, wenn er nicht spielte, und schoß Blitze und sprühte Funken, so wie er den Bogen ansetzte. Beim Spiele pflegte Paganini stets den rechten Fuß etwas weit vorzusetzen und mit ihm bei lebhaften Passagen heftig den Tact anzugeben. Bei leidenschaftlichen Stellen schlugen die Füße zuweilen gegen einander. Der Kopf neigte sich scharf nach vorn. Keinen Augenblick verloren seine Züge ihren finsteren Ausdruck und der wildeste Beifallssturm vermochte ihm niemals nur das leiseste Lächeln zu entlocken. Es ist zu beklagen, daß Paganini's auffallend lange, schmale Hand nicht durch die Plastik verewigt wurde, seine Finger sollen geisterhaft schlank und zierlich geformt gewesen sein. Sie hätten sicher einen hochinteressanten Beitrag geliefert zu der geistvollen Theorie des verstorbenen Professor Carus: von der Charakteristik der Hände. Die Handschrift des berühmten Geigers war nicht besonders leserlich, dafür schrieb er aber auch in seiner fieberhaften Lebendigkeit so schnell, daß beobachtende Augen kaum seinen Federzügen zu folgen im Stande waren. Gegen äußere Eleganz erwies sich Paganini ziemlich gleichgültig — in einem kleinen Nachtsack pflegte er seine Concerttoilette bei sich zu führen, ein Hutfutteral und sein Geigenkasten, den er stets mit Argusaugen hütete, barg außerdem noch einige Pretiosen und etwas seine Wäsche, so daß seine ganze Garderobe bequem in einer Serviette untergebracht werden konnte. Die verschiedenen Orden, die ihm später ertheilt wurden, trug er nie anders als in seinen Concerten, und auch dann nur das Band derselben. Er fröstelte leicht und trotzdem liebte er es, in seinem Zimmer bei offenen Fenstern und Thüren zu sitzen und nach seinem eigenen scherzhaften Ausdruck „Luftbäder" zu nehmen. Höchst ungern empfing er in diesem seinem Heim Besuche, da er dann genöthigt war, sein allezeit sehr tiefes Negligée mit einem wirklichen Anzuge zu vertauschen und das Chaos von Musikalien und sonstigen Gegenständen etwas zusammenzuschieben, wohl auch mit raschem Stoß die Stühle von der Last verschiedener Bücher zu befreien, die dort in Ermangelung eines passenden Schrankes von ihm untergebracht worden waren. Seine Compositionen entwarf der merkwürdige Mann meist im raschen Auf- und Niederwandern oder im Dunkeln still in einem Winkel kauernd.

An den Concerttagen pflegte Paganini stets lange zu schlafen und nach dem Erwachen war seine Stimmung offenbar feierlicher als sonst. Je näher die Stunde der Probe kam, je ernster erschien er. Nur leichte Erfrischungen zu sich nehmend, öffnete er hin und wieder den Geigenkasten, neigte sich über die geliebte Freun-

din und berührte liebkosend ihre Saiten, prüfte die Wirbel, griff ein paar Accorde, schloß dann den Kasten, wanderte auf und ab, wiederholte dieselbe Manipulation von Zeit zu Zeit und erschien dann pünktlich im Concertsaal zur Probe. Die Sorge um die Blechinstrumente und türkische Trommel, die fast in all seinen Compositionen eine Rolle spielten, trat hier zunächst in den Vordergrund. Wenn sich Zuhörer in den Saal geschlichen hatten, was ihm immer unangenehm war, so markirte er nur seine Soli. Man erzählt viel von der Strenge Paganini's in allen derartigen Proben. Er war im Stande, eine Stelle unzählige Male wiederholen zu lassen, wenn in irgend einer Stimme auch nur eine Note gefehlt hatte. Das unbedeutendste Versehen entging ihm nicht, und führte zur schärfsten Rüge. Wie ein Pfeil flog er plötzlich in das Orchester hinein, wenn etwas nicht nach seinen Intentionen vorgetragen wurde. Ein um eines halben Athemzugs Länge zu früh einfallendes Tutti konnte ihn in den flammendsten Zorn versetzen, der dann in erschreckender Heftigkeit loszubrechen pflegte. Begleitete ihn dagegen das Orchester mit Präcision, so gab er seine Zufriedenheit durch ein lautes Bravissimo kund. Fand er einen von Neugierigen und Enthusiasten leeren Saal, so spielte er in einer Weise con amore, daß das Orchester vor Entzücken nicht selten so sehr außer sich gerieth, daß es Tact und Noten vergaß. Nur bei jenen Fermaten, nach denen das eigentliche Feuerwerk seiner Solo-Passage losbrechen sollte und die Musiker mit dem Ausdruck gespanntester Erwartung ihre Instrumente sinken ließen, um den Zauberkünsten der Paganini-Geige zu lauschen, enttäuschte er sie oft mit einer leichten Handbewegung und dem scherzhaft hingeworfenen „et caetera". In den Zwischenstunden nach der Probe bis zum Concert, so erzählte Georg Harrys, einer seiner vertrautesten Begleiter, genoß Paganini frühzeitig ein frugales Mittagsmahl und verbrachte die übrige Zeit in einem vollständigen dolce far niente. Mit seiner Toilette verspätete er sich in der Regel, und war nicht selten noch im Negligée, wenn schon der Wagen vor der Thür stand. Desto schneller beendete er freilich dann auch seinen einfachen Anzug, den er nun einmal vollständig als Nebensache zu behandeln gewohnt war. Im sogenannten Künstlerzimmer vor dem Concertsaal angelangt, erschien Paganini's Stimmung sofort vollständig verändert. Er war lebhaft angeregt und zu Scherzen aufgelegt. Seine erste Frage galt der Besetzung des Hauses. Die stete Antwort, daß es überfüllt sei, erhöhte seine heitere Laune. „Es sind doch gute Leute", scherzte er dann. In den Zwischenpausen nahm der Künstler einige Erfrischungen, und es gehörte ebenfalls zu seinen Gewohnheiten, dem Rufe des begeisterten Publicums nur sehr langsam und zögernd zu folgen und vor ihm wiederum zu erscheinen. Dagegen nahm er mit sichtlichem Vergnügen die Huldigungen der Musikfreunde und noch mehr der Musikfreundinnen entgegen, die sich bei ihm melden ließen. Welch Gedränge zuweilen hinter den Coulissen nach einem Concert Paganini's! Die üppigste Blumenfülle trugen ihm schöne Hände zu, Begeisterung strahlte ihm aus schönen Augen entgegen, Worte des Entzückens schlugen an sein Ohr. So gleichgültig Paganini sich gegen den öffentlichen Beifall zeigte, so empfänglich war er für die Huldigungen des Einzelnen. Alle Gedichte, mit denen ihn der Enthusiasmus seiner Landsleute überfluthete, bewahrte er sorgfältig auf, und über die Blumen, die man ihm spendete, und die er meist eigenhändig ins Wasser stellte, bezeigte er ein fast kindliches Vergnügen.

Bei seinem damaligen Aufenthalt in Rom hielt ihn seine Krankheit oft Monate lang von jedem öffentlichen Auftreten zurück, um so leidenschaftlicher waren aber stets alle Ovationen bei seinem Erscheinen. Damals, in jenen Wanderjahren Paganini's, nahmen die Italiener in ihrer sie charakterisirenden frohen Sorglosigkeit und liebenswürdigen Musikfreude das Spiel des Gefeierten wie ein Wunder hin, ohne sich Rechenschaft zu geben oder Rechenschaft zu verlangen, worin der Zauber seines Spiels wohl bestehen möchte. Erst als der fertige Meister in Deutschland und Frankreich auftrat, brachte man die fremdartige Blüthe dieses Talents gleichsam unter die Lupe, um sie sorgfältig zu untersuchen, und die Kritik in allen Gestalten legte ihren Maßstab an diese geniale Künstlererscheinung. Eine ganze Literatur von Flugschriften entstand über

Paganini's Bogenführung, über seinen Ton und Vortrag. Seine Landsleute hatten nur gejubelt über jene spielende Ausführung aller der außerordentlichen Schwierigkeiten, über die eigenthümliche Süßigkeit des Klanges, die langathmigen Pizzicatotriller und die berückenden Flageolettöne, in Deutschland und Frankreich bemühte man sich zunächst klar zu werden über den frappirenden Unterschied des Paganinischen Spiels, im Vergleich zu dem Spiel anderer berühmter Meister und fand ihn:

1. In der eigenen Stimmung seines Instrumentes.

2. In der ganz eigenthümlichen Bogenführung.

3. In dem Aufsetzen der Finger der linken Hand in cantabeln Sätzen.

4. In der häufigen Anwendung des Flageolets.

5. In der Idee, mit der Violine zu gleicher Zeit eine Mandoline, Harfe oder ein ähnliches Instrument zu verbinden, wodurch man zwei verschiedene Künstler zu hören glaubte u. s. w.

In Rom drängten sich, während Paganini's längerer unfreiwilliger Villeggiatura, auch viele Schüler zu ihm und noch mehr schöne Schülerinnen, selbst aus den höchsten Ständen. Es wurde plötzlich hohe Mode in gewissen exclusiven Kreisen, die Violine zu spielen. Elegante Equipagen holten den Künstler ab, um ihn zu den Treppenstufen jener vornehmen Paläste zu führen, deren Bewohnerinnen den Mann des Tages mit Ungeduld zu erwarten pflegten.

Ueber Marmortreppen, vorbei an Blumen und Statuen ging der Weg durch mächtige Säle, mit allem Luxus des Reichthums und Geschmacks ausgestattet, bis zu einem versteckten Boudoir, dessen Fenster auf einen schattigen Garten und kühlen Springbrunnen schauten. Die schweren Sammetumhänge der Thüren theilten sich, wie ein dunkler Schatten glitt Nicolo Paganini über die Schwelle. Eine Frauengestalt, umwogt von Atlas und Spitzen, trat ihm entgegen, blendende Schultern tauchten vor ihm auf, lächelnde Lippen grüßten ihn, weiße Hände streckten sich nach ihm aus. Die berauschende Atmosphäre vornehmer Schönheit war es, die ihn nun umfing. Aus einem mit Gold und Perlmutter verzierten Kasten wurde die kostbare Geige der Schülerin genommen, auf dem kunstvoll geschnitzten Jacaranda-Notenpult lagen die Musikalien. Das eigentliche Spielen und Lehren war wohl hier Nebensache, es ließ sich ja so reizend über tausend Dinge plaudern, es war so interessant, den gefeierten Mann ungestört vor sich zu sehen und die geniale düstere Stirn zu beobachten, wenn die Schatten finsterer Gedanken über sie hinglitten. Ob wohl Nicolo Paganini in dieser Umgebung und solcher Schülerin gegenüber hin und wieder an jenes kleine Stübchen in Mailand dachte, wo vor Jahren seine erste Schülerin, die junge Catterina Caleago, in ihrem ärmlichen Kleidchen auf der Fensterbank kauerte, von ihren eifrigen Studien ausruhend und ihn mit Apfelsinenschalen warf in neckischem Uebermuth. Sah er sie auftauchen in ihrer frischen Schönheit, die für ihn allein erblüht war? Fühlte er ihren warmen Athem an seiner Wange hinwehen wie damals, wenn er sie zur Strafe umschlang und wie ein Kind auf seinen Armen emporhob. Hörte er ihr fröhliches Lachen und ihre süßen Schmeichelwörtchen? Schwebte in dem Boudoir der stolzen vornehmen Frauen das Bild jener Tochter aus dem Volke vorüber, mit der er das kurze Fest des schönsten Lenzes feierte? — Chi lo sa?!

Von Rom ging Paganini in langsamen Concertreisen nach Mailand, dann 1824 wieder nach Venedig und endlich nach Neapel. Ueberall empfing und begleitete ihn derselbe glühende Enthusiasmus für sein Spiel. Wo er erschien, gruppirten sich bedeutende Menschen um ihn aus allen Schichten der Gesellschaft, seine eigenartige Persönlichkeit sowie die Macht seiner Geige zogen Dichter und Künstler, Gelehrte und Frauen immer und überall in seine Nähe. Eine ganze Reihe mehr oder weniger interessanter Gestalten wäre vorzuführen aus der Zeit jener Wanderjahre Paganini's. Die Dichter Ugo Foscolo und Vincenzo Monti feierten ihn, der Fürst Metternich, der ihm in Rom begegnete, erwies ihm die liebenswürdigsten Aufmerksamkeiten und lud ihn dringend nach Wien ein, der berühmte Gesangmeister Gordigiani schwärmte für ihn, der geistvolle Advocat Luigi Germi in Genua liebte ihn väterlich. „Unter meine besten Freunde," erzählt Paganini selber, „zählte

ich den Marschall Pino, den Senator Fasta und den gewandtesten Theaterpoeten Italiens, Felice Romani, der für Rossini und Morlacchi Textbücher schrieb." Der berühmte französische Maler Lorine, damals in Neapel lebend, malte sein Porträt und der vielgefeierte Verfasser des Prachtwerkes über die Kriege der Italiener in Spanien, der Oberst von Vacani erklärte sich bei jeder Gelegenheit für seinen größten Bewunderer und überschüttete ihn mit Beweisen seiner Freundschaft. Die Sängerinnen Malanotto und Marcollini, die reizende Pallazessi und Pallerini erboten sich, in seinen Concerten zu singen, aber jene kleine Figurantin aus Venedig, Antonia Bianchi, trug den Sieg davon, seit sie wieder vor ihm erschienen war, und ihre Eifersucht wachte mit Argusaugen über den geliebten Mann. Mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit hing Nicolo Paganini an dem Knaben, den seine Gefährtin ihm geboren, wie er denn überhaupt stets sich als ein großer Freund der Kinder zeigte und sie in der liebenswürdigsten Weise zu unterhalten verstand. Es hatte aber gradezu etwas Rührendes, den Allgefeierten mit dem kleinen Achillino spielen zu sehen, wie er den Kinderhänden gestattete, ihn zu zerzausen und wie er dem kleinen Tyrannen gegenüber als demüthiger Sclave erschien.

„Zum Todtlachen war es," erzählt ein Augenzeuge, „Paganini in Pantoffeln mit seinem Sohne fechten zu sehen, der ihm nicht an die Knie reichte. Bisweilen gerieth der Kleine in Wuth und zog auf den Vater seinen Säbel. Paganini wich immer mehr zurück mit dem Rufe: ‚genug, genug, angelo mio, — ich bin schon verwundet.' Achellino aber gab sich nicht eher zufrieden, als bis der riesenhafte Gegner wirklich wankte und besiegt auf das Bett stürzte."

Ein Freund erzählt ferner in Bezug auf das Verhältniß des Vaters zu dem Kinde:

„Ich besuchte Paganini in seiner Wohnung, um ihn zum Essen abzuholen. Alles war bei ihm in gewöhnlicher Unordnung; hier lag eine Geige, dort eine andere, eine Dose auf dem Bett, die zweite unter dem Spielzeug seines Sohnes. Musikalien, Geld, Mütze, Briefe, Uhren, Stiefel, waren bunt durch einander geworfen, die Sessel, Tische, ja sogar das Bett von ihrem eigentlichen Platze verrückt; er selbst befand sich als Mittelpunkt in diesem Chaos. Die schwarzseidene Schlafmütze bedeckte seine noch schwärzeren Haare, eine gelbe Halsbinde war nur leicht um den Hals geschlungen, eine lange chocoladenfarbene Jacke hing ihm — um eine Welt zu weit — um seine Schultern. Auf seinen Knien hielt er sein zweijähriges Söhnchen, das sehr übel gelaunt war, weil es sich eben die Hände waschen lassen mußte.

„Wie viel Liebe und Geduld zeigt sich in diesem Manne! Der Knabe ist oft unruhig, doch er geräth darüber nie in Eifer, sondern äußerte nur dann und wann: ‚Das arme Kind ist erschöpft — ich weiß nicht mehr, was ich mit ihm anfangen soll, seine Mutter und ich haben zu viel mit ihm gespielt. Ich habe den ganzen Morgen mit ihm gefochten, Antonia ist ausgefahren — dann trug ich ihn herum, machte ihm Chocolade — doch jetzt weiß ich mir nicht mehr zu helfen.'

„Aber der Kleine wurde plötzlich heiter und ließ sich ohne allzu großes Sträuben von seiner Wärterin nehmen. Dann sah er zu, wie der Papa Toilette zu machen versuchte. Ja, in der That nur versuchte, denn wo waren schwarze Binde, Stiefel und die übrigen Toilettengegenstände zu finden? Eine allerliebste Scene entwickelte sich nun.

„‚Wo hast du meine Sachen hingethan, Schelm?' sagte der Vater. Der Sohn schüttelte lachend das Köpfchen und bewegte vergnügt die Händchen hin und her.

„Nach langem Suchen waren die Stiefel entdeckt, unter dem Kopfkissen, die Halsbinde steckte im Stiefel, die Weste in der Schublade des Tisches. Das silberne Lachen des Kindes begleitete jede neue Entdeckung. Dann nahmen Vater und Sohn den zärtlichsten Abschied, nachdem Paganini zuvor sein Kleinod in die Zimmer seiner Mutter geleitet hatte."

Zu den Gewohnheiten Paganini's gehörte es auch, überall nur die Zimmerthür abzuschließen, im Uebrigen aber alle seine nach und nach während der Wanderjahre gesammelten Pretiosen, sowie sein Geld und seine Geigen offen umherstehen zu lassen, in echter Künstlersorglosigkeit.

Bis zum Jahre 1827 hatte der berühmte Geiger sein Vaterland noch nicht verlassen, trotz aller lockenden Anerbietungen von

Paris und London. In Deutschland war es im Grunde nur Wien, wohin es ihn zog, es war nämlich sein heimlicher, brennender Wunsch, den Musiker persönlich kennen zu lernen, den er in der tiefsten Tiefe seiner Seele fast abgöttisch verehrte: Ludwig van Beethoven. „Ich hatte mir," erzählte Paganini selber, „vorgenommen, gleich nach meiner Ankunft in Wien diesen Heros zu bitten, ein Concert für mich zu componiren, mit einem Sturm — sein allzufrüher Tod vereitelte jedoch diesen schönen Plan."

Ludwig van Beethoven schloß seine Augen am 26. März 1827 und erst im folgenden Jahre, am 10. März, betrat Paganini den deutschen Boden.

Die Wiener Zeitschrift für Kunst und Literatur verkündete ihren Lesern dies Ereigniß mit folgenden Worten:

„Am 16. März traf in unserer Kaiserstadt Italiens berühmtester Violinspieler, der Ritter Nicolaus Paganini ein; der Ruf, der Herrn Paganini vorausgeht, die wirklich seltene Kühnheit und Gewandtheit seines Spiels, welche in Italien zum Sprichwort geworden sind und die Bewunderung aller Künstler und Kunstfreunde erregten, lassen einen hohen und seltenen Genuß in den Productionen des Herrn Paganini erwarten."

Die sorglosen Wanderjahre im Vaterlande waren nun vorüber, der „Meister" sollte jetzt die große Probe seiner Meisterschaft vor ganz Europa ablegen.

(Schluß folgt.)

Das Kunsthandwerk.*

Es ist eine oft bedauerte, aber darum nicht minder wahre Thatsache, daß die leidige Mode, wie sie sich in den letzten fünfzig Jahren geltend gemacht und zur Herrscherin auf dem Gebiete der Kleidung und Wohnungseinrichtung aufgeschwungen hat, der Entwicklung eines besonderen Stiles in den Formen unserer Kleidungsstücke und Hausgeräthe hinderlich gewesen ist, und daß auch vorläufig wenig Anzeichen vorhanden sind, die eine Aenderung dieses Verhältnisses andeuten. Ohne Zweifel würde es eine dankbare und culturhistorisch interessante Aufgabe sein, die Grundursachen hervorzusuchen, welche diese merkwürdige Erscheinung veranlassen, aber dazu gehört dann auch eine eingehende Betrachtung der Umstände, die das allmälige Verschwinden der Volkstrachten bewirken und welche unsere Frauen dahin gebracht haben, sich nach Mustern zu kleiden, die in den Köpfen oberflächlicher und launenhafter Vertreterinnen der gewöhnlichsten Genußsucht entsprungen sind. Unsere Moden sind nicht mehr der Ausdruck eines bestimmten Zeitgeistes, der sich auch in den äußeren Formen der Kleider und Hausgeräthe zu erkennen giebt. Ohne Zweifel hängt damit zusammen, daß die Männerkleidung kaum bemerkbare Veränderungen mehr erleidet, da der männliche Charakter im Ganzen denn doch weniger geneigt ist, sich den grillenhaften Neuerungen zu fügen, welche nur danach streben, das Vorhandene um jeden Preis, sei es auch auf Kosten des letzten Restes von Geschmack, zu überbieten. Wohl mag auch die geringe Dauerhaftigkeit der Stoffe, das Bedürfniß nach raschem Verbrauch, welches durch unsere industriellen Verhältnisse hervorgerufen wird, das Seinige dazu beitragen, um neue Formen gewaltsam zu erzeugen; da aber Alles, was auf diese Weise ins Leben tritt, unfähig ist, einen selbständigen Charakter zu behaupten, so müssen wir uns eben darin finden, daß wir in einer Zeit der Stillosigkeit und der vollständigen Anarchie im Reiche des Geschmackes leben, weshalb wir genöthigt sind, in frühere Perioden zurückzugreifen, wenn wir uns den Genuß verschaffen wollen, die bildende Kunst in ihrer Anwendung auf das praktische Leben nicht nur bruchstückweise in Kunstsammlungen und Museen zu bewundern, sondern sie an und um uns lebendig werden zu sehen.

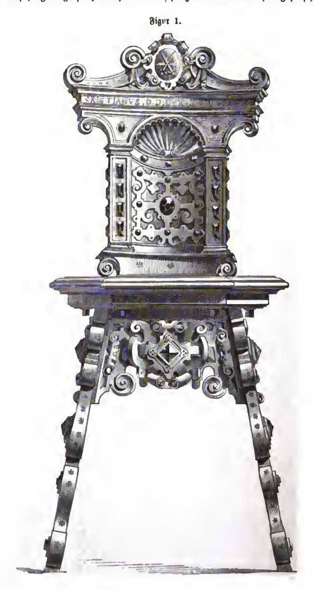
Was die Kleidung betrifft, so würde es allerdings ein vergeblicher Versuch sein, den Stil früherer Epochen anzuwenden, denn man kleidet sich nicht nur für sich und das Haus, sondern auch für das

* Das Kunsthandwerk. Sammlung mustergültiger kunstgewerblicher Gegenstände aller Zeiten. Herausgegeben von B. Bucher und A. Gnauth. Stuttgart, W. Spemann.

große Publicum der Straße, und da würde es sehr gewagt sein, durch ein ver-

oder bei großartigen Maskenfesten, wie sie zuweilen die Künstlergesellschaften ver-

Figur 1.



einzeltes Abgehen von der allgemeinen Mode Duldung oder gar Anerkennung zu erwarten. Höchstens auf Maskeraden

anstalten und neuerdings die Kronprinzessin des deutschen Reiches an ihrem Hofe ins Leben gerufen hat, kann der Versuch



Figur 2.

gemacht werden, den Stil früherer Zeiten in Hinsicht auf Trachten wieder zu erwecken. Anders ist es in Bezug auf die Wohnungs- stellen, so lassen sich doch einzelne Räumlichkeiten vollkommen nach den Mustern einrichten, die man theils aus den einzel-

Figur 3.



einrichtung, und wenn es auch hier der Dienstboten und Lebensgewohnheiten wegen nicht gut thunlich ist, die gesammte Einrichtung eines Hauses in dem charakteristischen Stil irgend einer Zeit herzu- nen in Museen befindlichen Gegenständen zusammensetzen kann oder auch in fürstlichen Schlössern und alten Patricierhäusern in ihrer Gesammtheit noch vorfindet.

Aus den uns vorliegenden Lieferungen

eines „Das Kunsthandwerk“ betitelten periodischen Werkes geben wir einige der kleineren Abbildungen, wie sie unserem Format entsprechen. Fig. 1 ist ein Stuhl, der sich im königl. historischen Museum in Dresden befindet. Zur Zeit des Kurfürsten Christian I., 1586 bis 1591, waren in einem Saale des Dresdener Residenzschlosses zwei große Trinktische aufgestellt, die man Helikon und Parnaß nannte. Zu diesen gehörten 24 Stück von schwarz gebeiztem Birnbaumholz gefertigte, mit kunstvoller Schnitzerei im Stile deutscher Frührenaissance gezierte Stühle, von denen einer hier von der Vorderseite abgebildet ist. Der Sitz besteht aus einer achteckigen Platte von Zöblitzer Serpentinstein mit schwarz eingelassener Arabeske.


Figur 4.



Ein außerordentlich zierlicher und stilvoll behandelter Dreifuß zur Aufnahme des Waschgeräthes, angeblich aus Ferrara stammend, ist in Fig. 2 abgebildet. Schale und Kanne sind fränkische Fayence aus dem 17. Jahrhundert.

Wenn wir bei dieser Gelegenheit auf die Bestrebungen hindeuten, welche der Herzog von Meiningen an seinem Hoftheater zur Geltung bringt, so geschieht dies gewiß nicht ohne Berechtigung. Worin liegt der Zauber, den die Darstellungen der Meininger Hoftheater-Gesellschaft ausüben? Nicht in der ungewöhnlichen Vollendung der dramatischen Darstellung, sondern hauptsächlich in der stilvollen Ausstattung der Stücke. Nicht nur die Costüme und Decorationen, sondern auch die

Hausgeräthe, Waffen und Schmuckgegenstände sind mit möglichster Genauigkeit den vorhandenen Mustern nachgebildet damit der Bühnenkunst ein großes Feld belehrender und auf gebildete Geister wohlthuender Wirksamkeit eröffnet wird.

Figur 5 bis 7.



und mit ungewöhnlich hoch entwickeltem Sinn für die historische Richtigkeit angewendet. Es kann keine Frage sein, daß

Gegenüber einem so ernsten Streben werden die albernen Toilettenkunststücke gedankenloser Schauspieler und Schauspiele-

rinnen in den Hintergrund gedrängt und der Bühne ein neues Ziel wahrhaft künstlerischen Wirkens eröffnet.

Wer Gelegenheit gehabt hat, die Darstellung des „Fiesco“ durch das Meininger Hoftheaterpersonal zu sehen, wird sich des vielbesprochenen Bechers entsinnen, worin der Gräfin Imperiali die Chocolade servirt wird. Die beifolgende Fig. 3 stellt das Original dieser Gattung von Bechern vor; dasselbe befindet sich im königlich baierischen Nationalmuseum zu München und stammt aus dem Ende des 16. Jahrhunderts.

In demselben Museum befindet sich auch die in Fig. 4. abgebildete silberne Kanne mit aufgelegten deutschen Silbermünzen.

Gleichsam als eine Gegenwirkung zu der Haltlosigkeit in der gegenwärtigen Mode hat in den Kreisen der gebildeten Welt das Bestreben um sich gegriffen, die Kenntniß stilvoller Formen aus vergangenen Zeiten zu cultiviren. Als eine der schönsten Errungenschaften in dieser Richtung darf man die in monatlichen Lieferungen unter dem Titel „Das Kunsthandwerk“ im Verlage von W. Spemann in Stuttgart erscheinende, bereits erwähnte Zeitschrift bezeichnen, die von B. Bucher und A. Gnauth redigirt wird.

Mit wirklich großartiger Vorsicht sind darin die darzustellenden Gegenstände aus den berühmtesten Museen und Werken ausgewählt und wird Manches, was sich im Privatbesitze befindet, der Oeffentlichkeit vermittelt. Dabei ist die größte Mannigfaltigkeit angestrebt, und die Abbildungen sind sämmtlich in vorzüglicher Weise ausgeführt. Die Erklärungen, welche auf den einzelnen Blättern gegeben werden, reichen vollständig aus und beschränken sich doch nur auf das Nothwendigste.

In den Figuren 5 bis 7 geben wir noch einige Proben venetianischer Gläser in ihren theils einfach edlen, theils phantastisch reich bewegten Formen.

Da die Theilnahme des kunstverständigen Publicums von Anfang an dem schönen Unternehmen sich zuwendete, so ist demselben eine erfreuliche Fortentwicklung gesichert, und man darf bei der Unerschöpflichkeit des vorhandenen Materials noch auf eine Reihe der interessantesten Leistungen hoffen. Wir besitzen in diesem Werk ein vorzügliches Mittel, um dem Studium des Kunsthandwerks immer weitere Verbreitung zu geben, und man wird bald einsehen lernen, daß gar kein übermäßig großer Geldaufwand dazu gehört, um sich von der tyrannischen Macht der Mode zu befreien und dem durch Kunstverstand geläuterten Geschmack in der häuslichen Einrichtung zu huldigen, also den Gegenständen, mit denen man sich umgiebt, einen einheitlichen Charakter zu verleihen. Nach und nach, je nachdem der Sinn für stilvolle Ausschmückung gefördert wird, werden sich die Anhänger dieser Richtung vermehren, und erst dann, wenn mit Hülfe der verständnißvollen Anwendung von Erzeugnissen der schöpferischen Production aus früheren Zeiten die Mode siegreich bekämpft ist, entwickeln sich wohl auch neue Formen, denen dann die größte Popularität eigen sein wird, denn unsere Zeit steht doch wahrlich in Bezug auf den Umschwung der Anschauungen nicht hinter jenen Perioden zurück, welche der Renaissance oder dem Rococo den Ursprung gaben. Vorläufig handelt es sich darum, aufklärend und bildend in dieser Hinsicht zu wirken, strebsamen Handwerkern das Material in die Hände zu geben, durch welches sie erkennen, daß der Stoff durch stilvolle Form geadelt und so die Arbeit zum Kunstwerk erhoben wird, und ferner auf den Geschmack des Publicums Einfluß zu gewinnen, um die Keime, welche gewiß vielfach vorhanden sind, zu wecken und das Verständniß für wahre Kunstformen zur Blüthe zu bringen. In allen diesen Richtungen ist die erwähnte Zeitschrift, „Das Kunsthandwerk“, dem die hier beigegebenen Illustrationen entnommen sind, wahrhaft bahnbrechend und verdient daher die nachdrücklichste Empfehlung.

Literarisches.

Gedichte von Giuseppe Giusti. Deutsch von Paul Heyse. Mit einem Anhang: Vittorio Alfieri als Satiriker und Vicenzo Monti. Berlin, A. Hofmann u. Comp.

Wer schon Um- und Ueberzüge gemacht hat, von Haus zu Haus, von Stadt zu Stadt, der weiß, daß dies ein mißliches Ding ist. Aengstlich öffnet man die Verschläge: „Was wird da

wieder nicht Alles zerbrochen, beschädigt, verstümmelt sein?" Die Angst wächst mit dem Werth und der Zierlichkeit der Objecte. So geht es uns bei den Uebersetzungen von Werken der Dichtung, deren Original uns vertraut und lieb und werth ist. Wir wissen, man kann die Landesgrenze zwischen zwei Sprachen nicht passiren, ohne der neuen Niederlassungsgemeinde ein oder das andere Opfer zu bringen. Auch wenn wir das größte Vertrauen in die Treue und Geschicklichkeit des poetischen Frachtführers setzen, so öffnen wir doch die Uebersetzung immer nur mit der bangen Frage auf den Lippen: „Was wird da nicht wieder Alles ruinirt sein!" Und die Angst ist auch hier um so größer, je werthvoller und unnachahmlicher, je graziöser und unersetzbarer das Original ist. Letzteres ist nun in hohem Grade bei den politischen Satiren der Fall, mit welchen Giusti seine italienische Nation mehr als irgend ein Anderer aus den schweren Träumen der unter schwarzgelber Fremdherrschaft stehenden Vielstaaterei wach gesungen hat. Giusti verschmäht den monotonen Classicismus und liebt es, der toscanischen Volkssprache, der reichsten und schönsten unter den italienischen Mundarten, ihre Eigenthümlichkeiten zu entlehnen, auch wenn dieselben noch nicht in die Schriftsprache recipirt sind. Dabei sind seine Verse epigrammatisch zugespitzt — jede Zeile ein Pfeil mit verwundender Spitze. Kein Wort zu viel. Ueberall scharfe Antithesen, witzige Vergleiche, pointirte Wendungen, zahllose Anspielungen auf politische und gesellschaftliche Zustände und Personen. In Allem das directe Gegentheil unserer unklaren, phrasenreichen, ziel- und zwecklosen „politischen Dichter" von ehedem, welche die Kreuze aus der Erde reißen wollten, um sie in Schwerter zu verwandeln, aber auch nicht die entfernteste Ahnung davon hatten, was sie mit diesen Schwertern zu machen gedachten. Auch mit Beranger und Genossen hat der heißblütige und schneidige Italiener wenig Aehnlichkeit. Ihm fehlt jenes Element zwar liebenswürdiger, aber doch immerhin etwas liederlicher Bummelei, welche dem französischen Chansonnier eigenthümlich ist. Giusti ist auch als Dichter strenger Realist und unterscheidet sich dadurch von Herwegh und von unseren anderen deutschen Idealisten, deren Ideale in Essiggährung übergingen, als der Augenblick kam, wo sie in den reifen edlen Wein der That übergehen sollten. Er ist schneidiger Satiriker und unterscheidet sich dadurch von Beranger, welcher über den König von Yvetot, über die Minister, über den Polizeicommissär, über seine Lisette, kurz über Alles lachte und zuletzt und nicht am wenigsten auch über sich selber. Er nimmt in der That unter den politischen Dichtern, welche Europa im 19. Jahrhundert aufzuweisen hat, eine der ersten und unter den Satirikern wohl die erste Stelle ein.

Und wenn es uns nun erlaubt ist, auf die eingangs geäußerte Angst vor dem „Tradutore-traditore" zurückzukommen, so müssen wir gestehen, daß uns noch Niemand so angenehm enttäuscht hat als hier Paul Heyse. Vielleicht kann man darüber streiten, ob Giuseppe Giusti überhaupt übersetzbar ist. Sobald man aber diese Frage bejaht hat, werden die des Italienischen Kundigen bald darüber einig sein: es kann ihn Niemand besser übersetzen, als es Paul Heyse gethan hat. In Betreff Heyse's hoher Begabung und Formgewandtheit herrscht nirgends ein Zweifel. Die außerordentliche Sorgfalt aber, womit er verfährt, ist für jeden Kenner leicht ersichtlich. Weicht er einmal von dem Original ab, oder ist irgend eine Wendung nicht wiederzugeben, so erstattet er darüber mit philologischer Gewissenhaftigkeit Rechenschaft. Auch manche sachliche Erläuterung haben wir ihm zu danken.

Paul Heyse hat sich um beide Nationen ein großes Verdienst erworben, indem er den Deutschen, welche des Italienischen gar nicht oder nicht genügend kundig sind, gleichwohl aber eine lebhafte Sympathie empfinden für diese Nation, welche viele Culturinteressen mit uns gemein hat, in so unübertrefflicher Weise die Kenntniß eines Dichters vermittelt, der nicht nur an und für sich auf dem italienischen Parnaß eine hervorragende Stellung einnimmt, sondern auch zur politischen und nationalen Wiedergeburt seines schönen, aber lange Zeit unglücklichen Landes so Erkleckliches und Dankenswerthes gethan hat.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 39 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 231.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

December 1875.



Vom alten Proteus.

Eine Hochsommergeschichte

von

Wilhelm Raabe.

I.

Wie machen wir's nun, um unserem Leser recht glaubwürdig zu erscheinen?

Da liegt die Studirstube des Philosophen, die Kinderstube des Dichters, das Schloß des Königs. Daran grenzt die Gasse, der Markt oder der Garten. Dahinter dehnt sich die Stadt oder der Stadtpark aus. Es folgen einzelne Häuser: in dem einen prügelt ein Mann seine Frau; doch ein Haus weiter stirbt eine Frau, und der Mann hat sich in Verzweiflung über das Bett seines Weibes geworfen. Es folgt das Feld — ein Wald — eine Eisenbahnlinie — eine Landstraße, auf der ein einsamer Hund trabt, der seinen Herrn verloren hat. Wieder Felder und Dörfer — das Meer — die Insel — die Gegend, die im Sonnenschein liegt, und jene, über welche der Regensturm fährt. Nächtliches Urwalddickicht mit einer Mohrenschlacht bei Fackelbeleuchtung. Ein Sumpf im haushohen Schilf und eine trinkende Elephantenheerde — die Wüste — wieder die See und so weiter, so weiter — rundum! Eisenbahnstation X. X. „Ein Billet nach Hause!" Das Schloß des Königs, die Kinderstube des Poeten, die Studirstube des Weltweisen und drin — ein Mann, der da denkt, seine Welt sei die Welt, der da meint, seine Erlebnisse, Gefühle, Hoffnungen, Pläne, Vorsätze für —

Nein, es geht wirklich und wahrhaftig

so nicht! Versuchen wir es auf eine andere Weise. — —

Das ist Athen! Athen, wie es vielleicht in Sebastian Münster's Chronik aussehen könnte. Da fließt der Ilissus, dort der Cephissus; dort erhebt sich die Akropolis, und König ist — Theseus, der Sohn des Aegeus und der Aethra. Und in vier Tagen ist Neumond, und dann wird Hochzeit gefeiert zu Athen. Hippolyta, die Königin der Amazonen, ist die Braut.

Noch vier Nächte, dann wird man mit allen Kirchenglocken läuten in Athen. Squenz, Schnock, Zettel, Flaut, Schnauz und Schlucker haben schon längst ihre Festtagswämmser ausgebürstet und abgeklopft und gehen mit großen Dingen schwanger. Wie werden die Karthaunen von der Burg donnern, wie werden die Hoboen, Zinken, Hörner und Trompeten schmettern und klingen!

A long, a lively flourish! Trumpets, Sennet and Cornets! Und sie kommen in ritterlichen Barrets, das Schwert an der Seite — sie kommen in steifen Halskrausen, im Reifrock der Königin Elisabeth; — sie kommen aber auch auf dem Mondenstrahl, auf dem Westwinde reitend — sie wachen auf in den Glockenblumen im Walde, sie gleiten um Mitternacht hernieder vom Baum an dem Faden, an dem die grüne Raupe am Mittag sich niederließ.

„Ohne die Mendelssohn'sche Musik wäre das verrückte Zeug heute doch nicht mehr auszuhalten," sagt das Publicum, d. h. fünf Sechstel des Publicums, und sie haben sich noch eine schöne Redensart dafür und für sonst dergleichen Kunstgenüsse zurecht gemacht.

„Auf den Zopf beißen wir nicht mehr an!" sagen sie, und nachher — frage dann mal Einer:

„Sollte es so gehen; oder müssen wir es auf eine dritte Art versuchen?"

Nun, da und dort unter der Menge sitzt doch Einer oder Eine (manchmal sogar ein alter Herr, eine alte Frau, eine alte Jungfer!), die haben sich mit einem Male, ohne selber zu wissen, wie's zuging, mit Lysander und Hermia, mit Demetrius und Helena im Walde vor dem Thor von Athen verloren.

„Es geht doch so!" — Die Gaslichter erbleichen, es weht ein kühler Mondscheinhauch her, der Thau blitzt auf dem Grase, und seltsame Funken schwirren durch die Luft. Der Mendelssohn ist auch Schuld daran, aber doch nicht allein; es ist noch eine Musik, mit der Blech, Schafdärme und Geigenholz nichts zu schaffen haben — hörst du sie, liebe Kleine, dort oben auf der dritten Galerie? — —

An den Stamm einer Buche gelehnt steht ein Mann in seltsam edlem Faltengewande und blickt lächelnd verständnißvoll in den Feentanz von Windsorforst. Es ist einer der letzten Stämme des Waldes, auf den er die Hand stützt; man sieht weit hinaus über die blaunebelige Mondscheinwiese, wenn man sich wendet. Und der Mann im Chiton und Himation wendet sich und winkt schalkhaft zurück und schreitet über die Wiese — des Philippos Sohn Aristophanes. Den Piräus sieht man nicht; aber die weiße Burg von Athen leuchtet aus der Ferne, und Zettel hat das Wort:

„Wenn sie dächten, ich käme hierher als ein Löwe, so dauerte mich nur meine Haut. Nein, ich bin nichts dergleichen; ich bin ein Mensch wie Andere auch: — und dann laßt ihn nur seinen Namen nennen und ihnen rund heraus sagen, daß er Schnock, der Schreiner, ist."

Wirklich und wahrhaftig, es geht! — —

O, man muß nur bei gescheidten Leuten anfragen, um zu erfahren, wie etwas zu machen ist!

* * *

In einem großen Walde hatte sich in Tagen, die der Leser sich nach Belieben nahe oder fern denken kann, ein Einsiedler niedergelassen und festgesetzt. Keiner von der Sorte, die in den Geschichten vorkommt, über welche Jean de Lafontaine sein Tirée de l'Arioste, sein Nouvelle tirée des cent nouvelles nouvelles, sein Tirée des contes de la reine de Navarre oder gar sein Tirée de Boccace schrieb, sondern ein braver, ein wirklicher, ein ordentlicher — kurz ein Einsiedler von jener geistigen Reinlichkeit und Reinheit, die unsere Frauen, Tanten und Kinder unbedingt von ihm erwarten, wenn er in

ihren Romanen und Bilderfibeln auftritt. Wie es mit seiner körperlichen Reinlichkeit beschaffen war, bleibe einer späteren Erörterung vorbehalten; ein braves deutsches Herz und Weib sieht seinen Einsiedlern da gottlob schon etwas nach und läßt einen wohlmeinenden Autor nicht mit seinem Eremiten stehen, nachdem es ihnen den Rücken gewendet hat. Dagegen aber stellt es auf der Stelle die Frage:

„Ja, aber lieber Gott, wie kommt denn der Mann dazu, ein Eremit zu werden und eine Einsiedelei zu stiften? Weshalb heirathete er nicht und gründete einen Hausstand?"

Worauf der Autor seinem Klausner, seinem Waldbruder, seinem Einödler zärtlich auf die Schulter klopft, ihn einen Schritt weiter vorführt und antwortet:

„Liebe Seele, das ist ja gerade die Geschichte!"

Und nun, wenn Jemand es besser versteht, auf Deutsch ein Ding am rechten Zipfel anzufassen, so thue er's: ich kann's nicht besser. — —

In einem großen Walde also, nicht allzu fern von einer großen Stadt, wohnte ein sonderbarer Mensch, von dem so ziemlich die ganze Stadt gehört hatte, wenngleich nur Wenige ihn persönlich kannten. Wie alle in germanischen Historien auftretende Einsiedler trug dieser Waldbruder natürlich einen langen, ehrwürdigen, grauen Bart und eine ebenfalls lange, ehrwürdige, graue Kutte, die er mit einem Strick, weniger der Eleganz als der Bequemlichkeit wegen, um die Hüften zusammenzog und hielt.

„Der Mensch muß vor allen Dingen den Magen warm halten, vorzüglich bei einer Kost wie die meinige," pflegte er zu sagen, und im Winter kleidete er sich aus ähnlichen Gründen wärmer, d. h. er richtete sich nach seinem Wetterglase und zog zwei, drei, ja vier Kutten über einander und setzte eine Pelzmütze auf. Dann glich er dem Weihnachtsmann wie ein Ei dem anderen und konnte in jeder Kinderstube als solcher auftreten. Ohne ihm schmeicheln zu wollen, mit seinem Sack auf der Schulter und seinem langen, ehrwürdigen Stabe in der Hand genügte er für die Festtagswundergefühle von Groß und Klein; und wer ihm im Walde begegnete, sprach noch lange Zeit nachher zu Hause von ihm und meistens gut. Nur die Wenigsten hielten ihn für einen neuverkleideten Kinderfänger von Hameln oder sonstigen Seelenkäufer oder Verkäufer.

Mit einer Gelassenheit, die an Stupidität grenzte, nahm er jeden Tag, jedes Wetter und jeden Menschen hin. Sein Name war Constantius; ob er aber einmal anders geheißen hatte, werden wir später erfahren. Daß man jetzt Alles auf einmal wissen will, treibt uns keinen Zoll breit Weges vorwärts, und wir haben uns fest vorgenommen, uns in diesem Falle gleichfalls Constantius zu nennen und eine an die Gelassenheit unseres Helden erinnernde Stupidität zu entwickeln. Nachdem wir dieses constatirt haben, stellen wir ihn, unseren Bruder im Leiden dieser Welt, bei Seite, nachdem wir ihn eingeführt haben, und sagen ein weniges mehr von der Stadt, deren Thürme von den letzten Bäumen seines Waldes aus zu erblicken waren.

Was nun diese Stadt anbetrifft, so war sie voll von allerlei Volk, vom König abwärts bis zum Bettelmann und von der Königin bis zu der Bettlerin. Schlösser, Kirchen, Museen, Spitäler, Gefängnisse, Schulen, Häuser, Hütten, Dachkammern und Kellerwohnungen mangelten ihr nicht. Die höchste derzeitige Bildung und die tiefste allzeitige Unbildung waren in ihr vertreten; ebenso die höchste derzeitige Eleganz und Reinlichkeit und die tiefste allzeitige Versunkenheit im und Unabgelöstheit vom Erdenstoff. Leben und Tod wechselten in ihr, und wie überall und immer wollte Niemand in ihr beim Pech und Unglück des Nachbars an das alte mea agitur fabula, „ganz meine Geschichte!" glauben. Aber ein Jeglicher suchte im eigenen Elend nach altgebrachter Weise nach Trost und Beruhigung und zwar seltener bei sich selber als bei den Anderen; und wie gewöhnlich war denn der Trost auch danach.

War der Mensch gesund und vergnügt, so sagte er:

„Es ist doch die beste Welt."

Begegnete seinem Bekannten und guten Freunde eine Unannehmlichkeit, so tröstete er sich mit den Worten:

„Es ist eben eine curiose Welt; und wir haben sie nicht gemacht."

Gerieth er selber in Verdruß, so fand

er ein tertium comparationis, das freilich sehr ins Aschgraue oder gar Schwarze spielte. Eine Lieblingsredensart von ihm war in diesen Fällen:

„Das kann doch nur mir passiren!"

Daß er sich dabei ungemein überhob und viel zu viel Werth auf sich selber legte, merkte er natürlich durchaus nicht. Derer, die sich mit Humor caput gehen sahen und ließen, waren Wenige und im Grunde die Einzigen, welche nicht in die allgemeine große Familie paßten.

„In welche allgemeine große Familie?"

Die der Piepenschnieder, schöne und gute Frau! Wer sucht nicht hineinzukommen, und wenn er hineinheirathen müßte?! — —

Es will Alles in dieser Welt nach seiner Natur behandelt werden; das Feuer im Ofen und das Wasser, wie es den Berg hinunterläuft. Wer sich darauf versteht, der versteht sich auch darauf, mit Menschen umzugehen, und verdirbt sich nur selten durch Hast und Ungeduld sein Spiel. Hier fassen wir die praktischen Leute, die wirklichen Philosophen in der Stadt, die sich jedoch für den zweiten Titel recht höflich bedankten und ihn kurz von sich wiesen. Diejenigen Leute, welche ihre Betrachtungen über solche Dinge zu Papier brachten, nannten sich dagegen selber Philosophen und hatten ihr Behagen an der Bezeichnung: es war sehr häufig das einzige Behagen, das sie für ihre Bemühungen hinnahmen. Wenn es ihnen gelang, eine bestimmte Reihenfolge und Ordnung in ihren Observationen innezuhalten, so nannte man das ein System, und dann kam es vor Allem darauf an, ob das Buch einen Verleger und das System Anhänger und Schüler fand. Unterdessen wechselte, wie gesagt, Geburt und Tod, und schickte oder lief der Mensch nach dem Tischler, um eine Wiege oder einen Sarg zu bestellen: beides sehr unphilosophisch, d. h. in erklecklicher Aufregung, mit beschleunigtem Pulsschlag und keuchendem Athem. Es gab freilich Piepenschnieder, philosophische und unphilosophische, die nichts aus der Fassung brachte, was selbst ihre nächsten Familienmitglieder betraf. Leider waren sie die Allerkitzlichsten in Allem, was ihre eigene liebe Person anging, und kam hier einmal auch Noth an den Mann, so fand die Nachbarschaft allen Grund, zu bemerken:

„Mein Gott, wer schreit denn da so fürchterlich?"

Kam dann die Antwort:

„Wissen Sie's nicht? Es ist ja der Onkel Lump, der mit dem Kopfe durch die Decke will!" so pflegte die Nachbarschaft sich gewöhnlich verstohlen die Hände zu reiben und vergnügt vor sich hin zu nicken. Klug jedoch that sie, wenn sie die Augen offen behielt und auf ihre Thüren Acht gab; denn es gab Fälle, in denen der gute Onkel es ausgezeichnet verstand, seinen Schaden einem Anderen zuzuschieben oder gar ein damnum commune, einen allgemeinen Schaden, daraus zu machen.

„Er ist doch ein communer Kerl!" sagte dann die Stadt; aber nun durfte sich der Onkel die Hände reiben und vergnügt hinnicken, denn es fand sich immer ein Bruchtheil der Bevölkerung, der das Wort ins Deutsche übersetzte und ihn einen „gemeinnützigen Bürger" nannte.

Einen solchen Onkel haben wir gekannt, der noch um ein Bedeutendes fester an sich glaubte als seine Collegen. Er hatte auch etwas gelernt, wußte gut zu reden und trefflich, unübertrefflich sich selber zu erklären und auf seine Bedeutung hinzuweisen. Nie hat ein zweiter Märtyrer unserer Bekanntschaft in der Melancholie des Verkanntseins gleich tonlos geschwelgt. Seine Tonlosigkeit können wir nicht wiedergeben; seine Worte aber über sich lauteten ungefähr:

„Ein wackerer Mann ist wie ein Granitblock im Felde — ein Findling, ein geologischer Findling, herabgerollt vom Urgipfel des Urgebirges des Menschthums. Und so findet man ihn auf dem Roggenacker oder zwischen den Zuckerrüben und läßt ihn liegen, bis man ihn durch die Dynamitpatronen des Neides, des Hasses, des Undankes klein kriegt und entfernt. Aber, Gott sei Dank, man kriegt ihn nicht immer klein! Wie es um ihn her stäubt, wie die Wirbel sich drehen, was für Staub auf ihn geweht, getrieben und gehäuft wird, er bleibt liegen, und er liegt ruhig und fest. Der Sturm wird ihn von dem Schmutze wieder befreien, und die Sonne wird wieder auf ihn scheinen. Wenn ihn aber der Schlamm der

Gewöhnlichkeit einmal ganz begraben sollte, so bleibt er auch unter diesem Schlamm immer derselbige und wartet auf seine Zeit. Hausse und Baisse wechseln auch in diesem Falle, das muß Unsereiner wissen; und die Augen, die sich an uns trösten, die Herzen, die sich an uns erheben sollen, werden uns immer im richtigen Moment wieder zu Gesicht und Gefühl bekommen, verlassen Sie sich darauf, liebster Herr!"

Und er hatte Recht und sagte wahr bis unter den tiefsten Dreck hinunter: man hat ihn wiedergesehen und sich an ihm erhoben. Er hat Viele, Viele, Viele erquickt; die Einen auf diese Art, die Anderen auf jene. Wirklich ergötzt hat er aber vielleicht nur uns; denn nur wir wußten die breitbäuchige Volltönigkeit in Organ und Ausdruck, mit der er uns bei unserem ersten Zusammentreffen nach seiner Rehabilitirung begönnerte, ganz zu würdigen und in den feinsten Abstimmungen zu genießen. — —

Nun denkt man wohl, weil das Beides so wunderhübsch bei einander saß und lag, ich meine den Einsiedler und die Stadt, daß sofort vom ersten Gerücht der Niederlassung des Klausners in der Wildniß an ein reger Verkehr zwischen dem Einzelnen und der Vielheit und umgekehrt stattgefunden habe. Dem war aber nicht so; ganz abgesehen davon, daß der Vater Constantius nicht des geselligen Verkehrs wegen den Wald bezogen hatte. Auch die Stadt kümmerte sich lange Jahre hindurch nicht im Geringsten um ihn; zumal da in einem sehr besuchten öffentlichen Garten eine Tuffsteingrotte vorhanden war, in welcher ein automatischer Eremit saß, der ein ziemliches Theil der Bewegungen eines wirklichen ganz vortrefflich vermittelst des Räderwerkes in seinem Inneren nachmachte und dem Volke vollständig für seine Bedürfnisse in dieser Hinsicht genügte. Diejenigen Piepenschnieder, welche das Theater besuchten, hatten überdies noch die Eremiten des Schauspiels und der Oper zur Deckung ihrer Waldeinsamkeitsgelüste, und so war es nichts als ein Zufall, daß ein bedrücktes Menschenkind, mitten im Gassen- und Marktgetümmel den Gedanken fassend, sich zu hängen, sich in die Wildniß verfügte und den Vater Constantius fand. Dieser, welcher gerade einen neuen Strick zum Gürtel für seine Kutte nöthig hatte, nahm dem Lebensmüden den seinigen ab und schickte den Narren so getröstet heim, daß er aus dem Walde auf der Stelle hinging, sich zum zweiten Male verehelichte und zehn Jahre hinter einander jedes Jahr ein Knäblein oder ein Mägdelein und einmal sogar ein Zwillingspaar taufen ließ; letzteres auf die Namen Constantius und Constanze. Sein Familienname war auch Piepenschnieder, was einige unserer Leser wahrscheinlich bereits vermuthet haben; — wir aber wünschen im Verlaufe dieser Erzählung noch Viele in den Stand zu setzen, zu sagen:

„Das haben wir uns doch gleich gedacht!"

Wer den Einsiedler zuerst auffand, wissen wir nunmehr; jetzt handelt es sich darum, wer ihn zuerst entdeckte, und hoffen wir, daß nicht Wenige ob des feinen Unterschiedes sich und uns fragend ansehen werden:

„Jetzt soll's mich doch wundern, was da nun wieder herauskommen wird?"

Eine ganz einfache historische Thatsache natürlich.

Der Erste, der den Erdenmüden entdeckte, war Jemand, der weiter keinen irdischen und himmlischen Trost und Tröster brauchte, als welchen er stets selber bei sich trug in seiner Flasche, in die der Geist freilich weniger durch das Siegel des Ringes Salomonis als durch einen ganz gewöhnlichen Kork verstöpfelt und gebannt war. Oppermann war's, ein durchaus nicht gut angeschriebener rothnasiger Forstaufseher und Waldläufer, der denn auch sofort einen mündlichen Bericht über seinen Fund an die vorgesetzte Behörde abstattete.

„Richtet er viel Schaden an, Oppermann?" fragte die vorgesetzte Behörde.

„Bis dato noch nicht, Herr reitender Förster. So viel Vernunft hat er doch in sich behalten, daß er sich nicht in die jungen Schonungen hineingesetzt hat. Ne, er hat seine Hütte auf einem Platz in einem Thalwinkel aufgeschlagen, allwo ich kaum einen Fuchs- oder Dachsbau vermuthen durfte, und allwo auch ich zum allerersten Mal in meinem Leben den Fuß hingesetzt habe, Herr reitender Förster."

Hierauf hatte der Herr reitende Förster

kopfschüttelnd sich fester im Sattel auf seinem Dreibein vor dem Schreibtische gesetzt und einen schriftlichen Bericht bei seiner vorgesetzten Behörde eingereicht.

„Es hat sich befunden, daß ein unbekannter Mensch sich, wie protokollarisch festgestellt worden ist 2c. 2c." Kurz, wir wollen das Ding nicht durch den ganzen Instanzengang verfolgen; — es sammelte sich ein ziemlicher Actenstoß über den wunderlichen Fall an. Dieser Actenstoß verstaubte; ein höheres Rescript, den Squatter auszutreiben, blieb in einem Bureau hängen — blieb da liegen und wurde unter einem anderen Actenstoße begraben. Oppermann aber sagte:

„Mich soll der Teufel holen, wenn ich da noch mal was anrühre! Der Kerl ist ein Segen in der Einöde. Den Kerl hat mir der liebe Herrgott eigens zum Trost in meiner Verlassenheit in mein Revier geschickt. Endlich doch mal eine anständige, räsonnable Cumpanei in der Wüste! Alle Hagel, da werd' ich's doch schon einzurichten wissen, daß den guten Kameraden selbst eine königliche Jagd in seinem Plaisirvergnügen nicht verstören soll. Na, da kennen sie Oppermann nicht, und wenn sie ihm schon millionenmal mit dem Abschied von wegen seines krankhaften Zustandes, als was sie seine Versoffenheit nennen, gedroht haben. Mit dem Kerl schlafe ich hundert Jahre in einem Bett, ohne ihn raus zu schmeißen. Oppermann ist mein Name, Herr Oberförster, und übrigens —"

Wir folgen auch ihm nicht weiter! Oppermann war jedenfalls der Erste, der dann und wann in der Stadt von seiner Bekanntschaft im Walde redete und den Vater Constantius unbekannterweise, wie er sich ausdrückte, als Zeugen, als Gewährsmann aufrief.

II.

Da wir, Gott sei Preis und Dank, nicht zu „denen Gelehrten, welche es nicht können von sich geben", gehören, so wollen wir nun dem Hüpf-, Brüt- und Lebenspunkt im Ei dieser Historie näher gehen. Dieses machen wir so, liebe Gevattern, daß wir uns aus allem Volk ein Pärlein — ein Männlein und ein Fräulein selbstverständlich — auslesen, der Jungfrau den rechten Arm, dem Jüngling den linken bieten und sie über die Planke an Bord unserer, d. h. ihrer Arche führen. Von einer Sintfluth, die den Rest verschlingt, kann und wird übrigens nicht die Rede sein. Die ganze Menschheit ist ja mit allem Eifer bei Tag und Nacht beim Kiellegen oder Bewimpeln ihrer Rettungsschiffe; und wir lassen Jedermann sein Fahrzeug nach seinem Geschmack und Verständniß zimmern und ausstatten. Was unseren eigenen Kahn anbetrifft, so sind wir eben im Begriff, denselben von Neuem so gut als möglich seetüchtig zu machen. Nach mehr als einer tollen Fahrt rund um die Welt hat er's sehr nöthig, einmal von Grund aus verpicht zu werden, und das dazu nöthige Pech ist auch vorhanden. — Ueber die wilden Wasser des Lebens in verhältnißmäßiger Sicherheit zu fahren, wird dem Menschen nicht so leicht gemacht, als er es sich in seinen jungen Tagen vorstellt.

Und so erfuhren das Hilarion und Ernesta und zwar leider nicht blos zu ihrer Verwunderung.

Hilarion und Ernesta hießen nämlich die beiden guten Kinder, die in einer holden Mondscheinnacht, wie sich das von selbst versteht, über den Namen ihrer Rettungsbarke sich klar geworden waren. Er aus der auch weit verbreiteten Familie Abwarter, sie eine Piepenschnieder, überboten einander in jener süßen Nacht an lieblichen Vorschlägen.

Er schlug vor: „Der Himmel auf Erden."

Sie: „Die gute Hoffnung."

Er: „Die ewige Treue."

Sie: „Das holde Glück."

Er hielt das Kürzeste für das Passendste und schlug vor: „Die Liebe."

Sie gab nach und flüsterte: „Ja!" fügte jedoch nach einer langen athemlosen Pause hinzu: „Bis übers Grab!"

Und dabei blieb es, was den Namen anbetrifft. In einem neuen langen, langen Kusse durch den Zaun und vermittelst vier im Mondlicht flimmernder Wonnethränen wurde die Taufe vollzogen; die Arche hieß: „Liebe bis übers Grab."

In der That eine recht wohlklingende Devise für den heimtückischen Weltocean; vorausgesetzt, daß es nicht einmal in einem Seeberichte hieß:

„Schiff ‚Die Liebe übers Grab', Capitän Hymen, in Ladung mit Pottasche vom Anfang der Welt nach Havre de Grace; leck, mastenlos angesprochen bei Cap Finisterrae; gesunken ꝛc. ꝛc. ꝛc.!"

Denken wir nicht daran! Malen wir es uns beileibe nicht aus! Weshalb auch wollten wir uns das so sehr Unwahrscheinliche vor die Phantasie rücken?

Auf die Mondscheinnacht folgte im natürlichen Laufe der Zeit ein Morgen, auf diesen ein zweiter und so fort. Und dann gab es eines Tages einen Auflauf auf der Werft ob des neuen Bauunternehmens, und die Leute liefen zusammen: die Einen, um ihren Beifall, die Anderen, um ihre Mißbilligung auszusprechen. Alle aber sagten:

„Nein, so was!"

Die Eltern Ernesta's jedoch sagten noch Einiges mehr, und bei der nächsten verstohlenen Zusammenkunft der beiden jungen Liebenden flüsterte die junge Dame:

„O, Gott, Hilarion, ich habe so viel Verdruß um unsere Liebe, daß ich es gar nicht ausdrücken kann. Seit sie dahinter gekommen sind, bin ich wie verrathen und verkauft. Du machst dir keinen Begriff davon, wie sein sie sind, um mich elend zu machen. O, bitte, bitte, thue es nicht wieder, sieh' nicht wieder mit dem Opernglase nach unserer Loge wie neulich in Romeo und Julie! Gegen das, was ich nachher im Wagen beim Nachhausefahren von Mama anzuhören hatte, und meine Gefühle dabei, war das ganze Trauerspiel nichts, nichts, gar nichts! Und was Papa bemerkte, das war aus dem Leben gegriffen, und der alte Capulet hätte sich dreist ihn zum Muster nehmen können seiner unglücklichen Tochter gegenüber. O, Hilarion, ich bin unglücklich, und was daraus werden soll, weiß ich nicht, und wenn du mich todtküßtest! Bitte, laß es jetzt einmal und gieb mir einen vernünftigen Rath."

Das war viel verlangt; aber der junge Schiffsbauer machte wenigstens den Versuch:

„Hast du nicht mich, mein Herz, und habe ich nicht dich, du Süße, Süße? Was will die ganze übrige Welt uns anhaben?"

Ernesta trug ihren Namen nicht umsonst; — sie konnte sich leider nicht sanft aus den Armen des Geliebten losmachen; aber sie sagte, indem sie ihm durch das zierliche, wenn auch solide eiserne Gartengitter die Hand leicht und doch fest auf das Herz, d. h. auf die in der Brusttasche über demselben ruhende Cigarrentasche legte:

„Leider Gottes, sehr viel! Sie kennt deine Umstände nur zu genau und sagt mir über deinen Charakter Sachen, die ich gottlob für unwahr halte, an denen ich aber sterben würde, wenn sie wahr wären."

„Nun, das muß ich sagen!" rief der Geliebte. „Kind, ich versichere dich —"

„O, thue das nicht! Sieh', ich weiß ja, daß sie lügen, und ich weiß auch, aus welchen Gründen, und wenn sie auch stets behaupten, daß es nur geschehe, weil sie es wohl mit mir meinen —"

„Der Teufel soll sie holen! Alle mit einander! Ernesta, liebe, liebe Ernesta, meinen Charakter, mein Herz kennst ja nur du allein! Herrgott, ich bin ein guter Mensch, aber in diesem Augenblick und nach dem, was du mir da eben mittheilst, möchte ich doch am liebsten dem Universum den Schädel einschlagen!"

„Mir dann mit? Mir auch?" flüsterte die Geliebte. „O, bitte, bitte, thue es nicht. Ich weiß ja, daß sie die Unwahrheit sagen, und daß der Onkel —"

„Puh, der Onkel!" ächzte der Geliebte unter dem so plötzlich auf ihn gehäuften Gebirge der Verleumdung hervor und schloß, mühsam nach Luft ringend, ohne irgendwie abzuschließen, „der Onkel, der Onkel! Puh, der Onkel Pü—terich! — U—h!" — —

Dem jungen Manne gingen tausend unheimliche Bilder durch den Kopf, und alle betrafen das Factum, daß die Hinterfenster des alten Barons auf seine — Hilarion's — Vorderfenster blickten, und daß der würdige alte Herr wahrscheinlich nicht selten aus seinem Kammerfenster sah.

„Ja, ja," schluchzte Ernesta, „er hat den Eltern kurzweg erklärt, daß er, wenn ich nicht, wie sie ihm versprochen hätten, seinem guten Freunde Magerstedt meine Hand geben würde, seinem Testament ein Co— Co— Co— wie nennt ihr Juristen das doch? In den Lustspielen kommt es jedesmal vor, und man lacht darüber;

aber im Leben soll es etwas Entsetzliches sein!"

„Ein Codicill will er seinem Testament anhängen, wenn du seinen guten Freund Magerstedt nicht heirathest?" stammelte Hilarion. „Uh, die beiden alten verhuzelten, nichtsnutzigen Uhus! Mädchen, daß der Weg zu dir nur über meine Leiche geht, weißt du; aber dem Herrn von Magerstedt breche ich selbst als Leiche noch den Hals. Den werde ich zum Stolpern bringen! Und — Ernesta, Ernesta, was des Onkels Testament anbetrifft, so habe ich da meine ganz eigenen Ansichten. Wenn man mir nur Glauben schenken würde, wenn ich nur die Beweise beibringen könnte, daß dem ein Codicill weder auf- noch niederhilft, so würde ich heute Abend noch — jetzt auf der Stelle mit deinem Papa und deiner Mama reden, um den bodenlosen alten Heuchler zu entlarven. Aber sie glauben, sie glauben mir ja nicht!"

„Und außerdem ist dir ja unser Haus von jetzt an auf ewige Zeiten verboten!" schluchzte Ernesta. „Sie stecken mich in ein Kloster, sie machen mich zur barmherzigen Schwester, sie schicken mich zurück nach Lausanne zur Madame Septchaines und lassen mich noch mal drei Jahre lang dort erziehen. Sie haben es mir fest und heilig versprochen, daß sie noch viel gräßlichere Pläne mit mir im Sinne haben, wenn ich dich noch ein einziges Mal sehen würde. O Gott, o Gott, was soll ich thun? Sage es mir doch nur, was ich thun und was ich lassen soll!"

In diesem Moment rief man vom Hause her:

„Ernesta! Ernesta, wo steckst du?"

Und auf der einen Seite fuhr die junge Dame, auf der anderen der junge Mann von dem Gitterwerk zurück.

„Hier, Mama!" flötete die Geliebte, echt weiblich merkwürdig geschickt den unbefangensten Ton findend.

„Ich erdrossele den Onkel Püterich!" ächzte Hilarion, den leichten Strohhut vom Kopfe stoßend, als er sich verzweiflungsvoll und rathlos in den jugendlich lockigen Haarwuchs griff. Ganz mechanisch brannte er wohl eine Cigarre aus dem Besteck, auf dem vorhin die Hand der Geliebten ruhte, an; aber sie ging ihm wieder aus. Sie schien so wenig Lust zu haben als er selber und noch nie war ihm ein lauer Sommerabend so schwül vorgekommen, und ein Glück war's nur, daß ihm des alten Barons guter alter Freund Magerstedt nicht auf seinem Wege begegnete. Eine Scene auf öffentlicher Promenade hat ihre Unannehmlichkeiten für alle Betheiligten außer den Zuschauern, und auch die werden nicht selten nachher als Zeugen vom Gericht vorgeladen.

III.

„Wo steckst du, Ernesta?"

Tief, tief im Jammer der Welt und zwar mit ihrem Verlobten, wie sie meinte; und wir wenden uns jetzt zu dem Onkel Püterich und erfahren, worin der eigentlich steckte.

Ohne Zweifel in seiner Haut; aber wenn man die dreist eine alte nennen durfte, so war man leider nicht in demselbigen Maße berechtigt, sie als eine gute zu bezeichnen.

Ihn eine alte gute Haut zu nennen, wäre das Non plus ultra phantastisch übertreibenden Wohlwollens gewesen. Es fiel dieses der Menschheit aber auch gar nicht ein; eben so wenig, wie sie ihm aufs Wort glaubte, daß er nur deshalb so eilig seine Nichte mit seinem Freunde verheirathen wolle, weil er das brennendste Bedürfniß fühle, zwei Menschen so schnell als möglich so glücklich als möglich zu machen.

Und doch war dem so! Und der erste der beiden war er selber (daß er dann noch einmal kam und also im Grunde auch der zweite war, rechnen wir nicht); der andere war freilich sein Freund, der Herr von Magerstedt! Den Letzteren hätte übrigens vielleicht auch die Welt, und wenn nur am Hochzeitstage, einen glücklichen alten Sünder genannt. — —

Ziemlich in der Mitte der Stadt lag ein von den Zeiten angeschmauchtes und benagtes, ein in seiner Würde verwitterndes Patricierhaus, in welchem Jahrhunderte durch die Püteriche als angesehene Besitzer geschaltet und gewaltet hatten, und in welchem der Onkel Püterich auch heute noch wohnte als letzter Träger des Familiennamens, wenn auch nicht mehr als freier Eigenthümer der anstaunenswerthen Gebäudezusammenhäufung, ge-



nannt der Püterichshof. Der Onkel wohnte zur Miethe drin und sein Freund, der Herr von Magerstedt, auch. Jetzige Besitzerin des „Complexes" war die große, weit über die Meere berühmte Firma Aldenberger und Compagnie, die nur ein solches oder ähnliches Haus für ihr umfangreiches Speditionsgeschäft gebrauchen konnte, jedoch ihre überzähligen Räumlichkeiten gern an allerlei zahlungsfähiges Volk vermiethete und den Onkel, den Freund und sonderbarerweise auch unseren Freund Hilarion dazu rechnete. Der Letztere freilich wohnte im Hintergebäude — wie schon bemerkt, mit der Aussicht über den Hof auf die Hinterfenster des Barons, wobei aber als Glücksfall für ihn zu notiren ist, daß die große Firma Aldenberger & Co. nichts von dem Genuß ahnte, den ihm diese Aussicht gewährte. Daß sie ihn anderenfalls nicht gesteigert hätte, ist nicht anzunehmen.

Das Haus oder die Villa der Eltern der jungen heimtückisch Verlobten lag im Grünen an der äußersten Grenze des elegantesten Theiles der Stadt. Das Gitter, das darum ging, kennen wir bereits; aber auch die Nachtigallen sangen um die Villa her; von fernen Wiesen kam sogar dann und wann ein Heugeruch: der junge nichtswürdige Verlobte nahm von dem Gartengitter stets einen Hauch der Idylle mit nach Hause, und das Alles — thut selten viel zur Sache und in vorliegendem Falle gar nichts; wir verfügen uns eben in die Wohnung des Onkels Püterich im weiland Püterichshofe. Heu wird da zwar auch gemacht, aber wahrlich nicht blos, um es zu riechen!

Es war am Nachmittag, und die Sonne lag auf den Fenstern, doch der alte Baron hatte die Gardinen niedergelassen. Aus den Gassen tönte das mannigfaltige Geräusch des geschäftigen Menschengetriebes in das weite, bis zu halber Mannshöhe mit altersschwarzem Eichenholz getäfelte Zimmer, welchem dann eine alte schwarzblaue Ledertapete auch weiter keine Heiterkeit verlieh, was dagegen nach Kräften eine wunderliche Bildergalerie farbiger Kupferstiche des 18. Jahrhunderts (gerade nicht von der decentesten Art) that. Der sonstige Hausrath stammte wohl aus dem 19. Säculo, jedoch sehr aus dem Anfang desselben. Er hatte etwas „Griechisches" an sich, so wie das französische Directorium und noch mehr das französische Kaiserthum sich eben dieses „Classische" dachte.

Etwas Griechisches hatten die beiden würdigen Herren, die da mit einem Schachbrett zwischen sich, und ihre Schnupftabacksdosen neben sich an dem Tischchen mit den drei geschweiften Bocksbeinen und Löwentatzen saßen, nicht an sich, aber Classiker in ihrer Art waren sie. Sokrates, Plato, Aristoteles und Perikles hätten ihnen darin kaum einen Bauer, geschweige denn einen Thurm vorgeben dürfen.

Wenn der Onkel Püterich einen grünen Pappschirm über den Augen trug, so geschah das nur, weil er als antiker abgefeimtester Weltweiser zu scharf sah; und wenn der Herr von Magerstedt, sein Freund, in einem trotz der Hundstage sehr dick gefütterten Schlafrock die Treppe zu seinem Freunde emporgestiegen war, so hatte das seinen Grund einfach darin, daß er so viel als möglich von den Trümmern einer alcibiadeischen Welt von liebenswürdigster Persönlichkeit für eine junge Frau zu conserviren wünschte. Zu präsumiren ist, daß Alcibiades in seinem — des Herrn von Magerstedt's — Alter und mit den Rheumatismen desselben behaftet auch wohl einen flanellgefütterten Schlafrock getragen haben würde.

„Schach!"

„Hm, die Geschichte steht übel für mich," sagte der Baron verdrießlich. „Aber ein kluger Mann findet immer noch Rath. Da! — jetzt wahre dich, mon cher."

„Noch einmal Schach, mein Bester!"

„Hm, hm!"

„Ich glaube, mein Bester, ich darf matt hinzufügen; aber ich lasse dir mit Vergnügen Zeit, auf einen Ausweg zu sinnen." Er nahm eine Prise, kicherte stillvergnügt und fügte hinzu: „Ich meine, du kennst mich in der Beziehung."

Der Baron nahm ebenfalls eine Prise, immerfort die Elfenbeinfiguren im Auge behaltend.

„Hm, hm, hm; — ja, ich kenne dich, mon bon. Also keine Rettung? Na, übrigens hast du den jetzigen Sieg nur meiner Zerstreutheit zu danken. Hättest du mich vorhin den fatalen Zug mit dem Läufer, wie ich dich bat, zurücknehmen lassen, so —"

„So hätte ich eine größere Dummheit begangen wie du. Alter Freund, ich glaube, wir sind Beide in der Lebenskunst so weit fortgeschritten, daß wir Niemanden eine Sottise revociren oder redressiren lassen, wenn sie uns von Nutzen ist. Was ich nicht glaube, ist, daß du dich des Falles erinnerst, in welchem du deinerseits mich einen leichtsinnigen Zug zurückthun ließest. He, Püterich?"

Sie kicherten nun Beide und wechselten die Dosen mit einander, d. h. sie boten den Inhalt derselben einander an. Obwohl sie Gastfreunde waren, wußte Glaukos in diesem Falle sich wohl dafür zu hüten,

— — — — — — — — „daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen
Wechselte, hundert Farren sie werth, neun Farren die anderen."

Der Freund Magerstedt führte nämlich eine goldene Dose, und der Freund Püterich eine silberne, und so dumm wie hundertundneun Ochsen ist doch nicht immer ein Freund. Wie zwischen Gastfreunden, so ist zwischen Schnupfern ein derartiger Tausch ungemein selten. In der Ilias kommt der Fall nur ein einziges Mal vor und in diesem vorliegenden Opus und Epos gar nicht.

Mit voller Besinnung, die freilich von einem anderen Standpunkt aus genommen an das Gegentheil grenzte, fragte jetzt der Herr von Magerstedt:

„Nun, wie ist es?"

„Du meinst eine neue Partie?"

„Nein!" sagte der Freund, alle die das bunte diplomatische und kriegerische Spiel der Menschen bedeutenden Püppchen zusammenschiebend und sie, drei Hände voll, in ihrem Kästchen aufhäufend. „Nein und ja, mon vieux! Eine — die neue Partie; — aber nicht auf diesem Brett. Du verstehst mich?"

Der alte Baron verstand ihn auf der Stelle und erwiederte eifrig, hastig stotternd:

„Ja so! O, da sei nur ganz ruhig. Du kriegst sie, und sie nimmt dich. Ich habe dir mein Wort gegeben, und Cavalierparole ist mir immer noch heilig, der erbärmlichen Krämerwelt, in der wir zu leben haben, zum Trotz. Hast du nicht mein Wort, Magerstedt?"

„Ja wohl, dein Wort besitze ich, Püterich, aber schon seit längerer Zeit; und jetzt ist wiederum ein Jahr hingegangen, ohne daß du es eingelöst hast. Bedenke, Püterich, daß du auch von mir Allerlei in Besitz hast — wir wollen mal sagen leihweise. Und bedenke, daß auch das liebe Mädchen, meine gute kleine Ernesta, immer älter wird. Man wird nicht jünger, Püterich! — Püterich, man wird nicht jünger!"

Auf das Wort von dem Aelterwerden des lieben Mädchens hatte der Baron den grünen Augenschirm mit einem Ruck in die Höhe geschoben, der Alles sagte. Eine geraume Zeit starrte er wortlos den Freund im wattirten Schlafrock an, aber keine Miene, kein Zug in der dürren gelben Visage ihm gegenüber deutete darauf hin, daß der classische Hüstler einen antiken Scherz mache. Und der Herr von Magerstedt machte auch durchaus keinen Scherz. Es war ihm bitterer Ernst, und dem Onkel Püterich blieb nichts übrig, als noch mehr zu erstaunen und dann zu stottern:

„Das Kind — mei—ne Nichte ist — achtzehn — höchstens neunzehn Jahre!"

„Und wird zwanzig! Bleibt keine achtzehn oder neunzehn!" erwiederte mit wahrhaft ungeheuerlicher dumpf-nachdrücklicher Ueberzeugtheit der andere der lichtscheuen Euleriche. „Püterich, man wird nicht jünger! — Man wird nicht jünger, lieber Püterich!" Noch nachdrücklich-dumpfer setzte er dann hinzu: „Auch verleiht man seine Capitalien und seinen Credit nicht blos, um einem alten Freunde einen Gefallen zu thun. Seinen eigenen Credit wünscht man wenigstens gleichfalls dadurch zu erhöhen, und wenn es auch nur vor dem eigenen guten Herzen wäre."

Was der Baron von dem Herzen seines Freundes hielt, wollen wir dahingestellt sein lassen. Seit der Letztere mit seinen Anspielungen auf Credit und Capital herausgerückt war, hatte der Baron ein unruhig Hin- und Herrücken auf seinem Sitze begonnen; jetzt setzte er sich wieder fester, klopfte mit der Dose auf den Tisch und rief:

„Du hast sie innerhalb eines Vierteljahres — parole d'honneur! Vor acht Tagen schon habe ich meinen Trumpf ausgespielt und an der betreffenden Stelle

die Nadel am kitzlichsten Punkt eingebohrt. Ich habe den guten Eltern unseres lieben Kindes ihren Standpunkt in Bezug auf meine Erbschaft klar gemacht —"

„He, he, he, du Tausendsasa!"

„Lache nicht, Magerstedt. Du hast mir nicht umsonst deinen Credit geliehen. Papa und Mama haben mit selbst mich überraschender Eile Vernunft angenommen; unserem — unserem jungen Nachbar jenseits des Hofes ist das Haus verboten worden. Morgen ist Sonntag, das Wetterglas steigt immer noch; ohne eine Erkältung fürchten zu dürfen, gehen wir im Frack hin und machen unsere Aufwartung. Du sollst dir das Jawort der Kleinen holen — das der beiden Alten hast du; und meinetwegen — magst du — am Montag — Hochzeit — halten!"

„Montag wird nicht wochenalt," kicherte der Herr von Magerstedt, sich die Hände reibend. „Wir werden sehen, wir werden sehen! Aber ein Teufelskerlchen bist du und bleibst du, Püterich. Wir sind Beide Teufelskerlchen. Aber siehst du, daß ich mit dem Credit Recht hatte! Wenn ich als dein Freund, dein einziger, wirklicher, wahrer Freund, nicht wüßte, was du werth bist, so möchte ich schon aus alter Anhänglichkeit die Gesichter nicht sehen, die dir die Stadt schneiden würde. Da hast du abermals meine Hand darauf, ich werde dich noch höher in der Achtung der Welt steigen lassen. Ich werde noch um ein Bedeutendes von dir besser reden. Dein Credit — dein Credit! Deine Erbschaft — deine Erbschaft! Es ist zu himmlisch, zu originell!"

Der Baron hatte wieder wie vorhin keine Ruhe auf seinem Sitze, aber nicht aus innerlichstem Behagen. Er versuchte es zwar, auch in das kreischende Lachen des Freundes einzustimmen, aber es kam blechern, merkwürdig blechern heraus, und er gab's auf und sagte:

„Der größeren Sicherheit und Vorsicht halber werde ich jedoch, wenn du nichts dagegen hast, noch einen Besuch in der Villa machen."

„Dagegen hast? Nicht das Geringste habe ich einzuwenden. Ganz im Gegentheil werde ich dir mit Vergnügen in den Ueberrock helfen und dir eine Droschke besorgen. Eile, eile, mein Söhnchen! Ich habe ihr das Stübchen nach dem Hofe, wie du weißt, eingerichtet, daß eine Prinzessin drin sich behaglich fühlen müßte. Das Nestchen ist zwar ein wenig dunkel, und die Aussicht geht gerade nicht ins Grüne, allein was braucht sie auch ins Grüne zu gucken. Auf mich soll sie sehen, und sie wird es um so zärtlicher thun, je weniger die Außenwelt sie von ihrer Aufgabe, mich glücklich zu machen, abzieht."

„Aber die Fenster deines Hinterstübchens correspondiren mit denen des Assessors!" warf der Baron ein. „Auch der junge Mann gehört zur Außenwelt und in deiner Stelle —"

„Da ich ihn leider nicht in die Unterwelt befördern kann, so habe ich längst mit Aldenberger und Compagnie gesprochen. Er zieht aus, ehe mein süßes junges Weibchen einzieht. Hieltest du mich wirklich für so dumm, Püterich?"

„J e t z t b l e i b t n i c h t s w e i t e r ü b r i g: ich muß mich zeigen!" sagte das Gespenst des Hauses. „Es ist zwar ganz gegen meine Natur, aber es geht nicht anders. Du ersparst mir auch das nicht, Philibert, und ich werde mich — andeuten!"

Ein Nagel löste sich plötzlich ohne alle äußere Einwirkung aus der Wand los, und ein Bild — das Brustbild einer vor fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in mehr als einer Beziehung berühmten Künstlerin der königlichen Bühne fiel herab. Das Glas zersplitterte, der Rahmen zerbrach und verstreute Wurmmehl über den Boden. Die beiden trefflichen alten Knaben fuhren im jähesten Schrecken in die Höhe.

„Zum Henker, wie kam denn das?" fragte der Baron Philibert Püterich, unter seinem grünen Augenschirm hervor die Trümmer überblinzelnd.

„Ganz natürlich; in einem solchen alten Kasten von Gebäude hält zuletzt nichts mehr!" meckerte der Freund, seinem Nervensystem durch die Nase, d. h. durch eine von uns nicht gezählte Reihenfolge von Prisen zu Hülfe kommend.

IV.

So, was man so nennt — so ganz natürlich war das Ding denn doch nicht zugegangen; wir, der Autor, gehetzt mit allen Hunden der Cultur des 19. Jahr-

hunderts, wissen das und geben den Nerven der beiden alten Herren Recht und nicht dem Fassungsvermögen ihrer logischen Denkfähigkeit; wobei wir uns die Anmerkung gestatten, daß die ersteren immer eine Realität sind, während das letztere dann und wann eine schöne Redensart ist und auch bleibt.

Es war Rosa von Krippen's Geist oder Schatten, der seit einem Menschenalter hinter der Tapete im Wohngemache des Barons Püterich im Püterichshofe klebte, und dem der Nagel, welcher das Bild der schönen Sünderin Innocentia an der Wand befestigte, gerade durch das Schattenherz ging. Wie ein aufgespießter Gespensterschmetterling haftete Rosa von Krippen's Schemen zwischen der Mauer und dem aufgekleisterten Tapetenleder und hatte Alles anzuhören und anzusehen, was in dem Gemache des Baron gesprochen und gethan wurde.

Und Rosa war um den Baron am gebrochenen Herzen gestorben und klebte zur Strafe und Sühne dafür hinter der Tapete, und der Nagel, der sie anheftete und zugleich das Bild der schönen bösen Innocentia hielt, hatte auch seine mehr als symbolische Bedeutung. Noch nie, seit es Gespenstergeschichten giebt, war die geistige Quintessenz eines Menschenwesens auf gleiche wirkungsvoll begründete Weise zum Dableiben, Zuhören und Beobachten im Erdentreiben genöthigt worden. Noch nie war ein jungfräulich-nervös-schüchtern Erdennärrchen in gleicher Art wie hier Fräulein Rosa in die Ecke gestellt mit dem uralten Erziehungswort:

„Hier stehst du so lange, bis ich die Ueberzeugung gewonnen habe, daß du es nicht wieder thun wirst.“

Und länger als dreißig lange Jahre hatte Rosa von Krippen, unbeschreiblich dünn ausgebreitet, hinter der Tapete gehaftet und den Geliebten dreißig Jahre älter werden sehen und Gelegenheit gehabt, während dieser Zeit Dinge von ihm und an ihm zu sehen, von denen sie vor dreißig Jahren — keine Ahnung gehabt hatte! — —

Die naturhistorische Gesellschaft sehr platter Thierchen, die mit ihr ihren Aufenthaltsort hinter der Tapete theilte, konnte bei ihren sonstigen Gefühlen nicht im Geringsten in Betracht kommen. Was dieser feinfühligen Mädchenseele auferlegt worden war, war etwas; — und ein Jahrhunderte langes „Als-feuriger-Mann-Herumgehen“ der Grenzverrücker, der Schätzeverscharrer, der unentdeckten Mordthäter war nichts — dagegen! gar nichts!!

Daß ein Mann den Urtels- oder Bannspruch gesprochen hatte, lag klar am Tage oder vielmehr hinter der Tapete, und daß ein weiblicher Gerichtsbeisitzer bei manchem mündlichen und schriftlichen, öffentlichen und geheimen Rechtsverfahren in weiblichen Angelegenheiten sehr am Platze wäre, liegt uns klar am Tage und der holden, aber, wie wir voraussetzen, augenblicklich höchst entrüsteten Leserin sicherlich auch.

„Bah — am gebrochenen Herzen sterben! Mir sollte Einer noch mal damit kommen!“ ruft die Letztere; unbedingt jedoch das Verdienst eines Mannes — aber eines getreuen Eckart's in diesem Fall — nämlich das Verdienst des Autors ist's, sie auf die möglichen, ja sogar wahrscheinlichen Folgen aufmerksam gemacht zu haben, was bei einer künftigen neuen Regelung der gesellschaftlichen und sittlichen Verhältnisse zwischen den zwei Geschlechtern auch in Berücksichtigung zu nehmen sein wird.

„So?“ fragt die Leserin, und infolge dieses kleinen Fragewörtchens bleibt Alles fürs Erste (wenigstens im alten Deutschland) beim Alten. — —

„Das ist doch ganz curios!“ meinte der Baron mit dem Nagel und dem Bilde in der Hand. „Ein Erdbeben hat nicht stattgefunden, und wir Beide, Magerstedt, haben uns auch nicht außergewöhnlich lebhaft bewegt. War es dir nicht auch, als ob das Porträt wie durch einen Stoß von der Wand geschleudert worden sei?“

„Ich habe nicht darauf Acht gegeben,“ brummte der Andere. „Ich habe andere Dinge im Kopfe als die Bilder der Weiber unserer Vergangenheit. Und was diese da im Besonderen betrifft, so —“

„So standest du nie mit ihr auf einem besonders guten Fuße!“ kicherte der Onkel Püterich. „Gott, wie solch ein Zufall die verflossene Zeit in Einem rege machen kann! Innocentia! — ah!“

„Und Rosa — Rosa von Krippen, Püterich?!“ schnurrte der Herr von Mager-

steckt boshaft grämlich. „Ei ja, ei ja, es ist eine lange versunkene Welt; aber — gottlob! — wir sind noch vorhanden, und das ist doch die Hauptsache.“

„Freilich — o, gewiß!“ murmelte der Baron, in ein immer tieferes Nachdenken versinkend.

Der liebenswürdige Freund hielt sich währenddem wieder an seine Dose, bis ihm die Geschichte zu langweilig wurde, und er den Onkel dadurch aus seinen Träumen erweckte, daß er sich emporhob und ihm auf die Schulter klopfte:

„Also du hältst dich an unsere Verabredungen. Ich verlasse mich ganz auf dich und dulde keine ferneren Ausflüchte und Verzögerungen mehr.“

„Verlasse dich drauf. Morgen früh fahren wir zusammen vor, und heute Abend mache ich noch dem Nichtchen und ihren braven Eltern eine Visite.“

Er lehnte das Bild Innocentia's gegen die Wand, von der es heruntergefallen war, und die beiden Euleriche nahmen für diesmal Abschied von einander — zärtlich, gerührt, bewegt können wir denselben jedoch nicht nennen. Außerdem, daß sie wußten, was sie von einander zu halten hatten, wußten sie ja auch, daß sie nahe beisammen — der Eine unter dem Anderen — wohnten, und daß sie sich recht bald wiedersehen würden.

In der angenehmen Abendkühle erschien der Onkel Püterich in der Villa der Eltern Ernesta's, und um Mitternacht erschien der Geist Rosa von Krippen's dem Assessor bei der Regierung Abwarter, dem Geliebten und verstohlen Verlobten Ernesta's. — —

Alte Gebäuderumpeleien zu schildern und unsere Stimmung daher zu nehmen, ist uns zwar sonst ein Vergnügen, aber dennoch lassen wir diesmal den Püterichshof ruhig bestehen, wie er steht, und versetzen uns ganz und gar in die Gefühle der Seele Fräulein Rosa von Krippen's, nachdem der Nagel heraus war, der sie dreißig Jahre lang hinter der Tapete ihres einstigen Geliebten und stadtkundig vor Eltern, sonstigen Verwandten, Freunden und Freundinnen Verlobten festgehalten hatte. Daraus saugen wir unsere Stimmung und bringen hoffentlich allen unseren Leserinnen einen Hauch der Befreiung mit.

„Uh,“ hauchte vor allen Dingen der Geist Rosa's, sich zum ersten Male seit dreißig Jahren frei zusammenziehend und wieder ausbreitend. „Barmherziger Gott, bist du so gut? Ist es denn möglich?! Ist es wahr?!!!!“

Es war wahr! Die naturhistorische Gesellschaft im Kleister fing an unruhig zu werden, weil es möglich, weil es wahr war: der Geist Rosa's durfte zum ersten Male wieder die Stellung verändern, den Platz wechseln! Was Rosa von Krippen im Leben nie zu thun gewagt hatte, das that ihre Seele jetzt nach nahezu vollendeter Buße: sie reckte und dehnte sich natürlich — sie schüttelte sich sogar. Sie wendete sich schaudernd von der Aussicht in dem Zimmer des Onkels Püterich ab; — mit dem Gesicht gegen die Wand, der Rückseite gegen die Hinterseite der Tapete gedreht, fuhr sie auf und ab an der Mauer; Innocentia, die Tänzerin, hätte ihr ihre Schattensprünge nicht nachgemacht — — —

Meine Damen, man muß dreißig Jahre lang selber als prüde, pretentiöse deutsche Jungfrau hinter der Tapete geklebt haben, um ihr diese Gefühle nachempfinden zu können — — — — —! Was uns, den Autor, angeht, so entnehmen wir, wie gesagt, nur unsere gegenwärtige Stimmung daraus. Unser Geschick bewahre uns gnädig davor, in ähnlicher Weise festgenagelt zu werden. Wenn uns der Nagel nicht durch das Herz geht, so wird er uns sicherlich durch die Stirn getrieben werden; aber, bei den Unsterblichen, es gelüstet uns nichtsdestoweniger, zu wissen, für wessen Bild er durch die Tapete und unser Hirn in die Mauer geschlagen werden wird!

„Stecken Sie sich doch gefälligst hinter die Tapete,“ wird die freundliche Leserin lächelnd rathen; und wir brechen ab, d. h. wir fahren anlautend fort, den Gefühlen Fräulein Rosa's weiter Folge zu geben.

„Es ist mir im Leben schwer geworden, mich zu äußern, wie ich empfand,“ hauchte der gelöste Geist; „jetzt möchte ich schreien können, um zu sagen, wie ich mich fühle! Ich habe mich immer nur ahnen lassen wollen und habe in Verdrießlichkeit und trübseligem Schmollen meine Tage verbracht, wenn meine Umgebung nicht fähig war, mich zu fassen. O Gott, frei,

frei, frei von der Wand! Frei von diesem fürchterlichen Nagel! Ah! — ah! — ah!"

Und Rosa's Geist sah den Onkel Püterich Toilette machen, sah ihn seine bessere Perrücke aufsetzen, sah ihn nach seinem Hut und Stock suchen und sah ihn abziehen. Er hörte ihn die Treppen hinunterhusten (ist es nicht seltsam, daß wir von Rosa's innerstem Wesen als einem Er reden müssen?) und er hörte die Droschke fortrollen, die den einstigen Geliebten zur Villa Piepenschnieder führte. Er zögerte noch ein Weilchen, dann wagte er's bangend und streckte die Zehenspitze durch die Tapete, (unsichtbar natürlich, da es noch Tag war!) das Knie folgte, eine Hand folgte, es folgte die andere — der Nasenspitze folgte der Rest des Gesichtes und sonstigen Körpers: Rosa von Krippen stand mit einem Geistersprung inmitten des Gemaches Philibert Püterich's!

„Ah!" —

Wenn wir auch einmal die Wohligkeit einer solchen oder ähnlichen Erlösung gekostet haben werden, sind wir vielleicht im Stande, den Zustand ganz genau zu schildern, und finden auch vielleicht Jemand, dem wir ihn in die Feder dictiren können. Was wir heute angeben können, ist nur ein verhältnißmäßig Aeußerliches: Rosa's Geist drehte sich drei Minuten mit der Geschwindigkeit eines Kreisels um die eigene Achse; Rosa's Geist hob die linke Fußspitze gegen die Decke und hob die rechte. Rosa's Geist hüpfte auf und drehte sich von Neuem ein halb Dutzend Mal in der Luft um sich selber. Rosa's Geist war eben im Begriff, sich auf den Kopf zu stellen, was selbst Innocentia in ihrem Erdendasein nur in ihrer kindlichsten Jugend öffentlich gethan hatte, als leibergottes Jemand — vielleicht der Briefträger — an die Thür pochte, und — er (Rosa's Geist) in einem jähen Rückfall in die alte Erdenschüchternheit sich blitzschnell zurück hinter die Tapete rettete. Der Pochende marschirte, da Niemand ihm öffnete, verdrießlich wieder ab; aber Rosa von Krippen fühlte es durch ihren ganzen Schatten, daß sie sich von dem Schrecken zu erholen habe, blieb bis Mitternacht an der Stelle, wo sie dreißig Jahre lang gewesen war, und wagte sich dann erst zum zweiten Mal hervor, ihrerseits den Leuten zum ersten Mal im Verlaufe ihres Banns einen Schrecken einzujagen. An dem Herausfliegen des Nagels und dem Herunterfallen der Lithographie vorhin war sie ja nicht Schuld, — durchaus nicht! — aber die Sünderin Innocentia kann vielleicht Auskunft darüber geben; — sie will aber vielleicht nicht.

Es ist jetzt für uns Mitternacht. Am anderen Ende der Stadt schlummern in der Villa Piepenschnieder Papa und Mama sänftiglich. Die Dienerschaft schläft, leise rauschen die dunkeln Bäume und Büsche um das Haus. Die Rosen duften auch in der Nacht und der Springbrunnen vor Ernesta's Fenster treibt gleichfalls im Dunkeln sein munter Spiel weiter. In der Villa Piepenschnieder, in ihrem Kämmerlein sitzt nur das Fräulein des Hauses wach auf ihrem Bette. Eine Viertelstunde nach Ankunft des guten Onkels hat man sie aus dem Garten in den Salon citirt, und sie hat schöne Dinge zu hören bekommen. Um Mitternacht überlegt Ernesta immer noch diese Dinge, und sucht vergeblich sich in sie zu finden.

Um Mitternacht schläft im Püterichshofe der Onkel Püterich den Schlaf des Gerechten, der irgend einen, ihm selbst recht löblich erscheinenden Vorsatz wieder einmal zur Ausführung gebracht hat. Er schnarcht, und Rosa's Geist hört ihn durch drei Wände hindurch schnarchen. Die zwölf feierlichen Schläge sind eben verhallt, und — Rosa's Geist wagt es zum zweiten Mal, aus der Tapete hervorzutreten. Aber er muß durch des Onkels und einstigen Geliebten Schlafgemach, um in die Wohnung des Assessors bei der Regierung Hilarion's zu gelangen und er zittert auf der Wand, wie jeder andere Schatten hinter einem flackernden Lichte.

Er muß! er fühlt es, daß er muß, und er nimmt alle seine Energie zusammen! Er wagt es — er geht durch die drei Wände, die ihn von dem schlummernden Baron trennen — schreckhaft gleitet er an dem Lager desselben vorüber. Er hoffte eben, unbemerkt durchzugelangen und, — er irrte sich: die Stunde der Sühne war da — war auch für den alten Sünder Püterich da! der graue höhnischkalte Heimtücker und Baron sollte

den Geist der Geliebten sehen, und — er sah ihn!

Er saß mit einem Mal aufrecht im Bett, auf beide Hände krampfig sich stützend und starrte auf den zarten, ihm einst so zärtlichen Spuk. Die Haare konnten ihm nicht emporsteigen, denn seine Perrücke hing über dem Perrückenstock auf dem Tische neben seinem Bette, aber was er noch an Zähnen besaß, klapperte zusammen, und sein Blut coagulirte, und kein Geschüttel machte es ihm für den Rest der Nacht wieder flüssig.

„Allbarmherziger! — was ist? — Rosa!"

Mit beiden Schemenhänden abwehrend, zog sich die Erscheinung gegen die nächste Wand. Von ihr den Rücken gedeckt, sah sie noch einmal stumm mit den Gespensteraugen auf den gänzlich unzurechnungsfähigen alten Verbrecher und dann — dann hatte noch nie, seitdem todte Geliebte den treulosen Liebhabern erschienen sind, eine Grabesbraut mit solcher Heftigkeit und solchem schaudernden Widerwillen ihre Schleier und sonstigen Gewänder zusammengefaßt, um durch die Mauer zu verschwinden. Kein lieblich Erdenkind, kein Fräulein der besseren Stände entflatterte, von einem Besuch im tiefen Negligé ertappt, jemals schreckhafter durch die Thür, wie in diesem Augenblick der Geist Rosa's durch den Kleiderschrank ihres Philibert's.

Philibert aber fiel hin, wie am Nachmittag das Bild Innocentia's. Es war fünf Minuten und drei und eine halbe Secunde nach zwölf Uhr, und um zehn Uhr Morgens lag er noch immer. Es war eines der größten Mirakel, daß er überhaupt je wieder aufstand, und es zeugte jedenfalls von seiner guten Constitution; denn mancher Andere in seinem Alter wäre nach einem solchen Schrecken in alle Ewigkeit liegen geblieben.

V.

Daß ein Geist Uh oder Huh schreit, ist nichts Unerhörtes, Ungewöhnliches; aber Rosa's Geist, wiederum durch drei Mauern sich stürzend, stieß einen zwischen Ueh und Eh die Mitte haltenden Laut aus, nur Geisterohren vernehmbar! Wir bitten demnach um den dumpferen wenn auch lauteren Ton, wenn es uns beschieden sein sollte, einmal derartig in der Stille der Nacht angeächzt zu werden. Wir hören sein, und leider ist das nur in seltenen Fällen ein wünschenswerthes, angenehmes Geschenk der Götter.

In einer vierten Wand sammelte sich die gute aber nervenschwache Seele. Dann ging sie, etwas gefaßter, weiter um, und zwar um die Halbseite des Häuserviereck̈s des Püterichshofes. Wie ein leiser Luftzug fuhr sie durch Stuben und Kammern, durch einen Theil der Magazine von Aldenberger und Compagnie, über Kaffeesäcke und Oelfässer, über die Bettchen schlafender Kinder und vorbei an den Betten der Eltern dieser Kinder. Jetzt kreuzte sie einen Corridor, der sich vor der Stubenthür Hilarion's hinzog; — noch einmal hielt sie inne, schwebte, suchte sich selber zu beruhigen. Mit einem letzten Entschluß führte sie ihr Vorhaben aus und — erschien dem jungen Assessor bei der Regierung!

Ein solcher jugendlicher Assessor mit der Aussicht, dereinst geheimer Rath zu werden, verliebt, geliebt, im Geheimen verlobt und dazu mit ästhetischen Neigungen behaftet ist eins der glückseligsten Geschöpfe in dieser Welt.

Je unglücklicher er sich fühlt, desto wohler ist ihm und Hilarion fühlte sich in dieser Nacht, wo selbst zu allem Uebrigen noch die Geisterwelt ihre Hand segnend auf sein Haupt legen sollte, über alle Schilderung selig in seinem Elend.

Der Herr Assessor Abwarter malte ein wenig, und zwar ganz allerliebst Blumen- und Fruchtstücke mit flatternden Schmetterlingen und kriechenden Käfern in Wasserfarben. Der Herr Assessor trieb ein wenig Musik, und ein Pianino war vorhanden und stand aufgeklappt im bleichen Mondenstrahl. Man wollte wissen, daß der Herr Assessor Abwarter sich sogar dann und wann in seinen Bureaustunden mit den schönen Wissenschaften abgäbe — daß er in seinen Nebenstunden dichte, wußte man ganz gewiß.

Hilarion war durchweg ein liebenswürdiger Mensch, ob er Aquarell malte, auf dem Flügel phantasirte, den Pegasus zügelte oder Protocoll führte. Rosa's Geist hatte durchaus keinen Grund, sich vor ihm zu fürchten, zumal da er ihn selbst-

verständlich vollständig angekleidet, wenn auch im Schlafrock traf.

Wie hätte Hilarion schlafen können? In Tagen — und Nächten wie diese? — Noch nach fünfzigjähriger Dienstzeit, als geheimer Rath, Schwiegervater und Großvater hätte er's sich nicht vergeben.

Er saß natürlich wach in seinem Kämmerlein im Püterichshof, wie Ernesta in dem ihrigen in der Behausung ihrer Eltern, in der Villa Piepenschnieder.

Er aber verdichtete die Stunden, welche beide gute Kinder von Rechtswegen dem traumlosen Schlummer hätten widmen sollen!

Die Villa Piepenschnieder lag, wie wir angemerkt haben, im tiefsten nächtlichen Dunkel; der Püterichshof jedoch im Mondschein — wahrscheinlich eben der Poesie wegen; denn soviel das uns, den Protocollführer im gegenwärtigen Fall, angeht, so wissen wir uns ganz und gar unschuldig an der holden Beleuchtung: wir haben seit längerer Zeit unsere Arbeitsstunden in den hellen Tag, zwischen das Frühstück und das Mittagsessen verlegt. Wir machen seit längeren Jahren keinen Anspruch mehr darauf, poetisch zu sein.

Jeder Johanniswurm übertrifft uns in der Fähigkeit, so bald es dämmerig wird, sein Licht der Umgebung mitzutheilen. — —

Hilarion saß vor seinem Tisch beim Mondenschein und beim Scheine seiner Lampe. Er hielt in allen Dingen, soweit es seinen Mitteln möglich war, auf Zierlichkeit und Anmuth in seinen Zubehörden. Er liebte nicht nur sein Ernestchen, sondern auch bronzene Briefbeschwerer, krystallene Dintenschalen, elegante Federhalter und feines Postpapier. Auch seine Acten hätte er am liebsten auf letzterem geschrieben; seine Liebesbriefe und seine Gedichte legte er immer in hübschester Handschrift darauf nieder. Wenn er dabei nicht an die Ewigkeit, die Unsterblichkeit dachte, so war auch das, wenigstens was die Gedichte betraf, ein hübscher Zug von ihm.

Augenblicklich schrieb er auf einem zart violett gefärbten Blatte, d. h. er starrte darüber weg und hinein in das bläuliche Silberlicht vor dem offenen Fenster. Fünf Minuten lang stand Rosa's Geist hinter ihm und sah ihm über die Schulter, und dann — — als der Assessor bei der Regierung seufzte, lächelte wehmüthig Rosa von Krippen! zum ersten Mal seit Mitternacht, zum zweiten Mal, seitdem sie Innocentia's Lithographie von der Schatzenbrust losgeworden war.

So hätte Rosa von Krippen von ihrem Philibert — dem jetzigen Onkel Püterich — in der Zeit ihrer und seiner Jugend, in der Zeit ihrer beiderseitigen jungen Liebe angedichtet worden sein mögen! —

„Ja, dann wäre Alles ganz anders gekommen!“ hauchte diese verwunschene Mädchenseele, und ein neuer Schauer ob des dreißigjährigen Aufenthalts hinter der Tapete und in der naturhistorischen Gesellschaft lief ihr durch den Schatten, vom Wirbel bis zur Zehe. Ach, die erste Muse, die bei dem Onkel Püterich Gevatter steht, ist die unserige! —

Der Assessor Hilarion griff sich durch das lockige Haar und seufzte noch einmal. Zugleich wurde es ihm merkwürdig kühl im Rücken, er schob es auf das offene Fenster und da er doch in diesem Moment keinen auf das Wort „Wunsch“ passenden Reim fand, erhob er sich, um den Flügel zu schließen; — wir aber möchten jetzt Mondschein, Lampenschimmer, Blumenduft, Geisterhauch und Rheumatismus zu gleicher Zeit sein, um ihm, uns und unserem Publicum gerecht zu werden in dem Moment; als er sich wendete —

„Rosa von Krippen hieß ich im Leben!“ sagte die Duftgestalt, die er an seiner Statt schemenhaft an seinem Platze in seinem Sessel vor seinem Schreibtische sitzen sah.

„Engel und Boten Gottes, steht uns bei!“ hauchte der Assessor bei der Regierung.

„Mein eigen Schicksal sendet mich, guter Jüngling,“ flüsterte die Erscheinung. „Ein Menschenalter haftete ich hin — nein, das Entsetzliche ist nicht auszusprechen! Dein Ohr würde das Furchtbare nicht tragen! und ich schweige.“

„Sprich — zu — mir! Sei du ein Geist des Segens, sei ein Kobold, aber — sprich zu mir!“

„Sie sprachen von dir heute genug drüben im Vorderhaus,“ hauchte der Geist. „Sie haben Schlimmes — Arges mit dir im Sinn! mit dir und deiner Geliebten!“

„Der Onkel Püterich?“ stammelte Hilarion, den kalten Schweiß von der Stirn wischend.

„Der Baron Philibert Püterich und sein Freund!“

„Sein Freund Magerstedt?“

Die Erscheinung ließ das Haupt sinken: „Gehe zu Constantius.“

„Zu Constantius?!“

„Er leidet seit vorgestern an Zahnweh und du wirst ihn morgen daheim in seiner Zelle treffen. Führe deine Braut mit dir zu ihm, und sage ihm: Ich habe euch gesendet.“

„Du?“

„Rosa von Krippen! Wundern wird er sich wohl ein wenig!“

„In seiner Zelle? Großer Gott, doch nicht vor dem ***thor, in der Provinzialstrafanstalt?“

„Tief — tief im Walde! Grüße ihn; sage ihm: Dreißig Jahre habe Rosa von Krippen hinter der Tapete im Püterichshofe gesteckt, und — sende dich, daß er dir helfe,“ sprach die Erscheinung verblassend — immer mehr verschießend.

Er — Hilarion — wollte noch ein Wort sagen; aber da stand der Stuhl vor seinem Tische und seinem Manuscript wieder leer. Er riß die Uhr hervor, — sie mußte unbedingt richtig gehen! es war Eins in der Nacht. Wäre sie unrichtig gegangen, so hätte er sie unbedingt in Ermangelung der Sonne nach Rosa's Geist stellen dürfen. — Er zog einen zweiten Sessel an den Tisch und saß nieder, die Uhr in der Hand behaltend; nicht um eine Präsidentenstelle hätte er den Platz einzunehmen gewagt, den sein Besuch eben verlassen hatte. Was das Zubettegehen anbetraf, so kam er gar nicht dazu, die Möglichkeit davon in den Sinn zu fassen, und wir geben ihm Recht: selbst der abgehärtetste Staatsanwalt würde nach einer solchen Visite die Hosen anbehalten, ja die Stiefeln wieder angezogen haben.

Dem lyrischen Assessor war das Picken seiner Taschenuhr das Einzige, was ihn innerhalb der Grenzen seiner fünf Sinne festhielt.

„Rosa von Krippen! Rosa's Geist! — der Onkel Püterich — Constantius — Herr von Magerstedt — Zahnweh seit drei Tagen! — dreißig Jahre hinter der Tapete. Constantius! — Rosa von Krippen! — Wer war, wer ist Rosa von Krippen? Es war ein Traum oder ich bekomme ein Nervenfieber! — Nein, es war kein Traum — ich habe das nicht gedichtet!“

Er überflog scheu mit schiefen Blicken das violette Blatt von ferne, ohne es aufzunehmen:

„Da knie ich vor des Lebens höchstem Wunsch!“

Er schüttelte das junge Haupt:

„Keine Ahnung, keine Idee von Rosa von Krippen! — Wunsch! Wunsch?“ und seltsamerweise fand er nun plötzlich den lange gesuchten Reim auf Wunsch.

„Punsch!“ murmelte er, und fügte sofort gellend hinzu: „Nein, nein, bei den unsterblichen Göttern nein und wieder nein! Gänzlich unanwendbar! Ganz außer aller Frage! Und was das Andere — die holde Erscheinung — nein, und dreimal nein! Solch ein ätherisch Bild war nicht im Stande, dem ruchlosen Gebräu des Collegen Winkenthin zu entsteigen! Uebrigens bin ich ja auch gestern Abend vor zehn Uhr, vor der zweiten Bowle kummervoll aus der Gesellschaft fortgeschlichen und habe mein Stübchen aufgesucht! Ein Mensch in meiner Lage ist doch wahrlich nicht in der Stimmung, den frivolen Scherzen und den Witzen und Schnurren — indogermanischen Ursprungs natürlich — eines halben Dutzend durch geistiges Getränk belebter Meidinger, das heißt seiner besten guten Freunde, Geschmack abzugewinnen!? — Mein Kind! mein Herz, meine Ernesta! O Gott, wenn es doch Morgen werden wollte, damit es doch wieder Abend werden könnte und ich sie am Gartengitter sprechen dürfte!“

Der erste dieser Wünsche ging bereits in Erfüllung. Der Himmel machte selbst den Reim darauf und färbte sich purpurroth im Osten. Die Sonne kam, stieg immer höher und fand zu einer außergewöhnlich frühen Stunde den jungen verstörten Rechtskundigen Hilarion in dem Centralpolizeigebäude, allwo er sich, „plausible Gründe“ anführend, bei dem Collegen und Punschbrauer Winkenthin erkundigte, ob je eine Familie von Krippen in der Stadt existirt habe, und ob es möglich sei, daß vor dreißig Jahren ein weibliches Mitglied dieser Familie Rosa geheißen habe?

„Das wollen wir gleich heraus haben," sprach der etwas überwacht dreinschauende College. „So rasch maculirt die Sicherheitsbehörde ihre Acten nicht."

Sie gingen dann Beide ans Werk, suchten in den Büchern der Vergangenheit und kamen richtig zum Zweck. Sie fanden sowohl die Familie wie das Fräulein: wir aber gestatten uns wehmüthig und vollständig abgeführt die Bemerkung:

„Da bringe nun einmal Einer heute noch einen Geist unter die Leute!"

Wir glaubten, wir hofften, mit Rosa hinter der Tapete schauerlich zu wirken, und wir machten uns nur der Polizei gegenüber lächerlich, und — wenn uns unsere Erfahrung nicht täuscht, nicht allein der Polizei gegenüber. Unser Gefühl freilich täuscht uns fröhlich weiter; und so halten wir uns an den uralten Trost, daß es dann und wann auch kein kleines Verdienst ist, sich mit Verständniß lächerlich zu machen, und daß alles Heroenthum mit Einer Wurzel auch da hinunterhängt.

Einen giftigeren, ärgerlicheren Freund als den Freund Magerstedt, da er am Sonntagmorgen im Frack bei dem Onkel Püterich erschien, und diesen nicht im Stande fand, den am gestrigen Nachmittage verabredeten Plan auszuführen, hatte der Püterichshof noch nicht gesehen.

Sein nächtlich Spukgesicht wagte der gute Onkel nicht als Entschuldigungsgrund geltend zu machen; seine körperliche Zerschlagenheit, sein gänzliches Unvermögen, heute einen verständigen Gedanken zu fassen, wollte aber der liebe Freund nicht gelten lassen.

„Finten und Flausen! nichts als Flausen und Finten!" zeterte der Herr von Magerstedt. „O ich kenne deine Art, Ausflüchte zu suchen und zu finden, du alter Wechselreiter. He, he, he, soll ich wirklich einmal an die Seifenblase deines guten Rufs — deines Credits bei den Leuten mit dem Zeigefinger tippen? Ei, werden sie sich wundern in der Stadt und in der Villa Piepenschnieder, wenn ihnen das schillernde Ding vor der Nase zerspringt. Püterich, wenn ich jetzo allein eine Visite in der Villa mache, so ist es mit deiner Erbonkelei, dem besten Platz und Bissen bei Tische, dem weichen Rückenkissen, der Fußbank ꝛc. ꝛc. in alle Ewigkeit vorbei. Und wenn das Publicum Wind davon kriegt, wie du deinen Ruf in allen Regenbogenfarben aufgeblasen hast und wie's doch nur Seifenschaum war, so — gratulire ich dir zu den angenehmen Citationen ꝛc., die dir das königliche Stadtgericht in den Briefkasten schieben wird."

„O Magerstedt — sieh mich doch nur an, Magerstedt!"

„Mit höchstem Widerwillen thue ich das bereits seit einer halben Stunde, Püterich; und jetzt rede ich mein letztes Wort zu dir —"

Er kam nicht dazu; denn der Baron kniff plötzlich die Augen zu, und sperrte den Mund auf, legte sich zurück in der Sophaecke und fingirte eine vollständige Bewußtlosigkeit höchst geschickt und zwar aus dem einfachen Grund, weil er einer solchen in der That ziemlich nahe war.

Selbst die beste Natur hält's auf die Dauer nicht aus, daß Alles auf sie eindringt, die Geisterwelt und die Körperlichkeit und beide in der „eminentesten" Weise. Wir, zum Exempel, rühmen uns auch einer guten Natur; aber das längere Zusammensein mit diesen zwei ehrwürdigen Greisen halten wir gleichfalls nicht länger aus. Wir entfernen uns eiligst, tragen aber gottlob das Bewußtsein oder die Gewißheit mit uns fort, daß der Freund Magerstedt unsere kleine Ernesta heute noch nicht als Braut heimführt, und sie also auch morgen noch nicht als junge Frau in das idyllische Hinterstübchen mit der Aussicht in den Püterichshof hermetisch verschließen kann. Als die Dämmerung dieses Sonntags kam, suchte der Onkel Philibert nach dem Gesangbuche seiner seligen Mutter in seiner grade nicht sehr reichhaltigen Bibliothek und je dunkler es wurde, desto weniger vermochte er es, sich selbst zu überreden, daß er das verstaubte Buch mit den silbernen Beschlägen und Klammern nur des Scherzes wegen auf seinen Nachttisch gelegt habe.

Was Freund Magerstedt sich zur anmuthigen Lectüre während der schlaflosen nächtlichen Stunden bereithielt, wissen wir, theilen es jedoch nicht mit. An den Orten, wo dieses interessiren würde, kennt man das doch schon.

VI.

Nun ist es wieder süße Abenddämmerung mitten im schönen Sommer, und

wieder hat Ernesta sich auf das Recht der Jahreszeit und der Natur gestellt und allen ihren Verpflichtungen gegen die lieben Eltern ein Schnippchen geschlagen. Die lieben Eltern wollen es ja nicht anders und so ist das gute Mädchen bei sinkender Nacht hinter den eindringlichsten Vermahnungen, Ge- und Verboten von Papa und Mama weggeschlichen und hinter den Büschen zu dem zierlichen Gartengitter geschlüpft, an dessen Außenseite der Geliebte in aller Verwirrung, Unruhe und Aufregung des Daseins gleichfalls hinter dem Busche harrte.

Unter Umständen soll ein verstohlener Kuß durchs Gitter köstlicher sein als hundert von fünfzig Tanten genehmigte vor vollständig versammelter Verwandtschaft. Hilarion und Ernesta aber fanden das heute Abend noch weniger als am gestrigen und vorgestrigen. Ernesta hatte eine entsetzliche Angst, und der Assessor bei der Regierung hatte einen Geist gesehen und der Geliebten Mittheilung davon zu machen.

Und er hatte die Geschichte, das wunderbare, wundersame Erlebniß dreimal vorzutragen, ehe er im Stande war, seine Verlobte zu der Ueberzeugung zu bringen, daß er ihr nichts vorlüge. In der Beziehung war es Jammerschade, daß er den Onkel Püterich nicht mit als anderen Zeugen an das Gartengitter führen konnte; ihm hätte die Geliebte vielleicht auf das erste Wort geglaubt.

Der Geliebten erstes Wort war natürlich:

„Hilarion?!“

Worauf der Geliebte in fliegender, sich überstürzender Hast erwiederte:

„Ich habe in Leipzig, Bonn und Berlin studirt; ich war heute Morgen auf dem Polizeibureau und ließ mir die Bevölkerungsregister nachschlagen. Ich habe auch keine Ahnung gehabt, daß Rosa von Krippen existirt habe: Ernesta, es giebt doch mehr Dinge zwischen Himmel und Erde als sich unsere Schulweisheit träumen läßt!“

Nomina sunt odiosa, aber Citate sind oft noch viel odiöser: kein Gott hilft uns davon, das von Neuem drucken lassen zu müssen, was die klügsten Leute immer wieder als etwas Frisches beibringen! Crambe bis cocta, zweimal gekochter Kohl kann etwas ganz Delicates sein; aber wenn Ernesta, nachdem sie zum dritten Mal den Geliebten hat ausreden lassen, flüstert: „Also auch die Geisterwelt hält ihre schützende Hand über uns!“ so glauben wir auch das schon häufiger als zweimal in einem Buche gelesen zu haben, ständen uns jedoch selber nicht wenig im Lichte oder vielmehr vor dem Löffel, wenn wir durch diese Bemerkung irgend Jemand den Appetit verdorben hätten.

„Ich möchte mich hier hinwerfen und die Erde mit meinen Nägeln aufreißen, wenn ich mir vorstelle, daß dieses in Fleisch und Blut umher hinkende Gespenst, deines Onkels Freund, in diesem Augenblick sich den Tisch in seinem Hinterstübchen hat decken lassen!“ stöhnte Hilarion. „Stelle es dir vor, daß er dabei nur in der Aussicht schwelgt, dich demnächst als Gegenüber bei seiner Hafergrütze zu haben! Stelle dir mich, stelle dir meine Aussicht dann aus meinen Fenstern auf dich vor und sage mir, was wir thun sollen, um das abzuwenden?!“

Er hatte sich mit beiden Händen in die Haare gegriffen und mit beiden armen kleinen Händchen hielt sich Ernesta an den eleganten Eisenstangen, die sie von dem Geliebten trennten.

„Entsetzlich wäre es!“ flüsterte sie schaudernd. „Ist dieser Einsiedler im tiefen Walde wirklich keine Fabel, kein Märchen, Hilarion?“

Der Assessor zog die eine Hand aus den Locken zurück, jedoch nur, um sich damit vor die Stirn zu schlagen.

„Himmel, wie dumm, wie vergeßlich, wie verwirrt der Mensch ist! Hätte ich mich nicht gleich auch danach auf der Polizei erkundigen können? Daß er existirt, weiß ich freilich. Darin hatte die Erscheinung, hatte — Rosa's Geist Recht.“

„Herz, so will ich all' meinen Muth zusammennehmen, und wir wollen es darauf ankommen lassen. Wo willst du mich mit der Droschke erwarten? und zu welcher Stunde ist es dir am passendsten? Was mich hier erwartet, weiß ich, und es ist das Schrecklichste, was mir begegnen kann. Was haben wir sonst noch zu fürchten, gesetzt den Fall, du habest dich geirrt und nur wunderlich geträumt?!

Ich meine, morgen nach Mittag, wenn Papa und Mama Mittagsruhe halten, ist die gelegenste Zeit. Erwarte mich hier mit einem Wagen und hilf mir über das Gitter. Wir fahren zu deinem Einsiedler, und die Geisterwelt mag fernerhin schützend ihre Hand über uns halten."

„Ernesta! Ernesta! wo steckst du?" rief man in diesem Moment zum zweiten Mal in dieser wahrhaftigen Geschichte vom Hause her, und wiederum flötete das liebe Kind zurück:

„Hier, Mama!"

„Punkt vier Uhr morgen Nachmittag!" flüsterte Hilarion tief, tief aus dem Jammer der Welt hervor, und Ernesta eilte nach einem krampfigen Händedruck der Villa zu. Bis morgen Nachmittag um vier Uhr wissen wir mit keiner Seele in dieser Historie das Geringste anzufangen, und füllen daher die uns sich aufdringenden Mußestunden so gut wie möglich aus. Der Narr rechnet nach Jahren, der Kluge nach Tagen, der Weise nach Minuten, und wir, die wir das Alles durcheinander sind, wir nehmen den Hut vom Nagel und machen einen Spaziergang durch den Aprilabend. Nicht dick und fett mit den Gefühlen eines Philisters, der das fetteste Schwein in der Gemeinde geschlachtet hat; auch nicht mit den Gefühlen des Genius, der da sagt: „Heute habe ich aber 'mal wieder das Dasein von hundert Individualitäten in meiner eigenen durchgekostet und theatrum mundi mag nun meinetwegen einfallen!" — sondern ganz schmächtig und bescheiden, als des hohen Dichters entfernter armer Vetter oder vielmehr Halbbruder, wie die Aesthetiker sagen, der den Tag über wieder einmal saß und allerhand Rauchbilder des Lebens auf den Teller kritzelte. Unseren Lesern und Leserinnen wünschen wir auf ihre Teller ein nahrhafteres Gericht, und dieser Wunsch kommt gewißlich aus einem guten Herzen; denn wir finden in unserer Bekanntschaft nur einen einzigen Menschen, der sich lächelnd ob seiner Behaglichkeit beneiden läßt, und dieser seltene Glückliche gründet sein Wohlsein einzig und allein in dem Schmunzeln, mit dem er sein Tellertuch auf den Knien ausbreitet und ächzt:

„Ha, das ist einmal wieder ein Essen, das Einen für viel geistigen Kummer entschädigt!"

Der Mann hat Recht! der Mann ist glücklich, während der große Genius, der vorhin erwähnte Poet sich's ausmalt, wie Homeros den König Alexander den Großen zwang, um das Grabmal des Achill's zu laufen, — und sich den Kopf darüber zerbricht, wie nun er es anfangen soll, einen künftigen Heros zu bewegen, sich seines Opus wegen außer Athem zu bringen und in Schweiß zu setzen. Daß das seine Schwierigkeiten hat, weiß er, und daß, zum Exempel, Kaiser Wilhelm und Bismarck sich nicht darauf einlassen würden, weiß er auch. Zu Tische kann er mit der Gewißheit ja auch gehen; aber ob auch ihn das Essen für seinen geistigen Kummer entschädigt, ist eine andere Frage. Unsere tägliche Selbsttäuschung gieb uns heute!

— — — — — — — — — — — —

Und Papa und Mama hielten ihre Siesta, und der Assessor Abwarter hielt mit seiner Droschke an der verabredeten Stelle. Ernesta ließ nur zehn Minuten über die verabredete Zeit auf sich warten; dafür aber brachte sie denn auch den Schlüssel zu einem Hinterpförtchen des väterlichen Gartens mit. Sie war ungemein bänglich erregt, faßte sich aber um desto rascher in dem Gedanken, daß es eben nicht anders gehe, und daß die Eltern es ja so gewollt hatten.

„Was ich thue, so thue ich immer eine Sünde!" schluchzte sie, als sie sich von dem Geliebten in den Wagen heben ließ.

„Du bleibst immer gut! und Alles, was du thust, thue ich mit," flüsterte der Assessor neben ihr Platz nehmend. Die Gäule zogen an, es gab einen Ruck, in Folge dessen Mund und Mund sich so nahe zusammenfanden, daß — nun, wir schreiben keine Abhandlung über die Sünde, und was die Erbsünde anbetrifft, so — kurz, sie steckten beide, Jüngling und Jungfrau, im Jammer der Welt, die Droschke rollte in der vorgeschriebenen Richtung fort, und es war einer der heißesten Julitage im Jahr.

Nach fünf Minuten sagte die Jungfrau, ein wenig freier athmend:

„Bester Hilli, du hast doch die Gartenthür wieder zugeschlossen? Ich wollte es dir noch sagen, daß du es thun und den Schlüssel dann über das Stacket auf den Sandweg werfen solltest, habe es aber in der Aufregung natürlich ganz vergessen.

Alle Diebe und Bösewichte, die dem Papa seine Blumen wegholen, schleichen sich von dieser Seite ein."

Der unvorsichtige Assessor hatte eben so natürlich in der Aufregung an dieses auch nicht gedacht. Die Thür stand offen, der Schlüssel steckte im Schloß, und noch einmal den Kutscher umwenden zu lassen, war doch nicht räthlich. Sie fuhren eine halbe Stunde Weges um die äußersten Barrièren der Stadt; dann in einer Pappelallee wieder eine halbe Stunde lang; dann bog der Wagen in einen Communalweg — sie befanden sich im freien Felde und erblickten den Wald auf einer sanft ansteigenden Höhe vor sich.

„O Gott, o Gott, was werden wir erleben?" seufzte Ernesta, und der Assessor wußte keine Antwort darauf; aber ein Trostwort fand er leicht.

Der Kutscher auf seinem Kutschbock pfiff melancholisch die Weise: O Tannenbaum, o Tannenbaum, wie grün sind deine Blätter, — Punkt sechs Uhr Abends erreichten sie die ersten in das sonnige Feld ihren Schatten werfenden Bäume der Wildniß; die Droschke hielt, der Kutscher hielt, öffnete den Schlag, und sah mit einem fragenden Blick auf seine Fahrgäste nach seiner Uhr.

„Wir nehmen Sie auf Zeit, lieber Mann," sprach Hilarion. „Sie warten hier so lange bis wir zurückkehren."

„Ganz wie's den Herrschaften gefällig ist," erwiederte der Kerl, und der Geliebte führte die Geliebte unter den niedrigen Hainbuchen fort, durch das Haselgebüsch auf einem engen Pfade dem Hochwalde zu. So lange es ihm möglich war, sah ihnen der Kutscher nach; dann wendete er sich zu seinen zwei mageren Gäulen und forderte sie durch einen stummen aber unbeschreiblich ausdrucksvollen Gestus auf, seine Ansicht von der Sache zu theilen; und bitten wir unsere Leser einmal von Neuem mit uns zu erkennen, daß eine wahrhaftige Geschichte immer wahr bleibt, und wenn sie auch vor hundert und mehr Jahren erzählt worden sein sollte.

Die zwei abgerackerten, kaum in Haut und Knochen zusammenhängenden Houyhnhnms schüttelten mit dem guten treuen Blick ihres edeln Geschlechtes die Köpfe. Was aber die Yahoos anbetrifft, so sind die seit Dr. Jonathan Swift's und Lemuel Gulliver's Zeiten in Bildung und Feinheit und Genußfähigkeit weit vorgeschritten: sie haben jetzo auch eine Kunst und Literatur! Dem deutschen edeln Volke den Rath zu geben, sich einmal auch in dieser Yahooliteratur umzusehen, ist leider nicht nothwendig. Es hat sich schon längst darin umgesehen, weiß merkwürdig genau darin Bescheid, vergnügt sich ungemein dabei, und — gestattet uns die Bemerkung, daß das rosigste Fleisch, allem anderen Fleisch zum Trotz, doch nur ein frisch gewaschen Ferkel aufzuweisen hat, das über frisch gefallenen Schnee zu Markte getrieben wird. — — — — —

Sie gingen Hand in Hand auf dem lieblichen Waldpfade nach der schwülen, weinerlich-bänglichen, fieberhaften Fahrt von der heißen Stadt heraus. Die Sonne ging erst nach ein Viertel auf Neun Uhr am Abend unter, und es war für das Liebespaar also noch Zeit für Alles — Lichtgedanken, Dämmerungsgefühle und das, was die Nacht in der Menschen Seelen wachzurufen versteht. Folgen wir ihm!

VII.

Der schmale Pfad verlor sich immer mehr in das fröhliche Märchen. Schon seit einiger Zeit konnten Hilarion und Ernesta nicht mehr Hand in Hand gehen; sie wanden sich hinter einander durch das verwachsene Gezweig. Hilarion bahnte den Weg und Ernesta folgte. Sie litten beide an einer süßen Eingenommenheit aller Sinne, die sie unfähig machte, nochmals über sich, ihr seltsames Unterfangen, und die curiosen Dämonen, denen sie sich anvertraut hatten, nachzudenken. Die Vögel rund umher sangen so aufmunternd in ihre Betäubung hinein, daß sie für jedes Mirakel, welches ihnen begegnen mochte, bereit waren.

Zuerst aber begegnete ihnen kein Anderer als Freund Oppermann, und zwar ganz im richtigen Moment, nämlich in dem Augenblick, wo sie zum erstenmal stillstanden und sich umsahen. Der Wald war sehr umfangreich, erstreckte sich meilenweit nach allen Richtungen hin; aber es lebte nur Ein Einsiedler Constantius drin, und der war also, wenn das Glück und der Zufall nicht halfen, gerade so schwer zu finden wie die bekannte Nähnadel im Heuwagen.

„Du hast dich hoffentlich nach dem Wege erkundigt, Hilli?“ fragte die Geliebte, und kleinlaut mußte der Geliebte gestehen, daß er weder bei Rosa von Krippen noch auf der Polizei danach angefragt habe.

„Das ist aber höchst fatal,“ rief Ernesta. „Was fangen wir denn nun an, Herz? Ich glaube, dieser Weg verläuft sich immer mehr in der vollständigen Wildniß. O Hilarion, du hast mich hergeführt und ich verlasse mich ganz und gar auf dich!“

„Das sollst du auch können, Liebste, Beste,“ sagte der Assessor. „Von welcher Seite sind wir denn aber eigentlich hergekommen?“

„Ich meine von dort!“

„Nein, das meine ich nicht; denn bei unserem Eintritt in den Wald hatten wir die Sonne zur Rechten.“

„Solltest du dich da nicht irren, bester Hilli?“

„Gewiß nicht! Aber warte nur; es führen alle Wege doch irgend wohin, und so muß doch auch dieser seine Richtung haben. Laß uns nur noch ein Streckchen weiter gehen, wir gelangen sicherlich bald auf einen gebahnteren Pfad.“

Sie wanden sich noch ein Streckchen weiter durch das Unterholz, und der Jungfrau wurde es immer unbehaglicher zu Muthe. Plötzlich stand sie von Neuem still und sagte ein wenig vorwurfsvoll:

„Siehst du, dieser Weg führt nirgends hin! O Gott, was soll daraus werden, wenn es Abend, wenn es Nacht wird und wir hier noch immer in der Irre herumlaufen. Der Kutscher wird nicht warten bis morgen früh; er wird nach Hause fahren. Wir werden den Einsiedler Constantius nicht finden! Du hast doch nur geträumt und ich habe mich viel zu schnell zu dieser gräßlichen Unbesonnenheit verführen lassen!“

„Mein liebes Kind —“

„O du trägst alle Verantwortung! Du hast mich hier in die Angst, die Verwirrung gebracht. O Gott, o Gott, was werden Papa und Mama, und der Onkel Püterich sagen? Was wird die ganze Stadt sagen? O Gott, da will ich doch tausendmal lieber hier in der Wildniß umkommen und mich von den wilden Thieren fressen lassen, als nach der Stadt zurückkommen und die Leute und Papa und Mama reden hören! O, o, oh, hätte ich mich doch auf der Stelle nach Lausanne zur Madame Septchaines zurückbringen lassen!“

„Ernesta?!“ rief der Geliebte vorwurfsvoll.

„Ja, ja, Hilarion! Mit tausend Freuden wollte ich da meine Erziehung von Neuem anfangen lassen! und auf morgen Abend sind wir zu Erbacher's zum Gartenfest, Concert und Ball gebeten. Meiner Mama Pathe, der junge Herr Richard, ist aus Paris zurückgekommen!“ schluchzte jetzt schon das gute Kind, obgleich die Sonne noch immer hell und freudig am Himmel stand und die Vögel lustiger und lebensmuthiger denn je zwitscherten und pfiffen. Gerade jetzt aber vernahmen sie — Er und Sie — ein Kichern neben sich — vor sich, hinter sich — über sich; sie wußten selber nicht woher es kam: —

„Was war das?“ fragten sie Beide; Oppermann, den ihnen ihr Schicksal jetzt zu Rath und Trost hersendete, war es jedenfalls nicht.

Es raschelte, hustete, fluchte und schnaufte höchst menschlich und deutlich zu ihrer Linken im Busch.

„Gottlob, da kommt ein Mensch!“ seufzte der Assessor bei der Regierung aus etwas befreiter Brust; er hatte sich selten in seinem Leben so sehr nach irgend einem Menschen, den jungen Herrn von Erbacher vielleicht ausgenommen, gesehnt. Er, der in seinem Umgange sonst außerordentlich wählerisch war, machte in diesem Augenblicke die allerbescheidensten Ansprüche, und Oppermann genügte denselben vollständig.

Er war natürlich betrunken, und jünger und hübscher war er seit dem Tage, an welchem er den Eremiten zuerst in seinem Revier entdeckte, auch nicht geworden. Als er aus dem Buschwerk hervorbrach und taumelte, stieß Ernesta einen Angstruf aus und klammerte sich wieder fester an den Geliebten. Oppermann aber legte die Hand über die schwimmenden Aeuglein, griff militärisch so gut es ging zum Gruße an die Mütze, schwankte noch drei Schritte näher und grüßte zum zweitenmal mit einem unbeholfenen Kratzfuß sehr zuthunlich und wie es schien gleichfalls recht erfreut über die angenehme Begegnung.

„Herr Je, Herr Je,“ stammelte er

grinsend, „da — sind wir — die jungen Herrschaften ja schon wieder! Mit Verlaub — Fräulein, was — haben Sie denn bei uns gestern vergessen?“

„Gestern?“ fragte das Fräulein, und:

„Gestern?!“ wiederholte Hilarion eben so verwundert wie sein Bräutchen.

„Mit Verlaub, ich hab' Sie Beide doch gestern Nachmittag erst aus dem Walde herausgedigeriret. Zwanzig Silbergroschen Douceur — der junge Herr hätte auch wohl einen Thaler draus machen können.“

„Liebster Mann,“ rief der Assessor dem immer vergnüglicher blinzelnden Oppermann zu; „gestern waren wir, ich und das Fräulein, nicht hier in Euerm verhexten Walde, und Ihr habt uns also auch nicht wieder hinausdirigiren können. Aber einen Thaler zahle ich Euch mit Freuden, wenn Ihr uns jetzt noch tiefer hineinführt, das heißt zu dem Herrn Constantius, der hier in der Gegend wohnen soll.“

Der Alte hatte sich gluchsend an einen Baum gelehnt und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Mit Verlaub, Sie waren es nicht, die gestern schon beim Herrn Constantius um Rath waren?“

„Gewiß nicht; auf Ehre!“

„Na,“ rief der muntere Greis nickend, „hören Sie, dann fängt es aber allnachgerade an von Ihner hier im Revier zu wimmeln, und der Va—ter — Constan—ti—us hat Recht.“

„Worin hat der Vater Constantius Recht?“

„Darin — nämlich, daß es ihm zu viel wird, und er ausziehen will.“

„Gütiger Himmel!“ flüsterte Ernesta; aber ihr kluger Hilli war mit seinen Ueberredungskünsten glücklicherweise noch nicht zu Ende.

„Hören Sie, alter Freund,“ sagte er zutraulich, „es soll mir auch auf zwei Thaler nicht ankommen, wenn Sie uns diesmal noch den Weg zu Ihrem Einsiedler führen.“

„Hm!“ murmelte der Alte vor einem durch das Gezweig blitzenden Strahl der sinkenden Sonne niesend und dann die Nase mit dem Knöchel des rechten Zeigefingers reibend.

„Ne!“ brummte er, einen Entschluß herausreibend. „Ich thu' es nicht! Er ist seit dreißig Jahren mein einzigster Cumpan und Trost in der Einöde, und er will keine unglücklichen Liebespaare mehr. Er will sich nicht mehr überlaufen lassen. Weshalb sind Sie es gestern nicht gewesen? Gestern wären Sie die Allerletzten gewesen, die er vor sich gelassen hat.“

„Siehst du, Hilarion?“ schluchzte Ernesta, „o Gott, gieb ihm nur schnell ein Trinkgeld und laß ihn uns zu unserer Droschke zurückbringen!“

„Ernesta?!“ stammelte Hilarion, nun wirklich ein wenig vorwurfsvoll; doch glücklicherweise hatte Oppermann der Brave das bängliche Wort des armen Kindes überhört, und ergriff seinerseits von Neuem mit immer dickerer Zunge stammelnd das Wort:

„Wissen Sie, was ich thun will für die zwei Thaler? Ich will Ihnen die Direction angeben, und wenn Sie hernach Ihren Weg allein finden, so ist uns Allen geholfen. Wollen Sie?“

„Gewiß, Sie alter —“ schrie der Assessor bei der Regierung, das Hauptwort im Satze verschluckend.

„Na, dann verlassen Sie sich nur auf Oppermann; Sie sein die Ersten nicht, denen er die Direction angegeben hat. Sie halten sich also zuerst —“

Und er fuhr fort, wir aber fahren nicht in dieser Richtung fort, ihm zu folgen; denn eine umständlichere Wegbeschreibung hatten Hilarion und Ernesta noch nimmer in ihrem Leben erhalten; es war unter allen Umständen ein Jammer, daß er — der Vater Constantius — noch in keinem Reisebuch stand, und daß weder Bädeker noch Herr von Berlepsch ihn in seiner Wildniß aufgefunden und touristengerecht gemacht hatten!

Den Schluß von Oppermann's Rath und Andeutung dürfen wir jedoch unseren Lesern nicht vorenthalten, denn er war in mehr als einer Hinsicht von Wichtigkeit und in jeder ungemein merkwürdig.

„Ohne meinen Dorst hätten Sie lange suchen sollen, liebste junge Herrschaft! Das Trinkgeld ist redlich verdient, da verlassen Sie sich auf Oppermann. Aber Eines will ich Sie noch in den Handel geben, Fräulein; nämlich zweierlei. Als wie erstens, wenn Ihnen etwas Absonderliches begegnen sollte auf dem Wege, so

erschrecken Sie mich nicht zu arg. Es meint's nicht böse und es thut Ihnen nichts, und mehr darf ich nicht sagen. Einige sagen, es ist ein Spuk, Andere sagen, es ist eine Dummheit; aber Oppermann sagt, Alle sind sie Esel und kennen den Wald nicht und was sein Wesen in ihm hat bei Tag und Nacht, bei Sturm und Sonne, bei Winter- und Sommerzeit. Passen Sie nur auf! wenn Es sich meldet, so denken Sie an Oppermann. Es kennt mich und wenn Es hinter mir lacht, so denk' ich nur: Na, na! — und wenn Es mir als ein Funken, Vogel oder als eine nackte Jungfer in Spinneweb kommt, dann sage ich auch: Na, na! — und Es kennt Oppermann auch, und Es ist es und nicht das Echo, das lacht: Aber, Oppermann, Oppermann! und auch sein Pläsir an mir hat —"

„Allmächtiger, Hilarion," rief Ernesta in heller Angst, „hat es nicht vorhin schon gelacht, und wir wußten nicht was es war."

„Sehen Sie, Fräulein!" sprach der Alte sich fester auf den Füßen stellend und mit dem Zeigefinger auf das angstvolle Kind einbohrend — „Das ist Es schon gewesen! Das war Es! und nachher kommen die Leute und sagen, Oppermann hat wieder 'mal 'nen Rausch gehabt, welches ich von Ihnen doch nicht denken kann, liebes Fräulein."

„Hm!" murmelte der Assessor an die Stirn greifend, und:

„Wir wollen umkehren! ich will zu Papa und Mama!" rief das Liebchen.

„Wir wollen weiter — wir müssen und wollen weiter!" sprach der Liebhaber, den Arm um das zitternde Mädchen legend, und Oppermann meinte, ganz väterlich begütigend und beruhigend:

„Ja, gehen Sie nur ruhig zu! Es thut Ihnen nichts, Fräulein; gar nichts! Lachen Sie wieder, wenn Es lacht; das hat Es am liebsten, und womit ich zu meinem zweiten Punkte komme, nämlich zu dem Herrn Constantius, wenn Sie ihn zuerst zu Gesicht kriegen werden, daß Sie denn nicht erst recht erschrecken und mit Recht. Schauderhaft! schauderhaft, sage ich Ihnen! Mit Erlaubniß, haben Sie in Ihrem Leben schon früher einmal einen Einsiedler gesehen?"

„Nein — bis jetzt noch nicht," stotterten Hilarion und Ernesta, worauf Oppermann, mit der Hand rechts abwinkend, während er das Haupt gegen links neigte, sagte:

„Na, denn gratulire ich."

„Wozu?" rief Hilarion, allmälig auch immer verstörter um sich blickend.

„Dazu, daß Sie wahrscheinlich erst bei einbrechender Nacht die Bekanntschaft machen. Scheußlich, schauderhaft, gräßlich! — Vor dreißig Jahren ging es noch an; aber dreißig Jahre lang ungekämmt und ungewaschen ist eine schöne lange Zeit. Ich bin sein Freund; aber wenn ich ihn nicht kennte, so brauchte ich länger als einen Tag, um ihn ansehen zu lernen. Uh, und wenn Sie keinen Einsiedler kennen, so kennen Sie auch keinen Einsiedler, der ein Stück von einer Eichel vom vorvorigen Jahre in seinem letzten Backenzahn stecken hat —"

„Siehst du, Ernesta!" schrie Hilarion, „o Rosa! o du guter Geist — o Rosa! — Ernesta! siehst du, es war kein Traum, ich habe dich nicht getäuscht — er hat Zahnweh — wir finden ihn zu Hause, und Alles, Alles wird gut, mein Herz, mein Lieb, mein liebes, armes, liebes Mädchen, und nun komme mir nicht wieder mit deinem Gartenfest morgen Abend und dem verruchten Laffen, Monsieur Richard d'Erbacher, deiner Mama Pathenkind! ich halte es nicht aus! Da haben Sie meine ganze Börse, Oppermann! und jetzt komm, mein Herz; wir finden den Weg, wir finden den Vater Constantius und Alles, Alles wird gut, — komm, komm!"

Er zog die Geliebte fast heftig hinter sich drein; Oppermann aber, den Geldbeutel des entzückten Jünglings in der harten, knochigen, haarigen Tatze, sprach schwankend das tiefsinnige Wort:

„Und nachher — soll ich — denn immer allein überquer gehen und Dinge sehen und hören — die kein Anderer sieht — und die Oberforstbehörde — am wenigsten. Na, laß sie nur gehen, Oppermann; wir Beide kennen uns, — und der Herr Constantius kennt uns auch."

VIII

Es war eine Lust, eine Beleuchtung und ein Weg, die das misanthropischste

Menschenkind lockend aufforderten, immer tiefer hereinzukommen in den Wald und sich niederzulassen in der süßen Einsamkeit fern des Lärms der Städte, aber — als Zweisiedler! ein Männlein und ein Fräulein in Einem Birkenhüttchen!

Der treffliche Oppermann war selig seines Weges weitergestolpert, in Ernestens Herzchen wurde es allmälig wieder ruhiger, und Hilarion zerdrückte eine Thräne in jedem Auge: er hatte sich noch nie so ganz als Dichter und so ganz und gar nicht als Assessor bei der Regierung empfunden.

Sie gingen auch immer weiter hinein in die Wildniß, wie die gute Stunde sie lockte. Die Villa Piepenschnieder und Papa und Mama, der Püterichshof mit dem Onkel Püterich und dem Herrn von Magerstedt, die da draußen vor dem Walde sie erwartende Droschke sammt dem mürrischen Kutscher wurden zu vor langen, langen Jahren in einem Märchen belächelten Unwirklichkeiten, und Vater Constantius mit und ohne seine Eichel im hohlen Backenzahn die einzige Realität in der ganzen weiten Welt.

Da kicherte es zum zweitenmal, doch diesmal ganz zweifelslos dicht vor ihnen, und — Es zeigte sich! Die beiden jungen Leute standen still — sie erblickten Es, und wir — wenn wir Es unseren Lesern, und vor allen der Leserin zeigen könnten, würden auf der Stelle unsere Feder ausspritzen und unser Dintenfaß aus dem Fenster gießen: wir hätten absolut nichts mehr zu sagen, nichts mehr zu schreiben, nichts mehr zu beschreiben! Innocentia würde uns all' und jeder Verpflichtung und Verantwortlichkeit entledigen! — — — — — — — — — —

Da lag in der jetzt in röthetes Licht sich tauchenden Abendsonne vor dem jungen Paar das, was das Volk eine Untiefe oder Grundlose nennt; nämlich ein stehend Gewässer von geringem Umfange, aber einer nicht ausgemessenen Tiefe. Der Busch, aus dem sie, die Liebenden, hervortraten, zog sich dicht heran, doch der Hochwald umzirkelte das stille Wasser erst in einer Entfernung von dreißig bis vierzig Fuß und ließ in Folge eines alten Windbruchs, gegen Westen zu, der sinkenden rothen Sonne sogar einen ganz freien Raum zu einem letzten Blick in den gründunkelen Spiegel. Von Sumpfpflanzen, Wasserspinnen und Wasserkäfern haben an solchen feuchten Stellen und bei solchen Gelegenheiten Andere geredet: wir erzählen, was Hilarion und Ernesta sahen.

Ein einzelner knorriger Weidenstamm lehnte sich von der westlichen Seite her über das Waldwasser und streckte weithin seine wunderlichen Zweige und hing sie fast bis zu dem kühlen Spiegel hinunter; und auf einem dieser Zweige schaukelte sich ein Wesen, das jeglichem Anspruch an eine Geister- oder Heiligen-Erscheinung Genüge leistete, nur nicht durch die Bekleidung.

Unbeschreiblich lieblich von Miene und Figur, aus Duft gewoben und von der rothen Sonne durchleuchtet — ein Zauber — ein Spuk sondergleichen! ein lächelnd Nymphchen und — vollständig im vergeistigten Costüm einer ersten Tänzerin der königlichen Bühne, wie sie vor einem Menschenalter in dem damals neuesten Ballet vor den Augen und Operngläsern des damaligen entzückten Publicums umherschwebte! — — — — — — — —

Innocentia die Ballerina — in diese alte Weide in der Waldwildniß gebannt zur Strafe ihrer Sünden, wie Rosa von Krippen wegen der ihrigen hinter die Tapete im Zimmer des Barons und Onkels Püterich im Püterichshofe! — „O, es giebt noch eine ewige Gerechtigkeit!" dürften dreist sämmtliche Moralisten und Moralistinnen des Weltalls ausrufen. —

Die zwei Liebenden im Fleisch, Hilarion und Ernesta, standen an einander gedrückt, zurückweichend und doch nicht im Mindesten ob des Anblicks schaudernd. „O Hilli!" hauchte die Jungfrau, und der Assessor flüsterte:

„Still, Herz! Wir wären nicht auf dem Wege zum Vater Constantius, wenn wir nicht Alles für möglich hielten."

„Es lebt! Sieh doch, es winkt!" flüsterte wieder die Jungfrau athemlos, und der Assessor flüsterte seinerseits:

„Und Es winkt uns!"

„Uns!" hauchte Ernesta. „O Himmel, Es will uns doch nicht in den Sumpf locken?"

In diesem Augenblick lachte Innocentia; und der Wald, das stille Wasser im Walde, die Sonne in dem Wasser, die Sonne an den hohen Stämmen des Hoch-

waldes lachten Alle mit, wenn gleich unhörbar; wäre Oppermann noch vorhanden gewesen, so würde der gleichfalls mit gelacht haben, jedoch aus vollem Halse.

„Ich bin die gute Seele — die verkannte gute Seele! Ich bin der Welt Fröhlichkeit, und Recht ist mir geschehen!“ sang der liebliche Spuk. „Ich hab' mein Erdenherz an einen Narren gehängt, und bin in eine hohle Weide zu meiner Besserung gesperrt worden, und mein Narr hat heut' ein Stück von einer Eichel in einem hohlen Zahn! Willkommen in der Einsamkeit, Hilarion und Ernesta!“

„Rosa von Krippen sendet uns, Signora!“ stammelte der junge Mann, den Strohhut in der Hand, und der reizende Spuk erhob beide durchsichtige Hände, legte die eine dann an die Stirn, die andere auf den Busen und hatte alle Mühe, sich auf seinem Zweige im Gleichgewicht zu halten vor Lachen:

„Rosa von Krippen! — Rosa hinter der Tapete?!“

„In dem Püterichshofe!“ rief Hilarion.

„Wo der Onkel Püterich wohnt,“ setzte Ernesta, immer muthiger werdend, hinzu.

„Dann ist uns Beiden die Erlösung nahe!“ sang die Erscheinung in der Weide. „So ist die Zeit der Prüfung vorüber — willkommen im Walde, junges Volk! Es ist gut sein im Walde selbst in der Verbannung, Hilarion und Ernesta! und wenn Ihr sündigt, sündigt aus einem guten Herzen, auf daß Ihr auch in den Wald, in eine hohle Weide gesperrt werdet, und nicht hinter eine Tapete im Püterichshofe! Arme Rosa! arme Rosa! arme Rosa hinter der Tapete! Ich hätte es lieber tausend Jahre hier ausgehalten als einen Tag an ihrer Stelle!“

„Zu Constantius, dem Einsiedler, schickt uns Fräulein von — schickt uns Rosa's — Geist,“ stotterte der Assessor bei der Regierung; aber er hatte sich im hellen Schrecken platt an die Böschung der Grundlose in das hohe Gras gesetzt und seine Braut mit sich niedergezogen; denn Innocentia's Geist that bei seinen Worten auch einen Sprung der Ueberraschung auf dem Weidenbaum und schwebte fast eine Minute lang ungefähr sechs Fuß hoch über dem höchsten Zweige in der stillen warmen Abendluft. Ein Anblick, wiederum gar nicht zu beschreiben!

Wenn junge Mädchen in freudigem Entzücken lachen, so klingt das ungemein lieblich; aber der silberne Klang der Lust, der jetzt durch den Wald zitterte, war mit keinem Laut einer Menschenstimme, auch der lieblichsten nicht, zu vergleichen. Und die Wirkung auf die zwei jungen Leute war um so größer, als in dem nämlichen Augenblick die Sonne hinter dem Horizonte, das heißt dem Walde im Westen versank, der rothgelbe Schein aus den Wipfeln und von den höchsten Stämmen des Forstes forthüpfte, und hier auf einen schönen Tag ein wo möglich noch schönerer Abend folgte. Das freie Land draußen lag natürlich noch längere Zeit in den rothen Strahlen.

Die Erscheinung über der alten Weide war verschwunden; aber das vibrirende Kichern in der stillen Luft dauerte noch einige Secunden fort.

Dann klang es geisterhaft melodisch und seltsamer Weise ein wenig spöttisch:

„Constantius! Constantius! — Bitte, grüßen Sie Constantius!“ und nun war Alles still, und die schöne Wildniß war von Neuem bereit, ruhig jede Bemerkung, jedes kluge Wort, aber auch jede Dummheit anzuhören, in denen ihrer erneuten Verwunderung Luft zu machen, die zwei armen Kinder, Ernesta und Hilarion, sich gedrängt fühlen mochten.

„Oh!“ seufzte Ernesta, ohne fähig zu sein, sich eine weitere Bemerkung zu gestatten. Zu letzterer war Hilarion im Stande; ja, ihm als dem stärkeren Mann gelang es sogar, alle seine Geistesfähigkeiten allen Gesichten und Klängen aus Dschinnistan zum Trotz zusammen zu raffen und vermittelst einer Dummheit von Neuem in der Wirklichkeit festen Fuß zu fassen.

„Es ist verschwunden,“ sagte er, und das war die Bemerkung.

„Wir sind wieder unter uns allein!“ fügte er hinzu, und das war die Dummheit.

IX.

„Scheußlich! schauderhaft! gräßlich!“ hatte Oppermann, der doch wahrscheinlich auch in dieser Beziehung viel vertragen konnte, gesagt, und es verhielt sich ganz so wie er sagte: der Vater Constantius, der Waldbruder, war ein Anblick zum Rücküberfallen. Versuchen wir es nun-

mehr, uns ihm zu nahen, ohne die Augen zuzukneifen, wie ein Kind, das überredet worden ist, einen Igel anzurühren.

Auch wir haben einen Igel anzurühren, und überlassen es der Leserin, in ihren naturhistorischen Schulerinnerungen nachzublättern und sich ins Gedächtniß zurückzurufen, daß es mehrere Arten von Igeln giebt, und darunter eine, vielleicht dann und wann auch von ihr, der liebenswürdigen, reinlichen Leserin, bildlich verwendete, sehr bedenkliche Sorte.

Der Vater Constantius saß vor der Thür seiner Hütte, strickend an einem blauwollenen Strumpf. Einen zweiten Strumpf, ebenfalls von Wolle, aber von graubrauner Farbe, hatte er sich vermittelst eines rothbraunen und außerdem mit dem Porträt des regierenden Landesherrn geschmückten Taschentuches auf die geschwollene Backe gebunden, und wer da weiß, wie unter solchen Umständen der ehrwürdigste Langbart sich repräsentirt und zu einem Schreckniß wird, und wer dabei auf seine äußere Erscheinung etwas hält, der geht sofort hin und läßt sich das zierlichste Bärtchen glatt wegrasiren. Auch wir sind dann und wann Heiligenmaler gewesen, auch wir können idealisiren, wir könnten sogar den Vater Constantius idealisiren; aber wir thun es nicht! Wir malen ihn nach der Natur, die nach einem alten bekannten Liede in jedem Kleide schön sein soll: Einen giebt es ja vielleicht doch wohl unter den vorbeiziehenden Geschlechtern der Menschen, der mit der Hand grüßend winkt und dabei lächelt, wie wir uns es wünschen! — dem Einen oder der Einen werden wir dann selbst den Teufel nicht zu schwarz malen. —

Da der Vater Constantius gezwungen war, seine Wäsche im Waldbache selber zu besorgen, und er überdem keine Gabe dafür hatte, so übertraf sein Weißzeug manches Schwärzliche an Düsterheit. Seine, wie schon zu Anfang bemerkt, durch einen Strick um den Leib zusammengehaltene Kutte war arg geflickt und nicht von einer Hand, die geschickt mit der Nadel umzugehen wußte. Wenn auch er nach Art der Eremiten Sandalen trug, so steckten heute doch, seines Unwohlseins halber, seine Füße in zwei umfangreichen Filzschuhen.

Er sang kein Abendlied, kein weißes Täublein saß ihm zärtlich auf der Schulter; er fütterte kein frommes Reh mit frommer Hand; — er hatte auf eine zu harte Eichel gebissen, er hatte fürchterliches Zahnweh, er hatte seinen Freund Oppermann mit dem strengsten Befehl fortgeschickt, ihm wenigstens heute keine Menschenseele auf dreitausend Schritte nahe kommen zu lassen, und — das einzige Glück war momentan, daß — Hilarion und Ernesta nicht drei oder mehr Monate nach ihrer Hochzeit um Rath, Trost und Hülfe zu ihm geschickt worden waren.

Das würde dann vielleicht auch eine schöne Geschichte geworden sein; aber wahrlich keine wie die, welche wir jetzt erzählen! — — —

Es soll möglich sein, ein heftiges Zahnweh in reinem Quellwasser zu vertrinken; uns ist es noch nicht gelungen. Man soll auch ein Zahnweh verstricken können; dieses haben wir bis jetzt noch nicht probirt; der Vater Constantius aber schien eben den Versuch zu machen.

Er strickte mit einer schier wüthenden Verbissenheit an seinem Winterstrumpf, er strickte wie wahnsinnig; — weder bei Zahnweh noch bei irgend einem anderen Weh haben wir mit einer derartigen dumpfig verstörten Ingrimmigkeit an einer Novelle weiter geschrieben!

Er sah nicht auf, als es seinen Maßregeln und seiner Verabredung mit Oppermann zum Trotz doch wieder im Busch und im welken Laube von Tritten näher kommender Menschen rauschte. Er hatte sich freilich auch die Ohren verbunden; und empor schaute er erst ob des schrillen Schreks, den Ernesta ausstieß, als sie seiner ansichtig wurde.

Ihrer und ihres jungen hübschen Begleiters ansichtig werden, und Strumpf, Nadeln und Wollenknäuel in die Tasche seiner Kutte zwängend, aufspringen, die Capuze über Schädel, Stirn und Nase herunterreißen, und den Rückzug gegen seine Thür antreten war dem Eremiten — eins. Mit kaninchenhafter, dachsartiger Hast suchte er unterzuschlüpfen. Er stürzte sich Hals über Kopf in seine Hütte hinein; — noch ein Moment und es wäre ihm gelungen, die Thür zuzuschlagen und den Riegel vorzuschieben, als Hilarion seinerseits gleichfalls mit aller Hast zuspringend, ihn hinten am Gürtelstrick er-

griff, sein Entweichen verhinderte, den Fuß zwischen die Thür der Klause klemmend, die Verbarrikadirung der letzteren unmöglich machte, und dem scheuen Greise flehentlich zuschrie:

„Nur auf ein kürzestes Wort, ehrwürdiger Vater!“

„Pax vobiscum — alle Hagel — o, es ist nicht auszuhalten! — Man lasse mich ungeschoren!“ kreischte der Heilige fast geifernd in Verdruß und nervösester Wildheit. „Ich will nichts wissen! nichts hören! nichts sehen! nichts, nichts riechen! Nichts, nichts, nichts!“

Mit der Schulter seitwärts vordrängend, suchte er den jungen trostsuchenden Hausfriedenbrecher wieder über die Schwelle seiner Wohnung zurückzuschieben; und bangend die Hände ringend, sah Ernesta diesem Conflict zwischen der Welt und der Weltabgeschiedenheit zu, ohne etwas Anderes dazu geben zu können, als ihre Thränen und ihre Angst.

Ihr Geliebter aber, während er im Innersten seiner Seele ächzte: „das ist ja in der That ein unausstehlicher, ein ganz gräßlicher Kerl!“ blieb nach Außen hin, abgesehen von seinem hartnäckigen Standhalten auf der Schwelle, die Höflichkeit und liebenswürdige Zutraulichkeit selber.

„Nur auf drei ganz kürzeste Wörtchen, Hochwürdigster!“ flehte er. „Ich bitte ganz gehorsamst — Ernesta, Liebe, bitte mit! — Er muß uns hören! es ist seine heilige Pflicht, uns anzuhören!“

Dabei packte er den zappelnden Waldbruder aber immer fester; und dieser, nachdem er sich überzeugt hatte, daß sein Drängen der jugendlichen Kraft des Eindringlings nichts abrang, schien das, was Hilarion eben noch seine heilige Pflicht genannt hatte, nochmals anders aufzufassen.

Plötzlich sich mit einem letzten Ruck losreißend, trat er drei Schritte zurück in das Innere seiner Klause, senkte sodann das becapuzte Haupt und war eben im Begriff, es als einen Sturmbock zu gebrauchen und im heftigen, unvermutheten Ansprung den überleidigen Gast kopfüber, kopfunter wieder in die freie Natur zu schleudern, als Hilarion rief:

„Ich bringe ja nur einen Gruß! Die Geisterwelt sendet uns! Fräulein von Krippen und Signora Innocentia schicken uns! Wir —“

Statt zu springen, setzte sich der Vater Constantius und zwar auf die platte Erde. Mit beiden Händen auf den Boden sich stützend, sah er empor zu dem Jüngling. Die Capuze war ihm zurückgefallen und kein Muskelspiel seines in der höchsten Ueberraschung aufgespannten Gesichtes blieb dem Assessor und der von Neuem fest an den Geliebten sich schmiegenden Jungfrau verborgen. Beide aber, Hilarion wie Ernesta, gaben ihm in der Beziehung im vollen Maße zurück, was sie empfingen.

Mehrere Minuten hindurch starrte man sich wortlos an; und dann, als der ehrwürdige Greis noch immer keine Anstalt machte, sich wieder zu erheben, überwand Hilarion die letzten Regungen seines Schauders. Er griff dem Alten unter die Arme, und vollständig tractabel geworden, ließ sich der Einsiedler emporziehen und auf den einzigen Stuhl seiner Behausung, den ihm Ernesta zuschob, hinsetzen. Es dauerte aber noch eine geraume Zeit, ehe er die Sprache wiedergewann und sein Stupor sich löste in dem langgedehnten Seufzer:

„Innocentia!“

„Und Rosa von Krippen!“ fügte Hilarion hinzu.

„Ist es denn möglich?“ stammelte der Alte. „Habe ich den Schlag vor den Kopf wirklich noch verdient nach einer dreißigjährigen Buße in der Wildniß?“

Wieder nach einer Weile stöhnte er:

„O liebes Fräulein, würden Sie wohl die Güte haben, mir einen Topf voll Wasser aus dem Quell nebenan zu holen? Ich würde selber gehen; aber die Beine sind mir wie abgeschlagen.“

Ernesta ging mit dem Topf, und der Vater Constantius sammelte immer noch an seinen Geistes- und Körperkräften, als sie mit dem klaren, kühlen Trank zurückkam.

„Gießen Sie ihn mir gefälligst über den Kopf!“ ächzte der Eremit, und Hilarion, den Krug am Henkel ergreifend, führte aus, was man von seiner Braut verlangte.

„Huh — prr — ah — prrr — uh! Ariston men hydor!“ ächzte der Einsiedler, sich schüttelnd, und dann mit einem Male frisch emporspringend und beide Hände gegen die Decke seiner Waldhütte emporstreckend, schrie er:

„Wenn die Todten in der Weise zurückkehren, so komme ich auch zurück. Meine lieben, theuern jungen Freunde, bitte, nehmen Sie Platz und erzählen Sie mir das Nähere. Mein gutes, schönes Fräulein, ich bitte Sie inständigst um Verzeihung wegen meiner Aufführung — ich meine wegen des unhöflichen Empfangs so werther Gäste. Aber ich versichere Sie, liebes Fräulein, Sie haben keine Ahnung davon, wie man von den Leuten hier in der Einsamkeit überlaufen wird. Schöne Einsamkeit — wahrhaftig! Wenn ich hier eine Waldwirthschaft mit einem Schilde „Zum Einsiedler" eingerichtet hätte, so könnte es rund um im Holze nicht lebhafter zugehen! Wenn ich ein Heirathsbureau in den Zeitungen angekündigt hätte, könnten nicht mehr rathlose Hülfsbedürftige meine Vermittelung in Anspruch nehmen wollen. Sie kommen nun wahrscheinlich nebenbei auch mit der Absicht; aber mit Ihnen ist das in diesem Falle ganz etwas Anderes. Rosa! — Innocentia! — ich beschwöre Sie, junger Herr, erzählen Sie, berichten Sie, lassen Sie nichts aus! Erzählen Sie mir Alles vom Anfang an; — ich bin ganz Ohr!"

Daß wir nun auch noch einmal Alles vom Anfang an erzählen, kann und wird Niemand von uns verlangen. Ein dahin bezüglicher vereinzelter Wunsch gereichte uns selber zwar zu großer Ehre, aber der großen Mehrheit unserer Leser gewiß nicht zum Vergnügen. Wir erzählen deshalb nur weiter.

Der Eremit war nicht nur ganz Ohr, sondern auch ganz Quecksilber während des Berichtes seines Besuchs. Es zuckte ihm in den Armen und in den Beinen; es zuckte ihm durch alle Glieder und er sprang nur auf, um sich von Neuem zu setzen, er setzte sich nur, um von Neuem aufzuspringen.

Anfangs ein wenig befangen und der eigenen Relation nicht trauend, trug der Assessor Hilarion die Geheimnisse dieser und der andern Welt, so weit sie ihm zwischen gestern und heute bekannt geworden, nach und nach immer fließender vor. Liebe und Geist war das Thema. — Die Villa Piepenschnieder, das Gartengitter und die Geliebte; — die hartherzigen Eltern, der schlimme Onkel und Baron Püterich, der Widerwärtigste aller Sterblichen (wie Ernesta drein warf), der Herr von Magerstedt; — das Junggesellenstübchen im Püterichshof, die Mondnacht und Rosa von Krippen's Erscheinung, — die Droschke vor dem Walde, Oppermann und das liebliche Phantasma am Weiher im Walde —

„Halt," rief der Vater Constantius, „das ist die Hauptsache! Das Uebrige war Ihre Geschichte, meine jungen, armen, guten Freunde, — hier aber beginnt die meinige! Lassen Sie sich jedoch nicht unterbrechen, erzählen Sie weiter; es dreht sich Alles um mich her, und dazwischen begreife ich Dinge, die mir bisher vollkommen unbegreiflich hier in der Wildniß gewesen sind, — o Innocentia — Innocentia — Innocentia. Du warst es, a matronis detestata, die hier vor meine Thür gebannt war, deiner Buße wegen, und um dich lustig über mich machen zu können? — Großer Gott, und die Andere hat ihre dreißig Jahre hinter der Tapete, hinter Philibert's Sophawand absitzen müssen?! Kinder, Kinder, wenn Ihr mit Eurem Bericht fertig seid, will ich Euch meinestheils Alles, Alles klar machen! Gütiger Himmel, mir selber ist es so klar, daß der Verstand mir still steht, das Zwischenreich für mich beginnt und ich in jedem beliebigen Augenblick von meinem Bürgerrecht in Dschinnistan Gebrauch machen kann!"

„Wir sind zu Ende, — nicht wahr, Ernesta?" fragte Hilarion.

„Und wir wollten nur bitten, uns jetzt zu sagen, was wir thun sollen; — es wird so sehr Dämmerung!" fügte die Jungfrau scheu hinzu.

„Davon später," rief der Einsiedler. „Wir kommen glücklich wieder aus dem Walde heraus! Nehmen Sie Platz, da, setzen Sie sich auf den Rand meines Lagers. Lassen Sie es ruhig Dämmerung, lassen Sie es Dunkelheit, lassen Sie es Finsterniß werden, aber lassen Sie auch mich jetzt zum Worte! Ich kenne den Wald durch und durch, ich führe Sie auf einem Richteweg zu Ihrem Wagen, und morgen — komme ich in die Stadt und spreche mit Papa und Mama und Alles wird gut werden; aber augenblicklich muß ich mir Luft machen! Die Wände in der Stadt und die Bäume im Walde haben

Zungen bekommen; und wenn die Wände und die Bäume anfangen zu reden, so will und muß ich auch sprechen! Setzen Sie sich und hören Sie zu und nehmen Sie sich ein Exempel dran."

Hilarion und Ernesta ließen sich auf dem ihnen angewiesenen Platze nieder, und der Einsiedler, Vater Constantius, entäußerte sich seiner Historie.

Und was kam zum Vorschein?

Alle Glieder fliegen auch uns, und bitterer Zweifel bestürmt uns, ob je die Menschheit sich soweit bezwingen wird, Vernunft anzunehmen.

Nichts Anderes kam natürlich heraus als die Trivialitas trivialitatum, die uralte, abschmackige Geschichte, daß ihn, den Waldbruder, die Eine liebte, daß er die Andere liebte, daß diese Andere einen Dritten liebte, und daß dieser Dritte, nämlich der Baron Püterich, der einzige Verständige unter der ganzen Gesellschaft war, da er nur sich selber liebte, jedoch sein Vergnügen nahm, wie er es fand und wo er es fand!

Wir verschweigen an dieser Stelle diesmal den Familiennamen des Vaters Constantius, da dieser Name sonst noch existirt. Sonderbare Erfahrungen haben uns in der Hinsicht vorsichtig gemacht und wir lassen unseren Eremiten hin und her hüpfen in seiner Klause und seine Beichte hervorstoßen, ohne uns die Finger zu verbrennen.

„Daß ich einer der elegantesten Genieofficiere in der Armee, zugleich ein Weiser und ein Held, war, sehen Sie mir nicht an, Fräulein; aber es verhielt sich so, und daß ich immer ein Mensch von meiner eigenen Façon war, mögen Sie dreist daraus abnehmen, daß ich seit dreißig Jahren hier sitze, und mich lächerlich mache, und mich von Innocentia's Geiste necken lasse. O, mir geschieht schon Recht! Wenn ich daran denke, wie viel Politik, Carriere, Wissenschaft und Kunst ich während dieser Zeit versäumt habe, so möchte ich auf der Stelle rasend werden! Und Rosa, Püterich's Verlobte und meine Geliebte hinter der Tapete! und Innocentia — sie, der Stern in den Nächten von hunderttausend Narren von einer andern Art als ich, Innocentia in dem Weidenbaum am Froschpfuhl! — Und die Süße, die Lichtglänzende, die Arme hat meinetwegen ihrerseits ihre Carriere verfehlt! Sie hätte als Prinzessin XX sterben können, und sie ist meiner Dummheit wegen am gebrochenen Herzen gestorben! Du liebster Himmel, unglaublich ist es; aber die Bäume sprechen, die Wände reden, und wenn mir die Ohren nach meinem Verdienst wüchsen, würden sie sofort das Dach mir über dem Kopfe durchstoßen! Das also hat mich gezupft? Das also hat mir über alle Pfade geglänzt! Das also hat auf allen Wegen durch diese Langweilerei hinter mir drein gelacht? — O Innocentia, und um was für eine geschraubte und verschrobene Gans habe ich das schönste Glück des Lebens nicht aus deinen Händen und deinem Herzen annehmen wollen?"

„Siehst du, so muß man sein, wenn man wirklich liebt, Hilli!" flüsterte das Fräulein dem Assessor zu, doch dieser hatte keine Zeit, Acht darauf zu geben. Mit offenem Munde sah er auf die Sprünge und horchte auf die Worte des Einsiedlers.

Auch dieser auf nichts, als was er selber hervorsprudelte, Acht gebend, schrie weiter:

„Und Püterich lebt noch! und Püterich fühlt sich noch immer wohl in seiner Haut! Er, dem Rosa — meine Rosa mit ihrer ganzen Seele sich hingegeben hatte! — Dreißig Jahre hinter der Tapete! es ist nicht auszudenken; — man fängt an, an Allem zu zweifeln; an Kant, an Hegel, an Schopenhauer! Zweimal zwei ist fünf, und Humboldt's Kosmos ist entweder gar nicht geschrieben oder ist vom Freund Magerstedt, den die Kameraden wegen Wechselreiterei, Wucher und lächele aus dem Regiment stießen! Nathan der Weise ist ein Product des Patriarchen von Jerusalem; Goethe's Werke sind Wagner's Erzeugnisse, und Schiller — Schiller ist auf seinem Sterbebett zum Katholicismus übergetreten! Ich selber bin gleichfalls nur das Erzeugniß einer aus Rand und Band gerathenen Phantasie, und der letzte Rettungsanker, den ich auswerfen kann, ist einzig und allein, daß ich morgen in die Stadt komme und mit Erbacher, meinem Banquier, spreche. Mit meinem Banquier und Vermögensmandatar —"

„Und mit Papa und Mama!" flüsterte Ernesta verschämt. „Unseretwegen!" fügte sie noch verschämter hinzu.

„Gewiß! mit dem größten Vergnügen!

Alles werde ich thun, was in meinen Kräften steht!" rief der Einsiedler, und der Assessor Hilarion Abwarter sprach zu seiner Verlobten gewendet:

„Siehst du, die Geisterwelt hielt nicht umsonst ihre Hand über uns! Er hat einen Banquier! der Herr von Erbacher ist sein Vermögensverwalter! Alles, Alles wird gut, und der Onkel Püterich und sein Freund Magerstedt setzen ihren nichtswürdigen Willen nicht durch. Rosa von Krippen wollte es nicht, und Innocentia hat uns lachend im Walde begrüßt."

„Wozu sie nach allen Richtungen hin die Berechtigung hatte!" schloß der Vater Constantius, von Neuem mit beiden Händen nach dem Kopfe greifend. „Bei Allem, was den Menschen zusammenhält, ich denke, wir reden von etwas Anderem; — was kann ich Ihnen zur Erfrischung vorsetzen, meine lieben, jungen Freunde?"

Zu den Eicheln des vergangenen Jahres rieth er selber nicht, und was er sonst noch seinen Gästen anzubieten hatte, wird leider für immer ein ungelöstes Räthsel bleiben und zwar durch die Schuld Hilarion's und Ernesta's. Beide dankten eifrig und herzlich für Alles. Es war jetzt in der That vollständig Dämmerung geworden, und der Abendwind fing bedenklich an, im Walde rund um die Hütte des Klausners zu rauschen. Sie hatten es Alle nicht gemerkt, doch nun blickten sie Alle in demselben Moment empor und sahen, daß die Nacht gekommen sei.

„Was werden Papa und Mama sagen, und was soll ich ihnen sagen?" wiederholte das Fräulein ihre Hände zusammenlegend.

„Grüßen Sie Beide von dem Vater Constantius und kündigen Sie ihnen meinen Besuch an, liebes Kind," tröstete der Eremit; und dann führte er sie auf seinem „Richtewege" durch die Wildniß, die liebliche, kühle, lispelnde, rauschende Waldnacht bis wieder unter die letzten Bäume des Forstes; und die Droschke hielt wirklich noch an der früheren Stelle. Der Kutscher hatte seine jungen Fahrgäste nicht verloren gegeben. Er hatte seinestheils gleichfalls mit Oppermann gesprochen, und Oppermann als ein verständiger, nachdenkender Mensch hatte gesagt:

„Verfluchter Kerl, für die Hälfte des Trinkgeldes, das dir Grobian in diesem Casu bevorsteht, wartete ich bis ans Morgenroth, wie's im Orgelliede stehet. Und wenn Leonore, oder wie die hübsche kleine Mamsell sonst heißt, erst um Mittag fahren wollte, so wär's mir auch recht. Mein Name ist Oppermann, Herr Oberförster."

Das hatte dem Kutscher eingeleuchtet und er riß den Wagenschlag jetzt mit einer Dienstbeflissenheit auf, die wir begründen mußten, um sie glaublich zu machen. Der Assessor hob das Fräulein in das Gefährt, der Einsiedler schob den Assessor hinein, und zu dem Vater Constantius sprach der Rosselenker:

„Sie steigen wohl lieber zu mir auf den Bock?" Professor der Philosophie war der Bursche nicht, aber er hätte es in jedem Augenblick werden können; und wenn wir je in der Philosophie dieser unserer Geschichte stecken bleiben, wenn uns durch einen schnöden Zufall die vorliegenden Documente vernichtet werden sollten, so würden wir uns zur Wiedervervollständigung des Materials dreist und ruhig an ihn wenden können, zumal da er seiner Frage hinzulog:

„Na, drei Fuhrbestellungen habe ich aber der Herrschaften wegen in den letzten drei Stunden verabsäumen müssen." — —

Die Sterne vom Himmel, und ein Trinkgeld für das nächste Bedürfniß!

X.

„Bin ich es noch?" fragte sich der Waldbruder, als er eine Stunde später wieder einsam und allein am Tische in seiner Hütte saß und in das Licht seiner Oellampe starrte. Er dachte zehn Minuten über die Frage nach und löste sie nicht. Wer löst überhaupt solche Fragen?

„Jedenfalls bin ich ein schöner, ein recht netter Constantius!" murmelte der Alte. „Blasen mir diese beiden Kinder auf meine dreißig Jahre weisester Weltabgeschiedenheit, nennen mir einen Namen und erzählen mir eine Geschichte, die sie wahrscheinlich selber nicht glauben, und — hier sitze ich und möchte mich selbst in die Nase beißen, um den Glauben an meine Existenz im Kosmos wiederzugewinnen! — Innocentia! — Alles dieses sieht ihr doch so ganz ähnlich! So machte sie es im Leben! so führte sie uns Alle

an der Nase! — Und wohin, wozu wollte sie mich, als wir Alle noch jung waren, führen, ziehen? — Wie glänzt und lächelt das lieblich durch die Nacht der Zeiten! — Und sie hatte einen so übeln Ruf und war doch die Schönste, die Beste, die Unschuldigste von ihnen Allen! — Innocentia! Wie haben wir uns so grimmig lächerlich gemacht, wenn wir über ihren süßen Namen lachten und schlechte Witze drüber rissen! — Uh, nun hat sie dreißig Jahre lang hier im Walde über mich gelacht, und Recht ist mir geschehen! O du mein Heiland, was für Witze werden sie und ihre Genossen und Genossinnen in Busch und Baum, im Bach und Sonnenstrahl, im Wind und Regen über mich gemacht haben? Und dann die Andere! — dreißig Jahre hinter der Tapete? es ist nicht auszudenken, aber ähnlich sieht es ihr auch! — O Püterich, Püterich, Philibert Püterich, ich habe freilich die Absicht, dich morgen meine ganze Verachtung fühlen zu lassen; aber eins hat mir die Einsamkeit verliehen — Selbsterkenntniß! und der größte Narr von uns Zweien bist du nicht gewesen. Und dieser Magerstedt! — o du mein Leben, wie diese Kerle sich amüsirt haben werden, derweilen ich hier als ein Schuhuh saß — Uh!"

Der hohle Backenzahn und das Stück von der anachoretischen Frucht des Eichbaums drin, die bis jetzt geschwiegen hatten, meldeten sich auch von Neuem, und zwar als müßten sie viel Versäumtes nachholen.

Mit beiden Händen an der Backe, ächzte der Einsiedler um seinen Tisch herum.

„Das kommt nun auch Alles zusammen!" stöhnte er. „Und dabei soll man dann seine Beschaulichkeit unverstört erhalten. Aber ich habe es mir lange gedacht, daß dieser Ort für meine Constitution zu feucht sei. Was bin ich hier anders gewesen als ein Trockenwohner für Fuchs, Luchs, Dachs und Eule? Da hat selbst sie es angenehmer gehabt hinter ihrer Sophawand, meine — Rose, Rosa von Krippen! Ich kenne das alte Gebäude, — die Jahrhunderte haben dran getrocknet. O Innocentia, Innocentia! — ich lasse mir ihn ausziehen, und — bei allen Dämonen in allen Elementen — ich ziehe selber aus. Morgen mit dem Frühesten bin ich auf dem Wege zum Zahnarzt — das ist wenigstens ein plausibler Grund für einen Charaktermenschen, um seinen festesten Vorsatz zu ändern! Nebenbei werde ich dann ja auch wohl erfahren, was an der tollen Historie, die mir da das junge Volk der Gegenwart vorhin vorgetragen hat, Wahres ist. Eines steht fest: weder zu diesem gräulichen Ziehen in der Kinnlade noch zu den Wundern, die dies unglücklich verliebte Pärchen mir aus der Stadt und aus dem Walde zutrug, braucht die eigene Phantasie das Geringste hinzuzuthun."

Damit setzte er sich wieder, oder fiel vielmehr erschöpft auf seinen Stuhl zurück. Er nahm die heiße Stirn in die Hand und heulte dumpf vor Schmerz und in der Erinnerung früherer Tage. Am andern Morgen aber finden wir ihn sonderbarerweise noch am Leben. —

Der andere Morgen fand seinerseits die kleine Ernesta, in Thränen und Verzweiflung aufgelöst, in ihrem Kämmerlein in der Villa ihrer guten, sorglichen Eltern sicher hinter Schloß und Riegel; und machen wir Papa und Mama durchaus keine Vorwürfe deshalb. Wir würden unser Töchterlein unter den obwaltenden Umständen gleicherweise hinter Schloß und Riegel verwahrt haben.

Wie die junge Sonne den Assessor Hilarion fand? — Wir geben Stift, Pinsel und Farbentöpfe in die Hand der Leserin und überlassen ihr die Ausmalung; sie wird sicherlich das richtige Colorit treffen.

Der Herr von Magerstedt machte erst gegen Mittag Toilette und auch dabei sind wir nicht gern zugegen. Aber der Onkel Püterich?!

Er hörte den Freund im Stockwerke unter sich bei seiner morgendlichen Verschönerungsarbeit summen und husten und bekam mehrfachen Besuch von verschiedenen Gläubigern, die sich heute, wie sie sich ausdrückten, zum allerletzten Mal zum Narren halten ließen. Außer dem jungen Tage hielten zwei Geisteraugen den Onkel, hinter der Tapete hervor, scharf im Blick; — o könnten wir ihn doch auch mit diesen Geisteraugen, mit den Augen Rosa von Krippen's, sehen! Da wir es nicht vermögen; da wir nicht den leisesten Funken einer gespenstischen Liebesflamme gegen ihn in uns zu erwecken im Stande sind, so bleibt uns nichts übrig, als uns schaudernd abzuwenden:

„Brrrr!" — — — —

Frische Luft ist uns wieder einmal das erste aller Bedürfnisse geworden, und es zu befriedigen, liegt gottlob in unserem Vermögen. —

Der große Wald schüttelte im Sonnenschein den Nachtthau ab, und der Einsiedler, Vater Constantius, verließ den Wald, um sich nach dreißig in der Abgeschiedenheit von der Welt zugebrachten Jahren zum ersten Mal wieder in die Stadt zu verfügen und mit seinem Banquier zu sprechen. —

„Ah!" — — —

O wie der Wald hinter ihm drein gelacht und gekichert, o wie Innocentia sich über ihn amüsirt hatte! Ueber ihn, seinen verbundenen Kopf, den Strick um seine Hüften und den dicken Prügel, den er zu seinem Schutz und Trost aus seiner Sammlung von Knitteln zur Begleitung ausgewählt hatte. Bis unter die letzten Bäume hatte ihn der feine, der zierliche, der lustig-liebliche Spuk, der nicht hinter der Tapete gesteckt hatte, begleitet, und dann — war seit Erschaffung der Erde noch nie eine Lerche so hoch in die blaue Luft gestiegen, als die, welche bei dem Austritt des Alten aus dem jungen Gebüsch über seinem Haupte hing und zwitschernd aus Voltaire tirelirte:

„C'est le triomphe de la raison, de bien vi, vi, vi, vivre avec les gens, qui n'en ont pas!"

„Und dreißig Jahre lang hab ich mit mir selber gelebt!" stöhnte der Vater Constantius in demselben Moment, wo der kleine kluge Vogel aus dem blauesten Aether zurückfiel in die Ackerfurche zwischen die hohen Halme des Weizenfeldes.

„Constantius!" rief es noch einmal spöttisch-zärtlich im Walde; doch der Alte zog den Kopf zwischen die Schultern und stapfte weiter, von der frischen Höhe hinab der Dunstwolke zu, welche die Stadt überhing. Die Geisterwelt muß wohl mit einem ausgebildeten Sinn für innere geistige Schönheit begabt sein; wir in Innocentia's Stelle würden dem grauen Biedermann ganz etwas Anderes nachgerufen haben. —

Er rannte zu. In einem kurzen Trabe nahm er den uns bereits bekannten Weg zur Stadt unter die Füße. Erst fünfzig Schritte von der ersten Vogelscheuche im Felde, die gleich ihm mit einem dicken Prügel bewaffnet war und auch sonst ihm ungemein ähnlich sah, fiel er in einen gemäßigteren Gang. Er hatte diese Vogelscheuche aus der Ferne für den ersten lebendigen Menschen auf dem Pfade zu den übrigen Millionen seiner Brüder und Schwestern gehalten, und er athmete befreit auf, als er sah, daß er sich geirrt habe.

Der erste wirklich lebendige Mensch, der ihm begegnete, war ein altes Weiblein, das seinerseits ihn anfangs für eine Vogelscheuche genommen zu haben schien und hell aufkreischte, als es seinerseits sah, daß es sich gleichfalls geirrt habe.

Mit gefalteten Händen stotterte die Alte ein Stoßgebet.

„Friede sei mit Euch! guten Morgen — ein angenehmer — Morgen, Mütterchen!" sprach der Eremit, den der Eindruck, welchen er hervorbrachte, beinahe noch einmal zur Umkehr bewogen hätte. Aber ein neues scharfes Zucken durch den Zahn machte ihn zum Herrn seiner sonstigen Empfindungen. Er schritt weiter und traf auf den zweiten Lebendigen, einen reitenden Wächter der öffentlichen Sicherheit, der nicht aufkreischte, sondern seinen Dienstgaul anhielt und den Vater Constantius nach seiner Legitimation fragte.

Der Gestellte hatte zu antworten, und diesmal wäre er beinahe umgekehrt worden, und er entging diesem Schicksal nur mit genauer Noth.

Papiere konnte er nicht aufweisen; die idealste Auffassung von Welt und Leben kam dem Mann mit dem Helm und Säbel nicht nur „verflucht curios", sondern auch „verteufelt verdächtig" vor; — Oppermann aber half.

In seiner höchsten Verlegenheit berief sich der Alte auf seinen Freund Oppermann, und der Dragoner sprach:

„Dem Seiner sind Sie? Nun, das hätten Sie ja gleich sagen können, Herr! — Zum Zahnarzt wollen Sie? Dieses konnte ich Ihnen doch nicht anfühlen; — das haben wir alle Tage, daß wir solch einen Vagabonden von einem falschen Gebresten curiren. Aber wenn Sie Oppermann Seiner sind, so ist das freilich eine andere Sache; wir haben dann schon manchmal zusammen über Sie discurirt, und so marschiren Sie nur zu und ver-

suchen Sie's selber drunten, ob man Sie durch die Barriere läßt. In der Stadt mögen Sie dann meinetwegen aussehen, wie Sie wollen."

„Ich empfehle mich, Herr Wachtmeister," sprach der Einsiedler, und der Landdragoner, an den Helm greifend, sah ihm noch eine geraume Weile kopfschüttelnd nach.

„Wenn der nicht ins Naturaliencabinet gehört, so will ich mich sammt meinem Pferde ausstopfen und zum öffentlichen Nutzen und Pläsir drin aufstellen lassen!" brummte er, ehe er weitertrabte. „Aber es hat mich doch gefreut, endlich den Kerl einmal gesehen zu haben."

In der Pappelallee war schon ein bunteres Leben, und der Vater Constantius wünschte sich eine Tarnkappe, um ungesehen die Stadt zu erreichen. Jede ihr Dasein auf die Verwunderung der Menge gründende öffentliche Persönlichkeit hätte ihn um das Aufsehen, welches er erregte, beneiden können.

„Hurrjeses!" staunte das gemeine Volk.

„Aber ist es denn möglich? Giebt es dergleichen wirklich noch?" fragten sich die Gebildeten; und der Waldbruder zog statt der mangelnden Tarnkappe die Capuze über die Nase und wendete sich in äußerster Beklemmung am ersten Thor seitwärts. Er wagte es hier noch nicht, einzutreten; scheu schlich er über die Promenade zum zweiten Thor, und — da erst wagte er es.

Zu seinem Glück wurde gerade inmitten des bekannten großstädtischen Getümmels ein Betrunkener auf die Wache geführt.

„Oppermann!" murmelte der Eremit. „Ich setze ihm eine lebenslängliche Rente dafür aus!" fügte er hinzu, und mit drei weiten Schritten befand er sich gleichfalls inmitten des Gewühls und war geborgen. Fünf Minuten später stand er im Schatten eines öffentlichen Monuments, schwindelnd, aber doch gefaßter. Letzteres hinderte freilich durchaus nicht, daß er wie ein Verzückter um sich starrte; er hatte es ganz und gar vergessen, wie viele Menschen und wie viele Dinge sonst noch es auf Erden gab. Jeder Rippenstoß, den er erhielt, war ihm eine neue Offenbarung; und wieder eine Viertelstunde später stellte er, auf einem Eckstein an einem weiten, sonnigen, wimmelnden Marktpatze sitzend, selber an sich die Frage:

„Aber ist es denn möglich? Giebt es — mich denn noch in der Welt?" — —

Da sich jetzt Niemand mehr um ihn kümmerte als ein altes Fischweib, das ihn recht freundlich grüßte, und da ihn sogar die Polizei vollständig ignorirte, so wurde es ihm allgemach ganz vergnüglich zu Muthe. Sein Zahnweh war ob der Aufregung auf einmal wieder wie weggeblasen, und er fing an, Hunger zu verspüren, und sah sich nach einer Gelegenheit um, denselben zu befriedigen.

In einer Spelunke niedrigsten Ranges speiste er zu Mittag und zwar seit langen Jahren zum ersten Male warm. In einer Restauration höherer Art würde ihn kein Kellner etwas Anderen als eines Rufes nach dem nächsten Schutzmanne gewürdigt haben; aber bei der irdenen Schüssel und dem Blechlöffel fand er Gesellen, mit denen er auf gleichem Fuße stand; das Getränk war auch zu loben, und höchlichst gestärkt — „als ein ganz anderer Mensch!" — erhob er sich von der Bank, um von Neuem in die heiße Mittagssonne hinauszutreten.

Das Interesse an den immer wechselnden Bildern um ihn her wuchs dergestalt, daß er nach und nach ganz vergaß, weshalb er eigentlich hergekommen sei. Die Straßen auf und ab wandelnd, widmete er den Schauläden ein stets steigendes Interesse. Vor den Fenstern der Buchhändler widmete er den Titeln der neuesten Bücher das intensivste Anstarren. Wir könnten mehr als einen Collegen an dieser Stelle glücklich machen, indem wir durch die specielle Erwähnung des Titels seiner Bücher an seiner Unsterblichkeit mitarbeiteten, aber —

Der Vater Constantius reißt uns nach der anderen Seite der Gasse hinüber. Hier, vor einem Schneiderladen stehend, vergleicht er sein jetziges Costüm mit dem, was er vor dreißig Jahren ablegte, und dieses wieder mit dem, was heute Mode ist; und dreimal mit dem kleinen Finger der rechten Hand die Stirn berührend, murmelte er:

„Hm!"

Kopfschüttelnd kreuzte er von Neuem die Gasse und stand wieder eine Weile vor dem Fenster des Buchhändlers.

„Sonderbar!“ sagte er und dann nach einem längeren Nachdenken: „Der Kerl ist sicherlich im Besitz eines Spiegels!“

Nun wendete er sich, seinen Weißdornknittel hoch hebend:

„Bei allen Geistern in der freien Natur und hinter der Tapete, daß ich den Leuten curios vorkomme und daß ich aus der Mode bin, weiß ich; aber wissen will ich jetzt, zum Henker, wie ich eigentlich aussehe!“

Und seinen Stab weit hin unter das erstaunte, lächelnde Volk schleudernd, griff er erst in seinen Bart und dann in seinen Busen:

„Es geht nicht anders! Ich muß mich sehen! Vom Kopf bis zu den Füßen muß ich mich endlich einmal wieder sehen!“

Auch der maître tailleur würde sofort nach der Polizei gerufen haben, wenn nicht der seltsame, wie außer sich in seinen Salon hereinstürzende Kunde ihn augenblicklich in der Sprache des Erbfeindes angerufen haben würde:

„Un moment, monsieur! Je m'expliquerai en deux mots! Nur drei Worte, mein Bester!“

Drei Worte und der Wurf einer alten abgegriffenen Lederbrieftasche auf das Bureau des Künstlers genügten vollkommen. Der Vater Constantius explicirte sich auf eine Weise, die den Gentleman-taylor mit offenem Munde lauschen ließ und ihn ungemein höflich machte.

„Disposez de moi!“ stammelte er. „Je ferai tout pour vous obliger, monsieur!“

„Aber Zeit habe ich nicht!“ schrie der Einsiedler.

„Ich glaube den verehrten Herrn auf der Stelle und ganz nach seinen Intentionen bedienen zu können, und es wird mir eine sehr große Ehre sein,“ stotterte der Schneider, in aller Verdutzung und Betäubung mit den ungeheucheltsten Bücklingen sich die Hände reibend. So etwas war ihm selbst in London und Paris nicht vorgekommen!

XI.

Der Püterichshof lag schwül in der hundstäglichen Spätnachmittagssonne, so weit dieselbe ihn abreichen konnte, da. Es war dazu ein eifriger Geschäftstag der Firma Aldenberger und Compagnie, und ein fast wildes Getreibe herrschte vor den Thorwölbungen, in den Höfen, Magazinen und auf den Speichern des alten Patricierhauses. Lastwagen und Rollwagen fuhren ab und zu; Fässer wurden gerollt, in Keller versenkt und aus Kellern emporgewunden; Ballen und Kisten lagen hoch aufgethürmt oder schwebten an den Windeseilen von den Dachluken herab oder zu ihnen empor. Auf- und Ablader, Commis, Buchhalter und Principale befanden sich in brennendster Thätigkeit. Niemand schien für irgend etwas Zeit zu haben, und ein ältlicher, höchst anständiger Herr von sehr comfortablem Aeußeren, der sich im Getümmel des Hofraumes nach einigen Miethsbewohnern des Gebäudes erkundigte, hatte seine Fragen mehrfach zu wiederholen, ehe er eine befriedigende Antwort erhielt.

„Baron Püterich? — Vorderhaus, linker Flügel, dritter Stock! — Herr von Magerstedt? — Zweites Stockwerk, eben dort! — Assessor Abwarter? — Hintergebäude, drei Treppen hoch, dort in die Thür!“

„Ich danke gehorsamst,“ sprach der alte Herr mit dem rundlichen Bäuchlein und dem spanischen Rohr mit Goldknopf. Dabei rieb er sich das glattrasirte Kinn und zupfte an der Cravatte wie Jemand, der sich nur mit einiger Mühe in einer ihm fremden Umgebung orientirt.

„Werde ich die Herren wohl zu Hause treffen?“ fragte er noch einmal und hatte sich mit der Antwort zu begnügen:

„Darüber führen wir nicht Buch. Erkundigen Sie sich, Herr.“

Der alte Gentleman stieß ein wenig entrüstet sein spanisch Rohr auf den Boden und brummte etwas nicht ganz Verständliches vor sich hin; dann aber schritt er würdig der Thür und dem Hintergebäude zu, die, wie man ihm angegeben hatte, zur Wohnung des Assessors emporführte.

„Am Ende habe ich es noch für einen Trost zu nehmen, wenn ich den jungen Menschen auf seiner Stube finde!“ murmelte er und stieg ein wenig mühsam die steilen Treppen empor.

Die Abendsonne vergoldete die Fenster des jungen Menschen, die Photographie seiner Geliebten auf der Miniaturstaffelei zwischen den Papieren des Schreibtisches

und — mit einem letzten lächelnden Blick den jungen Menschen selber. Er aber lag auf dem Sopha, beide Hände unter dem wirren Haupte und vorläufig total unfähig, einen zureichenden Grund für sein längeres Athemholen, Actenschreiben und Reimesuchen zu finden. In einer unbeschreiblichen Stimmung, d. h. in einer seelischen und körperlichen Abspannung, die leichter als sonst irgend etwas in der Welt nachzufühlen sein wird, lag er da. Die Schicksale der Menschen um ihn her gingen ihren Lauf, sein eigenes Schicksal aber schien still zu stehen. Rundum war die Welt in lebhaftester Bewegung, und er hatte still zu sitzen oder vielmehr dazuliegen und Alles, den Geschäftslärm der Firma Aldenberger und Compagnie nicht ausgeschlossen, auf seine Nerven wirken zu lassen. Eine Nase von seinem Vorgesetzten, Geschäftsversäumniß betreffend, die er gestern Abend nach seiner Heimkehr aus dem Walde auf seinem Tische fand, hatte das Siegel auf seine heutigen Zustände gedrückt; wenn wir sagen wollten, daß die Hölle in seinem Busen wüthe, so würde dieses nur sehr wenig übertrieben sein.

„Und wie sitzt sie?" stöhnte er. „Sie haben sie zwischen sich auf dem Sopha, wenn sie sie nicht gar an den Locken durch den Salon hin- und herziehen! Ich male es mir! Schreien möchte ich da: anch' io son pittore. Und was ist das Monitum des alten Tribulationsrathes, meines Herrn Chefs, gegen das, was Papa und Mama ihr anzuhören geben werden? Und das grinsende Scheusal, der Magerstedt, ist mir vorhin, als ich zur Table d'hote mich schleppte, in der Gasse begegnet — uh, solchen Appetit wie den meinigen heute dürfte der Wirth im Hotel d'Allemagne dreist und ehrlich allen seinen Tischgästen wünschen; — ein reicher Mann könnte er dabei werden. Und dieser Ein—siedler! Dieser Va—ter Constantius! Unser Weg zu ihm war nichts als ein Holzweg. Er ein Anachoret? — Ein Anachronismus und weiter nichts ist er! — Und Rosa von Krippen war ebenfalls nur ein Erzeugniß des Collegen, des Polizeiassessors, und seines schlechten Punsches."

Er deckte von Neuem beide Hände auf die Augen, und von Neuem führte ihn seine fiebernde Phantasie in den Wald voll Abendsonne und Vogelsang. Er stand mit der Geliebten abermals an dem magischen Weiher und hörte von der hohlen Weide her das liebliche Kichern, und darüber überhörte er das Pochen an seiner Stubenthür zum ersten Male.

Er überhörte es noch einmal.

„Wenn er wirklich noch, was ich aber nicht glaube, sein Versprechen hält und in die Stadt kommt, um mit dem Onkel Püterich, Papa und Mama und — seinem Banquier zu sprechen, so — kenne ich die Menschheit: er zieht nicht wieder hinaus! Dann steht seine Birkenhütte leer, und Ernesta und ich können —"

Zum dritten Male klopfte der Besucher nicht; er öffnete, ohne dazu eingeladen worden zu sein, und erschien auf der Schwelle, wie wir ihn im Hofe des Püterichshofes sahen, ein ältlicher, glattrasirter, glatzköpfiger Herr von wohlwollend behaglicher Miene und Complexion, der sich, den Stock unter dem Arme, mit dem weißen Sacktuch die schweißglänzende Stirn trocknete und freundlich fragte:

„Nicht wahr, da bin ich? Und ich komme hoffentlich immer noch recht und auch noch zur rechten Zeit?"

Ueberrascht von seinem Sopha aufspringend und alle Winkel seines Gedächtnisses mit möglichster Schnelligkeit, aber vergeblich durchstöbernd, stotterte der junge Mann, daß — er nicht die Ehre habe, um sodann die höfliche Frage dran zu knüpfen — mit wem er die Ehre habe?

Und Hut, Stock und Handschuhe ablegend, nannte sich der lächelnde Greis, indem er hinzufügte:

„So, wie Ihr gestern mich fandet, konnte ich mich doch unmöglich vor einem anständigen Menschen sehen lassen!"

„Ernesta?!" rief Hilarion, als ob er schon seit Monaten mit ihr verheirathet sei und sie jetzt nur aus dem nächsten Gemache herbeirufe, damit sie außer allem Uebrigen auch sein augenblickliches Erstaunen und seine Erstarrung mit ihm theile.

„O Herr — mein verehrter — mein theuerster Herr, das ist in der That — ist es denn möglich? — eine Ueberraschung! — Bitte, nehmen Sie Platz — ich weiß nicht, wo mir der Kopf steht — was würde, was wird mein armes Kind, meine Ernesta dazu sagen?!"

„Dieses wollen wir den nächsten Stunden anheimstellen," erwiederte ruhig der Vater Constantius. „Wie mir deucht, werde ich jedenfalls dem guten Mädchen heute weniger abstoßend erscheinen als gestern. Gestern schien ich ihr, wie mir heute scheint, einen nicht ganz unbegründeten Schauder und Abscheu einzuflößen; heute war ich beim Schneider, Haarschneider und Zahnarzt. Doch lassen wir das fürs Erste auf sich beruhen, und gehen wir jetzt — man sitzt nicht dreißig Jahre lang unbelehrt in der Einsamkeit! — gehen wir so rasch und sachgemäß als möglich zur Lösung aller vorliegenden Fragen und Verwicklungen vor. Was also die Nachtseite der Natur betrifft, so bitte ich um eine kurze Auskunft. Aus welcher Wand trat die von Ihnen erblickte Erscheinung hervor?"

„Aus welcher Wand, mein theurer Herr? Ich saß da, dort an meinem Schreibtisch in — in Kummer und Sorgen; da stand das weiße — zarte Bild, d. h. als ich aufgestanden war, das Fenster zu schließen, saß es da auf meinem Stuhle."

Der Vater Constantius besah den Stuhl und murmelte:

„Da? Ha!"

„Es ging auch nicht durch die Wand fort, es löste sich auf, ohne daß ich sagen kann, wie."

Der Vater Constantius murmelte etwas von Spectralanalyse und überflog mit lang ausgerecktem Halse die Papiere auf dem Arbeitstische des Assessors.

„Sie haben häufiger die Gabe, zwischen Ihren Acten allerlei Geister zu sehen, junger Freund?" fragte er dann. „Sie pflegen zu poetisiren — dann und wann?"

Hilarion konnte bei vorliegenden corporibus delicti die Thatsache nicht leugnen, gab sie aber nur vermittelst längerer Auseinandersetzung zu, während welcher der Vater Constantius stumm und kopfschüttelnd an allen vier Wänden des Zimmers entlang ging und von Zeit zu Zeit mit dem Knöchel anpochte.

Als der Assessor mit seiner Schutzrede zu Ende war, war auch der Exeremit mit seiner Untersuchung fertig und äußerte sich seinerseits:

„Hohl klingt es überall, aber nirgends gespenstisch. Ich werde nicht klug daraus, höchstens klüger. Von Geist keine Spur! Statten wir, wenn Sie sich ganz wieder dem realen Leben gewachsen fühlen, dem Herrn Onkel Püterich einen Besuch ab."

Zu sich selber gewendet, fügte er hinzu:

„Es war merkwürdig, ist merkwürdig und bleibt merkwürdig, wie nahe zusammen stets das Alles wohnte und wohnt!"

Der Assessor, der dem Gebahren seines Gastes stumm und wie hülflos zugesehen hatte, fuhr fast erschrocken zurück, als der Alte, aus dem elegisch-melancholischen Ton seiner letzten Bemerkung in den vollkommenen Gegensatz fallend, ihn schnarrend anschnauzte:

„Nun, ich meine, Sie haben es eilig mit Ihrer Hochzeit? Oder wollen Sie mich etwa in Schlafrock und Pantoffeln zu meinem Freunde Püterich begleiten?"

„Zu dem Herrn Baron?" stammelte Hilarion. „Gewiß, gewiß! Aber ich glaubte — ich dachte, wir gingen zuerst —"

„Zu den Eltern der jungen Person? — Rasch in die Stiefeln, junger Mann! Ich glaube, Sie sind im Stande, sich einzubilden, daß nur Sie allein in der Welt das Herz treibt?! Aber Sie irren sich; — auch mich treibt das meinige, und ich wünsche jetzt vor allen Dingen dem Onkel Püterich meine Visite zu machen. Die Welt hat sich doch nicht im Geringsten verändert während meiner Abwesenheit. O Innocentia! Wo nehmen wir heute Abend nach abgewickelten Verwicklungen das Souper ein? Irgend etwas Gebratenem, einem guten Glas Wein, einem italienischen Salat und einer verständigen Bowle würde ich mich nicht ungern einmal wieder gegenüber finden."

Für einen Einsiedler, der dreißig Jahre lang nichts als die schmalste Waldkost genossen hatte, sprach der Vater Constantius sehr vernünftig. Daß ihm acht Tage hindurch ein Stück von einer Eichel im hohlen Backenzahn gesteckt hatte, merkte man ihm auch nicht mehr an, und — wie im Traume fuhr Hilarion in Rock und Stiefeln, wie im Traume begleitete er seinen Anachoreten zu der Pforte des Barons Philibert Püterich, und wie im Traume vernahm er das augenblicklich letzte Wort des Klausners:

„Erwarten Sie uns drüben in der Con-

ditorei; ein Viertelstündchen wünsche ich mit ihm allein zu sein."

„Daß ich Rosa von Krippen erblickt habe, daß wir — die Andere im Walde sahen, ist gar nichts!" ächzte der Assessor bei der Regierung Hilarion Abwarter, gänzlich gebrochen sich an dem Geländer der Treppe im Vordergebäude des Püterichshofes herniedertastend; — — — — wir sagen: ob Einem eine Putzmachermamsell oder die höchstselige Majestät von Dänemark, Hamlet der Erste, — Mamsell Rasmussen oder König Friedrich der Siebente erscheint, ist ganz einerlei. Es kommt immer nur darauf an, wie man sich zu den Erscheinungen in dieser Welt zu stellen weiß. — —

Wenn man nun hier und da in eine Dichtung hineingeht gleich wie in ein Naturaliencabinet oder eine Alterthümersammlung und mit einem Gewirr von mouches volantes vor den Augen und einem intensiven Gefühl von Steifigkeit im Nacken wieder herauskommt, so ist in unserer Geschichte an dieser Stelle dem nicht so. Es ist nicht von Rechts wegen unsere Schuldigkeit, die Leser und Leserinnen zu ersuchen, mit dem Geliebten Ernesta's drüben in der Conditorei zu warten, sondern wir dürfen sie dreist auffordern, mit dem Vater Constantius bei dem Onkel Püterich einzutreten und dem erfreulichen Wiederfinden und Wiedersehen anzuwohnen. Wenn wir nicht ganz und gar eine Bürgschaft gegen ein geistiges Mückensehen übernehmen können, so liegt die Schuld nicht auf unserer Seite.

Der Vater Constantius klopfte an, und der Onkel Püterich rief Herein. Der Vater Constantius in der Meinung, daß in der Ferne eine schlecht geölte Thür geknarrt habe, klopfte auch hier zum zweiten Male, und der Onkel Püterich rief wieder Herein.

„Ein sonderbares Organ!" sprach der Exeinsiedler und öffnete, um sich einem noch sonderbareren Anblicke gegenüber zu finden: dem Jugendfreunde in seinen alten Tagen nämlich.

Der Vater Constantius ließ den Hut aus der Linken fallen, um sich mit beiden Händen auf den Stockknopf stützen zu können. Er faltete die Hände über diesem Stockknopf, schlug die Augen zur Decke empor und murmelte mit einem tief aus der Brust geholten Athemzuge:

„O du meine Güte — Pü—te—rich?!"

Der Onkel und Geisterseher in Flanell-Schafpelzschlafrock, Philibert nervös, der Baron Püterich mit Rosa von Krippen hinter seinem Lehnstuhl in der Wand, war in der That ein Spectakel, bei welchem man die eigene Güte und die des Himmels anrufen durfte.

„Du erinnerst dich meiner wohl nicht mehr, mon cher?" fragte der Waldbruder. „Da ich meinestheils längere Zeit gebraucht habe, um dich zu vergessen, so werde ich dir hierüber keinen Vorwurf machen. Mein Name ist —"

Er nannte den Namen, und der Baron, aus seinem Lehnstuhl emporschnellend, stieß einen quitschenden Laut aus gleich einer gefangenen Fledermaus und setzte sich wieder mit einem so gläsernen Blick auf den Besucher, daß dieser einen Schlagfluß, wenn nicht befürchtete, so doch recht wohl für möglich hielt.

Doch es kam anders!

Auch der Baron nannte nach einer Weile den richtigen Namen des Einsiedlers, den wir, wie gesagt, lieber nicht gebrauchen werden, und fügte hinzu:

„Was ist das nun wieder für eine neue Niederträchtigkeit? Hat man denn keinen Augenblick in seinem Leben für sich?! — Mein Herr, der Herr, für den Sie sich auszugeben die Frechheit haben, ist bereits vor zwanzig Jahren in türkischen Diensten als Diogenes-Bey zu Sinope an der Pest gestorben, und ich werde sofort nach der hiesigen Polizei schicken!"

„Püterich?!" sagte der Vater Constantius, seinen Hut ruhig aufhebend und ihn sammt seinem spanischen Rohr auf den Tisch legend. „Püterich?!" rief er, zog einen Stuhl an den Lehnstuhl des Barons, setzte sich gleichfalls, klopfte dem Jugendfreunde auf das magere Knie und sprach beruhigend:

„Püterich, die Gespenster kommen von Zeit zu Zeit doch auch bei Tage zum Vorschein. Püterich, Philibert, in einem fast dreißigjährigen Eremitenleben ist mir gelungen, mich für dich mit zu fassen; du wirst mich genau ansehen und nicht nach der Polizei schicken, sondern nach unserem beiderseitigen Freunde Magerstedt. Er wohnt ja hier in diesem Hause ein Stockwerk unter dir, und ich habe auch mit ihm ein Weniges zu verhandeln."

„Auch der Schuft?!“ ächzte der Onkel, und plötzlich, in aller Frische und Kraft der Wuth und Verzweiflung aufhüpfend, krähte er: „Mir mag noch passiren, was da will, ich glaube an Alles; aber auf nichts, nichts, nichts lasse ich mich mehr ein. Ich habe das Meinige genossen und bin wenigstens kein blöder Esel gewesen, und Sie, Herr, seien Sie, wer Sie wollen — thun Sie, was Sie wollen — rufen Sie, wen Sie wollen: mir ist Alles gleichgültig, Alles einerlei — ich bin und bleibe der, welcher ich war und welcher ich sein werde — mein Name ist Püterich, und jetzt seien Sie und heißen Sie meinetwegen, wie es Ihnen beliebt.“

„Bravo, Püterich! Bravissimo, alter, guter, lieber Freund!“ schrillte es, als ob ein Rattenkönig menschliche Stimme und menschlichen Ausdruck erhalten habe, um seinen Beifall kund zu geben.

Da stand der Herr von Magerstedt gleichfalls im Zimmer, auch in weichen Pantoffeln und im Schlafrock, mit einer Mappe voll höchst bedenklich aussehender Papiere unter dem Arme.

„Ich nehme an, daß der Herr auch einer deiner verehrten Creditoren ist, und lege mir deshalb keinen Zwang auf, bester Philibert. Du weißt, daß ich ein Mann der Ordnung war, bin und bleibe, und so habe ich mir bei unserem letzten Abschied überlegt, daß diese Stunde mir und dir die passendste sein werde, einmal freundschaftlich diese Documente zu überfliegen. Sie sind meistens alle von deiner Hand gezeichnet; wenn es dir also gefällig ist, und du mich diesem Herrn bekannt gemacht hast, so können wir —“

Der Einsiedler hatte sich gesetzt; aber der Baron Philibert Püterich war aufgesprungen und sprang hin und her mit einer Behendigkeit und Leichtfüßigkeit, die uns eine gehörige Dosis von Gift, Wuth und Galle allen Aerzten der Welt als das beste Cordiale anempfehlen läßt. Er verlor den einen seiner pelzgefütterten Filzschuhe und er verlor den anderen. Die Mütze schleuderte er selber gegen die Decke, und mit einem Male auf den Vater Constantius sich stürzend, ihn an den Schultern packend und schüttelnd, schrie er:

„Bitte, jetzt sieh ihn dir an! Ich glaube Alles, was du mir vorgetragen hast, Mensch; aber sieh ihn dir an und bedenke, daß ich dreißig Jahre lang mit ihm wie — in einem Bett geschlafen habe; daß er meine Nichte heirathen will, daß mir Rosa — Rosa von Krippen — — uh, wenn dieses alte Haus, das Haus meiner Ahnen ihm, ihr, mir und dir, Constantius, über dem Kopfe zusammenfiele, so wäre vielleicht uns Allen geholfen, mir aber jedenfalls! Es ist kein Lumpenstreich, zu dem mich der Kerl da nicht vermittelst seiner Mappe unter seinem Arme bringen kann, zu welchem er mich nicht gebracht hat. Mein Gemüth kennst du ja und weißt von Jugend auf, wie leicht sich mit mir verkehren läßt. O, wenn ich ihm nur über seine Mappe weg ein einziges Mal an die Gurgel könnte!“

„He, he, he,“ kicherte Herr von Magerstedt.

Doch wir, fest uns im Gedächtniß haltend, daß Fräulein Rosa immer noch hinter der Tapete haftet und Alles sieht und hört, was im Gemache vorgeht, wir wenden uns zu dem Vater Constantius, dem Exeremiten.

Er hatte die Weste aufgeknöpft und saß am Tische, den Kopf mit der Hand stützend. Er hatte oft in seiner Waldhütte gesessen und nichts von dem Sturme draußen vor der Thür vernommen, doch nie so weltabgezogen, so nur mit sich selber beschäftigt wie jetzt, im lebendigsten Mittelpunkte der Stadt, die Freunde seiner Jugend neben sich, die liebliche Freundin hinter der Wandtapete.

Politik, Kunst, Wissenschaft, Staatsleben, Liebe, Freundschaft und Verwandtschaft?

„O Innocentia!“ seufzte er, und dann dachte er an seinen Wald im Frühling mit Pulmonaria officinalis, Hepatica nobilis, Anemone nemorosa, sowie silvatica und vor allen Anderen Primula veris in Blüthe und Sonnenschein. Nicht mit der Spitze des kleinen Fingers tippte er sich, sondern mit der Faust klopfte er sich vor die Stirn, während die zwei Spukgestalten des Tages auf einander einzeterten. Er sah sich am Winterabend, während die Kartoffeln in der Asche des niedergesunkenen Kaminfeuers brateten, mit — Oppermann im traulichen Verkehr und — — griff nach seinem Hut und Stock.

„Mit diesem Gesindel soll ich mich noch einmal herumschlagen?“ murmelte er.

„Nicht um die Glorie aller drei schlesischen Kriege, nicht um den ganzen Ruhm des alten Fritz!“ schrie er und hieb dabei mit solchem Ingrimm auf den Tisch, daß des Barons Theegeschirr (er trank Kamillenthee) hinunterhüpfte, daß der Baron selber sich statt auf den Sopha daneben auf den Teppich setzte, und der Herr von Magerstedt seine Documentenmappe zur Erde fallen ließ. „Lassen Sie sich von dem da sagen, wer ich bin, Magerstedt! Ob Sie mich dann auch zu Ihren Gläubigern zählen werden, ist mir ganz gleichgültig. Machen Sie Ihre Geschäfte ruhig weiter unter sich ab, zu den meinigen habe ich Sie nicht weiter nöthig. Ich empfehle mich.“

Er empfahl sich in der That durch diese Art Abschied zu nehmen mehr als durch irgend etwas Anderes, was er im Verlaufe dieser Historia sagte oder that. Aus der Wand hervor drang ein schwirrender, zirpender Ton; — aber der liebe Himmel bewahre Jedermann vor einem derartigen Heimchen am häuslichen Herde:

„O, werde du mir nur erst ganz zum Geist, Philibert!“ kicherte Rosa hinter der Tapete; — ja, sie kicherte diesmal auch, jedoch auf eine ganz andere Weise als der holdselige Spuk im Walde.

Der Einsiedler ging bereits die Treppe herunter, als der Freund Magerstedt an den Onkel Püterich sehr verblüfft die Frage stellte:

„Werde ich es vielleicht erfahren, wer dieser rohe Patron mit dieser so ungemein gesunden Lunge und plebejerhaften Faust war?“

Der Onkel nannte kaum vernehmbar den Namen, und der Herr von Magerstedt nahm Platz in dem Lehnstuhle seines Freundes, ohne fürs Erste im Stande zu sein, seine Schuldverschreibungen auf dem Fußboden zusammenzulesen. In dem Augenblicke jedoch, als der Vater Constantius drüben jenseits der Gasse die Thür der Conditorei aufdrückte, hatte er sich bereits wieder gefaßt und sprach:

„Kennst du das Trauerspiel Herzog Theodor von Gothland von Christian Grabbe, Püterich?“

Der Onkel mußte es verneinen.

„Nun, du warst immer ein unliterarischer sensueller Bursche, Philibert; während ich stets meine höchsten Genüsse in Aestheticis suchte und fand. Nun sieh, in jener anmuthigen Tragödie schleppt der Herzog seinen Todfeind, den Mohren Berdoa, in eine düstere grausenvolle Höhle mit den aufmunternd traulichen Worten:

— — — — — Von keinem Fuß
Wird sie betreten, und ununterbrochen ist's
In ihren Räumen stille wie ein Grab! Dort
Sind wir allein! Dort will ich dich morden!

Püterich, hier in deiner Höhle sind wir allein, hier will ich dich morden. Die kleine Piepenschniederin kriege ich weder auf deinen noch meinen Credit mehr. Zwanzig Jahre lang hast du auf meine Kosten gelebt, und heute befinden sich meine Finanzen in einer eben so totalen Auflösung wie die deinigen. Die Sonne sinkt,

An deinem ganzen Körper sehe ich
Kein einz'ges Glied, das mich nicht schwer
Beleidigt hätte; schmeichle dir nicht, daß
Du eher stirbst, als bis ein jegliches
Die Schuld gebüßt hat; —

nimm Platz und laß uns abrechnen. Mensch, du kannst dich gar nicht setzen, ohne daß ich mir wüthend sage, daß ich allein es bin, der die Fähigkeit dazu diese ganzen Jahre hindurch an dir weiter gefüttert hat! He, he, und solch ein Zusammentreffen — -stoßen wie da eben, soll Einen wohl gar noch milde stimmen? O ja, der fehlte mir auch gerade noch zum heutigen Abend und — zum — Abend — unseres — Lebens — mein guter Püterich! Sonst aber mag er sich doch ja nicht einbilden, daß er überhaupt noch für mich existirt!“

XII.

Die in ihrem süßen Fach doch an manche schöne Leistung gewöhnte junge Dame hinter dem Büffet hatte eine solche wie die des Assessors Hilarion innerhalb der halben Stunde seines Aufenthalts in ihrem Local nie erlebt.

Selbst sie, die den großartigsten Kuchenesserinnen und Pasteten- und Liqueurconsumisten der Stadt ruhig zusah, sagte sich mit immer steigendem Erstaunen:

„Wenn dies aber gut geht, so will ich es loben!“

Nie hatte ein aufgeregter Verliebter in der Angst und Qual seiner Seele derartig in Süßigkeiten gewüthet wie jetzt unser

junger Freund. Zucker, Schlagsahne und Obstsäfte flossen ihm um Lippen und Kinn; Alles, was ihm in die Hand fiel, schien ihm recht zu kommen. Eine Säule abgeleerter Krystallteller und Tellerchen thürmte sich auf dem Seitentischchen neben seinem Ellbogen auf, und mit seiner Athemnoth ringend, setzte er einen Maraschino auf einen Rosoglio, und nicht blos das, sondern im steten Wechsel gelangte er gänzlich unzurechnungsfähig von Plaisir des dames über Parfait amour zu Lait de vieillesse, als ob nie etwas Natürlicheres für ihn je einem Wiesen- oder Waldborn entsprudelt sei.

Dabei behielt er natürlich stieren Blickes durch die Glasthür des Conditors die hohe gewölbte Pforte des Püterichshofes drüben mit den zwei altersschwachen bärbeißigen Karyatiden fortwährend im Auge:

„Hier soll ich auf ihn — sie — wen — warten? Es ist ein Fegefeuer — eine Hölle!" stöhnte er und schlang und schlürfte halb bewußtlos weiter.

„Wenn er noch eine Mama — wenn er eine Braut hat, so kann er es eigentlich nicht verantworten!" flüsterte das Fräulein hinter ihren Glasglocken, jetzt vollständig ängstlich die Hände auf ihrem weißen Schürzchen zusammenlegend. „So bange hat mir noch kein Kunde gemacht; — — oh — da, hab' ich es mir nicht gedacht?! Da haben wir es schon!"

Es hatte wohl so ungefähr den Anschein. Bleich an einer letzten Pastete würgend und ein Stück Obstkuchen in der Hand, hatte sich der Assessor plötzlich in dem rothen Sammetsessel zurückgelehnt. Er sah den Vater Constantius vom Püterichshofe her über die Gasse stürzen und zwar allein:

„Wie ich es mir gedacht habe!" stöhnte er. „Es war noch ein Strohhalm der Hoffnung, daß er etwas bei dem alten Ungeheuer, dem — Onkel — Philibert ausrichte, aber da bricht auch er. O, er kannte eben den Onkel Püterich und seinen Freund Magerstedt nicht!"

Und in den Conditorladen stürzend, schrie der Einsiedler:

„Sind Sie noch da, Abwarter? — Einen Moment! — Fräulein, einen Absynth! — Noch einen — und — noch einen! — Ah, oh! Ah, das war die letzte Rettung, Hilarion, mein Sohn! Die ganze Seele wollte durch die Kehle! So — ah! — O mein Sohn, mein Sohn, ich hatte in der That total vergessen, wie es in der Welt aussieht und wie die Menschen drin aussehen; aber jetzt weiß ich es wieder — gottlob! Geben Sie mir einen Stuhl, Fräulein; und geben Sie mir — noch einen Wermuth!"

Er setzte sich, und Hilarion stierte ihn an und wagte es erst nach einer geraumen Weile zu stammeln:

„Und Ernesta?"

Der Vater Constantius stierte ihn seinerseits an, rieb sich dann die Stirn, schnäuzte sich und sprach gedehnt:

„Ernesta? — Ja so! Hm, ei — ei freilich. Die hatte ich meinerseits eben auch ganz aus dem Gedächtnisse verloren."

„Aber ich nicht! Ich, ich, ich, ich nicht!" rief der Jüngling außer sich vor Schmerz, Verdruß, Wehmuth und sonstigem Unbehagen. „Es ist keine Secunde, in welcher sie mir nicht in ihrem Elend vor Augen steht, und jetzt wird es wiederum bald Nacht, und wiederum ist sie hülflos allen Insinuationen von Papa und Mama und allem eigenen Jammer um mich und sich anheimgegeben. Und nun kommen Sie, mein Herr, der Sie behaupteten, dreißig Jahre lang einer unglücklichen Liebe wegen in der Wildniß gesessen zu haben, der Sie mich hier eben noch eine Stunde lang auf den Folterstuhl spannten, und haben nicht einmal an mich und mein armes Mädchen gedacht."

„Vergessen hab' ich Euch nur auf einen Moment," brummte der Waldbruder. „Unglückliche Liebe? Ach was, dummes Zeug! Dreißig Jahre lang habe ich in Frieden gelebt und die ganze Welt vergessen! Verlange nicht zu viel von einem sterblichen Menschen, mein Sohn Hilarion! Uebrigens haben wir noch zu Allem Zeit. Für einen ersten Besuch bei anständigen Leuten ist zwar die Stunde ein wenig vorgerückt; allein ich bin ein Mensch des Ausnahmezustandes, und du, mein Kind, befindest dich wenigstens augenblicklich in einem ähnlichen Zustande. Was kümmert uns der Onkel Püterich? Gieb mir deinen Arm und laß uns nach der Villa Piepenschnieder fahren. Meinetwegen!"

Der Assessor zahlte in fliegender Hast; der Einsiedler sehr bedächtig. Was aber den Consum Hilarion's anbetraf, so machte es der jungen Dame hinter dem Ladentisch einige Mühe, die Posten zusammenzurechnen, und der Vater Constantius meinte nachher in der Gasse mit einem gleichfalls höchst besorglichen Blick erst auf die Confituren im Schaufenster und dann auf den jungen Freund:

„Mein Sohn, wir wollen lieber nicht fahren, sondern gehen. Ein längerer Fußweg wird Ihnen wahrscheinlich sehr wohl thun."

Und sie gingen; — der Alte diesmal weniger mit der Harfe als mit dem spanischen Rohr, trotz aller Seelenunruhe und Körperanstrengung des Tages aber strack und helläugig; der Junge diesmal durchaus nicht frisch und blühend, wohl aber wie gebeugt unter der Last eines imaginären Leierkastens und dazu zwar mit viel Musik in sich selber, aber einer höchst lugubern und unheimlichen Trauermusik.

So durchkreuzten sie einen bedeutenden Theil der Stadt und gelangten wiederum auf die volkswimmelnde Promenade.

„O, vermöchtest du es doch, dich wenigstens theilweise in meine Gefühle und Stimmungen zu versetzen!" rief der Vater Constantius. „Es würde dich sicherlich zerstreuen. Ich bitte dich um Gotteswillen, mein Kind, wandele ich hier nicht als ein lebendiges Compendium aller Philosophie der Welt dir zur Seite? — Hm, ist das nicht Sanct Jocosi Kirchhof, Hilarion?"

Er war stehen geblieben und deutete mit seinem Stabe auf ein hohes schwarzes Gitter.

„Er ist es," seufzte der Assessor; „man läßt ihn jedoch seit einigen Jahren eingehen."

„Hm," murmelte der Vater Constantius, „treten wir einen Augenblick ein."

„Mein verehrtester Herr, ich fühle mich —"

„Sei still! Ich weiß, wie du dich fühlst. Ich habe mich zu seiner Zeit ähnlich, ja vielleicht wohl noch tiefer empfunden als du dich jetzo. Auch ich war eine sensitive Natur und klappte meine Blüthenblätter bei der leisesten Berührung von Außen sofort zusammen. O Innocentia! o Rosa von Krippen! o Püterich, Püterich, Püterich! Komm herein, Hilarion, vielleicht kann ich dir noch zeigen, wo man sie zur ewigen Ruhe niedergelegt hat — wenn du mir auch dann noch dein Ehrenwort darauf giebst, daß du immer noch an deine Hallucinationen sowohl in deinem Junggesellenstübchen wie auch am Weiher in meinem Walde glaubst, so will ich dir auch glauben! Was Leben? Was Tod? — Vielleicht finden wir auch zwei Steine mit den Namen Magerstedt und Püterich; und dann habe auch ich mich heute Nachmittag im Püterichshofe geirrt und der Welt Scheinbilder für ihre Realität genommen. Nachher haben wir ja wohl kaum noch fünfhundert Schritte zu dem Dache deiner Geliebten oder vielmehr dem Besitzthum ihrer Eltern?"

„Mir ist sehr weh zu Muthe!" stöhnte der Assessor, aber der Exeinsiedler versicherte nicht von Neuem, daß er ihm das auch ohne sein Wort glaube. Er zog ihn mit sich hinein in die düstere Pforte und dann suchten sie.

Sie suchten lange zwischen den Leuten, die man bereits vor dreißig Jahren hier begraben hatte, und die Dämmerung half ihnen durchaus nicht dabei. Endlich wies sie ein alter Nachbar des Friedhofes von einem Neubau aus über die Hecke zu dem rechten Jahrgang, und der Vater Constantius fand, was er gesucht hatte.

Eine geraume Zeit lang sagte er gar nichts; dann aber sprach er:

„Nenne es, wie du willst, junger Mensch — nenne es eine Herzensrohheit sondergleichen; aber ich werde mich, ich kann mich nicht zu Boden legen wie gestern, als du mir den Gruß von diesem Platze her ausrichtetest. Wir wissen nichts, und was wir erfahren, fühlen und empfinden, hat uns bis jetzt noch nicht klüger gemacht. Du siehst nach der Uhr? — Du siehst immer ungeduldiger nach der Uhr? So komm, du Träumer im Traum der Welt — wecken kann ich dich nicht, so wenig, als du vor dreißig Jahren mich geweckt hättest. — Wirf, da die Reihe an dir ist!"

Nach einem Dauertrab von fünf Minuten standen sie richtig am Thor der Villa Piepenschnieder und schöpften Athem. Dann zog der Vater Constantius die Glocke, und es dauerte eine ziemliche Weile, ehe durch

die warme Abenddämmerung einer der Diener heranschleuderte, um sich nach ihren Wünschen zu erkundigen.

„Der Herr Commerzienrath zu sprechen, Jean?“ fragte Hilarion unendlich höflich und suchte vergeblich sein Herzklopfen dadurch zu bändigen, daß er die Hand auf die bewegte, keuchende Brust drückte.

„Bedaure, Herr Assessor. Der Herr, die gnädige Frau und das Fräulein sind gerade vor einer Viertelstunde zum Herrn von Erbacher gefahren —“

„Fräulein — Fräulein Ernesta auch?“ stammelte Hilarion.

„Fräulein auch,“ versicherte der Diener ruhig. „Die Herrschaften haben sich von unserer Herrschaft die Ehre ausgebeten zu einem Gartenfest und Geburtstagsfest des jungen Herrn und zum Quartett im Freien.“

„Siehst du, mein Sohn!“ sprach der Eremit. „Morgen ist sie die Deinige oder — du bist der Meinige.“

„Ich würde mein Herzblut darum geben, wenn ich jetzt drei Worte mit ihr reden könnte!“ ächzte der Assessor, die Hände ringend.

„Der Herr von Erbacher ist zwar auch mein Banquier und Vermögensverwalter, wir würden sicherlich ihm bei seinem Gartenfest, Geburtstagsfest und Quartett höchlichst willkommen sein, allein, mein Kind, ich meine doch, wir rufen ruhig die erste Droschke an und fahren zurück nach dem Püterichshofe. Dein Wunsch erscheint mir thöricht: erhalten wir uns unsere Illusionen so lange als möglich! Gieb deine Karte ab, Hilarion, und notire meinen Namen mit Bleistift darauf; — — und nun laß uns gehen; ich schlafe diese Nacht auf deinem Sopha. Vielleicht erscheint auch mir dein Geist noch einmal, um mir ein wenig deutlicher mitzutheilen, weshalb eigentlich er dich und dein Liebchen gestern zu mir in den Wald schickte.“

In der letzteren Hoffnung irrte er sich. Sie gelangten erst gegen zehn Uhr nach Hause, und gegen halb zehn Uhr bereits hatte sich in dem Gemache des Onkels Püterich, gerade als der Herr von Magerstedt dem Baron ganz programmmäßig moralisch auf der Seele kniete und körperlich ohne alle Moral ihn vollständig gerädert hatte, ein höchst wunderbarer Duft verbreitet.

Es roch da auf einmal ganz merkwürdig nach Lilien, und Freund Magerstedt sog den Geruch ein, ohne sich im Geringsten erklären zu können, woher er komme. Er hatte keine Ahnung davon, daß Rosa von Krippen in diesem Duft ihre Erlösung fand.

„Von dir geht er nicht aus, Püterich!“ sprach er. „Auf meine Rechnung hin stehst du nicht mehr im guten Geruche!“ schrie er. „Aus und zu Ende ist es damit!“ schrie er gellend. — —

„Gütiger Himmel, ein Stiefelknecht! Wie hätte ich es mir gestern vorstellen können, daß ich mich doch noch einmal eines Stiefelknechtes bedienen würde?“ lallte der Vater Constantius auf dem Sopha seines jungen Freundes. „Ah, aber ich setze ihn dafür auch zu meinem Erben ein.“

Es ist ein Glück, daß wir wissen, wen er meinte; aus seinen schlaftrunkenen Worten ging's nicht klar hervor.

„Er soll heirathen, wen er will. Auch sein allerliebstes, rares, nettes Piepenschniederchen! — Ah, oh, so häufig sind die großen Sünderinnen und die überschwenglichen Engel in dieser Alltagswelt nicht, daß auf jeden braven Tropf eine fällt, um das Herz für ihn zu brechen. Ja, er soll heirathen, und ich — werde Gevatter stehen: so summt das Lied und das Leben weiter, und der Wald, der Püterichshof und Sanct Jocosi Kirchhof halten's nicht auf.“

Aus der Kammer nebenan und von dem Lager des Assessors klang fortwährend schweres Geseufze und angstvolles Gestöhn her.

„Das arme Kind!“ seufzte auch der Eremit, sich noch einmal auf dem Ellbogen emporrichtend. „Es hat sich gründlich den Magen verdorben.“

Fünf Minuten später schlief er sanft und ruhig, wie eben nur ein Einsiedler, der dreißig Jahre lang in der Wildniß und Einöde nicht nur sein Gewissen, sondern auch seine Constitution im guten Zustande erhielt, zu schlafen vermag, selbst wenn es seinem Nebenmenschen nebenan schlecht geht und es demselben herzlich übel zu Sinne ist.

Aber einen Traum hatte er doch gegen Morgen, als die Sonne aufging.

Er befand sich im Walde, in seinem Walde und stand in der Morgensonne an dem Weiher und lauschte nach der alten hohlen Weide hinüber.

„Es soll mich doch wundern, ob ich nicht auch zu Gesichte bekomme, was sich dem jungen Volk auf seinem Wege zu mir kund gab und mich grüßen ließ," brummte er; und dann lachte die ganze schöne Wildniß und dazwischen klang ein lieblich Gekicher:

„Ach, Constantius, wenn das eine Strafe sein sollte, so habe ich sie mit Vergnügen getragen. Himmlisch habe ich mich diese dreißig Jahre hindurch unterhalten vor deiner Thür. Du warst zu drollig, mio caro; doch nun — lebe wohl! Der Vater Tausendkünstler, der alte Proteus, ruft, und Psamothe, mein Mütterchen, wird ungeduldig. Nun tanzen wir zwischen Rhodus und Kreta, auf den lichten Wassern vielgestaltig, ewig uns wandelnd, dem Papa beim Robbenhüten helfend. Addio, Constantio!"

Und er sah eine lichte Gestalt im Morgenglanze sich verflüchtigen. Er sah eine zierliche Hand, die ihm eine gelbe Rose an die Nase warf, und er griff nach dieser Nase und erwachte.

Wir aber erwachen gleichfalls; der alte Proteus entschlüpft wieder einmal unseren haltenden Armen: er behält nur zu gern all sein Wissen des Vergangenen, Gegenwärtigen und Zukünftigen für sich allein.

Ueber

Wilhelm Heinse's Leben und Schriften.

Zwei Briefe an Heinrich Laube,

den Biographen Heinse's und Herausgeber seiner Werke.

Von

Heinrich Pröhle.

(Schluß.)

Zweiter Brief.

Berlin, den 10. November 1874.

Ich fahre in meiner literarhistorischen Entführungsgeschichte fort, verehrter Herr! Also — „Knapp, sattle mir mein Dänenroß!" wie Bürger singt. — Aber wie ist mir denn? Sie bedürfen meiner zur Auflösung aller Schwierigkeiten in dieser Entführungsgeschichte wohl gar nicht mehr? Zwar war es Ihnen noch nicht bekannt, daß Gleim selbst ein Journal gründen wollte; aber gerade dies haben Sie schon im vorigen Briefe von mir erfahren. Und daß Heinse von J. G. Jacobi nach Düsseldorf entführt wurde, um Mitredacteur der „Iris" zu werden, haben Sie schon bei Abfassung Ihrer Biographie von Heinse sehr gut gewußt.

Mit ganz leiser Ironie und Schadenfreude schrieb Heinse selbst noch aus Halberstadt an Gleim, wie es scheint, an dessen Geburtstage: „Mein Herz und alle gute Geister, die hineinsehen können, wissen es, wie so gern ich bei Ihnen in Magdeburg wäre! Nicht allein, um die Elbe und die unvergleichliche Festung, die prächtigen Gebäude und schönen Plätze in Augenschein zu nehmen, sondern auch insbesondere Ihren Schulze zu betrachten und ein paar Worte mit seiner Seele zu sprechen, aber ich kann nicht. Warum? Ich schäme mich, es Ihnen zu sagen — Immerhin! Mögen Sie doch über mich lachen! Die Dr. Fritze hat mir gesagt, daß man in Magdeburg gar herrlich und geputzt einhergehen müsse, wenn man auf seine freundlichen Grüße und Verbeugungen einen erträglichen Dank haben wolle, als ob es einen canonisirten Spalding zum Schutzheiligen hätte. Ich weiß nicht, ob es wahr ist; indessen halte ich es doch für Verwegenheit, mich in meinem philosophischen Gewande, ob es gleich noch ganz ehrbar aussieht, wie ich es eben betrachte, auf die Post zu setzen, um mich an diesen königlichen Ort fahren zu lassen und für unsittlich und unfreundschaftlich, darinnen vor meinen Gleim in eine galonirte Gesellschaft zu treten. Ich habe zwar ein überaus schönes Sommerkleid, aber man möchte das Kind der Natur, dessen brennendes Feuer man von außen nicht an ihm sehen kann, für lächerlich halten, wenn es die ersten Tage nach Ostern" — „das noch dazu dieses Jahr auf den dritten April gefallen ist" — „als der erste Schmetterling herumflöge."

Nach dieser neckenden Einleitung verkündigt Heinse seinen mit J. G. Jacobi über die Theilnahme an dessen Iris abgeschlossenen Contract. Ueber diesen war Gleim außer sich. Er klagte, J. G. Jacobi sei Kaufmann geworden und habe Heinse, das gute Kind, als seinen Ladendiener

angenommen. Außerdem schrieb er aus Magdeburg an Heinse den 8. April 1774, die Frau Dr. Fritzen hätte wohl etwas Besseres schwätzen und Heinse etwas Besseres glauben können, als das Geschwätz von den Magdeburger galonirten Herren und Damen. Am 7. April sei zu Magdeburg auf der Komödie nur ein galonirtes Kleid und nicht um den Wanst eines Magdeburgers, sondern um den eines Halberstädters (Gleim's?) zu sehen gewesen.

Am 23. Juni 1774 schrieb Heinse aus Elberfeld an Gleim, daß er mit J. G. Jacobi's Bruder Fritz an den Ufern des Rheines umherstreife. Erst am 22. Juni seien sie von Köln gekommen. Sie würden wenigstens noch drei Wochen in Elberfeld bleiben. Aus Heinse's Briefe an Gleim vom 5. Juli 1744 verdient noch folgende zierliche Stelle hervorgehoben zu werden: „Soeben sind wir im Begriff, Ihr lieber Bruder Fritz (Jacobi) und ich, nach Düsseldorf zu fahren, um unseren eifersüchtig verliebten lieben und weisen Ehegemahl der Iris und die beiden Grazien Lottchen und Lenen in das Sanssouci der Nymphen und Musen und ihrer Gespielen abzuholen, nachdem wir Musik und Rosen und arkadische Spaziergänge und Lauben zubereitet haben, sie würdig zu empfangen."

Nach dem Briefe vom 23. Juni 1774 wurde zwar auch Johann Georg Jacobi in Elberfeld erwartet, befand sich aber der Iris wegen noch in Düsseldorf. Für diese sollte Heinse — tändelnde prosaische Aufsätze zur Belehrung der „Grazien" (wie man die gebildeten Damen nannte) verfassen. Gleim triumphirte, weil er sich die Bücher dazu meist aus Halberstadt borgen mußte. Heinse's Arbeiten für die Damen der Iris haben etwas Widersinniges. Niemand war weniger zum Damenschriftsteller geeignet als er. Indessen blieb die Uebersiedlung nach Düsseldorf für Heinse's Entwickelung wohl ein neuer großer Gewinn theils wegen der Bekanntschaft mit Goethe (1774) und theils wegen der damals noch so vorzüglich reichen Gemäldegalerie in Düsseldorf. Die Briefe an Gleim, welche er über einige Gemälde derselben in Wieland's Mercur drucken ließ, erfreuen sich mehr als irgend eine andere Arbeit von Heinse einer unbeschränkten Anerkennung.

Am 27. Mai 1774 erkundigte sich Johann Nicolaus Heinse bei Gleim nach seinem Sohn Wilhelm. Er wußte nichts von ihm, als daß er bereits vor anderthalb Jahren „vorgegeben" habe, er gehe nach Halberstadt „in Condition". Gleim scheint darin nur die Aufforderung zu einem neuen Geschenke auch an den Vater Heinse (27. Juni 1774) erblickt zu haben. Der alte Heinse benutzte die von Gleim erhaltene Adresse seines Sohnes und schrieb ihm unter Anderem über Vater Gleim: „Dieser gute Mann hat mir auch danach zwei Pistolen bei meiner Nothdurft geschenkt mit den Worten: Niemand etwas davon zu sagen, und dir ein solches Lob ertheilt, daß ich mich und alle diejenigen, die seinen Brief gelesen, sich sehr darüber verwundert haben. Hast du Gelegenheit, an ihn zu schreiben, so laß deinen Dank dafür auch mit einfließen; denn um deinetwillen ist es geschehen, und du kannst ihm seine Wohlthaten, die er dir erwiesen, nimmermehr vergelten." Wilhelm Heinse schrieb daher an Gleim den 8. September 1775: „Ich läge da, Staub und Asche, wenn Sie nicht wären, würde von Erlangen nicht weit weggereist sein, oder von Meerfischen aufgespeist sein, oder zu Marocco die Stuben kehren mit allen Lobsprüchen Wieland's." Aber schon am 15. Februar 1776 mußte Heinse wieder an Gleim schreiben, er bäte mit heißem Gesichte um eine Gefälligkeit, jedoch nur, wenn für Gleim deren Gewährung gar leicht sei. Er, Heinse, lebe in großem Geldmangel. Fritz Jacobi's Schulden gingen nicht ein. Außerdem habe er so viel für die Zeitschrift Iris zu bezahlen, daß Heinse ihm nichts abfordern möge. Aber sechs Pistolen würden ihn in einen weit glücklicheren Zustand versetzen. Johann Georg Jacobi, der jetzt so arme Dichter und Canonicus, solle ihm dieselben auf Ostern wieder bezahlen, oder noch besser: Heinse wolle es selbst thun, weil es den Johann Georg Jacobi schmerze, und Fritz Jacobi deswegen auf ihn — Heinse — zürnen würde.

In dem Briefe vom 19. März 1776 schreibt Heinse, von Jacobi's Iris verspreche er sich nichts so mehr wie die vorigen Bände. Ueber die vorigen Bände habe ein glückliches Ohngefähr obgewaltet, welches nun nicht mehr zu hoffen sei.

Wäre die Direction der Iris nicht so einfältiglich geordnet gewesen, so würde sie gewiß jetzt nicht ins Stocken gerathen sein. Aber Alle hätten wollen dirigiren, Alle hätten Geld eingenommen und hätten's behalten. Johann Georg Jacobi sei der Sorgloseste unter Allen gewesen. Er habe sich weder um Debit noch um Manuscript bekümmert. Er schicke sich nicht zum Herausgeber eines solchen Journals. Er sei ohne Thätigkeit und Muth zu Geschäften. Als Autor sei er ein stolzer und furchtsamer Mann. Mit warmem Lobe gedenkt jedoch Heinse in diesem Briefe des Mercurs von Wieland. Bei Ihrer genauen Kenntniß des Journalismus wird es Ihnen nicht entgehen, daß Heinse nur an Wieland's Seite ein ausgezeichneter Journalist hätte werden können.

In dem Briefe aus Düsseldorf vom 3. Mai 1776 spricht Heinse von seinen Aussichten auf Honorar. Woher er bis zu dessen Erlangung Leibesnahrung und Nothdurft nehmen solle, darum bekümmere er sich nicht sehr. Wenn Alles fehlen sollte, was er aber nicht befürchte, so sei er gesund wie ein Fisch und scheue, jung und stark, weder Gefahr noch Arbeit. Gesetzt zum Scherz den äußersten Fall, so gebe es tausend Schiffe nach Amerika. Dort werde er nicht viel unglücklicher sein als unter den deutschen Bücherschreibern. „Mit Ihro Hochwürden dem Herrn Canonicus Jacobi" sich wieder in eine Irisgesellschaft einzulassen, sei gar nicht sein Wille. Der Canonicus sei ein ganz unmündiger schwacher Geselle, auf den man sich in keinem Falle verlassen könne. Die achthundert Thaler Gehalt von Spener für die Herausgabe der Iris, dieses verhudelte Werk ohne Plan, gebrauche er selbst in allen Ecken. Daß er jährlich wie ein Kind in seinem Wägelchen hin und her fahre, habe ihn tief hineingebracht. Jetzt wolle er, wie's scheine, seine Muhme Caroline in Celle heirathen. Aus dieser Heirath werde nicht viel Kluges entspringen außer einigen Liederchen an Rosenbüsche, Schmetterlinge und Liebesgötter zwischen Thyrsis und Chloe. —

Sie kam gar nicht zu Stande. Ich führe jedoch die Reflexionen Heinse's, des Hagestolzen, über diese Liebe noch weiter an. Der Brief verdient es auch sonst. „Bloße Liebe bei einem Paar armen zärtlichen Kindern dieser Art macht unglückliche hülflose Ehe (sagt der Dichter des Ardinghello), und die Liebe selbst hierbei ist ein Gewitterfeuer, oder wie hier ein Wetterkühlen, das seiner Natur nach nicht lange dauern kann. Billig wär's freilich, daß er mir von den achthundert Thalern wenigstens ein Viertel für ein Viertel Arbeit, für fünfzehn Bogen zweihundert Thaler abgäbe, da ich über ein Drittel am ersten Jahrgange, und folglich einmal so viel als er, und nach dem Geständniß seiner besten Freunde, das Angenehmste für jede Art von Lesern gemacht, und deswegen Vater Gleimen und meine ganze Laufbahn zu Ruhm und Glück verlassen habe, und ihm geschenkt habe drei Quartals Gehalt, fünfundvierzig Pistolen, die er selbst eingestandener Weise, nach unserem Contract mir noch hätte bezahlen müssen; und da er mir noch über zweihundert Thaler schuldig ist vom Jahre, so daß ich bis auf meine Kost seit einem Jahre nicht habe bezahlen können, und meine Creditoren, wie recht und billig, nicht länger warten wollen. Also so ganz auf gut Glück in den Tag hineinleben? nicht, lieber Herzensvater! ich habe bei diesem Allen meine Rechnung doch schon gemacht. Jacobi muß mir nothwendig jetzt den Rest vom ersten Jahre bezahlen, und damit trag ich meine Schulden ab, und behalte so viel übrig nebst meiner schon gemachten Arbeit, daß ich ein halbes Jahr beinahe davon wirthschaften kann. Und dieses halbe Jahr vollend' ich meinen Roman, welcher wenigstens dreißig Bogen betragen wird, wofür mir Helwig ohne Anstand zweihundert Thaler geben muß, und außerdem bleibt mir Ariost noch immer übrig. Für die Iris hab' ich auf dringendes Bitten doch auch schon drei Bogen eingeschickt, die sonder Zweifel unter das Vortrefflichste und Zweckmäßigste gehören, was bis jetzt in der Iris ist; es sind griechische Briefe aus einem Buche Ihrer Bibliothek mit einem Vorbericht, welcher kürzlich das Leben Pythagoras' enthält. Mehr aber werd' ich gewißlich nicht hineingeben, wenn Jacobi mich nicht besser behandelt."

Nach zwei Jahren hoffte Heinse in eine bessere Lage zu kommen.

„Ob ich länger noch in Düsseldorf bleibe?" schrieb er. „Schwerlich länger als diesen Sommer. Düsseldorf ist ein

viel zu theurer Ort für mich, und außerdem lebe ich hier von aller Literatur entfernt. Fritz Jacobi kann mich wenig unterstützen, nicht aus dem Kreise seiner Familie herausgehen, wo er für Vater, Schwestern und drei Brüder und sich selbst sorgen muß; Alles hängt darin an ihm und läßt ihn nicht von sich ab wie ein Kind im Durst die Brust seiner Mutter. Seine Schwiegermutter ist zwar eine Frau von einigen Hunderttausenden und zugleich von einem Alter von siebzig Jahren, sehnt sich aber noch nicht nach Abraham's Schoß und den Posaunen und Harfen Gabriel's und Michael's, und der Herderische Amor Tod hat für sie gar nicht die Reize wie für diesen Wundermann; wenn diese aus der Zeitlichkeit abgerufen würde, dann könnte er mit Freuden helfen. Wo dann hin mit mir? Das weiß ich noch selbst nicht; wo's am wohlfeilsten ist, vielleicht nach Frankfurt zu meinem Diehl oder zu Ihnen nach Halberstadt. Wenn Jacobi Geld für meine Schulden mitbringt, so hoff' ich diesen Sommer noch sehr glücklich zuzubringen. Wir haben ein Mädchen hier, das einen so vortrefflichen Geist, eine so lebendige starke Empfindlichkeit hat, als ich noch bei keinem von ihrem Geschlecht erkannt. Es ist Mamsell Fahlmer von Frankfurt, eine innige Freundin von Goethe, die Tante der Jacobi, die Schwester ihrer Mutter, obgleich nur achtundzwanzig Jahre alt. Sie ist erst seit acht Tagen hier, und ich habe schon Freude die Fülle in ihrer Gesellschaft gehabt."

In dem Briefe aus Düsseldorf vom 24. Mai 1776 erzählt Heinse, daß er den ganzen 23. Mai zu Pempelford gewesen sei. Man machte sich lustig und spielte Geschichten und Sprichwörter. Ihre dramaturgische Neugier in Betreff dieser sonderbaren Uebungen kann ich befriedigen, verehrter Herr. Man stellte das erste Buch der Iliade angeblich vortrefflich vor, insonderheit die Erschütterung des ganzen Weltsystems, als Zeus der Thetis seine Huld zuwinkt!

In dem Briefe aus Düsseldorf vom 11. Juni 1776 meldet Heinse, daß er sein Geld erhalten hat. Er wird für den nächsten Jahrgang der Iris so viel Bogen zu zwei Pistolen liefern, als er will oder nicht will. Gegen sein Erwarten ist ein förmlicher Vertrag nicht wieder geschlossen. Vielleicht aus diesem Grunde hält er auch den Gedanken an seine Rückkehr nach Halberstadt noch immer aufrecht. Auf Heinse's Idee, in Halberstadt noch einmal als Knabenlehrer aufzutreten, ging jedoch Gleim nicht wieder ein. Mehr und mehr fesselte jenen am Rhein auch die Bühne. Nach dem Briefe aus Düsseldorf vom 30. Dec. 1777 hatte er mit dem jungen Grafen Nesselrode eine Reise zu der Seiler'schen Gesellschaft nach Köln gemacht. Er blieb da mit dem Grafen über einen Monat und hatte großen Jubel mit den Seiler'schen Sängerinnen, worunter die eine, Madame Hellmuth, unter die ersten der Welt gehöre. Hierauf fuhr er mit dem Grafen auf seines Vaters Güter, die zwischen Gebirge und Wald lagen. Er philosophirte und musicirte und hielt in der Einsamkeit mit seinem Freunde tausend drollige Gespräche über Natur, Kunst und Liebe. Man lagerte sich an klare Wasserfälle, spazierte durch blühende Pomeranzen bei Abendroth und Mondenschein und ritt mit dem Bruder des jungen Grafen voll Witz und Laune am Morgen über die bethauten Wiesen. Man zog — Heinse auf einem raschen Engländer — über Thal, Wald und Berg.

Heinse's lebhafte Sinnlichkeit zeigt folgende Stelle in seinem Briefe aus Düsseldorf vom 27. Febr. 1778:

„Ich wollte Ihnen gleich vorigen Posttag wieder schreiben, trauter Papa, wurde aber zufälligerweise durch eine Einladung von Fritz und Betty davon abgehalten. Indessen haben wir keine Staatsgeschäfte mit einander abzumachen, und ein Tag eher oder später thut nichts zur Sache. Es war eine Einladung auf eine Schüssel frischen Kabeljau mit einer Austernbrühe. Ein Leckerbissen, desgleichen die schöne Königin, die den Muth hatte, sich mit einem Schlangenbisse der Gefangenschaft und dem Zahn der Zeit zu entziehen, keinen besseren mit ihrer zarten, wollüstigen Zunge dem Helden Antonius vorgekostet, und — auf ein Fläschchen himmelsüßen Capwein, wofür der Vater der Götter und Menschen ein Faß Nektar und die ganze Göttertafel sammt der Unsterblichkeit hingegeben haben würde — sage auf ein Fläschchen; denn das Tönnchen kostet

neunhundert und etliche Thaler aus der ersten Hand in Amsterdam."

Seit dieser Göttermahlzeit trat nun der Wirth, welcher sie spendete, der vornehme und reiche Fritz Jacobi, allmälig unter den Freunden Heinse's immer mehr in den Vordergrund. Es ist bezeichnend, daß Heinse's Reise nach Italien nicht eher zur Ausführung kam, als bis sich Fritz in einer bedeutenden amtlichen Stellung befand, in der er auch die Finanzen des armen Naturburschen Heinse vom Thüringer Walde, welcher der Familie Jacobi so lange voll Aufopferung gedient hatte, mit seiner weit reichenden Hand leicht — wenn auch nicht immer schnell und glücklich — ordnete. Jedoch dachte Heinse schon im Juli 1778 ernstlicher an die große Reise. Damals schrieb er an Gleim, wenn er aus Düsseldorf noch in demselben Jahre hätte abreisen wollen, so würden für ihn doch die besten Freuden des Sommers verloren gewesen sein. Fritz sei so spät von seinem langweiligen und langsamen Schneckenhofe zurückgekommen, daß Heinse, da er ihn habe vor seiner Abreise erwarten müssen, die Alpen nicht hätte erreichen können, „bis es da wieder angefangen zu schneien". Auch schreibt Heinse, daß er sich auf der Reise hätte zu arg mit Ariost schleppen und plagen müssen, wenn er 1778 gereist wäre: von Ariost nämlich habe er noch ein tüchtiges Stück zu vollenden. In dem Briefe aus Düsseldorf vom 24. Jan. 1779 heißt es dann, Fritz sei plötzlich und unvermuthet vom Hofe ersucht worden, achtzig Meilen weit nach München zu kommen, um „die Handlung rc. in den neu angestorbenen Ländern einzurichten und auf besseren Fuß bringen zu helfen". Er reise spätestens über acht Tage dahin ab. Gleim sollte dies Johann Georg Jacobi sagen, der sich als Canonicus in Halberstadt befand. Fritz werde gewiß einen Monat ausbleiben. Zu Anfang Mai sei Heinse's Abreise festgestellt. Fritz wolle sein Cassirer werden. Er habe die beste Gelegenheit, ihm die Gelder zu übermachen. Nächstens werde Gleim den ersten Theil von Fritz Jacobi's „Woldemar" ganz lesen; er sei in Leipzig unter der Presse und werde ihn unendlich ergötzen.

Eine Nachschrift zu Heinse's Brief aus Düsseldorf vom 9. März 1779 beginnt: „Soeben schreibt uns Fritz aus München, daß ihn der Kurfürst zum Geheimen Rath ernannt hat mit 1000 Thaler Zulage zu seinem vorigen Gehalt. Seine Geschäfte gehen da guten Gang. Sie werden diese Nachricht seinem Bruder mittheilen, da ihm vielleicht heute nicht möchte geschrieben werden."

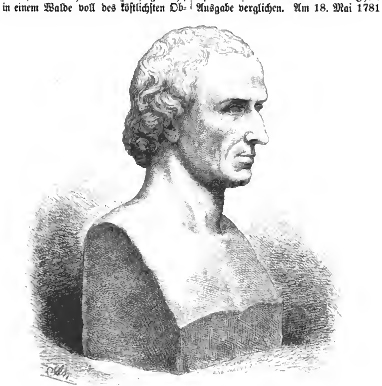
Am 14. September 1779 schrieb Heinse an Gleim aus Düsseldorf, im Frühjahr 1780, sobald nur der Boden wieder grün werde, reise er nach der Schweiz und über die Alpen. Es thue ihm unendlich leid, daß er Gleim nicht vorher sehen und Rath und Segen von ihm empfangen könne. Aber unmöglich sei unmöglich. Wenn er mit einer Reise durch Deutschland beginnen wollte, so würde er seine Angelegenheiten in die größte Verwirrung bringen. Herzinnigen Dank sagt er für die Freundlichkeit, mit der man in Halberstadt bereits seiner Ankunft entgegensah.

Ueber Eich, den Sie in Ihrer Biographie Heinse's mit Vorliebe erwähnten, heißt es in diesem Briefe, er habe vor einigen Wochen „für einen seiner Domherren zu Hildesheim" nach Holland reisen müssen, um in einer Versteigerung Gemälde zu erstehen. Die nächsten Tage werde er wiederkommen. Für Gleim's Sammlung von Bildnissen zu Halberstadt sei Eich selbst und Fritz Jacobi schon gemalt. Heinse will sich bis zuletzt aufsparen, wenn sein Gesicht doch abconterfeit werden soll. Alles werde wohl bewahrt in Gleim's Hände kommen. (Wie Sie wissen, ist die Sammlung der Gemälde von Gleim's Freunden in seinem Sterbehause noch vorhanden.)

Zu dieser Zeit waren die Brüder Jacobi beide in Düsseldorf. Von Fritz heißt es, er sei gesund und vergnügt auf seinem Garten. Georg sei gleichfalls gesund und vergnügt. Ehe Georg zu Gleim abreise, gehe er mit Betty nach Aachen, um ihres Bruders, des Herrn v. Clermont, silberne Hochzeit dort mitzufeiern.

„Ich wollte Ihnen," schreibt Heinse, „von unserem unvergleichlichen Herbst einen Scheffel Trauben zusenden, allein sie lassen sich leider weder mit der Post noch sonst einem Wagen verschicken; und für fünfzig Meilen können wir keinen Boten zu Fuß finden."

In einer Nachschrift heißt es, Fritz habe selbst an Gleim schreiben wollen. Allein soeben melde er durch ein Billet aus Pempelfort, daß es ihm wegen allzu heftiger Kopf- und Zahnschmerzen unmöglich sei. Er habe am Tage vorher einen allzu langen Spaziergang an den erquickenden Ufern des Rheins mit Heinse gemacht, in einem Walde voll des köstlichsten Obstes, mitten unter himmlischen Ulmen und Pappeln, eingefaßt von dem frischesten Buschwerk. Fritz sei ein lieber, theurer Mann. Wenn er mit Heinse ausgehe, so gäb' es immer der Lust so viel, daß sie so bald nicht wieder nach Hause kämen. Vielleicht sei die Bewegung für ihn ein wenig zu stark gewesen. — Man denkt dabei freilich unwillkürlich daran, um wie viel früher nachmals Heinse starb als Fritz Jacobi, der noch in den geistreichen Reiseerinnerungen des Schweden Atterbom vorkommt, freilich als ein altes schwaches Herrlein.



Büste Wilhelm Heinse's.

An Fritz Jacobi schrieb nun Heinse die wichtigsten Briefe nach der Abreise aus Düsseldorf. Doch habe ich auch von diesen Briefen wenigstens die Abschriften unter den Halberstädter Manuscripten gelesen und stets mit dem Abdruck in Ihrer Ausgabe verglichen. Am 18. Mai 1781 schrieb er an Fritz aus Venedig, in Florenz hoffe er Anfang Juli jedenfalls einen Wechsel von ihm zu erhalten. Er wisse nicht, wo aus noch ein, wenn Fatalitäten dazwischen kämen. Aus Verzweiflung würde er sich dann rasch entschließen müssen, seinen Alexanderkopf auf einem englischen Corsarenschiff in Livorno in die eigentliche Sphäre seiner Bestimmung zu bringen. Wenn er „Die letzten Gesänge" an Klein abschicke, werde er ihm sogleich die Anweisung geben, achtzig Louisd'or

durch Wechsel an Fritz Jacobi abzuschicken. Nach seinem heiligen und feierlichen Versprechen werde dies keinen Anstand haben. Wie lange er mit dem ganzen Vorrath noch aushalten könne, das müsse einmal in Ueberschlag gebracht werden, wenn Fritz kein Geldteufelchen in der Casse habe, das seine Sachen besser verstehe als die venetianischen, wovon er Fritz einmal eine komische Geschichte erzählen werde, wenn er wieder bei ihm sei. Binnen zwei Jahren könne er unmöglich von Italien fort. Von seinen nächsten Brotarbeiten will er ein andermal schreiben. Dies Vierteljahr habe er Ausgaben gehabt, die er in den anderen nicht haben werde. Allein über zwei Louisd'or koste ihn das Porto für Manuscript mit der Briefpost. Das bezieht sich wohl hauptsächlich auf Notenabschriften, die er, ähnlich wie es in seinem Roman „Hildegard von Hohenthal" beständig geschieht, aus Italien nach Deutschland besorgte.

Wie gewisse Stellen in der Hildegard von Hohenthal entstanden sein mögen, wird Ihnen die Erwähnung der italienischen Banquiers in den nachfolgenden beiden Briefen andeuten. Der erste zeigt Ihnen Heinse in voller Verzweiflung durch einen ausgebliebenen Wechsel; der andere im größten Glück durch einen zu rechter Zeit hervorgesuchten Empfehlungsbrief. Hier haben Sie beide bisher nur durch einige Bruchstücke bekannte Schreiben Heinse's:

Florenz, den 14. Juni 1781.

„Es kann nicht anders sein, der Wechsel ist unterwegs verloren gegangen oder gestohlen worden; denn wenn Sie durch einen fatalen Zufall mir noch keinen hätten schicken können, so würden gewiß Sie oder eine andere Hand die Barmherzigkeit gehabt haben, mich mit ein paar Zeilen nach Ihrer so zuversichtlichen Bestimmung in Ihrem letzten Briefe aus der gräulichen Sorge zu reißen. Der ungedultige und grausame Postsecretär hat mir schon wieder von ferne zugerufen: ‚Non v'è niente, Signor, non v'è niente!' Und mir war dabei, als ob ich in das heißeste Dampf- und Schwefelbad von Betty's berühmtem Geburtsort hineinstiege. Da sitz' ich nun in Elend und Drangsal eingepfeffert und eingesalzen, und mein Geist mag von dem ganzen irdischen Kerl mit seinen Bedürfnissen nichts hören und nichts sehen und möchte ihn gleich von sich abschütteln und seine himmlische Freiheit wieder gewinnen. Meine Baarschaft erstreckt sich nicht einmal so weit mehr, daß ich die zwei letzten Gesänge vom Tasso, die ich hier vollendet und fertig gemacht habe, weil mir die Zeit zu Bologna dazu zu kostbar war, fortschicken konnte, und ich befürchte alle Stunden, mit Schimpf und Schande aus dem Wirthshause, wo ich nun zehn Tage nicht bezahlt habe, gejagt zu werden; denn die Welschen nehmen hierin gar keine Vernunft an, und ich bin in keiner deutschen Herberge wie zu Venedig, wo ich schalten und walten konnte, wie ich wollte. Das Allerschlimmste bei der Sache ist, daß ich in halber Zerstreuung den Tag zuvor, als nach Ihrer Anzeige der Wechsel ankommen sollte, meinem Wirthe sagte, daß ich einen Wechsel nach Rom hätte und ihn mir in Florenz auszahlen lassen wolle, ob er hier kein Haus wüßte, das mit dem römischen in Verbindung treten solle, worauf er mir deren gleich drei hernannte. Nachher, als nichts ankam, mußte ich nun die kahle Entschuldigung machen, daß ich noch einen Brief erwartete; und die anderen Tage ist still geschwiegen worden; aber man hat mich mit sehr verdächtigen Augen angesehen. Dieser Unskepticismus für die zukünftigen Dinge wird mir den Hals brechen! Wenn ich nicht verhungern will, welches doch schade wäre, ohne vorher Rom gesehen zu haben, so werde ich mich wohl dem Granduca entdecken müssen, ob ich gleich noch keine Bahn und nicht das geringste Sonnenstäubchen von Willen bei mir einsehe. Ich darf Sie nicht erst bitten, mit umlaufender Post mir Nachricht zu ertheilen und so bald nur möglich einen anderen Wechsel zu schicken. Eine andere Adresse als Florenz kann ich Ihnen doch nicht melden. Wenn ich auch hinaus muß und mich wie ein Seidenwurm von Maulbeerblättern nähren muß, so kann ich doch in vier Wochen wieder herein und frage, wenn ich noch sprechen kann und mir den Mund nicht eingesponnen habe, nach einem Brief von Ihnen. Wenn der Wechsel durch ein Unglück doch so spät sollte abgegangen sein, daß ich ihn noch nicht hätte erhalten können — aber Sie müssen das gewiß wissen! Ein Brief läuft von

Düsseldorf gewöhnlich in zwölf Tagen hierher — so schreiben Sie mir nicht mehr nach Florenz, denn ich eile so sehr nach Rom, als ich kann. Wollte der Himmel, daß ich gleich anfangs dahin gereist wäre, so hätte ich alle diese Trübsal nicht ausgestanden. Dort hätte ich wenigstens Bekannte und Freunde angetroffen und wäre nicht so mutterseelenallein gewesen. Sobald ich Nachricht von Ihnen erhalte, schreibe ich Ihnen auf der Stelle. Machen Sie sich übrigens meinetwegen keinen Kummer, wer kann vor Schicksal? Und Sie wissen schon, daß ich mit leichtem Schritt ein tüchtiges Bündel Noth forttragen kann. Am ärgerlichsten ist, daß ich Ihnen statt anderer Briefe solche schreiben muß, und alle die kostbaren Sachen jämmerlich verschimmeln. Soeben geht mir eine neue Hoffnung auf. Ich habe eine Adresse von Hirzel aus Zürich hierher, die er mir auf Gerathewohl gab. Der Herr, an den sie gestellt ist, und von dem erst Niemand etwas wissen wollte, soll nun nicht allein hier, sondern Hofmeister bei den Prinzen sein. Die Poststunde ist da; ich muß Ihnen jetzt schreiben. Sobald ich nur einigermaßen erst wieder auf dem Trockenen bin, ein Mehreres. Gott befohlen!"

Bis hierher der erste dieser Briefe. Nun aber der zweite:

Florenz, den 17. Juli 1781.

„Cosi varian le cose in un momento! Und mein Herz schlägt wieder stürmische Wellen des Entzückens, hell und rein durch mein Wesen. Ich habe in dem Grafen von Hohenwart, Hofmeister der jungen Großherzöge, den besten und gefälligsten Mann gefunden. In seinen Gesichtszügen ist viel Aehnliches von Georgen; und wenn unser Theurer zu Florenz wäre, und ich ihn schon so viel Male durch den Duisburger Wald und über die Roer (Ruhr) begleitet und mit ihm so viele glückliche Stunden treulich in der Einsamkeit zugebracht hätte, als der Himmel mir beschied, so könnte er, um mit wenigen Worten Ihnen Alles zu sagen, mir meinen Aufenthalt hier nicht ersprießlicher und angenehmer zu machen suchen als er."

Erlauben Sie, daß ich hier die Abschrift dieses Briefes von Heinse durch eine Erläuterung zu dem Worte „Duisburger Wald" unterbreche. In meinen „Deutschen Sagen" habe ich zufällig schon vor elf Jahren folgende Notiz über ihn gegeben:

„Der Duisburger Busch" — denn jetzt ist der Duisburger Wald nur noch ein Busch — „zieht sich aus der Nähe von Duisburg bis in nicht mehr allzu weite Entfernung von Mühlheim an der Ruhr. Von der Landstraße aus blickt der Wandersmann verwundert auf die breiten, tiefen, schaurigen Waldwege, welche jene rechtwinklig schneiden, und aus denen noch in neuerer Zeit oft Räuber und verstellte oder verkleidete Männer auf den Heimkehrenden zugetreten sein sollen. Aber bekannt ist, daß ein Ueberrest der wilden germanischen Pferde sich nirgends so lange als im Duisburger Busche im Winkel zwischen Rhein und Ruhr erhalten hat. Erst als die Franzosen im Anzuge waren, ließ der König Friedrich Wilhelm III. die letzten zusammentreiben und verkaufen."

Wie kamen aber Heinse und Johann Georg Jacobi zu den Räubern und den wilden Pferden in den Duisburger Busch? Darüber giebt mir weder Ihre Biographie von Heinse noch irgend eine andere gedruckte oder ungedruckte Schrift eine Aufklärung. Doch vielleicht führte einfach der Weg von Halberstadt nach Düsseldorf durch den Busch. Ich theile den unterbrochenen Brief von Heinse an Fritz Jacobi bis zu Ende mit:

„Die ganze Galerie (in Florenz) und alle Schätze derselben stehen mir zum freien Gebrauch offen wie keinem Fremden und alle Bibliotheken bis auf die Cabinetsbibliothek des Großherzogs; und ich bin selig in vollen Zügen. Brief und Wechsel sind gestern von München angekommen, und der letztere in römischen Goldstücken vom Ganganelli mit der Umschrift repente de coeto ausgezahlt worden. Nur dieses kann ich Ihnen auf den Raub melden; denn ich war gestern unumgänglich versprochen und bin diesen Morgen unumgänglich versprochen. Was mir Ihre Schrift gegen Wielanden für Seelenlust gemacht hat, kann ich Ihnen nicht ausdrücken. Sie sind darin ganz frei der Mann, der Sie sind. Sie ist ein Meisterstück von Scharfsinn und Umfassung und giebt Ihnen allein den Rang unter

den ersten Philosophen. Hätten Sie gehört, was ich bei dem Grafen Hohenwart darüber sprach, dem ich sie sogleich die zweite Stunde nach Empfang zum Lesen lassen mußte! Mir bleibt keine Zeit übrig, davon weiter zu schreiben. Ich bin heute danach noch nicht bei ihm gewesen. Wieland steht so recht desarmirt auf einer Ferse gedrückt an die Wand da. Ich möchte ihn abgemalt haben, wenn er eben die letzte Periode davon im Leibe hat; und nachher das stammelnde Verstummen seiner Weimaraner. Sie muß den größten Eindruck zu Ihrer Ehre auf ganz Deutschland machen; es ist ein Kernwerk, von heißer Sonne des Verstandes und langer gedeihender Erfahrung zur Vollkommenheit gereift. Inhalt zu Bänden gediegen in wenig Blättern! Ihr Kopf von Hemsterhuis macht dazu eine schöne — (unleserliches Wort); es ist wirklich Fritz der Philosoph, und Ihr Geist steht darin vor mir. Wenn ich noch etwas dabei sagen müßte, so wär' es, daß ich mehr festen Zug außer Aug' und Profil möchte und ein wenig minder silhouettirt getreu Porträtisches. Herzlichen Dank aber Hemsterhuisen, dem wackeren goldenen Hermann und Ihnen für den lieben heiligen Reisegefährten. Die Bitte versteht sich am Rande, daß Sie in Ihrem nächsten Briefe von Plato's Seelenbruder, der sich zweitausend Jahre länger im Olymp erhielt, gegen mich laut werden. Nur so viel für jetzt, damit Sie gleich wissen, daß Alles in Ordnung ist. Ich bleibe hier noch in diesem ganzen Monat. Nächstens mehr. Bis den 8. August können Sie mir von Pempelfort nach Siena schreiben; den 20. gedenke ich von dort aus meine Pilgerfahrt nach Rom anzutreten. Der Graf von Hohenwart versieht mich in alle Hauptstädte bis nach Sicilien hin mit Empfehlungsschreiben. Ich speise nun täglich bei ihm, und der Großherzog, in der That einer der gütigsten Herren der Erde, sendet uns zu unseren Freudenmahlen den feurigsten Nektar von Toscana, und die köstlichsten Melonen, Pfirsichen, Pflaumen und Feigen, die mit ihrem Labsal in den Urpunkt des Herzens dringen und alle Leiden in diesen heißen Tagen mit frischer Süßigkeit erquicken. Cosi varian le cose in un momento. Bleibt mir gut, Ihr lieben Herzigen, sowie ich auch immer Euer guter Knabe sein werde."

In einem Briefe aus Rom vom 15. September 1781 schrieb Heinse an Fritz Jacobi, daß er Klein schon von Florenz aus beauftragt habe, ihm die Gelder für den Tasso zu übersenden. Diesen Winter gedenke er noch einen Band Novellen in den Nächten zu erzählen. Vielleicht gäbe er sie auf eigene Kosten ebenfalls durch Klein heraus. Er fügt hinzu:

„Mein lieber goldener Hermann soll ja eine erstaunlich reiche Heirath gethan haben und nach Wien berufen worden sein. Daß ich dies nicht gewußt habe! Wir hätten ihm hier insgesammt ein neues Epithalam gesungen. Der goldene Eich wird nun bald an allen den jungen Sprossen zum Alban sich malen lassen."

In einem Briefe ebendaher an ebendenselben vom 13. October 1782 heißt es auch, der junge Kraft sei vor einigen Wochen in Rom angelangt; die römische Luft scheine ihm nicht recht anzuschlagen, er sehe ziemlich bleich und blaß aus; er habe unterwegs ein Unglück gehabt und sei durch einen Spitzbuben von Reisegefährten, der sich zu ihm gesellt habe, ungeheuerlich nach seiner Erzählung bestohlen worden. Ferner sei angelangt der Sohn vom Werschaftel (?). Dieser sehe sehr munter und gesund aus und gebe vor, er sei von seinem Vater weggelaufen, weil er's nicht länger mit ihm habe aushalten können. Er habe dem Kurfürsten selbst unterwegs seine Noth geklagt. Dieser wolle ihn unterstützen. Die „politischen Köpfe" sagten, es sei ein fein angelegter Streich von dem Alten, um seinem Sohn eine Pension zu verschaffen, die der reiche Jüngling mit Ehren nicht hätte verlangen können. Noch sei angekommen der Herr von Beroldingen aus Speier. Er werde jedenfalls den Winter und vielleicht ein ganzes Jahr in Rom bleiben. Er sei oft mit Heinse zusammen, ein Mann von viel Literatur. Immerwege wisse er unterhaltende Anekdoten. Den jungen Fritz La Roche lobe er sehr. Er sage unter Anderem zu dessen Ruhm, daß er nun Französisch spreche und Englisch dazu, wie in Paris und London geboren.

Obgleich Goethe sich damals selbst schon mit dem Tasso (wie Heinse auf seine Art auch in Prosa) beschäftigte, so erscheint

doch Heinse's italienische Reise als die eigentliche Vorläuferin der Goethe'schen Flucht nach der Apenninen-Halbinsel. Sie haben selbst schon darauf aufmerksam gemacht, daß Heinse bereits ein volles Vergnügen an der italienischen Landschaft empfand, welches einem Winckelmann zu seiner Zeit in antiker Weise beinahe noch fremd gewesen war, aber auch Goethe's tiefes Behagen an den Kunstwerken doch erst zum Vollgenuß der Freude und Begeisterung steigerte.

In den Handschriften der Briefe von Heinse habe ich eine noch ungedruckte kurze Stelle gelesen, worin er erzählt, daß er gleich in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Italien mit einem Abenteurer bekannt wurde, der ihn durch seine imposante Erscheinung blendete, ihm von vornehmen Verwandtschaften und Verbindungen etwas vorlog, ihm aber sogleich in der ersten wilden italienischen Nacht ein für seine Verhältnisse nicht unbedeutendes Geldstück abpreßte und dann überhaupt als ein vollständiger Bandit erkannt wurde. Es war gewiß keine viel bessere Bekanntschaft als die Winckelmann's mit seinem eigenen Mörder. Es ist mir nicht zweifelhaft, daß Heinse die Gestalt dieses italienischen Banditen fast beständig vor Augen gehabt hat, als er 1785 den Helden seines Buches „Ardinghello und die glücklichen Inseln" malte. Ardinghello ist allerdings dasjenige wirklich, was jener Bandit kaum vorgeben durfte zu sein. Er ist ausgezeichnet durch Verwandtschaft, sowie durch Kennerschaft und sogar durch Ausübung der bildenden Kunst. Aber er ist doch auch zugleich ein Bandit. Ardinghello, dieser ausgezeichnete Italiener, packt einen Bräutigam bald nach der Trauung fest an der Kehle und stößt ihm kunstfertig einen Dolch von unten auf ins Herz. Der Ermordete hat den Ardinghello seines väterlichen Vermögens beraubt. Ardinghello verkündigt dem Sterbenden, daß es nur auf ihn ankommt, seine junge Wittwe und Erbin zu heirathen.

Wirklich: Cäcilie, die junge Erbin, war von dem Morde vorher so gut wie unterrichtet. Sie lebt unangefochten als Wittwe des Ermordeten, hat aber keinen heißeren Wunsch, als den Mörder zu heirathen. Lange vor der Trauung mit dem Ermordeten betete sie seinen Todfeind an. Ardinghello, der Mörder, macht als Flüchtling eine sehr angenehme Reise in den italienischen Kleinstaaten. Schon die nächste Grenze sichert ihn. Als vortrefflicher Sänger nimmt er an der Hochzeit Theil, welche die Familie des Marchese S., eines der reichsten Privatedelleute von Europa, mit einer französischen Familie verbinden soll.

Etwa zwei Stunden nach Mitternacht, als der Hochzeitsball am lebendigsten ist, hört man einige Schüsse fallen. Bald folgt ein ängstliches Schreien, und wieder Schüsse und Getümmel die Treppe herauf nach dem Saal. Ehe man eine Hand umdrehen kann, brechen gräßliche Männer mit Säbeln und Gewehren in den Händen zur vordern Thür herein. Es sind afrikanische Seeräuber, welche sich auch wirklich der Frauenzimmer bemächtigen. Es gelingt jedoch dem Ardinghello, dieselben zu befreien. Er gewinnt dadurch selbst Einfluß in der Politik bis nach dem Oriente hin, in Italien aber besonders bei den Frauen.

Die Grundsätze über Liebe und Ehe sind auch im Ardinghello nicht mehr so vorsichtig abgewogen, wie in Wieland's Romanen. Wieland's Einfluß ist aber im Ardinghello durch die eudämonistische Tendenz dieses Romans noch sichtbar. Diese ist ausgesprochen in den Worten: „Das Wohl des Ganzen muß allem Anderen vorgehen, jeder Theil gesund leben, Vergnügen empfinden, Nutzen von der Gesellschaft und Freude haben. Der allgemeine Vorstand der Gesellschaft muß herrschen, nie bloß der einzelne Mensch."

Inzwischen treibt es Ardinghello mit seinen Freundinnen so toll, daß er mitunter den Aufenthalt in Italien zu wechseln für gut findet. An einen Freund, welchem er das Leben gerettet hat, schreibt er einmal: „Ich sitze hier an den Höhen des Thals von Lucca, wo über mir der Wind durch die Buchen säuselt, und unter mir die Quellen rieseln, bewegt in der innersten Seele wie am Scheidewege meines Lebens. O, wer die Zukunft enthüllen könnte!"

In den sehr anrüchigen, aber vornehmen und reichen italienischen Künstler- und Frauenkreisen, wo sich Ardinghello bewegt, ist ihm Fiordimona die liebste. Diese hält sich Schwäne und läßt sie wild fliegen. Aber sie kennen Fiordimona's

Lieblingsplätzchen und kehren stets zurück. Da sie den Ardinghello in Mannskleidern begleitet, vergleicht der Dichter die beiden mit zwei fliegenden Adlern. Durch ihre Zügellosigkeit entstehen so drohende neue Gefahren, daß Ardinghello ausruft: „Lebt wohl, ihr Höhen des Apennin und ihr entzückenden Thäler! Leb wohl, du königlicher Po und du Tiber und Arno! Ach, und ihr klaren Quellen des Clitumnus! Ein günstiger Wind schwellt die Segel und ich fliege Jonien entgegen."

Er meint hauptsächlich das griechische Inselmeer. Sofort schifft sich außer Ardinghello das ganze Heer der von ihm geliebten und mit ihm befreundeten Personen nach denselben glücklichen Inseln ein. Auf der einen von ihnen wächst, wie Heinse behauptet, ein köstlicher Griechenwein, der keine Versendung verträgt und daher an Ort und Stelle von den italienischen Liebespaaren ausgetrunken werden soll. Eine andere hat so schmale Buchten, daß nur die schmalen Fahrzeuge der Liebhaber dort landen können. Einige der Ehe ähnliche Verbindungen werden geschlossen. Ardinghello entscheidet sich für Fiordimona. Jener Freund, welchem er das Leben rettete, nimmt die Cäcilie.

Im schlimmsten Falle würde der Muhamedanismus, welcher in diesen Gegenden herrschte, auch die Vielweiberei dieser Griechenfreunde gerechtfertigt haben. Jedoch setzten sie sich schon das Ziel, „der ganzen Regierung der Türken in diesem heiteren Klima ein Ende zu machen", was allerdings „nach seligem Zeitraum" das unerbittliche Schicksal vereitelte. Denn über die Kämpfe der Nationen urtheilt Heinse im Ardinghello ähnlich wie Wieland im goldenen Spiegel: „Der Krieg richtet gräuliche Verwüstungen an, es ist wahr, bringt aber auch die wohlthätigsten Früchte hervor. Er gleicht dem Elemente des Feuers. Es ist nichts, was den Menschen so zur Vollkommenheit treibt, deren er fähig ist. Das goldne Jahrhundert der Griechen kam nach den Schlachten gegen die Perser. Das goldne Jahrhundert der Römer war mitten unter ihren Bürgerkriegen und ihr Geist fing an zu erschlaffen unter Augustus. Florenz ragt in den neueren Zeiten hervor bei innerlichem Tumult und Aufruhr." — Merkwürdig, daß diese fürchterlichen Worte noch das Maßvollste im ganzen Ardinghello sind! Im Allgemeinen kann man im Ardinghello aber zuerst beobachten, wie Wieland's Eudämonismus bei Heinse in den modernen Liberalismus übergeht.

Heinse kehrte aus Italien zunächst nach Düsseldorf zurück. Den bisher ungedruckten Brief, welchen er am 13. Juni 1786 von dort an Gleim schrieb, setze ich Ihnen vollständig her:

„Ich bin mit dem Grafen von Nesselrode auf dem Lande gewesen, bei den italienisch schönen sieben Bergen am Rhein. Während der Zeit reiste Bürger hier durch mit einem jungen Engländer, ohne daß ich etwas davon wußte; und deswegen schreibe ich Ihnen jetzt erst. Heiterkeit und süße Freude, goldner Herzensvater, als ich wieder Ihre Hand erblickte! Wenn ich nur von Neuem in Bewegung kommen könnte! Doch hoff' ich es bald. Meinen Roman (Ardinghello), ohngefähr 50 Bogen stark wie Laidion, hab' ich Hebrigen überlassen; er giebt mir für den Bogen einen Carolin bei der ersten Auflage und eben so viel bei der zweiten. Ich wollte nicht lange herumschreiben, und habe keinem Anderen den Antrag gemacht: sonst hätte ich vielleicht mehr erhalten. Fragmente sehen Sie davon vermuthlich im „Museum". Alles, was Sie mir sagen, werde ich mit der heiligsten Liebe aufbewahren. Fritz reist heute mit seiner jüngsten Schwester nach London und will in sieben bis acht Wochen wieder hier sein. Er hat jetzt die allerbeste Gelegenheit, Graf und Gräfin von Reventlow empfangen ihn dort. Seine Lessingiana sind nun geschehene Dinge; auch die besten Freunde sind oft nicht einerlei Meinung. Ich für mich habe einen Schatz von Menschenkenntniß dabei gesammelt, so wie noch bei keiner Begebenheit in meinem Leben. Die herzlichsten Grüße an alle Ihre Lieben. Sagen Sie Schmidten, daß ich oft an die glücklichen Tage denke, die wir voll Lust und jugendlichem Muthwillen mit einander zubrachten. Nächstens mehr. Leben Sie wohl. Ihr alter Heinse."

Wie Sie wissen, trat Heinse nach dieser Zeit in die kurfürstlich mainzischen Dienste. Die Beamten des Kurfürsten bildeten einen der bedeutendsten damaligen

Gelehrtenkreise. Ihm gehörten Heinse, Forster und Johannes von Müller an. Alle drei waren Freunde Gleim's. Die kurzen Bemerkungen über Forster's Schicksale bei der Einnahme von Mainz durch die Preußen von durchaus freisinniger Art, welche ich leider durch ein Versehen ebenso wie die über den italienischen Banditen aus dem handschriftlichen Briefwechsel zwischen Gleim und Heinse nicht mit abgeschrieben habe, sind selbst von Gleim's Seite bedeutungsvoll.

Als mainzischer Beamter begann Heinse 1794 seine „Hildegard von Hohenthal". 1797 war sie vollständig in den Händen des Publicums. Nicht ganz so bedeutend als Ardinghello, heimelt Hildegard den Deutschen doch mehr an. An die Stelle der Schwärmerei für Italiens bildende Kunst im Ardinghello ist in der Hildegard die beinahe generalbaßmäßige Ausübung der ursprünglichen thüringischen Lieblingsbeschäftigung mit der Musik getreten. Wo anders als in Thüringen konnte auch wohl der junge Musikdirector Lockmann mit Hildegard, der Heldin des Romans, zu Hause sein? Ein deutscher Fürst, dessen Ländchen wir uns gleich der späteren Heimath des Dichters am deutschen Mainstrom denken müssen, hat ihn in Heinse's alter Universitätsstadt Erfurt, wo Lockmann in der Kirche auf dem Petersberge gerade die Orgel spielte und dann eine Messe von seiner eigenen Composition aufführte, kennen gelernt. Der Fürst läßt Lockmann in Italien reisen und nimmt ihn an seinen Hof. Dort befindet sich auch Hildegard von Hohenthal mit Mutter und Bruder. Hildegard hat mit ihrem Vater, einem verstorbenen Gesandten, lange in England gelebt. Sie erfreut sich auch in musikalischer Hinsicht einer beinahe schon vollkommenen Bildung. Sie veranstaltet mit Lockmann glänzende Aufführungen, verschmäht aber dann noch weniger seinen täglichen Unterricht am Clavier. Der Unterricht ist jedoch zugleich theoretischer und kunstgeschichtlicher Art. Lockmann hält dabei Vorträge über die bedeutendsten Compositionen, ja, selbst über Rhythmus und Versmaß.

Ueber das Ballet sagt Lockmann: „Ein Ballet ist die Darstellung durch Mienen und Geberden, Tanz und Gruppirungen für das Auge, gleichsam eine Malerei in lebendiger Folge. Man muß also Begebenheiten dazu aussuchen, an denen das Wesentlichste und Interessanteste gerade den Sinn des Auges trifft. Die Musik drückt die Gefühle dabei aus und giebt das Maß zu den Bewegungen. Je mehr der Körper dabei handelt und je weniger die Sprache dabei nöthig ist: desto besser die Begebenheit. Große Massen; Ferne, wo man glauben kann, daß man die Worte nicht mehr vernehme; Krieg und Streit in Wirklichkeit, Liebespersonen, wo Hand und Arm, Fuß und Auge hauptsächlich im Spiele sind; Landschaften; Sturm und Wetter; alle Jahreszeiten in ihrem Lebendigen; Meere und Ströme und Wälder; Ernten, Jagd, Weinlese, Fischfang, Vogelsang, Hochzeiten; Wirthshäuser, Lager, Festungen, Seehäfen; kurz: Alles, was dem Auge Genuß giebt, wobei unter den Menschen Instrumentenspiel gebraucht wird, bei Festen und Schlachten ist dazu vortrefflich."

Was den Fortgang des Romans selbst betrifft, so bemüht sich Heinse (gelegentlich mit manchen verfänglichen Scenen, die ich wie beim Ardinghello hier ganz übergehe) zu zeigen, daß Hildegard aus Lockmann's Schülerin zuletzt ganz von selber seine Braut geworden sein würde, da sie gerade bei ihm Schutz sucht vor dem schon vermählten schändlichen Erbprinzen sowie vor drei Edelleuten am Hofe. Diesen hat sie gerade um Lockmann's willen schon längst drei mehr oder weniger förmliche Körbe ertheilt. Heinse zeigt nun aber weiter, wie Lockmann dieses für ihn vielleicht zu gewaltige Glück gerade durch seinen Ungestüm wieder verscherzt. Hildegard entflieht vom Hofe des Fürsten. Sie weicht aber damit zugleich aus der Bahn ihrer bisherigen Sittenreinheit. Diese würde durch eine Ehe mit dem ungestümen Lockmann dann doch den Stempel der Vollendung erhalten haben. Hildegard scheint dies zu fühlen und nach einigen Reiseabenteuern (Sehnsucht nach Italien!) zu ihm und der Mutter zurückkehren zu wollen. Eine kleine Entschädigung dafür, daß sie ins bürgerliche Leben zu ihm hinabsteigen wird, meint sie sich doch vorwegnehmen zu dürfen. Hildegard von Hohenthal ist die tugendhafteste und humanste Amazone, die je gelebt hat. Aber ein kleines Bischen von einer noblen Passion,

meint sie, wird man ihr doch lassen müssen. Beinahe erst mit dem Entschlusse zu reisen ist auch der liebliche Hauch der Unschuld von ihr abgestreift. Selbst die wahrhaft edle Denkart, welche ihr nicht gestattet hatte, auch dem berühmten Componisten einen Korb zu geben, verschwindet allmälig. So sinkt denn nach der Flucht aus dem Umkreise der Frau Mama Hildegard's Haltung. Zwar trifft das Fräulein bald mit einer englischen Herzogin, ihrer besten Freundin, zusammen. Zwar reist sie nicht allein, sondern nur mit dem Herzoge und der Herzogin nach Italien. Allein gerade diese bestimmt sie, in Rom unter nicht unbedenklichen Verhältnissen auf der Bühne die Römer durch Gesang zu entzücken. —

Doch Sie kennen ja diese Katastrophe des Romans nur zu gut. Hildegard, die Herzogin und der Herzog verlassen schleunigst Rom. Ein reicher englischer Musikenthusiast, der sie begleitet, läßt sich bald darauf mit ihr trauen. An der Einwilligung der Frau von Hohenthal als Mutter ist nicht zu zweifeln. Sie kennt den reichen Musikenthusiasten, einen welterfahrenen Lord, noch aus der Zeit, da ihr Seliger in London Gesandter war.

Nicht lange nach Hildegard's Vermählung kommt Lockmann in Neapel an, wo sie sich jetzt befindet. Hildegard hat seine Opern mit großem Erfolge in Rom zur Aufführung gebracht. Sie hat ihm aus Italien ihr bedeutendes Spielhonorar mit einigen sehr dunkelen Andeutungen zugeschickt. Hildegard verheirathet ihn nun mit der Schwester ihres römischen Banquiers, eines Geschäftfreundes von Bethmann in Frankfurt am Main. Zufällig ist sie schon von Rom bis Neapel in Lockmann's Gesellschaft gereist.

Die Herzogin, Hildegard und die junge Römerin veranstalten in Neapel zu Lockmann's Ehren ein Fest der Grazien wie Gleim in Halberstadt für Johann Georg Jacobi bei Ankunft von Wieland's Grazien. An dieser Huldigung für Lockmann nimmt selbst der Lord als Augenzeuge Theil, ohne indessen Hildegard's frühere Zuneigung zu Lockmann auch nur für möglich zu halten. Der Lord wird später Gesandter in M. Wie es scheint, ist damit München gemeint. Sollten wir uns aber darin irren, so kann es doch wohl nur der Lord oder seine Gemahlin sein, welche bewirkten, daß auch Lockmann mit seiner Römerin bald darauf nach dem nämlichen Orte einen Ruf erhält, wo nun beide Liebespaare im glücklichen Vereine leben.

Mit Ardinghello und Hildegard von Hohenthal hatte sich Heinse Goethe's Dichtungen ebenso durch seine Werke genähert wie er früher Wieland nahe gestanden hatte. — Neben allen Tollheiten, welche Hildegard von Hohenthal mit Ardinghello gemein hat, klebt dem späteren Romane doch ein gewisser kurmainzischer Zopf an. Zuletzt sieht der tiefer Blickende über den ganzen Roman Hildegard von Hohenthal eine Zeitstimmung ausgebreitet, welche dem Tone in Goethe's Campagne in Frankreich und in dessen Belagerung von Mainz ziemlich verwandt ist. — —

Ueber die anderen Schriften Heinse's in Ihrer Gesammtausgabe habe ich nichts zu sagen, als daß Sie selbst dieselben mit Recht für unbedeutend halten. — —

Einen kleinen spaßhaften Vorfall habe ich für die spätere Zeit aus dem Briefwechsel nachzutragen. Vater Gleim wollte auch einmal einen ganz geringen Vortheil ziehen aus den besseren Glücksumständen seines lieben Sohnes, so gleichsam aus Heinse's Hofrathsperiode. Am 15. Mai 1796 schrieb er ihm, in diesem Augenblicke habe ihm, dem Wassertrinker, sein Arzt ein volles Glas Rheinwein verordnet. Weil nun im alten Halberstadt kein alter Rheinwein zu haben sei, so bäte er, in zwei Zeilen eventualiter ihm zu melden, ob und für wie viel Laufegeld ein Stübchen, allenfalls ein Anker solchen Weines in der Rheingegend selbst zu haben sei.

Der damals vielbeschäftigte Heinse antwortete am 2. Juni 1796 von Aschaffenburg aus (wie Sie wissen, hatte er dahin die kurfürstliche Bibliothek vor den Franzosen gerettet), der alte Rheinwein wäre von den erfahrensten Weinkennern geprüft und ausgewählt und für Gleim besorgt. Die Gebrüder Mappes wären die ersten Weinhändler in Mainz. Auch als rechtschaffene Männer würden sie geschätzt. Weinhändler und Weinvirtuosen verehrten und liebten nie Wassertrinker. Heinse habe Herrn Mappes durch einen gemeinschaftlichen Freund auftragen lassen, mit erster Gelegenheit einen Anker

oder zwanzig Maß Markobrunner, von welchem Jahr und Preis in einem beifolgenden Zettel angezeigt sei, an ihn zu übersenden. Der eine Bruder Mappes befinde sich gerade jetzt in Berlin. Heinse wünscht, daß dieser „Nektar Deutschlands" neues körperliches Leben in Gleim's Adern erwecken möge: denn das geistige lebe und webe in voriger Frühlingsblüthe. — Heinse kam aber schön an!

Es heißt nämlich in einem „Vater Gleim" unterschriebenen Briefe aus Halberstadt den 8. Januar 1797: „Mein, mein Heinse hat seine Sache nicht gut gemacht. Ich bat ihn um alten Wein aus seines Kurfürsten Keller (!), und er schickte mir aus eines Weinverkäufers Keller jungen, so theuer, daß ich für die Halbschied solchen aus unserem Halberstädter Domkeller haben kann!"

Dies war zugleich die Antwort auf einen früheren Brief Heinse's, worin dieser den Wein im Domkeller für theuer erklärt hatte. Vielleicht erinnern Sie sich der oben mitgetheilten Stelle. Der Halberstädter Domkeller, beiläufig gesagt, mußte in alter Zeit neben den Dom gebaut werden, weil der Teufel nur unter dieser Bedingung den Dombau erlaubte. Er hatte sogar den Teufelsstein nach dem Dome geworfen, der noch jetzt mitten auf dem Domplatze liegt. Sie sehen, Gleim als Domsecretär hatte seinen guten Grund, auf den Domkeller stolz zu sein!

Aber Heinse blieb die Antwort nicht schuldig. Sie war ziemlich treffend. Er schrieb aus Aschaffenburg den 3. März 1797: „Den Weinkeller des Kurfürsten haben die Franzosen ausgeleert, Herzensvater Gleim; ich glaubte meine Sache recht gut zu machen und verließ mich auf meine Freunde in Mainz. Vergebung! daß ich bei diesem Auftrage nicht glücklich war."

Gleim und Heinse starben beide 1803. Heinse's Todestag war bekanntlich der 22. Juni. Da man bei dem Abdrucke seiner Briefe die von ihm beigefügten Adressen weggelassen hatte, so habe ich dieselben aus den Manuscripten derselben gezogen. Ich setze sie Ihnen her. In der sinnigen Weise, mit der Sie Heinse's Biographie gepflegt haben, werden Sie auch die Bezeichnung der Häuser aufnehmen, in welchen er gewohnt hat, so weit diese aus den von mir gesammelten Angaben erhellen. In Heinse's Briefe aus Erlangen vom 29. Januar 1772 schrieb Heinse: „Meine Adresse ist Secretaire du Comte de Schmettau — das Kind muß doch einen Namen haben! — chez Mr. Diel." — Im August 1772 sollen die Briefe für Heinse in Langewiesen nur in Ilmenau abgegeben werden. — Ueber Andreä, dessen Adresse in Erfurt zu Geldsendungen für Heinse allein sicher war, giebt Heinse's Brief vom 2. April 1774 folgende Auskunft: „Mein Herzensfreund Andreä schreibt mir eben, daß sein Vater in Wien gestorben sei und ihn zum Erben hinterlassen habe, und daß er mit dem einen Fuße schon in den Wagen steige, der ihn nach Wien fahre, sie (die Erbschaft) zu holen. Sie wird ohngefähr zum wenigsten zweihunderttausend Gulden betragen, und er brennt schon vor Verlangen, mich vom Rheine wegzuholen, und mit mir nach Italien zu reisen." Diese Hoffnung hat den armen Heinse betrogen. — Etwas dunkel heißt es in dem Briefe aus Elberfeld vom 5. Juli 1774: „Ich wohne auf dem Wunderbau nun seit vier Wochen mit meinem geliebten Fritz Jacobi bei einem der besten Pantalons; dem lieblichsten Mosler, den Vater Bacchus hat wachsen lassen, einem Billard und Rosen." — Am 15. Februar 1776 war Heinse's Adresse (offenbar seine Wohnung) in Düsseldorf bei dem Generalcontroleur Ewarts; er selbst nannte sich damals noch immer Rost. Der Brief aus Düsseldorf vom 6. Juli 1778 enthält die Nachricht: „Fritz wohnt diesen Sommer in seinem Garten; und ich bewohne sein Haus in der Stadt mutterseelenallein mit allen Zimmern." — In dem Briefe aus Venedig vom 15. Mai 1781 heißt es: „Nach Bologna und Florenz kann ich Ihnen keine andere Adresse angeben, als meinen Namen poste restante. Zu Bologna werde ich vom 10. Julius bis zum 20. alle Posttage nachfragen; wenn Ihnen Ihre Geschäfte und Freuden zulassen sollten, mir in den zehn ersten Tagen nach Empfang dieses ein paar Zeilen zu schreiben; so werd' ich dort um die Zeit die Antwort erhalten. Was Sie vom 10. Junius an und die folgenden Tage nach Florenz an mich abschicken, erfrag' ich dort vom 24. an." — Nach einem Briefe

Heinse's an Gleim aus Rom den 30. Junius 1782 sollen Briefe für ihn entweder durch Vermittelung von Fritz Jacobi oder ohne weiteres nach Rom unter seinem Namen mit dem Zusatze al Café tedesco gesandt werden. — Während des Juni 1786 wohnte Heinse zu Düsseldorf „in der Stadt Siegburg", wohl einem Gasthause.

Auch einige Stellen, die sich in Heinse's Briefen über den Hof zu Weimar finden, erlauben Sie mir wohl hier noch zusammenzustellen. Am Schlusse von Heinse's Brief aus Düsseldorf den 6. Juli 1778 finden sich die Worte: „Vorige Woche war die Herzogin Mutter von Weimar bei uns; und mit ihr der Herr von Einsiedel, die Fräulein von Göchhausen und von Stein und Mock aus Darmstadt und der Maler Krause. Alle haben unaussprechliche Freude an der Galerie gehabt. Die Herzogin ist bloß Düsseldorfs wegen nach Düsseldorf gereist. Sie ist über eine Woche da geblieben und wir haben sie überall herumgeführt und gefahren. Ich habe sie unter Anderem einmal auf ein Floß auf dem Rheine gebracht, eine Masse von Holz, wogegen das größte Orlochschiff eine Kleinigkeit ist, und ihr ein nagelneues Gaudium gemacht, wie allen den Anderen. Sie wollte vor Lust nicht wieder fort, ob es gleich schon dunkel ward, und der Rhein stürmte. Sie und Mock und Krause haben sich sehr viel an unseren Gegenden geweidet. Jetzt sind sie zu Embs bey Coblenz. Mock will künftig Jahr wiederkommen, sich einige Zeit aufhalten und dann nach Holland reisen. Vielleicht kommt diesen Sommer noch Zimmermann, der nichts Gutes mit Lichtenbergen angefangen hat." — In dem Briefe aus Düsseldorf vom 9. März 1779 heißt es über Müller: „Er hat jährlich zu Rom tausend Gulden zu verzehren, fünfhundert giebt ihm der Kurfürst und fünfhundert schießen die Weimarer für ihn zusammen, die Herzogin und der Herzog; die auch dem unglücklichen Loez achthundert Gulden jährlich schenken. Hier ist Alles voll vom Frieden; spitzige Köpfe glauben aber noch nicht daran; wer weiß, wann Fritz wiederkommt von München."

Das wäre es, verehrter Herr, was ich, abgesehen von etwa zwanzig durch mich aufgefundenen Gedichten Heinse's, Ihnen zur Ergänzung der Biographie und der Ausgabe von Heinse mittheilen konnte. In einzelnen wichtigeren Fällen habe ich meine Auszüge so eingerichtet, daß schon jetzt aus meinen obigen Mittheilungen zu ersehen ist, wo die von mir nachgetragenen Briefstellen in die von Ihnen aus der früheren Sammlung der Briefe von Heinse u. s. w. abgedruckten Episteln einzuschieben sind. Beide werden wir wohl darüber einig sein, daß eine neue Ausgabe von Heinse nicht ohne Benutzung des Gleimschen Nachlasses in Halberstadt ausgeführt werden darf. Ihnen aber mache ich daraus, daß Sie die Halberstädtischen Manuscripte nicht benutzten, keinen Vorwurf: dieselben waren Ihnen nämlich nicht zugänglich und sind mir selbst erst später geöffnet worden, als mir lieb ist. Unter diesen Umständen habe ich in diesen meinen zwei Briefen nur einen Kampf mit stumpfen Rappieren mit Ihnen ausgefochten, aus dem Sie — wie gewöhnlich — hervorgehen als Ritter ohne Furcht und ohne Tadel. Viel Vergnügen aber hat es mir gemacht, mit Ihnen als elegantem literarischen Vorfechter, altem Burschenschafter und „großem Jäger vor dem Herrn" diese beiden kritischen Gänge wagen zu können. Setzen wir denn jetzt (wie wir in unserer Jugend gethan haben würden, wenn wir auf den Fechtböden zu Jena, Leipzig, Halle oder Breslau ein paar ähnliche Gänge mit einander versucht hätten) die breiten Fechthüte ab, und legen wir die Paukhandschuhe bei Seite, auf daß wir zum Schlusse mit einem vernünftigen deutschen Händedrucke von einander scheiden können.

Aus der Jugendzeit.

Lebenserinnerungen

von

Adolf Stahr.

(Schluß.)

Dreizehntes Capitel.

Im Frühlinge des Jahres 1824 verließen die älteren Mitglieder der ersten Classe des Gymnasiums sämmtlich die Schule, um die Universität zu beziehen.

Dies bildete für mich einen wichtigen Lebensabschnitt. Denn da ich als Erster der jüngeren Ordnung in die Classe eingetreten war, so avancirte ich jetzt zu der Stelle des „Primus in Prima“ und damit zu dem Vorrechte: den Stuhl einzunehmen, welcher am oberen Ende des langen Schultisches der Classe den Ehrenplatz eines solchen Würdenträgers auszeichnete.

Es war nur ein schlichter Holzstuhl von unpolirtem Fichtenholz, aber er war für mich lange das Ziel meines Ehrgeizes gewesen, und in unseren Augen einem Throne gleich; denn nur der Primus der ersten Classe genoß unter allen Schülern des Gymnasiums das Ehrenvorrecht eines solchen Sitzes, der ihn in seinen und auch in den Augen seiner Classengenossen gleichsam sichtbar um einen Grad über die allgemeine „Schulbank“ emporrückte. Der jeweilige Inhaber dieses Platzes war zugleich der Sprecher der Classe, wenn es galt, dem Rector oder dem Hauptlehrer, dem sogenannten Ordinarius der Classe, irgend ein Gesuch, etwa über die Gewährung eines freien Nachmittags und dergleichen vorzutragen, oder eine Anzeige zu machen, welche das Ganze betraf. Er genoß dazu bei den Schülern der unteren Classen eines Ansehens, welches sogar das Ansehen manches Lehrers in Schatten stellte, und es kam zuweilen vor, daß derselbe, bei gelegentlich eintretenden gleichzeitigen Erkrankungs- oder sonstigen Verhinderungsfällen der Lehrer unterer Classen, in den letzteren eine oder die andere Stunde des Unterrichts auszufüllen beauftragt wurde. Auch mir ward einige Male dieser Auftrag zu Theil, in welchem ich eine um so größere Ehrenauszeichnung erblickte, da es in solchen Fällen den Beauftragten gestattet war, das Katheder der betreffenden Classe zu besteigen, und da es mir gelang, stets Ruhe und Ordnung während meiner Lehrstunden selbst in solchen Classen aufrecht zu halten, die wegen des Gegentheils nicht zum Besten beleumdet waren. Diese gelingenden Versuche, zu denen ich mich ohnehin durch mehrjähriges Ertheilen von Privatunterricht an einzelne und mehrere jüngere Schüler vorbereitet hatte, dienten zugleich dazu, meine Neigung zu dem künftigen Berufe eines Gymnasiallehrers noch zu verstärken.

Ich trieb deshalb meine philologischen Studien unter Anleitung meines geliebten Lehrers Schmidt, der mir schon seit längerer Zeit seine ganz besondere Sorgfalt und Unterstützung in denselben zugewendet hatte, mit verdoppeltem Eifer. Ein Lehrer, ein altclassischer Philologe wie er zu werden, war und blieb sortan das Ziel meines Strebens. Der nächste Schritt aber zu demselben war, bei meinem bevorstehenden Abgange vom Gymnasium das Zeugniß der vollständigen Reife, die sogenannte „Nummer Eins“, zu gewinnen, ohne welches mein Vater erklärt hatte, nicht in das von mir beabsichtigte Studium der Philologie einwilligen zu wollen. Dabei will ich nicht verschweigen, daß auch allerhand abenteuerliche mit meiner Liebe zusammenhängende Pläne und Vorstellungen in mir thätig waren. Ich wußte, daß es an den Gymnasien meines Vaterlandes noch immer an philologischen Lehrkräften mangelte, und daß also auch die bürgerlichen Aussichten für eine solche Laufbahn vortheilhafte heißen durften. War doch unser Schmidt selbst schon als ein Vierundzwanzigjähriger fast unmittelbar nach Beendigung seiner Universitätsstudien sofort in eine der ersten Lehrerstellen unserer Anstalt eingetreten, die es ihm möglich gemacht hatte, schon anderthalb Jahre später seine Verlobte heimzuführen. Warum sollte mir nicht das Gleiche gelingen, wenn ich, wie er, die gleichen Mittel strebsamen Fleißes an denselben Zweck zu setzen den Entschluß und die Kraft besaß? Es war das ein Gedanke, der darum nicht weniger wirksam war, weil ich ihn tief im Innersten meiner Seele verbarg.

Daneben trug ich mich wieder mit allerhand anderen kaum minder phantastischen Entwürfen für meine Zukunft, die jedoch mit dem in mir vorherrschenden Gedanken nicht ohne einen gewissen Zusammenhang waren. Ich wollte Entdeckungsreisen machen, — nicht um Länder und Inseln, sondern um verborgene Handschriften alter Classiker aufzufinden, und Italien, das mir durch meine eifrige Lectüre von Goethe's Italienischer Reise vorzugsweise im Sinne lag, bildete dabei das Hauptziel meiner Reisepläne. Es war nämlich damals die Periode der Angelo Mai'schen Entdeckungen mancher verloren geglaubten Ueberreste der griechischen und römischen

Literatur, welche der genannte italienische Philologe und Alterthumsforscher so glücklich gewesen war, unter der verhüllenden Schrift aufzufinden, mit welcher auf den sogenannten Palimpsesten christliche Schriftsteller in den Klöstern des frühen Mittelalters aus Mangel an Schreibmaterial gar viele Literaturwerke des altclassischen Heidenthums überdeckt hatten. Es war ihm gelungen, nach Beseitigung solcher über die wegradirte antike Schrift aufgemalte Mönchsschrift den ursprünglichen Inhalt der alten Pergamente und Papyrusblätter durch gewisse chemische Mittel wieder herzustellen und lesbar zu machen; und so überraschte uns denn eines Tages unser Conrector Schmidt mit der Nachricht, daß es dem unermüdlichen Italiener geglückt sei, in der Bibliothek des Vatican zu Rom aus einer solchen, von den Mönchen ausradirten und von ihnen neu beschriebenen Pergamenthandschrift das berühmte Werk Cicero's „vom Staate“ (de Republica) zu einem großen Theile aufzufinden und bekannt zu machen.

Ich erinnere mich noch lebhaft des Eindrucks, den es auf mich hervorbrachte, als unser Lehrer uns die neuentdeckte Schrift des berühmtesten Schriftstellers der römischen Literatur, des uns so wohlbekannten beredten Ueberwinders des fürchterlichen Catilina, in einem zu Leipzig erschienenen Abdrucke vorzeigte, und bei dieser Gelegenheit die schon früher von dem italienischen Gelehrten gemachten Entdeckungen ähnlicher Art aufzählte. Er äußerte dabei zugleich, daß es vielleicht möglich sei, auch die fehlenden Bücher der römischen Geschichtschreiber Livius und Tacitus aufzufinden und dadurch große Lücken in unserer Kunde der alten Geschichte auszufüllen. Diese Aeußerung war es, welche meine lebhafte Phantasie förmlich entzündete. Ich dachte mir es als das größte Glück, durch das Studium der Philologie befähigt zu werden, einmal selbst solche Forschungen anstellen und auf solche Entdeckungen ausgehen zu können, und malte mir im Geiste den Ruhm aus, den ich, unterstützt durch glückliche Umstände und Zufälle, dadurch erlangen möchte. Auf einen meiner Classengenossen machten jedoch die Mittheilungen unseres Lehrers und dessen Hoffnungen auf die mögliche Entdeckung verloren gegangener alter Geschichtswerke einen von dem meinigen sehr verschiedenen Eindruck. Dieser „praktische Charakter“ — wie wir ihn zu nennen liebten — rief nämlich, als kaum der Lehrer die Classe verlassen hatte, mit unverhohlenem Schrecken aus: „Gott bewahre uns vor solchen Entdeckungen! denn da müßte man ja noch mehr alte Geschichte zum Examen lernen, und wir haben doch schon mit der vorhandenen genug Mühe und Arbeit!“ Ein allgemeines Gelächter überschüttete dies freimüthige Bekenntniß des „Geschichtsfeindes“, wie er seitdem genannt wurde, und vermehrte nur noch die unzähligen Hänseleien und Neckereien, deren Gegenstand er durch sein wunderliches Wesen schon seit Jahren vorzugsweise unter uns gewesen war. Selbst unserem ernsten Conrector gewann jener Stoßseufzer des Geschichtsfeindes ein Lächeln ab, als ich ihm von demselben privatim Mittheilung zu machen mir erlaubte. Er meinte, daß der gute Schridde von seinem Standpunkte aus gar nicht so Unrecht habe, und daß es selbst gar manchen Philologen und Alterthumsforschern vielleicht unbequem sein würde, durch ein Wiederauffinden zahlreicher literarischer Denkmäler des Alterthums viele ihrer Ansichten und aufgestellten Regeln über den Haufen geworfen und sich genöthigt zu sehen, das bisher von ihnen für ausgemacht Gehaltene neu umzulernen.

Diese Worte gaben mir zu denken. Sie riefen bei mir eine Vorstellung wach, die mich bis in meine späten Jahre begleitet hat: die Vorstellung nämlich von der ungeheuren Masse des geschichtlichen und sonstigen wissenswürdigen Materials, welches das menschliche Gehirn dereinst zu umfassen und zu bewältigen haben werde, wenn sich die geistige Cultur in Wissenschaft und Literatur noch um ein oder ein paar Jahrtausende weiter hinaus über die Gegenwart in gleicher Weise wie bisher, oder vielmehr — was wahrscheinlicher — in zunehmender Proportion entwickelt haben werde. Mir schwindelte bei dem Gedanken an die ungeheure Ausdehnung, welche allein die Literaturen der europäischen Culturvölker bei der Sicherheit gewinnen müßten, mit welcher die Erfindung Guttenberg's ein ähnliches Zugrundegehen be-

deutender geistiger Erzeugnisse, wie das der unermeßlichen Mehrzahl der alten Literaturwerke unmöglich machte. Als ich diesen einen Gedanken gegen meinen Lehrer äußerte, sah er mich mit seinen großen braunen Augen eine Weile verwundert an, und sagte dann mit seiner gewohnten Ruhe: „Solche Vorstellungen muß der Mensch sich aus dem Sinn schlagen und ihnen nicht nachhängen. Wir haben ohne sie genug mit der Gegenwart und mit unseren allernächsten Obliegenheiten in derselben zu thun, wenn wir dieselben nach Kräften erfüllen wollen, und können es ruhig unseren Nachfahrern überlassen, wie sie sich mit den ihnen nach tausend Jahren zufallenden Aufgaben ins Gleiche setzen mögen. Für Sie nun ist es," setzte er freundlich lächelnd hinzu, „die nächste Aufgabe: Ihre Lücken in der Mathematik auszufüllen, damit Ihnen bei Ihrem bevorstehenden Abgangsexamen die Nummer Eins nicht entgeht."

Am anderen Tage ließ mich unser Rector Paalzow, mit welchem sein College ohne Zweifel gesprochen haben mochte, zu sich bescheiden, und eröffnete mir, daß er Willens sei, mir trotz seiner beschränkten Zeit wöchentlich eine Privatstunde zur Nachhülse in seiner Wissenschaft zu ertheilen, damit ich bei meinem Abgange zur Universität durch ein Zeugniß vollständiger Reife „der Anstalt", wie er sich ausdrückte „Ehre mache". Der vortreffliche Mann erfüllte sein großmüthiges Anerbieten und ich genoß über ein halbes Jahr lang seines privaten Unterrichts in dem Gebiete der Differential- und Integralrechnung und in der Lehre von den Functionen, wovon ich leider jetzt nicht viel mehr als die Namen behalten habe. Ich brauche nicht erst hinzuzusetzen, daß er mir diese seltene Vergünstigung gratis angedeihen ließ, und jeden Versuch meines Vaters, ihm für seine Aufopferung eine Entschädigung zukommen zu lassen, auf das Bestimmteste zurückwies, da ihm nicht unbekannt war, daß die beschränkten Mittel desselben durch die Unterhaltung zweier Söhne auf dem Gymnasium — (mein zweiter Bruder war mir ein Jahr später dorthin gefolgt und der dritte stand im Begriff, dasselbe zu thun) — auf das Aeußerste in Anspruch genommen waren.

Dieser letztere Umstand hatte mich denn auch bewogen, bald nach meiner Versetzung in die Prima ein Anerbieten anzunehmen, welches mich in Stand setzte, dem geliebten Vater seine finanzielle Last in etwas zu erleichtern. Ein Bauinspector J. bot mir an, gegen die Gewährung von freier Wohnung nebst Frühstück, die Beaufsichtigung und Nachhülfe seines ältesten Knaben, der eine der unteren Classen des Gymnasiums besuchte, in zwei täglichen Stunden zu übernehmen. Ich willigte ein, da nicht nur eine kleine Geldvergütung in Aussicht gestellt, sondern mir auch bemerklich gemacht wurde, daß ich ja während eines Theils der täglichen zwei Stunden auch an meinen eignen Aufgaben arbeiten können werde. Dies wurde jedoch bald unmöglich gemacht, da mir zu dem älteren Knaben auch noch ein jüngerer und zuletzt sogar in der Person der zehnjährigen Tochter der Familie ein dritter Gegenstand der Beaufsichtigung und des Unterrichts aufgelastet wurde. Fast dreiviertel Jahr lang ertrug ich diese Ueberbürdung meiner Kräfte, ehe ich mich entschließen mochte, diese mir auferlegte Last abzuwerfen, mit der ohnehin die dafür erhaltene Entschädigung in keinem Verhältnisse stand, während meine Gesundheit fühlbar unter der verursachten Anstrengung litt. Das späte Nachtarbeiten, zu dem ich gezwungen war, griff meine Nerven an, und rief eine bisher nicht gekannte Reizbarkeit und Heftigkeit in meinem Wesen hervor, die zuletzt eine Katastrophe herbeiführte, welche mich, der ich bisher als eine Art von Musterschüler gegolten hatte, durch einen Act leidenschaftlicher Unbotmäßigkeit und Auflehnung gegen einen unserer Lehrer hart an den Rand der Verweisung von dem Gymnasium bringen sollte.

Wir Primaner hatten im Jahre 1824 nach dem Abgange des Predigers Pascal, unseres bisherigen Lehrers im Hebräischen, einen neuen Lehrer in dieser Sprache in der Person eines noch sehr jungen Mannes, des Predigtamtscandidaten Schmidt erhalten, den wir seiner kleinen Gestalt halber und zur Unterscheidung von dem gleichnamigen hochgewachsenen Conrector den Zwerg Schmidt zu benamsen uns erlaubten. Wir waren überhaupt geneigt, ihn nicht recht für voll anzusehen; denn er war eben erst von der Universität gekommen, stand den meisten von uns im Alter

ziemlich nahe, unterrichtete nur in den beiden untersten Classen des Gymnasiums, und schien, wie es uns vorkam, die ihm nach unseren Begriffen zugekommene Auszeichnung, in der Prima als Lehrer auftreten zu dürfen, nicht in ihrem vollen Umfange zu würdigen. Er war übrigens ein tüchtiger Lehrer, bei dem wir gleich in den ersten vier Wochen mehr lernten als bei seinem Vorgänger in einem vollen Jahre, und auch sonst ein wohlgesinnter Mann, der uns sehr artig und höflich behandelte, aber doch nicht ohne jene Eigenheit war, die man bei Leuten von auffallend kleiner Gestalt häufig zu bemerken Gelegenheit hat, zufolge deren sie sich geneigt zeigen, das Imponirende, das ihrer äußern Erscheinung mangelt, durch ein starkes Betonen ihrer Persönlichkeit zu ersetzen. Dies hatte bereits wiederholentlich zu kleinen Reibungen zwischen ihm und uns geführt. Ueberaus eifrig in seinem Unterrichte, wie er war, hatte er die Gewohnheit, seine Unterrichtsstunden über die bestimmte Zeit auszudehnen, was um so störender für mehrere von uns war, da dieselben in die Zeit vor dem Mittagsschlusse der Schule fielen, wo diejenigen, welche wie ich Freitische in Familien hatten, durch ein längeres Ausdehnen des Unterrichts sich gehindert fanden, rechtzeitig zu demselben zu erscheinen. Vergebens hatte ich ihn in meiner Eigenschaft als Primus mehrmals darauf aufmerksam gemacht.

An einem Sonnabend, als bereits die Schulglocke den Schluß der Classen verkündigt, und alle Schüler mit dem üblichen Geräusch das Gebäude verlassen hatten, setzte er, ohne darauf zu achten, wiederum seine Lection mit uns fort, diesmal sogar länger als gewöhnlich. Ich zog mehrmals mit einer gewissen Demonstration meine Uhr heraus, und erlaubte mir zuletzt ihm zu bemerken, daß bereits nahezu eine Viertelstunde über die Schlußzeit verflossen sei. Er entgegnete mit ungewöhnlicher Heftigkeit, daß mich dies nichts angehe und daß ich zu schweigen habe, so lange er auf dem Katheder sei. Aller meiner Genossen Augen richteten sich auf mich, als erwarteten sie, was jetzt auf eine solche brüske Zurechtweisung erfolgen werde. Und ich, nervös aufgeregt von übernächtiger Anstrengung, mich herausgefordert und in meiner Ehre gekränkt haltend von einem jungen „Unterlehrer“, stand auf, schob meinen Primussessel zur Seite, ergriff meine Bücher und verließ, von allen meinen Genossen bis auf einen gefolgt, ohne auf sein drohendes: „Bleiben Sie!“ zu achten, das Classenzimmer.

Das war offene Auflehnung und Rebellion, die natürlich im Interesse der Schuldisciplin die strengste Ahndung um so mehr forderte, als etwas Aehnliches bei uns im Laufe meiner ganzen Schulzeit nicht vorgekommen war. Auch machte ich mir, nachdem sich die erste Aufregung bei mir etwas gelegt hatte, keinerlei Illusion über die Folgen meines Schrittes. Eine schimpfliche Verweisung von der Anstalt, dicht vor der bevorstehenden Maturitätsprüfung, die Zerstörung aller meiner Verhältnisse und nächsten Aussichten, und der Zorn und die Verzweiflung meines strengen Vaters über ein solches Ereigniß — das Alles stand mir in der nächsten Stunde mit erschreckender Klarheit vor Augen. Der betreffende Lehrer hatte natürlich mein Verhalten bei dem Rector sofort zur Anzeige gebracht, aber auch zugleich, wie ich später erfuhr, selbst für mich mildernde Umstände geltend gemacht, und das Geständniß nicht verfehlt, daß er wünschen müsse, mich nicht zu hart für ein Vergehen bestraft zu sehen, das er vielleicht selbst durch sein Verhalten herausgefordert habe. Es ward eine außerordentliche Conferenz aller Lehrer berufen, vor der ich alsbald zu erscheinen hatte. Der brave Rector Paalzow hielt mir mein Vergehen, dessen Strafbarkeit ich allerdings selbst eingestand, in Ausdrücken vor, deren väterliche Güte mich zu Thränen rührte, und eröffnete mir am Schlusse des Verhörs nach einer kurzen Berathung des Lehrercollegiums, während deren ich abgetreten war: daß man übereingekommen sei, in Anbetracht meiner bisherigen untadeligen Führung — ich war bis dahin noch nie bestraft worden — die allerdings verdiente Strafe des Karzers und der Relegation zu erlassen, und sich auf eine vor der versammelten Schule zu leistende Abbitte zu beschränken. Auch diese Strafe aber ward auf meine Vorstellung noch dahin gemildert, daß die Abbitte nicht vor allen, sondern nur vor den Schülern der beiden oberen Classen stattfinden sollte. Also geschah es denn auch. Der Lehrer reichte mir, nachdem ich

am nächsten Schultage ihm die mir auferlegte Erklärung geleistet, vor allen Anwesenden die Hand zur Versöhnung, und der gute Rector, welcher den Zustand fieberhafter Aufregung bemerkte, in welchen mich die stattgehabte Scene versetzt hatte, zeigte mir an, daß er mich für diesen Tag vom Besuche der Schule dispensire, um mich wieder beruhigen zu können.

Nicht verschweigen darf ich, daß alle Primaner ohne mein Zuthun oder Wissen in einer von ihnen unterzeichneten Eingabe an den Rector Fürbitte für mich eingelegt und erklärt hatten, daß sie sich alle als Theilnehmer an dem von mir Begangenen schuldig bekannten. Und eben so wenig mag ich es unerwähnt lassen, daß der von mir in seiner Autorität beleidigte Lehrer mir seitdem mit einem offenbaren Wohlwollen zugethan verblieb.

Die gegen mich geübte weise Milde und Humanität meiner Lehrer war von hoher Bedeutung für mein ganzes Leben. Denn ohne sie würde ich, nach der ganzen gesetzlichen Strenge mit Verweisung von der Anstalt bestraft, gezwungen gewesen sein, auf die Fortsetzung meiner Studienlaufbahn zu verzichten und einen anderen bürgerlichen Beruf zu ergreifen, da mein Vater weder Willens noch im Stande gewesen wäre, mich eine andere Anstalt beziehen zu lassen. So aber erhielt er überhaupt von dem ganzen Vorgange keine Kunde, da man die Rücksicht hatte, denselben nicht, wie sonst üblich, in dem nächsten Quartalzeugnisse zu vermerken, worüber ich natürlich von Herzen froh war.

Vierzehntes Capitel.

Der Abgang von der Schule zur Universität, das Vertauschen eines Zustandes mannigfaltiger Beschränkung mit demjenigen einer fast schrankenlosen persönlichen Freiheit in Studien und Lebensführung, und die wesentlich veränderte gesellschaftliche Stellung, in welche der Student, der „Commilito" seiner Professoren, im Vergleiche zu dem bisherigen Schüler sich versetzt sieht, bilden in der Regel einen Abschnitt, dem der Betreffende mit freudiger Spannung und Sehnsucht entgegenzusehen pflegt.

Das war damals vielleicht in noch höherem Grade wie jetzt der Fall, denn die Romantik des Studententhums auf deutschen Universitäten stand zu jener Zeit noch in ihrer vollen Blüthe. Das Universitätsleben war bunter und farbiger, zumal auf den kleineren und mittleren Universitäten, der Student eine eigenartiger hervortretende Erscheinung als heutzutage. Sein Treiben und seine Lebensformen, die verschiedenen „Verbindungen", in denen er sich bewegte, und der Geist, welcher in denselben sich kundgab, verschafften ihm sogar die — allerdings sehr zweideutige und häufig für ihn gefährliche Ehre einer übertriebenen Beachtung von Seiten dessen, was man damals den Staat nannte. War doch in jenen Tagen des politischen Marasmus und einer ebenso thörichten als brutalen Reaction gegen Alles, was an den Aufschwung der Befreiungskriege erinnerte, das Studententhum der Universitäten in den sogenannten burschenschaftlichen Verbindungen die einzige Opposition, welche sich mit jugendlicher Freimüthigkeit gegen die herrschenden Gewalthaber und deren rückwärts gerichtete Strebungen aufzulehnen wagte.

Hunderte, ja Tausende deutscher Studenten hatten denn auch bereits die Folgen davon, daß sie „ihr volles Herz nicht gewahrt", zu erleiden gehabt; die Kunde von so manchen grausamen und gewaltthätigen Verfolgungen, welche die Mitglieder der verpönten Burschenschaften getroffen hatten, war auch zu uns gedrungen, und hatte natürlich nur dazu gedient, die Betroffenen in unseren Augen mit der Aureole politischen Märtyrerthums zu umgeben und dem Studententhum eine neue bisher unbekannte Bedeutung zu verleihen. Denn die Jugend ist ihrer Natur nach geneigt, für den Unterdrückten und Vergewaltigten Partei zu ergreifen und sich für ideale Bestrebungen und Ziele nur um so mehr zu begeistern, je ungleicher der Kampf ist, den dieselben gegen die überwuchtende rohe Gewalt der Selbstsucht und des Egoismus aufzunehmen den Muth haben. So fand denn auch ich, je näher das Ende meiner Schulzeit heranrückte, mich mit allen meinen Genossen fast ausnahmslos auf Seiten der verfolgten Burschenschaft, und wir gaben uns gegenseitig das Wort, bei unserem Eintritt in das Universitätsleben uns auf ihre Seite zu stellen, jedenfalls

aber nicht die ihr gegenüberstehende Partei der sogenannten „Landsmannschaften“ zu verstärken, von deren wüstem ideenlosen Wesen und Treiben wir durch Berichte unserer bereits zur Universität abgegangenen früheren Kameraden hinreichend unterrichtet worden waren.

Indessen empfand ich selbst von jener obenerwähnten freudigen Spannung, mit welcher der dem Abgange nahe Schüler der Universität entgegensieht, wenig oder nichts, ja wenn ich die Wahrheit gestehen soll, fast eher das Gegentheil. Und dies Gefühl verstärkte sich in mir, je näher der entscheidende Zeitpunkt heranrückte. Denn gar Mancherlei vereinigte sich, mir meinen gegenwärtigen Zustand werth und den Gedanken, aus demselben scheiden zu müssen, schwer zu machen. Meine Verhältnisse zu meinen Lehrern und Genossen waren die wünschenswerthesten. Unter den Ersteren war der mehrgenannte philologische Hauptlehrer, der Conrector Schmidt mir mehr und mehr ein Freund geworden, der meine Studien mit einem Antheil leitete und begleitete, wie ich einen solchen in meinem späteren Leben niemals wieder in solchem Umfange finden sollte. Mit meinen Classengenossen, unter denen ich einige zu meinen Herzensfreunden zählte, stand ich gleichfalls im besten Vernehmen, und es wurde später in meinem Abgangszeugnisse eigens hervorgehoben, daß ich dieselben „fast in allen Dingen zu leiten geschienen“, und daß mein Einfluß auf den Geist der Classe in Bezug auf Studien und sittliches Verhalten ein anerkennenswerth guter gewesen sei. Dazu waren die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen ich mich bewegte, die angenehmsten, und solche, für die mir das Universitätsleben keinen Ersatz in Aussicht zu stellen vermochte. Und endlich — last not least — war die Trennung von Prenzlau zugleich verbunden mit einem Abschiede, dessen Gedanke mir das Herz zerriß, mit dem Abschied von meiner Liebe, und zwar in einem Momente, wo die Gefahr: dies geliebte Wesen auf ewig zu verlieren, in einer erschütternden Weise an mich heranzutreten begonnen hatte!

Denn Karoline war kurze Zeit nach unserem letzten fröhlichen Beisammensein auf einem Balle aufs Neue erkrankt. Es war ein erneuter Anfall jener früheren Krankheit; und obschon anfangs keinerlei Grund zu ernster Besorgniß vorhanden zu sein schien, so erwies sich doch die Hoffnung auf schnelle Genesung als trügerisch, und bald konnte der sie behandelnde Arzt es sich nicht verhehlen, daß er es hier mit jenem furchtbaren Falle einer Lungenkrankheit zu thun habe, gegen die weder Jugendkraft noch ärztliche Kunst etwas auszurichten vermögen. Zwar blieb mir zunächst die ganze Größe der Gefahr verborgen, aber meine Herzensangst um die Geliebte war dennoch groß genug, um mich Tag und Nacht zu beschäftigen, und das in einem Zeitpunkte, wo ich alle Fähigkeit und Kraft zur Vorbereitung auf mein bevorstehendes Abgangsexamen zusammenzunehmen hatte, von dessen Ausfalle so viel für mich abhing. Hier lernte ich denn zum ersten Male im vollen Umfange den Segen und Trost kennen, der in angestrengter, auf ein festes Ziel gerichteter Arbeit liegt. In ihr, und in ihr allein, fand ich Erleichterung meines schweren Herzeleids, sowie in der Theilnahme, welcher ich bei meinen Freunden und auch bei meinem geliebten Lehrer Schmidt begegnete, der, von meinem Zustande und dessen Grunde unterrichtet, mir einen Antheil bewies, der darum nur um so mehr zu Herzen drang, als er schweigend geleistet wurde. Aber noch heute kann ich nicht ohne Bewegung an jene Tage und an die schwere Aufgabe, die sie mir auferlegten, in der Erinnerung zurückdenken.

So kam Ostern 1825 heran, mit ihm die Zeit meines Abgangsexamens. Ich war der Einzige, der sich zu demselben gemeldet hatte, und auch dieser Umstand, daß ich allein aus dem gewohnten Kreise scheiden sollte, trug dazu bei, meine Traurigkeit zu vermehren. Sechs Vormittage nahmen die schriftlichen Prüfungsarbeiten in der Clausur hin, bei denen die Lehrer abwechselnd meine Arbeit überwachten. Die mathematische Aufgabe bildete den Beginn. Sie war so gestellt, daß ich dieselbe, obschon sie aus den höheren Bereichen der Mathematik gewählt war, wohl ohne erhebliche Schwierigkeit zu lösen vermocht hätte, wäre nicht gerade an dem Tage mein Inneres durch eine über Karolinens Befinden erhaltene Nachricht in verwirrende Aufregung versetzt worden. Indessen die Güte meines alten Rectors, der meinen

Zustand bemerkte, und mir durch freundlichen Zuspruch und schließlich durch einen und den anderen Fingerzeig in meiner Noth zurecht half, ließen mich doch zuletzt etwas zu Stande bringen, was als leidlich genügend gelten konnte, wenn die übrigen Arbeiten den Anforderungen entsprachen, welche an das Zeugniß der vollkommenen Reife die ersehnte Nummer Eins als gesetzliche Bedingung geknüpft waren. Das Letztere war der Fall, und so sah ich mich denn nach einem vierstündigen mündlichen Examen, das ich vor dem versammelten Lehrercollegium und dem Scholarchate zu bestehen hatte, unter den herzlichen Glückwünschen aller Anwesenden am ehrenvollen Ziele meiner Schülerlaufbahn angelangt.

Als ich im Zustande einer halben Betäubung den Saal verließ, in welchem die Prüfung stattgefunden hatte, erwarteten mich im Hofe meine sämmtlichen Classengenossen, und begleiteten mich mit Freudenrufen zu meiner Wohnung, wo mir — zu meiner großen Ueberraschung mein geliebter Vater entgegentrat, der ohne mein Wissen, trotz des fürchterlichen Wetters und der entsetzlichen Wege, in die Stadt gekommen war. „Ich wollte doch an deinem Ehrentage nicht fehlen!" sagte er, indem er mich in seine Arme schloß. Dieser Beweis seiner väterlichen Liebe rührte mich um so tiefer, als seiner Natur eigentlich alle solche demonstrative Kundgebungen durchaus fremd waren, da er gewohnt war — wenigstens äußerlich — aller seiner Kinder Leistungen nur als unsere Schuldigkeit, als etwas, das nicht anders sein dürfe, anzusehen und zu bezeichnen. Zwei voraufgeeilte Freunde, meine Classengenossen Thümen und Wiese, hatten ihn von dem günstigen Ausfalle meines Examens benachrichtigt, worauf er sofort sie und alle meine bisherigen Classenkameraden für den Abend zu einem Symposion eingeladen, bei dem es an Heiterkeit und frohem Gesange nicht fehlte, und des guten Weines, den mein Hauswirth, der meinem Vater befreundete Weinhändler Krohn, bereitwilligst lieferte, nicht geschont wurde. Die Stunden dieses Abends waren seit einem Vierteljahre die ersten heiteren und glücklichen, die ich verlebte, und die Freude, welche mein Vater über den glücklichen Ausfall meines Examens an den Tag legte, ließ mich für kurze Zeit meinen Herzenskummer vergessen.

Fünfzehntes Capitel.

Einige Tage später erfolgte meine feierliche Entlassung von der Anstalt am Schlusse des großen öffentlichen Jahresexamens sämmtlicher Classen des Gymnasiums, welches zu Ostern am Schlusse des Schuljahres abgehalten zu werden pflegte. Der große Hauptsaal des herzoglichen Palais, in welchem die Feier stattfand, war gefüllt von Theilnehmenden aller Stände, vor denen ich nicht ohne tiefe Bewegung meine Abschiedsrede hielt, welcher durch eine Gegenrede im Namen meiner bisherigen Mitschüler zu erwiedern meinem jüngeren Bruder zugefallen war. Das Thema, welches ich mir gewählt hatte, „der Genuß der Rückerinnerung", war bezeichnend für meine Stimmung, und ich gab derselben um so freieren Ausdruck, als mir auf mein Ansuchen gestattet worden war, meine Niederschrift nicht vorher dem Rector zur Durchsicht vorlegen zu dürfen.

Hierauf bestieg der Rector Paalzow den Katheder, um die an mich gerichtete „Entlassungsrede" zu halten. Sie liegt heute, wo ich dies niederschreibe, vor mir in der von ihm aufbewahrten handschriftlichen Aufzeichnung, welche ich fast ein halbes Jahrhundert später aus der Hand seiner einzigen überlebenden Tochter als ein werthvolles Andenken an den treuen Mann empfing, und ihre mir so wohlbekannten kühnen freien Schriftzüge, die dem edlen und freien Inhalte entsprechen, rufen mir mit wunderbarer Gewalt sein Bild und die Erinnerung an jene wichtige Stunde meines Lebens vor die Seele! Den Eingang bildete eine begeisterungsvolle Schilderung des Werthes und der Würde wahrer Wissenschaft und des auf solche gerichteten Strebens ihrer Jünger. „Und doch" — so lautete seine Rede weiter — „giebt es etwas Höheres, giebt es eine edlere Thätigkeit, an der jeder Mensch ohne Ausnahme Theil nehmen kann und muß. Es ist die große Kunst: zu handeln. Es ist bewundernswürdig, die Fülle der Wissenschaft zu haben, und geistiges Licht nach allen Seiten hin zu verbreiten. Aber es ist unschätzbar, ein edel handelnder Mensch zu sein und rings um sich

her das Wohl seiner Mitmenschen zu fördern. Statt Alles zu wissen, was unter der Sonne ist, über Stern und Stein reden zu können, wie viel näher liegt es, uns selber zu begreifen! Statt in Meisterschaft die Wunder der Kunst zu deuten, wie viel mehr werth ist die Meisterschaft des Betragens: überall richtig gesinnt zu sein, den Gesinnungen Anderer richtig zu entsprechen, sich selber in jedem Augenblicke des Lebens zu beherrschen, mit unerschütterbarer Rechtschaffenheit jedem das Seinige zu geben, sich in den schwierigsten, verwickeltsten, zweifelhaftesten Fällen des schwankenden Lebens immer richtig zu entscheiden, die Widersprüche und Widerwärtigkeiten der sich durchkreuzenden Begebenheiten zu ordnen und zu verknüpfen, mit fester Hand sie zu leiten und zu gutem Ende hinaus zu führen!"

Mit diesen Betrachtungen bahnte sich der Redner den Uebergang zu der damals allen Leitern der preußischen Gymnasien von der Regierung zur Pflicht gemachten Aufgabe, ihre zur Universität abgehenden Schüler vor der Theilnahme an burschenschaftlichen Verbindungen und Gesinnungen eindringlich zu verwarnen. Die Art und Weise, wie er sich dieser ihm auferlegten, seinem innersten Gefühle widerstreitenden Pflicht am Schlusse seiner an mich gerichteten Rede entledigte, ist charakteristisch für ihn selbst und für die damaligen Verhältnisse. „Wir entlassen Sie, lieber Stahr, als einen jungen Mann, der bereits für die Wissenschaft gewonnen ist — — Sie kennen und schätzen das Köstliche gediegener Wissenschaft; Ihr Urtheil zeigt schon eine gewisse Reife der Verständigkeit. Wir Lehrer alle freuen uns, Sie als einen so gereiften Zögling unserer Anstalt der hochachtbaren Versammlung hier vorzustellen, der mit dem Zeugnisse der unbedingten Reife von demselben scheidet. Wir entlassen Sie aber auch als einen jungen Mann, der auch in seinen Handlungen bereits eine gewisse Haltung und Selbständigkeit gewonnen und gezeigt hat. Glauben Sie von uns nicht, daß wenn wir hin und wieder den Aeußerungen der Selbständigkeit entgegen gewesen sind — daß wir eine solche Selbständigkeit an sich verdammen und von nichts Anderem als von Geschmeidigkeit und Fügsamkeit wissen wollen. Nein! noch habe ich stets die Gesinnung selbst angesehen und um ihrer selbst geachtet, und verlange keine Umwandlungen nach Verhältnissen wie im Modekleid. Es kommt nur darauf an, einen sich bildenden Charakter, wenn er seinen Weg zu verfehlen scheint, im rechten Wege zu erhalten. Aber schon in dieser Hinsicht kann ich mit Ihnen als mit einem verständigen jungen Manne reden, und der gewöhnlichen Erinnerungen entübrigt sein. So wie Sie bereits in den Wissenschaften das Bessere kennen, sehen Sie auch schon deutlich genug, worin die höhere Weihe des Lebens liegt, und worin die besseren Menschen übereinkommen und sich selbst erkennen. So streben Sie denn immer mehr, Ihrem Charakter eine würdige Haltung zu geben. Sie gehen an einen Ort, wo es dessen bedürfen wird, und wo Sie Gelegenheit haben werden, ihre Selbstbildung und fernere Selbstbestimmung fortzusetzen. Ich verschone Sie mit allen Regeln und Ermahnungen, welche ich Ihnen mit auf den Weg geben könnte, sondern spreche vielmehr das Vertrauen zu Ihnen aus, daß Sie überall den Besseren angehören werden, und stets zuviel Besonnenheit, rechten Sinn und Selbständigkeit haben werden, um sich von einer verderblichen Strömung fortreißen zu lassen.

„So empfangen Sie denn aus meiner Hand das ausgefertigte Zeugniß der unbedingten Reife Nummer Eins. Und da Sie in diesem Augenblicke aufhören, ein Zögling unseres Gymnasiums zu sein, so sage ich Ihnen hiermit in meinem und aller meiner Herren Amtsgenossen Namen herzlich Lebewohl!"

* * *

Wenige Tage darauf verließ ich Prenzlau, um die kurze Zeit vor meiner Abreise nach der von mir erwählten Universität Halle im Wallmow'schen Vaterhause zuzubringen.

Ich brauche nach dem Bisherigen nicht erst zu sagen, wie schwer mir der Abschied von allen Freunden und Bekannten fiel, und wie sehr mich die Beweise herzlicher Antheilnahme rührten, welche mir bei dieser Gelegenheit von allen Seiten zu Theil wurden. Die meisten meiner bis-

herigen Classengenossen versprachen mir, in Jahresfrist mir nach Halle nachzukommen, wohin mein geliebter Lehrer Schmidt, der ebenda vier Jahre lang studirt hatte, mich mit warmen Empfehlungen an mehrere Professoren und an den Kanzler Niemeyer, den Freund Goethe's, versah, der als oberster Leiter der bekannten Franke'schen Stiftungen und Director des königlichen Pädagogiums sowie des öffentlichen pädagogischen Seminars damals der einflußreichste Mann der Universität war, und von dem ich mich später mannigfacher Förderung zu erfreuen haben sollte.

Der schwerste Abschied war der, den ich bis auf den letzten Augenblick verschob, der Abschied von — Karolinen. Mein Vater hatte mir einen Wagen geschickt, um mich nach Wallmov abzuholen. Ich konnte dem Drange nicht widerstehen, die Geliebte noch einmal zu sehen, und ließ den Wagen vor ihrem Hause halten. Als sie mir an der Schwelle des Zimmers entgegentrat, erkannte ich mit herzzerreißendem Schmerze die Veränderung, welche die Krankheit in ihrer Erscheinung angerichtet hatte. Aber der Ausdruck ihrer lieblichen Züge war noch derselbe, und der Blick der von überirdischem Glanze leuchtenden blauen Augen, mit dem sie mir lächelnd die Hand reichte, drang mir ins Innerste des Herzens. Auch die Eltern kamen, mir zum Abschied die Hand zu drücken und mir ihre Segenswünsche mit auf den Weg zu geben. In den Augen der Mutter standen Thränen; der Vater suchte vergebens seine Bewegung zu verbergen. Ueberwältigt von dem Eindrucke des Moments, bot sie mir zum ersten Male den lieblichen Mund zum Kusse des Abschieds. Es war ein Abschied — für ewig. Als ich nach Jahresfrist die Heimath wiedersah, konnte ich nur ihren Grabhügel aufsuchen. Auf dem kleinen Denkmale, das denselben bezeichnete, standen einige Zeilen, welche mein Freund J. ihrem Andenken geweiht hatte. Sie lauteten:

> Gleich der Lilie in der Abendstille
> Gingst du, holde Dulderin, zur Ruh;
> Freunde kränzen deine schöne Hülle,
> Und die Liebe deckt dein Grabmal zu.
> Heiß geliebt auf dieser Erde wallen,
> Heiß beweint im Tode heimwärts geh'n,
> Ist ein schönes Loos, das dir gefallen;
> Lebewohl! bis wir dich wiederseh'n.

Literarisches.

Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft. Von L. Geiger. Band II. Stuttgart, J. G. Cotta.

Wir holen eine Versäumniß nach, indem wir auf den vorliegenden Band unsere Leser aufmerksam machen. Seiner Zeit haben wir ausführlicher die Bedeutung des ersten Bandes dargelegt. Und unser damaliges Urtheil ist durch den neuen entschiedenen Beifall aller Fachgenossen bestätigt worden.

Allzu früh wurde der Verfasser dieses höchst hervorragenden Werkes der Wissenschaft entrissen. Außer Steinthal hat nun kein Anderer mehr diese Verknüpfung philosophischer Tiefe mit ungeheurem Umfange der Sprachkenntniß. Wie aber Geiger es unternommen hatte, in vielfachem Gegensatz gegen Steinthal eine neue Ansicht hinzustellen, bleibt seine Stelle leer, er ist unersetzbar. Gerade sein Gegensatz zu dem ebenbürtigen Gegner hätte der Wissenschaft unschätzbare Dienste geleistet.

Aus seinem Nachlaß haben wir diesen zweiten Band empfangen. Der Herausgeber that wohl daran, ihn streng nach dem Manuscript zu veröffentlichen. Der Inhalt erstreckt sich über alle Gebiete der Culturentwicklung. Den leitenden Gesichtspunkt dieser Erörterungen spricht Geiger selbst in den folgenden Worten aus:

„Die durchgängige Gleichmäßigkeit der Anschauungsentwicklung, welche eine aufklärende Verknüpfung alles Denkens auf dem ganzen Erdkreise ermöglicht, verweist auf eine eigentlich jenseits der Sprache liegende Unterlage des geistigen Gesammtzustandes zurück, der sich seinerseits ohne äußerliche Veranlassung oder dauerndes Bindemittel während eines unermeßlichen Zeitraumes gleichmäßig mehrfach neben einander umgestaltete. Wie wir den überall gleichen Keim des Familienlebens und die Aehnlichkeit seiner frühesten Entfaltungen zu einer mehr vergeistigten Gesellschaft aus den Wortentwicklungen hindurchblicken sehen, so tritt uns in anderen eben so bestimmt vorgezeichneten Processen das unbedingt naturgesetzliche, übereinstimmende Wachsthum der äußeren Lebensformen und Culturmittel der Menschen mit um so reizenderer Klarheit aus fernem Dunkel der Zeiten entgegen, als es die Möglichkeit menschlichen Handelns selbst ist, deren erste Geschichte und ursprünglichste Erscheinung, vor welcher alles Thun des Menschen kaum noch menschliche Züge trägt, wir in den Worten und Bedeutungsgesetzen lesen."



Das Naturgesetz der Bodenabsorption.

Von

August Vogel.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Schon vor einiger Zeit habe ich in diesen Blättern auf die wunderbare Eigenschaft der Ackererde vorübergehend hingewiesen,* vermöge welcher der Boden im Stande ist, die wichtigsten in löslicher Form dargebotenen Pflanzennährstoffe festzuhalten. Die Tragweite jenes Naturgesetzes für die praktische Landwirthschaft hat im Verlaufe der Jahre mehr und mehr Anerkennung gefunden. Und so glaube ich, nicht fehlzugehen, wenn ich dem jedenfalls interessanten Gegenstande hier eine kurze Betrachtung widme, — um so weniger, als das Verhältniß Justus von Liebig's zu diesen Forschungen mitunter nicht vollkommen richtig beurtheilt zu werden scheint.

Unter Absorptionsvermögen des Bodens verstehen wir, wie schon erwähnt, die Eigenschaft desselben, lösliche Pflanzennährstoffe nicht durchzulassen. In der Geschichte dieses Naturgesetzes ist als merkwürdig hervorzuheben, daß dasselbe eigentlich längst bekannt war, ohne jedoch gebührende Beachtung zu finden. Schon Aristoteles spricht davon, daß Meerwasser sich in Trinkwasser verwandle, wenn man es durch Erde filtrire. Von Interesse schien es mir, die Behauptung, daß schon Aristoteles das Absorptionsvermögen des Bodens gekannt habe, auf das richtige Maß ihrer Begründung zurückzuführen. Mein sehr geehrter College Dr. v. Prantl, — der berühmte Kenner des Aristoteles, hat auf meine Bitte die Güte gehabt, die beiden hierher gehörigen Stellen des Aristoteles etwas näher zu betrachten. Als Resultat seiner Forschung hat sich ergeben, daß von einem Durchseihen des Meerwassers durch Erde, um die gelösten Substanzen zurückzuhalten, was doch allein auf das Naturgesetz der Bodenabsorption bezogen werden dürfte, durchaus nicht die Rede sein kann. Immerhin aber bleibt es merkwürdig, daß ein Naturkenner wie Aristoteles, der noch dazu Zeit seines Lebens das Meer in nächster Nähe hatte, zu einer derartigen Aeußerung sich veranlaßt sah. Doch ganz abgesehen von den Aristotelischen Angaben, die als nicht hierher gehörig für die Folge wohl kaum mehr in der Geschichte des Naturgesetzes der Bodenabsorption Platz finden können, mag bemerkt werden, daß nach glaubwürdigem Zeugniß in Gegenden, wo man schlechtes Trinkwasser hatte, vor geraumer Zeit schon Erdfilter zur Verbesserung des

* October 1869.

Trinkwassers in Anwendung gekommen sind. Wollen wir aber auch nicht auf eine ferne Vergangenheit in dieser Beziehung zurückgehen, so viel ist gewiß, daß schon im Jahre 1836 die wichtige Eigenschaft der Dammerde, lösliche Salze zu absorbiren, bekannt war. In seinem Werke: „Der Weinbau in Süddeutschland, 1836“ sagt Bronner: „Die Erde, selbst Sand und Sandsteine besitzen die Fähigkeit, die extractiven Bestandtheile des Wassers aufzunehmen und völlig auszuziehen, ohne sie wieder durch das nachrückende Wasser loszulassen; selbst die auflöslichen Salze werden aufgenommen und nur ein geringer Theil durch nachrückendes Wasser wieder abgespült.“ Nachdem im Jahre 1850 von Neuem in England (Way und Thomson) auf diese Eigenschaft des Bodens aufmerksam gemacht worden war, erfuhr die Lehre von der Bodenabsorption in Deutschland durch eine große Anzahl von Versuchen mit den verschiedensten Salzen und Erden, weitere Begründung und auch praktische Bedeutung.

Als Erklärung für die Absorptionserscheinungen des Bodens ergiebt sich aus den bisherigen Forschungen, daß die Absorption der Ackerkrume für Pflanzennährstoffe auf zwei unter sich ganz verschiedenen Vorgängen beruht, nämlich auf einem chemischen und einem physikalischen Vorgang. In ersterer Beziehung wirken vorzugsweise die wasserhaltigen Silicate und die Humusstoffe des Bodens, in letzterer ist die Flächenanziehung thätig. Bei der Absorption der Säuren spielt der Chemismus die Hauptrolle; so ist die Absorption der Phosphorsäure ein rein chemischer Proceß, abhängig von dem Gehalte der Erde an Eisenoxyd, Thonerde, Magnesia und Kalkerde. Die Absorption der Salzbasen dagegen geschieht vorwaltend durch Flächenanziehung. Ohne jene merkwürdige Eigenschaft des Bodens, wodurch eine Ansammlung von passender Pflanzennahrung stattfindet, müßte das ganze Pflanzenleben in seiner Existenz auf Erden gefährdet erscheinen. Sie ist es, welche in den oberen Schichten des fruchtbaren Bodens — der eigentlichen Ackerkrume — die unter dem Einflusse der Verwitterungsprocesse löslich gewordene oder von außen zugeführte lösliche Pflanzennahrung festhält und oft eine Reihe von Jahren die Erzielung reichlicher Ernten ermöglicht. Und die Kraft der Ackerkrume beschränkt sich nicht allein darauf, die ihr dargebotenen Pflanzennährstoffe an sich zu ziehen und festzuhalten, sondern sie hat sogar die Fähigkeit, diese Nährstoffe aus chemischen Verbindungen abzuscheiden, welche den Pflanzen nachtheilig sein würden. Sie nimmt nur den wirklichen Nahrungsstoff der Pflanze auf und läßt den unbrauchbaren Stoff mit dem Wasser abfließen.

Die Kraft der Absorption ist nicht für alle Bodenarten die nämliche, sie ist am schwächsten im Kieselsandboden, am stärksten im Thonboden; der Kalkboden, sowie die verschiedenen Mischungen aus den drei Hauptbestandtheilen stehen in der Mitte und nähern sich, je nach ihrer Zusammensetzung, bald dem Kieselsand-, bald dem Thonboden. Wie die Fähigkeit der Ackerkrume, die Nahrungsstoffe des Bodens an sich zu halten, begrenzt ist durch die Natur ihrer Zusammensetzung, so ist auch ihre Fruchtbarkeit oder ihre Ertragsfähigkeit begrenzt; der Boden ist nur in dem Verhältnisse fruchtbar, als er aufnehmbare Pflanzennährstoffe in sich enthält. Aus diesem Grunde ist der Thonboden des höchsten Ertrages fähig, Sandboden des geringsten; der letztere kann nie durch Dünger allein zu einem so hohen und andauernden Ertrag gebracht werden, als der erstere. Die Kenntniß der Absorptionsfähigkeit des Bodens hat uns ein ganz neues Feld für die Beurtheilung der Bonität eines Culturfeldes eröffnet. Wollen wir auch die Schätzung eines Ackers nach dem auf demselben befindlichen vereinzelt stehenden Baumwuchs, wie dies von jeher üblich, als die einfachste und natürlichste, keineswegs verwerfen, so kann doch nicht geleugnet werden, daß die chemische Analyse des Bodens uns einen weit mehr gesicherten Anhaltspunkt in dieser Beziehung gewährt. Doch bedeutender noch als die genaueste chemische Analyse, wie solche aber selbstverständlich nur von einem Sachverständigen mit Erfolg ausgeführt werden kann, wird die Bestimmung der Absorptionsfähigkeit des Bodens in der Hand des geübten Landwirthes. Diese Art der Bestimmung stellt gewissermaßen das Gegentheil der chemischen Analyse dar. Während letztere

die einzelnen Bestandtheile des Bodens in ihren Mengenverhältnissen erkennen läßt, d. h. was und wie viel der Boden an Pflanzennährstoffen enthält, lehrt uns die Prüfung des Bodenabsorptionsvermögens, welche Pflanzennährstoffe und in welcher Menge der Boden noch aufzunehmen im Stande ist, oder mit anderen Worten, die Prüfung des Absorptionsvermögens lehrt uns, was dem Boden bis zum höchsten Grade der Fruchtbarkeit noch an Pflanzennährstoffen fehlt.

Wollen wir die Praxis der Methode selbst vorübergehend etwas näher ins Auge fassen, so ergiebt sich die Ausführung des Versuches, sowie die Anwendung der hierzu erforderlichen Apparate als eine einfache. Um das Absorptionsvermögen eines Bodens zu bestimmen, wird eine gewogene Menge desselben mit künstlich zubereiteten, in Lösung befindlichen Pflanzennährstoffen, wie Phosphorsäure, Alkalien, Kieselerde u. s. w. in einer Flasche geschüttelt, oder in einem Stechheber mit solchen Lösungen übergossen. Die Erde zieht nun vermöge der ihr inwohnenden Kraft die ihr in der Lösung dargebotenen Nährstoffe an sich, deren Concentrationsverminderung selbstverständlich über die Summe der aufgenommenen Stoffe Aufschluß giebt. Wenn die Erde vollkommen mit den ihr auf solche Weise gebotenen Nährstoffen gesättigt ist, d. h. wenn sie nichts mehr davon aufnehmen kann, so fließen die durchsickernden Lösungen unverändert ab. So wird es möglich, die Quantität der Stoffe durch Rechnung zu finden, welche nothwendig ist, um irgend eine Fläche Bodens von der Beschaffenheit der zum Versuche verwendeten Erde zu sättigen, oder was dasselbe ist, in den höchsten Zustand der Fruchtbarkeit zu versetzen.

Von welcher Tragweite die nach dieser Methode gewonnenen Resultate für die praktische Landwirthschaft erscheinen, — dies bedarf kaum der Erwähnung. Indem wir hierdurch einen hellen Einblick in die Wirksamkeit der Pflanzennährstoffe nach ihrem für die Culturpflanzen richtigen Verhältnisse zu thun vermögen, gewährt uns die Erforschung der Bodenabsorptionskraft die werthvollsten Anhaltspunkte, nicht nur für die Beurtheilung der Natur des Bodens, sondern auch für die richtige Anwendung der verschiedenen Düngersorten. In diesen Versuchen, mit Sachkenntniß ausgeführt, besitzen wir somit ein sicheres Mittel, um den Zustand des Bodens und die Wirksamkeit des Düngers, sowie die Art und Menge der nothwendigen Zufuhr von außen, welche der Acker zu seiner vollkommenen Befruchtung verlangt, kennen zu lernen.

Es erübrigt noch, das Verhältniß J. v. Liebig's zu diesem Naturgesetz, welches seine Mineraltheorie so wesentlich förderte, durch eine kurze Auseinandersetzung erkennen zu lassen. Man hat, und mitunter wohl nicht ganz ohne die Absicht, Liebig's Leistungen für die Landwirthschaft im Allgemeinen herabzusetzen, dieses Naturgesetz als ein schon lange vor ihm bekanntes mit Vorliebe betont. Gewiß mit Unrecht; so wenig jemals die Entdeckung der Bodenabsorption Liebig zugeschrieben, am wenigsten aber von ihm selbst beansprucht worden, ebenso sicher gebührt ihm allein das große Verdienst, die Beziehung dieses Gesetzes zur Vegetation richtig erkannt zu haben. Mit vollster Ueberzeugung darf behauptet werden, daß Liebig aus fremden und eigenen Untersuchungen über die Ackerkrume die Lehre von der Bodenabsorption als ein Naturgesetz erkannt hat. Dieses Naturgesetz lautet mit Liebig's eigenen Worten: „An der äußeren Kruste der Erde soll sich unter dem Einflusse der Sonne das organische Leben entwickeln, und so verlieh denn der große Baumeister den Trümmern dieser Kruste das Vermögen, alle diejenigen Elemente, welche zur Ernährung der Pflanzen und somit auch der Thiere dienen, anzuziehen und festzuhalten, wie der Magnet Eisentheile anzieht und festhält, so daß kein Theilchen davon verloren geht; in dieses Gesetz schloß der Schöpfer ein zweites ein, wodurch die pflanzentragende Erde ein ungeheurer Reinigungsapparat für das Wasser wird, aus dem sie durch das nämliche Vermögen alle der Gesundheit der Menschen und Thiere schädliche Stoffe, alle Producte der Fäulniß und Verwesung untergegangener Pflanzen- und Thiergenerationen entfernt." Jedermann wird zugeben müssen, — es gehörte ein Geist wie Liebig dazu, um jene vereinzelten Versuchsresultate, disjecta membra — in ein so vollendetes Ganze zu einen.

Goliath's Hochzeitskleid.

Von

F. Lichterfeld.

An einem der ersten Märztage des Jahres 1874 machte ich mich auf den Weg nach dem Berliner zoologischen Garten. Der physische Frühling hatte den astronomischen überholt, und die Sonne strahlte bereits behagliche Wärme aus. Fröhliches Gekreische und erotisches Geschnatter tönte mir von dem großen Teiche her entgegen und ich war eben im Begriffe, meine Schritte dahin zu lenken, als mich die Stimme des Dr. Bodinus an einen anderen Ort rief. — „Rasch, rasch!" schallte es über den Teich herüber, und in der Meinung, es sei Gefahr im Verzuge, griff ich aus wie ein Orloff-Traber und war im Nu an Ort und Stelle. Bei dem Anblick, der sich mir bot, hätte ich von Eis sein müssen, um, eingedenk des Horaz'schen „nil admirari", nicht in laute Bewunderung auszubrechen.

Es war der Goliath-Reiher im Hochzeitsstaat. Die Vögel legen zwar in der Regel im Frühjahr ein schmuckeres Kleid an, angethan mit mancherlei Federzier, aber keinem hat Eros einen originelleren Hochzeitsschmuck verliehen als dem Goliath; sein Sommerkleid ist ein Unicum. Es besteht in vier, dem Anscheine nach, aus Zwirnsfäden gefertigten Quasten, welche baumelnd von der unteren Brust und dem Bauche herabhängen, zwei und zwei neben einander. Vor dem Steiß findet sich eine ähnliche, aber kürzere Federnbildung in Kegelform. Bei jedem Schritt, den der stattliche Vogel thut, gerathen die weichen, schlaffen Quasten in Schwingung, bei jeder veränderten Stellung hängen sie anders im Loth. Die Quasten sind von mattgelber Farbe, an den ausgefaserten Enden weiß; sie haben eine Länge von 15 bis 18 Centimetern und eine Federflur oder Basis von durchschnittlich 4 bis 5 Centimetern. — Man kann sich hiernach eine Vorstellung von dem originellen Aussehen eines ausgewachsenen Riesenreihers im Hochzeitskleide machen.

Jüngeren Männchen fehlt der Quastenbehang, und überhaupt scheint derselbe an dem circa vierjährigen Goliath des Berliner zoologischen Gartens zum ersten Male beobachtet worden zu sein. Für Dr. Bodinus war er eine Novität, ebenso für Prof. Dr. Cabanis und andere Ornithologen; ich selbst habe nie davon gehört oder gelesen, nie eine Abbildung oder ein ausgestopftes Exemplar mit jener absonderlichen Befiederung gesehen. Die Riesenreiher des zoologischen Museums sind insgesammt jüngere Vögel; ältere sind zu scheu und vorsichtig, um den Jäger auf Schußweite nahe kommen zu lassen.

„Betreffs des Riesenreihers," schreibt mir der Thierhändler Hagenbeck am 5. Januar 1875, „kann ich Ihnen leider wenig mittheilen. Ich hatte bis jetzt an zwanzig Stück dieser Vögel, doch müssen das sämmtlich junge Vögel gewesen sein, da ich die besagten Federbüschel an der Brust und dem Unterleib nie an einem bemerkt habe. Den ersten Riesenreiher sah ich vor circa zehn Jahren im zoologischen Garten von Amsterdam, und soviel ich weiß, war dieser Vogel mehrere Jahre daselbst, und wurde damals als große Seltenheit betrachtet, da zu der Zeit kein anderer Garten einen solchen aufzuweisen hatte. Vor ungefähr sechs Jahren erhielt ich die ersten Riesenreiher, und habe von da ab jedes Jahr einige dieser Vögel gehabt, welche sämmtlich von der Westküste Afrika's kamen. Berichten meines seligen Bruders zufolge sind dieselben jedoch auch an der Ostküste Afrika's vorhanden, da er dort solche gesehen und auch geschossen hat. Das ist Alles, was ich Ihnen in Betreff der Riesenreiher mitzutheilen weiß."

Daß der Goliath auch in Ostafrika vorkommt, ist bereits durch Rüppel bekannt. Nach seinen Mittheilungen in dem „Atlas zu der Reise im nördlichen Afrika" (1826) und der „systematischen Uebersicht der Vögel Nordost-Afrika's" (1845) ist der Riesenreiher über ganz Afrika innerhalb der Wendekreise verbreitet, findet sich häufig am Bahr el Abiad, einem Nebenflusse des Nils, und einzeln in Sennar und Abyssinien. Von den Riesenreihern des Berliner zoologischen Museums ist einer am Senegal geschossen,

ein anderer in Mozambique. Das erwachsene Weibchen im Museum der Niederlande, welches Temminck in seinem „Nouveau recueil de Planches coloriées d'oiseaux" (Paris 1838) beschreibt, wurde am Gambia geschossen.

Auf seiner Reise nach Abyssinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudan und Chartum in den Jahren 1861 und 1862 sah Th. von Heuglin den Vogel auf der Insel Dahlak im Rothen Meere, in der Thalschlucht des Ataba, am Tana-See in der tief gelegenen Provinz Dembea und in dem seichten Wasser des Bahr el azreq oder blauen Nils. Im Gabungebiet traf ihn Du Chaillu, im Damaraland Andersson, in den Capländern Layard, in Natal Ayres, in Mosambik Peters und in Sambesi Kirk und Chapman. Auch auf Madagaskar wurde der Goliath (Grand Héron, Longourou) schon mehrmals beobachtet.

„Wir haben diesen Reiher an der Mündung des Flusses Sambéranu gesehen," heißt es in F. Pollen's und C. van Dam's Fauna von Madagaskar (1868), „aber es war uns unmöglich, ihn zu tödten. Er war der einzige Riese unter den zahlreichen Reiherarten, welche wir auf Madagaskar beobachteten. Ich nehme an, daß der Vogel auf diesen Seestrichen selten ist, weil meine Diener bei dessen Anblick in einstimmigem Erstaunen ausriefen: „Vaza mahita Langarubé", d. h. „Weißer, sieh den großen Reiher."

Der Riesenreiher (Ardea Goliath) hat in der Figur und dem Benehmen viel Aehnlichkeit mit dem gemeinen grauen Fischreiher, nur ist er ungleich größer und stärker. Er mißt nach Rüppel vom Scheitel bis zur Schwanzspitze 3 Fuß 8 Zoll; die Höhe des aufrechtstehenden Vogels vom Scheitel bis zur Fußsohle beträgt fast 4 Fuß. Der Lauf ist 8 Zoll lang, der Schnabel $8^1/_2$ Zoll, der Flügel 1 Fuß 9 Zoll.

Wie bei dem gemeinen Reiher, so ergeben auch bei dem Goliath die Ausmessungen von alten Vögeln gegen junge vom ersten Jahre bedeutende Abweichungen; letztere sind stets viel kleiner und auch anders gefärbt und gezeichnet. Scheitel und Hinterhaupt mit aufrichtbarem Schopf, Brust, Flügelbeuge, Unterleib, Steiß und Schienen des ausgewachsenen Riesenreihers sind rothkastanienbraun; Rücken, Flügel und Schwanz bläulich aschgrau, die großen Schulterdeckfedern zerschlissen und etwas heller. Der Hinterhals ist hell zimmtfarben, die Kehle weiß, Vorderhals schwarz und weiß gesprenkelt. Die Federn dieser Gegend sind an der äußeren Fahne weiß, an der inneren schwarz und haben öfters einen zimmtfarbenen Streifen längs des Schaftes. Das Ende des Halses ist weiß mit herabhängenden zerschlissenen Federn, der Oberschnabel und die Füße sind bleischwarz, der Unterschnabel ist an der Spitze grüngelb, an der Wurzel violett, die Iris gelb. — Bei dem jungen Vogel sind Schnabel, Kopf, Haube und Hals wie bei dem alten; der Unterleib aber ist schmutzig weiß, mit Grau und Rostfarbe gemischt, der Rücken aschgrau; die kleinen Deckfedern der Flügel sind rostfarbig eingesäumt, die Schienen braungrau. Das Kleid des jungen Goliaths ist also viel unscheinbarer, als das des alten.

Der Riesenreiher nährt sich von Fischen, Reptilien und Kerfen, zumal Heuschrecken, stellt aber gelegentlich auch Vögeln und kleineren Säugethieren nach. Beim Fischfang schleicht er mit niedergebogenen Halse und Schnabel, den spähenden Blick auf das Wasser gerichtet, so leise und behutsam am Uferrande entlang, daß man nicht das geringste Plumpen oder Plätschern vernimmt; im rechten Momente schnellt dann der zurückgelegte Hals wie ein Pfeil in das Wasser und mit einem Fisch im Schnabel daraus zurück. Ist der Kopf des Fisches dem Schlunde zugekehrt, so wird die Beute sofort verschluckt, andernfalls zuvor durch Drehen im Schnabel in die richtige Lage gebracht. Pflegt der Goliath der Ruhe, so beugt sich der lange, dünne Hals auf dem hoch aufgerichteten Rumpfe in so scharfer Krümmung rückwärts und wieder vorwärts, daß der Schnabel wagerecht auf der Gurgel ruht. In dieser barocken Stellung steht der scheinbar Arglose Stunden lang auf einem Fleck; allein sein tückisches Schlangenauge wirft mißtrauische, listige und hämische Blicke auf die Umgebungen, und blitzschnell schießt der Hals aus seiner gepreßten Lage in eine gerade, und schnellt den spitzen Schnabel gegen das schwächere Geschöpf, das sich ihm unvorsichtig näherte.

Selten verfehlt das Geschoß sein Ziel, und so schnell der Hals aus der Zickzacklage in die gerade überging, ebenso schnell kehrt er wieder in jene zurück; beides ist das Werk eines Augenblickes.

Der Flug des Riesenreihers ist träge;



Goliath-Reiher im Hochzeitsstaat.

da er sehr weit sieht, und der Gefahr zeitig genug aus dem Wege geht, so hat er nicht nöthig sich zu eilen. Seine Stimme klingt rauh und unangenehm, wie ein tiefes Geplärre.

Mehr ist zur Zeit über das Freileben des Riesenreihers nicht bekannt, und obgleich junge Vögel dieser Specialität neuerdings häufiger nach Europa gebracht werden, so ist doch noch nicht festgestellt, ob der Goliath vereinzelt oder in Gesellschaft nistet, wie unser Fischreiher. Letzteres ist jedoch nicht wahrscheinlich, weil ein solch gemeinschaftlicher Stand kaum der Beobachtung hätte entgehen können.

Daß die Riesenreiher sehr boshaft und jähzornig sind, davon haben uns die Gefangenen unserer zoologischen Gärten genugsam überzeugt; sie gehen selbst auf Erwachsene los, und versetzen ihnen ebenso grim-

nige als schmerzhafte Stöße mit dem Schnabel. Andere Vögel bringen sie um. Als die Riesenreiher des Berliner zoologischen Gartens eines Tages gefüttert werden sollten, fehlte dem Männchen die Spitze des Oberschnabels. Es hatte ohne Zweifel in blinder Tücke nach einem der benachbarten Kraniche gestoßen, und den Schnabel an der scheidenden Drahtwand gebrochen. Um den verstümmelten Goliath auch fernerhin zum Erfassen seiner Nahrung zu befähigen, mußte der vorragende Unterschnabel entsprechend verkürzt, und auch ein Stückchen Zunge abgeschnitten werden. Die Operation gelang trotz der Empfindlichkeit dieser Vögel und ihrer kurzen Ausdauer in Gefangenschaft, und der frühere Langschnabel präsentirt sich seit etwa zwei Jahren als Stumpfschnabel.

Er kam im Sommer 1871 mit einem Weibchen in dem Garten an. Ende Februar 1874 zeigten sich die ersten Spuren des absonderlichen Hochzeitskleides, von welchem oben die Rede war; drei bis vier Wochen darauf schienen die Federquasten ihre volle Länge erreicht zu haben und waren auch am dunkelsten in der Farbe, fahlrostgelb. Der Vogel war in dieser Zeit sehr erregt und umkreiste öfters mit gespreizten Flügeln, vorgestrecktem Halse und gesträubten Kopffedern das Weibchen. Ob seine Bewerbungen Gehör gefunden, wurde nicht bemerkt. Ende April fing die gelbe Farbe der Federquasten bereits an, zu erbleichen und ging mehr und mehr in ein schmutziges Weißgelb über; im Sommer wurden die Quasten zottiger, die Enden der einzelnen Fäden zerfaserten sich mehr oder weniger zu einer dunenartigen Spitze und fielen im August und September allmälig aus. Im Januar 1875 begann das Hochzeitskleid sich zu erneuern und entwickelte sich wie im vorigen Jahre; ebenso nahm es gegen Herbst an Fülle wieder ab.

Welcher Kategorie von Federn gehören diese Quastenfäden des Riesenreihers nun aber an? —

C. L. Nitzsch unterscheidet in seinem von Burmeister 1840 herausgegebenen System der Pterylographie oder Federflurenbeschreibung vier Arten von Federn, nämlich Contour- oder Lichtfedern (pennae), Dunen (plumulae), Halbdunen (pennoplumae) und Fadenfedern (filoplumae). Mit keiner dieser vier Hauptarten von Federn stimmt der Hochzeitsschmuck des Riesenreihers überein, denn die Contourfedern, die Halbdunen und die Fadenfedern haben einen steifen Kiel, die Dunen eine von unten an flockige Fahne. Nun giebt es aber nach Nitzsch noch eine Unterart von Dunen, nämlich die Puderdunen und mit ihnen stimmen die Quasten oder Zotteln des Goliaths in den Hauptmerkmalen überein.

Puderdunen (plumae pulverulentae) sind Dunen, deren Schaft an seinem untersten Ende niemals fertig wird, sondern vielmehr beständig aus dem bleibenden Balge hervorwächst, während die oberen Enden der Aeste abgestoßen werden. Diese Dunen nennt Nitzsch Puder- oder Staubdunen, weil sie aus dem oberen offenen Ende des Balges, welcher den Schaft umgiebt, fort und fort einen weißen oder bläulichen Staub ausschütten, der ohne Frage der trockne Rest der gallertartigen Flüssigkeit ist, aus welcher die Feder gebildet wird. Diese Puderdunen, die man gewissermaßen für Secretionsorgane halten kann, finden sich bei verschiedenen Vogelgeschlechtern, besonders in der Hüftgegend und an den Seiten des Rückens, bei einigen zerstreut, bei anderen in bestimmt begrenzten Fluren. Bei den Reihern, bei denen allein man diese Puderdunen schon früher kannte, finden sich immer zwei große Fluren auf dem hinteren Theile der Hüften und zwei kleinere neben dem Gabelbein; nicht immer ist noch ein drittes, aus schmalen Streifen gebildetes Paar in der Leistengegend vorhanden. Die Reiherfamilie ist zugleich die einzige unter den Sumpfvögeln, bei welcher Puderdunen vorkommen. Sie bilden ein lockeres Gewirre unentwickelter Flaumfedern, welches sich weich und fettig anfühlt, und einen puderigen Staub auf den betastenden Fingern zurückläßt. Dasselbe thun auch die fadenartig herabhängenden Quastenfedern unseres Riesenreihers, unterscheiden sich von den gewöhnlichen Puderdunen jedoch auffallend durch ihre Länge; denn während diese sich unter den Contourfedern versteckt halten, ragen jene circa 15 bis 18 Centimeter darüber hinaus. Wo die Fahne aus dem Balge heraustritt, an den Enden der einzelnen

Fäden, da bildet sie eine zerschlissene, ungemein feinflockige Dune, welche wie Baumwollfasern klebt, und selbst auf glattem Papiere haftet. Schon mit der bloßen Hand und ohne Mikroskop kann man die einzelnen Fäden der Länge nach in die feinsten Fasern theilen, und bei dieser Gelegenheit auch die Staubbildung wahrnehmen, von welcher vorher die Rede war. Legt man einen dieser Fäden auf ein dunkles Tuch und schabt sanft mit dem Federmesser darüber hin, so bildet sich auf dem Tuche und der Klinge ein feiner weißer Staubniederschlag. Fährt man mit dem Schaben fort, so zerfasert sich der Faden zu einem baumwollenartigen Geflocke.

Die hochzeitlichen Fadenquasten des Riesenreihers sind somit, trotz ihrer absonderlichen Länge, nichts Anderes als Puderdunen. Der fettige Charakter der Fäden, die klebrige Beschaffenheit der Dunenspitzen und Fasern, sowie die Staubbildung, an welcher sich zum Theil auch der vertrocknete Balg betheiligt, lassen keinen Zweifel darüber.

Bis auf die neueste Zeit war der Riesenreiher eine seltene Erscheinung unserer Thiergärten. Der Londoner vom Jahre 1849 und der Amsterdamer vom Jahre 1855 waren wohl die ersten, welche lebend nach Europa kamen.

Das Benehmen des gefangenen Riesenreihers gleicht dem aller echten Reiher. Meist steht er mit hochaufgerichtetem Rumpfe, den Hals wie ein Taschenmesser zusammengelegt, stocksteif auf einer Stelle; will er etwas vom Boden aufnehmen, so biegt er, ohne seine Stellung zu ändern, bloß den ausgestreckten Hals herab und der Schnabel reicht ganz bequem auf den Boden. Erregt etwas seine besondere Aufmerksamkeit, so hebt sich der Hals und steigt senkrecht aufwärts, wobei aber Kopf und Schnabel wagerecht bleiben; hat der Vogel sich beruhigt, so verfällt er sofort wieder in seine frühere barocke Stellung. Manchmal setzt er sich auch auf die Fersen nieder und schläft. Der Körper ist dann ebenfalls sehr aufgerichtet, und der Hals in scharfer Krümmung nach rückwärts und vorwärts gebogen. Sein Gang besteht aus langsamen schleichenden Schritten ohne Würde und ohne die gravitätische Haltung der Störche. Kurz der Riesenreiher ist gleich seinen Gattungsverwandten ein langweiliger aber interessanter Vogel, und in Bezug auf seinen Hochzeitsschmuck ein Unienm in der Vogelwelt.

Aus dem fernen Osten.

Reiseskizzen

von

M. Potočnik.

(Fortsetzung.)

II.

Ras Rukma.

Am 4. August Morgens tauchte die am Ende des Canals gelegene Vulcaninsel Jibbel Teer aus dem milchigen Dunst auf, der noch immer über dem Wasser gelagert war. Eine Reihe von Inseln zieht sich von da ab bis zur Straße von Perim hin, doch war des dicken Wetters wegen keine zu entdecken. Eine verhängnißvolle Verkettung von Umständen wollte es, daß das Schiff sich um diese Zeit wenige Seemeilen westlicher befand, als die Rechnung es ergab; doch diese wenigen Meilen genügten, um eine jener Katastrophen herbeizuführen, die der Seemann mehr fürchtet als den schwersten Sturm- und Wogendrang.

Die Nacht brach an, finster, neblig, ohne Mond und Sterne. Man fuhr der afrikanischen Küste zu und sollte noch einige Meilen in diesem Course zurücklegen, um dann nach Backbord zu wenden und in die Staße von Perim zu laufen.

Es war am 5. August, nach 4 Uhr Morgens; dichte Nebel und Finsterniß lagerten rings umher, wie dies in jenen dämmerungslosen Regionen der Fall ist; das Wasser war glatt, kein Wind kräuselte es, das Schiff lief Vollkraft mit zwei Kesseln und legte $7^1/_2$ Seemeilen in der Stunde zurück: als ein langer Stoß erfolgte, die Corvette sich langsam auf Backbord legte und die Maschine nach einigen Stößen stehen blieb. Man war aufgefahren! Loth! ganze Kraft zurück! tönten die Commandos, doch vergebens, die Corvette rührte sich nicht.

Ein unnennbares Gefühl durchzuckt,

einem Dolchstich gleich, alle Herzen mit einem Male, ein gepreßter Seufzer entwindet sich jeder Brust. Was dem Landbewohner das Erdbeben, ist dem Seemann das Zittern und markerschütternde Beben seines auffahrenden Schiffes. Sofort wurden alle Mann auf Deck gerufen und ein wirres Leben begann; eine fieberhafte Thätigkeit entwickelte sich in einem Augenblicke. Ich stürzte in eines der Boote, die hinter einander von den Krahnen ins Wasser flogen, um das festsitzende Schiff von ihrer Last zu befreien. Der Entwurf einer Lothungsskizze war zunächst die dringendste Arbeit, die dem Boote zufiel. Mittlerweile fing mit der den Tropen eigenthümlichen Raschheit der Tag anzubrechen an. Von Steuerbord vorn bis achter war nun ein feiner, in Nebel gehüllter Streifen niederen Landes bemerkbar, der täuschend jener, dem Seemann wohlbekannten Linie glich, die heraufkommende Brise auf glattem Wasser zieht.

Wir ruderten um das Schiff und lotheten; es kam todte, rasch zunehmende See aus Nordwest und wir hatten Mühe, in der Peilungslinie zu bleiben; neben dem Boote bemerkte man Rückenflossen von Haifischen. Gleich darauf sahen wir Ali Shebendi von der Corvette aus ins Wasser springen. Mein erster Gedanke war, der arme Bursche hätte aus Verzweiflung über den Unfall in den Fluthen den Tod gesucht; doch hatte er nur getaucht, um den Grund unter dem Kiele zu untersuchen. Nach Beendigung der Lothungen nahmen wir Ali ins Boot und ruderten an Land, um einen Pegelpflock für genaue Fluthbeobachtungen aufzustellen und die Küste zu recognosciren. Schon von weitem sahen wir eine Menge springender Dinge am Ufer, die sich beim Näherkommen als Sandkrabben von schöner rosarother und lichtgelber Färbung entpuppten. Die Matrosen, deren Leichtsinn ja durch die schwersten Schicksalsschläge nicht bezwungen wird, jagten sie sogleich. Die meisten entflohen in ihre Sandlöcher, einige wurden getödtet; doch warnte Ali vor dem Genusse derselben mit dem Bedeuten, sie seien höchst ungesund.

Der arme Ali war niedergeschmettert. Not good, not good, wiederholte er fortwährend mit schluchzender Stimme, während ihm die Thränen über seine dunklen Wangen liefen; dann leuchteten seine Augen wild auf und er knirschte mit den Zähnen wie ein Rasender, bis er wieder kleinmüthig wurde und abermals weinte, als echter Orientale zwischen Extremen schwankend.

Das Aussehen dieses Stückes von Abyssinien, es war Ras Rukma, wo das Schiff auffuhr, ist ein sehr trostloses. Eine flache Küste aus losem Wüstensand, der sich zu sechs bis acht Fuß hohen Hügeln aufthürmt, dazwischen einige bestaubte, fast blätterlose Gestrüppe, das graue Wasser und der trübe Himmel waren Alles, was wir sahen. Der Strand war mit Muscheln, Korallenfragmenten, besonders aber mit gebleichten Knorpeln von Tintenfischen besäet. Von ersteren sammelte ich einige hübsche Stücke als Erinnerung an diese traurigen Stunden. Etwa hundert Schritte vom Ufer stieg das Land zu einem unregelmäßigen Sandwalle von dreißig bis vierzig Fuß Höhe auf, von dem aus man in eine weite, muldenförmige Ebene hinabsah, die gleich dem Ufer mit Sandhaufen und kleinem Gestrüpp bedeckt war; eine weitere Aussicht verschloß der in milchigem Dunst verschwimmende Horizont. Von Menschen war nichts zu sehen und nichts zu hören. Die einzigen lebenden Wesen, die wir sahen, waren die bereits erwähnten Sandkrabben, die mit unglaublicher Behendigkeit am Ufer hinliefen, dann kleine Einsiedlerkrabben, die sich in leere Muschelgehäuse zurückgezogen hatten, mit denselben am Rücken weiterwanderten und sich gleich darauf todt stellten; endlich eine Anzahl von Sandläufern, Vögel von der Größe einer Amsel und dem Aeußern einer Nachtigall, die wenig flogen, dafür aber, am Strande hinlaufend, zwei regelmäßige, vollkommen parallele Streifen von Fußspuren zurückließen. Von Wasser war nirgends eine Spur zu entdecken. Nachdem die Fluthsignalstation etablirt war, ruderten wir die acht Kabel an Bord zurück und entdeckten dabei unweit von der Corvette mehrere, dicht unter dem Wasserspiegel liegende Felsenriffe, mit deren dräuenden Zähnen nicht nähere Bekanntschaft gemacht zu haben, wir uns Glück wünschen mußten. Ungefähr sechs Seemeilen nordwärts konnte man mehrere Perlfischer-

boote sehen, die, vor ihren Ankern liegend, auf der todten See ritten; doch zeigte sich den Tag über keine Bewegung unter ihnen.

Nachdem den ganzen Tag über mit Anstrengung gearbeitet worden war, nachdem man zwei Anker nebst Ketten ins Wasser gestrichen und einen anderen Anker achter ausgebracht, ferner ein Floß für große Lasten construirt hatte, mußte man Abends die bittere Enttäuschung des ersten mißglückten Flottmachungsversuches erleben. Es brach die erste Nacht heran; sie war trübe und drohend. Als das fallende Wasser seinen tiefsten Stand erreichte, legte sich das gestrandete Schiff nicht weniger als siebzehn Grade auf die Seite. Die Arbeiten wurden rastlos fortgesetzt und die Versuche erneuert, als bei grauendem Tage wieder die Fluth zurückkehrte; doch hatte man auch diesmal keinen Erfolg. Man mußte sich entschließen, die Erleichterung des Schiffes in großem Maßstabe mit aller Energie zu betreiben, alle beweglichen Lasten auszuschiffen und an Land zu bringen. Zu diesem Zwecke erschien die Beihülfe der im Norden noch immer regungslos vor Anker liegenden Perlfischerboote als besonders wünschenswerth. Es wurde die Dampfbarcasse dahin abgesandt und Ali mit dem Dienste eines Dolmetschers betraut. Um acht Uhr Morgens kamen die drei ersten Perlfischerboote an Bord. Das Heransegeln dieser Fahrzeuge, die bei frischem Winde mit einer Fahrt von mehr als acht Meilen dahergesegt kamen und auf denen es von wilden, halbnackten Gestalten wimmelte, die ein gräßliches Geschrei und Gezeter erhoben, während sie auf die hülflose Corvette zusteuerten, war keinesfalls vertrauenerregend. Wir machten uns darauf gefaßt, allfällige feindliche Absichten dieser Burschen gebührend zurückzuweisen. Eine Abtheilung von zwanzig Mann trat unter Waffen am Quarterdeck an, bereit auf den ersten Befehl einzuschreiten. Unter Bord der Corvette angelangt, luvten die Boote auf, strichen die Segel und warfen Anker, während ganze Rudel von braunen Gestalten ins Wasser sprangen, im Nu das gestrandete Schiff erreicht hatten, und belfernd am Fallreep und an den Rüsten emporkletterten. Da man ihnen an Bord keine weitere Bewegung gestattete, war der Platz zwischen Großmast und Fallreep an Backbord bald dicht gefüllt. Die meisten der Burschen waren Araber, die von der Ostküste des rothen Meeres auf Perlfischerei herübergekommen waren, durchschnittlich wohlgebildete, eher kleine als große Männer. Mit Ausnahme von langen, scharfen Messern, deren sie sich zum Oeffnen der Perlaustern bedienten, waren an ihnen keinerlei Waffen zu sehen. Die Capitäne der Boote zeichneten sich durch ein imponirendes Aeußere aus und besonders Omer Mohamed, der Commandant des größten Bootes — von ihnen Sambuk genannt, hatte eine schöne, hohe, schlanke Statur und ein regelmäßiges, intelligentes Gesicht; ein zweiter war ein hoher Greis mit silberweißem Haar und Bart. Der Bau aller war gedrungen, die Arm- und Brustmuskeln sehr entwickelt, dagegen die Beine, besonders die Waden dünn. Die Kleidung der meisten, selbst jene Omer Mohamed's beschränkte sich auf ein Lendentuch von weißer oder violetter Farbe, das nur bis an die halben Oberschenkel reichte.

Nach längeren Verhandlungen, bei denen Ali als Dolmetscher fungirte, wurden im Laufe des Tages zwei der Boote für die Arbeit gewonnen und sofort in Dienst gestellt. Nach unserer Anweisung theilte ihnen Ali bald mit, wie sie zu arbeiten hätten und sie begannen alsbald mit der Ausschiffung der Kohlen. Zur Einleitung erhoben sie ein allgemeines Händeklatschen und den unablässig wiederholten Ruf „Allah Schamali!" Wenn sie auf frische Kohlensäcke warteten, begannen sie abermals zu klatschen und Allah Schamali! zu rufen; manchmal lösten sie einander partienweise im Rufen ab und der Haupttheil brummte nur ein gedehntes, gutturales „Hem!" im Tacte nach. Unsere Matrosen hatten ihnen bald das Allah Schamali und Hem abgelernt, während die Araber unser „issa!" annahmen. Sie arbeiteten mit einem gewissen Fanatismus; besonders wild war ein langer Neger von riesigem Körperbau, der in jedem vollen Kohlensacke einen Todfeind zu sehen schien und ihn, mit funkelnden Augen sein „Hem!" brummend, wie eine Feder weiter warf.

Sämmtliche Perlfischer waren ausgezeichnete Schwimmer und Taucher. Alle

Tauenden brachten sie schwimmend aus; war es nothwendig, einen ihrer Anker weiter hinaus zu bringen, so tauchten ein paar von ihnen, lichteten ihn vom Grunde und trugen ihn weiter, worauf sie wieder ober Wasser erschienen. Ich habe sie dieses Manöver in Tiefen von vierundzwanzig Fuß wiederholt ausführen sehen. Als eines Nachts eines unserer Boote des starken Seegangs wegen mit einem schweren, darin angeforrten Kabel gekentert war, tauchten sie unter dasselbe, schnitten das Kabel los, befreiten so das Boot und stellten es wieder auf graden Kiel; von einem am Grunde liegenden schweren Anker machten sie ein Kabeltau los und klarten uns die Schraube, in die bei einem der Flottmachungsversuche des Nachts ein Tau sich verwickelt hatte. Täglich des Morgens tauchten einige von ihnen in Ali's Gesellschaft, untersuchten den Grund unter dem Kiele und statteten uns über die erfolgten Veränderungen genauen Bericht ab. Wir haben sie wiederholt nahezu zwei Minuten unter Wasser verweilen gesehen. Die großen Anstrengungen, denen die Lungen durch das viele Tauchen ausgesetzt sind, haben unter ihnen sehr häufig Brustkrankheiten zur Folge, gegen die sie das Sengen der Haut in der Gegend des Brustbeines mit glühendem Eisen als sicheres Hülfsmittel ansehen. Viele von ihnen waren an dieser Stelle mit breiten Brandnarben bedeckt; andere trugen einen Talisman gegen Haie, schienen deshalb bei den anderen in geringer Achtung zu stehen und wurden „maginon" genannt. Zwieback und Käse verlangten sie fortwährend und haben uns während der Zeit ihrer Anwesenheit eine hübsche Quantität davon verzehrt; Wein tranken sie als Mohamedaner nicht; doch waren sie auf das Trinkwasser erpicht, von dem sie nur wenig und schlechtes auf ihren Booten hatten. Sie schienen sich gleich Kamelen für lange Zeit volltrinken und ihren Vorrath für lange hinaus ergänzen zu wollen.

Am 7. August kamen zwei neue Küstenfahrer unter Bord, die gleichfalls für die Ausschiffungsarbeiten gewonnen wurden. Einer derselben war mit afrikanischen Eingeborenen vom Stamme der Dankeli bemannt. Es waren dies hübsche Burschen mit netten Krausköpfen, nußbraun von Hautfarbe. Die Dankeli waren viel zudringlicher als die Araber. Der Sohn ihres Sambuk-Commandanten, ein etwa achtzehnjähriger, wohlgebildeter Junge, kam ungerufen ins Officiercarré und in die Deckhütte, betrachtete ruhig Bücher und Karten, besah sich geckenhaft im Spiegel und belästigte uns so lange mit inständigen Bitten um „sapuna", bis wir ihm mehere Stücke wohlriechender Toiletteseifen gaben.

Ein eigenthümliches Leben hat sich unterdessen entwickelt. Das arme Schiff bietet einen traurigen Anblick dar. Melancholisch auf der einen Seite liegend, zeigt es nur mehr die nackten Untermasten und Marsstangen; die Segel sind abgeschlagen, die Bramstangen und alle Raaen gestrichen worden, um zur Construction von zwei Flößen zu dienen, die nebst den arabischen Sambuks den Materialtransport an Land besorgen. Unablässig gehen und kommen Sambuks und Flöße; Kohlen, Munition, Segel, Tauwerk, Rosteisen werden an Land befördert, wo zur Bequemlichkeit des Anlegens ein kleiner Molo aus Kohlenbriquets gebaut worden ist. Die schweren Munitionskisten der Krupp'schen Achtzöller wurden zu einer Art Blockhaus zusammengestaut und in demselben das Material niedergelegt. Da uns Ali für die Nacht die Möglichkeit eines Ueberfalles auf das Materialdepot von Seite der Eingeborenen in Aussicht stellte, wurde eine Abtheilung von zwanzig Mann unter dem Commando eines Officiers zur Bewachung abgesandt; doch wurden nur Schakale gesehen, die von den ausgestellten Posten „als groß wie Ochsen mit Augen wie Mühlräder" beschrieben wurden.

Mittlerweile werden die Versuche zur Flottmachung des Schiffes bei jeder neu eintretenden Fluth fortgesetzt. Sobald von der Station am Lande das Signal der höchsten Fluth gehißt wird, arbeiten Maschine, Gangspill und Schwertakel mit der Kraft der Verzweiflung; doch vergebens! Täglich zweimal ein niederschmetternder moralischer Eindruck nach der höchsten physischen und geistigen Anstrengung in diesem erschlaffenden Klima ist eine schwere Probe, auf die wir gestellt sind; es wirbelte oft der Kopf, und der Gedanke, daß alle unsere Bestrebun-

gen und die bei Tag und Nacht unausgesetzten Arbeiten vielleicht nutzlos sein würden, war furchtbar.

In unserer eigenen traurigen Lage konnte ich mich eines lebhaften Mitgefühles mit Ali nicht erwehren. Er betrachtet seine Stellung und seinen Ruf als Pilot vernichtet, trotzdem er an dem Unfalle keine Schuld trägt; er dient uns aufs Beste sowohl als Dolmetscher mit den Arabern und Dankelis, als auch als Arbeitsleiter der Eingeborenen, als Taucher und Pilot. Als ich ihm von Hoffnung sprach und, auf den Himmel weisend, „Allah kerim“ (Gott ist groß) sagte, warf der Araber einen so heißen Blick nach Oben, daß mir das Herz schwoll und ich einsah, daß diesem Natursohn ein ebenso edler Begriff des höchsten Wesens aus den Augen leuchte wie uns Europäern.

Am 9. August hatte die mögliche Erleichterung des Schiffes beinahe ihren Höhepunkt erreicht, wenn man nicht noch die Batterie ausschiffen oder gar über Bord werfen wollte, was aus mehrfachen Gründen bedenklich erschien. Ungefähr 5000 Centner Lasten waren aus dem Inneren des Schiffes geholt und zum bedeutenden Theile an Land gebracht worden, wo überdies die Boote noch eine zweite Umladung bewerkstelligen mußten, da der flache Strand den Sambuks das Anlegen nicht gestattete.

Bereits waren sieben Versuche mit und ohne Beihülfe der Maschine gemacht worden, um das Schiff flott zu bekommen; doch waren alle erfolglos geblieben, obgleich die schweren Vertauungen der achter ausgebrachten Anker mit unerhörter Anstrengung stets bis zum Zerreißen straff geholt und einigemale wirklich zerrissen worden waren. So mußte man sich denn gefaßt machen, bis zum Eintreten der nächsten Springfluth, die der Rechnung nach erst auf den 16. August fiel, auszuharren; ein bedenklicher Fall, da frische nördliche und nordöstliche Winde eintraten, die das Schiff noch weiter auf den Strand schieben konnten. Die Naturkinder, die Araber, sagten jedoch beharrlich für den 9. und 10. August besonders hohen Fluthstand voraus.

Es war am 10. August Morgens nach zehn Uhr, als wir Alle mit Ausnahme des Wachofficiers im Carré saßen und unsere Separatvota schrieben, indem wir die Nothwendigkeit der Aussendung einer Expedition nach Mokkha oder Perim betonten, als wir auf Deck ein allgemeines Hurrahgebrüll hörten, in das wir, die Federn in einen Winkel werfend, auch sofort wacker einstimmten und auf Deck stürzten. Es war soeben Fluth, und, wie die Araber es behauptet, einige Zoll höher als bisher; die Vertauungen wurden nachgeholt und das Schiff glitt zur unaussprechlichen Freude Aller knirschend von der Bank und schwamm wieder. Als es in Bewegung kam, stürzten zwei Perlfischer zur Flagge und hißten sie, bevor noch Jemand von uns daran dachte; sämmtliche Sambuks thaten zum Zeichen ihrer Freude das Gleiche, ebenso die am Lande errichtete Signalstation.

Nachdem das Schiff auf seinen neuen Ankerplatz gebracht worden war, begannen wieder schwere Arbeiten. Das ganze Material mußte wieder eingeschifft, alle Anker und Ketten gefischt, das Schiff wieder zugetakelt und zur Weiterreise in Stand gesetzt werden.

Die freudige Erregung des Erfolges verlieh uns neue Kräfte und unverdrossen gingen wieder Boote und Flöße nach dem weiter als vorhin entfernten Strande und kehrten schwerbeladen wieder. Es war an einem dieser Tage, wo ich eine prachtvolle Luftspiegelung beobachtete. Ich stand am Hüttendeck der Corvette und blickte hinaus über den niederen, sandigen Strand hinweg den hohen Vulcanbergen zu, deren undeutliche Contouren zeitweise am dunstigen Himmel durchschimmerten. Zu meinem Erstaunen war die weite muldenförmige Sandebene, die sich zwischen dem Strande und dem Hinterlande ausdehnte, in eine blinkende Wasserfläche verwandelt, an deren Ufern Palmenhaine ihre hohen Kronen wölbten. Unwillkürlich suchte mein Auge nach einer im Schatten der Bäume lagernden Karawane, als nach etwa viertelstündiger Dauer das Nebelbild langsam zerrann und wieder die öde, gelbe Niederung in sengender Nacktheit erschien.

Am 17. August Mittags waren sämmtliche Arbeiten beendet; die Perlfischer waren verabschiedet worden und in verschiedenen Richtungen abgesegelt. Das Schiff hatte beim Auffahren nur einen

ganz unbedeutenden Schaden am Loskiel erlitten und war zur Weiterreise vollkommen geeignet, welche denn nun auch ohne Zögern angetreten wurde. Wir sahen nochmals nach Ras Rukma hinüber, welches eben sammt den hohen Bergen des Hinterlandes ungewöhnlich gut zu sehen war, schüttelten den Staub von unseren Füßen, riefen ein paar wenig schmeichelhafte Namen hinüber und nahmen Cours auf Mahebbakah Islands und Harbee.

Nach Mitternacht liefen wir in die kleine Perimstraße ein und traten bei grauendem Morgen in den Golf von Aden. Das Wetter war dick und neblig. Die hohe afrikanische Küste sah man nur undeutlich, die arabische mit Ausnahme der Partie von Bab-el-Mandeb gar nicht. Die Temperatur fiel außerhalb der Straße rapid von 25 Grad auf 22 Grad R., welcher Unterschied uns bei dem stationären Wärmegrade der letzten Wochen so empfindlich wurde, daß wir auf Deck in unseren Flanellanzügen buchstäblich froren. Die Partien von Amran, Jebbel Hassan tauchten aus dem zusammengeballten Nebel zur Linken auf, bis gegen Abend die Berge von Aden in Sicht kamen und das Schiff bei einbrechender Nacht in der Bucht von Tuwahji außerhalb des Leuchtschiffes ankerte, das seinen obligaten Kanonenschuß abfeuerte und das blaue Licht zeigte.



Mädchen von Aden.

III.

Aden.

Morgens kam ein arabischer Hafenpilot an Bord, der das Schiff in den inneren Hafen führte, wo es unweit von Flint Rock vierkant vertaut wurde.

Die Bucht von Tuwahji, der eigentliche Ankerplatz von Aden, nördlich von derselben gelegen und durch eine Landzunge von ihr getrennt, bietet einen eigenthümlichen Anblick dar. Hohe, splitternackte, sonderbar und wild gezackte Berge, auf

deren einem wie ein Adlernest eine Signalstation sitzt, umschließen das längliche Becken. Im oberen Theile der Bucht, unweit von den Kohlenmagazinen, die ganz colossal sind, liegt ein kleiner, schroffer Fels, Flint Rock genannt, mit den Ruinen einer verlassenen Batterie. Wir benutzen diesen Platz zum Baden und zum Anbrannten Felswänden abstechen. Eine Telegraphenstation, zwei elende Hotels, die Häuser des Harbour Masters und der Hafenpiloten, des Gouverneurs, endlich einige Consulats- und Magazingebäude nebst mehreren Casernen und dem Destillir- und Eiserzeugungsgebäude sind Alles, was hier zu sehen. Mitten aus der Häuser-



Derwisch.

schleppen unserer bei Ras Rukma beschädigten Boote.

Am südlichen Ufer der von Ost nach West streichenden Bucht von Tuwahji liegt der Ort Steamer Point. Mit Ausnahme von zwei oder drei von Eingeborenen bewohnten kurzen Gassen besteht er nur aus wenigen Häusern, deren zum Theile blendend weiß getünchte Wände bei Sonnenschein äußerst unangenehm von den nackten, dunkeln, wie von vulcanischem Feuer vergruppe erhebt sich auf einem kegelförmigen Fels eine zweite Signalstation. Die meisten, besonders die von Europäern gebauten Häuser sind ungemein luftig gebaut. Feste Eckpfeiler, dazwischen eine leichte, durchsichtige Rohrwand, die der Wind nach Belieben durchstreicht, keine Thürflügel, sondern größtentheils nur Vorhänge, flache Dächer; das Ganze leicht wie ein Kartenhaus. Bäume und Gärten sind in dieser Felsenwüste etwas Ungekanntes, und

sieht man nach langem Spähen von irgend einer Veranda ein paar grüne Blätter winken, so kann man sich Glück wünschen.

Die Bevölkerung von Steamer Point ist sehr bunt. Außer den Europäern, die fast ausschließlich hier und nicht in der Stadt Aden leben, giebt es heimische Araber, Abyssinier, Gallas- und Somalineger, Hindus, Parsen und Juden. Unter den Farbigen zeichnen sich die Gallas und Somali durch schönen Wuchs, regelmäßige Züge und stolzes Benehmen aus. Besonders sollen die Somali ein äußerst reizbares Ehrgefühl besitzen. Ein Herr erzählte mir, man müsse sich hüten, einem Somalijungen, die hier bei den Europäern als Diener fast ausschließlich in Verwendung stehen, ungerechterweise ein hartes Wort zu sagen. Das sofortige Verlassen des Hauses, selbst ohne weiter nach etwa ausständigem Lohn zu fragen, wäre die gewöhnliche Folge davon. Europäische Damen giebt es in Steamer Point und Aden nur sehr wenige, sie sollen das Klima nicht vertragen und erst kürzlich sind zwei junge Damen, die zusammen aus England gekommen waren, rasch nach einander gestorben. Auch die Männer leiden hier häufig jahrelang an klimatischen Fiebern, gegen die es kein Mittel giebt, als nach Europa zurückzukehren und den Schatten unserer Wälder aufzusuchen.

Auf die Erhaltung des guten Gesundheitszustandes der garnisonirenden Truppen richtet die englische Regierung wie überall, so auch hier, ihr Hauptaugenmerk. In lustigen und doch soliden Zelten und Baracken campiren einzelne Abtheilungen an Stellen, die möglichst vor der Sonne geschützt sind; die vielen in Stein gearbeiteten Forts und Batterien sind entweder gesperrt oder nur von Piquets besetzt, die täglich abgelöst werden. Eine außerordentliche Reinlichkeit und insbesondere blendend weiße Wäsche zeichnet jeden englischen Soldaten aus, während eine weise Strenge den Genuß von Spirituosen, zu dem die Engländer von Hause aus hinneigen, dadurch hintanzuhalten sucht, daß der Verkauf derselben an die Truppen bei einer Strafe von 500 Rupien untersagt ist. Die Garnison bestand zur Zeit unserer Anwesenheit aus einem Sepoy-Regiment mit dem Sitze des Stabes in Aden.

Im Hotel hatte ich Gelegenheit, den bildenden Einfluß des englischen Elementes auf die Eingeborenen zu bewundern. Auf unsere Frage nach dem Namen des Militär-Gouverneurs von Aden, brachte einer der Bedientesten, ein dunkelhäutiger Hindu in weißem Gewand und Turban, sofort den Militär-Schematismus und las uns aus demselben den gewünschten Namen vor, nachdem er soeben eine englische Zeitung aus der Hand gelegt. Mancher Aufwärter in den Hotels kleiner europäischer Städte würde in Verlegenheit kommen, wenn man eine ähnliche Zumuthung an ihn stellen wollte.

Um von Steamer Point nach Aden zu gelangen, bedient man sich eins der Fuhrwerke, von denen stets eine genügende Anzahl vor den Hotels den Fremden zur Disposition steht. Die Karrenführer und Eseltreiber, die dort den Platz belagern und Harpygien gleich über die Ankommenden herfallen, sind trotz der durch die Engländer aufgestellten und durch harte Strafen geschützten Tarife von grenzenloser Unverschämtheit und stellen die Geduld der Fremden auf eine harte Probe.

Eine gute Straße führte uns längs des Ufers ostwärts; die kahlen, geschwärzten Felsmassen zur Rechten, das blaue Wasser der Bucht von Tuwayji zur Linken, lagen todt im nachmittägigen Sonnenbrand. Ein einsamer Pilger zeigte sich auf der schattenlosen Straße; es war Ali. Da Aden auch sein Ziel war, luden wir ihn ein, im Wagen Platz zu nehmen, was er dann, behäbig schmunzelnd, auch that. Nach halbstündiger Fahrt begann sich die Straße in Serpentinen an dem zur Rechten liegenden Felsabhange emporzuwinden. Wir passirten ein in den nackten Fels gehauenes, mit einer Zugbrücke versehenes und von einem Sepoy-Posten bewachtes Thor und rollten dann bergab durch einen tief eingeschnittenen Felsenpaß, der nach der südlichen Seite der Halbinsel führt. Bald öffnete sich die Aussicht und zu unseren Füßen lag Aden, dessen weißgetünchte Häuser blendend von den dunkeln, die Stadt umrahmenden Bergen abstachen; — von Osten her blinkte der weite, nach dem indischen Ocean führende Spiegel des Golfes von Aden.

Eine lange aus dem Becken der Stadt durch einen breiten Felsengrat nach den

im Osten der Halbinsel liegenden Forts führende Felsengalerie zur Linken lassend, erreichten wir die ersten Häuser der Stadt. Einige Hindus, die schöne, blasse, blondgelockte englische Kinder spazieren führten, begegneten uns hier.

Die Straßen, durch die wir nun kamen, zeigten buntes Leben. Englische und Sepoy-Soldaten, Araber in langen, faltigen Gewändern, halbnackte, muskulöse Somalineger, gelbe, schlaublickende Parsis mit ihren hohen Mützen, phantastisch und reich gekleidete Gestalten aus den Bergen von Afghanistan und Beludshistan wogten durch einander. Dazwischen ernstblickende Derwische, die an keinem Orte mohamedanischen Bekenntnisses fehlen. Hier und da sah man auch einen Juden in langem Kaftan, mit Schmachtlocken an den Ohren. Scheu und vorsichtig, niedergedrückt vom Gefühl der verachteten Stellung, das diesem Stamme auch unter diesen wilden Völkern anhaftet, schlichen die Kinder Israels unter den stolzen Gestalten der asiatischen Bergvölker einher.

Nachdem wir die Stadt mitten durchschritten, gelangten wir zum Bazar, längs dessen sich ein breiter, seichter, künstlich angelegter Graben, der vollkommen trocken stand, nordwestlich ins Gebirge hinaufzog. Im Graben selbst lag und stand eine große Anzahl beladener und unbeladener Kamele, die Unterlippe herabhängend, mit nichtssagendem Ausdruck der dunkeln Augen ins Leere starrend: ein Bild stumpfer Resignation.



Ein Opiumraucher. (Nach einer Originalphotographie.)

Ein am Bazar gelegenes Kaffeehaus oder vielmehr eine Spelunke nahm uns auf, wo Ali bewies, daß er auch dem Pale ale nicht abhold sei. Unter den Gästen befanden sich auch einige Opiumraucher in verschiedenen Stadien des körperlichen

und geistigen Zerfalls, welchen dieser Genuß bewirkt. Eine Schaar hübscher, kleiner, halbnackter Somalineger von acht bis zehn Jahren, mit wolligem, krausem Kopf, glänzend kupferbrauner Haut, schönen Augen und blendenden Zähnen schwirrte sofort, einem Bienenschwarme gleich, um uns herum; sie Alle wollten uns Luft zufächeln, sowohl mit den kleinen Blattfächern, als mit der großen Punka (indischer Wandfächer), die von der Decke herabhing. Um die Anwartschaft dieses kleinen Verdienstes wurde von den Jungen so lange Streit geführt, bis wir zweien von ihnen erlaubt hatten, die Punka in Bewegung zu setzen.

Unweit von dem vorgenannten Café wurden wir von einem zweiten Bienen- oder vielmehr Hummelschwarm überfallen; denn er war gefährlicherer Natur als der erste. Wehe dem ahnungslosen Europäer, wenn er, den glühenden Sonnenstrahlen ausweichend, unter den Arcaden des Bazars gegen die Wasserreservoirs hinauswandert. Er wird sofort von einem Dutzend asiatischer und afrikanischer Sirenen im vollsten Sinne des Worts geentert. Aus den hinter den Arcaden liegenden Cafés springen die Mädchen hervor und beginnen ihre Angriffe. So geschah es auch uns. Sie suchten sich gegenseitig zu überschreien und zu verdrängen; Alle priesen uns ohne Zweifel in ihrer Mundart ihre unvergleichlichen Reize an. Anfangs hatten wir aus vollem Halse gelacht, dann versuchten wir zu parlamentiren, endlich aber nahmen wir, als Alles fruchtlos geblieben, unsere Fäuste und Stöcke zu Hülfe.

Trotz dieses Gefechts konnten wir uns nicht enthalten, die wilde Schönheit unserer Feindinnen zu bewundern. Die meisten waren tadellos gewachsen, hatten eine prachtvolle Büste und wohlgebildete, fast einnehmende Gesichter. Gekleidet waren sie in lose, leichte Tücher, die in weißer, rother und blauer Farbe beständig um ihre üppigen Glieder wogten; an den Knöcheln der Arme und Beine trugen sie schwere, versilberte Spangen, die vortheilhaft von dem dunkeln Kupferbraun der Haut abstachen; am Kopfe eine Art Diadem und Flitterringe an den Fingern. Wie weit waren diese wild schönen Figuren von dem Bilde entfernt, das man sich gewöhnlich in Europa von den Negerinnen macht; da waren keine aufgeworfenen Lippen, kein kleiner Gesichtswinkel, kein verthierter Gesichtsausdruck; doch waren es wohlverstanden lauter Somali, Gallas, Abyssinierinnen und Araberinnen. Entstellt waren einige von ihnen durch eine Sitte, die in dieser Gegend nicht selten anzutreffen ist. Da ihnen die Natur blondes Haar, das sie bei den Europäerinnen so sehr bewundern, versagt hat, suchen sie sich, besonders an größeren, religiösen Festtagen, diesen Schmuck dadurch zu verschaffen, daß sie einige Tage vorher eine dicke Lage ungelöschten Kalkes auf den Kopf streichen und denselben dann mit Tüchern einbinden. Eine schmutzig gelbe Färbung der Haare ist das Resultat dieses Experimentes.

Unter Ali's Führung schritten wir dann den erwähnten trockenen Graben entlang den Bergen zu. Manche hübschen, von europäischem Geschmacke und Fleiße zeugenden, grünumrankten Häuschen ließen wir außerhalb der Stadt zur Seite, bis wir nach viertelstündigem Gange an den Fuß der kahlen Felswände gelangten, in deren Schluchten, terrassenförmig übereinander aufsteigend, die prachtvollen Wasserreservoirs Adens liegen. Das während der Regenzeit im Gebirge fallende Wasser wird durch Gräben in elf mit einander verbundene Cisternen geleitet. Diese Bassins sind sämmtlich in Stein gehauen, mit Cement verkleidet, am Rande von großen gequaderten und von Eisengeländern eingeschlossenen Plattformen umgeben. Schöne Treppen führen von einer Terrasse zur anderen. Das Ganze ist ein kolossales Meisterwerk, dessen ursprüngliche Anlage noch von den Arabern herstammt. Sämmtliche Bassins fassen eine Menge von 7160000 Gallonen Wasser.

Nachdem wir auf dem Rückwege durch die Stadt noch von Juden mit Straußfedern und von Arabern mit Pantherfellen, Antilopenhörnern und Straußeiern gepeinigt worden waren, suchten wir unseren Wagen auf und fuhren an langen Reihen gravitätisch einherschreitender Kamele vorüber durch den Felsenpaß zurück nach Steamer Point herunter.

(Forts. folgt.)



Nicolo Paganini.

Eine biographische Skizze

von

Elise Polko.

(Schluß.)

III.

Der Meister.

„Peritaris sonis non peritura gloria."

Mit dem ersten Schritt über die Grenzen seines Vaterlandes schwirrten auch jene zahllosen Gerüchte auf, die wie scheue Nachtvögel das Künstlerhaupt bis zu Paganini's frühem Tode umflattern sollten. Woher sie so plötzlich kamen, Niemand hätte es sagen können, aber alle Zeitungen in Deutschland, Frankreich und England waren bei der Ankündigung seiner Erscheinung voll von allerlei schauerlichen Märchen aus seinem Leben, denen der Gefeierte wenigstens im Anfang durchaus nicht in bestimmter Weise widersprach. So umzog denn allmälig ein unheimlicher Nimbus seine Gestalt. Daß Paganini eine Specialität, ein wunderbares Original in jeder Beziehung sei, und sein Spiel eine Vereinigung der complicirtesten Technik mit dem Ausdruck der wildesten Leidenschaft zeige, daß die Art seines Vortrages eine magische Gewalt ausübe, darüber waren gar bald Freunde wie Feinde einig. Man fand aber in der ersten Betäubung über den Eindruck dieses Genies keine Erklärung des düstern Künstlerphänomens, das eine eigene einsame Bahn beschrieb. Wer war der Lehrmeister Paganini's gewesen?! Ohne Zweifel Niemand anders als ein Schmerz ohne Gleichen und die tiefste Einsamkeit. So schlich denn jene dunkle Sage von Mund zu Mund, daß er ein abgöttisch geliebtes Weib aus rasender Eifersucht, einem Othello gleich, in grausamster Weise ermordet und Jahre lang diese That im finstern Kerker verbüßt. Seine Geige sei in der Gefangenschaft sein Trost und seine Gefährtin gewesen.

Inmitten der Schrecken der Kerkermauern habe er dann ihren Saiten jene Zauberklänge entlocken gelernt, die man nun unter Schauern des Entzückens und Grauens bewunderte. Und als alle Saiten bis auf eine einzige, die stärkste, in der dumpfen Kellerluft des unterirdischen Gewölbes rissen, und Niemand ihm neue Saiten gebracht, da spielte er auf der G-Seite allein, Tage und Nächte lang, — bis ihm die Liebe der schönen Tochter des Kerkermeisters zur Flucht verhalf und eine vornehme Frau — eingedenk ihrer früheren Leidenschaft für ihn — zugleich an höchster Stelle seine volle Begnadigung erwirkte.

Paganini's erster Besuch in Deutschland galt der fröhlichen Kaiserstadt an der schönen blauen Donau — Antonia Bianchi und sein kleiner Herzensliebling Achillino hatten ihn begleitet:

Am 29. März trat der wunderbare Künstler im großen Redoutensaale zum ersten Male vor ein deutsches Publicum. Eine alte Wiener Musikzeitung lieferte diesem denkwürdigen Concert wörtlich folgenden interessanten Bericht, der wie ein „Märchen aus alten Zeiten" in unsere Tage hinüberklingt.

„Am 29. März im k. k. großen Redoutensaale: Concert des Herrn Nicolo Paganini. Der ausgebreitete Ruf dieses in ganz Italien so hoch gefeierten Künstlers, welcher nun auch einmal unsere Kaiserstadt mit seinem Besuch erfreute, war der mächtige Hebel, ungeachtet des bedeutenden Entrés — zehn und fünf Gulden — eine zahllose Schaar neugieriger Kunstliebhaber und Künstler herbei zu locken. Hier hat der Ruf einmal eher zu wenig als zu viel verkündet und nur eine Stimme herrscht bei Sachverständigen und Laien: Paganini steht in seiner Sphäre einzig und allein, ja unübertroffen von seinen Zeitgenossen da! — Nach der einleitenden sehr gut ausgeführten Ouvertüre zu Beethoven's Fidelio tritt ein langer hagerer Mann, blaß, kränklich, fast verwildert aussehend, ans Notenpult; das Orchester spielt ein rauschendes Allegro Maestoso; erst beim Schlußtacte des Ritornells setzt der Künstler sein Instrument an, dessen erste, mit feuriger Kühnheit enttrotzten Töne sogleich eine ganz unvergleichliche Straduari verrathen. Was wir nun zu hören bekommen, übersteigt allen Glauben und läßt sich nicht mit Worten beschreiben; genug daß selbst die achtbarsten seiner Kunstverwandten über die Möglichkeit sich vergebens die Köpfe zerbrechen. Die staunenswertheste Großartigkeit, gepaart mit der mackellosesten Reinheit; Octaven- und Decimenpassagen in pfeilschneller Geschwindigkeit, Läufe in sechzehntheiligen Noten, wovon die eine immer pizzicato, die nächste col arco vorgetragen wird, Alles so deutlich und präcise, daß auch nicht die kleinste Nuance dem Gehör entgeht; rasches Herab- und Wiederhinaufstimmen der Saiten, ohne Unterbrechung in den schwierigsten Bravoursätzen; alles dieses, was unter andern Umständen leicht an Charlatanerie grenzen würde, riß hier, in solcher unerreichbaren Vollendung ausgeführt, zum Staunen, zur sprachlosen Bewunderung hin.

„Mit einem Zauberschlage umgewandelt schien der Künstler im Adagio, keine Spur mehr von den früheren tours de force, ein seelenvoller Sänger in edlem, gebundenem Stil und zarter Einfachheit, himmlische Klänge entlockend, die vom Herzen kommen und zum Herzen dringen, es war das Gefühl der Wahrheit und der Natur herrlichster Triumph. Des Rondo's allerliebstes Thema stimmte wieder zur Munterkeit; ein helles Silberglöckchen accompagnirte zuweilen und mit diesem wetteiferte der Concertist mit seinen wundersüßen Flageolettönen, für welche er, vermöge der öfteren Anwendung derselben, eine fast allzugroße Vorliebe zu hegen scheint, und beide verschmolzen so innig miteinander, daß das schärfste Gehör vergebens sich mühte, sie zu unterscheiden. Nach dieser mit dem unbeschreiblichsten Enthusiasmus aufgenommenen Kunstleistung trat Signora Bianchi, des Virtuosen Reisegefährtin, in die Schranken. Sie sang eine Arie von Paër gut, geläufig, mit vielem Geschmack; dennoch vermochte sie, nach dem Vorhergegangenen und zu Erwartenden, kaum mehr als die gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen zu erringen. Nun trug Paganini eine Sonate militaire mit voller Orchesterbegleitung blos auf der G-Saite vor, und zwar in einer Art und Weise, welche das non plus ultra genannt werden muß. Jetzt glaubte man des Donners Riesenton und nun, sich aufschwingend in die höchsten Applicaturen, der Aeolsharfe Sphärenklänge zu vernehmen; indem er mehrere Themata, z. B. Mozart's: „Non più andrai", mit hinreißend vibrirender Gewalt ausführte, legte er dagegen contrastirend in die beiden anderen Motive den zartesten Ausdruck sanft hingebender Weiblichkeit und legte damit den unleugbaren Beweis ab, daß er Alles vermag, was er nur immer will. Auf eine Zwischenarie der Signora Bianchi folgte nun das Schlußstück, vorerst zur Introduction ein leidenschaftliches Larghetto, das er im Gefängniß componirt haben soll, welchem Gerücht weder das dem Ganzen aufgedrückte düstere Colorit

noch die unverkennbare Wehmuth seines dem tiefsten Gemüth entquellenden Vortrages zu widersprechen scheint; die sich anschließenden Variationen über das Final-Rondo der Cenerentola überflügelten den Culminationspunkt aller je gehörten Bravour; wie er z. B. vierstimmige harpeggirte Accorde bewerkstelligte, blieb selbst Eingeweihten ein undurchdringliches Räthsel. Nach den Osterferien wird das zweite sehnlichst gewünschte Concert stattfinden." — Und es wurde denn auch gegeben unter noch viel größerem Andrange des Wiener Publicums und unbeschreiblichem Beifallsjubel.

Selbstverständlich fand Paganini auch seine Angreifer in Wien; dagegen nahm das große Publicum der Kaiserstadt vom ersten Auftreten Paganini's für ihn in einer Weise Partei, wie noch nie für irgend einen Künstler. Sein Name war auf allen Lippen. — Jung und Alt erzählte sich von dem Phänomen Nicolo Paganini. Sein Porträt erschien in allen Größen und Gestalten, und auf allen erdenklichen Gegenständen. Man trug ihn bei sich auf dem Zipfel einer Cravatte, in dem Fond eines Taschentuchs, in Medaillons, in Armbändern, man aß ihn auf in Chocoladen- und Zuckerkuchen, man wusch sich mit ihm die Hände, denn selbst die Seifenfabrikanten hatten sich seiner bemächtigt. Kein Schnupfer entnahm seinen Bedarf einer anderen als Paganini-Dose, kein echter Elegant führte ein anderes als Paganini-Stöckchen — kein Pfeifenraucher wollte aus einem anderen als einem Paganini-Rohr sein Labsal einziehn. Am Billardtisch gab es einen Billardstoß à la Paganini und eine Paganini-Spielmethode, obgleich der Gefeierte selbst nie ein Queu berührte. Die ganze Kaiserstadt war Paganinitrunken. Die Dichter aller Grade besangen ihn, die Maler jeden Ranges drängten sich zu ihm und baten um eine Sitzung. Von renommirten Künstlern sind nicht weniger als zwölf Porträts des wunderbaren Geigers erschienen, als eines der besten bezeichnet man ein Bild, das in der Revue musicale in Paris auftauchte und von Maurin lithographirt wurde. Der Liebling der Wiener, der Dichter Castelli, malte Paganini's geistiges Bild und schrieb seine „Paganiniana", und fast zu derselben Zeit mit dem begeisterten Prosa-Hymnus Castelli's erschien auch zum großen Ergötzen Wiens ein Lustspiel von Karl Meisel mit Musik von Gläser: „Der falsche Virtuose oder das Concert auf der G-Saite." Diese Musik erwies sich als ein äußerst geschicktes Quodlibet aus Paganini'schen Compositionen, und die Dichtung selbst war ein Gewebe von Anekdoten und Scherzworten, die alle auf den Wundermann Bezug hatten, und amüsirte die fröhlichen Bewohner der Kaiserstadt viele Monate lang. Der Held dieses lustigen Stückes, Celebrini genannt, setzte mit seinem Gefährten und Impresario, Adam Streicherl, alle Lachmuskeln in Bewegung, man jubelte dem „falschen Paganini" kaum minder begeistert entgegen wie dem echten.

Die Musiker blieben überhaupt hinter ihren Collegen, den Malern und Dichtern nicht zurück in der Feier jenes Kunstphänomens. Der bekannte Walzerfürst Strauß ließ einen prickelnden reizvollen Walzer in die Welt flattern à la Paganini; mit welchem Entzücken tanzten ihn die hübschen Füßchen der Wienerinnen! Joseph Lanner brachte verschiedene Tanzquodlibets aus Paganini'schen Concertmotiven, ebenso Gruber, Pamy und Schwarz, Fischhof componirte Märsche à la Paganini, und der berühmte Verfasser der Clavierschule, Karl Czerny, gab die verschiedensten Variationen, ein Capriccio und Scherzo, sowie allerlei Uebertragungen Paganini'scher Themen heraus.

Den Schlußstein des Wiener Enthusiasmus aber bildet eine zu Paganini's Abschied geprägte Medaille. Ein geschickter Graveur, Joseph Lang, führte sie aus. Die Vorderseite trug das wohlgetroffene Porträt des Gefeierten mit der Umschrift: Nicolo Paganini, Vienne MDCCCXXVIII, die Rückseite zeigte Paganini's Geige mit Eichen- und Lorbeerzweigen umwunden, ein offenes Notenbuch lag dabei mit den ersten Tacten des Glöckchenthemas. Hier lautete die Inschrift: „Perituris sonis non peritura gloria". durch vergängliche Töne unvergänglicher Ruhm.

Paganini verließ im Mai mit seiner Begleiterin und seinem Knaben Wien, um nach einem kurzen Besuche in der alten Praga seine weitere große Künstlerfahrt anzutreten durch Deutschland, England und

Frankreich, die ihn sechs volle Jahre fern halten sollte von seinem geliebten Vaterlande, der sonnigen Italia. — In Prag, wo Paganini sechs Concerte gab, erlitt der Geigerkönig einen ganz besonders wüthenden Angriff, der insofern eine größere Bedeutung erhielt, als der anonyme Neider ihn nicht in einem dortigen Localblatte, sondern in der viel gelesenen Hamburger Börsenzeitung vom Stapel ließ, und jene giftigen Verläumdungen also in Deutschland wiederhallten, ehe noch Paganini daselbst aufgetreten war.

Einige Sätze aus diesem Artikel mögen hier der Curiosität halber einen Platz finden.

„Ich begreife nicht," ruft der Entrüstete aus, „wie man solchen Harlequinaden nur einen Augenblick sein Ohr leihen kann, wenn man Romberg, Spohr, Lafont u. s. w. gehört hat. Ich war einmal in Paganini's Concerte, mich sieht er nie wieder! Er hat eine große Fertigkeit in der linken Hand, wozu man durch Uebung kommen kann, ohne Talent, Genie, Geist, Gefühl und Verstand zu besitzen, es ist eine rein mechanische Fertigkeit(!!). Die Hauptsachen, die sich immer wiederholen, sind ein unausstehliches Quäken am Steg, was gar keine geregelten Töne, sondern ein Spatzengezwitscher ist, und dann am Ende jeder Variation ein schnelles Pizzicato mit der linken Hand, von sechs Tönen; ein Etwas, das jeder Violinspieler, wenn er diese unnützen Sachen lernen will, in einem halben Jahre einüben kann(!!!). Seine Compositionen, und er spielt eigene, die er wahrscheinlich seit fünfzehn Jahren zweitausendmal gespielt hat, sind unter aller Kritik(!!). Die türkische Trommel und Becken, ja auch die Posaunen spielen dabei die Hauptrolle. Das sogenannte Glockenspiel, worüber die Wiener fast wahnsinnig geworden, was ist es? Folgendes: im Orchester schlägt Einer zweimal auf eine kleine Glocke, pik, pik! Er oben, nimmt Flageolet auf der E-Saite und stößt zweimal mit dem Bogen von unten hinauf, so daß es eine sehr entfernte Aehnlichkeit mit dem Ton der Glocke hat, immer aber doch nur wie zwei Flageolettöne auf der Violine klingt.

„Diese einzigen zwei Töne, die ihm jeder Violinspieler nachmacht, sind das ganze Glockenspiel! Seine Bogenführung ist die elendeste, die man sich denken kann.

„Von Gefühl, Seele, Vortrag eines Adagio, den Glanzpunkten eines Concerts, ist hier keine Idee. Ich bin überzeugt, daß man ihn im Norden ganz so würdigen wird, wie er es verdient. Man wird seine Fertigkeit in manchen unnützen und nicht angenehm klingenden Künsten bewundern, und damit Basta!"

Und wie würdigte ihn der Norden?

Ehe ich des Meisters Erfolge weiter zu schildern versuche, möchte ich ein kleines Bild einschieben, welches uns den Sohn des Südens im Reisewagen zeigt, langsam auf den staubigen Chausseen des fremden Landes dahinrollend. Der Engländer Harrys, sein schon erwähnter treuer Begleiter, fand ihn in jenem „ambulanten Reisestübchen" oft redseliger wie im Hotel, ganz besonders aber regten ihn die Sand- und Haideberge in ihrer Monotonie mit dem gedämpften Geräusch der versinkenden Räder zu lebhafter Conversation an. Für etwaige Natur- und Kunstschönheiten scheint Paganini wenig Sinn gehabt zu haben, sein Auge war verwöhnt in jeder Beziehung durch Italia la bella, — ein kurzes, kühles: „Bien joli!" war der stereotype Ausdruck seiner Bewunderung oder Anerkennung. Stets fröstelnd saß er selbst bei zweiundzwanzig Grad Wärme in seinen Pelz gehüllt bei geschlossenen Wagenfenstern und seufzte über das trostlose Klima des Nordens. — Seinen Pelz behandelte er fast mit Zärtlichkeit, pflegte ihn scherzend zu streicheln und wiederholte lächelnd: „Cest un excellent meuble en Allemagne, où on ne peut s'en passer, même dans le coeur de l'été." Das Kind des gesegneten Südens lernte nun jene Fluren kennen, deren Bewohner neun Monate Winter und drei Monate — keinen Sommer haben.

Das anhaltende Fahren war, nach den Berichten Harrys', für den nervösen Künstler außerordentlich angreifend. Die Blässe seines Gesichts wurde allmälig geisterhaft, der Leidenszug um den Mund trat schärfer hervor. In den ersten Stunden nach der jedesmaligen Abfahrt pflegte er völlig apathisch zu sein — er sprach keine Silbe, blickte mürrisch vor sich hin und regte sich kaum. Ein Flacon mit Eau de Cologne war fast immer in seiner Hand. Von äußerster Mäßigkeit in Bezug auf Speise und Trank genoß er nur das Nothwendigste,

dagegen pflegte er im Wagen viel zu schlafen. Seine Hauptsorge auf allen Reisen war und blieb seine Geige. Er hütete sie wie eine sorgsame Mutter ihr Kind und trug den abgeschabten Geigenkasten stets selber vom Wagen ins Zimmer und umgekehrt. In den Gasthäusern war er von einer Genügsamkeit ohne Gleichen. Er bezog ohne irgend welche Bemerkung eben so zufrieden ein Dachstübchen als ein Prunkgemach und verlangte von beiden nur, daß sie nach dem Hofe oder Garten lagen, schlief auch eben so fest in einem schlechten wie in einem guten Bett. Sehr schwer trennte sich Paganini am Morgen von seiner Lagerstätte, und sein Begleiter, der ihn zur bestimmten Stunde wecken mußte, konnte dann auf keinen freundlichen Blick rechnen. — Wie sehr ihn auf Spaziergängen oder vor und nach den Concerten das Umdrängen von Neugierigen erheiterte, so ärgerlich zeigte er sich, wenn Jemand aus der niederen Volksclasse ihn anredete. Jedem Bauern, Kutscher oder Hausknecht drehte er sofort den Rücken bei irgend welcher Gelegenheit mit dem verächtlichen Ausruf: „Que me veut cet animal?" oder: „Qu'est-ce que c'est que cette bête?" Von dem gewöhnlichen Volke aller Länder behauptete er einfach: „C'est de la canaille partout!"

Großes Vergnügen gewährten ihm die abenteuerlichen Geschichten, die man von ihm in den verschiedenen Zeitungen verbreitete und die er sich übersetzen ließ.

„Wie die Menschen so viel albernes Zeug über meine früheren Verhältnisse erfinden konnten, ist mir unbegreiflich," sagte er zu Harrys. „Ich soll meine Frau vergiftet und erdolcht haben und bin doch nie verheirathet gewesen. Tausend Liebesintriguen erzählt man in Italien und Deutschland von mir und ich kann Sie versichern, so großer Verehrer ich auch vom schönen Geschlechte bin, sind mir doch eben von denen gerade, die sich die Leute erzählen, fast keine bekannt. Manche dieser Aventüren, welche ich in vertrauten Stunden hier und da erzählt habe, sind von den Nacherzählern nicht ganz ersonnen, doch aber so entstellt, daß ich sie selbst kaum mehr erkenne!"

Paganini verstand außer seiner Muttersprache und etwas Französisch keine andere Sprache und beklagte oft diesen Mangel seiner Erziehung, während die Zeitungen nicht müde wurden, von ihm zu versichern, daß er alle lebenden Sprachen geläufig rede und schreibe. Auch auf den kleinen Achillino erstreckten sich die Märchen, die man sich in den Zeitungen fort und fort von dem Namen Paganini erzählte. Man erhob ihn zu einem Wunderkinde, zu einem Geigergenie, während sein Vater doch wiederholt versicherte, daß er nie und nimmer mit seinem Willen ein Virtuos, wohl aber, da der Kleine ein richtiges Gehör und viel Auffassungsvermögen zeigte, ein tüchtiger Contrapunktist werden solle. Von der Mutter seines Lieblings trennte Paganini sich nach harten Kämpfen für immer in Wien. Signora Bianchi kehrte nach Italien zurück und bezog eine lebenslängliche Jahresrente von 600 Mailänder Lire von ihrem früheren Gefährten. Eine unmittelbare Veranlassung zu jenem Bruche, der sich schon Jahre lang vorbereitet, gab eine Scene der furienhaftesten Eifersucht bei Gelegenheit eines Albumblattes, das Paganini für die anmuthige Clavierspielerin Leopoldine Blahetta schrieb.

Die Decoration von diesem kleinen Schauspiel ist ein Zimmer des Hotels in Wien, die mitspielenden Personen sind Paganini mit dem heitersten Gesicht, Signora Bianchi, düster wie eine Wetterwolke, der kleine Achillino und die frühlingsfrische Leopoldine Blahetta. Sie hatte nach Mädchen- und nach Künstlerinnenart dem von ihr enthusiastisch bewunderten Meister ihr „Stammbuch" selber gebracht, und ihn schmeichelnd, trotz der eisigen Begrüßung der Sängerin, in gebrochenem Italienisch gebeten, seinen berühmten Namen einzuschreiben. Die blauen Augen baten wohl zugleich mit den rosigen Lippen so eindringlich wie möglich. Vater und Sohn fanden denn auch gleichen Gefallen an der jungfräulich lieblichen Erscheinung, und während das Kind auf ihre Knie kletterte und mit ihren blonden Locken spielte, unter Lachen und Scherz, schrieb Paganini folgende Verse nieder:

„Gentillezza, Armonia, Gioventù
Sono in Voi accopiate con nodi
Che nessuno sa dire chi più
Vi distingua e vi meriti lodi
Lodi giuste che il Mondo vi dà
E chi diroi abbastanza non sa.
Nicolo Paganini."

Sie stand, während seine Feder über das Papier flog, hinter ihm, jene dunkle italienische Schönheit, die Augen Antonia's ruhten flammend bald auf der jungen Künstlerin, bald auf den Worten, die Paganini schrieb. — — Ehe aber noch sein Namenszug vollständig auf dem Blatte erschien, hatte sie es ihm mit einem Schrei der Wuth entrissen, und in Stücke zerfetzt flog das Papier zu den Füßen Leopoldinens.

Die entsetzte Künstlerin entfloh wie von Furien verfolgt. Es war nur eine Furie, die eine Fluth von Scheltworten ihr mit gellender Stimme nachsandte. — Wenige Tage später erschien Paganini bei ihr mit dem kleinen Achillino, überreichte der lieblichen Kunstgenossin das zurückgelassene Stammbuch mit dem von Neuem eingeschriebenen Verse und zeigte ihr zugleich mit einer seltsamen Feierlichkeit die Abreise der Signora Bianchi an.

Der kleine Achillino begleitete seinen Vater nur noch wenige Monate, dann blieb er in Frankfurt am Main unter der Obhut zweier würdigen Damen zurück, denen Paganini seinen Liebling mit vollem Vertrauen übergab.

Die Künstlerfahrt ging nun weiter von Prag nach Dresden. Das freundliche Elb-Florenz empfing den Gefeierten mit offenen Armen und die ersten Sängerinnen der dortigen italienischen Oper, die Palezzi und Chiasetti übernahmen die Rollen der Nachtigallen in seinen Concerten.

Die musikliebende sächsische Königsfamilie wünschte Paganini in einem besonderen Kreise zu hören, man „befahl“ deshalb den Wundermann in den Musiksaal des Schlosses. Alle, die durch Rang und Stellung berechtigt waren, bei Hofe zu erscheinen, waren an jenem Abend dort versammelt, die Damen strahlten in Diamanten und Schönheit. Jubel und Blumenspenden wurden ihm auch von dieser glänzenden Versammlung entgegengebracht, wie überall, und als ein besonderes Zeichen königlicher Huld überreichte man dem Geigerkönig am Schlusse seines Concerts eine kostbare Tabatière, gefüllt mit hundert neuen Ducaten.

Paganini's Concerte in der Lindenstadt Leipzig sollten erst später zu Stande kommen, zum größten Leidwesen der Leipziger; eine dort erscheinende Musikzeitung erzählte den Grund seines damaligen Nichtauftretens wie folgt:

„Paganini's Concert in Leipzig ist lediglich an den vielen Hindernissen gescheitert, welche ihm ein Mitglied der hiesigen Concertdirection in den Weg legte. Er sollte in dem Saale spielen, in welchem die Catalani gesungen (Gewandhaus) und wollte anfänglich einen Eintrittspreis von drei Thalern stellen, ermäßigte ihn aber zu zwei Thalern. Man verlangte vorerst eine bedeutende Saalmiethe und dann dreifache Bezahlung des großen Orchesters, drang ihm auch obendrein noch eine Sängerin auf. Nach der Meinung des dabei betheiligten Directionsmitgliedes sollten alle Mitglieder des Abonnenten-Concerts dadurch etwas gewinnen. Paganini willigte in das dreifache Zahlen und ließ sich die Sängerin gefallen, nur forderte er, wie billig, eine Verringerung des für sein Concert zu starken Orchesters, was ihm aber nicht gestattet wurde. Er äußerte sich nur darüber: „Sonderbar, daß man mir vorschreiben will, wie viele Violinen ich zu meinem Concerte brauchen soll,“ — und reiste ab. — Geiz war es also nicht, wie einige Blätter voreilig und falsch berichtet behaupteten, was den Künstler abhielt, sein Concert in Leipzig zu geben, denn trotz der harten Bedingungen konnte er doch auf eine bedeutende Ueberschuß-Einnahme rechnen, es sagte ihm aber nicht zu, sich unnöthige Vorschriften machen zu lassen. Hinterher erklärten die Orchestermitglieder, die von den ganzen Verhandlungen nichts wußten, daß sie sich gern mit dem einfachen Honorar zufrieden gestellt, ja daß sie, um des Vergnügens willen, den Zauberer zu hören, sogar unentgeltlich gespielt hätten.“

Bei dem so häufig erhobenen Vorwurf des Geizes, der einen entstellenden Zug in das Bild des großen Künstlers trägt, erscheint eine Mittheilung, wie die eben gegebene, durchaus wichtig für eine biographische Skizze Paganini's. Neben einer allerdings auffallenden Vorsicht in Bezug auf seine Ausgaben und der Sorge für die Zukunft seines geliebten Sohnes, sowie den äußerst geringen Ansprüchen an einen Comfort irgend welcher Art für seine eigene Person, sind Beweise einer wahrhaft großherzigen Güte und Freigebigkeit Paganini's zu verzeichnen. Ab-

gesehen von den reichen Spenden, mit denen er seine Familie bis in die entferntesten Glieder bedachte, entließ er keinen armen Kunstgenossen, der sich bittend an ihn wendete, ohne Hülfe, wo sich ihm aber ein wahres Talent offenbarte im Kampfe mit der Noth des täglichen Lebens, da gab er mit vollen Händen. Ueber ein ihm abgezwungenes Trinkgeld konnte er freilich stundenlang ärgerlich sein, dafür sandte er aber auch einem jungen, hoffnungsvollen Componisten, Hector Berlioz, mit dem er in durchaus keiner Beziehung stand, unaufgefordert 20 000 Frcs.

Paganini's Kunstreise in Deutschland zu verfolgen, kann nicht der Zweck dieser Blätter sein, die Wogen der Begeisterung gingen hoch, wo er erschien. Er war eben das Wunder seiner Zeit. Nur drei deutsche Triumphstationen mögen hervorgehoben sein, Berlin, München und Frankfurt a. M.

Ein vergelbtes Notenblatt liegt vor mir, ein Geschenk von befreundeter Hand, es trägt das Datum 1829 und enthält die Singstimme einer Arie Rossini's: „Dolce amor parole“ und oben am Rande steht der Name Pauline von Schätzell. In die Stimme sind allerlei Violinpassagen eingeschrieben; die bezauberndste Sängerin ihrer Zeit, Pauline von Schätzell, spätere Frau von Decker, sang sie in einem Concert zum Besten der Armen in Berlin, und die Violinbegleitung spielte Nicolo Paganini. Eine Frauenstimme und die Geige des Wundermannes begannen einen Wettkampf, und diesmal erklärte sich wohl der Unbesiegbare freiwillig für überwunden von der perlenden Coloratur, der bestrickenden Süßigkeit des Tons und seelenvollen Grazie des Vortrags eines schönen Weibes. Pauline von Schätzell gehörte nur für eine kurze Zeit der Bühne an, ihr Lebensschiff lief früh in den Hafen einer glücklichen Ehe ein, die sie der öffentlichen Ausübung ihrer Kunst entzog, aber man zählte sie zu den bedeutendsten und hinreißendsten Sängerinnen und Darstellerinnen ihrer Zeit. — Sie selber erinnert sich heute noch mit Enthusiasmus jenes seltsamen Zauberers, dessen Geige ihren Gesang begleitet.

Von den zahllosen Berliner Recensenten und ihren Berichten über Paganini möchte ich nur die beiden berühmtesten Chorführer citiren, Ludwig Rellstab und Marx. In einem längeren Aufsatz über den Künstler sagt Rellstab bei Gelegenheit des Paganini'schen Abschiedsconcerts, 25. März 1829, folgende Worte, nachdem er schon in verschiedenen Recensionen sein Spiel von allen Seiten beleuchtet: „Offenbar hat Paganini dem Instrumente ganz neue Bahnen gebrochen, die man nur vielleicht nach ihm betreten wird, da sie so schwierig und gefährlich sind, daß sich nicht leicht ein Anderer dahin wagen dürfte. Um nur einige Schwierigkeiten zu nennen, die er ausführt: er spielt Pizzicato und mit dem Bogen zugleich in solcher Vollkommenheit, daß man zwei Instrumente zu hören glaubt, bei denen jedoch wieder diese äußerste Pünktlichkeit des Zusammenspiels unbegreiflich wäre. Ich habe ihn einen zweistimmigen Satz pizzicato und dazu die schönste Melodie auf das Seelenvollste getragen mit dem Bogen spielen hören. Doppelgriffe spielt er 30 bis 40 Tacte glockenrein, und welche Doppelgriffe, nicht blos Terzen-, sondern Octaven-, ja Decimengänge. Er hat sich Variationen auf eine italienische Volksmelodie „nel cor più non mi sento“ componirt, von denen eine durchgängig dreistimmig ist, indem er die Melodie durch ein tremulirendes Accompagnement begleitet. Dabei hat er eine Art, den Bogen staccato zu führen, daß die Töne wie eine Perlenschnur abrollen, er spielt Doppelgriffe im Flageolet in der höchsten Höhe, kurz er leistet Dinge, die selbst die fertigsten Spieler unserer Zeit nicht im Traume für möglich gehalten hätten. Daher hat er auch unter allen Violinspielern eine wahre Revolution verursacht; in den Theaterproben hat es förmlich verboten werden müssen, sich Paganini's Kunststücke einzuüben.“

Der Bericht von Marx schließt mit dem Ausruf: „Hier erscheint ein großer Genius im Kerker des Virtuosenthums.“

Als Paganini im Anfang des Sommers in München concertirte, ließ die königliche Familie ihn nach Tegernsee, ihrer damaligen Sommerresidenz rufen. Der Musiksalon des kleinen Schlosses im Schmuck seines herrlichen dunklen Parkes lag zu ebener Erde. Die Flügelthüren öffneten sich nach dem See, auf den Terrassen blühten die Rosen. — Es war ein

wunderschöner Sommerabend. Eine kleine auserlesene Gesellschaft von Männern und Frauen aus der höchsten Gesellschaft lauschte hier wie verzaubert den Klängen der Geige des Gefeierten. — Aber noch vor der Beendigung dieses entzückenden Concerts entstand ein dumpfes Gemurmel auf dem Schloßhofe — es wurde allmälig laut und lauter fast wie das Grollen eines näher ziehenden Gewitters. Die Damen sahen sich ängstlich an — die Herren eilten an die Fenster. Der Himmel war sternenklar, der Vollmond stieg eben in magischem Silberglanz empor. — Was war es denn da draußen? Eine Volksempörung? Nein, die braven, treuen Söhne der baierschen Berge erheben sich nie und nimmer gegen ihre Fürsten. — Aber da draußen standen sie dicht gedrängt, und nicht nur Männer, auch Frauen und Kinder in ihren Festtagskleidern. Der junge Prinz Max eilte auf den Seitenbalcon. „Was wollt Ihr guten Leute?“ fragte er freundlich. — Ein Sprecher trat furchtlos und bescheiden vor, ein alter Mann, der Gemeindevorsteher.

„Wir warten auf den fremden Wundermann,“ sagte er, „und wollten ihn fragen, ob er uns auch einmal seine Geige hören lassen möchte!“

Da lächelte die Königin und befahl, die Menge in die Vorzimmer und auf die Terrassen zu geleiten, und bat ihren Gast, weiter zu spielen vor diesem vermehrten und andächtigen Publicum.

In starrem Staunen und mit glänzenden Augen lauschten die schlichten Menschen nun den Zauberklängen, und als am Schlusse des Concerts die Königin in ihrer huldvollen Art unter die Menge trat am Arme ihres Sohnes, und die Prinzessinnen und Hoffräulein heiter und neckend, die Vroni und das Lieserl, das Katherl und Mariandl fragten, wie ihnen diese Musik gefallen, da machte sich die Begeisterung dieser Naturkinder in den kräftigsten Ausrufungen Luft, gar Mancher aber schlug auch ein frommes Kreuz, von seltsamen Schauern durchbebt.

Ein bewegteres Bild ward wohl kaum im Schlosse von Tegernsee gesehen, als an jenem Mondscheinabend beim Spiel des Nicolo Paganini.

In Frankfurt am Main scheint sich Paganini ganz besonders wohl gefühlt zu haben in jeder Beziehung. Ein offener Brief des Geigerfürsten in der damaligen Frankfurter Oberpostamts-Zeitung vom 26. September 1829 spricht das am deutlichsten aus.

„Der Unterzeichnete, durchdrungen von dem Gefühle innigster Erkenntlichkeit für die eben so freundliche als ehrenvolle Aufnahme, die er in Frankfurt am Main gefunden hat, vermag kaum den Wunsch zu unterdrücken, nicht für immer von einem Publicum Abschied nehmen zu müssen, dessen gütigen Beifall er stets in der gerührtesten Erinnerung behalten wird. Es ist des Künstlers höchster Stolz, von empfänglichen Kennern mit jener Theilnahme aufgenommen, mit jenem Enthusiasmus begrüßt zu werden, die ihn lehren, daß sein Streben nicht fruchtlos gewesen. Die frohe Empfindung haben die edlen Bewohner Frankfurts in dem Unterzeichneten in den sechs Concerten, die er in ihrer Mitte zu geben die Ehre hatte, immer aufs Neue und jedesmal tiefer erregt. Seinen Dank dafür können diese Zeilen nur unvollkommen aussprechen, doch durfte er nicht unterlassen, ihn vor seiner Abreise, im Bewußtsein unabtragbarer Schuld wenigstens anzudeuten. Nicolo Paganini.“

Wie oft kamen ganze Wagen voll Heidelberger Studenten herüber, um dem Wunderbaren ein donnerndes Vivat zu bringen. — Und Einer unter ihnen schrieb bei seiner Heimkehr in sein Tagebuch aus überquellendem Herzen: „Abends in Frankfurt Paganini! Entzückung — war's nicht so? — ferne Musik und Seligkeit im Bette.“ — — Der Name dieses stillen Enthusiasten aber war: Robert Schumann.

Ein Jahr später spielte Paganini in Kassel, und da möchte ich eine Tagebuchnotiz von einer andern Hand über ihn verzeichnen, sie klingt freilich:

„Klar — —
„Aber ach — wie kalt!“

Ludwig Spohr, der große Geiger trug sie ein.

Er schrieb:

„Paganini gab zwei Concerte im Theater, die ich mit dem höchsten Interesse anhörte. Seine linke Hand, sowie seine immer reine Intonation schienen mir bewunderungswürdig. In seinen Compo-

sitionen und seinem Vortrage fand ich aber eine sonderbare Mischung von höchst Genialem und kindisch Geschmacklosem, wodurch man sich abwechselnd angezogen und abgestoßen fühlte, weshalb der Totaleindruck nach öfterem Hören für mich nicht befriedigend war."

Unter den Violinspielern der damaligen Zeit hing ihm der hochbegabte Pole Lipinsky mit besonderer leidenschaftlicher Verehrung an, sowie der originelle Norweger Ole Bull.

Paganini wurde in Deutschland überall in der gastfreundlichsten Art empfangen und behandelt, man überschüttete und bestürmte ihn mit Einladungen und hätte ihn am liebsten gezwungen, an jedem Tage etwa sechs mal zu Mittag und zehn mal zu Abend zu speisen. Diese Freundlichkeit war für ihn eine Quelle mannigfacher Verstimmung. Der berühmte Mann war durchaus keine eigentlich gesellige Natur und lebte am liebsten als Einsiedler, zumal in einem Lande, dessen Sprache ihm fremd war und blieb. Dennoch ließen sich nicht alle Aufforderungen zurückweisen. — Eine besondere Abneigung hatte er aber vor allen glänzenden Diners, die ihn sowohl zwangen, seine gewohnte Siesta aufzugeben, als auch untauglich machten zu jeder Beschäftigung für den Rest des Tages. Nahm er nun eine Einladung dieser Art an, so entwickelte er zwar einen vortrefflichen Appetit, zeigte sich auch als ein Kenner und Liebhaber von feinen Weinen, ohne aber aus seiner gewöhnlichen Zurückhaltung irgend wie herauszugehen. Von einer Erregung durch den Wein war bei ihm nie etwas zu bemerken. Lebhafte Unterhaltung um ihn her machte ihn in der Regel zerstreuter und einsilbiger, als es ohnehin gewöhnlich der Fall war.

Am Abend dagegen erschien Paganini wie alle nervösen Menschen in kleinem Kreise lebhaft und empfänglich. Gespräche über Musik langweilten ihn, dagegen liebte und verstand er den Scherz und Witz in jeder Gestalt und pflegte selber gern zu scherzen. Jedem sogenannten Unterhaltungsspiel ging er aus dem Wege und die Karten berührte er bei keiner Gelegenheit mehr. Eine große Empfindlichkeit zeigte er gegen hellerleuchtete Zimmer, sie waren ihm geradezu unerträglich. Wer ihm ein wirkliches „Wohl" bereiten wollte, der mußte ihn in das Clairobscure eines Gemaches geleiten, das nicht mit Menschen gefüllt war und bequeme Sessel und tief verschleierte Lampen und Lichter hatte. — Wie alle Musiker, ruhte er sich in Gesellschaften gern von der Musik aus, und wohlgemeinte Dilettanten-Musik, selbst Künstlerleistungen im Zimmer versetzten ihn fast immer in die übelste Laune.

„So ging es und geht es noch heute!"

sang Goethe. Wir waren bis heutigen Tages besonders in Deutschland sehr unbarmherzig gegen die Musiker von Fach. Statt ihnen wie jedem anderen Menschen ein Ausruhen von ihren Berufsmühen zu gönnen, drängen wir sie vielmehr in die kaum bei Seite geschobene Arbeit gewaltsam hinein; wir wünschen in Gesellschaft entweder selber zu musiciren oder musiciren zu hören und nehmen es sogar gewaltig übel, wenn solch ein Gequälter sein Werk dann nicht mit „Freuden", sondern vielmehr mit „Seufzen" thut. Ist es ein Wunder, wenn unter solchen Verhältnissen der gemarterte, nie zur Ruhe kommende Musiker aus dem Kreise seiner sogenannten „Freunde" in die einzigen Räume flüchtet, wo man ihn nicht ans Notenpult treibt — nämlich in das verqualmte Asyl einer Wein- oder Bierstube?

Paganini war in heiteren Kreisen, wo man ihn nicht mit Musik langweilte, stets einer der Letzten, die zum Aufbruch mahnten. Sogar wenn am nächsten Morgen eine Concertprobe auf ihn wartete, blieb er unbekümmert in scherzenden Gesprächen bis tief in die Nacht hinein sitzen. — Humor, lustige Geschichten, harmloser Unsinn waren für ihn allezeit eine Erquickung, ein Trunk frischen Wassers. Eine auffallende Eigenschaft Paganini's, weil sie so scharf mit seiner sonstigen Zerstreutheit contrastirt, war sein erstaunliches Gedächtniß für Physiognomien. Hatte er mit irgend einer Person auch nur einmal ein flüchtiges Wort gewechselt, so erkannte er sie unter allen Verhältnissen überall augenblicklich wieder und nannte ihren Namen, wie viel Zeit auch seit jener ersten Begegnung vergangen sein mochte. — Dagegen vergaß er die Namen der Städte, in denen er aufgetreten war, sofort, einige wenige ausgenommen.

Begreiflicherweise umdrängte man ihn

oft in zudringlichster Art, um etwas über die Geheimnisse seiner Kunst zu erfahren. Schöne Frauen baten schmeichelnd, ihnen das Wunderinstrument zu zeigen, und er erklärte ihnen denn auch wohl geduldig, wie man Kindern ein neues Spielzeug erklärt, die Verhältnisse der Saiten, sprach scherzend von der „Seele" der Geige, vom Steg und Sordino, zeigte ihnen seine linke Hand und bog den Daumen zum Staunen seiner Zuhörer so weit zurück, daß dessen Nagel die Oberfläche seiner Hand berührte. Nicht geringere Verwunderung erregte auch die Gelenkigkeit seiner Arme, die er ohne alle Anstrengung an den Ellbogen zusammenbiegen konnte.

Eine liebliche Frauenstimme fragte ihn einmal mit dem Ausdruck der Besorgniß, ob dies wunderbare Spiel nicht seiner Gesundheit schade? Die melancholische Antwort lautete: „Jetzt nicht mehr, carissima signora, da ich dieses köstliche Gut schon größtentheils eingebüßt habe. Alle meine entschwundenen Kräfte hat dies kleine hölzerne Instrument absorbirt!" — — Ein langer, zärtlicher Blick auf die geliebte Geige folgte diesem Bekenntniß.

Nach den Concerten blieb er gern unter Fröhlichen. Seine jedesmalige Wanderung aus den Concertsälen bis zum Wagen glich überall einem Triumphzuge. Die Doppelreihen der Bewunderer, die sich bis an den Wagenschlag hinzogen, riefen ihm immer ein begeistertes Bravo zu, auch an der Thür seines Hotels empfingen ihn jubelnde Enthusiasten. Die Abendtafel des Hotels konnte die Zahl der Gäste nicht fassen, wenn Paganini dort speiste, und der Blumenspenden, feuriger Reden und Bravi war dann kein Ende. — Für dergleichen Huldigungen blieb er wie jede Künstlernatur empfänglich bis an sein Lebensende. — Sobald es bekannt wurde, daß der Gefeierte irgendwo im Theater erschien, waren sicher alle Plätze genommen. Paganini versäumte selten eine Mozart'sche Oper, eben so wenig den Beethoven'schen Fidelio. Wiederholt erklärte er Mozart für seinen Liebling und sprach seine tiefe Verehrung für Beethoven aus. Seinen Freund Rossini nannte er „l'aimable chanteur", auch Auber liebte er, sowie er auch ein lebhaftes Interesse für altitalienische Kirchenmusik verrieth. Seine eigenen Compositionen waren das getreue Abbild dieser wunderbaren Künstlererscheinung, und ihre Wiedergabe dürfte wohl in den seltensten Fällen auch nur annähernd eine Wirkung hervorbringen, wie sie Paganini selber mit seinen Schöpfungen zu erzielen vermochte. Der geistvolle Biograph Schumann's und Verfasser der Geschichte der Violine und ihrer Meister, Joseph von Wasielewsky, selber ein vortrefflicher Geiger, sagt sehr bezeichnend in Bezug auf die Compositionen des großen Zauberers:

„Der Geist ihres Urhebers läßt sich nicht auf den Spieler übertragen. Jene Schöpfungen sind einigermaßen der fabelhaften Sphynx zu vergleichen, deren Räthsel, nachdem es Vielen das Leben gekostet, nur von einem Oedipus gelöst werden konnte."

Etwa 24 interessante Capricci, 12 Sonaten und 6 Quartette erkannte Paganini als sein wirkliches geistiges Eigenthum an. Viele Compositionen gingen unter seinem Namen in die gläubige Welt, an denen er nur geringen Antheil hatte. — Der berühmte Director des Conservatoriums in Brüssel, Fetis, gab eine ausführliche Liste und Analyse der Paganinischen Arbeiten heraus, deren Mittheilung aber den Raum dieser Blätter überschreiten würde. Von seinen Concertstücken schrieb der Geigerfürst nur die Orchesterstimmen auf, sein eigentliches Solo bekam Niemand in Gestalt von Noten zu Gesicht — Keiner durfte es lesen, aber Jeder durfte es hören. — Wie Mancher mag versucht haben, sie aus dem Gedächtniß zu notiren. — —

Mit dem 9. März des Jahres 1831 begann Paganini's Triumphzeit in Paris, die Blangini's begeisterte Briefe vorbereitet hatten — er trat zuerst im Opernhause unter einem wahren Sturm des Entzückens auf. — Fetis sagt, es sei unmöglich, in Worten den Eindruck zu schildern, den er hervorrief, der Enthusiasmus der beweglichen, leicht erregbaren Franzosen steigerte sich geradezu bis zur Raserei. — Die Pariser waren wie im Rausch, und wo der Magier der Geige sich nur zeigte, war er sofort der Gegenstand der lebhaftesten Ovationen von Hoch und Niedrig. Sein Zimmer im Hotel glich einem Blumengarten — die vor-

nehmsten Damen suchten ihn auf und überschütteten ihn mit Beweisen ihrer Bewunderung, ein Platz in seinen Concerten brachte Lebensgefahr, so drängte sich Reich und Arm dazu, ihn zu hören. Zwei in gleichem Maße wunderbare Musiker trafen hier zusammen: Paganini und der jugendliche Sohn Ungarns, Franz Liszt, auf dessen Feuerseele der Genuese den tiefsten Eindruck machte. Liszt widmete später seinem berühmten Collegen einen von edelster Begeisterung getragenen Nachruf, wie eben nur jene Feder ihn niederzuschreiben vermochte, die jenes hinreißende kleine, leider jetzt gänzlich vergriffene Buch über Chopin schrieb. — Schon im Mai entzog sich Paganini auf kurze Zeit den leidenschaftlichen Huldigungen von Paris und ging nach London. Dort erwartete man ihn mit unsagbarer Spannung, wenn auch nicht mit jenem fieberhaften Interesse wie in der musikbegeisterten französischen Hauptstadt. — Die schönen englischen Aristokratinnen wollten aber wie früher die italienischen Damen plötzlich alle Geige spielen lernen, und man wünschte sich eben keinen geringeren Lehrmeister als Paganini selber. — Er gab denn auch dem Drängen nach und ertheilte hier und da irgend einer reizenden goldgelockten Tochter Albions gnädig einige Unterrichtsstunden, setzte aber in ziemlich unverbindlicher Weise einen so enormen Preis dafür an, daß nur die Créme de la Créme der Reichen ihn zu zahlen vermochte und die Anmeldungen sich infolge dessen auffallend verringerten.

„Ich will nicht gequält sein!“ sagte er scherzend, als man ihn bat, für seine Stunden eine geringere Summe zu beanspruchen. — Der damalige König von England, Georg IV., ließ den musikalischen Magier fragen, für welches Honorar er bei Hofe spielen wolle. Paganini verlangte die Summe von 100 Pfd. Man bot ihm die Hälfte. Der Künstler bestand auf seiner Forderung mit den Worten: „Seine Majestät kann mich um einen bedeutend geringeren Preis hören, wenn sie meine Concerte besucht. Ich lasse meine Preise mir nicht bestimmen.“

Von England aus, wo es Guineen regnete, besuchte Paganini Belgien und Frankreich und kehrte, fast erdrückt von Ehrenbezeugungen aller Art und zwar ermattet von den Anstrengungen der Concerte und Reisen, aber auch zugleich reich mit Schätzen beladen endlich nach Italien zurück. Seine nächste Sorge galt nun dem Ankauf verschiedener Grundstücke und Villen, welche er abwechselnd zu seiner Erholung zu bewohnen gedachte. Nur sehr selten ließ er sich noch, da seine Gesundheit auf das Aeußerste erschöpft war, bewegen, öffentlich zu spielen. Auch traf der Tod seiner Mutter sein Herz schwerer, als er es aussprach. Ein Concert in Piacenza, das er im Winter 1834 zum Besten der dortigen Armen gab, brachte ungeheure Summen ein, denn von weit her pilgerte man herbei, um den Zauberer zu hören. Er versuchte nun, einzig und allein seiner Gesundheit zu leben, sich zu schonen und zu pflegen, aber man ließ ihm keine Ruhe — Gäste von Nah und Fern suchten ihn in seiner schönen Lieblingsvilla bei Genua heim. Aus ihren Fenstern sah man die Spitzen der dunklen Cypressen jenes Gartens, wo er mit der Mutter und den Geschwistern als Knabe so oft gesessen. Wie gern schaute er träumerisch zu ihnen hinüber.

Die häusliche Einrichtung Paganini's war von geschmackvoller Einfachheit, Prunk und Luxus waren ihm nun einmal in jeder Gestalt verhaßt. So trug er auch seine zahlreichen Orden nur bei ganz besonders festlichen Gelegenheiten und selbst dann nie anders als das Band mit der Ordensschnalle. „A quoi bon cela,“ pflegte er zu sagen, „je ne suis pas fier!“

Ein unangenehmer Proceß mit einer Pariser Speculanten-Gesellschaft, die seinen berühmten Namen ausnutzte zur angeblichen Begründung eines musikalischen Instituts, verbitterte ihm die letzten Lebensjahre — die endliche Entscheidung aber, seine Verurtheilung zu 50000 Frcs. Schadenersatz oder verhältnißmäßiger Geldstrafe, fand den großen Künstler unter den Todten.

Nicolo Paganini zog sich immer mehr von den öffentlichen Concerten zurück und spielte fast nur vor Freunden. Im Januar 1836 erschien er noch einmal auf besonderen Wunsch der Herzogin von Parma, Marie Louise, an ihrem Hofe. Sein Spiel riß die Hörer hin — sein Lohn war der St. Georgsorden und eine Rose von der Brust der tief-

bewegten Prinzessin. Es war wie in Uhland's Gedicht:

„Die Königin zerfloſſen
In Wehmuth und in Luſt,
Sie warf dem Sänger nieder
Die Roſe von ihrer Bruſt."

Wie den jugendlichen Künstler damals am Beginne seiner Laufbahn fürstliche Frauenhuld mit dem ersten Lorbeer schmückte, so spendeten ihm königliche Frauenhände auch am Schlusse seiner glorreichen Wanderschaft den letzten vollen Kranz.

Aber die Sonne dieses reichen Lebens sank schon allmälig, die Schatten wurden tiefer und tiefer.

Nicolo Paganini's langjährige Leiden nahmen in beängstigendem Maße zu — schleichende Fieber traten auf, Brustkrämpfe marterten ihn unsagbar. Seine energische Seele kämpfte mit all ihrer Kraft gegen die Schmerzen des Körpers. Ruhelos hin- und herreisend, von einem Asyl ins andere flüchtend, ging er endlich auf den Rath der Aerzte nach Marseille und bezog das Haus eines Freundes, dessen anmuthige Tochter sich der Pflege des berühmten Gastes mit aufopfernder Hingabe unterzog. Man erlaubte ihm zu seinem Kummer in jener Zeit der Gefahr nur sehr selten, sich mit seiner geliebten Geige zu beschäftigen, fast nur wie zum Scherze führte er mit seiner lieblichen jungen Pflegerin allerlei Duette zwischen Guitarre und Violine auf. Freilich ließ bei solchen Gelegenheiten seine Partnerin oft vor Staunen und athemloser Bewunderung ihr Instrument sinken, wenn Paganini in alter Kraft sich neckisch in den unerhörtesten Läufen und Sprüngen erging. — Auch liebte er es, in jenen Tagen Künstler zu sich zu bescheiden, um mit ihnen Beethoven'sche Quartette, die er so leidenschaftlich bewunderte, zu spielen. — Er gerieth dabei so ins Feuer, daß plötzliche tiefe Ohnmachten nicht selten diese wunderbaren Leistungen zum Entsetzen der Mitspieler unterbrachen. Trotz seiner Schwäche besuchte er noch die Aufführung des Cherubini'schen Requiem in der Kirche, und als er so todtenblaß und mit geschlossenen Augen in seinem Betstuhl lehnte, da hätte man meinen sollen, der ernste Todtensang gelte ihm. — Noch am Tage vor seiner Abreise von Marseille ließ er sich wiederum in die Kirche tragen, um Beethoven's Missa solemnis zu hören. Tief erschüttert hörte er sie an — Thränen rollten über seine eingefallenen Wangen: „È morto! — er ist todt und dahin!" murmelte er wieder und wieder. — Paganini's Gestalt war in den letzten Wochen in wahrhaft erschreckender Weise verfallen, seine Kräfte nahmen von Tag zu Tag mehr ab: der letzte Act des Lebensdramas eines großen Meisters nahte.

Schluß.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,
Aber ging es leuchtend nieder,
Leuchtet's lange noch zurück."

Die schönste Villa bei Nizza, diesem Paradiese der Erde, stand im Frühlingsschmuck im Mai des Jahres 1840. Ueberall Blüthenverschwendung, Duft und Glanz, leuchtende Farbenpracht, tiefes Grün der Palmen, Myrthen und Orangen, balsamische Luft und ein Himmel vom dunkelsten Blau. — Die Fenster standen weit offen, und schimmernde Falter umflatterten das gesenkte Haupt eines todtkranken Mannes, dessen fieberglühende Hand eben folgende Worte niederschrieb an einen fernen Freund:

„Ich fühle mich hier noch leidender, als ich in Marseille war, aber trotzdem habe ich den Entschluß gefaßt, einstweilen hier zu bleiben. Später gedenke ich nach Toscana zu gehen. Dort will ich unter dem süßen azurblauen Himmel meine letzte Stunde erwarten und gern werde ich sterben, darf ich zuvor noch die Luft eines Dante und Petrarca athmen!"

Er sollte sein geliebtes Florenz nicht wiedersehen!

Zärtliche Frauenliebe, die den Schritten dieses wunderbaren Mannes überall hin folgte, soll auch hier, der Sage nach, in Sorge und Thränen sich gemüht haben, die Schatten des Todes von der geweihten Künstlerstirn zu verscheuchen — es war umsonst. — Die Anfälle seines qualvollen Uebels wurden immer heftiger, die Beklemmungen erreichten eine unerträgliche Höhe. Das charakteristische Gesicht veränderte sich von Tag zu Tag in erschreckender Weise, die Stimme wurde matt und matter, nur das Feuerauge leuchtete noch in seinem alten Glanze. Seine Geige

mußte aber dem Kranken stets so nahe stehen, daß er sie mit der Hand zu berühren vermochte. Sein Sohn war an das Schmerzenslager des Vaters geeilt und die Zärtlichkeit des Sterbenden theilte sich nun zwischen ihm und seiner Guarneri, die immer unter all den kostbaren Geigen Paganini's Liebling geblieben. — An seinem letzten Erdenabend, so erzählt ein italienischer Zeitgenosse, schien der Kranke ruhiger als gewöhnlich. Die Brust hob sich freier. Er hatte etwas geschlummert, und als er erwachte, ließ er die Vorhänge seines Lagers weit auseinander ziehen, um den Mond zu sehen, der eben wie eine mächtige Silberampel im Azur des Himmels hing. Es schien, als ob dieser zauberische Anblick seine Sinne neu belebte, — man mußte das Bett näher ans Fenster tragen und ihn in den Kissen aufrichten. Die blühende Schönheit der Erde fesselte noch einmal vor dem langen Abschied seinen Blick und entzückte seine Seele wie noch nie. Draußen in den Bäumen zwitscherten die Vögel einander zu, halb im Traum, zur guten Nacht, verlorene Mandolinenklänge, Laute der Liebe und Freude schwebten zu ihm hin. — Wie schön war die Welt des Südens! Gute Nacht — gute Nacht!

Leise glitt nun seine Hand aus der Hand des Sohnes und umfaßte den Hals der Geige, der treusten Lebensgefährtin. Sanft zog er sie an sich. — Die erkaltenden Finger berührten die Saiten — — der Schatten einer Melodie zog geisterhaft vorüber — eine Erinnerung vielleicht an jenes selige Fest des Lenzes in seiner Jugendzeit, das nur gewährt „der Tage drei". — — Ein Lächeln des Glückes lagerte sich auf seine Lippen — das Licht himmlischen Friedens fiel auf seine Stirn, noch ein wunderbares Singen und Klingen der Saiten und die Künstlerseele war entflohen in das unendliche Reich der ewigen Harmonie.

Nicolo Paganini starb am 27. Mai des Jahres 1840.

In Blumen gebettet, von Palmen beschattet lag die stille Leiche in dem verdunkelten Sterbezimmer, von Lorbeerzweigen überdeckt stand die Guarneri-Geige neben dem Sarge.

Aber wie der seltsame Zauberer ruhelos über die Erde gewandert, so sollte sein Körper auch jetzt im Tode noch keine Ruhe finden. Die Geistlichkeit von Nizza verweigerte dem ohne Sterbesacramente Dahingeschiedenen das Begräbniß in geweihter Erde und untersagte, die Todtenmessen für ihn zu lesen. — Die Bitten des trauernden Sohnes, die Vorstellungen einflußreicher Freunde waren vergebens. Die Leiche blieb in einem Parterrezimmer der Villa stehen. Das Haus wurde verschlossen. — — „Sein Geist erscheint dort jede Nacht!" erzählte sich das Volk und betete für die Ruhe der armen Seele. Man wollte Licht in dem Fenster gesehen haben und die Sage von bestrickenden Geigentönen, die um Mitternacht laut geworden, schlich von Mund zu Mund. — Die Geistlichkeit aber blieb unerbittlich — die Erregung wurde größer — und so brachte man den Sarg Paganini's endlich in aller Stille nach den Gewölben des Hospitals von Nizza, um ihn dort vor der Hand beizusetzen. Mittlerweile hatte sich der Sohn des Todten nach Rom gewandt um Dispens und um die Erlaubniß, die theuren Reste bestatten zu dürfen; die Verhandlungen hierüber zogen sich aber in ermüdendster Weise in die Länge. Die Leiche wurde nach dem Lazareth von Villa Franca eingeschifft und endlich nach Polievera geschafft, dem Grundeigenthum des Gefeierten. Die erste Messe, nicht für den Künstler Paganini, sondern für den Ordensritter des heiligen Georg wurde durch die unablässigen Bemühungen Achellino's in Parma ermöglicht, in der Kirche de la Steccata. Erst fünf Jahre nach dem Tode des Geigerkönigs senkte man seine Hülle in der Nähe seiner Lieblingsvilla bei Genua in einer Dorfkirche zur ewigen Ruhe ein.

Seine Guarneri-Geige hat Paganini seiner Vaterstadt Genua vermacht. Sie wird dort in einem Wandschrank unter wohl versiegeltem Glasgehäuse aufbewahrt und Kunstfreunden auf Verlangen gezeigt. Aber Niemand darf sie berühren, seitdem seine Hand ruht, welche ihr jene Fülle von Zaubertönen zu entlocken verstanden, welche eine Welt zu bewegen vermochte. — Der Erbe seiner gesammelten Schätze war sein Sohn — wer aber ist der Erbe seines unvergleichlichen Genies geworden?

„Was vergangen kehrt nicht wieder
Aber ging es leuchtend nieder
Leuchtet's lange noch zurück."

Und der Name Nicolo Paganini wird leuchten, so lange es noch eine Kunst des Geigenspiels giebt.

Deutsche Samariterinnen.

Von

Rudolf Runge.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

IV.

Gräfin Hedwig von Rittberg,
erste Oberin des Königin Augusta-Hospitals zu Berlin.

Es war der erste heitere Herbsttag des Jahres 1866. Nach langen Ungewittern, die durch Kriegsnoth, Cholera und Pest fast erdrückend auf die Menschenherzen gewirkt hatten, lag nun endlich wieder der Himmel so wolkenlos und heiter über der malerischen Gebirgslandschaft des böhmischen Städtchens Gitschin, als hätten sich niemals unter ihm die blutigen Schlachtenscenen der kaum verstrichenen Monate abgespielt, als wären nie die schweren Sterbeseufzer der Tausende, welche noch in den letzten Tagen an Pest und Cholera hinsanken, zu ihm aus diesen schönen, heiteren Thälern emporgestiegen. Der Himmel hatte seinen Grimm erschöpft; dankbaren Gemüthes zogen die Menschen in feierlichen Processionen durch die Ortschaften, und die Glocken riefen aus allen Thälern: „Ehre sei Gott in der Höhe"; denn Friede war wieder auf Erden. Auch die Kriegslazarethe, welche so viel des Unglücks in diesem Lande bargen, wurden endlich aufgehoben, und nachdem ihre Verwaltung an die österreichischen Militärbehörden übergegangen war, konnten die darin beschäftigt gewesenen Pflegerinnen nach langer Zeit wieder einmal daran denken, hinauszuziehen in die schöne Natur, um den Abschied von einem schweren, nun mit Gottes Hülfe vollbrachten Werke durch ein nochmaliges herzliches Beisammensein zu feiern. Eveline von Bardeleben, der wir unsere vorige Skizze in gerechter Anerkennung ihrer Verdienste gewidmet, sie, der glaubensselige Mittelpunkt dieser kleinen Gemeinde der Barmherzigkeit, die Samariterin, der es beschieden war, in dem Choleralazareth des Städtchens die schwerste aller Aufgaben zu erfüllen, hatte auch die Anregung zu diesem gemeinschaftlichen Ausfluge gegeben und hierzu den bei Gitschin gelegenen Lustgarten des Fürsten Trautmannsdorf gewählt. In zwei gemietheten Wagen fuhr sie mit zehn Schwestern, von denen sechs Diakonissen und vier freiwillige Krankenpflegerinnen waren, beim herrlichsten Wetter und in der frohen heiteren Stimmung eines in Pflichttreue vollbrachten wichtigen Lebensabschnittes hinaus, um sich nochmals an der herrlichen Bergluft und dem lieblichen Blumenduft des Gartens zu erquicken. Als die Gesellschaft plaudernd das schattige Plätzchen erreichte, an welchem die Gärtnerin einen einfach ländlichen Kaffeetisch eingerichtet hatte, prangte auf diesem ein mächtiges Bouquet der schönsten Blumen, eine der verdienstvollen Festgeberin gewidmete Ueberraschung. „Aber wem verdanke ich diese reizende Aufmerksamkeit?" frug Fräulein von Bardeleben, sichtlich erfreut von der ihr dargebrachten Huldigung. Aller Augen richteten sich unwillkürlich auf die kleinste der Schwestern, die sich bisher fern gehalten hatte und nun mit einem leichten Erröthen und dem Lächeln der Zufriedenheit, daß ihr die Ueberraschung gelungen war, hinter einer Baumgruppe hervortrat und von der geliebten Freundin mit einer zärtlichen Umarmung empfangen wurde. Es war die Gräfin Hedwig von Rittberg, und der Freundschaftsbund, der hier, unter den grünen Hallen der Zweige, von zwei gleichgestimmten Frauenseelen geschlossen wurde, ein Freundschaftsbund für die Ewigkeit. Führt doch die Menschen nichts im Leben so nahe, als eine gewisse Aehnlichkeit ihrer Schicksale und Neigungen, zumal wenn diese letzteren, wie hier, auf der in beiden befreundeten Seelen vorhandenen Anlage zur uneigennützigsten und opferfreudigen Nächstenliebe beruhen.

Wie Eveline von Bardeleben, so war auch Gräfin Hedwig von Rittberg die Tochter eines tapferen preußischen Veteran, welcher als Officier des vom Feinde so gefürchteten schwarzen Husarenregi-

ments die Feldzüge von 1806 bis 1813 und all ihre Gefahren und Wechselfälle mit ungebeugtem Muthe mitmachte und später vor Paris aus der Hand seines Königs das eiserne Kreuz empfing. Es war im Jahre 1822, als dieser Graf Rittberg die fromme und gemüthvolle Schwester eines Kriegscameraden, Fräulein Henriette von Netz auf Kosewitz und Tadelwitz bei Nimpsch in Schlesien, heimführte. Zehn Kinder entsprangen aus dieser ungetrübt glücklichen Ehe, von denen zwei bereits in der zartesten Jugend wieder heimgingen. Die Gräfin Hedwig von Rittberg, deren Lebenslaufe wir hier folgen, wurde am 30. December 1839 zu Liegnitz, der letzten Garnisonstadt ihres Vaters geboren — ein kleines, elendes Kind, das die ersten drei Jahre in der Wiege zubringen mußte und im vierten Jahre noch so winzige Schuhe trug, daß es dieselben wenige Jahre später noch seiner Spielpuppe anziehen konnte. Aber die Mutterliebe, jene Macht des weiblichen Herzens, die um so stärker ist, je hülfloser die kleine Gestalt, der sie gewidmet, wirkte mit ihrer zärtlichen Pflege auch bei der kleinen, schwächlichen Hedwig so wunderbar kräftigend und belebend, daß diese bereits im siebenten Lebensjahre zuerst eine Privatschule und später auch die höhere Töchterschule der Stadt Liegnitz besuchen konnte.

Wie Eveline von Bardeleben, so begann auch Gräfin Rittberg ihre Laufbahn als Krankenpflegerin bei denen, die ihrem Herzen durch die Bande der Verwandtschaft am nächsten standen, und zwar war es hier ein langjähriges Leiden der eigenen Schwester, dem sich die jugendliche Gräfin als Pflegerin mit einer Freudigkeit widmete, als wäre es ihr ordentlich lieb, einen Kranken in der Familie zu haben, nur um ihn pflegen zu können. So trat schon in des Lebens Rosentagen, in denen die meisten anderen Damen ihres Standes mehr die Sorge um Balltoiletten und jugendliche Zerstreuungen beschäftigt, bei unserer Comtesse eine gewisse „Passion" zur Krankenpflege deutlich hervor, und bei dem streng christlichen Sinne, der durch Andachtsübungen aller Art in ihrem väterlichen Hause gepflegt wurde, stellte sich gar bald bei der jungen Gräfin der Wunsch ein, die Krankenpflege zu ihrem Lebensberufe zu machen und Diakonissin zu werden. Diesem offen ausgesprochenen Wunsche trat jedoch der besorgte Vater mit Energie entgegen, weil er das betreffende Amt für die schwächliche Körperconstitution seines Kindes nicht nur als zu schwer erachtete, sondern auch fürchtete, daß eine gewisse exaltirte Stimmung der jugendlichen Seele, aus welcher dieser Wunsch hervorgegangen, nicht ausreichen würde für die fortgesetzte Selbstopferung, welche der erwählte Beruf erforderte. So hieß es denn, die Willenskraft beschränken und alles Uebrige Gott anvertrauen. Zunächst widmete sich daher die junge Gräfin wieder der schwererkrankten Schwester in Glogau, dann dem an Gehirnhauttyphus leidenden Bruder in Posen, und im März des Jahres 1864 übernahm sie endlich die wirkliche Stellung einer Pflegerin bei einer ihr fremden alten Dame in Neu-Vorpommern, die — fast blind und taub — einer ganz besonders sich hingebenden Liebe bedurfte.

So kam der 14. Juni des Jahres 1866 und mit ihm die Kriegserklärung Preußens. Der rüstige Kampf hatte noch nicht begonnen; in drohender Stellung standen sich die Heere gegenüber. Da litt es auch unsere Gräfin Hedwig nicht länger daheim. Sie meldete sich bei dem General-Inspecteur der freiwilligen Krankenpflege der Armee, dem Grafen Eberhard zu Stolberg-Wernigerode, wurde aber bedeutet, daß ohne die gesetzliche Ausbildungszeit keine Pflegerin angenommen werden dürfe. Sie reiste in Folge dessen nach Berlin, um bei der Gräfin zu Stolberg, damaligen Oberin von Bethanien, das früher Versäumte nun in aller Eile nachzuholen — umsonst, Alles war überfüllt und zum Lehrcursus jetzt keine Zeit mehr. Man wies sie nach Breslau; aber auch dort dieselben Schwierigkeiten, bis es ihr endlich gelingen sollte, in der Kürassiercaserne dieser Stadt, welche sich inzwischen mit den ersten Verwundeten vom Schlachtfelde gefüllt hatte, als lernende Schwester Anstellung zu finden. Die Noth der Verhältnisse drängte indeß dergestalt, daß der gesetzliche Lehrcursus sehr abgekürzt wurde, und so sehen wir denn unsere neue Krankenpflegerin schon wenige Tage später mit einer Anzahl Berufsgenossinnen und anderen helfenden Damen unter Führung

mehrerer Johanniter auf dem Wege nach Böhmen, wo sie nach einer mühseligen und beschwerlichen Reise ihre pflegende Thätigkeit zu Horitz in den überfüllten Räumen des Rathhauslazarethes begann. Die Noth war groß in diesem Hospitale, und unsere Samariterin mußte sogleich die Nachtwache darin übernehmen, weil die fünf Nonnen, welche bisher hier gepflegt hatten, durch die Ueberanstrengung bis zum Tode erschöpft und alle Räume vom Keller bis zum Boden überfüllt waren mit Verwundeten, deren Jammern und Stöhnen bis auf die Straße hinausdrang. Ein großer Saal, der einst zum Theater eingerichtet war, machte jetzt einen besonders ergreifenden Eindruck. Die Bühne war zum Verbandplatz umgewandelt und statt der Zuschauer lag Mann an Mann davor nothdürftig auf Stroh gebettet. Unter vielen anderen schrecklich Verstümmelten wimmerte da auch ein Soldat, dem von einer Kugel die eine Hälfte der Brust im wahren Sinne des Wortes vollständig abgerissen war, so daß der eine Lungenflügel ganz frei lag und man seine hastigen, fieberartigen Bewegungen beobachten konnte. Der erste und einzige Dienst, um den der Unglückliche mit matter Stimme die neue Pflegerin bat, betraf die Herbeiholung des Paters, der ihm die Sterbesacramente reichen sollte. Es geschah, und bald darauf war der Aermste durch den Tod von seinen Schmerzen erlöst.

Die Krankenpflege in jenem noch im Umbau befindlichen Rathhause war für fremde, mit den Localitäten noch nicht vollständig vertraute Personen sehr erschwert, und die Nothwendigkeit, zu den verordneten Bädern Wasser in einem alten provisorisch eingerichteten Kessel erwärmen zu müssen, führte die neuangekommene Pflegerin, um Holz und Kohlen zusammen zu suchen, bald in einen moderigen Keller, bald auf den finsteren Boden, aus dessen entlegenster Ecke ihr auf einmal ein penetranter Geruch und das Stöhnen Verwundeter entgegenkam. Mühsam tappte sie von einem Balken auf den andern weiter, bis sie den Klagetönen nahe war und nun von mehreren sterbensmatten Stimmen die Bitte um einen Trunk Wasser vernahm, weil Fieberdurst die armen Verlassenen verzehre. Entsetzt eilte sie zurück, um das Verlangte zu holen und vernahm von den Schwestern, daß die Jammernden auf dem entlegenen Bodenraume sechs Unglückliche seien, deren Wunden brandig geworden. Weil sie einmal rettungslos verloren waren und um die Ansteckung der übrigen Verwundeten zu verhüten, hatte man sie so weit als möglich von allen Anderen entfernt. Aus demselben Grunde war ihnen auch nicht die geringste Pflege mehr zu Theil geworden, weil diese kaum für diejenigen Verwundeten ausreichte, welche durch menschliche Hülfe möglicher Weise noch zu retten waren. Morgens, Mittags und Abends wurde den Unglücklichen auf dem finstern Bodenraum droben etwas Essen gereicht, sonst konnte sich Niemand ihrer annehmen. Wie glücklich war daher Gräfin Hedwig, als sie — mit Licht und dem so sehnsüchtig erwarteten kühlenden Trunk zurückkehrend — sich diesen Verlassenen widmen durfte, und ach! wie unglücklich — als wenige Stunden später ein Befehl des Grafen Stolberg sie schon wieder abrief von der Stätte, wo ihre Hülfe so noth that. Der Pater, welcher dem sterbenden Oesterreicher die letzte Oelung gegeben, hatte Einspruch dagegen erhoben, daß protestantische Pflegerinnen mit seinen Ordensschwestern vereint in einem Lazareth arbeiten sollten, und sogar gedroht, letztere in diesem Falle aus dem Dienste zurückzuziehen. Um Reibungen aus dem Wege zu gehen, berief daher der Chef der gesammten Krankenpflege die Gräfin Rittberg nach dem nahen Gitschin, wo sie in dem zu einem großen Lazarethe eingerichteten Wallenstein'schen Schlosse eine selbständige Station übernahm. Diese bestand aus zwei Zimmern, in denen zusammen zehn, meist sehr schwere Verwundete lagen, und zwar Preußen, Sachsen, Oesterreicher, Ungarn und Italiener, alles friedlich bei einander. Schnell richtete sich die Pflegerin in den ihr neuen Verhältnissen ein, ein offener Schreibtisch mit Bücheraufsatz wurde zur Apotheke umgewandelt, Charpie-, Licht- und Seifendepots darin etablirt, alle Utensilien an Ort und Stelle geschafft und nun ging es an die Arbeit, die sie den ganzen Tag über in treuer Fürsorge für die ihr anvertrauten Kranken an das Lazareth fesselte.

„Uebung macht den Meister" — schon

nach wenigen Tagen berichtet die treue Tochter triumphirend in die Heimath: „Gestern und heute habe ich vier Mann mit sehr schweren Wunden ganz allein und ohne ärztliche Hülfe verbunden; auch verstehe ich es schon, die Stümpfe von amputirten Gliedern festzuhalten —" und einige Tage später: „Heute wurde einer meiner Verwundeten chloroformirt und dann sein Arm sehr weit aufgeschnitten; — zum Glück hielt ich bei dieser Operation tapfer aus. Das macht, ich bin mit Leib und Seele bei meinen Kranken. Sieben davon muß ich wie kleine Kinder pflegen, waschen und füttern; dann sehen sie mich immer so dankbar an, daß es eine wahre Herzensfreude ist."

Aber nicht oft konnte sie so freudige Botschaft über ihre Pfleglinge den besorgten Eltern senden; wiederholt gab es Todesnachrichten, wenn einer der ihr Anvertrauten seinen Wunden erlegen war. So heißt es z. B. in einem anderen ihrer Briefe: „Gestern starb mein guter Döring aus Potsdam; sein Todeskampf währte achtzehn Stunden. Wie unendlich hat er gelitten! Jede, noch so geringe Berührung verursachte ihm die entsetzlichsten Schmerzen. Er muß ein gar lieber, trefflicher Sohn gewesen sein; — wie sehnsüchtig wartete er auf Grüße von daheim — aber umsonst: der Brief kam erst einen Tag nach seinem Tode. Der Pastor war noch vor seinem Ende hier, betete mit ihm die Verse: „Wenn ich einmal soll scheiden, so scheide nicht von mir —" und segnete ihn; aber sein Geist war nicht mehr gegenwärtig, die Brust arbeitete schon convulsivisch; — nun ruht er in den Armen seines Herrn. — Gestern starb W... und von einem Sachsen, Bauch aus Waldenburg, wird wohl der Tod auch nicht mehr fern sein."

Sie hatte sich nicht geirrt; nach einiger Zeit mußte sie auch den Verwandten dieses Heimgegangenen die Trauernachricht senden. Wie sehr es ihrem tiefreligiösen Gemüthe aber gegeben war, solchen finsteren Mittheilungen die rechten Worte des Trostes beizufügen, das zeigten die Kundgebungen der Dankbarkeit, welche alsbald von den tiefgebeugten Verwandten ihrer gestorbenen Pfleglinge eingingen. So schreibt ihr der Bruder des zuletzt erwähnten Sachsen am 18. August aus Waldenburg: „Wir hofften jeden Tag, daß er nach Hause kommen würde; die Mutter und seine Frau haben jedesmal, so oft die Post kam, ausgeschaut, ob er mitkäme — aber der Herr hat es anders gewollt und wir müssen uns fügen. Seine Frau ist noch so außer sich und kann es gar nicht glauben, daß er nicht wiederkommen soll. Es gereicht mir sehr zum Troste, daß ich ihn in Gitschin besucht und gesehen habe, in wessen Händen er war; aber noch mehr freuen wir uns, daß Sie, liebe Gräfin, meinen Bruder und uns so großer Theilnahme und Liebe gewürdigt haben. Gott wird Ihnen Alles reich vergelten, was Sie gethan" u. s. w.

Solcher Dank war freilich der geringste Lohn ihrer Liebeswerke; den höheren fand sie in dem Seelenfrieden, der jedes Herz voll Barmherzigkeit wie ein Frühlingshauch des Himmels erquickt. Was kümmerte es sie, als die Cholera in Gitschin einzog? Ruhig blieb sie auf ihrem Posten und schrieb an die besorgten Eltern: „Fürchtet euch nicht! wer so fest auf Gott gestützt hierher gegangen ist, den wird er auch leiten, wie es am besten ist. Hier, in meinem Lazareth, ist noch Niemand an der Cholera gestorben, und sollten sich an einem Kranken Symptome derselben zeigen, so müßte er sofort in das Cholera-lazareth gebracht werden, in dem Fräulein von Bardeleben ganz allein als Schwester pflegt." Und später: „Die erneuerte Auflage Eurer Choleratropfen finden viele Abnehmer; nur ich, Gott sei Dank, hatte noch keine Veranlassung zu ihrem Gebrauch. Der Herr ist sichtlich mit mir und wenn er mich an ein Sterbebett führt, wie heute Nacht um 10 Uhr, so kann ich Alles in Ruhe thun und anordnen. Dieser arme Mensch lag schon lange im Todeskampf; der Chefarzt hatte mir anbefohlen, sobald der Tod eingetreten sein würde, Chlorkalk um die Leiche zu gießen, weil deren Geruch fast erstickend war, sodann aber binnen zehn Minuten für ihre Wegschaffung Sorge zu tragen. Um zehn Uhr, wie gesagt, that der Unglückliche seinen letzten Athemzug; nachdem ich die ersten ärztlichen Anordnungen befolgt hatte, lief ich in die anderen Stationen nach zwei Wärtern. Es war aber keiner zu finden; ich ging nach dem Bureau, nach der Apotheke, nach dem Arzt du jour, alle Räume waren

verschlossen. Was anfangen? Endlich fand ich zwei Soldaten auf der Straße, ich bat sie um ihren Beistand und diese brachten nun die Leiche mit mir über den dunkeln Corridor in das einzige leere Zimmer." Und ein anderes Mal ist sie dann wieder über die fortschreitende Genesung ihrer Patienten so erfreut, daß sie ganz lustig nach Hause schreibt: „Thut mir die Liebe an und seid vergnügt, wie ich es bin. Gestern sang ich mit meinen Verwundeten dreistimmige Soldatenlieder; Kaspar gab den Baß dazu. Höcker und Pavan, der Italiener, können jetzt schon ein Weilchen aufstehen; ich habe ihnen Schlafröcke verschafft und darüber sind sie sehr glücklich. Durch den Friedensschluß werden wir wohl in wenigen Wochen das Feld räumen müssen, was recht verschiedene Gefühle in mir wach ruft. Bei dem Gedanken an Euch möchte ich aufjauchzen, und wieder, wenn ich meine Pfleglinge anschaue, jammert es mich, sie zu verlassen. Als der Generalstabsarzt Bardeleben heute meinen Antoni sah, meinte er: ‚Schwester, wenn Sie diesen durchbringen, haben Sie das Meiste durch die treue Pflege dazu beigetragen; es war das erste Mal, daß diese Operation (Resection) versucht worden ist.' Muß mich da nicht der Wunsch beseelen, so lange als möglich hülfreiche Hand zu leisten?" — Der arme Antoni starb bald darauf an der Ruhr. Die Section ergab eine gute Heilung des Gelenkes; die heimtückische Krankheit hatte Alles zerstört.

Und ein anderes Mal: „Bin ganz wohl!! Schwester S. reist am Sonnabend über Prag und Dresden nach Hause. Ich kann mich aber von meinen Kranken nicht eher trennen, als es nothwendig sein wird. Auch die Operation von meinem prächtigen Pavan ist nun glücklich vorüber. Gott sei gelobt! Der Arm konnte ihm erhalten bleiben; aber viele Knochen sind herausgenommen. Nun kommt es noch auf ganz besonders sorgfältige Pflege an. Es war rührend: als man ihn auf die Bahre hinwies, ging er ganz ruhig hin und legte sich darauf nieder. Bei der Operation sah er mich so treuherzig und ergeben an, und als er wieder in sein Zimmer zurückgebracht wurde, lächelte er mir trotz namenloser Schmerzen entgegen und ging von der Thür bis in sein Bett, um den Trägern die Mühe zu ersparen. Ach, könnte ich meine Pfleglinge mit nach Hause bringen, so zöge ich mit leichtem Herzen von hier fort; aber sie dem recht schlechten hiesigen Lazareth zu überlassen, der Gedanke erschreckt mich ordentlich. Es ist mit den Kranken wirklich wie mit den Pflanzen: werden sie in anderen Boden gesetzt, so gehen sie oft ein. Drei meiner anfänglichen Pfleglinge sind im Saal bereits einem schnellen Ende entgegengeeilt. Derselbe ist zu voll belegt; — 36 Schwerverwundete und dabei liegen viele auf Stroh. Die Dielen des Fußbodens stehen so weit aus einander, daß alles übergegossene eiterige und blutige Wasser einzieht und nun schlechte Luft verbreitet. Daher der traurige Zustand der Wunden."

Wie schwer trennt sich die treue Pflegerin von ihren Kranken, und wie inständig kann sie die Ihrigen daheim um Verlängerung der Aufenthaltserlaubniß bitten: „Gerade heute sind mir noch neun Kranke überwiesen, weil der große Saal wegen der schlechten Luft und der inficirten Dielen ganz geräumt werden mußte. Länger als vierzehn Tage währt es aber nicht mehr; — habt also Geduld bis dahin: der Herr wird es Euch lohnen! Meine kranken Jungens bitten mit mir; sie möchten nicht gern zu einer anderen Schwester, zumal für so kurze Zeit!"

Aber auch diese letzten vierzehn Tage verstrichen; die Lazarethe wurden von den Oesterreichern übernommen, und nach einem schmerzlichen Abschiede von den noch dem Leben angehörenden Kranken und den Grabstätten derer, die ihre treue Pflege nicht mehr dem Arme des Todes entreißen konnte, kehrte die Gräfin in das elterliche Haus nach Liegnitz zurück, wo sie bald wieder die Privatkrankenpflege völlig in Anspruch nahm; denn schon wenige Tage nach ihrer Heimkehr rief sie die Menschenliebe an das Bett einer Freundin, die an der Cholera erkrankt war. Sie konnte die Theure nicht mehr retten, sondern erkrankte selbst durch Ansteckung, welcher sie im Feindeslande so fest widerstanden. Aber sie nicht nur allein, auch ihre Eltern und Geschwister, in der Gesammtzahl acht Personen ihres Hauses, wurden infolge dessen von der bösen Krankheit ergriffen, welcher der greise Vater am 28. September erlag. — Wie in den meisten Fällen,

so folgte der Cholera auch bei unserer Gräfin Rittberg ein typhöses Fieber, das wohl seinen Grund in den vielen vorhergegangenen erschütternden Gemüthsbewegungen hatte; — aber auch dies überstand sie mit der ihrer Natur eigenen Widerstandsfähigkeit, um sich bald darauf wieder dem anstrengenden Berufe der Krankenpflege in ihrer Familie zu widmen.

Nur mit innerem Widerstreben und mit Rücksicht auf den Wunsch der Ihrigen entsagte Gräfin Hedwig dieser schönen Lebensaufgabe, als sie einige Jahre später zur Stiftsdame des Fräuleinstiftes zu Tschirnau ernannt und ein halbes Jahr darauf in der kleinen Stiftscapelle daselbst feierlich eingesegnet wurde; — aber ein Herz, das mit so voller Begeisterung der Nächstenliebe geweiht und nur gewöhnt war, in den dankbaren Blicken der Duldenden seinen Lohn zu finden, konnte sich selbst durch die Sorglosigkeit und stille Behaglichkeit einer so angenehmen Lebensstellung nicht entschädigt, noch weniger aber befriedigt fühlen. So sehr sich die Gräfin Rittberg in das familiäre Zusammensein mit ihren Stiftsschwestern hineinzuleben suchte, immer war es ihr, als ob draußen in der Welt, der sie entsagt hatte, höhere und schönere Pflichten ihrer warteten, als ob draußen in den Krankenstuben und Lazarethen Hunderte, ja Tausende von Leidenden händeringend um ihren Beistand und um die Rückkehr an ihr Schmerzenslager flehten — und diese Stimmen in ihrem Inneren hatten sie nicht getäuscht. Unerwartet und überraschend für sie wie für Alle, die ihr nahe standen, trat zu Anfang des Jahres 1870 der Antrag ihrer Königin an sie heran, die Stellung einer Oberin an dem unter besonderer Protection Ihrer Majestät stehenden neu erbauten und bis dahin noch nicht eröffneten Augusta-Hospital zu übernehmen. Die Gräfin wußte wohl, daß man an die Leiterin eines der größten Hospitäler der Hauptstadt und gerade einer Anstalt, die zum Musterlazareth durch königliche Huld und Gnade ausgestattet war, viel höhere Ansprüche stellen würde als an die Vorsteherin eines in der Kriegsnoth rasch errichteten Feldlazareths; auch konnte es ihr in Rücksicht auf ihre Familie nicht gleichgültig sein, durch dauernde Annahme jenes eben so schweren als wichtigen Amtes ihre Stiftsversorgung für immer und zwar nach den Statuten unwiderruflich zu opfern; — dennoch aber überwog die Liebe zu dem schönen Berufe der Krankenpflege alle diese Bedenken, und als die betreffenden Anfragen wiederholt und immer dringender an unsere Gräfin gestellt wurden, da konnte sie nicht länger widerstehen; mit jubelndem Herzen eilte sie nach Berlin, wurde von der hohen Protectorin sehr huldreich empfangen und mit dem Amte der Oberin des neuen Augusta-Hospitales bekleidet. Freilich sah es damals in diesem noch wenig lazarethmäßig aus; thätige Maurer und muntere Zimmerleute waren noch in allen Theilen des geräumigen Hauses beschäftigt und bis zur Eröffnung der Anstalt verstrichen noch mehrere Monate. Diesen Zeitraum benutzte die neu ernannte Oberin, um auf allerhöchsten Befehl einen sechswöchentlichen Cursus in der Charité zu Berlin durchzumachen; — denn wenn sich die strebsame Krankenpflegerin auch in den böhmischen Feldlazarethen, sowie bei der Privatkrankenpflege recht viele nützliche Erfahrungen gesammelt hatte, so war es doch für die Leiterin eines so großen neuen Hospitals durchaus nöthig, genaue Kenntniß von den Einrichtungen, sowie von der Führung und Ordnung der Geschäfte in einer ausgedehnteren Krankenanstalt zu haben.

Am 4. April trafen die durch königliche Wahl dem Augusta-Hospital zuertheilten beiden Schwestern Fräulein von Beczwarzowska und Fräulein von Brunn in Berlin ein, zwei ebenfalls auf dem böhmischen Kriegsschauplatze bewährte und dafür wie ihre nunmehrige Oberin mit dem Louisenorden erster Abtheilung decorirte Samariterinnen. Mit ihnen kamen noch zwei andere Pflegerinnen, so daß am nächsten Tage die neue Anstalt durch eine kirchliche Feier, welcher die Königin und alle dem Institut nahestehende Beamte und Freunde beiwohnten, eröffnet werden konnte. Auch hier war der Anfang für die Oberin wieder schwer — sehr schwer: die Arbeit sollte der Aufgabe des Instituts gemäß beginnen und doch waren noch keine Kranken vorhanden, denen man die Pflege angedeihen lassen konnte; ja, einige ominöse

Zwischenfälle während des Baues der Anstalt hatten eine förmliche Abneigung gegen das neue Krankenhaus bei der Bevölkerung der Residenz verursacht, und ein Theil der Berliner Presse nahm geradezu in unbegreiflicher Weise gegen dasselbe öffentlich Partei. Hier galt es also vor allen Dingen, dem neuen Lazareth Vertrauen und Terrain zu gewinnen, und dazu war die energische, thätige Oberin, welcher unausgesetzte Wirksamkeit für die leidende Menschheit geradezu ein inneres moralisches Bedürfniß war, die rechte Person. — Der erste Kranke, welcher in die neue Anstalt einzog, fiel bald seinem von vornherein hoffnungslosen Zustande, einem zu weit vorgeschrittenen Lungenleiden, zum Opfer. Er war Lehrer und aus Guhrau gebürtig. Seine Königin hat dem mit wahrhaft christlicher Duldung Leidenden manche Rose geschenkt und sein Zimmer oft mit blühenden Blumen schmücken lassen. Die nächste Kranke war eine neunundzwanzigjährige Arbeiterin, welche seit sieben Wochen an der Gelbsucht litt; dann brachte man einen Studenten, der drei Etagen hoch aus dem Fenster gestürzt war und dabei beide Schenkel gebrochen hatte. Der Anfang war also gemacht; die Oberin konnte an diesen Erstlingen doch nun wenigstens die Sorgsalt der Pflegerinnen des neuen Lazareths sich erproben lassen, und einige Tage später berichtete sie bereits an ihre Lieben daheim: „Hier im Hause wird es schon ganz munter; — sieben Patienten sind aufgenommen, darunter ein herziges Kind, Ella Satow aus der Hagenower Gegend, das zur Operation da ist. Erst 6¾ Jahre alt, leidet es bereits seit zwei Jahren an der Hüfte, die ganz herausgetreten ist, wodurch das eine Bein vier Zoll kürzer als das andere wurde. Professor Wilms, der Ella in Behandlung hat, renkte vorgestern die Hüfte ein und legte sie in Gyps. Das Kind ist wirklich engelhaft und schaut, wenn das Fieber nicht gar zu stark ist, Jeden so freundlich an. Heute Nacht ging es freilich recht schlimm, und ich mußte zum Arzt schicken. Montag kommt Ella in die Streckmaschine. Sie liebt so sehr, in Bilderbüchern zu lesen; — da habe ich denn die Königin gebeten, dem Kinde diese Freude zu bereiten und ein Buch zu senden."

Solche Bitten, die im Interesse ihrer Kranken waren, that die Oberin natürlich nie vergebens; denn die Königin besuchte fast täglich ihr Hospital, inspicirte nicht nur die Krankenzimmer, sondern auch Küche und Keller, aß sehr oft mit an dem gemeinschaftlichen Tische und bekümmerte sich aufs Angelegentlichste um die kleinsten Details, so daß das von ihr gegründete Hospital, welches ihren Namen trug, auch später noch recht eigentlich ihr Werk war und blieb, als durch ihren Einfluß und die gewissenhafteste Pflichttreue der Oberin und des ihr zur Seite gegebenen Personals das Ansehen der Anstalt innerhalb und außerhalb der Residenz wuchs und die Krankenräume sich täglich mehr füllten. Schon am 14. Juni berichtete die Gräfin voll Freude in die Heimath:

„Unsere Actien steigen; — es kommen jetzt fast täglich Anmeldungen. Heute erwarte ich einen kranken Cadetten, dann einen Portier aus der Charité, einen Baumeister, ein Fräulein From aus Sagan mit Schwester; kurz, Ihr seht, es kommt Leben in die Sache. Gestern kam auch ein junges Mädchen, eine Schneiderin, im Gesicht eine zweite A. M., welche von G.-R. Wilms am Abend operirt wurde. Eben kommt wieder ein Brief mit Anmeldung von zwei Kranken aus Wollin; es steht viel Schmeichelhaftes für unsere Anstalt darin. Jetzt geht mein Amt so schön im Zuge, daß ich glaube, die schwerste Zeit liegt entschieden hinter mir."

Sie hatte sich darin geirrt. Die Räume, welche der Friede bisher noch theilweise unbenutzt und leer gelassen hatte, füllte alsbald der inzwischen ausgebrochene Krieg, und noch viel mehr Lagerstätten, als diese boten, mußten geschaffen werden. In aller Eile wurden in den Hofräumen noch Baracken und Zelte aufgeschlagen, täglich kamen Colli mit Verbandzeug und Naturalien an; über Alles mußte quittirt und sowohl über den Empfang als auch über die Verwendung Buch geführt werden, und die Arbeit wuchs der Oberin wie den Schwestern so schnell über den Kopf, daß sie in aller Eile noch pflegende Hülfskräfte heranzuziehen suchten. Schon am 16. August berichtet die Gräfin im flüchtigen Correspondenzkartenstil: „Wir haben sehr viel zu thun; sind aber **ganz gesund**. Sechzehn verwundete preußische Soldaten

und vier französische Officiere, unter denen sich ein Turko befindet, sind hier; heute Nacht erwarten wir noch 23 preußische Officiere." Und wenige Tage später: „Heute war ein sehr blutiger Tag; drei Kugeln ausgeschnitten und aus einer Hand ein großes Stück Knochen ausgesägt. Das nau gelassen, sondern auf eine der hervorragendsten Warten der Nächstenliebe berufen hatte; wie wenig Gelegenheit wäre ihr dort in der Stellung einer Stiftsdame geboten gewesen, einige der vielen Wunden heilen zu helfen, welche der Krieg den Söhnen des Vaterlandes geschlagen, und



Gräfin Hedwig von Rittberg.

Verbinden währt fast den ganzen Tag. Dies Geschäft und die ‚Fütterungen' sind die wichtigsten Momente des Tages, während dessen Verlauf ich außerdem noch die Kleinigkeit von 170 Butterbroten und gegen 30 Semmeln mit Aufschnitt besorgen muß."

Wie dankte die treue Oberin so oft ihrem Gott, daß er sie in einer so ernsten, schweren Zeit nicht in dem stillen Tschirnau gelassen, sondern auf eine der hervorragendsten Warten der Nächstenliebe berufen hatte

wie sehr kamen ihr hier gerade jetzt die mannigfachen Erfahrungen zu Statten, welche sie sich einst in den böhmischen Feldlazarethen erworben hatte. Die schwersten Fälle lagen in ihrem Hospitale vor, und sie schreibt eines Tages darüber: „In unseren Krankensälen sieht es wieder sehr ernst aus. Vor vier Tagen kamen drei schwerverwundete Officiere hier an, unter ihnen auch H. v. Röll. Es ist sehr

wenig Hoffnung für seine Erhaltung. Er hat gestern noch eine große schwere Operation durchgemacht; seine Eltern sind täglich bei ihm. Heute war auch ein recht schwerer Tag; — dem Rittmeister von Collas wurde das Bein über dem Knie abgenommen. Seine Frau leidet schrecklich mit ihm; — gleich nach der Operation nahmen sie gemeinsam das heilige Abendmahl." Und das war gewiß ein Trost für beide gläubige Gatten; denn aus einem späteren Briefe erfahren wir des Rittmeisters baldiges Ende. Es ist rührend zu lesen: „Collas, der seit fünf Wochen hier lag und sehr viel litt, ging am Dienstag ein zu seines Herrn Freude. Ja, das konnte man von ihm sagen; ein so seliges Sterben ist, glaube ich, selten; noch eine Viertelstunde vor seinem Tode sprach er mit lauter Stimme ein so schönes Gebet; — ich mußte ihn noch waschen und sein Haar kämmen, weil er geschmückt vor seinem Herrn erscheinen wollte, und in dieser frommen Weise ertrug er alle Leiden, war freundlich und dankbar gegen Jeden, der zu ihm trat. Nun, ihm ist wohl! Aber die arme Frau mit den drei kleinen Kindern hat sehr viel verloren." Und zwischen diesen trüben Bildern aus dem Kriegerleben, durch den verbissenen Schmerzenslaut sterbender Männer hören wir wieder das leise Wimmern eines unglücklichen, fast an demselben Leiden wie die oben erwähnte kleine Ella daniederliegenden Kindes. „Käthchen ist rührend lieb und gut" — schreibt die Oberin über diesen kleinen duldenden Engel — „Nach dem Verband fragt sie jedesmal: ‚Ist es nun bald gut?' — Sie muß schreckliche Schmerzen leiden; denn zur leichteren Ableitung des Eiters muß sie stets eine drei Zoll lange Gummiröhre mit mehreren Oeffnungen in der Wunde haben; außerdem ist das Verbandwasser verdünntes Creosot, weil noch Knochenstückchen heraus müssen. Ihre Leidensgefährtin, die kleine Ella, arbeitet jetzt auf meinen Vorschlag Blumen, welche sie zum Besten der Verwundeten verkauft. Ich erzählte es der Königin, und gleich kaufte diese ihr eine für blanke vier Zweigroschenstücke ab. War das ein Jubel! Annchen (ebenfalls ein leidendes Kind) küßte die Königin, und Käthchen war allerliebst; sie hatte ihre Puppe geputzt und zeigte sie ihr. Vielleicht ist es die letzte Freude gewesen, die das Kind hatte. Um sechs Uhr kam es unter das Messer und unter die Säge! Als das arme Käthchen chloroformirt war, und der Arzt ihre Hüfte aufschnitt, quoll der Eiter in einem dicken Strahle heraus — zwei Becken voll! — Dann ergab es sich leider, daß die Knochen schon bedeutend angegangen waren. Die Aerzte mußten daher die eine Hüftwand ganz absägen, so daß die Hüftkugel nun steif bleiben wird, wenn überhaupt an Heilung zu denken ist!!! Jetzt wimmert das arme Kind eigentlich nur. Das ganze Beinchen liegt in Gips und nun wird das Fenster geschnitten, d. h. die Wunde frei gelegt, damit der Eiter heraus kann. Ich schrieb vorher an die Eltern, ob sie die Operation zugeben wollten. — Sie telegraphirten: ‚Dem lieben Gott, den Herren Aerzten und Ihrem Schutz unser süßes Kind befehlend, fügen wir uns ins Unvermeidliche.'" — Die Operation fiel glücklich aus, und wir begegnen später dem herzigen Kinde bei einem Besuche des Kaisers im Hospital auf dem Wege der Besserung.

So ging es von Monat zu Monat fort in Arbeit und Gebet; — fast täglich und zwar zu jeder Tageszeit erfreute die Königin das Lazareth mit ihren Besuchen, die stets von Gnadenbeweisen und Wohlthaten begleitet waren. Die Oberin schreibt darüber: „Unser Hospital ist nun fast voll, wir haben 16 preußische Offiziere und 26 Mann, auch 6 Franzosen, von denen einer heute nach Königsberg abgeholt wurde. Er ging mit Thränen fort und sagte den preußischen Offizieren mit wahrer Herzlichkeit Adieu. Für ihn hatten wir indeß schon vorher Ersatz bekommen — einen Oberst, dessen Namen ich noch nicht weiß. Es herrscht bei uns eine große Zufriedenheit im Hospital; — einige der Herren könnten wohl in die Heimath, aber der Verband mit den Cameraden ist ihnen so lieb geworden, daß sie gern etwas zögern. Gestern wurde mir von ihnen eine große Freude bereitet. Ich erhielt die Einladung, in den Saal zu kommen, und hier wurde mir ein ganz wunderschönes Album verehrt; — sechs Bilder auf einem Blatt, in blauen Sammet gebunden und auf der silbernen Platte die Inschrift: Zur freundlichen Erinne-

rung an die Augusta-Tage 1870. Vorn unser Hospital in Aquarellmalerei, dann das gesammte Pflegepersonal des Lazareths und endlich die hier verpflegten Krieger."

Das waren freilich nur einzelne Sonnenblicke in jener sonst sehr trüben Zeit; — fast jede Woche trug man mehrere Särge, deren Ausschmückung die treue Oberin sich nicht nehmen ließ, nach feierlicher Einsegnung aus der Leichenhalle des Hospitals.

Am 21. Nov. kamen wieder 15 Verwundete im Hospital an und dadurch wuchs die Zahl derselben auf 44, die Gesammtzahl der Hausbewohner auf 72. — So kam das Weihnachtsfest, gewiß das ernsteste, welches je die deutsche Nation gefeiert hat, ernster noch und herzbewegender für diejenigen, welche in den Lazarethen beschäftigt waren. Auch die Kranken im Augusta-Hospital erwarteten eine Festfreude; jedes Zimmer sollte seinen Christbaum, jeder Leidende eine Gabe der Erinnerung bekommen; so hatte es die Königin befohlen und vorbereitet. Wie hatte sich die Oberin des Hauses auf dieses Fest gefreut, und wie traurig sollte es sie machen, wie umschleiert sollten ihr die Weihnachtsbäume brennen! Am 18. December wurde eine der beiden vorhin erwähnten Schwestern, Fräulein v. Beczwarzowska, welche einst im April auf den Ruf der hohen Protectorin die Pflege im Lazareth mit übernommen hatte, auf das Krankenlager geworfen. Trübe Ahnungen gingen ihrem Leiden voraus, das von wilden Phantasien begleitet war. Die Königin kam täglich und sorgte mütterlich für die Kranke; die Oberin telegraphirte den Angehörigen. Die greise Mutter, sowie eine Schwester der Kranken kamen; sie waren schon in tiefster Trauer; denn vier Wochen vorher war bereits der verheirathete Bruder der Sterbenden seinen Wunden erlegen; — und nun, welch schmerzliches Wiedersehen der Tochter, die im edlen Drange der Nächstenliebe als Pflegerin hierher gegangen war und jetzt durch die Ansteckung der Pyämie, welche sich ohne Wunde im ganzen Körper verbreitet hatte, diesem unsichtbaren Gifte der Lazarethe erlag. Am Weihnachtstage gerade Mittags ein Uhr schlug ihre Erlösungsstunde. Die Oberin sandte sofort die Trauerkunde an die Königin und ließ anfragen, ob die zum Abend angesetzte Weihnachtsbescherung infolge dessen aufzuheben sei. — Die Antwort lautete, daß keiner der Patienten an diesem Tage den Todesfall erfahren solle, damit die so lange ersehnte Festfreude nicht gestört werde. Die Oberin mußte daher mit blutendem Herzen die Festtafeln herrichten und die Weihnachtsbäume anzünden. Freilich in **einem** Zimmer ließ sie den Tannenbaum ohne Lichter; — dahin schlich sie sich oft mit einer Thräne im Auge, an das kalte, finstere Lager der todten Schwester, und drückte ihr die starre Hand und dachte so mancher schweren, heiligen Stunde, die ihre Herzen im Dienste der leidenden Menschheit vereint hatte, und der trauernden Mutter und Schwester, welche das Todtenbett der Theuern nicht verlassen wollten. Da trat auch die Königin herein — allein und tiefbetrübt: sie, die mächtige Herrscherin des Reiches an der stillen Todesstätte einer treuen Samariterin. — Während ihre Dienerschaft beschäftigt war, die überreichen Festgaben in das Haus zu tragen, galt der erste Weg der hohen Frau diesem finsteren Todtengemach. Es war für sie gewiß ein recht ernster, schauriger Besuch an jenem heiligen Abend, der wie kein zweites Weihnachtsfest ihres reich bewegten Lebens in der Erinnerung der Herrscherin geblieben ist. Wie mochten ihre Gedanken wohl von dieser Friedensstätte hinüberstreifen in das Land des Feindes, in dessen tiefem Schnee ihren kämpfenden Söhnen kein Weihnachtsbaum und kein Mutterauge winken konnte; wie trat sie dort im Geiste an so manches Schmerzenslager, auf dem sich in jener gnadenbringenden Weihnachtszeit die Hände der verwundeten und sterbenden Krieger zum frommen Gebete falteten. **Plötzlich** aber tönte die Glocke zur Festfeier; die Thränen mußten getrocknet, die Todte verlassen werden. Die Oberin geleitete die Königin zuerst in den gemeinsamen Festsaal, dann an jedes einzelne Krankenbett — überall kehrte die Freude mit ihr ein, überall hatte sie zu ihren reichen Geschenken ein noch reicheres Wort der Liebe, und Niemand ahnte, daß es aus einem so schmerzzerrissenen Herzen kam. So ging das Fest vorüber. — Am dritten

Festtage, zu derselben Stunde, in welcher die Königin vor einem Jahre die Capelle des Hospitals eingeweiht hatte, versammelte sich wiederum darin eine kleine trauernde Gemeinde an dem Sarge jener treuen Samariterin. Ein Theil des Domchores sang einen Psalm, dessen Friedenstöne sanft und mild in die blutenden Herzen einzogen; die Grabrede wurde über Ev. Marci 14, 6—8 gehalten, so recht treffend und wahr für das ganze Sein der Geschiedenen; die Königin und alle Anwesenden geleiteten den geschmückten Sarg mit den sterblichen Ueberresten bis vor die Thür des Hospitals, und unter den Klängen des tiefernsten Chorals „Jesus, meine Zuversicht" bestattete man auf dem nahen Invalidenkirchhofe die treue Schwester inmitten ihrer vorangegangenen Pfleglinge, der Officiere v. Kottwitz und v. Collas, an deren Krankenlager sie das Gift des Todes eingesogen hatte. Die Königin ließ ihr ein Grabkreuz setzen, das man von den Fenstern des Lazareths erblicken konnte. Dort ruht nun die einzige von den drei ersten Schwestern, welche somit für immer dem Augusta-Hospitale nahe bleibt.

Das von der Heimgegangenen verlassene Arbeitsfeld übernahmen die nun noch dem Hospitale gebliebenen Schwestern, deren Thätigkeit dadurch zur außerordentlichsten Anstrengung gesteigert wurde; denn die Königin, welche oft *selbst* auf dem Bahnhofe die Verwundeten empfing und in die Lazarethe vertheilte, sandte ihrem Hospitale gleich am nächsten Tage die vier am schwersten verwundeten Officiere und ließ gleichzeitig für die Nacht noch fünfzehn weitere anmelden; und daß das Haus auch gerade der Bravsten recht viele aufgenommen hatte, zeigte sich durch die Thatsache, daß an *einem* Tage darin *sieben* eiserne Kreuze zur Vertheilung kamen. Am 30. December, also kurz vor Jahresschluß, durfte unsere Oberin daher ihren Geburtstag mit dem Gefühl der innersten Genugthuung feiern; hatte ihr doch noch kein Lebensjahr so viel Gelegenheit zu Werken der Barmherzigkeit geboten als das nunmehr verflossene — hatte sie doch in demselben die Hand der Vorsehung sichtlich dahin geführt, wo sie in dem göttlichen Berufe wirken konnte, zu dem sich ihr Herz von frühester Jugend hingezogen fühlte. Von allen Seiten erwies man ihr die herzlichsten Aufmerksamkeiten, und die Königin sandte ihr von Babelsberg ein drei Ellen im Umfang fassendes Monstrebouquet, welches *nur* aus Veilchen bestand.

Das neue Jahr begann unter glücklichen Zeichen für das Reich wie für das Hospital unserer Oberin. — Aus der Königin von Preußen war die mächtige Kaiserin des deutschen Reiches geworden; allein das Herz der erhabenen Frau blieb ihrer schönsten Schöpfung, dem Augusta-Hospital, auch jetzt noch und bis auf den heutigen Tag treu zugethan. Der thätigen Oberin aber brachte jeder Morgen neue Arbeit und neue Sorgen — die schwersten Fälle und ganz außerordentliche Operationen lenkten die allgemeine Aufmerksamkeit auf das Augusta-Hospital. So schreibt sie eines Tages von solchen: „Heute war die Operation von Frau von Wurmb; sie währte anderthalb Stunden. Dr. Schönborn ist mit dem Messer bis auf die Knochen gekommen und fand, daß die edleren Theile auch schon umwuchert waren. Die arme kleine Frau hat namenlose Schmerzen, und wir wissen, daß doch eine *wirkliche* Heilung nicht eintreten kann. — Das arme Mädchen, welches an der Elephantiasis leidet, ist jetzt auch innerlich sehr krank an Nierenleiden und Wassersucht; wer weiß, ob es noch zur Amputation kommt! Es ist zu traurig, einen Menschen zu sehen, dem im wahren Sinne des Wortes das Fleisch am Körper fault; — alle Zehen sind bereits ab, und die Hälfte des Fußes ist wie ein Blumenkohl geformt, das Bein aber wie eine Wasserkanne. Es findet bei ihr eine so kolossale Hautbildung statt, daß man ganze Pelze von ihr abziehen könnte. Das größte Glück ist, daß sie keine Schmerzen hat — wenigstens behauptet sie dies. Zuerst machte ihr Zustand einen zu grausigen Eindruck. Sonntag kommt ein Zeichner, der das ganze Bein zum Photographiren aufnimmt, weil dieser Fall für die Aerzte ein besonderes wissenschaftliches Interesse hat. — Eine recht traurige Mittheilung hörte ich heute vom Doctor über unser herziges Käthchen, an das mich wirklich ein zartes Liebesverhältniß kettet. Denkt nur, es bildet sich eine *neue* Eiterung, und wer weiß, ob sie diese über-

stehen wird. Ich kann gar keinen anderen Gedanken fassen als diese Trauerkunde. Die armen Eltern, welche sich nun schon der Hoffnung auf Genesung ihres Kindes hingegeben haben, müssen vielleicht bald diese traurige Mittheilung erhalten. Auch Ihr werdet sehr betrübt darüber sein, aber Ihr sollt doch über meine Patienten treu berichtet werden."

Bald darauf schreibt sie indeß, daß das liebe Käthchen wieder angefangen habe, sich an Krücken zu bewegen, und als später, nach seiner Rückkehr aus Frankreich, der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin das Lazareth besuchte, erfahren wir, daß er sich mit allen Kranken sehr freundlich unterhielt, besonders aber mit dem armen Kinde, welches dem hohen Herrn sein Leiden ganz genau beschreiben mußte. Dem verwundeten Lieutenant Schröder erzählte der Kaiser bei dieser Gelegenheit von einem Officier, der ihm durch eine Dame vom Krankenlager in Gorce eine wunderbar schöne Rose überreichen ließ. Der greise Herrscher äußerte, daß er die Absicht gehabt habe, den Kranken aufzusuchen, um ihm zu danken, aber in der großen kriegerischen Eile weder Zeit noch Gelegenheit dazu gefunden. Ueberall habe er umsonst nach dem Namen des Officiers geforscht, ihn aber nicht erfahren können. Da trat der anwesende Lazarethartz, Dr. Schönborn, vor und sagte: „Majestät, den Officier kenne ich — ich habe ihn selbst behandelt; — es war der Lieutenant von Zettwitz. Seine Gemahlin überreichte Majestät damals die Rose. Der Patient ist zwar genesen, seine treue Lebensgefährtin aber bald darauf in seinen Armen dem Typhus erlegen." Dem Kaiser traten Thränen in die Augen; — er ließ sich den Namen des Regiments notiren — und kurze Zeit darauf las man in den öffentlichen Blättern von einem Officier, dem der Kaiser sein lebensgroßes Bildniß zum Geschenk gemacht habe, in dessen reich geschmücktem Rahmen das Emblem einer vergoldeten Rose zur Erinnerung an jene ihm vom Schmerzenslager gesandte angebracht war.

An solchen interessanten Zügen aus dem Leben des preußischen Herrscherpaares sind der Gräfin Briefe, in welche uns von ihr nahestehender Seite freundlichst Einblick gestattet war, eben so reich als an zahllosen Berichten von täglichen Operationen und opferfreudigen Werken der Liebe, und es wird dem Biographen schwer, diese Momente aus räumlichen Gründen in seiner Skizze entbehren zu müssen, denn wir können die Hunderte von Dankschreiben hier nicht mittheilen. Aber eines einzigen von diesen müssen wir dennoch gedenken, weil uns der zarte Gegenstand, den es betrifft, interessirt. Es ist von Käthchens Mutter und aus Kulm den 29. December 1872 datirt. „Hochgeehrte Frau Oberin! Kaum weiß ich, ob Sie sich noch des kleinen Käthchens und seiner Mutter erinnern? Nur wenn die Leidenszeit meines Kindes an meinem Geiste vorüberzieht, und ich all der zärtlichen Liebe und Aufopferung gedenke, die dasselbe von Ihnen in so reichem Maße genoß, dann wage ich getrost zu sagen, daß wir stets noch mit der innigsten Dankbarkeit und Verehrung Ihrer gedenken. Möge der Himmel Ihnen Kraft und Gesundheit verleihen, damit Sie noch lange zum Wohle der leidenden Menschheit so segensreich wirken wie bisher. — Von Käthchen kann ich Ihnen nur Erfreuliches mittheilen. Sie geht ohne irgend eine Hülfe vollständig allein, ist Gott Lob ganz frei von Schmerzen oder Unbehagen und fühlt sich so wohl und glücklich wie das gesundeste Kind. Ihr Aussehen ist prächtig; sie ist mehr als vormals groß und blühend und frisch. Freilich lahmt sie noch ziemlich bedeutend, aber wir hoffen, daß auch darin mit der Zeit noch eine Besserung eintreten wird. Ihren Geschwistern erzählt sie noch recht oft von ihrer guten Frau Oberin und den lieben Schwestern, aber der Glanzpunkt, auf den sie immer wieder zurückkommt, bleibt doch das häufige Erscheinen der Kaiserin an ihrem Bettchen, und ich glaube, daß ihr dies eine ewige Erinnerung bleiben wird. Als ich ihr heute mittheilte, daß ich an ihre gute Frau Oberin schreiben würde, da trug sie mir viele Grüße und Handküsse für Sie und recht kindlich auch einen Gruß an die Kaiserin auf."

Aber nicht nur Tausende von Leidenden und deren Angehörige, nein, Jeder, der das Lazareth besuchte und in allen Einzelheiten die segensreiche Wirksamkeit seiner Oberin erkannte, fühlte sich ihr nach dem schönen christlichen Worte: „Was ihr

gethan habt Einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan!" zum Danke verpflichtet, und dieser wurde ihr auch von allen Machthabern und fürstlichen Persönlichkeiten, welche während ihrer dreijährigen Amtsthätigkeit in das Augusta-Hospital kamen, z. B. vom Kaiser von Rußland, den Großherzoglichen Herrschaften von Baden, Mecklenburg-Schwerin und Weimar, dem kronprinzlichen Paare von Deutschland, dem Grafen Moltke, dem „alten Wrangel" und unzähligen anderen hohen Herrschaften, wie von dem schlichten Bürger in gleich warmer und anerkennender Weise ausgesprochen. Es läßt sich daher denken, mit wie schwerem Herzen die Oberin ihr geliebtes Hospital verließ, als sie am 26. April 1873 den Befehl der Kaiserin erhielt, auf Kosten der hohen Protectorin eine dienstliche Reise zur Besichtigung der berühmtesten Krankenanstalten Deutschlands anzutreten. Schwere, herzbewegende Zeiten, die selbst ihre Gesundheit angegriffen hatten, lagen hinter unserer Samariterin, und sie ahnte wohl, daß sie nie wieder zu der ihr so lieb gewordenen Stätte der Barmherzigkeit zurückkehren werde. So ging sie denn, wie allabendlich, mit ihrem gesammten Hausstande in die erleuchtete Capelle. Mit zitternder Hand intonirte sie dort auf dem lieblichen Harmonium den herzerhebenden Choral: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt"; die kleine Gemeinde, welche keine Ahnung von dem Trennungsschmerz ihrer geliebten Oberin hatte, setzte mit festen, glaubensstarken Stimmen ein; alle Kraft zusammennehmend, las hierauf die Oberin zum letzten Male den Abendsegen an dieser heiligen Stätte; aber ihr Seelenschmerz war zu tief, zu gewaltig — heiße Thränen entquollen ihren Augen, und als sie nun erst den Lieben ihres Hauses die allerhöchste Verfügung eröffnete, da war es für Alle eine schwere, thränenreiche Stunde. — Am anderen Morgen reiste die Oberin in Begleitung einer ihr tröstend zur Seite geeilten Schwester ab. Die Hospitalschwestern und Hausleute gaben ihr in gerechter Trauer über ihren Verlust das Geleite bis zur Bahn. — Sie schreibt selbst darüber: „Es war mir, als folgten sie meinem Leichenbegängniß!"

Die Reise ging über Hannover, Kaiserswerth, Würzburg, Aschaffenburg, wo die Damen infolge des kaiserlichen Geleitsbriefes überall mit der größten Zuvorkommenheit in den betreffenden Krankeninstituten aufgenommen wurden, und endete in Kiel. Hier sollte nämlich die Oberin auf Befehl der Kaiserin das neuerbaute Mutterhaus für freiwillige Krankenpflegerinnen einrichten — ein Amt, das sie zwar mit schwerem Herzen und mit einem untergrabenen Gesundheitszustande übernahm, aber dennoch mit aller Liebe und Treue verwaltete. Als ihr aber sodann durch den Cabinetsrath Brandis die Oberinstelle in dem neuerrichteten Hause angetragen wurde, erkannte sie darin eine Absicht ihrer allerhöchsten Protectorin, sie nicht wieder an die leitende Stelle des Augusta-Hospitals zurückzuberufen, und reichte mit blutendem Herzen ihr Entlassungsgesuch ein, weil es ihr nur da möglich war, mit freudiger Seele die schwerste aller Arbeiten zu verrichten, wo dies im unmittelbaren Dienste der leidenden Menschheit, also am Krankenbette selbst, geschehen konnte. Aus diesem Grunde lehnte sie auch die Stellung einer Oberin des Mutterhauses zu Kiel, wo ihre Thätigkeit mehr eine lehrende als eine pflegende gewesen sein würde, ab und zog sich wieder in ihr heimathliches Schlesien zurück. Dort empfing sie bald darauf die Genehmigung ihres Entlassungsgesuches unter den üblichen Gnadenbeweisen. Aber diese sowohl als später der Empfang eines sinnigen Geburtstagsgeschenkes der Kaiserin, welche dadurch zu erkennen gab, daß die hohe Frau ihrer einstigen Oberin nicht vergessen hatte, vermochten das leidende Gemüth nicht zu heilen, welches sich jetzt an das Krankenlager der geliebten Mutter geflüchtet hatte und in deren treuer und hingebender Pflege allen Schmerz zu vergessen suchte. Während jener Zeit kamen nun auch mancherlei Krankheitserscheinungen zum Ausbruch, welche die Gräfin bisher durch ihre aufreibende Thätigkeit mit Energie unterdrückt hatte. Obgleich schwer leidend, reiste sie dennoch nach Stettin, um infolge einer von dort ergangenen Aufforderung die Leitung des Johanniterkrankenhauses zu übernehmen; aber, war es ihre eigene Verbitterung oder die Un-

gunst der dortigen Verhältnisse: sie konnte sich nicht dazu entschließen, kehrte unverrichteter Sache heim und machte bald darauf bei der Medicinalbehörde zu Liegnitz ihr pharmaceutisches Examen, das sie in gleicher Weise wie die Diakonissen zur selbständigen Bereitung der Arzneien und zur Ausführung ärztlicher Recepte berechtigte. Dann folgte sie auf Wunsch und Empfehlung der Kaiserin einem Ruf als Oberin an das Kreiskrankenhaus zu Köthen, das sie jedoch zum innigsten Bedauern aller derjenigen, welche diesem Institut näher standen, bereits nach anderthalbjähriger, mit den schönsten Erfolgen gekrönter Thätigkeit wieder verließ, um nach einer Erholungsreise den lange gehegten stillen Wunsch, in ihrer geliebten Vaterstadt Liegnitz eine größere und selbständig von ihr geleitete Krankenheilanstalt zu errichten, endlich nun zur Ausführung zu bringen.

Es ist für die Aufgabe des Biographen niemals dankbar, seine Skizze in der Mitte eines reich gesegneten Lebenslaufes schließen zu müssen; hier aber, angesichts einer so rüstigen Kraft, die mit freudigem Wollen und Können fortarbeitet auf dem Dornenfelde der öffentlichen Krankenpflege, darf er getrost die Feder aus der Hand legen und die Aufzeichnungen über die fernere Thätigkeit der frommen Samariterin in späteren Tagen einem Würdigeren überlassen.

Literarisches.

Das Wiener Stadttheater. Von Heinrich Laube. Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Wer die deutschen Theaterverhältnisse der letzten Decennien wenn auch nur oberflächlich ins Auge gefaßt hat, für den ist der Name Laube einer der hervorragendsten in Bezug auf Alles, was in das Gebiet der Dramaturgie einschlägt. Seine Wirksamkeit am Burgtheater in Wien, seine Erlebnisse als Director des neuen Stadttheaters in Leipzig und neuerdings seine Führung des Wiener Stadttheaters sind Epochen in der neueren deutschen Theatergeschichte, die eingreifenden Einfluß ausgeübt haben. Mit großer Energie und mit einer Zähigkeit, die nicht immer unbedingt in ihren Mitteln zu rühmen ist, zeigt sich Laube als ein ungemein begabter Regisseur, der es meisterhaft versteht, effectvoll in Scene zu setzen. Um ein Beispiel aus einer Sphäre, die nicht nur die Bühne, sondern auch die Literatur im weiteren Sinne berührt, zu erwähnen, erinnern wir daran, daß Laube besonders gern hald vergessene oder nach seiner Ansicht nicht genug geschätzte Dichter gewissermaßen neu in Scene setzte, und man darf nur den Namen Grillparzer nennen, um in dieser Beziehung einer der glänzendsten Leistungen Laube's zu gedenken. Ob derartige Versuche von dauernder Bedeutung sind, ist natürlich eine Frage der Zeit, ohne Zweifel geht Laube mit innerer Ueberzeugung dabei zu Werke, und wenn er sich in der langen Laufbahn seiner Wirksamkeit als Theaterdirector, Dramaturg, Dichter und Literarhistoriker zuweilen getäuscht hat, wenn er unbedeutende Erscheinungen der dramatischen Literatur aus subjectivem Wohlgefallen weit über ihre Berechtigung geschätzt und in der Schauspielkunst dem Virtuosenthum die Wege gebahnt hat, so ist dies gewiß nicht seine Absicht gewesen, dies geht namentlich daraus hervor, daß er in seinen Schriften das Virtuosenthum mit allem Eifer bekämpft, obgleich er unzweifelhaft in seiner Art der Theaterleitung demselben großen Vorschub leistet. Er bedarf zu seinen Zwecken stets gefeierter und persönlich dem Publicum lieb gewordener Individualitäten, und man darf nur in dem vorliegenden Buche über das Wiener Stadttheater nachlesen, was er über die beiden Dichter Adolf Wilbrandt und Paul Lindau sagt, um zu begreifen, daß es ihm immer darauf ankommt, das Publicum persönlich für diejenigen Kräfte zu interessiren, mit denen er erfolgreich zu experimentiren gedenkt. Die Gründung des Stadttheaters in Wien fiel in eine Zeit, als das Geld gleichsam überall auf der Straße lag. Es wäre am Ende auch einem anderen Director gelungen, mit den großen Mitteln, über welche Laube verfügte, eine Reihe von Talenten zu gewinnen, aber es kam bei ihm noch etwas Anderes hinzu, was namentlich eine Anzahl jüngerer Schauspieler verlockte, ihre Stellungen, die zum Theil einen ruhigen und für die Kunst erfolgreichen Entwicklungsgang boten, zu verlassen und sich dem Laube'schen Scepter anzuvertrauen. Es war die Erinnerung daran, daß einige der größten Virtuosen, wie Bogumil Dawison und Marie Seebach, unter Laube's Direction diejenige Stufe allgemeiner Beliebtheit erstiegen hatten, auf welcher sie seine Autorität dann entbehren und auf eigenen Füßen ihren Triumphzug fortsetzen konnten. Aber es war ein Unterschied zwischen den Verhältnissen des Wiener Hofburgtheaters und denen des neuen Wiener Stadttheaters, welches die historische Grundlage sich erst schaffen mußte und nur der Laune einiger reichen Speculanten den Ursprung ver-

dankte. Bald hatte derselbe Krach, der die schwindelhaften Industrie-Unternehmungen stürzte, auch der ersten Aera dieses so glänzend begonnenen Theaterunternehmens ein frühzeitiges Ende bereitet. Und wenn Laube dies in seinem Buche constatirt, um damit seinen und seiner Mitglieder künstlerischen Ruf zu retten, so resultirt damit für die Betrachtung unserer Theaterzustände die alte Wahrheit, daß die moderne Bühne nicht ohne bedeutende Unterstützungen von irgend welcher Seite her bestehen kann. Das Wiener Stadttheater steht mit seinen großen finanziellen Verlusten durchaus nicht isolirt da; auch die Hoftheater in Wien waren infolge der ungünstigen Geldverhältnisse in eine Krisis gerathen. Inzwischen ist das Stadttheater wieder unter Laube's Direction eröffnet worden, und die Art und Weise, wie er die ehrwürdige „Antigone" des Sophokles mit Mendelssohn's Musik gleichsam zu seiner Rehabilitation in Scene setzte, zeigte ihn ganz in seinem früheren Glanze. Im vollsten Gegensatze zu Laube erscheint die Leitung der Berliner Hofbühnen, wo eine gewisse nüchterne Besonnenheit vorherrscht. Jene Manier der effectvollen Vorarbeit, des geheimnißvollen Einführens neuer Erscheinungen war daselbst nie Sitte, da Herr von Hülsen während der langen Jahre seiner Führung stets als abgesagter Feind der Reclame und des Virtuosenthums seine Ziele verfolgt hat. Daß Laube mit einer gewissen Verbitterung auf das Schicksal seiner letzten Theaterleitung zurückblickt, beweist namentlich die Stellung, welche er der Kritik im Allgemeinen darin anweist. Er selbst ist niemals sehr schonend in seinen Urtheilen gewesen; mag er so hoch stehen, wie er will, so bleibt auch sein Urtheil doch immer nur ein individuelles. Er hätte daher Ausfälle gegen die Kritik vermeiden sollen, namentlich da, wo es sich um Aussprüche handelt, die bereits eine historische Berechtigung erlangt haben. Was soll es z. B. heißen, wenn Laube seine begeisterte Anerkennung der Grillparzer'schen „Ahnfrau" mit den Worten schließt: „Die banale Kritik wird ihr freilich auch nirgends die erlernte Naseweisheit erlassen." Da möchte man sich wirklich die Frage erlauben, ob denn Heinrich Laube allein befugt sei, über den Werth oder Nichtwerth deutscher Dichtung den Richterspruch zu fällen. Sehr interessant sind die Ansichten, welche Laube über die Privilegiumfrage in Bezug auf die großen Hoftheater vorbringt. Im Ganzen sind jedoch die Bekenntnisse, welche der energische Mann über seine Führung der Direction des Stadttheaters ablegt, viel weniger anziehend als die früheren Schilderungen, die er über seine langjährige Wirksamkeit am Burgtheater und über seinen Aufenthalt in Leipzig veröffentlicht hat. Es kann nicht ausbleiben, daß bei solchen Selbstbekenntnissen die Stimmung des Verfassers die Wirkung auf den Leser fördert oder beeinträchtigt, und die gereizte Stimmung, welche in dem vorliegenden Buche herrscht, nimmt nicht besonders günstig für dasselbe ein. Es ist viel Belehrendes darin enthalten, aber wenn man fragt, was eigentlich das Resultat der ersten Laube'schen Direction des Wiener Stadttheaters gewesen ist, so stellt sich heraus, daß er den dramatischen Dichter Paul Lindau eingeführt und einige darstellende Talente gegen seinen Willen auf die Virtuosenlaufbahn geleitet hat. Andere verunglückte Versuche mit einzelnen dramatischen Dichtungen gehen die Oeffentlichkeit wenig an, mag der Director auch noch so sehr dafür schwärmen.

Sonettensträuße. Von Michael Reichstrau. Constanz, O. Fritz.

Die Mehrzahl dieser Sonette ragt durch Gedankenfülle und Formenschönheit weit über die Menge seichter lyrischer Productionen hinaus, welche alljährlich auf den Büchermarkt kommen. Der Dichter richtet seine Sonette an die „Welschen", an die „Schwarzen" und an die „Rothen" und bedient sich ihrer als scharfer Schwerter, mit denen er gewaltig dreinzuschlagen und zu treffen weiß.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 40 der dritten Folge. Der ganzen Reihe Nro. 232.

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Januar 1876.



Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Wilhelm Jensen.

Wiben Peters.

Es war um die Zeit, als in deutschen Landen das Sprüchwort aufgekommen: „Man traue dem Landfrieden nicht!“

Dessen Urheber, ob er es zwar sicherlich nicht solchergestalt gewollt, war der „ritterliche“ Kaiser Maximilian I. gewesen, als er den Fehden im deutschen Reich, dem Raub, Mord, Brand und „Nahm“, die Edel und Unedel seit Jahrhunderten darin auf eigene Hand geübt, durch den „ewigen Landfrieden“ ein Ende gemacht. Solches geschah auf dem Reichstage zu Worms im Jahre nach der Geburt Christi 1495, und da Kaiser Maximilian zugleich sprach, es vereinbare sich nicht mit der Hoheit der Gerechtigkeit, daß ein einziger fehlbarer Mensch gleich ihm der „Richter auf Erden“ sei, so setzte er um dieselbe Zeit ein kaiserliches oder Reichskammergericht erst ein an seinem Hofe, dann zu Speier, damit dasselbe aus kaiserlicher Vollmacht als höchste Gerichtsbehörde Streitfälle und Klagen zwischen Einzelnen und Volksstämmen, Städten, Landschaften und Fürsten im deutschen Reich endgültig entscheide. Wer gegen den ewigen Landfrieden sich vergehend, hinfort noch sich mit List oder Gewalt selbst Hülfe schaffe, verfalle in Reichsacht und Bann, und wer binnen der erstreckten Frist dem geschöpften Urtheilsspruch des kaiserlichen Kammergerichts nicht genauest Folge leiste, erleide unweigerlich die nämliche „Pön“. So war ewiger Friede, Ordnung und Rechtssicherheit in deutschen Landen her-

gestellt auf dem Papier, das aus der kaiserlichen Kanzlei mit „Unsere genad und alles gut zuvor“ von „Uns, Maximilian von gottes genaden Romischer Kunig zu allenntzeiten merer des Reichs zu Hungern, Dallmatien Croatien ꝛc. Kunig Ertzhertzog zu Osterreich Hertzog zu Burgundt zu Brabannt zu Gelldern ꝛc. Graff zu Flanndern zu Habspurg zu Tyrol“ ꝛc., ausgegangen an „allen und jeden Churfürsten, Fürsten, Geistlichen un Weltlichen, Praelaten, Graffen, Freyen, Herrn, Rittern, Knechten, Hauptleuten, Landvögten, Vitzdomben, Vogten, Pflegern, Verwesern, Amptleuten, Burggraffen, Bawmeistern, Schuldtheissen, Scheffen, Bürgermeistern, Richtern, Rathen, Gemeinen, Bürgern und sonst an alle andere unsere und des Reichs und unserer erblichen Fürstenthume und Land Unterthanen, Hochwürdige Ehrwürdige und Hochgeborene, Wolgeborene, Edle, Ehrsame, Liebe, Andächtige und Getrewe, in was Würden, Stands oder Wesens die seyn“ — und Kaiser Maximilian konnte sich wieder behaglicherer Thätigkeit zuwenden, seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein von Erntreitz die ritterlichen Thaten des „Weiß Kunigs“, oder Kaiser Maximilian's I., zur Bewunderung für die Nachwelt in die Feder dictiren, oder sich von dem „Wohl-Ehrwürdigen, in Gott Geistlichen Herrn Melchior Pfintzing, Probst zu Sanct Alban, Dechant zu Sanct Victor bey Mayntz, auch Probst zu Sanct Sebald in Nürrenberg“ die nicht minder ritterlichen Thaten des „Teurdanck“ oder, anderen Namens, des Kaisers Maximilian I. vorlesen lassen, „darinnen derselbe als ein Hoch Adenlicher junger freyer Mensch, ohne Bedacht, durch Verführung, Fürwitz, Freudigkeit ꝛc. etwan mancherley understanden zu versuchen, und gewagt, dardurch in viel Gefährlichkeiten zum offtermahl geführt, denen Er doch mit Ehren und seiner unerschrocknen Mannlikeit allwege gantz glücklich entgangen und entkommen“ — „zu unsterblichem Lob des Aller Großmächtigsten und Dapffersten Kaisers Maximiliani I.“

Allein es steht fast zu muthmaßen, daß die deutsche Nation des römischen Reiches das unsterbliche Lob, den Teurdanck und den Weiß Kunig obenein nicht ungern drangegeben haben würde, wenn dafür der „ewige Landfrieden“ nicht nur auf dem Papier gestanden und das kaiserliche Reichskammergericht nicht nur zu Speier Ansehen, Gewalt und Obachtnahme seiner Mandate besessen hätte, und wenn das deutsche Volk nicht in Ost und West, Süd und Nord genöthigt gewesen wäre, seinen Sprüchwörtervorrath gleicherweise in ober- und niederdeutscher Mundart um den guten Rath: „Trau' dem Landfrieden nicht!“ zu vermehren.

Es war aber leider kein guter Rath je besser gemeint als dieser und kein gutes Recht je schlechter bedacht als zu Speier. Und ob die Bedeutung des alten Sprüchworts kaum Einem, der es in unseren Tagen scherzhaft gebraucht, mehr gewärtig ist, so zeugt doch schon der Umstand, daß es sich durch die Jahrhunderte bis auf heute im Volksmunde forterhalten, dafür, mit wie bitterlichem Ernst es dereinstmals unseren Vorderen ins Fleisch und Bewußtsein eingedrungen gewesen.

Hatten auch guten Grund dazu in Ost und West, in Süd und Nord.

Auf den „ritterlichen“ Kaiser Maximilian I. aber folgte sein Enkel, der Sohn der wahnsinnigen Juana von Castilien, in dessen Reichen die Sonne nicht unterging. Doch wohin diese sah, gingen auch der Bruch des ewigen Landfriedens und die Klagen darüber beim kaiserlichen Kammergericht zu Speier nicht unter. Nur geschah es, daß nicht selten die Sonne über dem ersten Gewimmer eines Kindes in der Wiege auf- und über dem letzten Bett, darein man dasselbe Menschenkind mit weißem Haar legte, niederging, ohne daß inzwischen zu Speier aus Klageschrift, Fristgesuch, Rechtfertigung, Mandatsgesuch, Zeugenabnahme, mündlichem Vortrag, schriftlichem Receß, Protocollirung, Legitimation, articulirter Darstellung, Einrede, Replik, Duplik, Einführung der Appellation, Judicial- und Extrajudicial-Proceß eine „rechtliche Cognition“ und „erfolgter Spruch Rechtens“ erwachsen wäre. Doch wenn der Himmel, Commissarien, Procuratoren, Protonotare, Reichsfiscal, Senate, Beisitzer oder Urtheiler und Kammerrichter oder Präsident es wirklich nach einem Menschenalter so gefügt, da bedurfte es noch einer wichtigen und nicht allezeit für Geld und gute Worte auffindbaren Persönlichkeit, welche sich des Wagnisses

erdreistete, dem Verurtheilten unter Androhung der kaiserlichen Acht bei Nichtvollstreckung den Endspruch des Reichskammergerichts zu verkündigen. Wer aber seine Nase und Ohren, auch Leib und Leben höher als den Sieg der idealen Gerechtigkeit anschlug, ließ sich in den meisten Fällen nicht gern mit derartigem Botendienst in eine fürstliche, gräfliche oder freiherrliche Burg und mit noch minderer Vorliebe auf den mit Wall und Graben umgürteten Landsitz eines edelgeborenen Junkers des deutschen Reiches betrauen.

Es war im Grunde Alles nicht zum Verwundern, denn das Jahrhundert dröhnte von seinem Anbeginn bis zum Schluß von Feldschlangen und Hakenbüchsen, von Hufgestampf, Acht- und Bannsprüchen, Jammergeschrei, Flüchen und Landsknechtsliedern allerorten. Ein Krieg drängte den anderen, manche wurden gleichzeitig geführt. Dazwischen gingen die „Auskündigungen" und „Fehden" in altvererbter Weise fort. Wenn Kurfürsten und Herzöge des kaiserlichen Landfriedens spotteten, war des Junkers Adel schlechter und sein Recht geringer? Und was der Junker that, stand es dem „Freien" nicht zu, dem Kaufmann in der Stadt, dem Bauern auf seinem Gehöft? Speier war weit, ein Menschenleben kurz und das Recht gar schwach gegen die Uebergewalt. In dem Wappenschilde des Markgrafen Albrecht des Jüngeren von Brandenburg-Culmbach stand auch der Wahlspruch der Zeit: Fortem exarmat fortior — den Starken zwingt der Stärkere.

Es sah um die Zeit des „Landfriedens" heillos aus im heiligen römischen Reiche deutscher Nation.

Vor Allem wogte im Süden und im Herzen desselben der Kampf; doch seltsamer fast als dort bedünken die Lichter, welche ab und zu gen Mitternacht hineinfallen.

Zwanzig Jahre nach Verkündigung des ewigen Landfriedens, am 18. October des Jahres 1514, entsandte der Kaufmann und Händler Paul Blankenfeld zu Berlin einen offenen untersiegelten Fehdebrief an die Reichs- und Hansestadt Lübeck:

„Wißt Bürgermeister und Rath, Gewerke und Gemeine der Stadt Lübeck!" — — „will darauf Euer und aller Euerer Inwohner und Verwandten öffentlicher abgesagter Feind sein, und ob ich Euch und den Euren einigen oder mehr Schaden thun und zufügen, wie sich dann der immer machen würde, es wäre und sei mit Mord, Nahm, Raub und Brand, oder wie sich der Schade machen wird, ich mit meinen Helfern und Beipflichtern, Häußeren und Hegeren den erdenken möchte, so wollen ich und dieselbige meine Helfer, edle und unedle, und derselben Helfer und Helfershelfer jeder sein Ehre hiermit bewahren — —"

Das schrieb ein Kaufmann an die mächtige Stadt Lübeck, und diese klagte um Bruch des Landfriedens bei dem kaiserlichen Kammergericht, das Paul Blankenfeld zur Verantwortung vorlud. Aber Paul Blankenfeld kam nicht und ist gestorben und das Reichskammergericht hinterdrein und der stolze Hansebund, deren Haupt die Stadt Lübeck war, ebenfalls, ohne daß der Proceß zu Ende gelangt und aus dem Munde des „Richters auf Erden" ein Urtheilsspruch ergangen wäre.

Es will aber fast scheinen, als stehe um die Zeit auf den Karten des deutschen Reiches in der Richtung gegen Norden nicht umsonst das Wort: „Mitternacht", denn, je weiter dort hinauf, desto absonderlicher wird das Licht, das über die dermaligen Zustände in Stadt und Land hindämmert. Da lag wie heute und wie bis vor Kurzem noch jenseits des meilenbreiten unteren Elbflusses das halb zum Reich und halb zu Dänemark gehörige Land „Sleswig-Holstain" und in ihm als hauptsächlichster Ort die Stadt „Tom Kyle", jetzt Kiel benannt, mitten im Wasser belegen, mit festen Mauern und Thoren umher. Darin war im 16. Jahrhundert ein Bürgermeister, Ameling von Lengerken, zu dessen Zeit ein holsteinischer Junker, Namens Hans Penz, nächtlichen Unfug und Aufruhr in der Stadt Kiel stiftete, einige Bürger erstach und darauf im Handgemenge selber erschlagen wurde. Darnach kam ein bei Otto Ranzow, „der zu Bohtkamp und Himmelmark Erbgesessen", im Dienste befindlicher pommerscher Edelmann, Achatius Machau, nach Kiel geritten und forderte des Bürgermeisters Diener und Schwestersohn, Jürgen Wesling, zu sich in sein Zimmer mit dem Vermelden: der Bürgermeister möchte alsofort

mit genugsamer Vollmacht gen Himmelmark zu seinem Junker kommen, das bewußte Thorzimmer in Augenschein nehmen und deshalb weiter handeln, auch etwas Floßholz und Büchsenstein mitbringen. Durch Zufall aber war Lengerken verhindert, blieb zu Hause und Jürgen Wesling ritt statt seiner, kam des Morgens früh acht Uhr in Himmelmark an und wurde sogleich vor das Bett des Junkers gefordert. Er entschuldigte sich hier, daß er das Floßholz nicht habe mitbringen können, weil er geritten sei, er wolle dasselbe aber mit erster Gelegenheit senden. Doch Otto Ranzow fuhr wild heraus: er frage einen Dreck nach seinem Floßholz, er wolle die Kieler lehren, wie sie Edelleute todtschlagen sollten! Als nun Wesling darauf antwortete, er hoffe nicht, daß der Junker etwas Böses mit ihm vorzunehmen willens sein würde, denn er sei auf guten Glauben herausgekommen als seines Herrn Diener, erwiederte Otto Ranzow: „So muß man euch Hunde herlocken, wenn man euch haben will, sonst kämet ihr wohl nicht!" Seine Gemahlin, die neben ihm im Bette lag, suchte ihn zu besänftigen mit der Vorstellung, daß Wesling ihn nicht beleidigt und auch nichts dazu beigetragen hätte, daß Hans Penz ums Leben gekommen sei. Allein sie erhielt die barsche Antwort: „Was willst du damit sagen? Sein Herr hat erst die Bürger aufs Rathhaus beschieden und befohlen, daß man die Sturmglocke ziehen solle. Ich wollte, daß ich ihn hier hätte, er sollte mir tausend Thaler geben!" Darauf stieg er aus dem Bette, rief das Gesinde zusammen, ließ Wesling seine Wehr nehmen und ihn in einen großen spanischen Mantel stellen, mit einem Fuß am Pfahl festgeschlossen, und sagte zu ihm: „Da sollst du so lange stehen, bis du umfällst." Es kamen dann auf seinen Ruf sein Bruder und drei Mägde heraus, die um den Gefangenen stehen und singen mußten. Der einen Magd riß der Junker die Schürze vom Leibe, machte ein Loch drin, legte sie Wesling über den Kopf auf den spanischen Mantel und sagte, während er ihn mit der Faust dazu an den Hals schlug: „Dies ist euer rothes Feldzeichen." Nun befahl er den Mägden, um Wesling her zu tanzen und, so oft sie herum wären, ihn an den Kopf zu schlagen. Als ihm aber däuchte, daß solches nicht hart genug geschehe, nahm er selbst eine Magd an der Hand, tanzte mit ihr herum und schlug ihn dann mit vollen Kräften an den Hals, faßte ihn bei den Ohren und schüttelte ihn mit den Worten: „Das heißt, greift ihm in die Wunden!" Darauf nahm der Junker einen gesalzenen Häring, hielt ihm denselben vor den Mund und sprach: „Da, gnaue!" Wie Wesling jedoch nicht daran wollte, rieb jener ihm den Häring so lange in die Nase und „ums Maul", bis er endlich gezwungen wurde, nicht nur diesen, sondern noch zwei andere aufzuessen, so daß er sich danach übergeben mußte; alsdann ward eine große Schale mit Wasser geholt, eine Handvoll Salz hineingeschüttet und er genöthigt, das Ganze leer zu trinken. Der Junker befahl nun, Daumschrauben zu holen, allein man hatte sie „aus Mitleid" versteckt, und er gebot statt dessen ingrimmig, mit Steinen an den spanischen Mantel zu werfen. Wie nun bei diesen Worten Wesling die Thränen ins Gesicht stiegen, mußte der Kutscher einen Ziegelstein holen, ihm den Kopf damit reiben und die Augen trocknen. So ging der Tag zu Ende, und am Abend ließ Otto Ranzow dem Beschimpften und Gefolterten durch einen Knecht sagen: wofern er ihm so viel des besten Sammets, als zu zwei ganzen Kleidern und was dazu nöthig, auch zwei Paar spanische seidene Strümpfe geben und einen Bürgen stellen wolle, so solle er losgelassen werden. Da aber Wesling unvermögend war, das zu versprechen, und nur um Gottes und um Christi willen bat, ihn frei zu lassen, er wolle dem Junker seinen ganzen Lohn dafür verschreiben, so schickte dieser ihm einen großen Stuhl mit dem Vermelden, daß er sich darauf niedersetzen solle; „Alles zum Spott, weil er wegen des spanischen Mantels unmöglich sitzen können". Endlich kam nach Mitternacht Achatius Machau „im Hemde" zu ihm und sagte, die adelige Frau habe für ihn gebeten, daß man ihm den Mantel abschließen möge. Das geschah durch den Vogt, aber dafür ward ihm eine große Kette, die an den Rüstwagen gehörte, um den Leib geschlossen, so daß er dergestalt bis zum Morgen an den Pfahl gefesselt stehen mußte. Da kam Achatius auf Be-

fehl des Junkers zurück und fragte Wesling, ob er das am Abend zuvor Geforderte geben wolle, und der Ausgang war, daß er so viel schwarzen und weißen Sammet, als zu den Kleidern gehöre, auch die spanischen Strümpfe versprach und seinen grauen „Klepper", auf dem er geritten, obendrein lassen mußte. Diesen ließ Otto Ranzow sich, um ihn zu besehen, sofort ans Bett bringen; für das Uebrige, das am nächsten Tage gesandt werden sollte, hatte Achatius Machau Bürgschaft übernommen. „Ist also der gute Wesling seiner Bande endlich erlassen, der zu Fuße nach Eckernförde gegangen und von da nach Kiel."

So der getreuliche Vorgang in der Sprache unserer Zeit. Unum e permultis aus der Zeit des „ewigen Landfriedens" im Lande Holstein.

Ueber diese „böse That" wurde allerdings vom Bürgermeister und Rath der Stadt Kiel bei „Ihro Königlicher Majestät Christian von Dänemark, wie auch bei Ihro Hochfürstlicher Durchlaucht dem Herzog Philipp von Schleswig-Holstein wehmüthig geklaget" und infolge dessen nach geraumer Zeit dem Junker Otto Ranzow „ein ernstliches Mandat unter den königlichen und fürstlichen Insiegeln" zugeschickt, des Inhalts: daß einem Jeden, sowohl adeligen als unadeligen Personen, bei ernster unnachlässiger Strafe Friede geboten, dergestalt, daß Keiner wider den hochverpönten Landfrieden und wider gemeine und dieser Lande beschriebene Rechte verbotener gewaltsamer Weise in den Städten und Flecken oder außerhalb derselben oder in andere unzulässige Wege, wie sie auch genannt werden mögen, sich an Jemanden, er sei auch, wer er wolle, Keiner ausgenommen, freventlich vergreifen, sondern daß ein Jeder, wer sich beleidigt zu sein vermeine, den Weg des Rechtens nehmen und dessen Austrag erwarten solle".

Dieser Weg aber führte nach Speier, und es gehörte eine absonderlich kräftige Constitution dazu, den Austrag erwarten zu können. Deshalb dachten Städte und Landadel nicht nur: Trau' dem Landfrieden und dem Reichskammergericht nicht! sondern sie nutzten gleichzeitig ein älteres Sprüchwort: Hilf dir selber! Und die Geschichte des 16. Jahrhunderts ist auch im Lande Holstein eine Geschichte der Bedeutungslosigkeit aller ernstlichen Mandate bei unnachlässiger Strafe, ob mit fürstlichen, königlichen oder kaiserlichen Insiegeln versehen.

War darum die Frage schlechthin abzuthun: was dem Fürsten und Edlen, den Städten und dem Kaufmann selbst zustand, hatte der Bauer darauf minder ein Recht — sich selber zu helfen?

Das Land Holstein lag im 16. Jahrhundert wie heute zwischen der Ost- und Nordsee, war nur stärker noch mit Eichen- und Buchwald bedeckt und seine rothbraunen Städte und Ortschaften zumeist mit hohen Ziegelmauern und Thoren umgeben. Die Landesherrlichkeit darin war dagegen eine höchst sonderbar verzwickte, daß häufig die Unterthanen und deren Beherrscher selbst nicht genau wußten, wie weit ihre Hoheitsrechte sich erstreckten, wo dieselben anfingen und wo sie aufhörten. Der Kaiser befahl, der König von Dänemark befahl, die schleswig-holsteinischen Landesfürsten zu Gottorp, Kiel, Plön und Pinneberg befahlen; dazwischen thaten das Nämliche in ihrem Machtkreise die Städte, Klöster und Junker. Hier galt das „Sachsenrecht", dort das „Lüb'sche Recht", jenseits der Eider das „Jütische Low". Die „frommen Holsten" hatten viel zu gehorchen, aber noch schwerer war es für sie, es allen Rechten, die sich widersprachen, und allen Autoritäten, die sich zumeist nicht minder uneinig waren, recht zu machen.

Eins aber besonders war in dem Lande nordwärts der Unterelbe anders als heutzutage. Wenn man von den Hügeln und Waldseen im Osten kommt, gelangt man auf der Breite des etwas gehobenen Rückens in einförmige, aus Haide, Moor und sterilem Sandboden gemischte Landschaft; dann fällt diese gegen Westen gelinder oder stärker ab, und die erhebungslose Ebene des angeschwemmten, von Menschenhand eroberten und durch Deiche bewahrten Marschlandes erstreckt sich bis zur Nordsee. So unfruchtbar das alte Festland an dieser Grenze — die Geest genannt — für den Bebauer sich erweist, so reiche Ernten erzielt der mit dem Schlamm des Meeres gedüngte, aus ihm bestehende Boden der Marsch. So ist es heut' und war's von je, seitdem Pflug

und Heerden darüber hingehen. Zu fast tropischer Ueppigkeit reift das Korn und wächst bis über den Scheitel des größten Mannes hinauf. Es bildet ein Meer mit grünem Wogenschlag im Frühjahr und mit gelbem im Hochsommer, darüber schweift von der Höhe eines Daches oder nur eines Wagens der Blick unbehindert so weit, bis die Krümmung der Erde die Rundschau abschließt. Manche Meilen entfernt gewahrt er jeden Thurm, jedes einzelne Haus, denn in der Marsch behindert auch kein Baum die Fernsicht. Nach Westen zu aber schneidet von Nord gen Süd, von der Eider- bis zur Elbmündung überall ein scharfer horizontaler Strich den Gesichtskreis gegen den Himmel ab. Er bezeichnet den Außendeich und hinter ihm liegt die Nordsee, bei der Fluth mit weißen Köpfen bis an die Mitte des Deiches heranschwillend und „rohrend", bei der Ebbe kaum von ihm aus als ferner Wasseraufglanz zu gewahren. Wo aber immer man steht, ragt vor dem Auge wie ein Wahrzeichen der ganzen Landschaft die aus rothem Stein gebaute uralte, mächtige Kirche des Hauptortes Meldorf, oft sonderbar von der Abendsonne bestrahlt, hoch und einsam über den grünen oder gelben Kornwogen, bis der Näherkommende auch die enggedrängten braunrothen Dächer unter ihr erkennt.

So war's im Lande der Dithmarschen einst wie jetzt. Ein reiches, kernig-mannhaftes Bauernvolk baut den Acker und hütet das Meer. Es besitzt wenig größere städtische Ortschaften, sondern wohnt zumeist in Dörfern und auf vereinzelten Gehöften, die hier und da noch auf einer Wurft oder Wart, einem künstlichen Erdhügel, liegen, wie vor Errichtung der Deiche die ersten Eingesessenen der Marsch sie aufgeworfen, um ihre Behausung vor dem Andrange der Fluth zu sichern. Der Charakter des Landes und des Volkes hat sich in gleicher Weise aus ältester Zeit erhalten, allein dennoch haben beide seit dem 16. Jahrhundert auch gleicher Weise nicht unbeträchtliche Veränderungen, sich ähnelnde Einbußen erlitten.

Wenn man damals auf dem Außendeich stand, so gewahrte der Blick wie heut' noch an der weiter hinauf belegenen Küste Nordfrieslands nirgendswo die offene See, sondern eine vorgelagerte Reihe von Inseln mit reichen Feldern, Kirchthürmen und Dorfschaften, zum Theil von Deichen umgürtet, zum Theil offen im Wasser schwimmend. Freilich war die alte, vor Menschenkunde bestandene Verbindung mit der rothen Felsküste des „Hillige Lands", des heutigen Helgolands, längst durchbrochen und lebte nur in dunkler Sage am Spinnrocken noch fort, doch jene dithmarsischen Inseln gaben an Zahl und Umfang den bis zu unseren Tagen verbliebenen Nordfrieslands wenig nach, übertrafen vielmehr Sylt, Amrum und selbst Föhr beträchtlich an Fruchtbarkeit und Werth. Aber das zornige Meer kam, und sein großer Todtengräber, die Fluth, grub sie mit Dörfern, Aeckern, Menschen und Heerden, mit Freud' und Leid in die Tiefe und in Vergessenheit. Nur die Glocken „Old-Büsums" klingen noch vom Grunde herauf wie die Vineta's und Julins, doch der Kahn fährt über den „Sand", in den das einstige Land sich verwandelt.

Und wie Geläut einer versunkenen Glocke klingt auch schon die Geschichte von der Freiheit der Dithmarser noch im 16. Jahrhundert. Am Meer und im Hochgebirge brütet die Sage ihre wundersamsten Kinder aus. Sind die alten Dithmarser aus England, Dänemark, Gallien oder sonst woher als ein „oldt unde edles Volk mit Schepen in dieser Lande Art angelangt"? Es klingt muthmaßlicher, als daß sie aus „Behmen" ihren Ursprung genommen oder „ingebaren und kein frombt uthlandisch Volck" seien. Auch daß sie von den „Catten" und selbst von den Römern herstammen, läge noch nicht aus dem Bereiche der Denkbarkeit, und die in dem guten Glauben verstorben sind, daß ihre Vorfahren von den „Sasonern" aus Asien oder von dem „Kriges Volcke des Groten Alexandri uth Macedonien" gekommen, mögen sich mit ruhiger Ueberzeugung an die Unumstößlichkeit ihrer Erforschung zum letzten Schlaf gelegt haben. Aber das Schnurren des Spinnrades klingt vernehmlich durch den Hader „glaubwürdiger Nachrichten", ob die Dithmarser nur ein Recht besäßen, ihre Herkunft aus dem Feldlager des Holofernes oder bereits von Gomer, dem Sohne Japhet's, des Sohnes Noah's, abzuleiten? Diesen beiden Behauptungen

gegenüber erscheint die Annahme der Abstammung von den Juden nach der Zerstörung Jerusalems durch Titus erheblich mehr auf historischen Grund gesetet und hat unstreitig viel für sich, wenn man den von dem alten Chronisten angezogenen Beleg in Erwägung nimmt:

„Dat bi den Ditmarschen noch hüdiges Dages diße löblicke Gewanheit im Gebruke, dat de Brut, itt si Jungfrow adder Frouw, mit vorhuldem unde vordeckedem Angesichte ehrem Brudegamme thogeföhret wart, gelick als de tüchtige Rebecca ehr Angesichte vor ehrem leven Brudegamme Isaac vorbergede."

Der Geschichtschreiber, der seinen Fuß nicht auf den Flugsand der Sage, noch auf den Moorboden volksmündlicher Ueberlieferung niedersetzt, vermag nichts weiter über diesen fraglichen Ursprung auszusagen, als daß in der ältesten Erwähnung des Landes zwischen Eider- und Elbmündung dasselbe Thiatmaresgaho und seine Bewohner bald darauf Thedmarsgohi genannt werden. Das lateinische Wort mare, von der deutschen Sprache später in Meer verwandelt, leuchtet deutlich daraus hervor; die Marsch ist das „Meerland", und die Abschleifung des eben erwähnten frühesten Namens der Einwohner läßt dieselben in der Geschichte des Mittelalters als die „Ditmerschen" auftreten. Sie theilten sich mit den „Holsteinern" und den „Stormarn" in das Land Nordalbingien und bildeten unter Karl dem Großen, der den Ort Meldorf — Melindorp — gründete und die erste Kirche dort erbaute, einen christlichen Gau des großen Frankenreichs. In kirchlicher Beziehung ward damals das dithmarscher Land dem Erzbisthum Bremen und Verden untergeordnet; über der muthmaßlichen politischen Zugehörigkeit desselben zu einer Grafschaft Stade am linken Elbufer — einer gegen die seeräuberischen Normannen errichteten Grafschaft „beider Gestade" — liegt ziemliches Dunkel. Gewiß ist, daß die Dithmarschen sich in Jahrhunderte langen blutigen Kämpfen, bei denen ihnen die Natur ihres Landes äußerst zu Statten kam, gegen zahlreiche Versuche aller benachbarten Fürsten, besonders der sächsischen, holsteinischen und dänischen, sie ihrer Freiheit zu berauben oder mindestens zinspflichtig zu machen, siegreich wehrten, und daß sie sich eine freie Bauernverfassung bewahrten, als deren in seiner Machtbefugniß ziemlich beschränktes Oberhaupt eine Regierung in Meldorf ihren Sitz hatte. Im 13. Jahrhundert bereits war der Adel im dithmarscher Lande abgeschafft und völlige Gleichberechtigung aller Stände als Grundsatzung aufgestellt. Dann vereinigten sich um die Mitte des 15. Jahrhunderts die hauptsächlichsten Kirchspiele, nöthigten einige widerstrebende zum Beitritt, theilten das Land im Kreise, die als Vereinigungen von Taufkirchen „Döbde" genannt wurden, und begründeten eine neue gemeinsame Regierungsform des „Rathes der Achtundvierzig". Diese, Regenten und Richter zugleich, von deren Spruch nur in besonderen Fällen an eine allgemeine Landesversammlung appellirt werden konnte, wurden, zwei in jedem Kirchspiel, auf Lebenszeit aus den sogenannten Geschlechtern erwählt und hatten unter einem Landkanzler oder „Gubernator" ihren Sitz in der neu erbauten Stadt „auf der Haide", die so jungen Ursprungs war, daß ein Zeitgenosse dieser Vorgänge berichtet, sein Vater habe einen Mann gekannt, der an der Stelle der Stadt Heide nur eine Schenke stehen gesehen. Die Urkunde der neuen Verfassung aber ward das dithmarscher „Landrecht", dem man keine übergroße Weichherzigkeit beizulegen vermag, da dasselbe jeden Dieb hängte, jeden Landesverräther köpfte, ein „unehrbares Weib, das einen falschen Vater angab", verbrannte und eine Jungfrau, die sich nicht behütet, im Sommer unter der Erde, im Winter unter dem Eise „lebendig verbarg". Nach echt germanischem Herkommen dagegen vermochte Jemand, der einen Todtschlag begangen, sich unter Einwilligung der Geschlechtsfreunde mit einer „Mannsbuße" von 100 Mark Lübisch zu lösen; bei mangelnder Zustimmung von Seiten jener freilich mußte der des Todtschlags Beschuldigte sich der Probe des glühenden Eisens unterwerfen, und ward, wenn er diese nicht bestand, mit der Strafe der Ehrlosigkeit und Aechtung belegt.

Dergestalt erhielt sich die Freiheit und Verfassung der dithmarscher Bauernrepublik oder Oligarchie, wie man die Regierung der Achtundvierziger vielleicht

ebensowohl zu nennen berechtigt war, bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts, dem Zeitpunkt unserer Erzählung. Das kleine, aber reiche Land, in fünf Döoden getheilt, eifersüchtig auf seine Selbständigkeit, hatte sich triumphirender denn je mit Beihülfe seiner breiten Marschgräben einer Reihe von Ueberfällen durch die holsteinischen und dänischen Fürsten und Junker erwehrt, daß ein Lied davon durch die Welt ging, wie die dithmarscher Bauern am „Dusentdüwelswarft“ das ganze Heer des Königs Johann von Dänemark zusammt Hunderten der vornehmsten Junker aus Holstein erschlagen, in Gräben, Schlamm und Moor zusammengestampft, wie es um manches Jahrhundert früher ihre Marschvettern in Ostfriesland, die Stedinger in gleicher Weise mit dem päpstlichen Kreuzzugsheere des Grafen Hermann zur Lippe gethan. „Wahr di, Bur, de Garr de kumt!“ hatten die Edelleute Dänemarks und Holsteins gesungen, als sie am Morgen bei Hemmingstedt über den Damm in die Marsch hereingebrochen; doch die Bauern öffneten ihre Schleusen, daß die gepanzerten Reiter in ihrer schweren Rüstung mit den Pferden im Schlamm und Wasser versanken, und am Abend ging umgewendet das Lied über viel Tausende stummer Leichen: „Wahr di, Garr, de Bur de kumt!“ Streitaxt, Morgenstern und „Kluwerstock“ hatten ihres Amts gegen Ritterschwert und unbehülfliche Feuerwaffe gewaltet, und Wenige entkamen auf den unzugänglichen Auswegen, um die Nachricht von der furchtbaren Niederlage am Tausendteufelswarft heimzubringen. Die dithmarscher Bauern aber hatten Ruhe vor ihren alten Drängern in Nord und Ost gewonnen: es gelüstete keinen nach einem neuen Hemmingstedt. Daß durch dieses die nachbarliche Zuneigung gewachsen sei, ließ sich freilich auf beiden Seiten nicht behaupten. Es war Friede geworden, doch im Stillen mochte das Gefühl der erlittenen Demüthigung bei den Holsten und Dänen nicht minder lebhaft sein, als der Triumph der siegreichen Bauern zu lautem und hochmüthigem Ausdruck kam, und hinüber und herüber hatte man gutes Recht, auch hier sprüchwörtlich „dem Landfrieden nicht zu trauen“.

Ein landschaftlicher Unterschied bestand im Uebrigen noch zwischen dem dithmarscher Gebiet des Jetzt und Damals und zwar zum Vortheil und Schmuck des Letzteren. Die angeschwemmte eigentliche Marsch war auch in jener Zeit, wie von Anbeginn baumlos, aber die heut kahle „Geest“, welche die Hälfte des Landes ausmachte, stand vieler Orten dicht mit Eichen- und Buchwald bedeckt, der sich in besonderer Ausdehnung um die Stadt Heide herumzog.

Da saß in der Meldorfer Döode und noch im Meldorfer Kirchspiel unfern von dem kleinen Windbarger See an einem Hochsommerabend des Jahres 1540 ein Bauer in mittleren Jahren auf einer Holzbank neben der Thür seines Hauses. Dies war in altdithmarscher Art gebaut, von einzelnen hochstämmigen Eichen umgeben, lang und schmal, doch behäbig, für die Bewohner und den Betrieb der Wirthschaft gleich zweckentsprechend. Die Vorderthür führte auf den geräumigen Flur oder „Pesel“, an dessen linker Seite die Wohnstube, zur rechten die Schlafkammern sich befanden. Küche und Speisekammer stießen daran; eine Thür aus dem Flur und eine Hinterthür am anderen Ende des langen Gebäudes verstatteten den Zutritt auf die große Dreschdiele, die an den Seiten von Pferde- und Kuhstall, Gesindekammern und vertieftem Milchkeller begrenzt wurde. Aeußerste Sauberkeit und Ordnung in Wohn- und Wirthschaftsräumen kennzeichneten den „Herrn“ und die „Frau“, wie das Dienstgesinde, oder den „Bauern“ und die „Bäuerin“, wie die gleichgestellten Nachbarn die Besitzer ansprachen. Da das Haus auf dem gehobenen Rande der Geest lag, blickte nicht nur sein Strohdach, sondern auch der Sitz vor der Thür noch weit ins Marschland hinaus, gegen den westlichen Bogen überall bis an die scharfe Linie des Außendeichs, der an seiner nächsten Stelle etwa eine halbe Meile entfernt war. Davor stand unbewegt in der Abendstille das gelbe Korn, auf tiefgrünen Wiesen dazwischen hinein weideten braune und gescheckte Rindviehheerden. Fast nordwärts hinauf lag die Sonne noch auf der breiten Masse der Meldorfer Kirche, das alte Thurmgemäuer voll beglänzend, so daß dieses, beinahe einer rothen Riesenkerze ähnlich, Licht über die Abendland-

schaft zurückzuwerfen schien, und die Luft war so klar, daß ein Wagen, der langsam drüben auf der Höhe des Deiches entlang fuhr, ja selbst ein Fußwanderer hinter ihm sich deutlich bis hierher wie schwarzes Schattenspiel gegen den Himmel abhuben.

Der Bauer aber, der auf der Bank vor der Thür saß und hinausblickte, war der Eigenthümer des etwas vereinzelten Gehöfts und nannte sich Wiben Peters. Er bot ansehnliche Gestalt, doch weniger durch ungewöhnliche Größe, als durch die kraftvolle Gedrungenheit seines Baus; seine knapp anschließende Kleidung bestand in der allgemeinen Landestracht derber Schuhe, kurzer, nur bis zur Mitte des Unterschenkels hinabreichender Hosen aus selbstgewebtem Wollenzeug und eines jackenartigen Wammses vom nämlichen Stoff, das um den Leib ein breiter Lederriemen zusammenhielt. An diesen stramm herausgezogen hing ein kurzes Schwert in lederner Scheide; den breitkrämpigen, spitzzulaufenden und mit einer Feder verzierten Hut hatte Wiben Peters um der schwülen Luft willen neben sich auf die Bank gelegt. So sah man das starke Knochengerüst seiner Stirn und das lange blonde Haar, das ihm, als Zeichen des freien Bauern, bis auf Nacken und Schulter niederfiel. Dem entsprechend deckte vom Kinn herab „ein langer, breiter, gelber Bart", wie der zeitgenössische Chronist berichtet, die Hälfte der Brust; in seinen wasserblauen Augen lag etwas Unbestimmtes, sie schienen auch gleich dem Meer ihre Farbe zu ändern, je nach dem Schatten, den eine Bewegung der dichten Brauen über sie hinwarf.

Wiben Peters war ein überaus thätiger Mann in seiner Wirthschaft, der sich selten anders als des Nachts Rast vergönnte, und es lag etwas Ungewöhnliches darin, daß er sich nicht bei den Knechten auf dem Feld befand, sondern schon am Vorabend Feier gemacht und unthätig auf seine Aecker und Vieh hinuntersah. Vom Pesel her kam seine Hausfrau Margarethe in häuslichem Geschäft und es nahm sie Wunder, ihn so dasitzend zu gewahren, daß sie frug:

„Seid Ihr schwach, Wiben?" denn es dutzte zu der Zeit im dithmarscher Lande die Frau ihren Ehemann nicht, noch er sie, weil „ock de Ehman sine Hußfrowe ehrete, erkennte, dat se ehm uth der Siden genamen, dutzete se demna nicht, wie andere unfrüntliche Nationen."

Wiben Peters hob den Kopf, blickte sie wortlos an und schüttelte kurz die Stirn. Dann, wie sie trotzdem noch einen Augenblick zuwartend stehen blieb, sagte er:

„Kräftig, wenn's sein muß." Und er nahm einen schweren Feldstein, auf den er den Fuß gesetzt hatte, vom Boden, warf ihn fünfzig Schritte gegen das Hofthor zu vor sich hinaus und traf die Holzplanke desselben, daß mit krachendem Geräusch Splitter von ihr abflogen.

Nun schüttelte die Frau verwundert den Kopf, doch sie sprach nur:

„Wenn's so Euer Wille ist, wird's gut gethan sein," und sie ging ihrem Geschäft nach an der Langseite des Hauses hin in den Obstgarten. Wiben Peters aber saß wieder und blickte auf das rothe Licht, in dem der Meldorfer Kirchthum fast wie eine mehr und mehr aufflammende Fackel glühte.

Nach einer Weile kehrte eine weibliche Gestalt aus dem Garten zurück, doch statt der etwa vierzigjährigen stattlichen Hausfrau die kaum halb so alte, allein beinahe um Kopfeslänge höher gewachsene Tochter des Hauses, Jungfrau Oda Peters. Auch sie trug Rock und Mieder von eigengewebtem Wollenzeug, beide straff umschließend, so daß bei jedem Schritt ihr Knie sich unter dem Gewande abzeichnete, aus dem bis Spannweit über den Enkel die kräftigen Beine und kleinen Füße in plumpen hölzernen Pantoffeln hervorsahen. Vorn unter dem entblößten Hals war das Leibstück des Kleides breit tief herab viereckig ausgeschnitten und die Lücke mit einem brocatartig aus Gold-, Silber- und anderen bunten Fäden durch einander gewebtem Brusttuch verwahrt, darüber schlug sich an den Rändern, wie am Aermel des Handgelenks ein schmaler Hemdensaum von feiner holländischer Leinwand. Das goldblonde Haar fiel in zwei dicken Flechten lang über den Rücken nieder; an den Spitzen waren dieselben mit schmalen rothseidenen Bändern zusammengeschnürt, deren Enden, als Zeichen des Jungfrauenstandes ihrer Trägerin, frei herabhingen. Auf der Stirn dagegen hielt der „Peel" das üppige Haar aus dem Gesicht, eine schmale

mit vergoldeten Pfennigen besetzte Kopfbinde aus vergoldetem Leder, die am Hinterhaupt von einer Spange in Rosenform geschlossen ward.

Obwohl Oda Peters einen schweren Korb mit gefallenem Obst und sonstigen Gartenfrüchten trug und die ungeschickte Fußbekleidung ihren Schritt beeinträchtigen mußte, lag in ihrem Gang etwas Sicheres, fast Imposantes und doch zugleich Leichtes und Anmuthiges. Das Erste entsprach ihrer kraftvollen, wie nur im Zwang die Fesseln des Kleides ertragenden Gestalt, welches auf beiden Seiten das Halbrund der Brust beinahe zu bäurisch derb hervorhob; darüber aber wuchs, in Eintracht mit der Anmuth ihrer Bewegung, auf schlankem Hals aus der Kraft die Anmuth eines rothwangig feinen Gesichtes heraus, das auf den ersten Blick einer Blume glich, die nicht für den Stamm, dem sie entsprossen, zu passen scheint. Ein mädchenhaftes Antlitz von edler Form war es, mit lachenden Lippen und nachdenklichen Augen; die weiße Stirn erregte unter dem goldenen Kopfband jungfräulich holden Eindruck, hielt den Blick gefesselt und doch in Scheu gebannt. Wer sie sah, bedurfte nicht der Versicherung, daß Oda Peters die schönste Jungfrau im dithmarscher Lande sei, und keiner näheren Kenntniß, um zu wissen, daß ihr Herz, die Verschiedenartigkeit ihres Körpers und Gesichtes in sich vereinend, stark sei wie der Busen, unter dem es schlug, und zart wie der Pfirsichduft auf ihren Wangen. Ihr Körper that unverkennbar die kraftstrotzende Bauerntochter kund, doch um Schönheit und angeborene Würde der Züge mochte sie manches Edelfräulein der Nachbarlande neiden.

Oda Peters setzte, als sie aus der Heckpforte des Gartens getreten, ihren Korb zu Boden und blickte gleichfalls in die stille Abendgegend, doch nach Süden hinaus. Ihr Auge mußte so scharf sein wie es hell war, denn sie erkannte offenbar eine kleine, ferne Gestalt, die noch weit drüben über die Wiesen am Windbarger See daherkam. Wie dieselbe sich näherte, verdeutlichte sie sich zu einem jungen, breitschultrigen und hochgewachsenen Bauern, der in gerader Linie auf das Haus zu mit seinem langen Sprung- und Kluwerstock fast ohne Anlauf über die breiten Wiesengräben wegsetzte. Dann hielt er noch in ziemlicher Entfernung einen Augenblick an und winkte grüßend mit dem Hut. Das Mädchen nickte leicht mit dem Kopf. Die Mutter kehrte gleichfalls aus dem Garten und sagte im Vorübergehen:

„Gaffst auch in die Luft, Oda?"

Diese gab kurz Antwort:

„Mane Todiemen kommt," und die Mutter warf einen Blick, der geheimen Stolz verrieth, auf die kraftvolle Gestalt des hurtiger noch als zuvor den Zwischenraum verringernden jungen Mannes. Aber sie erwiederte nur einsilbig:

„Er wird dich schon finden, wenn's Zeit zum Feiern ist. Hilf mir!"

Und die Tochter folgte, die Augen von ihrem Bräutigam abwendend, ohne Widerspruch auf die Dreschdiele nach.

Von Meldorf her führte ein breiter Sandweg am Geestrand gegen das Haus, und auf ihm näherten sich im Schritt zwei Reiter. Sie erreichten das Gehöft noch etwas vor Mane Todiemen; Wiben Peters blickte ihnen entgegen und seine Hand machte eine Bewegung, als wolle sie über die Stirn fahren, doch eh' sie dieselbe erreichte, legte sie sich ruhig aufs Knie zurück. Die Reiter stiegen am Hofthor ab, befestigten die Zügel ihrer Pferde daran und traten herzu. Nun stand der Bauer von der Bank auf, ging ihnen bis zur Mitte des Vorplatzes entgegen und sagte:

„Seid willkommen, Claus Fake und Tieß Reimers, wenn Ihr Gutes bringt."

Die Ankommenden erwiederten den Gruß, doch zogen sie zugleich ihre Hüte vom Kopf zum Zeichen, daß sie nicht als Freundschaft zu Gast, sondern in öffentlichem Auftrag kamen. Allein ihre Entgegnung offenbarte nichts davon, sie redeten eine Weile von Wind, Fluth und Stand der Ernte, auch von der Hamburger Schifffahrt auf der Elbe und dem Hochmuth, mit welchem die Kaufleute die Oberherrschaft über den ganzen Fluß bis zur Mündung beanspruchten.

„Wenn die Fürstlichen es nicht thun, ist's Noth, daß wir Bauern es ihnen einmal legen," sagte Wiben Peters, und Thieß Reimers lachte:

„Ihr wär't der Mann dazu, es mit einem Dutzend von den Häringskrämern aufzunehmen, Wiben."

„Meint Ihr, so denkt Ihr's wie ich," versetzte dieser und sie sahen weiterredend ins Land, über das allmälig die Vordämmerung hinging. Dann trat eine Pause im Gespräch ein, die Claus Fake zuletzt unterbrach:

„Wir kommen von „der Heide", Wiben."

„Ist ein guter Weg, Claus."

„Nicht für Euch, seid schlecht auf ihm gefahren. Wär't Ihr selber zu den Achtundvierzigern gekommen, hätt's vielleicht besser gethan."

„Recht braucht nicht über Land zu gehen, bleibt Recht allerorten," entgegnete Wiben Peters ruhig.

Claus Fake griff in sein Wamms und zog ein großversiegeltes Schriftstück hervor.

„Habt vor'm Recht aber doch den Anspruch auf das Erbhaus in Meldorf verloren, Wiben, und seid um vierzig Mark Lübisch gebüßt, dem Kläger zu zahlen."

„So, so, um vierzig Mark Lübisch gebüßt, dem Kläger zu zahlen," wiederholte Wiben Peters in gleichem Tone. „Legt's auf die Bank, Claus Fake."

Er stand auf und blickte nach dem Meldorfer Kirchthurm, von dessen spitzem Dachgiebel der letzte rothe Abglanz in die Luft zerrann; ein Weilchen darauf drehte er den Kopf und sprach:

„Der Tag ist vorbei, ich lad' Euch zur Mahlzeit um Botendienst, wenn Ihr theilen wollt, was ich habe."

Die Aufgeforderten stimmten mit einer Geberde zu, welche kundthat, daß sie die Einladung erwartet und daß es eine Verletzung der Schicklichkeit sei, sie auszuschlagen. Wiben Peters trat kurz in den Pesel, wechselte einige Worte mit seiner Frau, kehrte zurück und sagte:

„Bis der Tisch aufgedeckt ist, sagt's Euch nach dem Ritt vielleicht zu, einen Gang übers Feld zu machen." Und er nahm zwei an der Wand lehnende Kluverstöcke, gab sie seinen Gästen, ergriff selbst einen dritten und sie schritten in die Kornfelder und Wiesen des Marschlandes hinunter. Es war eine Herrlichkeit, zwischen den mannshohen Aehren zu gehen und sie auf die nahe Ernte hin zu betrachten. Sie wanderten geraume Zeit umher, Thieß Reimers fragte fast erstaunt: „Ist's immer noch Euer, Wiben?" und dieser antwortete: „Wenn das Recht von Vätern her gilt, ist's mein, sonst nicht." Nun kamen sie auf die Wiesen und sprangen an ihren Stöcken über die breiten Gräben, manchmal mit Mühe, nur bei Wiben Peters schien's, als achte er dessen kaum, er sprang wie von der Luft getragen und fuhr gleichgültig in dem unterbrochenen Satz des Gesprächs fort, während die Anderen Athem holten. Das Rindvieh lag behaglich wiederkäuend auf der Weide, sah mit glotzenden Augen auf und brummte leise, wenn Wiben Peters ab und zu seitwärts trat und einer besonderen Kuh derb den Kopf tätschelte. Thieß Reimers fragte wieder verwundert: „Gehören sie alle noch Euch, Wiben?" und Claus Fake lachte: „Ihr könnt Eure Buße wohl zahlen, Wiben."

„Ich denke, daß ich das Hundertfache zahlen könnte, Claus, wenn's mein ist, was Ihr hier seht," versetzte Wiben Peters gelassen. „Käm' aber Einer und spräche, er hätt' ein besseres Recht daran, so könnt' ich nichts zahlen, keinen Schilling Lübisch. Es ist Abend; wenn's Euch gefällig, wollen wir zur Mahlzeit gehen."

Sie gingen durch die jetzt tiefe Dämmerung zurück, aus der offenen Thür des Pesels fiel helles Licht, in der Mitte desselben stand ein großer gedeckter Tisch, doch für Ehrengäste gerichtet, die Knechte und Mägde nahmen heut' nicht daran Theil. Der Tisch war mit Schüsseln, die Fleisch- und Fischspeisen enthielten, überreich bedeckt, am Ueberraschendsten aber wirkte unter dem Strohdach des Bauernhauses der funkelnde Glanz silberner Kannen und Trinkgefäße, vor den beiden Gästen standen sogar zwei Goldbecher, jeder wohl allein zwanzig Mark Lübisch an Werth. Oda Peters und Mane Todiemen erwarteten die Eintretenden auf dem Pesel. „Mein künftiger Tochtermann," sagte Wiben Peters, und die Männer schüttelten sich die Hände. Auch das Mädchen reichte den Gästen die Hand und sagte: „Habt Glück und Ehre in meines Vaters Hause!" Dann setzten sich Alle, bis auf Oda, ohne weiteres Reden an den Tisch, zugleich trat die Hausfrau aus der Wohnstube herzu mit einer Sonntagskagel auf dem Kopf, einer das Haar ringsum nur bis auf die Mitte der Stirn verdeckenden Tuchhaube, an der ein Mäntelchen von

rothem Zeug an der linken Seite und von schwarzem an der rechten bis auf den Rücken herabfiel. In der Hand aber trug Margarethe Peters eine Kanne und einen ganz neuen Becher aus Eschenholz, füllte Bier in denselben, trank Claus Fake, dem Aeltesten der beiden Gäste, daraus zu und reichte ihm den Becher, den er ausleerte und umkehrte. Mit dem aufs Neu gefüllten machten Thieß Reimers, Mane Todiemen und Wiben Peters es jedesmal ebenso, der Letztere sagte, bevor er trank: „Dithmarscher Ehre, stolze Ehre!“ dann wendete er den bis zur Tropfenneige geleerten Becher um. Nun bat die Hausfrau, sich die Speisen gefallen zu lassen und zugreifen zu wollen, und setzte sich, Oda jedoch blieb bedienend hinter den Gästen stehen, füllte die Trinkgefäße derselben mit Bier und kostete nur Speisen und Trunk, die sie ihrem Bräutigam reichte, vor. Die Beiden blickten sich kaum an, so daß Niemand ein verlobtes Paar unter ihnen vermuthet hätte; nur die Art der Dienste, welche sie ihm leistete, zeigte, daß sie ihren Willen dem seinigen unterwürfig machte, und höchstens ein secundenkurzes Ineinandertreffen ihrer Augen verrieth, daß sie es gern that. Dann machte der Brauch die scheinbar äußerste Gleichgültigkeit zum Gebot.

Es ward wenig geredet und desto tüchtiger dafür gegessen und den Kannen zugesprochen. Thieß Reimers schaute manchmal mit Wohlgefallen und Bewunderung nach Oda hinüber; als er den Speisen hinlänglich Ehre angethan, hob er seinen Becher und sagte: „Ich trink's auf den Tag, Jungfrau, an dem wir Euch in der Kapkagel schauen werden.“

Die Kapkagel war eine Kagel, welche nicht allein den Kopf, sondern auch das ganze Gesicht verhüllte und die nur am Hochzeitstage von der Braut getragen ward, wenn sie ihrem jungen Gatten zugeführt wurde, „gelik as de tüchtige Rebecca ehr Angesichte vor ehrem leven Brudegamme Isaac vorbergede.“

Oda Peters ward nicht roth, noch befangen, es ging im Gegentheil ein Strahl aus ihren Augen, der kundthat, daß sie an dem Trinkspruch Gefallen fand, und sie entgegnete hübsch lachend: „Werdet nicht viel an mir sehen, wenn ich die Kapkagel aufhabe, Herr Thieß; ich wollt', Ihr brauchtet nicht zu lang mehr darnach auszuschauen.“

„Braucht's nicht zu beschwören, Ihr wollt all' lieber heut' als morgen unter die Decke,“ antwortete Thieß Reimers ebenfalls lachend. „Und wenn Ihr drunter liegt, werd' ich Euch nicht erst Söhne und Töchter zu bewritten brauchen, Ihr werdet schon selbst für nicht zu wenige sorgen.“

Es wurden nämlich am Hochzeitsabend Braut und Bräutigam in ihren Kleidern von der Hochzeitsgesellschaft zu Bett gebracht und eine Decke über sie gespreitet, unter der sie ihre Köpfe verbergen mußten. Dann zog der Brautführer sein Schwert, focht damit gegen böse Geister über dem Bett und „bewrittede“, d. h. sprach einen Segen über die Kinder, so viel derselben er zugleich dem jungen Ehepaar wünschte.

Somit war's ein derber Scherz, mit dem Thieß Reimers auf des Mädchens Antwort entgegnete, aber er vertrug sich trotzdem völlig mit der strengen Ehrbarkeit der Zeit, die vor zutreffenden Worten keine Scheu hatte und dafür hielt, es sei von ihnen ein weiter Weg bis zu den Dingen, von denen sie redeten. Auch lachten Alle am Tisch dazu und Oda ohne alle Verlegenheit mit ihnen und erwiederte rasch:

„Ihr tragt Euch mir zum Brautführer an, wenn ich Euch wohl verstanden, Herr Thieß, ich nehm' Euch beim Wort und bekräftig's, gebt Acht!“

Und sie füllte schnell den Eschenholzbecher, trank den Inhalt und kehrte das Gefäß um. Wiben Peters sah Thieß Reimers an, nickte und sprach: „Dank' Euch der Ehre; wenn die Zeit es macht, soll's als Wort stehn.“

Die beiden Männer schüttelten sich über den Tisch die Hände und die Kanne ging fleißig rund, denn auch Oda saß jetzt mit im Kreise, doch nicht neben ihrem Bräutigam, sondern an der Seite der Mutter. Das methartige Bier ermunterte die Reden immer mehr, Claus Fake betrachtete seinen goldenen Becher und sagte: „Der allein wird Eure halbe Buße zahlen, Wiben.“

Dieser versetzte: „Ich schenk' ihn Euch zum Gedenken, Claus. Nehmt ihn heim und es bekomm' Euch, was Ihr draus trinkt!“

Claus Fake hielt zweifelnd die Hand an dem Becher. „Ist's Euch Ernst, Wiben? Der Herzog auf Gottorp würd' sich's billiger thun, wenn ein Fürst bei ihm zu Gast säße."

„'S ist mir immer Ernst, wenn ich etwas sage, Claus, und ein dithmarscher Bauer wohl so gut, denk' ich, als der holstein'sche Herzog. Was dem Gast gefällt, mag er sein heißen, so will's alter Brauch. Stoßt mit Eurem Becher an: Alter Brauch und altes Recht!"

„Ich hätt' eher wissen sollen, daß Ihr so freigebig seid, Wiben," lachte Thieß Reimers, „da hätt' ich Euch gesagt: Eure Tochter gefällt mir."

In Oda's Wangen kreiste, vom letzten Trunk erregt, das Blut. „Thut mir leid, daß Ihr zu spät damit herausgekommen, Herr Thieß," rief sie und sie warf zum ersten Mal einen schnellen, feurigen Blick in Mane Todiemen's Augen.

Durch die Sommernacht und die offene Thür kam von Meldorf der Hornruf eines Wächters herüber und kündete Mitternacht. Claus Fake griff, sich besinnend, in sein Wamms, zog das Schriftstück, das Wiben Peters ihn am Abend auf die Bank zu legen geheißen, hervor und schob es wortlos vor den Hausherrn auf den Tisch. Allein dieser schob es ebenso ruhig zurück und sagte:

„Nehm's nicht an, Claus Fake, ich geh' ans Land."

„Ihr solltet's nicht thun, Wiben."

„Wenn ich bis dahin gestorben bin, thu' ich's nicht."

„Ich habe meine Pflicht gethan, Wiben Peters."

„Habt Eure Pflicht gethan, Claus Fake."

Der Letztere steckte den Urtheilsspruch der Achtundvierzig wieder in die Tasche und es ward kein Wort mehr darüber gewechselt. Doch der vorherige Frohsinn schien etwas gestört, wenigstens bei den beiden Gästen, während Wiben Peters schneller als zuvor einen Becher um den anderen leerte. Bald indeß rückte jetzt Claus Fake seinen Stuhl, erhob sich und sagte:

„Gott grüße unseren lieben Wirth, seine liebe tugendsame Wirthin, seine liebreiche Tochter, den Einen sowohl als den Andern. Mit Ehren bin ich aufgestanden, mit Ehren will ich wieder bei Euch sitzen gehn. Seid gegrüßt allzusammen."

„Das wolle Gott!" antwortete Wiben Peters. Die Gäste verabschiedeten sich von den Zurückbleibenden und er geleitete sie auf den Hof hinaus, wo auf seinen Ruf ein Knecht die Pferde brachte. Die Hausfrau ging geschäftig, das werthvolle Geschirr wieder in den Schrank einzuräumen; Oda und ihr Verlobter standen zusammen in einer Ecke des Pesels. Sie sprachen nicht, sondern hatten nur an beiden Händen ihre Finger in einander geflochten und bogen sich daran hin und her. Mane Todiemen gebrauchte seine stärkere Kraft mit derber Rücksichtslosigkeit, daß dem Munde des Mädchens ab und zu ein halber Schmerzenston entfuhr, doch sie gab nicht nach, wehrte sich kräftig und gewann manchmal durch Schnelligkeit und Gewandtheit die Oberhand. Nun tönte der zurückkehrende Schritt Wiben Peters' von der Thür und Oda bog ihr vom Wettstreit rothes Gesicht ihrem Bräutigam zu und flüsterte: „Der Vater ist bei guter Laune heut' Abend, Mane; sag's ihm, wenn's dir dran liegt."

„Liegt dir dran?" erwiederte der junge Mann. Er bemühte sich, es gleichgültig zu sprechen, aber ein glühender Ton brach hindurch. Dann besah er seine rothgepreßten Finger und fügte hinzu: „Hast's im Sinn, dich immer so zu wehren?"

Oda wandte sich ohne Entgegnung ab und half der Mutter; Wiben Peters trat ein und Mane Todiemen ihm entgegen. Der Erstere begab sich, ohne auf seinen künftigen Eidam zu achten, an den Tisch und stürzte noch einen vollen Trunk hinab. Er durchflocht schweigsam seinen langen gelben Bart mit den Fingern, der junge Mann zögerte noch ein Weniges und sprach darauf:

„Nehmt's nicht ungut, was ich sagen möchte."

Nun sah Wiben auf, nickte und versetzte: „Ihr seid noch da? Es ist gut. Was wollt Ihr sagen?"

„Daß Ihr einen Grund vorgeben mögt, weshalb Eure Tochter und ich noch länger warten sollen, und wenn Ihr keinen habt, daß Ihr unsere Zeit kürzt und den Hochzeitstag ansetzt."

„Soll geschehen, Mane Todiemen."

Oda vernahm es und sie konnte es

nicht unterlassen, wie im Schreck den Kopf zu wenden und einen Schritt heranzutreten. Ihrem Bräutigam schoß bei der offenbar unerwarteten Zusage das Blut ins Gesicht und er fragte halb stotternd vor Erregung:

„Und wann —?“

Wiben Peters stand auf. „Ueber einen Mond oder über eine Woche, wann Ihr wollt. An dem Tag, an dem ich beim Lande zu meinem Recht gekommen, von der Buße um vierzig Mark Lübisch losgesprochen bin und mir Haus und Erbschaft in Meldorf, die Lame Thieß beansprucht, zuerkannt worden. Am selbigen Tag mögt Ihr heirathen; er wird Euch Glück ins Haus bringen, denn er legt kund, daß in Dithmarschen das Recht gilt und nicht die Gewalt.“

Damit ging er grüßend in die Wohnstube hinein. Das Brautpaar blieb wortlos zurück, nach einer Weile verabschiedete Mane sich bei der Hausfrau, Oda nahm aus einem Wandschrank ein Pirret, ein viereckiges Barett aus braunem Tuch, und befestigte es auf dem Kopf.

„Was willst du noch?“ fragte die Mutter, und Oda antwortete:

„Ich bringe Mane Todiemen ein Stück hinunter.“

„Nicht zu weit, du verschläfst dich gern und morgen giebt's viel zu thun.“

„Werd' schon zeitig genug aufstehn, Frau Mutter.“

Die Letztere sah noch einen Augenblick hinterdrein, wie die Verlobten allein mit einander in die Nacht hinausgingen, doch ohne Besorgniß oder Befremdung. Was war natürlicher, als daß die Braut ihren Bräutigam ein Wegstück begleitete? Und was konnte derselben geschehen? Was ihr begegnen mochte, sie war selbst stark genug, sich zu wehren und vor Nichts zu fürchten.

Es war eine herrliche, mondlose, sterndurchflimmerte Sommernacht. Die schweren Aehren der Kornfelder summten ganz leise im Nachthauch, aus den Gräben rundum kam das Gequak der Frösche, vom Schilfrand des Windbarger Sees herüber langgezogener Rohrdommelruf. Auf dem schmalen Psad durchs Korn ging das Paar schweigend hinter, dann auf breiterem Weg neben einander. Endlich faßte Mane die herabhängende Hand des Mädchens und sagte:

„Freust du dich, so bald in mein Haus zu kommen?“

„Warum sollt' ich's nicht? Deine Frau gehört dahin.“

„Du sollst die Herrin drin sein und Alles haben, was du verlangst.“

„Ich werde nur verlangen, was mir zukommt; du bist der Herr, ich hoffe, daß unsere Kinder dir gleichen.“

„Und ich hoffe, dir, Oda.“

„Nein.“

Sie sprach es fast heftig und er fragte: „Warum nicht?“

„Weil es dann Mädchen wären und ich will keine Mädchen. Ein Mädchen ist ein armseliges und werthloses Geschöpf. Es muß Unrecht leiden, kann seine eigne Freiheit nicht vertheidigen und nicht die seines Vaterlandes. Ich will Söhne, viele Söhne, und sie aufziehn, daß sie Männer sind, wenn die Dänen und Holsten wieder ins Land brechen.“

„Als sie's zum letzten Mal thaten, saßen auch manche dithmarscher Jungfrauen zu Pferde, trugen Eisenwamms und Streitkolben und halfen mit bei Dusentdüwelswarft gegen die holstein'sche Garde. Wenn du schon gelebt, hätt'st du's wohl auch so gethan, Oda?“

„Mag sein. Aber ich wollte, daß ich ein Mann wäre.“

„Ich nicht um die Welt.“

„Du sprichst närrisch; warum nicht?“

„Weil du dann nicht meine Frau werden könntest.“

„Dann wär' ich dein Freund, Mane.“

„Würdest aber keine Söhne haben.“

Oda stand still. „Du hast Recht, es muß Frauen geben, damit sie zu Müttern werden. Hier ist der halbe Weg. Gut' Nacht, Mane.“

„Gut' Nacht, Oda.“

Sie reichten sich die Hand und gingen aus einander. Nach einigen Schritten blieb der junge Mann stehen, wandte sich und sprach zurück:

„Soll ich dich wieder hinaufbegleiten?“

„Da hätt' ich droben bleiben können. Aber wenn du's willst, so thu's.“

Er kam heran und sie schritten den Weg zurück. Nach einer Weile sagte Mane Todiemen:

„Ich habe zur Nacht von dir geträumt. Es war Vollmondschein und ich lag auf der Haide und war todt —“

„Närrisch, das zu träumen."

„Da kamst du, ganz weiß im Gesicht, bücktest dich nieder zu mir und küßtest mich."

Sie zog ihre Hand aus seiner. „Träum' ein andermal Klügeres. Gut' Nacht."

„Soll ich dich nicht weiter begleiten?

„Nein."

„Ich weiß, weshalb."

„Du weißt nichts."

„Weil du dich fürchtest."

„Wovor?"

„Vor dir selbst."

Sie standen eine Minute lang neben einander, ohne daß Oda etwas erwiederte, dann trat sie plötzlich hart vor ihn hin und sagte in fast herrischem Tone: „Küsse mich!"

Er that's, sie stand regungslos wie aus Stein oder Holz und wiederholte nur: „Fürchten?" Doch gleich darauf schlug sie mit ungestümer Kraft beide Arme um seinen Nacken zusammen, drückte ihn einen Augenblick so fest an sich, daß ihm der Athem verging, und fügte hinzu: „Hüte dich, Mane Todiemen!"

Als er aufsehen konnte, schritt sie schon eilig dem väterlichen Hause zu. Er blieb noch eine Weile, ihr nachblickend, stehen, bis ihre Gestalt völlig im Dunkel verschwand; wie er seinen Weg fortsetzte, hielt sie inne und horchte auf seinen verhallenden Schritt. Die Stille der Nacht trug denselben lang' herüber; Oda ging nicht weiter, sondern lehnte sich in halb sitzender Stellung an einen Wallrain und murmelte: „Wenn ich ein Mann wäre, würde ich ums Leben mit ihm ringen." Dann legte sie den Kopf zurück und sah nach den Sternen. Im Osten über den Geestrand kam ein gelblicher Strich am Horizont herauf, die Frösche lärmten rundum, vom See rief die Rohrdommel. Oda Peters preßte heftig die Zähne auf ihre Lippen, es war kein Zeuge weit und breit, aber sie selbst wollte nicht hören, daß sie weinte.

Vierzehn Tage darauf ereignete sich etwas Besonderes im dithmarscher Lande. In der „Mitteldövde", wo vor kaum einem Menschenalter am Waldrand auf der Haide die Stadt „de Heide" erbaut worden war, saß die Landesversammlung der freien Bauern zu Gericht und sprach Urtheil über die Berufung, welche Wiben Peters aus der Meldorfer Dövde bei ihr gegen den Rechtsfund der achtundvierzig Regenten eingelegt. Er selbst stand in seiner gewöhnlichen Tracht, den Federhut auf dem Kopf, die Hand an den Griff des kurzen Schwertes gelegt, in der Mitte des großen Kreises und hörte, nachdem er zuvor mit lauter Stimme geredet, aus dem Munde des Verkünders den Urtheilsspruch der Versammlung, welche denjenigen der Regenten bestätigte und über ihn die Buße von vierzig Mark Lübisch endgültig zu Recht erkannte. Wiben Peters neigte darauf hin kurz den Kopf, ging schweigend fort, dem Walde zu und erschien nach flüchtiger Weile wieder aus den Stämmen hervor auf einem weißen Schimmel, den er in die Mitte der noch Versammelten hineintrieb. In seiner Hand hielt er aufgeschlagen ein altes, auf Pergament geschriebenes Exemplar des „Landrechtes", las, da alle Blicke sich auf ihn richteten und Stille eintrat, einen Abschnitt daraus vor, so daß auch der Entfernteste ihn noch deutlich vernahm, und berief sich darauf, ihm sei Unrecht widerfahren von den Achtundvierzigern und vom gemeinen Wesen, und er begehre Recht nach dem, was die Väter erkannt und geschrieben. Denn „das Land zu Dithmarschen sei vor hundert Jahren einträchtiglich Eins geworden, das nachgeschriebene Recht ewiglich zu halten und bei ihm zu verbleiben um der Wohlfahrt unseres gemeinen Landes zu Dithmarschen willen, das der ewige Gott so beständiglich erhalte um seiner Gnade willen. Amen."

Es blieb eine Zeitlang still nach den lauten, festen Worten und die meisten Augen blickten in etwas scheuer Verlegenheit auf des Berufers kraftgedrungene Gestalt, in deren Gesichtszügen keinerlei Regung verrieth, was in Wiben Peters Innerem sich wälzte. Ein Gemurmel ging nun von Mund zu Mund, ob für oder wider ihn, war nicht zu erkennen; dann hob sich der, welcher den Urtheilsspruch verkündet, schlug ein gedrucktes Landrecht, das er in der Hand gehalten, auf und las, darauf niederblickend, vernehmlich, doch ohne Nachdruck:

„Item — wenn irgend ein Mann in unserm Lande wäre, er wäre wohl, was immer er wäre, so hochmüthig und gewaltthätig und wollte in seiner Sache nicht

bei Gutem und unserem Lande und unseres Landes Rechtsspruch bleiben, der soll verbrochen haben gegen unser Land 60 Mark Lübisch und soll sein in unserm Lande glaublos, treulos und ehrlos und soll aus unserem Lande ewiglich verwiesen sein."

Er schwieg, ohne die Augen zu heben, und auch Wiben Peters schwieg, doch sein Blick ging scharf und weitumforschend über alle Köpfe rund. Es stimmte Niemand den verlesenen Worten zu, allein kein Mund widersprach auch; in der lautlosen Stille lag etwas, wie wenn sich bei schwüler Luft der Sommerhimmel brandfarbig umzieht, ohne Tropfenfall, ohne Hauch, ohne Laut in der Wolkendecke. Eine lange Minute noch wartete Wiben Peters, dann sprach er in lauter, sicherer Frage: „Ihr weigert mir das Recht?" und auf Antwort harrend, zog er langsam sein Schwert aus der Lederscheide hervor. Wie aber kein Mund darauf erwiederte, hob er sich, daß er in den Bügeln stand, warf noch einen Blick in die Runde, schlug dreimal pfeifend mit dem Schwert durch die Luft und rief:

„So will ich hiermit klagen vor Gott, König, Fürsten, Edel und Unedel, und will hinfort sein des Landes Feind für und für und Jegliches in ihm, ihn zu verderben an Leib und Gut, Haus und Hof, bis mein Recht mir geworden! Das wisset, damit ich meine Ehre gewahrt habe gegen jeden insonderė und gegen das dithmarscher Land!"

Er schlug bei den letzten Worten mit der flachen Schwertklinge in die Weiche seines Pferdes, und bevor noch jeder der verdutzten Hörer sich deutlich über den Sinn seiner Ansprache Rechenschaft zu geben vermocht, hatte der Schimmel in heftigem Aufsprung ansetzend, schon den Kreis durchflogen und verschwand wie blitzschnell fortschießendes weißes Gestirn unter dem grünen Laubdach des Waldes.

Es war um die elfte Vormittagsstunde, als dies zu Heide geschah, und als die Glocke vom Meldorfer Thurm Mittag schlug, ritt Wiben Peters wie auf durchgehendem Pferde, Sand und Gestein aufschleudernd, durch die engen Gassen der dithmarscher Hauptstadt. Manche sahen ihm verwundert ob seiner wilden Hast nach; vors Thor gelangt, bog er nicht nach seinem Gehöft gegen den Windbarger See ab, sondern jagte auf dem breiten Weg gen Süden weiter, ohne innezuhalten durch Barlt hindurch und durch die ganze Strandmannsdövde fort, Brunsbüttel zu. Es war kaum fünfte Nachmittagsstunde erst, als er das letztere erreichte und sein Pferd den Elbdeich hinantrieb, das sich erschöpft und schnaubend weigerte, den steilen Abhang im Lauf zu gewinnen. Aber er peitschte es mit dem Schwert, und es schoß vom Schmerz gestachelt hinauf und hinüber an den grauen Elbfluß, jenseits dessen in dunstiger Ferne die flache Küste des Kehdinger Landes verschwamm. Die Fluth bespülte den Außendeich und hob ein großes zur Ueberfuhr von Wagen eingerichtetes Fährboot, in das Wiben Peters seinen Schimmel mit gewaltigem Sprunge hineinzusetzen zwang, daß der Holzboden des Nachens aufdonnerte und ein Krachen die Planken durchschütterte. Der Fährmann, obwohl nur einige Schritte entfernt, gewahrte den Reiter nicht eher, als bis dieser sich bereits in dem Schiffe befand; fast zornig kam er heran, dann grüßte er plötzlich mit Ehrerbietung, doch verwunderten Tons:

„Ihr seid's, Herr Wiben? Ich dachte, der Böse auf dem höllischen Pferd breche mir ins Schiff."

Wiben Peters deutete mit dem bloßen Schwert voraus:

„Hinüber, Witten Swarte! Da ist dein Lohn!" Und er warf den zehnfachen Betrag der Ueberfahrt auf die Bretter des Bootes. „Es ist ein gutes Pferd, das ums Recht dampft, ist's Höllendampf, trag' ich nicht die Schuld."

Das Fährschiff zog in die graue Elbe hinaus, der Reiter hielt schweigend im Sattel und sah westwärts gegen Wind und Fluth. Kleiner und ferner, und Stunden vergingen, bis das Boot, von Witten Swarte leer zurückgerudert, wieder auftauchte. Als er es am Brunsbüttler Deich anlandete, kamen grad' drei Reiter auf schäumenden Pferden herübergejagt; zwei andere folgten lahmend noch in der Ferne drein. Die Ersten riefen hastig durch einander: „Er hat den Weg hieher genommen! Hast du ihn gesehn?"

Der Fährmann schüttelte wortkarg die Stirn und deutete rückwärts. „Komme vom Wasser. Wen meint ihr? Einen Dieb?"

„Nein, Wiben Peters aus der Meldorfer Döbde —“

„Den hab' ich just ins Kehdinger Land hinübergebracht.“

„So hast du Einen, der des Landes Feind ist, hinübergebracht!“

Die Reiter stießen es mit einer Verwünschung aus und erzählten hastig. Witten Swarte stierte ungläubig auf das grau sich heranwälzende Wasser, dann griff er plötzlich in die Tasche und schleuderte die Silbermünzen, die er als Fährlohn empfangen, weit von sich in den Elbstrom hinaus. „Hätt' ich's gewußt,“ murmelte er, „so läg' er brunten bis zum jüngsten Tag, und hätt' ich's mit ihm gemußt.“

Die Reiter kühlten sich im scharfen Seewind die erhitzten Stirnen; dann sagte Einer, über die breite Wasserfläche gen Süd schauend:

„Er war zu klug und ist ein Narr drum geworden; aber er wird sich besinnen, eh' er zurückkommt. Kommt, wir wollen's in der Heide berichten, daß er hinüber ist, und sein Gut trägt die Buße.“

Um dieselbe Nachmittagszeit näherten sich zwei Reiter von Meldorf her eilig Wiben Peters' Gehöft. Es waren die nämlichen, welche vierzehn Tage zuvor das Urtheilserkenntniß der Achtundvierzig dorthin überbracht, Claus Fake und Thieß Reimers; wie sie auf den Hof gelangten, gewahrten sie Niemand als die im Garten beschäftigten Frauen und schritten rasch auf diese zu. Margarethe Peters grüßte mit höflichem Wort, doch Claus Fake fiel ihr sogleich in die Rede: „Wo ist Euer Mann? Sagt ihm, daß wir gekommen, ihn zu warnen, er mög' sich eine Weile außer Lands begeben, denn was er in der blinden Tollheit heut' Morgen zu der Heide gesprochen, haben die Achtundvierzig als ernstliche Bedrohung genommen, und Befehl erlassen, ihn als Friedbrecher zu fangen und vor Gericht zu stellen. Aus Freundschaft sind wir gekommen, weil wir vor Kurzem noch den frischen Becher in Eurem Hause getrunken, nicht um mit ihm etwas gemein zu haben, sondern nur ihm durch Euren Mund zu rathen. Von draußen mag er's leichter in Ordnung bringen und vergessen machen, wenn er die neue Buße zur ersten zahlt. Gehabt Euch wohl, wir vertrauen, daß Ihr Keinem mittheilt, zu welchem End' wir bei Euch gewesen.“

Oda und ihre Mutter hatten wortlos den Sprecher angeblickt, nun verrieth ihre Entgegnung, daß sie nichts von dem Sinn seiner Ansprache und Warnung verstanden. „Ist's Heumond, Herr Claus,“ lachte das Mädchen „daß Ihr auf der Wiese im Schlaf berückt worden?“

„Um Gott, was sprecht Ihr? Wo ist Euer Vater, Jungfrau Oda?“ stieß Thieß Reimers aus.

„Wir warten auf ihn, daß er von der Heide zurückkommt.“

Es dauerte einige Minuten, in denen Claus Fake hastigen Wortes berichtete, dann jammerte Margarethe Peters auf: „Gottes Barmherzigkeit!“ Ihr brachen die Knie und sie setzte sich auf eine Rasenbank und fügte dumpf hinzu: „Kein Wort, mit keinem Blick hat er mir davon gesagt, als er fortging. Aber ich kenne ihn seit zwanzig Jahren und weiß, was das bedeutet, daß Eure Warnung umsonst ist.“

„Wir wissen nichts, Frau Mutter; er muß wissen, ob er im Recht ist,“ versetzte Oda jetzt ruhig. Sie ging und sandte einen Knecht mit der Bitte an Mane Todiemen, schleunigst heraufzukommen; als sie zurückkehrte, hatten die beiden Reiter den Hof bereits eilfertig wieder verlassen. Statt ihrer traf nach einer Weile ein Nachbar mit der Botschaft ein, Wiben Peters sei von der Heide durch Meldorf an die Elbe geritten und hinüber ins Kehdinger Land.

Die Dämmerung begann, als Mane Todiemen kam, und durch die stille Nacht rief wieder das Mitternachtshorn des Meldorfer Wächters, wie jener mit den beiden Frauen noch berathschlagend im Pesel saß, ohne daß Einem von ihnen noch anders zu Muth geworden, als das Ganze sei ein bösartiger Traum, aus dem das Erwachen sie aufreißen möge. Oda war schweigsam hinausgegangen und hatte nach den Sternen aufgesehen. Jetzt trat sie wieder herein und sagte mit einem Ton bitterer Verachtung:

„Ich habe die Wettervögel pfeifen gehört, es ist kein Traum. Draußen im Dunkel sprachen zwei Knechte, die andern, auch die Mägde alle seien fort schon, denn

das Haus stehe in der Landesacht und Jeder, der in ihm bleibe. Ihr könnt laut reden, wir sind allein; ich bin rundgegangen, wäre die Pest in unserem Hause, wir könnten nicht sicherer sein, daß uns Niemand stört."

Der junge Mann griff zornglühend an sein Schwert. „Die Pest über sie! Wenn ich Einen von ihnen antreffe —"

Er war halb aufgesprungen, Oda hielt seinen Arm mit den Worten:

„Was geht's dich an, Mane Todiemen? Sei zufrieden, daß du noch nicht zu Wiben Peters' Geschlecht gehörst."

Die Mutter horchte in diesem Augenblick nach der Dreschdiele hinüber und sagte:

„Es sind doch noch von den Knechten geblieben, ich höre Klirren und Schritte."

„Nur ein Pferd, das gegen die Rampe schlug, Frau Mutter; Thiere sind treuer als Menschen."

Doch Oda sprach es kaum zu Ende, dann gleichzeitig öffnete sich die von der Tenne in den Pesel führende Thür, und zwei ganz in Eisenrüstung gekleidete Männer traten ein. Sie schlugen, als sie die Anwesenden erblickten, das Gatter ihres Helmes zurück und unter dem Visir erschienen die Gesichter Wiben Peters' und seines Bruders Bartold. Der Letztere war schmächtiger von Wuchs und aus seinen Zügen redete weniger auf sich selbst vertrauende Kraft als Klugheit und Umsichtigkeit der tief unter farblosen Brauen liegenden und spähend umforschenden, wasserhellen Augen.

„Ihr, Wiben?" gewann Margarethe Peters zuerst, halb erschreckt, halb freudig Sprache.

„Der Friedbrecher!" versetzte er rauh. „Was starrt ihr? Habt ihr auch die Mär' vernommen, ich sei ins Kehdinger Land? Wenn der Wolf die Meute hinter sich hat, gilt's keine Spur zu lassen. Bin übers Wasser nach Sanct Margrethen zurückgekommen und über die Bokelnburg zum Bartold geritten, euch hier zu finden, wie ich's gedacht."

Er stützte die Hand auf den Tisch. „Helf Gott, Ihr blutet! Was ist Euch geschehen?" rief seine Frau entsetzt, denn es floß roth von der Eisenschiene seines rechten Armes. Aber Wiben Peters lachte finster:

„Nicht ich, wir haben Vieh abgestochen, davon ist's. Zwei Knechte redeten auf dem Weg im Dunkel, ihr ehmaliger Herr, Wiben Peters, sei ein Landsverräther und sechzig Mark Lübisch auf seinen Kopf gesetzt. Sie wären reich, meinten sie, könnten sie's verdienen. Liegen stumm dafür draußen an der Mark von Wolmersdorf; sind die Ersten. Wer sagt, Wiben Peters sei ein Verräther am dithmarscher Land, weil er sein Recht begehrt?"

Er schlug dröhnend mit der gepanzerten Faust auf den Tisch und blickte rollenden Auges umher. Alle schwiegen, nur Oda entgegnete:

„Wenn Ihr's wäret, Vater, würd' ich's sprechen. Fühlt Ihr das Recht in Euch, so habt Ihr's und müßt es wahren."

„Bist ein Mädchen und lobst das Blut!" stieß Frau Margarethe aus, die ihren Mann nicht anzublicken, noch ihm zu erwiedern wagte.

„Ich lob's nicht, beklag's, Frau Mutter; doch eingeborenes Recht geht über Blut und Leben."

„Gesprochen, wie's deines Vaters Tochter zukommt, Oda!" Wiben Peters sprach es, ihr die Hand auf die Schulter legend, weniger hart, wie stolz befriedigt, und trat einen Schritt vorwärts. „Wie ist's mit Euch, Mane Todiemen? Seid Ihr mit mir oder wider mich?"

Der junge Mann hatte bisher lautlos gestanden, sein Gesicht wechselte zwischen Blässe und fiebernder Gluth, jetzt überlohte ihn die letztere und er antwortete schnell:

„Gebt mir Eure Tochter, und ich bin mit Euch!"

„Ihr wißt, was ich gesagt, an dem Tag, wo mir mein Recht geworden."

Mane Todiemen stand erblaßt und wortlos; Bartold Peters näherte sich seinem Bruder und sprach mit einer Stimme, die sanft von der barschen Kürze des Letzteren abstach:

„Du hast es gesagt, eh' du wußtest, was du heut' weißt, Wiben, und kannst es zurücknehmen, denn Umstände verändern Mann und Wort. Gieb ihm deine Tochter, und er gehört zu unserem Geschlecht, und es ist seine Pflicht mit uns zu steh'n."

„Du sprichst, wie die Schlang' im Paradies, Bruder. Geht Klugheit über Manneswort?"

„Es geht drüber, daß dein Recht siegt, Wiben."

„So mag's sein, und kein Wort mehr! Nehmt sie, Mane Todiemen, und macht Hochzeit, wann Ihr wollt, heut', in dieser Nacht! Ihr gehört zu uns!"

„Mit Hand und Blut, Sippe und Habe!" Der junge Mann ergriff, unfähig sich zu beherrschen, glühend Wiben Peters' Hand. Doch im selben Augenblick schlug die Hand Oda's zwischen ihre beiden Hände hinein, und ihre Stimme sagte mit fester Entschlossenheit:

„Du sollst es nicht, Mane. Was geht dich unseres Geschlechtes Fehde an? Ihr irrt Euch, Ohm, wenn Ihr glaubt, uns mit dem Apfel zu verlocken; ich will nicht Theil an deinem Verderben haben, Mane Todiemen, und halte an des Vaters Wort."

In Bartold Peters' Augen funkelte ein zorniger Strahl. „Mir scheint, du trotzst ihm! Er befiehlt dir; ins Bett, Dirne! Oder bist du keine? Fast sollt' man's glauben?"

„Besser als Ihr Mann seid, Ohm," versetzte Oda gelassen auf Bartold Peters' höhnischen Grimm. Wiben drehte rasch den Kopf zu seinem Bruder und gebot nachdrücklich:

„Laß sie, sie hat Recht und mahnt mich. Ihr Herz ist männlicher als deines, Bartold, und meines versteht sie. Bleibt, Mane Todiemen, und wartet, bis der Tag kommt! Ihr Frauen reitet mit uns, wir bringen Euch vor Morgen auf sicheren Platz im Holstein'schen. Rüstet Euch, die Nacht geht und es ist Zeit."

Margarethe Peters ging ohne Widerrede gehorsam ins Wohnzimmer, Oda folgte nach, um ihr zu helfen. Die Männer holten noch zwei Pferde aus dem Hinterraum des Hauses und versahen dieselben mit Frauensätteln. So warteten sie auf dem Hofplatz, dann kam die Frau hastig und athemlos allein. „Wo ist Oda?" frug der Vater, „wir müssen eilen."

„Fort!" stotterte die Mutter.

Wiben Peters wiederholte es ungläubig: „Fort? Wohin?"

„Durchs Fenster in die Nacht! Sie sagte, daß sie ein Mädchen sei, das mit Eurer Fehde nichts zu schaffen habe. Darum bleibe sie und gehe nicht außer Landes, jetzt nicht. Vielleicht komme sie nach, wenn sie ihre Pflicht gethan."

Wiben stieß einen Fluch aus; Bartold Peters fragte zwischen Grimm und Wuth: „Bist du deiner Tochter Knecht geworden? Ist das Kindesgehorsam und Vatergewalt? Peitsch' sie aufs Pferd, wenn sie sich nicht ins Bett zwingen lassen will!"

Die Nacht war tiefdunkel, kaum deutete Sternenlicht die schwarze Linie des Deichs. Nach einem kurzen Schweigen rief die Mutter den Namen des Mädchens in die Finsterniß, doch nichts antwortete, nur die Eschen ums Haus murrten im Wind. Nun sagte Wiben Peters:

„Sie kommt nicht, es ist meine Tochter. Suchen wäre Narrheit. Vorwärts!"

Mit kurzem Gruß ritten die beiden Brüder, Margarethe in die Mitte nehmend, ostwärts der holsteinischen Grenze zu; Mane Todiemen hörte auf das Klirren ihrer Panzerschienen, bis es verstummte, dann umschritt er das Haus und rief Oda's Namen in die Nacht. Vergeblich, und er trat wieder auf den Pesel und starrte unschlüssig in das noch brennende Licht. Ein herzstockender, irrer Gedanke kam ihm und er schritt plötzlich fast schwankenden Knies auf die Kammer des Mädchens zu. Hatte sie die Gewalt seiner Liebe erproben wollen und war heimlich zurückgekehrt und erwartete ihn dort? War die Liebe in ihr es gewesen, die sie dem Willen des Vaters trotzen ließ? Er jauchzte beinah auf, denn es fiel ihm wie ein Blitz in die Nacht, die seit Stunden Alles umzogen. Im Dunkel bewegte er sich an ihr Bett, streckte die Hand nach ihr aus und sagte bebenden Mundes: „Ich weiß, du bist hier, Oda."

Doch die Hand stieß nur auf das Kopfkissen, das leer und unberührt lag. Als er ans Licht zurückkam, war sein jugendliches Gesicht schwermüthig umdüstert. Er setzte sich an den verlassenen Tisch und man sah seine Brust unter dem Wamms kämpfen, sah, daß übermächtige Leidenschaft seine Kraft brach und seine Gedanken irr durch einander trieb. Mane Todiemen und Oda Peters verzehrten sich beide in trotziger Leidenschaft.

Endlich stand er auf, ohne bemerkt zu haben, daß durch das Fenster neben der Thür zwei Augen eine Stunde lang unverwandt auf ihm gehaftet hatten, löschte das Licht und ging südwärts, seinem Hof zu. Dort warf er sich todmüde angekleidet

aufs Bett; als er erwachte, war es sonnenhell um ihn, er sah die Fliegen am Gebälk spielen und zählte sie, und doch träumte er noch fort, dann neben ihm, wie sie's die Nacht hindurch im Traum gethan, saß Oda Peters und blickte ihm grad' ins Gesicht. Nun stand sie auf und fragte:

„Wachst du?"

Er faßte es noch nicht und stotterte: „Du? du wirklich? Hier bei mir?"

„Erschreckt's dich? Hältst du mich für ein Gespenst? Oder fürchtest du, was die Leute sagen?"

Er sprang in die Höh' und entgegnete verwirrt: „Daß die Leute sagen, eine Braut dürfe nicht in das Haus ihres Bräutigams eintreten?"

„Die Tochter eines Friedbrechers ist keines Mannes Braut," versetzte sie fast hart. „Ihr gilt kein Gelöbniß, sie ist heimathslos und freundlos. Ich frage, ob du dich fürchtest, daß die Leute auf dein Haus weisen, wenn sie darin ist?"

„Du weißt, Oda, die Tochter des Friedbrechers wäre zur Stunde die Herrin in diesem Hause, wenn sie es gestern gewollt."

„Und du von Haus und Hof verjagt." Sie schüttelte die Stirn und blickte eine Weile durchs Fenster. Plötzlich wandte sie sich rasch: „Ich bin nicht um deinetwillen gekommen, Mane Todiemen, sondern um meinetwillen. Kannst du eine Magd auf deinem Hof brauchen?" Er sah sie erstaunt an, sie fuhr fort: „Ich will dir ein Jahr lang dienen, wenn du mir hundert Mark Lübisch zum Lohn giebst. Und du mußt sie mir noch heut' im Vorweg auszahlen. Ist's dir zu viel? Gieb Antwort."

Sie wechselten noch einige Worte mit einander, dann gingen sie zusammen auf den Hofraum hinaus. Mane Todiemen versammelte seine Knechte und Mägde und sprach laut:

„Die Tochter von Wiben Peters hat sich mir als Feldmagd verdungen und ausgemacht, daß sie Jahreslohn vorweg empfängt. Ihr seid Zeugen, daß ich ihr denselben bezahlt."

Oda raffte die Summe, die Mane mit Mühe aufzutreiben vermocht, in ein Tuch, knotete es zusammen und erwiederte: „Es ist mein, Ihr seid Zeugen, ich hab's erworben und mich Eurem Herrn dafür verkauft zu Allem, was einer ehrlichen Magd ziemt. Aber ich habe bedungen, daß mein Dienst erst morgen Abend beginnt; bis dahin steht mir Fuß und Hand frei. Ist's so?"

Mane nickte: „So ist's," und Oda warf ihr Bündel über die Schulter, grüßte und ging den Weg gen Meldorf zu. Der junge Mann eilte ihr nach und fragte:

„Willst du allein mit dem Gelde geh'n? Ich begleite dich."

Sie blickte kurz auf und erwiederte: „Stiehlt oder raubt Jemand auf den Straßen unseres Landes, der kein Recht dazu besitzt?"

„Nein, aber dein Weg ist weit, es wird Abend, bis du hingelangst und du bist ein Weib."

„Hab' ich mich dir als solches bewiesen, Mane Todiemen? Ich gehe allein, die Tochter des Friedbrechers hat Niemanden zu fürchten."

Sie ließ ihn zurück und ging; nach einigen Schritten wendete sie den Kopf, gewahrte ihn noch an der nämlichen Stelle und sprach: „Hab' Dank!" dann setzte sie hurtig ihren Weg fort, doch die Meldorfer Kirche lag lange Zeit vor ihr, eh' sie dieselbe erreichte. Ohne anzuhalten durchschritt sie die Stadt und nordwärts das Thor, Hemmingstedt zu, aber es begann schon zu dämmern, als sie hinter dem letzteren den dichten Laubwald erreichte. Darin selbst war es fast Nacht, der Kauz schrie und im tiefen Dickicht raschelte unsichtbares Gethier. Manchmal kam es offenbar dicht heran und witterte aus dem Laub nach der Wanderin; sie erschrak nun, denn sie nahm wahr, daß sie den Weg verloren, das Unterholz versperrte ihr die Richtung und sie murmelte:

„Hätt' ich sein Geleit angenommen; ich war thöricht, es wird Mitternacht, bis ich mich durchfinde."

Ihr Herz klopfte von der Anstrengung des Vorwärtskommens und ihre Einbildung webte Stimmen und Gestalten vor ihr aus dem Dunkel. Plötzlich sah sie Mane Todiemen in gelben Ring gefaßt an einem grauen Stamm; er streckte die Hand aus und sagte:

„Ich habe deinen Wunsch erhört und bin gekommen, dir den Weg zu zeigen."

Sie sah ihn deutlich, wie das reichgewellte Haar ihm über die Stirn nickte, und sie schrie mit athemloser Brust auf:

„Ich rief dich nicht!“ und zwang ihre fast zusammenbrechenden Knie gewaltsam durch das Gestrüpp.

„Fürchtest du dich?“ rief er ihr mit sonderbarem Lachen nach, das sie heiß überlief. Dann war es still, nur ihr Herz klopfte. Lichtbild und Stimme waren zerronnen und es kam ihr herauf, daß nur ihr eigenes Auge und Ohr sie betrogen. Zornig schlug sie sich mit der Hand gegen das laute Herz, sie suchte in der Finsterniß graden Weg innezuhalten, nach Stunden des Umirrens gelang es ihr, an den Waldrand auf die Haide hinauszukommen. Das flimmernde Siebengestirn stieg schon nieder vom Himmelsscheitel, endlich lagen die dunklen Häuser der Stadt, die nach der Haide den Namen führte, vor ihr. Keine Mauern und Thore umgaben den neu und weitläufig gebauten Ort, nur ein Wächter hielt Oda an und sagte streng:

„Komm mit mir! Ein Weibsbild, das nach Mitternacht allein in den Gassen läuft, geht auf bösen Wegen und gehört unter die Erde.“

„Ihr habt Recht, ich wollt', daß ich unter ihr läge,“ versetzte das Mädchen. „Kommt mit mir und rührt mich nicht an, denn ich bin Schlimmeres als Ihr meint. Führt mich zum Haus des Gubernators!“

Der Wächter ließ unwillkürlich die Hand von ihr. „Wer bist du?“

„Des Friedbrechers Tochter.“

„Helf Gott!“ Er ging um Speerlänge neben ihr und deutete ihr das Haus, nach dem sie begehrt. Es lag in Schlaf und Finsterniß und Oda pochte mit dem messingnen Thürklopfer, bis eine Magd ihr aufthat.

„Ich will deinen Herrn sprechen.“

„Er schläft,“ erwiederte unmuthig die Magd; „man kommt nicht um diese Stunde zu ihm.“

„Sag' ihm, Wiben Peters' Tochter warte.“

Die Dienerin maß Oda mit halb schreckhaftem Blick und entfernte sich; nach einer Weile zurückkommend, lud sie die Wartende mit der Hand herein und führte sie in ein Gemach, in welchem der Obmann der Achtundvierzig in breitem Alkovenbett lag. Er stützte den Kopf auf und fragte:

„Was wollt Ihr von mir, Jungfrau? Ihr kommt um sonderbare Zeit.“

„Thut mir leid, Euch zu stören, Herr Thedo Kaling, konnt' aber nicht anders, der Wald trägt die Schuld daran. Ich bring' Euch die Buße für meinen Vater, die erste und die andere.“

Sie löste den Knoten ihres Tuchs und ließ das Geld sorgfältig auf einen Tisch rollen; der Gubernator sah ihr, sich den Schlaf aus den Augen reibend, erstaunt zu und antwortete:

„Schickt Euer Vater Euch mit der Buße?“

„Nein, er weiß nicht drum; ich zahle für ihn, so erlaubt's das Landrecht.“

„Dem, der eigenes Gut besitzt, Jungfrau, doch eine Tochter, die in ihres Vaters Hause lebt, ist eigener Habe bar. Ihr tragt die Buße von seinem Gut, ohne sein Wissen, und ich muß nach dem Recht die Annahme weigern.“

Oda zählte das Geld ruhig in Häuflein fort. „Ihr irrt Euch, Herr Thedo, ich lebe nicht in meines Vaters Hause und dies Geld ist nicht seines, sondern meines, das ich erworben, weil ich mich als Magd dafür verdungen. Nehmt, ich darf's verlangen. Begehrt Ihr mehr als mein Wort, daß es so ist, will ich Euch Zeugschaft bringen. Wollt Ihr zählen, ob es richtig ist?“

Sie wandte sich zur Seite und ließ den in mittleren Jahren befindlichen Mann das Bett verlassen und ein Gewand überwerfen. Er musterte verwundert die Summe und antwortete:

„Es ist richtig und Euer Wort genügt mir, Jungfrau.“

„Desto schlimmer!“ rief plötzlich eine weibliche Stimme aus dem Hintergrunde des Alkovens dazwischen. „Seid Ihr schlafberückt, Mann, und glaubt, daß Jemand einer Magd um Haus- oder Felddienst hundert Mark Lohn zahlt? Für solches Angeld hat die, welche Ihr Jungfrau heißt, andere Dienste geleistet. Laßt's ihr vom Büttel lohnen, was sie verdient!“

Der Gubernator drehte sich gegen das Bett zurück. „Schweigt, Wobbe; Ihr redet arg und wißt nicht —“

Oda Peters stand blaß und tief Athem

schöpfend mit der Hand auf den Tisch gestützt, auf dem die Gold- und Silbermünzen leise klirrten. Der Mund versagte ihr und die Zähne schlugen hörbar auf einander, doch sie zwang die Lippen auf und sprach:

„Ist mein Vater des Friedbruchs ledig, Herr Thedo Kaling?"

„Wenn er nichts Neues ohne mein Vorwissen gegen das Land begangen, ist er's."

„So sagt Eurer Kebsin, es sei mir leid, daß Wiben Peters sie nicht zuvor angetroffen."

Das Weib im Bett that einen erstickten Wuthschrei und flog, kaum bekleidet, von den Kissen auf. „Laßt Ihr von der Dirn Eurer Frau Schimpf anthun, Thedo?"

„Ich habe Eure Frau nicht beschimpft, Herr Thedo Kaling," entgegnete das Mädchen mit sicherem Ton, „denn wäre die Euer Weib, die so von einer dithmarscher Jungfrau denkt, so würd's mich reuen, die Buße für meinen Vater gezahlt zu haben."

Frau Wobbe Kaling stand vor Zorn der Sprache unmächtig. Sie stieß nur aus: „Greift sie! Den Stäupbesen für sie! Ich weiß, wer sie ist! Sie ist Mane Todiemen's —"

Lärm von der Gasse, plötzlich entstanden, überklang ihr letztes Wort. Das Wächterhorn scholl, Pferdehufschlag dröhnte heran, Rufe gellten auf: „Mord! Brand!" Eine laute Stimme schrie: „Wiben Peters ist bei Hemme ins Land gefallen, hat Vieh und Pferde fortgetrieben und den rothen Hahn aufs Dach gesetzt!" und es wälzte sich von allen Seiten gegen das Haus des Gubernators heran.

Oda Peters griff sich mit der Hand an die Stirn und schaute einen Augenblick wie abwesend drein. Dann hob sie stolz den Kopf und sagte fest:

„Es geschieht Euch mit Recht!"

In dem Lärm und der Verwirrung, die hereindrangen, gab Niemand auf sie Acht, nur Wobbe Kaling wollte sie hindern, das Gemach zu verlassen, doch Oda stieß den Arm derselben kraftvoll zurück und gewann das Freie. Unbehelligt durchschritt sie die Gassen und kam auf die Haide; die Gestirne leuchteten wie zuvor, nur über dem Wald lag am Horizont ein rother Schimmer, wie aufsteigender Morgen, doch vor der Zeit und nicht im Osten, sondern mehr gen Süden hinab, wo die Sonne sich erst um Winters Mitte erhob, und jetzt stand das Korn noch auf den Feldern.

Westwärts von dem rothen Schein, schon ein weibliches Stück jenseits der holsteinischen Landesgrenze ritten Wiben und Bartold Peters. Eine Anzahl gleichfalls berittener und gewaffneter Knechte trieb Vieh aller Art vor sich auf; mit dem Frühmorgen erreichten sie den breiten Waldrücken, der sich von der Stadt Itzehoe am rechten Ufer der Störau bis nach Kellinghusen entlang zog, und verschwanden in seinem Dunkel. In der Nacht darauf aber loderten die Flammen aus dem Dorf Eggestedt im dithmarscher Lande, daß Oda Peters sie deutlich von Mane Todiemen's Hof aus gewahrte und das Sturmläuten der Glocke von Süderhadstedt vernahm, welche die Männer des Kirchspiels zur Hülfe wider feindlichen Ueberfall aus dem Schlaf rief. Aber Wiben Peters und seine Genossen ritten schon wieder drüben, der Erstere schweigsam finster, die Anderen lachend und im Hader um die reiche Beute zankend, bis sein gebieterisch drohendes Wort den Streit beendete. Angst und Schrecken jedoch durchlief die dithmarscher Geest von der Eider bis an die Elbe hinunter, denn keine Nacht verging, ohne daß bald da, bald dort die Feuerzunge zum Himmel aufleckte und die Bewohner eines Gehöfts oder kleineren Dorfes aus den Betten nackt in Feld und Wald hinausstürzten, um mindestens ihr Leben vor den Schwertern der Hereinbrechenden zu erretten.

Dann schrieb Wiben Peters einen Brief an die achtundvierzig Regenten in der Stadt Heide, ob man seinem Recht jetzt willfahren wolle, so lege er das Schwert nieder und sei zum Austrag bereit. Es war ein trotziger Gesell, der das Schreiben überbrachte, allein obwohl er auf seine Botenfreiheit pochte, machten die Regenten wenig Umstände mit ihm, sondern hängten ihn als einen ausländischen friedbrecherischen Knecht, Räuber und Mordbrenner an den Galgen, hieben ihm darauf den Kopf ab und setzten denselben zur Kost für das wilde Gevögel aufs Rad.

Einen anderen Boten aber betrauten sie an den erbgesessenen Junker Kai Alfelt auf Overn und schrieben, daß sie vernommen, wie er ihrem Landesfeind Wiben Peters mit seinen Helfern Unterkunft gewähre, bäten ihn, Solches, kaiserlichem Landfrieden gemäß, fürderhin zu unterlassen, auch seine Knechte und was in seiner Hand abzuhalten, Feindliches wider die dithmarscher Lande zu unternehmen, Alles in Gutem, wie es freundlichen Nachbarn anstehe. Diesen Brief legte der Bote bei Nacht heimlich vor das Hofthor der Behausung des Junkers und entfernte sich schleunig; Kai Alfelt jedoch entgegnete den Achtundvierzigern mit Gruß und allem Guten, es sei ihm befremdlich gewesen, sich ihre Zuschrift verlesen zu lassen, da er nichts von einem Wiben Peters wisse, noch jemals von Solchem Kundschaft erfahren. Bei ihm wohne auf seiner Burg zum Besuch nur ein guter und friedfertiger Mann, der sich Hans Pomererink heiße, mit frommen Gesellen, hätten nicht Herzog noch König und Kaiser zu scheuen und gar als vornehme Leute mit den dithmarscher Bauern nichts gemein.

Es war ein blutiger Hohn, den die Regenten als Abschlagszahlung des Junkers für den Triumph einstecken mußten, den die dithmarscher Bauern bei Dusentdüwelswarft über den holsteinischen Adel gefeiert, allein sie hatten sich vorher zu sagen vermocht, daß sie sich von der „Freundlichkeit" ihrer östlichen Nachbaren in Drängnißfällen nicht allzuviel zu versehen haben würden. Wiben Peters aber saß den Tag hindurch unter feinem angenommenen Namen Hans Pomererink auf Overn in Gemeinschaft mit Kai Alfelt und Anderen vom Adel aus der Umgegend, denen er den größten Theil seiner nächtlichen Beute überließ, und ritt, von ihrem Beifall und Glückwunsch begleitet, allmal, wenn der Abend kam, gegen das dithmarscher Land. So saß er auch am Eichentisch mit dem Trinkbecher vor sich, als Einer mit der Kunde eintraf, die Regenten hätten feinen Boten gehängt und den Kopf desselben aufs Rad gesetzt. Da trank Wiben Peters seinen Becher leer, stürzte ihn um, stand auf und sprach:

„Recht um Recht, Gut um Gut, Kopf um Kopf."

In der Nacht, die drauf folgte, fiel er mit zwanzig Knechten, weit von seinem Aufenthalt entfernt, am Eiderrand der Oster-Dövde in ein Haus, das Einem der Achtundvierzig angehörte, überwältigte die Insassen desselben und wählte aus den Söhnen des Besitzers Einen aus, den er an Händen und Füßen binden und auf die Tenne werfen ließ. Dann befahl er, das Haus in Brand zu stecken und hielt auf seinem Pferde wortlos davor, bis das lodernde Strohdach auf allen Seiten herniederschoß und die Wohnstätte nichts als ein glühender Haufen von Schutt und Kohlen geblieben war. Das war Leben um Leben, das erste, das er genommen, und er ließ bei Nacht eine Schrift an der Thür des Gubernators zu Heide anschlagen, daß er hinfort nicht so glimpflich weiter handeln, sondern für jeden Mann, den er einbüße, zehn, die er im Lande Dithmarschen antreffe, wieder zu Tode bringen werde, bis ihm sein Recht geworden. So stieg der Schrecken an dem ganzen Ostrande der Marsch ins Ungeheure, daß Weiber und Kinder in die festen Orte flüchteten und die Männer in allen Dorfschaften keine Nacht im Schlaf verbrachten, sondern zusammengeschaart bewaffnet warteten, um sich des Verlustes ihrer Habe und ihres Lebens zu erwehren. Denn es gab viel betrieblose, bunte, lüsterne und unnütze Gesellen im deutschen Reich, die, als sie von der Fehde Wiben Peters' gegen feine Landsleute vernahmen, ihm zuliefen, daß er bald an hundert verwegene Knechte um sich befaß, die er reichlich aus feinem Raub zu besolden vermochte. Es blieb ihm indeß noch genug davon übrig, um ein Fahrzeug mit voller Mannschaft und Geschütz auszurüsten, damit brach er unvermuthet bei Nacht von der See her ins Land, raubte, plünderte und brannte und verschwand wie ein Vogel im Sturm, hier und dort anflatternd, und wohin er kam, rothe Spur hinter sich drein ziehend. Dann griff er ein reichbefrachtetes Hamburger Schiff auf der Elbe an, bemächtigte sich desselben mitsammt der Ladung und entsandte die Mannschaft in ihre Heimath mit dem Vermelden, Wiben Peters wahre hinfort die Ehre und Gerechtsame des dithmarscher Landes wider den Hochmuth der Kaufleute zu Hamburg, die sich die Hoheit und Macht über den unteren Elbfluß anmaßten, und werde Jeg-

lichen, der sich dessen fürderhin vermesse, zu Buße und Gericht ziehen. Auch nach Heide entsandte er die nämliche Botschaft, da die Dithmarscher nicht mehr ihres alten Rechtes und ihrer früheren Mannhaftigkeit eingedenk seien, so hüte sein Arm Ruhm und Recht, welche die Väter erworben, vor schmählichem Untergang. Das las Mancher verwundert und griff sich an den Kopf, ob er richtig gelesen; doch es stand auf dem Blatt, und daß Wiben Peters es geschrieben und danach gethan, litt nicht Zweifel.

Bei welcher Rechtsbehörde aber sollte das dithmarscher Land Klage gegen den unfaßbaren Friedbrecher erheben und Sicherung vor seinem eigenen Angehörigen finden? Von dem dänischen Könige und dem Herzog von Holstein war keine ehrlich gemeinte Beihülfe zu versehen; an den Herzog Christoph zu Braunschweig-Lüneburg, der Erzbischof von Bremen und Verden war, sich zu wenden, widerstrebte dem Unabhängigkeitssinn der Bauernrepublik, da von alter Zeit her jener neben der geistlichen auch auf eine weltliche, doch stets zurückgewiesene Oberhoheit auf Dithmarschen Anspruch erhob. Den einzigen Gerichtshof, bei dem die Klage wegen Landfriedenbruchs anhängig zu machen war, bildete das kaiserliche Reichskammergericht zu Speier. Aber im besten Falle stand zu hoffen, daß dieses Wiben Peters' Enkeln Buße für die Gewaltthaten ihres Großvaters auferlegen werde.

Doch um selbst das zu ermöglichen, hätte Oda Peters dieser Enkel gedenken müssen, allein sie gedachte nur der Arbeit, die ihr in Mane Todiemen's Dienst oblag. Der nordische Winter war mit Sturm und Frost gekommen, doch sie hatte jede Erleichterung ihrer Pflichten stets mit dem Wort zurückgewiesen: „Ich bin eine Magd wie die anderen und habe höheren Lohn als sie empfangen," und war vor Tagesanbruch die Erste gewesen, welche ihre Kammer verlassen, die Letzte, die am Abend ihr hartes Bett aufgesucht. Von der ungewohnten Arbeit in der Kälte sprang die Haut ihrer Hände, aber sie achtete des Schmerzes nicht und wetteiferte mit den verhärtetsten Fingern; die Mägde blickten mit Scheu und Spottsucht hinterm Rücken nach ihr, besonders in Obacht, wenn sie mit dem Herrn zusammen traf. Aber sie grüßte diesen nur mit einem Kopfnicken, es vergingen Monate, ohne daß ein Wort zwischen ihnen fiel. Doch alle meinten, Mane Todiemen habe, wie es naturgemäß gewesen, sein Verlöbniß mit der Tochter des Friedbrechers zu Nicht gemacht und sie sei wohl von der Noth getrieben in seinen Dienst getreten, mehr aber noch in der verschwiegenen Hoffnung, ihn durch täglichen Verkehr abermals an sich zu fesseln und endlich doch ihr Ziel als Herrin auf dem reichen Gehöft zu erschleichen. Deshalb hielten vor Allem die Mitmägde ihre Schritte Tag und Nacht im Auge; jede vergaß leicht, daß Oda vormals nicht ihres Gleichen gewesen, allein da sie es geworden, gab jede neidisch Acht, daß sie nicht bevorzugt werde und sich allmälig zu dem, was sie früher bedeutet, wieder emporhebe.

Auch das Frühjahr kam und ging, das üppige Sommerkorn stand hoch und fiel unter der Sense, Oda Peters band mit den anderen die Schwaden, um wenig Tage war ein Jahr abgelaufen, seitdem Wiben Peters auf dem weißen Schimmel mit dem Landrecht in der Hand zwischen die Landesversammlung zu Heide hineingeritten. Der Mittag lag heiß und flimmernd über der Marsch, und die Inseln derselben standen von Luftspiegelung emporgehoben mit ihren Häusern, Thürmen und Dünen über dem Deich. Knechte und Mägde Mane Todiemen's hatten die Arbeit abgebrochen und gingen zur Mahlzeit, nur Oda legte sich zurückbleibend, wie sie's wohl gewöhnlich that, am Feldrand ins Gras und blickte in die täuschende Sonnenferne hinaus. Es zirpte um sie, in dem Rest der noch hoch stehenden Halme, die ihren Rastplatz umgaben, summte leiser Mittagshauch, die Spiegelung stieg immer höher noch in die Luft. „Alles ist ihr gleich," sagte Oda nach einer Weile vor sich hin, „das Bild lockt uns, und wer's fassen wollte, betröge sich selbst." Sie schloß die Augen, wie in Abneigung, länger hinzuschauen, dann betrog sie das geschlossene Lid und der Mittagsduft, denn sie schlief, den Arm über die Stirn gebogen haltend, ein. Nach längerer Zeit kam ein Schritt an der Koppelbefriedigung entlang, doch sie vernahm nichts mehr davon. Mane Todiemen war ausgegan-

gen, nach dem Stand der Erntearbeit zu sehen, aber er nahm nichts davon in sich auf, sondern schlenderte zwecklos umher. Auch von dem Mädchen gewahrte er nichts, ehe er dicht vor demselben zufällig um den hohen Kornrand bog. Da lag sie plötzlich zu seinen Füßen und er stand wie von der Mittagsgluth betäubt und starrte auf sie nieder. Die Festigkeit ihrer Züge war vom Schlaf gelöst und nur die mädchenhafte Lieblichkeit geblieben; ihr leicht geöffneter Mund athmete keine herben Worte, sondern glich der wilden Rose, die über ihr am Rain der Sonne träumerisch ihren Kelch erschloß. Nun kroch eine graue Erdspinne an der Goldflechte der Schläferin herauf und Mane kniete in hastiger Regung nieder, ergriff vorsichtig das häßliche Thier mit der Hand und schleuderte es fort. Aber dann kam's über ihn, er konnte nicht anders, wär's um Tod und Leben, er bückte sich und küßte leise ihren Mund. Sie hob die Wimper und schloß sie wieder; er war scheu aufgesprungen; wie er zurücksah, lag sie noch ruhig wie zuvor und schlief. Eilig lief er weiter; daß unfern von ihm der Kopf einer Magd sich mit listigem Blick ins Korn duckte, nahm er nicht wahr.

Oda Peters aber versah ihre Nachmittagsarbeit mit ungewohnter Fröhlichkeit. Sie lachte manchmal und summte ein Lied beim Binden der Garben, ja sie scherzte mit den anderen Mägden, was sie noch nie gethan. Die Luftspiegelung war zerronnen, doch Oda's Blick ging noch oftmals über den Deich und sie fragte beim Nachhausegehen:

„Habt ihr's auch gesehen? Nicht wahr, es war schön? Man möchte dort leben, auch so wie ein Schatten in der sonnigen Luft."

Sie hatten den Hof fast erreicht, auf der Landstraße her kamen in einiger Entfernung zwei Männer geschritten.

„Ja, ich hab's gesehen," antwortete mit spöttischem Mundziehen eine der Mägde. Sie wandte sich zu den anderen: „Ich weiß, weshalb sie so lustig heut' ist; freilich, ich würd's mir lieber mit den Zähnen verbeißen."

Sie zischelte leiser; Oda war plötzlich erröthet und fragte in mühsam verhaltenem herrischen Ton:

„Was weißt du?"

„Daß es dir lieber gewesen, daß es kein Schatten war, der dich heut' Mittag im Korn besucht, sondern Fleisch und Blut."

Die Sprecherin lachte frech und höhnisch.

„Kein Schatten?" wiederholte Oda mit sonderbar schmerzlicher Stimme, und sie sah unruhig auf: „Wie kannst du's wissen?"

„Sie fragt, ob ich Augen habe zu sehen, daß sie auf dem Feld geblieben, als ihr zum Essen gegangen, und daß der Herr gekommen, um sie zu küssen! Ich dacht' wohl, daß etwas im Werke wär', drum blieb sie auch; freilich, er kam nicht, um zu suchen, aber sie wußt's zu machen, daß er sie fand. Ich bin ein ehrliches Mädchen und schäme mich, mehr zu sagen."

Sie hätte es auch nicht gekonnt, denn Oda's Hand schlug ihr ins Gesicht, daß sie an den Wegrand schwankte. Die Mägde huben Geschrei: „Schlagt sie! Werft mit Steinen nach ihr! Sie ist friedlos wie ihr Vater!" doch der Marschboden enthielt keine Steine und Niemand wagte sich an sie, so daß sie hastigen Schrittes den Hofplatz erreichte. Auf diesem stand, über den Stimmenlärm verwundert, der junge Herr desselben und Oda trat mit glühenden Wangen vor ihn hin und frug:

„Hast du mich im Schlaf geküßt, Mane Todiemen?"

Er wandte unsicher den Blick von ihr. „Deine Augen sahen mich ja —"

„Wenn sie's gethan, würde ich sie hassen, wie ich dich hasse, Mane Todiemen. Laß mich gehen, meine Zeit ist um!"

Auch auf seiner Stirn schwoll eine Ader. „Uebermorgen," versetzte er mit erzwungener Ruhe, „ist der Jahrestag, an dem du dich mir verdungen."

Die beiden Männer von der Landstraße hatten den Hof betreten und grüßten. Es waren Claus Fake und Thieß Reimers, der Erstere wandte sich an Oda und sprach:

„Es ist viel Schlimmes geschehen, seitdem wir zuletzt beisammen gestanden, Jungfrau; mög' es besser enden, das füge Gott! Wir suchen Euch, nicht als Vertraute des Landes oder der Regenten, sondern als alte Freunde, die an Wiben Peters' Tisch gesessen und den Eichenbecher

mit ihm getrunken. Das Unglück, das er dem dithmarscher Land zufügt, schreit wider ihn im Himmel, er kann vor keinem Domstuhl Rechenschaft darüber geben. Ihr habt nicht Theil dran und seid ihm nicht gefolgt, wir wissen's wohl, was Ihr gethan, um den Streit zu schlichten, aber auch, daß Euer Wort und Eure Klugheit Macht über ihn besitzt und zu seinem starren Herzen Zugang hat. Wenn Ihr Liebe für irgend was im Herzen tragt, laßt Euch von uns bitten, daß Ihr zu ihm geht und ihm sprecht, sein sündhafter Grimm treffe Unschuldige, die ihm nichts zu Leide gethan und an dem Unrecht, das er sich widerfahren wähne, nicht Theil hätten. Geht, Jungfrau, und helft, daß er seiner Heimath schone, des Landes, dessen Kind auch Ihr seid, damit ihm um Euretwillen seine Frevel noch am Richttag vergeben werden mögen!"

Oda Peters hatte die Ansprache des unerwartet Herzugetretenen anfänglich mit noch achtlosem Ohr aufgenommen, nun überzog ihr vorhin erblaßtes Gesicht sich wieder mit lebendigem Roth und sie antwortete, stolz den Kopf hebend:

„Es freut mich, Herr Claus Fake, Euch bitten zu hören, aber Ihr irrt Euch, daß ich etwas im Herzen trage, was mir lieb ist. Ihr sagt, ich sei ein Kind des Landes und müsse meine Heimath darum lieben? Ein Kind, ein Sohn, ja, aber ein Mädchen hat keine Heimath und kein Recht. Der Vater übt Gewalt über sie; wenn er stirbt, der Ohm, der Bruder; die Heraufgewachsenen verkaufen sie in die Gewalt eines Mannes und ihr eigener Sohn befiehlt ihr, sobald er das Schwert trägt. Das ist Euer Landrecht, das Ihr den Töchtern des Landes leiht! Weh' der Thörin, wenn sie zu Allem sich freiwillig noch in die Gewalt der Liebe giebt, den einzigen Stolz, den sie besitzt, hinwirft. Ich kann ihn bewahren, denn des Friedbrechers Tochter hat kein Vaterhaus, kein Geschlecht, keinen Mann, die über sie gebieten; ich bin frei, das Beste, was ein Weib bei Euch sein kann, eine Magd, die einem Herrn um Lohn dient. Was kommt Ihr und bittet bei einer Magd? Habt Ihr keine Söhne wider den, der Euch bedroht? Ich zahl' Euch Euer Landrecht heim und sage Nein. Das ist mein Recht."

Claus Fake machte ein unschlüssiges Gesicht, sein Begleiter stand im Gespräch mit Mane Todiemen und hatte begonnen, demselben eine Nachricht mitzutheilen. Jetzt klang Thieß Reimers' Wort vernehmlich als das des einzigen Sprechers:

„Doch in jüngster Nacht hat er diese Kühnheit noch überboten und ist mit dreißig Mann gegen Heide selbst geritten. Zuvor hat er Kaff auf die Gassen streuen lassen, um den Hufschlag der Pferde unhörbar zu machen und ist dann plötzlich in das Haus Herrn Thedo Kaling's, des Gubernators, gebrochen, um diesen im Bette anzutreffen, der sich aber durch Zufall nicht dort, sondern in Obliegenheit seit gestern zu Meldorf befand. Nur seine Hausfrau Wobbe lag schlafend und ward von Wiben Peters mit zornigem Fluch aus dem Bett gerissen, auf ein Pferd geworfen und eilig mit fortgeschleppt, denn die Wächter hatten die Bürger zu den Waffen gerufen, so daß mehrere von den räuberischen Knechten noch beim Abzug erschlagen wurden. Er hält sich jetzt wieder im Holstenland; wohin soll es noch kommen, wenn selbst der Gubernator in der Stadt vor ihm nicht sicher ist?"

Es trat, wie der Erzähler geschwiegen, eine kurze Stille ein; wenige gewahrten, doch auch die es sahen, wußten nicht, warum es sonderbar in Oda Peters' Augensternen aufleuchtete. Sie sprach scharftönig vor sich hin:

„Wobbe Kaling?" wandte sich mit rascher Bewegung und sagte: „Ihr kamt zur rechten Stunde, Claus Fake, ich gehe zu meinem Vater."

Sie machte, auf der Stelle nach ihren Worten zu thun, einen Schritt vorwärts, kehrte jedoch gegen Mane Todiemen zurück. „Uebermorgen, sagst du? Verlangst du, daß ich bis dahin bleibe?"

„Nein, geh' wann du willst — heut' — am Besten gleich!"

Es entflog ihm hastig, ob noch im Zorn, ob im Einverständniß mit Claus Fake's Wunsch und der Lage der Dinge, der Ton seiner Antwort ließ es nicht erkennen. Oda's Gesicht überzog es mit Todtenblässe und ein Zittern überlief ihre kraftvolle Gestalt vom Scheitel bis zu den Füßen. Sie erwiederte fast ohne Laut der Stimme:

„Nimm den Dank, der dir dafür ge-

bührt!" und ging, ohne Gruß für die Anderen, der Straße zu. Am Hofthor stützte sie sich einen Augenblick auf die Holzplanke; sie schien etwas an ihrer Kleidung zu ordnen, doch sie mußte innehalten, denn die Knie wollten ihr zusammenbrechen, die Brust das Mieder sprengen. Aber gleich darauf hob sie wieder den Fuß, obwohl es ihr war, als schleife ein Centner an jedem derselben nach, sah nicht zurück und ging auf dem Weg nach Süderhadstedt weiter. Mane Todiemen stand wie betäubt auf dem Hof und blickte hinter ihr drein; plötzlich sprang er auf, ihr nachzustürzen, doch Claus Fake ergriff ihn am Arm und sagte:

„Macht sie nicht irre! Gott weiß, wer's auf einmal ihr eingegeben, auf uns zu hören. Das ist eine dithmarscher Jungfrau von alter Art, doch auch von ihres Vaters Art, will mir dünken; harte Frucht an trotzigem Baum, die Axt, die ihn umfällen muß, schlägt uns selbst ins beste Mark."

Oda Peters ging im Dämmerlicht zwischen Wald und Uferwelle am Windbarger See. An stiller tiefer Einbucht des dunklen Gewässers blieb sie zum ersten Mal stehen und sagte:

„Frei! Frei, wie ein Mann! Alles Gold der Erde wög's nicht auf! Albernes Ding, was schlägst du? Glaubst du, du brächtest mich nochmals in deine Gewalt zurück?"

(Schluß folgt.)

Geschichte des Menschengeschlechts

von Giacomo Leopardi.

Deutsch von Paul Heyse.

Es wird erzählt, daß alle Menschen, die Anfangs die Erde bevölkerten, überall gleichzeitig erschaffen worden seien, und alle als Kinder, und sie seien von den Bienen, den Ziegen und den Tauben ernährt worden in der Weise, wie die Dichter fabelten, daß Zeus auferzogen worden sei; und die Erde sei viel kleiner gewesen als jetzt, und fast alle Länder eben, der Himmel ohne Sterne, das Meer noch nicht erschaffen, und in der Welt sei eine weit geringere Mannigfaltigkeit und Pracht gewesen als heutzutage. Gleichwohl aber hätten die Menschen ein unersättliches Vergnügen daran gefunden, Himmel und Erde zu betrachten, und hätten beide außerordentlich angestaunt und für wunderschön gehalten, auch nicht allein für sehr groß, sondern für unbegrenzt, sowohl an Umfang wie an Erhabenheit und Anmuth. Da sie sich überdies mit den fröhlichsten Hoffnungen trugen und aus jedem Gefühl ihres Lebens unglaubliche Freuden schöpften, wuchsen sie in großer Zufriedenheit auf, und es fehlte wenig, daß sie sich für vollkommen glücklich hielten. Als sie aber so aufs Angenehmste ihre Kindheit und das erste Jünglingsalter verlebt hatten und zu reiferen Jahren kamen, fingen sie an, eine gewisse Veränderung zu spüren. Denn da die Hoffnungen, deren Erfüllung sie bis dahin von Tag zu Tage weiter hinausgeschoben hatten, noch immer nicht sich verwirklichten, wollte es sie bedünken, als ob dieselben überhaupt nicht viel Zutrauen verdienten; sich aber mit dem zu begnügen, was sie in der Gegenwart genossen, ohne sich irgend einen Zuwachs an Glück zu versprechen, schien ihnen unmöglich, zumal der Anblick der Natur und Alles, was das tägliche Leben mit sich brachte, sei es, weil sie jetzt daran gewöhnt waren, oder weil ihr Gemüth die frühere Lebhaftigkeit nicht mehr besaß, ihnen bei weitem nicht mehr so ergötzlich und angenehm vorkam, wie zu Anfang. Sie schweiften umher und besuchten die fernsten Gegenden der Erde, was sie leicht konnten, da Alles noch eben war, keine Meere dazwischen, noch andere Hindernisse im Wege lagen; und nach wenigen Jahren waren die Meisten von ihnen dahintergekommen, daß die Erde, so groß sie war, doch ihre Grenzen hatte und nicht so weite, daß sie nicht zu erreichen gewesen wären, und daß alle Gegenden dieser Erde und alle Menschen mit sehr geringen Unterschieden einander ähnlich sahen. Dies steigerte dermaßen ihre Mißzufriedenheit, daß sie noch nicht die Jugend hinter sich hatten, als schon ein förmlicher Ueberdruß an ihrem Dasein sich ihrer Aller bemächtigte. Und allmälig, wie sie in das Mannesalter traten, besonders aber gegen das Ende ihrer

Lebenszeit verwandelte sich dieser Ueberdruß in Haß und bei Einigen in eine so vollständige Verzweiflung, daß sie das Licht und das Athmen, die sie in der ersten Zeit so geliebt hatten, nicht mehr ertragen konnten und sich freiwillig, der Eine auf diese, der Andere auf jene Art, derselben beraubten.

Nun schien es den Göttern entsetzlich, daß lebende Wesen den Tod dem Leben vorzogen, und daß dies Leben selbst Einigen, welche es besaßen, ohne zwingende Nothwendigkeit, noch andere mitwirkende Umstände ein Mittel zu ihrer eigenen Vernichtung werden konnte. Auch kann man sich kaum vorstellen, wie sehr sie darüber erstaunt waren, ihre Gaben so geringgeschätzt, ja verabscheut zu sehen, daß Jemand mit aller Gewalt sich ihrer zu entledigen und sie abzuschütteln suchte; sie hatten ja geglaubt, die Welt mit so viel Trefflichkeit und Schönheit, mit so guten Gesetzen und Anordnungen ausgestattet zu haben, daß sie ein nicht nur erträglicher, sondern höchst erwünschter Wohnsitz für jedes lebende Wesen sein müsse und zumal für die Menschen, deren Geschlecht sie mit besonderem Fleiß und wundersamer Vorzüglichkeit gebildet hatten. Während sie aber mit dem großen Elend der Menschen, das sich aus diesen Folgen ersehen ließ, kein geringes Mitleid fühlten, fürchteten sie zugleich, daß das Menschengeschlecht, wenn diese traurigen Beispiele sich häufiger wiederholten, in Kurzem gegen die Bestimmung des Schicksals zu Grunde gehen möchte, wodurch die Welt jener Vollkommenheit, die unser Geschlecht ihr verleiht, sie selbst aber der Ehre verlustig gehen würden, welche die Menschen ihnen erzeigten.

Als daher Zeus beschloß, den Zustand der Menschen, da es nöthig schien, zu verbessern und ihnen mehr Hülfsmittel zur Erlangung des Glückes zu gewähren, vernahm er, daß die Menschen hauptsächlich darüber Klage führten, daß die Dinge nicht unermeßlich an Größe, noch unendlich an Schönheit, Vollkommenheit und Mannigfaltigkeit seien, wie sie Anfangs geglaubt hatten, sondern vielmehr sehr beschränkt, alle unvollkommen und fast alle einförmig; und da sie nicht allein mit dem höheren Alter, sondern auch mit den reifen Jahren und selbst mit dem Jünglingsalter unzufrieden seien und sich nach den Freuden der Kinderzeit sehnten, flehten sie inständig, in diese wieder zurückversetzt zu werden und ihr Leben lang darin zu verharren. Diesen Wunsch nun konnte Zeus ihnen nicht erfüllen, da es den allgemeinen Naturgesetzen und den Pflichten und Zwecken, welche die Menschen nach der Absicht und den Beschlüssen der Götter erfüllen sollten, zuwider gewesen wäre. Eben so wenig konnte er seine eigene Unendlichkeit den sterblichen Geschöpfen mittheilen, noch auch die Materie oder die Vollkommenheit und das Glück der Dinge und Menschen unendlich machen. Doch schien es ihm zweckmäßig, die Grenzen der Schöpfung auszudehnen und sie mehr zu schmücken und zu vermannigfachen; und nachdem er diesen Entschluß gefaßt, vergrößerte er die Erde rings umher und ergoß das Meer hinein, damit es, zwischen die bewohnten Gegenden tretend, den Dingen ein wechselnderes Ansehen gäbe und verhinderte, daß ihre Grenzen von den Menschen so leicht erkannt werden könnten, da es die Wege unterbrechen und auch als ein lebendiges Bild der Unermeßlichkeit sich den Augen darstellen würde. Damals überflutheten die neuen Gewässer das Land Atlantis und außerdem noch unzählige sehr ausgedehnte Länderstrecken, obwohl nur von jenem noch eine besondere Tradition überliefert ist, die eine lange Reihe von Jahrhunderten überlebt hat. Viele Gegenden tiefte er aus, andere hob er in die Höhe, indem er Berge und Hügel entstehen ließ, bestreute den Nachthimmel mit Sternen, verfeinerte und reinigte die Natur der Luft und steigerte den Glanz und die Klarheit des Tages, erhöhte und milderte in weit abwechselnderer Weise als früher die Farben des Himmels und der Fluren und wirrte die Geschlechter der Menschen dergestalt durch einander, daß die Einen ihr Greisenalter erlebten zu derselben Zeit, wo die Anderen Kindheit und Jugend hatten.

Und um den Schein jener Unendlichkeit zu vermehren, nach welcher die Menschen so sehnlich verlangten (da er ihnen doch die Sache selbst nicht zu gewähren vermochte), und ihren Einbildungen zu schmeicheln und Nahrung zu geben, durch deren Kraft vor Allem, wie

er wohl wußte, jene große Glückseligkeit ihrer Kinderzeit entstanden war, schuf er unter vielen anderen Erfindungen (wie schon das Meer eine gewesen war) das Echo, das er in den Thälern und Höhlen verbarg, und verlieh den Wäldern ein dumpfes, tiefes Brausen nebst einem gewaltigen Wogen ihrer Wipfel. Ferner erschuf er die Schaar der Träume und trug ihnen auf, unter verschiedenen Formen den Geist der Menschen zu täuschen und ihnen jene Fülle unbegreiflicher Glückseligkeit vorzuspiegeln, die zu verwirklichen er keine Möglichkeit sah, und jene verworrenen, unbestimmten Wahngebilde, zu denen er selbst, wenn er es auch gewollt hätte und die Menschen es noch so heiß ersehnten, ihnen in der Wirklichkeit kein entsprechendes Gegenbild hätte zeigen können.

Durch diese Veranstaltungen des Zeus wurde der Geist der Menschen erhoben und gestärkt und in einem Jeden die Lust und Liebe zum Leben erneuert, nicht minder auch ihr Glaube an die Schönheit und Unermeßlichkeit der Schöpfung und ihre freudige Bewunderung derselben. Und dieser erfreuliche Zustand dauerte viel länger, als der erste, besonders wegen der Zeitunterschiede, die Zeus bei den Geburten eingeführt hatte, da jetzt die schon erkalteten und durch ihre Erfahrungen ermüdeten Geister getröstet wurden, wenn sie die Wärme und die Hoffnungen der Jugend betrachteten. Als aber im Verlauf der Zeit der Reiz der Neuheit schwand und der alte Ekel und die Geringschätzung des Lebens wieder hervortraten, versanken die Menschen in eine solche Niedergeschlagenheit, daß damals, wie man glaubt, jene von einigen alten Völkern geübte und später noch beibehaltene Sitte aufkam, daß, wenn ein Kind geboren wurde, die Verwandten und Freunde zusammenkamen, um es zu beweinen, und wenn ein Mensch starb, der Tag festlich mit Reden und Beglückwünschungen wegen des Sterbefalls begangen wurde. Zuletzt ergaben sich alle Sterblichen der Gottlosigkeit, sei es, weil sie glaubten, daß sie von Zeus nicht erhört worden seien, oder weil es das Elend mit sich bringt, auch die von Hause aus edelsten Seelen zu verhärten und zu verderben und ihnen Rechtschaffenheit und Redlichkeit verhaßt zu machen. Daher täuschen sich diejenigen sehr, welche die Ursache der menschlichen Unglückseligkeit in ihrer Schlechtigkeit und Auflehnung gegen die Götter suchen; im Gegentheil, die Bosheit der Menschen hatte in nichts Anderem ihren Ursprung, als in ihrem vielfachen Unglück.

Nachdem nun aber die Götter die Frevelhaftigkeit der Sterblichen durch die deukalionische Fluth bestraft und Rache genommen hatten für alle Ungebühr, faßen die beiden Einzigen, die dem allgemeinen Untergang unseres Geschlechts entgangen waren, Deukalion und Pyrrha, auf der Spitze eines Felsens und riefen, da sie darüber einverstanden waren, daß dem Menschengeschlecht Nichts mehr frommen könne, als völlige Vernichtung, den Tod mit innigster Sehnsucht herbei, weit entfernt, ihn zu fürchten oder das gemeinsame Schicksal zu beklagen. Dennoch, da Zeus sie aufforderte, der Verödung der Erde abzuhelfen, und sie doch, da sie entmuthigt und lebenssatt waren, nicht die Kraft hatten, das Geschäft der Zeugung zu vollbringen, nahmen sie Steine vom Berge, wie die Götter es ihnen angezeigt hatten, und warfen sie hinter sich und stellten so das Menschengeschlecht wieder her. Zeus aber hatte aus Allem, was vorgefallen war, die menschliche Natur kennen gelernt und gemerkt, daß es ihnen nicht, wie den anderen Thieren, genügen kann, zu leben und von allem Schmerz und allem körperlichen Ungemach frei zu sein, daß sie vielmehr, da sie immer und in jeder Lage nach dem Unmöglichen streben, um so mehr aus freien Stücken sich mit dieser Sehnsucht zu schaffen machen, je weniger sie von anderen Uebeln heimgesucht sind. Daher beschloß er, sich neuer Mittel zur Erhaltung dieses unseligen Geschlechts zu bedienen, und zwar hauptsächlich auf zweierlei Weise: einmal, indem er ihr Leben mit wirklichen Uebeln durchflocht; dann aber, indem er die Menschen mit tausend Geschäften und Arbeiten überhäufte, um sie dadurch zu unterhalten und so viel als möglich von der Beschäftigung mit ihrem eigenen Gemüth oder wenigstens von der Sehnsucht nach jener unbekannten und nie verwirklichten Glückseligkeit abzuziehen.

Darum verbreitete er zuerst unter ihnen eine Menge verschiedener Krankheiten

und unzählige andere Leiden. Theils wollte er dadurch, daß er die Bedingungen und Zufälle des sterblichen Lebens mannigfacher machte, der Uebersättigung steuern und durch den Gegensatz der Uebel den Werth der Güter steigern; theils sollte der Mangel an Genüssen den Gemüthern, die Schlimmeres erfahren hatten, erträglicher werden als früher; theils auch beabsichtigte er die Wildheit der Menschen zu brechen und zu zähmen, daß sie ihren Nacken beugen und der Nothwendigkeit sich unterwerfen lernten und leichter sich mit ihrem Loose zufrieden gäben; auch hoffte er in ihren durch körperliche Krankheiten wie durch geistige Arbeiten geschwächten Seelen den Stachel und die Heftigkeit der Sehnsucht abzustumpfen. Ueberdies sah er klar voraus, daß die Menschen, von Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht, weniger als früher geneigt sein würden, Hand an sich selbst zu legen, da Leiden feige und kleinmüthig zu machen pflegen. Pflegen sie doch auch, da sie der Hoffnung auf Besserung Raum lassen, die Seelen fester an das Leben zu knüpfen, da die Unglücklichen überzeugt sind, daß sie sehr glücklich sein würden, wenn sie nur erst ihre Leiden los werden könnten, und wie es in der menschlichen Natur liegt, geben sie nie die Hoffnung auf, dies auf irgend eine Art zu erreichen. Ferner schuf Zeus die Stürme und Ungewitter, bewaffnete sich mit Donner und Blitz, gab Neptun den Dreizack, jagte die Kometen in ihre Bahnen hinaus und ordnete die Verfinsterungen an; hierdurch und durch andere furchtbaren Zeichen und Naturerscheinungen wollte er von Zeit zu Zeit die Sterblichen schrecken, da er wußte, daß Furcht und die Nähe von Gefahren wenigstens für kurze Zeit ihnen das Leben wieder lieb machen würden, nicht bloß den Unglücklichen, sondern selbst denen, die es verabscheuten und nur allzu geneigt wären, es wegzuwerfen.

Um aber dem früheren Müßiggange zu steuern, erweckte er in den Menschen das Bedürfniß und Gelüst nach neuen Speisen und Getränken, die nur mit großer Mühe zu verschaffen waren, während bis zur Sündfluth die Menschen ihren Durst nur mit Wasser gelöscht und ihren Hunger gestillt hatten mit den Kräutern und Früchten, die die Erde und die Bäume ihnen freiwillig darboten und mit anderen gemeinen und leicht zu erlangenden Nahrungsmitteln, wie sich auch heute noch einige Völker und besonders die in Californien zu nähren pflegen. Den verschiedenen Gegenden gab er verschiedene Witterung, und so auch den verschiedenen Zeiten des Jahres, das bis dahin immer und auf der ganzen Erde so mild und angenehm gewesen war, daß die Menschen keiner Kleidung bedurften; mit der mußten sie sich von nun an versehen und sich mit mancherlei Vorkehrungen gegen den Unbestand und die Rauheit des Himmels schützen. Dem Mercur befahl er, die ersten Städte zu gründen und das Menschengeschlecht nach Völkern, Nationen und Sprachen einzutheilen, wodurch Wetteifer und Zwietracht unter ihnen erregt wurden; sollte er auch die Menschen den Gesang und jene anderen Künste lehren, die sowohl wegen ihrer Natur als wegen ihres Ursprunges göttlich genannt wurden und noch heute so heißen. Er selbst gab den neuen Völkern Gesetze, Einrichtungen und bürgerliche Ordnungen, und da er ihnen schließlich noch eine ganz unvergleichlich große Wohlthat erweisen wollte, sandte er zu ihnen gewisse Schemen von herrlichem, übermenschlichem Reiz, denen er Vollmacht gab, über diese Leute fast unumschränkt zu herrschen; ihre Namen waren Gerechtigkeit, Tugend, Ruhm, Vaterlandsliebe und ähnliche. Unter diesen Scheinwesen befand sich auch eines, das Liebe hieß und damals zuerst mit allen anderen auf die Erde kam; denn ehe man den Gebrauch der Kleider kannte, trieb nicht Liebe, sondern blinde Begierde, die in den Menschen damals sich ungefähr eben so wie noch heutigen Tages in den Thieren regte, das eine Geschlecht zum anderen, so wie ein jeder sich zu Speisen und ähnlichen Dingen hingezogen fühlt, die man nicht eigentlich liebt, sondern nur begehrt.

Nun war es ganz erstaunlich, welche Wirkungen diese göttlichen Rathschlüsse auf das Leben der Sterblichen ausübten, und wie weit die neuen Verhältnisse der Menschen, ungeachtet der Mühen, Schrecken und Schmerzen, die sie früher nicht gekannt hatten, an Behaglichkeit und Annehmlichkeit den Zustand vor der Fluth übertrafen. Dies verdankte man zum

großen Theil jenen wundersamen Spukbildern, die von den Menschen bald für Geister, bald für Götter gehalten wurden, und denen sie durch sehr lange Zeiträume mit unsäglichem Eifer und gewaltigen, staunenswürdigen Anstrengungen huldigten; hierin feuerten sie auch die Dichter und Künstler mit unendlicher Begeisterung an, so daß eine sehr große Menge Sterblicher sich nicht besannen, der Eine diesem, der Andere jenem dieser Schemen sein eigen Blut und Leben zu widmen und aufzuopfern. Dies war dem Zeus nicht nur nicht unlieb, sondern gefiel ihm ausnehmend, sowohl aus anderen Gründen, als auch weil er schloß, daß nun die Menschen um so weniger geneigt sein würden, ihr Leben freiwillig wegzuwerfen, je bereiter sie wären, es für schöne und ruhmwürdige Zwecke hinzugeben. Auch an Dauerhaftigkeit übertrafen diese guten Einrichtungen bei Weitem die frühern; denn obwohl sie nach vielen Jahrhunderten in offenbaren Verfall geriethen, hatten sie doch selbst bei ihrer erst langsamen, dann immer reißenderen Abnahme noch so viel Kraft, daß bis zum Beginn einer von der gegenwärtigen nicht sehr entfernten Periode das menschliche Leben, das, Dank diesen Einrichtungen, einst und besonders zu einer gewissen Zeit beinah vergnüglich gewesen war, durch ihren wohlthätigen Einfluß immer noch leidlich bequem und erträglich blieb.

Daß sie sich aber überhaupt veränderten, kam von den vielen sinnreichen Erfindungen der Menschen, um leicht und schnell ihre eigenen Bedürfnisse zu befriedigen; ferner von der unmäßig zunehmende Ungleichheit der Lebensverhältnisse und Pflichten, die Zeus unter den Menschen angeordnet, als er die ersten Republiken gründete und einrichtete; von dem Müßiggang und der Eitelkeit, die infolge hiervon, nachdem sie so lange verbannt gewesen, sich von Neuem des Lebens bemächtigten; von dem Umstand, daß nicht allein im Wesen der Dinge selbst, sondern auch durch die Werthschätzung derselben von Seiten der Menschen der Reiz der Mannigfaltigkeit mehr und mehr aus dem Leben selbst verschwand, wie es bei jeder langen Gewöhnung zu geschehen pflegt; und endlich trugen noch andere wichtigere Umstände dazu bei, die zu oft aus einander gesetzt worden sind, um hier aufgezählt werden zu müssen. So viel ist sicher, daß jener Ueberdruß an dem, was sie besaßen, der die Menschen vor der Sündfluth gequält hatte, sich erneuerte, und jene bitterliche Sehnsucht nach einem unbekannten und der Natur des Universums fremden Glückseligkeit mit neuer Gewalt sich in ihnen regte.

Aber der vollständige Umsturz ihres Glückes und der Untergang jenes Zustandes, den wir heute das Alterthum zu nennen pflegen, wurde hauptsächlich durch etwas von all diesem ganz Verschiedenes herbei geführt, nämlich durch Folgendes. Unter jenen von den Alten so hochgepriesenen Scheinbildern war eines, welches in ihren Sprachen Weisheit genannt wurde. Diese, welche wie alle ihre Gefährtinnen allgemein verehrt und von Vielen ganz besonders zur Führerin erwählt wurde, hatte ebenfalls zu dem blühenden Zustand der verflossenen Jahrhunderte das Ihre beigetragen. Insbesondere hatte sie wiederholt, ja täglich ihren Anhängern versprochen und zugeschworen, sie wolle ihnen die Wahrheit zeigen, von der sie sagte, daß sie ein sehr erhabener Genius und ihre (der Weisheit) eigene Herrin und bisher noch nie auf die Erde gekommen sei, sondern ihren Sitz im Himmel bei den Göttern habe; von dort aber verhieß sie dieselbe durch das Ansehen und die Gunst, die sie bei ihr genösse, herabzulocken und zu bewegen, eine Zeit lang unter den Menschen zu wohnen; durch den Umgang und die Vertrautheit mit ihr sollte dann das Menschengeschlecht dahin gelangen, daß es an Tiefe der Erkenntniß, Vorzüglichkeit der Gesetze und Sitten und Glückseligkeit des Lebens beinah den Göttern vergleichbar würde. Wie hätte aber ein bloßes Schattenbild und ein leerer Spuk sein Versprechen halten, geschweige die Wahrheit auf die Erde herablocken können? So sahen denn auch die Menschen, nachdem sie lange voll der gläubigsten Zuversicht gewesen waren, die Unhaltbarkeit dieser Verheißungen ein, und da sie zu gleicher Zeit, besonders wegen des Müßigganges, in dem sie lebten, nach neuen Dingen hungrig, auch vom Ehrgeiz, sich den Göttern gleichzustellen, besessen und von der Sehnsucht nach jenem Glück erfüllt waren,

das sie nach den Vorspiegelungen jenes Truggespenstes im Umgang mit der Wahrheit zu erlangen gehofft hatten, so wandten sie sich mit den inständigsten und anmaßlichsten Bitten an Zeus, daß er doch eine Zeit lang jenen edelsten Genius auf die Erde senden möge, indem sie ihm vorwarfen, er mißgönne seinen Geschöpfen den unendlichen Vortheil, den sie aus der Gegenwart desselben schöpfen würden; und zugleich beschwerten sie sich bei ihm über das menschliche Loos und brachten die alten gehässigen Klagen über die Kleinheit und Aermlichkeit ihrer Verhältnisse von Neuem vor. Und weil jene glänzenden Scheinbilder, die den vergangenen Zeiten so viel Glück beschert, nun von der Mehrzahl nur wenig mehr geschätzt, wenn auch noch nicht für das erkannt wurden, was sie wirklich waren, da nur die allgemeine Niedrigkeit der Gesinnung und die eingerissene Feigheit sie fast um all ihre Anhänger gebracht hatten: so verwünschten die Menschen frevelhafterweise das größte Geschenk, das die Ewigen den Sterblichen gemacht hatten und zu machen im Stande gewesen waren, indem sie sich laut darüber beklagten, die Erde sei nur der geringeren Genien würdig befunden worden, und den höheren, vor denen das Menschengeschlecht sich weit williger beugen würde, sei es weder geziemend noch erlaubt, auf diesen untersten Theil des Universums den Fuß zu setzen.

Viele Dinge hatten schon lange die Menschen von Neuem um die Gunst des Zeus gebracht; unter Anderem die beispiellosen Laster und Verbrechen, welche an Menge und Verruchtheit alle durch die Sündfluth bestraften Frevelthaten weit übertroffen hatten. Es verdroß ihn vollends nach so vielen Erfahrungen die unruhige, unersättliche, maßlose Natur der Menschen, und er sah nun klar ein, daß sie zu beruhigen, geschweige glücklich zu machen keine Fürsorge vermögen, kein Zustand frommen, kein Ort genügen würde; denn wenn er auch den Raum und die Freuden der Erde und die gesammte Schöpfung tausendfach hätte vermehren wollen, wäre das Alles doch den Menschen, welche der Unendlichkeit gleich unfähig wie nach ihr begierig sind, in Kurzem wieder eng, unerfreulich und gering erschienen. Zuletzt aber reizten jene dummen und hoffährtigen Bitten den Zorn des Gottes dermaßen, daß er jedes Mitleid beiseitzusetzen und das Menschengeschlecht auf ewig zu strafen beschloß, indem er es für alle kommenden Zeiten zu einem viel härteren Elend verdammte. Er wollte nämlich die Wahrheit nicht bloß eine Zeit lang unter den Menschen wohnen lassen, wie sie ihn gebeten hatten, sondern sie sollte ihren beständigen Wohnsitz unter ihnen haben und nach Verbannung jener schönen Truggespenster, die er ihnen früher gesandt, als die stete Herrin und Meisterin bei dem Menschengeschlechte weilen.

Ueber diesen Rathschluß verwunderten sich die anderen Götter, da sie glaubten, wir würden dadurch in einen allzu herrlichen Zustand versetzt und ihr eigenes Uebergewicht beeinträchtigt werden. Zeus aber widerlegte ihre Besorgniß, indem er ihnen vorstellte, abgesehen davon, daß nicht alle Genien, wenn sie auch groß wären, wohlthätig wirken müßten, liege es auch gar nicht im Wesen der Wahrheit, auf die Menschen ebenso zu wirken wie auf die Götter. Darum, weil sie den Göttern ihre eigene Seligkeit zum Bewußtsein bringe, werde sie den Menschen ihre Unglückseligkeit vollends klar machen und beständig vor Augen führen, und dieselbe überdies nicht als ein bloßes Werk des Glückes, sondern als einen Zustand darstellen, dem sie durch keinen Zufall und kein Heilmittel entrinnen und in welchem nie, so lange sie lebten, eine Ruhepause eintreten könnte. Und da der größte Theil ihrer Uebel derart ist, daß sie in demselben Maße Uebel sind, als sie von dem, der sie erduldet, dafür gehalten werden, so kann man sich vorstellen, wie höchst schädlich die Gegenwart dieses Genius den Menschen werden muß. Denn Nichts wird ihnen wahrer erscheinen als die Falschheit aller sterblichen Güter, und Nichts so festbegründet, als die Nichtigkeit aller Dinge, mit Ausnahme ihrer eigenen Schmerzen. Daher werden sie auch jeder Hoffnung beraubt werden, womit sie von Anfang an bis heute mehr als mit irgend einem anderen Vergnügen oder Trost ihr Leben hingehalten haben. Und wenn sie dann nichts hoffen und keinen Zweck erblicken, der ihrer Unternehmungen und Arbeiten werth wäre, werden sie jede eif-

rige Thätigkeit, geschweige erst jede hochherzige, dermaßen vernachlässigen und verabscheuen lernen, daß sie nicht viel anders, als ob sie begraben wären, hinleben werden. In dieser Dumpfheit und Verzweiflung aber werden sie dem Stachel der ihnen angeborenen Sehnsucht nach unermeßlicher Glückseligkeit dennoch nicht entgehen, die um so heißer als früher sie plagen wird, je weniger ihr Gemüth von mannigfachen Sorgen und stürmischer Thatkraft erfüllt und zerstreut sein wird. Zugleich werden sie entdecken, daß die natürliche Kraft der Phantasie sie im Stich gelassen hat, welche sie noch allein einigermaßen für jene unerreichbare Glückseligkeit entschädigen konnte, welche weder ich recht verstehen kann, noch sie selbst, obwohl sie sich nach ihr sehnen. Und all jene Gleichnisse des Unendlichen, die ich so sorgfältig in der Welt angebracht hatte, um sie zu täuschen und ihrer Neigung gemäß mit weiten und unbestimmten Gedanken zu nähren, werden nun unzulänglich dazu sein, in Folge ihrer Gelehrsamkeit und der Gewohnheiten, die sie der Wahrheit verdanken werden. So werden denn die Erde und die anderen Theile des Universums, wenn sie ihnen schon vorher klein erschienen, jetzt vollends ihnen winzig dünken; denn sie werden über die Naturgeheimnisse unterrichtet und aufgeklärt werden, die, im Gegensatz zu der jetzt herrschenden Vorstellung der Menschen, Jedem um so geringfügiger erscheinen, je mehr er von ihnen weiß. Endlich, da der Erde ihre Trugbilder wieder genommen sein werden und nun die Wahrheit sie belehren wird, was es mit denselben für eine Bewandtniß gehabt habe, wird dem Menschenleben sowohl im Denken wie im Handeln jeder Werth, jede Rechtlichkeit abhanden kommen, und nicht allein der Eifer und die Liebe zum eignen Volk und Vaterland, sondern sogar der Name derselben erlöschen; alle Menschen werden sich, wie es heißen wird, zu einer einzigen Nation und Einem Vaterlande zusammenthun, wie es Anfangs war, und von allgemeiner Liebe zu ihrer gesammten Gattung reden; in Wahrheit aber wird sich das menschliche Geschlecht in so viele Völker zersplittern als einzelne Menschen sein werden. Denn da sie kein besonderes Vaterland mehr haben, das sie lieben, noch Fremde, die sie hassen müßten, wird jeder Einzelne alle Anderen hassen und von seinem ganzen Geschlecht nur sich allein lieben. Wie viele und große Uebelstände hieraus entstehen werden, würde man aufzuzählen kein Ende finden. Und dennoch wird dieses entsetzliche und verzweifelte Unglück den Sterblichen nicht den Muth verleihen, das Licht freiwillig zu verlassen, da die Herrschaft jenes Genius sie eben so feige als elend machen und, während sie die Bitterkeit ihres Daseins unermeßlich schärft, sie zugleich der Kraft berauben wird, dasselbe von sich zu werfen.

Nach diesen Worten des Zeus schien es den Göttern, als ob unser Loos doch weit grausamer und schrecklicher werden würde, als sich mit dem göttlichen Mitleide vertrüge. Zeus aber fuhr fort: Indessen werden sie einen gewissen Trost aus jenem Trugbilde schöpfen, das sie Liebe nennen; dieses nämlich bin ich Willens im menschlichen Verkehr zu lassen, wenn ich alle anderen entferne. Und es wird der Wahrheit, so mächtig sie auch ist und so unaufhörlich sie es auch bekämpft, nie gelingen, dasselbe auf der Erde auszurotten, ja nur selten, es zu besiegen. So wird das Leben der Menschen, gleichmäßig in Anspruch genommen durch den Cultus jenes Trugbildes und dieses Genius, in zwei Hälften zerfallen, und beide werden über die Zustände und Gemüther der Sterblichen gemeinsam herrschen. Alle anderen Bestrebungen, mit Ausnahme einiger wenigen und unrichtigen, werden bei der Mehrzahl der Menschen in Verfall gerathen. Dem beschwerlichen Greisenalter wird für die Tröstungen der Liebe, die ihm fehlen, ein wohlthätiger Ersatz geboten werden in dem natürlichen Hange desselben, beinah mit dem bloßen Leben zufrieden zu sein, wie das auch bei den anderen Thiergattungen der Fall ist, und sich an das Dasein um seiner selbst willen anzuklammern, nicht weil sie noch irgend ein Vergnügen oder einen Vortheil davon hätten.

So sandte denn Zeus, nachdem er die beseligenden Trugbilder von der Erde entfernt hatte, mit alleiniger Ausnahme der Liebe, des wenigst edlen von allen, die Wahrheit zu den Menschen und gab ihr bei ihnen beständige Wohnung und Herrschgewalt. Die Folgen davon waren genau so kläglich, wie er es vorausgesehen, und

es ereignete sich etwas sehr Wunderbares. Während dieser Genius vor seiner Herabkunft, als er noch keine Macht und kein Recht unter den Menschen ausübte, mit einer Menge Tempeln und Opfern von ihnen geehrt worden war, versenkte er jetzt, da er mit fürstlichem Ansehn auf die Erde kam und man ihn von Angesicht kennen lernte, im Gegensatz zu allen anderen Unsterblichen, die um so ehrwürdiger erschienen, je klarer sie sich zu erkennen gaben, die Gemüther der Menschen dermaßen in Trauer und Schrecken, daß sie, obwohl sie gezwungen waren, ihm zu gehorchen, sich doch weigerten, ihn anzubeten. Und während jene Truggespenster, je größere Macht sie in jedem Gemüth ausgeübt hatten, um so mehr von jedem geehrt und geliebt zu werden pflegten, wurde dieser Genius von denen, über die er die höchste Gewalt erlangte, am heftigsten verwünscht und am bittersten gehaßt. Da aber die Menschen trotzdem sich seiner Tyrannei nicht entziehen, noch dagegen auflehnen konnten, lebten sie ein so äußerst elendes Leben, wie sie noch heute thun und immer thun werden.

Da bewegte aber das Mitleiden, das in den Seelen der Himmlischen nie erlischt, vor nicht langer Zeit das Herz des Zeus, daß ihn dieses große Unglück erbarmte, und besonders das einiger Menschen, die an Feinheit des Verstandes im Verein mit Adel der Sitten und Rechtschaffenheit des Lebens hervorragten, die er aber gewöhnlich nur noch schwerer als die Anderen unter der Gewalt und harten Herrschaft jenes Genius leiden sah. In den alten Zeiten, als Gerechtigkeit, Tugend und die anderen Trugbilder die Menschenwelt regierten, waren die Götter zuweilen, um ihre eignen Schöpfungen zu beschauen, bald der eine, bald der andere auf die Erde herabgestiegen und hatten ihre Gegenwart daselbst auf verschiedene Weise kund gegeben, was immer eine große Wohlthat für alle Sterblichen oder für Einzelne im Besonderen gewesen war. Als aber das Leben von Neuem in Verderbniß gerieth und in jeder Ruchlosigkeit untersank, scheuten sie sehr lange den Verkehr mit den Menschen. Nun schlug Zeus, da ihn unser tiefes Elend dauerte, den Unsterblichen vor, ob nicht einer von ihnen, wie sie es früher gepflegt, sich dazu entschließen möchte, dieses ihr Geschlecht zu besuchen und in seinen großen Drangsalen zu trösten und vornehmlich die, welche zeigen würden, daß sie an ihrem Theil das allgemeine Unglück nicht verdienten. Alle blieben stumm; nur Amor, der Sohn der himmlischen Venus, der denselben Namen trug wie jenes als Liebe bekannte Trugbild, aber an Natur, Tugend und Werken weit von ihm verschieden war, erbot sich, da er unter allen Göttern der mitleidigste ist, dieses von Zeus vorgeschlagene Amt zu übernehmen und vom Himmel herabzusteigen, den er nie zuvor verlassen hatte; denn die Versammlung der Unsterblichen, da sie ihn unaussprechlich liebte, hatte nie erlauben wollen, daß er sich auch nur für kurze Zeit von ihnen entfernte; obwohl von Zeit zu Zeit viele aus der alten Welt, getäuscht durch die Verwandlungen und mancherlei Listen des gleichnamigen Trugbildes, unzweifelhafte Anzeichen von der Gegenwart dieses höchsten Gottes zu erkennen glaubten. Er kam aber erst dann zu den Sterblichen, als sie der Botmäßigkeit der Wahrheit untergeben waren. Auch nach dieser Zeit pflegt er nur selten herabzusteigen und nie lange zu verweilen, sowohl weil das Menschengeschlecht im Allgemeinen seiner unwerth ist, als auch weil die Götter nur sehr widerstrebend seine Entfernung ertragen. Wenn er auf die Erde kommt, wählt er die zartesten und edelsten Herzen der großmüthigsten und hochsinnigsten Personen aus und nimmt dort für kurze Zeit seinen Wohnsitz; dann aber durchströmt er sie mit so fremdartig wundersamer Süße und erfüllt sie mit so edlen Gefühlen, mit solcher Tugend und Tapferkeit, daß sie dann, was unter den Menschen ganz unerhört ist, in Wahrheit und nicht bloß zum Schein erfahren, was Glückseligkeit ist. Nur sehr selten verbindet er zwei Herzen, indem er Beide zu gleicher Zeit umarmt und Beiden eine gegenseitige Gluth und Sehnsucht einflößt, wenn er auch von allen denen, von denen er Besitz nimmt, aufs Inständigste um diese Gunst angefleht wird; denn Zeus erlaubt ihm nur sehr selten, solchen Bitten zu willfahren, da das Glück, das aus dieser Gunstgewährung entsprießt, allzu wenig hinter dem der Götter zurücksteht. Jedenfalls ist das Erfülltsein von dieser Gottheit schon an und für sich beseligender als der glücklichste Zustand irgend eines

Menschen in den besten Zeiten je gewesen war. Wo er sich niederläßt, da nähern sich dem Menschen, allen Anderen unsichtbar, alle jene wunderbaren Trugbilder wieder, die von dem Verkehr mit den Irdischen ausgeschlossen worden waren; denn der Gott führt sie zu diesem Zweck mit Erlaubniß des Zeus wieder auf die Erde zurück, was die Wahrheit nicht verwehren kann, so feindselig sie gegen jene Gespenster gesinnt und so heftig erzürnt sie über ihre Rückkehr ist; die Genien sind aber nicht im Stande, sich den Göttern zu widersetzen. Und da das Schicksal ihn mit ewiger Jugend begabt hat, erfüllt er, dieser seiner Natur gemäß, in gewisser Weise jenen höchsten Wunsch der Menschen, in den Stand der Kindheit wieder zurückversetzt zu werden. Darum erregt und belebt er in den Seelen, die er sich zur Wohnung erkoren, so lange er in ihnen verweilt, die unendliche Hoffnung und die schönen, theuren Einbildungen der jugendlichen Jahre. Viele Sterbliche, die seiner Wonne unkundig oder unfähig sind, verspotten und höhnen ihn täglich, sowohl wenn er fern, als wenn er nah ist, mit der zügellosesten Keckheit; er aber hört ihre Schmähungen nicht, und wenn er sie hörte, würde er keine Strafe dafür verhängen, so großmüthig und sanft ist er von Natur. Abgesehen davon, daß die Unsterblichen sich an der Rache, die sie über das ganze Geschlecht verhängt, und an dem unheilbaren Elend, mit dem sie es gezüchtigt, genügen lassen und die Beleidigungen durch einzelne Menschen nicht ahnden; und daß ja auch die Betrüger, die Ungerechten und die Verächter der Götter durch keine andere Strafe noch besonders gestraft werden, als daß sie aus eigenem Willen der Gnade der Götter fremd bleiben.

Epistel über deutschen Versbau.

Von

Wilhelm Jordan.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

Dr. R. R. an W. J.

Ihrer Odyssee sehe ich entgegen mit Verlangen, aber auch mit Bangen. Ich fürchte, daß mir die Freude durch metrische Anstöße getrübt werden könne. Ich bin zu alt geworden in dem Trachten nach reinen Spondäen und Daktylen und kann mich nicht leicht über einen Fuß hinwegsetzen, den ich nach meinem Sprachgefühl –⏑– oder gar –––⏑ lesen müßte. Verse wie diese in Ihrem Hildebrant:

⏑ – ⏑ ⏑
Nur fünfhundert Mann so viel ich höre —

oder

⏑ – ⏑ ⏑ –
Die Zugbrücken ziehn — — — — — — — —

bleiben mir unbehaglich, obgleich Sie den metrischen Anstoß durch Sprachmelodik zu vergüten wissen.

Sie fragen mich, wie ich es anfangen würde, etwa eine Erzählung von der Belagerung Magdeburgs in Hexametern zu schreiben, da ich doch den Namen „Magdeburg", als im Hexameter unmöglich, entweder ganz vermeiden müßte, was nicht angehe, oder ihn zu scandiren hätte wie die Magdeburger und der heutige Sprachgebrauch –⏑⏑, was ich verwerfe. Nun, ich fange in Ihrem Sinne gleich an und schreibe:

– ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑
Magdeburg, Handelsstadt herrlich am Elbufer,
– ⏑ ⏑ – ⏑
dich will ich singen

und bin mit Ihnen überzeugt, daß jeder maulfaule mecklenburger Junge, der Stavenhagen à la Fritz Reuter als Jambus Stavnhagn ⏑– spricht, diesen Vers als richtigen Hexameter lesen wird. Sie aber, der Sie sich im Wesentlichen mit der Goethe'schen Behandlung des Hexameters einverstanden erklären, können Sie leugnen, daß in Hermann und Dorothea so mancher vorkommt, der es mit obigem Prachtvers aufnimmt?

Es ist das Ergebniß aller modernen Sprachforschung, daß alle Sprachen der Welt in einem fortwährenden p h o n e t i s c h e n V e r f a l l e sich befinden. Allen logischen Bestimmungen der Rede, die wir jetzt als Flexionssilben und Endungen bezeichnen, haben ursprünglich selbständige Begriffsworte zu Grunde gelegen, und diese Silben und Endungen unterliegen von Jahrhundert zu Jahrhundert einer zunehmenden Verflachung und Verschluckung. Daß Laute, wie haft, lich, icht, sam, keit, jetzt schon kaum noch mittelzeitige sind, während sie vor Zeiten volltönend waren, ist leider, zum Schaden der

Sprache, zur Vernichtung ihres Wohlklanges, unbestreitbar. Doch dem ist nicht mehr abzuhelfen. Wenn aber die Maulfaulheit unseres Geschlechtes angefangen hat, ganze Hauptbegriffe zu verschlucken; wenn aus der Handelsstadt ein Daktylus gemacht wird; wenn man in Hamburg auch Alsterthor –⏑⏑ ausspricht, so ist das nur zu beklagen. Allerdings auch nicht zu ändern. Aber der Dichter darf sich dergleichen nicht als Gesetz aufdrängen lassen. Der Dichter, dem die Sprache das Material seiner Kunstschöpfung ist, wie dem Bildhauer sein Marmor, dem Componisten sein Instrument, muß doch die angeborene Schönheit der Sprache als ein unaufgebliches Recht festhalten. Ein Praxiteles wählt doch nicht absichtlich fleckigen oder brüchigen Marmor, und Mozart spielt nicht freiwillig auf einem verstimmten Instrument. Warum wollen Sie sich dem einreißenden Sprachverderben anbequemen, anstatt das Ihre zu thun, die Sprache wieder zu erheben? Sie hätten in anapästischem Verse Sigfridsrhapsode –⏑⏑–⏑ und Untergangsstrahlen –⏑⏑–⏑ ebensowenig schreiben sollen, als es Ihnen etwa einfallen würde, mit Hanswurst –´ einen Hexameter zu beginnen.

W. J. an Dr. N. N.

An einem Ihrer Vergleiche, lieber Freund, läßt es sich gut einleuchtend machen, daß man die Forderung regelrechten Versbaus nicht zu hoch spannen darf. Ein Bildhauer, sagen Sie, werde nicht fleckigen Marmor für seine Statuen wählen. Nein, er sucht sich den reinsten, den er finden kann. Ja, für kleine Zimmerstatuetten verwendet er ein Stück makellosen Alabasters und selbst für eine Büste von mäßigem Umfange kann es ihm gelingen, einen karariſchen Block ohne Fleck an störender Stelle aufzutreiben. Für ein größeres Werk aber muß auch er auf gänzliche Reinheit von vorn herein verzichten. In den Block hineinsehen kann er nicht. Nach den äußeren Merkmalen mag er ihn noch so sorgsam aussuchen lassen, es ist dennoch gewiß, daß er Flecke haben werde, weil ein fleckenloses Stück Marmor, genügend zu einer lebensgroßen oder gar kolossalen Statue, auf Erden nicht gebrochen wird.

Immerhin aber hat er auch als Bildner in Marmor noch Wahl seines Stoffes. Als Erzbildner kann er sich sogar von den Zufälligkeiten der Natur ganz befreien und ein Metallgemisch von vollkommener Gleichmäßigkeit verwenden.

Der Poet hat nur einen Stoff: seine Sprache, wie sie zur Zeit seines Lebens gesprochen wird. Daß sie so gesprochen wird, kann er oft bedauern, sehr selten ändern, oft sogar da nicht, wo der Sprachgebrauch unvernünftig ist, wie z. B. die erweislich nur der Reimbarkeit zu Liebe bewirkte Verwandlung der früheren richtigen Betonung le'bendig in lebe'ndig. In Kleinigkeiten habe ich zwar selbst gegen den Strom anzuschwimmen versucht, ob aber mit Erfolg, wird sich erst nach fünfzig Jahren beurtheilen lassen; z. B. indem ich den im Vortrag des Epos für die Verständlichkeit beim Hören schlechterdings unentbehrlichen alten Dativ Sigfride, Gunthre wieder aufgenommen, auch an Stelle des durchaus unsinnigen lüften, in der Verbindung „den Schleier l." das richtige alte nur im Englischen lebengebliebene liften = aufheben, hergestellt habe. Ich mag aber unseren alten glorreichen Herirät — so nenne ich nämlich nach einer in Kassel an der Handschrift gemachten Entdeckung den Dichter des alten Hildebrantliedes — noch so sehr beneiden um die Pracht und Majestät der vocalischen Fülle seines Deutsch, in welchem er durch reiche Conjugations- und Declinationsformen (z. B. swertû, billjû, statt mit dem Schwerte, dem Beile) ausdrückt, was ich mit der klappernden Zangenwirthschaft dünn verschlissener Artikel und Präpositionen unmöglich in so volltönige Sprachmusik setzen kann —: es hilft mir nichts, ich muß die bestmögliche Musik machen mit unserem Deutsch, wie es heute von guter Bühne herab geredet wird. Nur deshalb aber gelingt mir das noch so ziemlich, weil ich es schreibe und vortrage nach den scharf beobachteten Gesetzen und Wohllautmitteln der gegenwärtigen Aussprache und durchaus alle Schulregeln über Bord werfe, welche vor diesen lebendigen Gesetzen nicht bestehen können. Deswegen trifft denn auch, wie unzählige Versuche bewiesen haben, jedes Kind, auch wenn es von Versen überhaupt noch nicht den geringsten Begriff hat, sondern nur

eben geläufig lesen kann, die rhythmische Regel meines epischen Verses ohne Mühe richtig. — Bei den Griechen freilich blieb es Gebrauch, für epische Zwecke die Sprache Homer's zu verwenden, auch als sie seit vielen Jahrhunderten veraltet war. Aber keine dieser gekünstelten Antiken ist ins Volk gedrungen, und das Argonautenlied des späten Apollonius von Rhodus in homerischem Griechisch ist ein unrhapsodirbares Schreibstubenepos.

Nun ist aber unsere heutige Sprache, als der dem deutschen Poeten einzig verfügbare Stoff, um in jenem Vergleiche zu bleiben, ein Marmor von allerfleckigster Sorte. Denn diese Sprache ist nicht in der Kunst und für die Kunst erwachsen, sondern theils im Verkehr des gemeinen Lebens und für seine Marktbedürfnisse, theils in der Schreibstube für Beamtenwirthschaft und ein der Kunst gänzlich entfremdetes Gelehrtenthum. Das war bei den Griechen anders. Ihnen hatten Homer und die Rhapsoden die Sprache künstlerisch vorgebildet. Das ist anders noch bei den Italienern, denen Dante ihre neuere Sprache aus den Volksdialekten Italiens für die Terzine gegossen und geschmiedet und so schon kunstgerecht geschaffen hat. Wir könnten uns in derselben glücklichen Lage wie einst die Griechen befinden, wenn unsere altdeutschen Skose nicht in Folge niederträchtigen Volksverrathes zusammt ihren epischen Liederunterdrückt und vernichtet und wir so der scheußlichen Barbarei des lateinischen Mittelalters überantwortet wären. Wenigstens ähnlich gut wie die Italiener könnten wir daran sein, wenn Luther etwas mehr Poet, und Poet für den Vortrag gewesen wäre. So aber befinden wir uns in der schlimmen Enge, die Sprachkunst der Poesie ausüben zu müssen mit einer Sprache, deren lebendige Verwendung zu künstlerischem öffentlichem Vortrag viele Jahrhunderte hindurch so gut wie ganz unterbrochen gewesen ist. Von gebildeten Menschen ist sie zu höheren Zwecken als denen des gemeinen Verkehres bis zum Wiederaufleben des Dramas im vorigen Jahrhundert nur schriftlich verwendet worden. So riß denn ein Satzbau ein, der auch der athemstärksten Lunge spottet. So verfielen wir dem unsprechbaren, mehr lateinischen als deutschen Einschachtelstil, der nur dem Leser verständlich ist, weil für ihn der Satz zu wiederholter Rückbetrachtung vorhanden bleibt, aber nicht für den Hörer, welcher den entlegenen Anfang schon vergessen hat, wann endlich erst das Schlußwort ihn begreiflich macht. So gingen uns viele Conjugations- und Declinationsformen verloren, welche beim Lesen mit den Augen allerdings zur Noth entbehrt werden können, aber zum Verständniß vom Hören vielfach unentbehrlich sind. Die Rücksichten auf den Wohlklang haben natürlich ganz schwinden müssen, wo nur an das Besehenlassen, an das Klingenlassen aber gar nicht mehr gedacht wurde. Daher die vielen schauerlichen Uebelklänge, welche nur allzu oft auch beim besten Willen nicht zu vermeiden sind, wie namentlich der Mißton beim Zusammentreffen gleicher oder doch nahe verwandter End- und Anfangsconsonanten, z. B:

Hildebrant's **S**chulter, verderbliche**s** **S**cheusal, verfällt'**s** **s**chon, Horan**d** **d**er Harfner, Ran**d** **d**es Fahrzeug**s**, **S**chil**d** **d**es, mit dem heilige**n** **N**aß, der weise**n** **N**ertha, komm**t** **d**ann, bekomms**t** **d**u, hoffs**t** **d**u, diese**m** **M**anne, Finger de**r** **R**echten, weiter reisen, bessere**r** **R**ath (wo an sich schon die heutige Comparativendung erer eine kakophone Bildung ist).

Das sind lauter Beispiele, deren häufige Unvermeidlichkeit Sie ohne Weiteres zugeben werden und deren Mehrzahl ich in meinem Hildebrant wirklich nicht vermieden habe, obwohl ich in allen Fällen sorgsam danach trachte. Beiläufig bemerkt sind von diesen consonantischen Braudungen, wie ich sie nenne, nur die drei ersten Kakophonien auch im Vortrage, weil man da das erste End-s nicht verschlucken darf. Sie werden indeß gemildert durch die Verschiedenheit des S- und des nur herkömmlich auch mit S geschriebenen Sche-Lautes, die weit größer ist, als z. B. die von t und d. Die übrigen sind, wie Sie das so ziemlich bei allen von mir stehen gelassenen finden werden, eigentlich nur Zurückbleibungen des Schriftgebrauchs hinter dem besseren Sprachgebrauch, der sie längst mit richtigem Gefühl für die Sprachmusik nach einem feinen Gesetz ausgeschliffen hat. Denn wenn Sie sorgsam Acht geben, werden Sie hören, daß, wie ich selbst beim Vortrage, nicht nur jeder feinohrige Redner und Gebildete, sondern

weit überwiegend auch der gemeine Mann nicht Horand[e] der (denn das kleine e ist unvermeidlich, wenn man beide d hören lassen will), sondern Horanter Harfner, Rantes Fahrzeugs, Schiltes Helden, weisennertha, kommtann, diesemmanne, hoffstu, sagstu spricht.

Das Letztere nun ist sogar sehr merkwürdig als eine schon vollzogene und nur von der Schrift noch verleugnete Rückkehr zu wirklicher Endungsconjugation. Denn Conjugation ist niemals anders entstanden, als durch Anschmelzung und Verschleifung des erst nur als gesondertes Wort nachgebrachten Pronomens. Die lateinische Endung o z. B. ist der Rest einer alten Form für ego, ich; s der Rest eines σv, du; mus, littauisch noch heute musu, ist das spätere nos, wir, und so bildete sich laud-o, lauda-s, lauda-mus, ich, du, wir loben. Im Frankfurter Dialekt, welcher mer statt „mir" sagt, conjugirt man wirklich: lobemer, lobeter, lobens, loben wir, ihr, sie.

Damit komme ich denn zu dem Punkt, in welchem ich Ihrer Meinung auf das Entschiedenste entgegentreten muß. So wenig es mir einfällt, große Einbußen der Sprache für den Kunstzweck zu leugnen, so wenig kann ich es zugeben, daß man als phonetischen Verfall beklage, was allerdings einigen Klangverlust gekostet hat, zugleich aber eine weitaus werthvollere Verfeinerung und Vermehrung der Claviatur und leichteren Spielbarkeit des Geistesinstrumentes zum treffenden Ausdruck alles Höchsten und Tiefsten geworden ist. Reichere und von unvermeidlichen Dissonanzen freiere Musik läßt sich machen mit dem Gothischen des Ulfilas, mit dem Altdeutschen Herirat's. Aber beherrschte ich dieses auch wie Herirat selbst, — neun Zehntel der in meinen Nibelungen schlicht und klar ausgesprochenen Gedanken, gegebenen Charakterschilderungen, gezeichneten Seelenzustände blieben mir gänzlich unsagbar, weil alle diese Gedanken erst möglich geworden sind mit der hundertfältigen Vermehrung des Wortschatzes, mit der tausendjährigen Verfeinerung des Sprachgeistes und seiner Leiblichkeit.

Auch Erleichterung um hinderlichen Ballast, Erweichung selbständiger Worte zu anschmelzbaren Silben und Flüssigstellung ihrer starren Begriffe zu Farben, welche den Begriff des Vorderwortes auf das Feinste nüanciren, hat uns diese Wandelung eingetragen. Und für den Ausdruck hat sie das geleistet nur zu unermeßlichem Gewinn und durchaus ohne Verlust. Denn die so verbrauchten Worte sind für ihren vorigen vollen Begriff theils durch neue ersetzt worden, wie z. B. „Heit" durch „Wesen", theils neben der Verdünnung zu Affixen auch mit geringer Veränderung erhalten geblieben, wie z. B. geliche nicht nur die wundersam schöpferische Adjectivendung „lich" geliefert hat, sondern auch in „gleich" fortlebt.

Hiervon nun ist die Ton- und Tactwerthverminderung dieser zu Dienstsilben gewandelten Hauptworte die nicht nur logisch, sondern auch ästhetisch unanfechtbare Folge — wie denn ein Hauptstück aller Schönheit immer die sinnlich wahrnehmbare vollendete Zweckmäßigkeit ausmacht. Deshalb ist es völlig verkehrt, nur als phonetischen Verfall zu beklagen, was nicht nur die Gelenkigkeit der Sprache im Zeichnen und ihre Farbenscala zum Malen verhundertfältigt, sondern ihr in Wahrheit auch einen Gewinn an musikalischer Schönheit nacherworben hat, welcher jene Einbußen nahezu aufwiegt.

Es ist wahr, Haft ist in „standhaft" zu einem Nachschlag abgeschwächt. Sie geben zu, man müsse sich dem fügen und es gebrauchen, wie es nun einmal gesprochen werde. Aber Sie meinen das beklagen zu dürfen, und das ist so grundfalsch, daß Sie dafür Buße zu thun und es vielmehr als eine Meisterthat des Sprachgenius zu bewundern haben, als eine großartige Erfindung, die nicht nur auf einen Schlag den Wortvorrath um viele Hunderte in gleicher Art geformter, früher nicht vorhandener, höchst ausdrucksvoller Adjective bereichert, sondern auch den Rederhythmus anmuthig verfeinert hat. Denn nicht die mundfüllende Dicke und Häufung der Vocale, die auch recht häßlich sein kann, macht die Schönheit der Sprache aus, indem sonst die lallenden Südseeinsulaner und die ebenso reduplicationsreichen als begriffsarmen Unterthanen der Kamehameha und Lunalilu die allerschönste besitzen würden — um nicht von den Thieren zu reden, deren Sprache fast nur aus Vocalen besteht —, sondern die sym-

bolische Angemessenheit des Lautgewichtes zum Gedankengewicht. Hierin aber leistet unsere gegenwärtige Sprache so sehr das Allerhöchste, daß ihr darin keine andere auch nur von fern vergleichbar ist und man behaupten darf, sie stehe in dieser Hinsicht der idealen Vollendung sehr nahe.

Sprechen Sie einmal in „lebhaft“ auch die zweite Silbe, wie sie einst als Hauptwort gesprochen wurde, also das ganze Wort als wirklichen Spondäus, d. h. mit gleichstarker Betonung beider Silben, da wir andere wirkliche Spondäen nicht besitzen, und sogleich wird Ihr Gefühl Ihnen sagen, wie viel ungefüger und häßlicher es herauskommt als bei der üblichen Aussprache, und zwar lediglich phonetisch genommen, d. h. wenn Sie dabei auch abzusehen versuchen von der Unvernunft, daß die nur färbende Silbe mit dem zu färbenden Körper gleichgewichtig sein soll.

Nun ist aber dies epochemachende große Betonungs- und Enttonungsgesetz in seiner Anwendung nicht beschränkt geblieben auf jene ganz oder theilweise zum Gesindedienst angestellten einstigen Herrenworte. Es hat auch das Gebiet der Sprachgewalt um neun Zehntel der Welt vergrößert und sie zur allumfassenden erhoben, indem es durch das gleiche einfache Mittel mit gleichsam allgemeiner Wehrpflicht jedes auch noch so selbständig gebliebene Hauptwort zeitweise zu derselben Unterordnung und Dienstbarkeit commandirt und damit unserem herrlichen Deutsch eine Compositionsfähigkeit erobert, mit der sich nur noch die des Griechischen einigermaßen vergleichen läßt. Sie lästern eine der feinsten Großthaten unseres Sprachgenius, wenn Sie es „Hauptbegriffe verschluckende Maulfaulheit unseres Geschlechtes“ nennen, daß wir Handelsstadt, Alsterthor ⏑⏑⏑ aussprechen, wo wir es als bestimmendes Merkmal hervorheben wollen, daß der Ort von den Städten eine vorzüglich dem Handel obliegende sei, oder wo wir von den verschiedenen Thoren das an der Alster meinen, während wir beide Worte auch ⏑⏑⏑ aussprechen dürfen und müssen, wo von der Stadt im Unterschiede von einem Handels-Fle'cken oder etwa -Dorf, vom Alstertho'r im Unterschiede etwa von Alsterda'mm die Rede wäre.

Gewiß ist Bild eine so volle, den stärksten Ton und größtmöglichen Tactbetrag beim Aussprechen fordernde, also, um in der grundfalschen, für uns auch nicht das allergeringste Tüttelchen Wahrheit enthaltenden Ausdrucksweise der Metriker zu reden, so lange Silbe als irgend eine, und Ur oder Uhr womöglich noch entschiedener. Dennoch wäre es nicht nur Sprachsünde, sondern auch häßlich, wenn Sie Urbild als wirklichen Spondäus ⏑⏑ aussprechen wollten, und es ist nicht nur logisch, sondern auch schön, weil Verleiblichung des Geistigen, daß Bild bei der Unterordnung seines Begriffs unter die Eigenschaft, das Original oder erste Muster zu sein, die Hälfte seines Tones und Tactwerthes an Ur abgeben muß und Sie durchaus nur sprechen dürfen ⏑⏑. Ganz ebenso aber müßten Sie, im Gegensatz etwa zu einer wirklichen Uhr, die nur auf einem Bilde gemalte Uhr bezeichnend, das Wort Bilduhr ⏑⏑ aussprechen, obwohl Sie dasselbe Wort in der Verbindung etwa: „das ist kein Bild mit Musikwerk, sondern nur eine Bilduhr“ auch wieder ⏑⏑ zu betonen hätten. Zugleich gehören diese beiden Beispiele zu den vielen tausenden, ja, wirklich unzähligen, welche unwiderleglich darthun, daß es vollkommener Unsinn ist, im Deutschen von festen Längen und Kürzen zu sprechen, da es durchaus keine Silbe giebt, die nicht den einen sowohl, als den anderen Dienst thun könnte und wirklich thut. Auch sind beide Beispielworte gute Vertreter des Spondäus, aber durchaus nicht selbst Spondäen, sondern Trochäen, als welche sie denn auch von den rigorosesten Metrikmuckern genehmigt und verwendet werden würden. Die Wahrheit ist, daß wir spondäische Worte durchaus keine besitzen, auch in solchen nicht, die aus den allerdicksten und mundfüllendsten Einsilbnern zusammengesetzt sind, — wie Ihr „Hanswurst“ klärlich darthut, der in der That als Hexameteranfang so unleidlich wie als Jambus unverwerflich wäre. Spondäen können wir nur bilden durch Zusammenbringung zwei gleich stark betonter, mithin zwei Worten angehöriger Silben. Solche Spondäen aber sind im Verse nicht zu gebrauchen, außer zu absichtlich schwerfälligen unvermittelten Hebungen im Stabreimvers, im Hinkjambus und allenfalls am Schluß des Hexameters, wie

z. B. in Nachahmung eines homerischen Verses:

Was zürnest du Dem denn so sehr, Zeus?

Danach bin ich also der Meinung, daß im deutschen Hexameter der sogenannte Trochäus mit äußerst seltenen Ausnahmen **durchweg** an die Stelle des Spondäus zu treten habe und daß die Verpöner desselben von den Ton- und Schönheitsgesetzen unserer Sprache eben gar nichts verstehen. Ja, Sie werden sehen, daß ich den eigentlichen Spondäus auch aus Homer beinahe gänzlich fortleugne, indem ich nachweisen kann, daß so ziemlich alle diejenigen Silbenpaare, die in seinen Dichtungen für Spondäen ausgegeben werden, von andern Dichtern auch als Trochäen gebraucht werden. Das gebe ich zu, es ist wünschenswerth, in diesen Hexametertrochäen gar zu schwache Tonlosigkeit der zweiten Silbe zu vermeiden. Aber es ist in der Uebersetzung des Epos, für die allein ich den deutschen Hexameter gerechtfertigt halte, nur allzu oft nicht ausführbar ohne weit größeren anderweiten Schaden. Auch schwindet der Uebelstand fast bis zu bloßem Schein bei der für den deutschen Hexameter allein richtigen Betrachtung seiner Tongesetze, der musikalischen, durch Noten den Tact und Rhythmus ausdrückenden. Eine genügende Punktverlängerung (-.) der ersten Silbe macht für die Praxis des Vortrages auch eine starke Ton- und Zeitminderung der zweiten annehmbar. Aber ich will nicht leugnen, daß dabei etwas von Uebelstand verbleibt.

Damit komme ich denn zurück zum Ausgangsvergleich vom Bildhauer. Zu kleinen Statuettgedichtchen kann ich aus der sehr buntfleckigen Nagelflue unseres Sprachschatzes auch allenfalls genug reinen Alabaster aussuchen, der sich zu völliger Glätte ausgestalten läßt. Solcher finden Sie in meinen „Strophen und Stäben“ etliche, für deren selbst mikroskopische Reinheit ich glaube einstehen zu dürfen. Auch im Demiurgos und in den Nibelungen treffen Sie Stellen, die mit ihrem besonderen Inhalt gleich strenge Siebung des sprachlichen Materials bedungen und Stücke, wie die lyrischen im Epos, die drei Nornengesänge, das Balderslied u. dergl., welche Spiegelglätte gefordert und erhalten haben. Aber wie für lebensgroße oder Kolossalstatuen in Marmor die Fleckenlosigkeit, so ist diese sprachliche Sauberkeit für eine Dichtung von größerem Umfange naturunmöglich. Denn je größer das Stück, desto weniger sind Worte und übliche Wortgruppen vermeidbar, welche unsere Sprache nun einmal ästhetisch und musikalisch unvollkommen, ja, fehlerhaft rauh geliefert hat. Ich gebe ohne Weiteres zu, daß auch von meinen Stabversen mancher die von mir selbst ausgebildete Regel unvollkommen, ja, schlecht erfüllt, namentlich in den frühest geschaffenen Gesängen der Sigfridsage, deren Versification ich nach der erlangten und im Hildebrant strenger durchgeführten Einsicht **jetzt** beträchtlich verfeinern müßte, aber **grundsätzlich** unüberfeilt gelassen habe, nachdem sie einmal so der Oeffentlichkeit und zum Theil dem Gedächtniß der Nation angehören und sich im Vortrag auch mit ihrer Rauhigkeit wohl bewährt haben. Den Vers z. B.

Nur fünfhundert Mann so viel ich höre

will ich keineswegs als wohlgebildet vertheidigen. Denn „fünf hundert“ sprechen wir für sich allerdings spondäisch. Durch die Verbindung mit „Mann“ wird zwar „hundert“ schwachtonig, da es aber zufällig mit „höre“ allitterirt, so verleitet der doppelpaarige Stabreim fün — viel — hun — hö, statt der allerstrengstens vorgeschriebenen vier, fünf Hebungen auszusprechen. Aber die gewählte Zahl der Mannschaft ist der Lage der Dinge angemessen, der Satz schlicht und natürlich. Was aber die Hauptsache: indem er nur eben ein Nothwendiges, Unerläßliches, wenn auch ganz und gar Prosaisches ausdrückt, macht er nicht den mindesten Anspruch auf poetischen Gehalt. Versuchen Sie, ihn der Versglätte wegen umzukünsteln, und Sie verfallen unvermeidlich einer viel schlimmeren Ziererei. Besser daher, er stellt dem Rhapsoden und Vorleser die Zumuthung, die Strauchelstelle vorher zu erkennen, worauf er sie mit spielender Leichtigkeit nicht nur überwinden, sondern auch ganz verbergen wird. Uebrigens lassen sich derartige Härten und selbst arge Gewaltthätigkeiten gegen die Sprache sogar in der homerischen Odyssee in Menge nachweisen.

Aber ich muß noch einen Schritt weiter gehen. Eine so starke Harmonie der Stab-

reime und vocalische Lautfülle wie z. B. in der Wodansrede des ersten Gesanges oder im Vorgesang zum zweiten Theil der Sigfridsage (Am rauschenden Rheine u. s. w.) hat die vorbildende Sprache nur bei ähnlich gehobenem und poetisch tiefem Inhalt möglich gemacht. Da, und nur da ist dann auch entsprechend seine Politur wohl angebracht. Auch wenn es allenfalls zu erkünsteln wäre, in den wenig über schlichte Prosa aufragenden Erzählungen und Schilderungen allergewöhnlichster Vorgänge, die dem Epos durchaus unentbehrlich sind, würden eben so reiche Stabreime unpassend vorlaut und widernatürlich wirken, gleiche Farbensorgfalt den widerlichen Eindruck cokettirender Schminke hervorbringen. Wo es der Inhalt thut, da muß sich auch der Vers der Prosa nähern und seinen abgemessenen Tanz mehr zum bequemen Gehschritt lösen.

Die große Marmorbildsäule darf nicht glanzglatt sein wie die Alabasterstatuette. Sie muß, je mehr kolossalisch, desto mehr gekörnt sein, und diese Körnung auch des Stils je nach den Dimensionen ist auch die feinste und vielleicht schwerste Meisterleistung der Poetentechnik. Ein kleines Juwel kann und werde auch ich scharf mathematisch facettiren und spiegelnd poliren. Heiligengestalten im Inneren meines Baus werden Sie denn auch geschmückt finden mit Diademen solcher Juwele. Ein Thor aber wäre ich, diesen Diamantschliff anzuwenden auf die Quaderfundamente und Außenmauern eines Doppeldomes, in dem sich eine Welt von Gestalten theils abgebildet zu zeigen, theils lebendig zu bewegen hat, in dem sich aber neben den Ceremonien des heiligsten Cultus auch die gemeinsten Handlungen des Alltagslebens abspielen müssen.

Kennen Sie von Anschauung künstliches Rauhgemäuer? Den sorgsam gevierten, mit rechtwinklig glatten Flächen auf das Genaueste an einander gefügten Werkstücken wird die Außenfläche nicht glatt gemeißelt, sondern, mit scheinbarer Planlosigkeit und doch berechnet, ein ganz unregelmäßiges von einem bis zu sechs Zoll ausragendes Klumpstück des Urgesteins gelassen, welches der Baulinie nach eigentlich wegfallen müßte. Im Nürnberger Burggrafenschloß sah ich einen alten Thurm bis ans Dach in dieser Weise ausgeführt und fand für den Zweck auch die ästhetische Wirkung dieser Bauart grandios. Sie verstärkt den Eindruck der Festigkeit, indem sie fast die Vorstellung so gewachsenen Urgesteins hervorruft. Unser verzärtelter Geschmack hatte bis vor einem Jahrzehnt etwa diese Bauweise ganz aufgegeben und schliff selbst die Fundamentquadern großer Schlösser völlig glatt. Seit wir gesunder werden, kehrt man wenigstens bei Fundamenten und Festungswerken zu diesem Rauhgemäuer allmälig zurück. Einem solchen Fundament werden Sie auf den ersten Blick unvergleichlich mehr Angemessenheit und Schönheit zuerkennen, als jener sentimentalen und weichlichen Glättung auch solcher Mauern, welche schwerste Lasten zu tragen und härtesten Widerstand zu leisten haben. Große Gebäude mit Glattbaufundamenten machen mir den Eindruck einer Musik ohne Grundbaß.

Solcher Fundamente und Tragmauern hat nun das Epos nicht wenige aufzuweisen. Es wäre oft ein Leichtes, sie zu ebenen und selbst glatt zu meißeln. Aber der poetische Baumeister muß genau wissen, wo und warum er hier schleift, dort bald feiner, bald gröber körnt und wo er Rauhgemäuer stehen lassen, ja, zuweilen sogar nachträglich, was erst eben war, ins Rauhere meißeln muß.

Zu solchem geflissentlich leicht und nachlässig hingeworfenen Geversel gehört denn auch die in aristophanischem Stil in ziemlich ungeschliffenen Anapästen und absichtlich barocken Reimen geschriebene, polemische und satirische Epistel an Karl Siebel in meinen „Strophen und Stäben", aus welcher Sie „des Sonnenballs Untergangsstrahlen" tadelnd hervorheben. Diese Silbengruppe gebe ich Ihnen mit Vergnügen preis, besonders wegen der consonantischen Brandung sstr, und beschränke meine Vertheidigung auf die Behauptung, daß ich den Vers dennoch wohllautend vorzutragen weiß, was denn doch immer die letzte Instanz bleiben muß.

Was endlich die Hexameter Goethe's anbetrifft, bleibe ich dabei, daß er mit seinem Sprachgefühl im Wesentlichen das allein richtige Princip für die in unserer Sprache mögliche Nachbildung dieser Versart getroffen hat, will aber damit beileibe

nicht behaupten, daß er der empfundenen Regel auch überall treu zu bleiben verstanden oder sich die nöthige Mühe gegeben habe. Seine Hexameter bleiben im Ganzen immer noch die best und natürlichst vortragbaren, selbst die akademisch geschnügelten, aber oft doch recht steif gezwungenen Ihres Platen nicht ausgenommen. Aber freilich hat er nicht allein, wie er selbst sich zu Riemer ausgedrückt, uncorrigirt auch die eine „siebenfüßige Bestie" in Hermann und Dorothea „laufen lassen", sondern auch so manchen herzlich schlechten verschuldet. Im Grunde bedauere ich, daß er sich überhaupt verleiten ließ, die Voßische Louise nachzuahmen. Wenn ich für Hermann und Dorothea, als im Uebrigen eine seiner köstlichsten und einem strenge durchgeführten Kunstwerk nahe kommenden Dichtungen, die nicht eben glückliche Wahl der fremden Form noch hingehen lasse, so muß ich seinen gepriesenen Reinecke Fuchs als total vergriffen und sowohl in, als wegen der Form als eine Entfremdung des unvergleichlich schöneren Originals beklagen. Wie trefflich hätte uns der Dichter des Faust, welcher den gereimten Knittelvers so genial zu verwenden und zu gewaltigster Wirkung zu bringen wußte, die niederdeutschen Reime in ähnlicher Weise nachbilden können! Wie Lawendelwasser nach frischem Waldesduft muthen mich sogar die schönsten, die fünf Eingangshexameter an nach den köstlich naiven Versen des Originals:

> It geschach up ênen pinxtedach
> Dat man de wôlde unde velde sach
> Grone stân mit lôf unde gras
> Unde mannich vagel vrolich was
> Mit sange in hagen unde da bomen;
> De krude sproten unde de blomen
> De wôl roken hi unde dar;
> De dach was schone, dat weder klar.

Eine deutsche Poetik ließe sich passend eröffnen mit Goethe's sonderbarem Klagespruch:

> Nur ein einzig Talent bracht' ich der Meisterschaft nah':
> Deutsch zu schreiben. Und so verderb' ich unglücklicher Dichter
> In dem schlechtesten Stoff leider nun Leben und Kunst.

Man ist versucht, diesen Ausspruch für Cokettcrie zu halten, um ihn nicht eine Lästerung zu nennen, aus diesem Munde eben so unverzeihlich als unbegreiflich. Wie konnte das derselbe schreiben, dem eine Sprachmusik gelungen, so vollendet, daß nur wenige Stellen von Meistern ersten Ranges in den wohllautberühmtesten Sprachen sich ihr vergleichen dürfen? So z. B. in seinem Fischer: „Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll", in dem u. a. ein einziges neugeprägtes Wort, „wellenathmend", mit süßer melodischer Schönheit zugleich eine Fülle von Poesie in sich schließt. Und dennoch, er durfte das schreiben in ehrlicher Meinung; denn unmittelbar, nachdem er in keckster Rücksichtslosigkeit seines glücklich treffenden Sprachgefühls gegen die Schulmeistervorschrift „Meisterschaft" – – – getactet hatte, quälte er sich wieder ab mit einem „unglücklichen" Hexameter. Er hatte Recht, insofern auch Er noch halb gefangen war im Aberglauben an ein importirtes, für die deutsche Sprache falsches Gesetz.

Zum Schluß gebe ich Ihnen sogar Ihre Berufung auf Mozart umgewendet zurück. Er spiele doch nicht, sagen Sie, freiwillig auf verstimmtem Instrument.

Ob etwa von seinen Compositionen für Streichquartett irgend eine auf die reine Stimmung berechnet ist, weiß ich nicht. Alle übrigen aber mußte er schreiben für systematisch unrein gestimmte Instrumente, nämlich für die sogenannte temperirte Tonleiter, welche Harfe, Clavier und Orgel geboten haben, und in welcher bekanntlich jeder Ton um einen meßbaren Betrag falsch ist.

So ist sogar die allerfreieste, von den Bedürfnissen des Lebens am wenigsten eingeengte Kunst, obgleich für sie die Vollkommenheit wirklich erreichbar ist, wie Helmholtz durch eigens gebaute Instrumente bewiesen hat, genöthigt worden, in der Praxis auf ideale Reinheit zu verzichten.

Um wie viel weniger also darf eine solche gefordert werden vom Poeten, der zu musiciren hat mit der Sprache, einem für ganz andere und meistens unkünstlerische Zwecke erwachsenen Instrument!

Zugleich aber ist diese Betrachtung geeignet, eins einleuchtend zu machen: daß es ein nationales Unglück ist, wenn der Prägstock, welcher Geist und Wesen der Nation formt, ihre Sprache, geraume Zeit nicht zu künstlerischem Zweck öffentlich verwendet wird und dadurch schwere Ein-

bußen erleidet an Organisation und Schönheit; daß also gehörte Poesie nicht blos ein Unterhaltungsmittel ist, sondern auch eines der unentbehrlichsten Erziehungsmittel. Die Knie-, Achsel- und Rückenwellen, die der Turner am Reck, die schwierigen Leibesrenkungen, die er am Barren ausführt, sind in der Praxis fast niemals erforderlich und verwendbar; aber die Turnerei macht das werdende Geschlecht und seine Nachkommen stark und geschmeidig, verhütet die Verweichelung, mit der uns das gesicherte Culturleben sonst bedrohen würde, und erhält eine Muskelfähigkeit, die wir sonst durch Nichtgebrauch zuletzt ganz einbüßen würden. Eben so verdirbt unrettbar die Sprache, wo sie lediglich dem Bedarf dienstbar ist und nicht auch zu künstlerischer Pflege ihre Turnplätze, Stätten zur Ausübung der Poesie, zugeweiht erhält.



Victor Scheffel.

Von

Th. Meinhardt.

Die classische Zeit unserer Literatur am Anfange dieses Jahrhunderts war wenig günstig für die dichterische Behandlung vaterländischer Stoffe; aus der Zeit des Verfalls und des Absterbens, aus dem Chaos der Gährung und des Drangs auf politischem, wie literarischem Gebiete hoben sich die Dichter hinauf zu den Idealen des griechischen Gedankens und der griechischen Form. Noch weniger war die romantische Schule im Stande, den Schleier poetischen Zaubers, der über den deutschen Landen und Geschichten lag, zu lüften; wie der Vogel Phönix, dem die Sage die Füße abspricht, flatterte sie durch die betäubenden Blumengärten heimath- und vaterlandsloser Poesie; über der blauen Blume, die sie vergebens suchte, vergaß sie, die unscheinbaren und doch so lieblichen Veilchen des deutschen Waldes und Feldes zu suchen und zu lieben, und wo sie zurückgreift in die alte Zeit, da sind es bodenlose Träumereien, die der Geschichte entweder achtlos den Rücken kehren oder ihr geradezu ins Gesicht schlagen. Für die reichen Schätze der Poesie, die im heimischen Boden lagen, hatte sie keine Wünschelruthe und wo ein Versuch gewagt wurde, sie zu heben, da sank unter dem Ungeschick oder dem Eigenwillen des Beschwörers der Schatz nur um so tiefer.

Als aber Walter Scott seine Erzählungen aus den schottischen Bergen geschrieben, da erwachte auch in Deutschland der Sinn für vaterländische Geschichten; ein Heimweh überkam die Geister, die auf langer Irrfahrt durch fremde Länder und Völker umgetrieben waren, unbefriedigt vom tropischen Glanz und Glast; der deutsche Wald rauschte so traulich und tröstlich uns zu Häupten, der deutsche Bach murmelte so geschwätzig und märchenhaft uns zu Füßen; wer aus ihm trank, ward frei von bösem Alp und schwerer Verirrung. Die Dornenhecken um das verwunschene Schloß der heimathlichen Poesie begannen zu blühen. Wie es damals in den dreißiger Jahren zwei Dichter waren, welche, den festen Boden der Heimath unter den Füßen, das deutsche Volk und das deutsche Herz uns schilderten, so auch heute. Der deutsche Süden mit seinen Menschen voll Gemüth und Kraft, mit seinen waldesdunkeln Bergen und seinem breiten Strome, nicht minder aber auch der Norden mit seinem Ernst und seiner Ausdauer, mit seinen grünen Feldern und seiner braunen Haide haben ihre Dichter gefunden. In Süddeutschland war es Hauff, der uns hinaufführte auf die Höhen der schwäbischen Alp mit ihren alten Burgen und wieder hinab in die engen Gassen der Stadt, voll von bürgerlichem Verkehr oder kriegerischem Lärm, oder in die Dörfer der Hardt, wo ein furchtloses und treues Bauernvolk feststand zu seinem Herrn auch in Fährden und in Nöthen. Im Norden war es neben Immermann, um dessen lebensfrische Geschichte des Oberhofs sich noch die letzten blüthen- und dornenreichen Ausläufer der Romantik ranken, besonders Wilibald Alexis in seinen märkischen Geschichten, in denen wir den Birkenbaum rauschen hören im Windeshauch über den tausend und aber tausend rothen Blüthenrispen des Haidekrauts, während der Sonnenbrand auf dem See glastet oder ein bleicher Mondenschein auf dem schwarzen Luch spielt.

Weiter noch nach Norden hat uns in neuester Zeit Fritz Reuter, der so bald von uns geschieden ist, geführt und auch in den poesieverlassenen Flächen Mecklenburgs uns rauhe und ehrliche, fleißige und glückliche Menschen vor Augen geführt, während andererseits Victor Scheffel gerade den südlichsten Theil Deutschlands, die nach Süden schauenden Gelände des deutschen Meeres, die Gegend am Oberrhein zwischen dem Bodensee und Basel, das Hegau und Klettgau mit besonderer Vorliebe zum Schauplatz seiner Erzählungen gewählt hat. Am Südrande der schwäbischen Alp entlang heben sich einzelne Kegelberge unmittelbar aus der Ebene heraus; in gewaltiger, gedrängter Masse treten der hohe Twiel, der hohe Krähen u. a. aus dem fruchtbaren Flachlande empor, im Hintergrunde von der duftumflossenen Kette des Schwarzwaldes und der starren Mauer des schwäbischen Jura begleitet. Von ihnen schaut man weit hinein in die lachende Ebene, den Garten Schwabens, auf den jungen Rhein, der in Stromschnellen und Wasserfällen dahinschießt, auf den breiten Spiegel des Bodensees, während in nebliger Ferne die weißen Häupter der Appenzeller Alpen, der hohe Säntis, der Kamor herüberblicken. Ein Bild des Dichters selbst, der auf deutscher Erde geboren und in allen Fibern seines Herzens mit ihr verwachsen, plötzlich mit seinen kecken Liedern vor uns aufgetreten ist, der das jugendlich frische Haupt frank und frei über die Prosa des Alltagslebens erhoben, offenen Auges in die Schönheiten von Wald und Feld hineinschaut und die reine Luft dichterischer Begeisterung mit süddeutschem Behagen einathmet.

Viel Großes und Herrliches haben jene schwäbischen Berge gesehen seit uralter Zeit; vorgeschichtliche Zustände, davon wir aus Pfahlgerüsten im See, aus zerklaubten Markknochen und beinernen Geräthen mühsame Kunde zu entziffern suchen; dann die Zeiten der Römerherrschaft, da der Grenzwall sich lang hinzog durch das Schwabenland mit Lagern und Wachtthürmen, von denen uns noch heute verlorene Münzen und zerbrochene Altäre reden, da die Legionen mit wuchtigem Marschschritt auf der Kaiserstraße dahinzogen, während der Händler mit schimmerndem Tandwerk seitab die verstreuten Hütten aufsuchte. Danach die Zeiten, da aus fernem Irland die Sendboten des Christenthums kamen, Columbanus, Gallus, Pirminius, Fridolinus; ernste Gestalten, zum Kampfe gerüstet gleichermaßen gegen heidnischen Unglauben und heidnische Barbarei, Pioniere des Christenthums und der Cultur zugleich, vor denen die alten Götter scheu zurückwichen in das bängliche Dunkel des Bergwaldes und in die lauen Schatten der Maiennacht; wehmüthig scholl ihre Klage durch die Lüfte, da sie, ein geschlagenes Heer, vor dem neuen Gott und dem neuen Glauben flüchten mußten. Dann die Kaiserzeiten der Hohenstaufen, als der alte Rothbart durch die schwäbischen Gauen ritt mit großer Gefolgschaft von Fürsten und Edeln, den Todesritt ins heilige Land. Im Anfange des 16. Jahrhunderts hob sich gerade in diesen Gegenden der Trotz des Bauernbergvolks in gewaltigen Aufständen gegen geistliche und weltliche Herren und lauter als anderwärts tönte der Ruf nach Freiheit von Zehent und Robott, nach freier Jagd und Fischerei und Holznießung. Dort haben auch heute noch Natur und Menschen ihren herben und doch sinnigen, trotzigen und doch wieder milden Charakter deutschen Wesens und Geistes sich bewahrt, dort läßt Scheffel seine Geschichten einfach und lebendig, aus alten Zeiten und doch warm und getreu sich vor unseren Augen abspielen.

Fragen wir zunächst nach den Lebensumständen und Schicksalen des Dichters, so wird uns berichtet, daß er 1826 zu Karlsruhe geboren, in Umgebungen, die an Goethe's Familienverhältnisse erinnern, seine Kindheit verlebte. Ein altes Bürgerhaus war die Stätte seiner Geburt; aber aus den Fenstern konnte der Knabe ins Freie hinausblicken nach dem fernen Waldessaum, der in blauen Duft gehüllt, die weite Ebene begrenzt. Hatte er vom Vater, einem strengen Soldaten, die Statur ererbt und des Lebens ernste Führung, so ward sein mütterlich Erbe die Frohnatur, die Lust zu fabuliren, jener schalkhafte Humor und Mutterwitz, der über das ernste Mannesgesicht hinhuscht wie ein heller Sonnenstrahl über trübe Felder. Was er Poetisches in sich trage, gesteht er selbst, habe er von der Mutter; was das deutsche Volk Großes und Herrliches, Erhebendes und

Erquickliches an seinen Dichtern und ihren Schöpfungen besitzt, verdankt es weitaus der Sinnigkeit der deutschen Frauen, der Innigkeit der deutschen Mütter. Die stille Poesie des Hauses, das Idyll der Kindheit weitete sich bei Scheffel zur Poesie der Heimath aus. Da ihn kein äußerer Anlaß noch Anstoß in den Beruf hineintrieb, so verlief auch sein Leben und Streben einfach und ruhig ohne jegliche Spur von stürmendem Jugenddrang oder titanenhaften Auswüchsen; in leisem Murmeln fließt der Bach seiner Lieder, gleich denen seines Landmannes Uhland, um die altersgrauen Mauern verfallener Burgen.

Im Jahre 1844 bezog Scheffel die Universität Heidelberg, um Jura zu studiren. In seinem „Trompeter von Säckingen" tritt uns der lebensfrische Student entgegen, der die Stadt im Thal der weißen Blüthenbäume mit den Versen grüßt:

„Alt Heidelberg, du feine,
Du Stadt an Ehren reich,
Am Neckar und am Rheine
Keine andre kommt dir gleich."

und der aus den steifen Lettern des corpus juris des Herrn Professor Cujacius schwarzlockig Töchterlein hervorlugen sieht, wie sie weiland in Paris den Studenten ihres Papas trockene Collegia gelesen.

Nach kurzem Aufenthalte in Berlin trat Scheffel als junger Jurist zu Säckingen, der alten Waldstadt am Oberrhein, in den Staatsdienst. Hier erst entfaltete sich seine poetische Begabung, die bis dahin in geschlossener Knospe geschlummert hatte, zu herrlicher Blüthe und es mag der Umstand, daß die hervorbrechende Phantasie einen festen Unterbau soliden Wissens, eine geistig und sittlich durchgebildete Persönlichkeit fand, besonders dazu beigetragen haben, daß er mit einem Schlage als ein Liebling des deutschen Volks, als ein gemüthreicher und formgewandter Dichter mit seinem „Trompeter von Säckingen" auftreten konnte. Ein moosbewachsener Leichenstein gab ihm Kunde von Herrn Werner Kirchhof und seiner Gattin, einer Freiin von Schönau, und wie er sich von je in die alten Urkunden auf Pergament und Holz und Stein vertieft hatte mit liebender Nachfrage: wer sind wohl die Menschen gewesen, die da gelebt; wie haben sie ausgesehen, wie ist ihr Denken und Fühlen, ihr Reden und Leben gewesen: so trat ihm jetzt das Lebensbild jener beiden lesbar vor die Seele.

Er nahm es mit sich zurück nach Heidelberg, wo er sich auf eine juristische Professur vorzubereiten gedachte, vollendete es aber erst später in Italien. In diese Heidelberger Zeit fallen nun alle die launigen und kecken Lieder, die er uns in seiner Sammlung „Gaudeamus" dargeboten hat. Es ist sein am weitesten verbreitetes und bekanntes Buch und das mit Recht. Der ganze Frohmuth und leichte Sinn einer lebensfreudigen Jugend, die keine Kopfhängerei kennt und keine blasse Schwärmerei, spielt darin und ein Humor, der nicht nur dem lustigen, jungen Volke voll ins Herz hineinklingt, sondern auch ernstere Gemüther in seinen Strudel hineinreißt. Da ist nichts Gemachtes und Künstliches, kein Blendwerk oder Feuerwerk von weichen Gefühlen und zarten Empfindungen, keine Mondscheinphantasien, keine Lieder von schmachtenden Blumen oder brechenden Herzen; ein kerngesundes Gemüth, Freude am fröhlichen Leben, ein volles Herz, eine sorgenlose Jugend leuchten uns daraus entgegen. Muntere Trinklieder, der Kranz der Rodensteinlieder wechseln in bunter Reihe mit andern, in denen ein kecker Witz das Aelteste mit dem Neuesten, das Entlegenste mit dem Nächsten bunt zusammenwürfelt. Der Dichter führt uns den greisen Granit vor, der verdrießlich über den wässerigen Jammer auf Erden eruptiv wird; der erratische Block muß sein jugendlich Schwärmen mit tausendjährigem Schube zahlen; ein petrefactisches Lied, auf einem fossilen Albumblatt gefunden, singt uns den Untergang der Liasformation und des überlebten Ichthyosaurus mit der witzigen Pointe:

„Sie kamen zu tief in die Kreide,
Da war es natürlich vorbei."

Gegenüber dem Pfahlbauer, mit dessen rheumatischem Zahnschmerz der Europäer Geschichte beginnt, darf der Dichter als Culturmensch einen hohen Stolz fühlen, da er selbst den Moder mit durchwühlt. Durch die deutschen Wälder klingt das herzstärkende Bardiet des Chattenstamms:

„Ha, Hamm, Hammer dich emol
An dei'm verriss'n' Kamisol,
Du schlechter Kerl,"

als der leichtsinnige Römer, der sein Herz an eine blonde Jungfrau Deutschlands vertandelt hat, zur Erfüllung seiner Verpflichtungen in etwas unsanfter Weise herangezogen wird. Den Kaiser Augustus muß sein deutscher Sclave, Schmidt geheißen, trösten ob des Varus Niederlage, und den ruhelosen Pilger, der des Vaterlands vergessen, in fremden Landen sich umgetrieben, absolvirt der Pfarrer von Asmannshausen im wohlgefüllten Keller. Den großen Kaiser Karl aber läßt der Dichter aus Anlaß einer Germanistenversammlung in Heidelberg grimmig seufzen:

> „Jetzt rinnit nit ein Tropho mêr,
> Der Win ist fortgehupfit,
> Min grôzaz râz daz ist nun lêr,
> Sie han mir's ausgesupfit."

Am ergötzlichsten sind die Lieder, welche von des Rodensteiners grimmigem Durst und stattlichem Trunk handeln, wie er zuerst mit zwanzig, dann mit sieben Knappen zu Heidelberg im Hirschen einreitet und zwei Dörfer vertrinkt mit der köstlichen Entschuldigung:

> „Man spricht vom vielen Trinken,
> Doch nie vom vielen Durst."

Endlich aber kommt ihm vom Malvasier das Zipperlein, er ist nicht mehr im Stande, sein letztes Dorf zu vertrinken, aber er findet einen Ausweg:

> „Pfaffenbeerfurt soll der Hochschul sein,
> Mein Durst den Herrn Studenten."

Nach seinem Tode geht er, von ewigem Durste geplagt, als verderbliches Gespenst um,

> „Denn wem der letzte Schoppen fehlt,
> Den duld't kein Erdreich nicht"

und fällt beim Pfarrer von Tiefschluckhausen im Keller ein, so daß dieser, da kein Tropfen mehr aus Hahn und Spund rinnt, sich verzweifelt dem wilden Heere als Feldcaplan anschließt.

Mit diesen frischen Liedern hatte Scheffel sich alsbald alle Herzen gewonnen; bald darauf erschien sein „Trompeter von Säckingen", welchen er auf der Insel Capri in sehnender Erinnerung an die dunkeln Tannenwälder der Heimath vollendete. Da tritt uns in kecken, vierfüßigen Trochäen der deutschen Liebe Lust und Leid, Frühlings Knospen und Blühen, Waldesrauschen und Wellengemurmel und der Zwerge geheimes Walten, Trennungsschmerz und des Wiedersehens Freude in herzgewinnender Weise entgegen, Alles umrankt von den krausen Arabesken des Humors, der besonders in der etwas barocken Persönlichkeit eines philosophirenden Katers seinen Vertreter findet.

Schon ein Jahr nach dem „Trompeter von Säckingen" erschien das Hauptwerk Scheffel's: „Ekkehard, eine Geschichte aus dem zehnten Jahrhundert." Man muß höchlich erstaunen über diese Schnelligkeit des poetischen Schaffens, wenn man das verschlungene Gewebe, den psychologisch so richtig und so fein motivirten Fortschritt in der Entwickelung und die Menge der Gestalten betrachtet, die uns hier in plastischer Deutlichkeit entgegentreten. Man fühlt sich auch anfangs dadurch gar sehr befremdet, daß gerade das zehnte Jahrhundert, welches ja nicht bloß die Kirchengeschichte das dunkle nennt, als Hintergrund des Romans gewählt ist. Die Zeiten der Hohenstaufen, der Kreuzfahrten, des Ritterthums, der Sangesblüthe — diesen allen dürfte man wohl Verständniß und Interesse entgegen zu bringen sich geneigt fühlen, nicht so jener Zeit und jenem Winkel des deutschen Landes, in die Scheffel uns hier hineinführt. Und doch, mit welch genialer Sicherheit leitet er uns hinein und hindurch durch diese Finsternisse, in welche vordem nur einzelne Männer der Wissenschaft einzudringen wagten! Wie macht er uns heimisch in den Klöstern des heiligen Gallus und Pirminius, in der Steinhalle und im Blumengärtlein auf dem hohen Twiel, auf den tannendunkeln Bergen mit den Meierhöfen der hörigen Leute, in der Klause der weltflüchtigen Büßerinnen oder in dem Daheim des verwilderten Leutpriesters von Radolfszell.

Wir sind nicht im Stande, auch nur eine kurze Skizze der langsam und deutlich fortschreitenden Entwickelung in den äußeren und inneren Schicksalen der Personen dieser Erzählung von den ersten Anfängen bis zur endlichen Katastrophe zu geben; wir können nur in Kürze die Hauptpersonen mit ihren entscheidenden Erlebnissen namhaft machen. Die stolze Schwabenherzogin Hadewig, nach des bejahrten Gatten Tode Reichsverweserin in Schwaben, eine herbe und strenge und doch liebebedürftige Natur, tritt uns vor allen

Anderen entgegen, wie sie in ihrer Brust eine unselige Neigung zu Ekkehard, dem jungen Mönch von Sanct Gallen, aufkeimen läßt, halb Spiel und Tändelei aus Langeweile, halb tieferes, ernsteres Gefühl, das unverstanden von dem frommen, lebens- und herzensunkundigen Gelehrten sich scheu in sich selbst zurückzieht und endlich in Gleichgültigkeit erstickt, in Scham und Zorn umgeschlagen, die Trennung in Schmerz und Schmach herbeiführt, dann aber in bitteren Thränen sich rächt. Ihr gegenüber der unbefangene, träumerische Ekkehard, dem über der Lectüre des Virgilius die Augen nicht aufgehen wollen, obgleich er mit der Herzogin die Geschichte des Aeneas und der Dido studirt, und der endlich aufflammend, sich als den dunkeln Nachtfalter erkennt, der in das Licht auf dem Berge hineinflog und jämmerlich verbrannte. Es ist eine wahrhaft tragische Geschichte, deren endliche Katastrophe von Scene zu Scene uns deutlicher und ängstlicher entgegendringt, der aber auch die poetische und moralische Sühnung der Schuld nicht fehlt, wenn Ekkehard auf dem hohen Säntis als Bergpriester das Waltarilied dichtet und in der reinen Luft des Berges und der Poesie sein Herz reinigt von den dunkeln, verführerischen Gedanken und Gewalten.

Neben den beiden Hauptgestalten des Romans treten noch eine Menge von Nebenfiguren auf, welche uns theils durch ihre Komik zum herzhaftesten Lachen zwingen, dicht daneben auch wieder zu herzinnigster Theilnahme rühren. Das schöne Griechenkind Praxedis, der Herzogin Zofe, ein Geschenk eines abgewiesenen byzantinischen Freiers, neckisch und witzig, ein geduldiges Lamm für die Launen der Herrin, eine Freundin und Gönnerin des unbeholfenen Mönchs und seine Lehrerin im höfischen Anstande, eine blendende Sonne für den ehrlichen Klosterpförtner Romeias. In einsamer Waldschlucht haust die fromme Klausnerin Wiborad; ob sie eine Heilige oder ein Drache, darüber sind die Meinungen ihrer Bekannten getheilt. In den Klosterhallen wimmelt's von merkwürdigen Naturen, oft etwas wunderlichen Heiligen, von Mönchen, Priestern, Professoren und munterem Schülervolk; durch die Reichenau schreitet der vornehme Abt, ein reisiger Mann Gottes, während daneben der Kellermeister Rudimann zur Zeit der Weinlese es nicht verschmäht, in einen etwas unklösterlichen Scherz zu verfallen. Draußen am See wohnt der Leutpriester Moengal, ein echter Sohn der grünen Insel, der nur zu gern das Schreibrohr mit der Angelruthe vertauscht hat und mit der heimathlichen Keule gegen die Hunnen zieht. Durch die Schrecknisse des Hunneneinfalls zieht sich als ein liebliches Idyll die Liebe des blondlockigen Ziegenhirten Audifax zur kleinen Hadumoth, die zum schönsten Schlusse gedeiht. Daneben aber auch die Gräuel des wilden Volkes, das im verlassenen Kloster wüthet und einem zurückgebliebenen blöden Mönche arg mitspielt; die schöne Haideblume Erica stürmt auf ungesatteltem Pferde durch das Kampfgewühl; der wilde Asiate Cappan aber wird durch die Heirath mit der langen Magd Friderûn gezähmt und als Maulwurfsfänger zu einem nützlichen und gesitteten Mitgliede der Gesellschaft gemacht. Im Hintergrunde stehen die unheimliche Gestalt des heidnischen Waldweibes, deren eingesunkenen Hausgiebel noch der Roßschädel schmückt, und die geheimnißvolle Persönlichkeit des Alten im Berge, der einen ehrlichen Tod findet im Kampfe für sein Vaterland, das ihn ausgestoßen. Vergessen wir aber auch den ehrenfesten Kämmerer der Herzogin, Herrn Spazzo, nicht, einen energischen Charakter im Kampfe gegen klösterliche Anmaßung, aber dem rothen Meersburger Wein schmählich unterlegen.

Alle diese Gestalten, weit entfernt, die Hauptpersonen in den Hintergrund zu drängen, sind vielmehr ganz dazu geeignet, die epische Ruhe und Behaglichkeit der Erzählung zu beleben und neben dem mehr innerlich verlaufenden Verhältnisse der Herzogin zu dem jungen Mönche ein buntes Gewebe von äußeren Verwickelungen und Lösungen in raschem Wechsel zu bieten. Dazu liegt über dem Allen ein Hauch des Alterthums, der kindliche Ton, halb der Sage, halb der Chronik, die weder von langweiligen Reflexionen, noch von pikanten Situationen, weder von moralischen Sentenzen, noch von weichlichen Sentiments etwas weiß, so daß wir immer wieder auf das Buch zurückkommen, immer neue Schönheiten der Sprache und der Darstellung entdecken und die Menschen des zehnten Jahrhunderts in ihrem Thun

und Treiben, in ihrem Lieben und Leiden uns so lebensvoll vor Augen treten, als wandelten wir mitten unter ihnen.

Ein gewaltiger Bau ist diese Geschichte, fest gefügt aus mächtigen Blöcken, die der Sammlerfleiß des Dichters mit saurer Mühe aus alten staubigen Urkunden und schweren Pergamentbänden voll verschnörkelter Mönchsschrift gebrochen. Sanct Gallens Klosterbibliothek, alte Chroniken, in schrecklichstem Latein geschrieben, deutsche Rechte, die später aus der lebendigen Uebung und Ueberlieferung zum todten Buchstaben erstarrten — das waren die Steinbrüche, aus denen Scheffel alle die einzelnen Notizen, Winke und Andeutungen heraushob, um sie zu dem kunstvollen Bau seiner Geschichte zusammenzufügen, der nicht bloß durch die Einfachheit und Schlichtheit seines Entwurfs, sondern auch durch den schnörkelreichen Zierrath an jene Denkmäler deutscher Baukunst gemahnt, deren gewaltiger Bau mit kunstvollen Arabesken zierlich geschmückt ist.

Als 1857 das Denkmal Schiller's und Göthe's in Weimar enthüllt wurde, führte ein Besuch der Wartburg, in der eben die Schwind'schen Gemälde vollendet waren, die Gedanken des Dichters in jene glänzendste Frühlingszeit deutscher Dichtung im Anfange des dreizehnten Jahrhunderts, an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen. Das Leben und Treiben und Dichten jener halbmythischen Schemen des Sängerkriegs, eines Walter von der Vogelweide, eines Wolfram von Eschenbach, eines Heinrich von Ofterdingen, Reinmar's des Alten und des tugendhaften Schreiber's will uns die Liedersammlung: „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingen's Zeit" näher bringen. Frau Aventiure war einst die vielgekannte und vielgenannte Freundin streitbarer und minnefreudiger Jugend und erfüllte die Welt mit Speerkrach, Reigenlust und süßem Getön. Gern auch nahm sie Einkehr bei Dichtern und saß traulich zu ihnen am Herdfeuer. Freilich in unserer Zeit fristet sie nur noch ein halbverschollen Matronenleben auf stillen Bergeshöhen oder in wettergrauen Münstern und Kreuzgängen. Aber dem Dichter ist sie entgegengetreten auf den Steinstufen unter der Sängerlaube auf Wartburg, in Wander- und in Rasttagen ist er ihrer Spur gefolgt bis weit die Donau hinab, und er bietet uns nun eine Sammlung von Liedern, wie sie etwa in jenen fröhlichen Tagen ein schriftkundiger Mann, der mit ritterlichen Sängern, mit Mönchen, Spielleuten und fahrenden Sängern Verkehr hatte, im Spiel des Zufalls sich hätte anlegen können.

So enthält das Buch im engsten Anschlusse an Sprachweise und Reimart der damaligen Zeit eine bunte Menge von Liedern verschiedensten Inhaltes. Frühlings- und Herbsttanzlieder nach dem Französischen, Lieder, die Berlt der Junge aus den Erlebnissen und Geheimnissen seines Meisters Walther im fernen Delphinate ans Licht bringt, und für deren Verrath er den Stock des Herrn zu fürchten hätte, wenn ihn nicht zarte Frauen in ihren Schutz nähmen. Der Vogt von Tenneberg, der sich eben rühmte, nie von Minne befangen gewesen zu sein, kommt schließlich mit Weib und Kind selbsiebent angegangen und summt in halb ärgerlichem Vaterglück das alte Wiegenlied:

„wigen wagen, gugen gagen!
wenne will eʒ tagen?
minne, minne, trute minne, swig, ich will dich wagen."

Der Mönch von Banth quält sich in schwerer Sinnirung über ein fossiles Gerippe und fällt in Melancholia; aber dicht neben ihm lachen und tiriliren die fahrenden Schüler, verspotten das Latein des Archipräpositus, ziehen mit dem ersten Grün zu Berg und Thal, liegen in der Herberge am See und kehren mit Winterdämmern müde und abgerissen zu ihren Studien nach Bamberg zurück. Heinrich von Ofterdingen zieht aus von der Stiraburg im fernen Osten, an Pechelaren vorüber, von dessen Zinnen eine hochlandwilde scheue Maid im Purpurmieder und keuscher Herzensherrlichkeit verträumt auf den fahrenden Sänger niederschaut; er spottet des tugendhaften Schreibers, den seine Hoffnung auf ein neues Winterkleid aus des Landgrafen Hand betrogen hat, und singt erfreut vom Wiedersehen der Dame seines Herzens in der Christnacht.

Das Buch ist ein wahres Kleinod für den Freund altdeutscher Dichtung und ein treuer Spiegel so mancher Stimmungen des Herzens und des Lebens. Ernst zwar sind meist seine Weisen und alterthümlich

die Rede, manches Mal aufhältlich und beschwerlich für unser rasches Auge, das schnell über Worte und Zeilen, für unsern hastigen Geist, der flüchtig über die Gedanken hinzueilen liebt, zumal in Wortzusammensetzungen und geflissentlichem Gebrauche alter Ausdrücke dem modernen Geiste der Sprache etwas viel zugemuthet



Victor Scheffel.

wird. Aber dafür entschädigt uns reichlich der frische Sinn, das männlich tüchtige Wesen, der tiefgründige Wissensernst, die helle Freude an Gottes schöner Erde, der schalkhafte, niemals verletzende, niemals frivole Humor. Auch dem Forscher des Alterthums werden manche nicht zu unterschätzende Fingerzeige in das Gewirr des Wartburgsagenkreises gegeben und helle Lichter streifen auch in die dunkeln Wälder der mittelhochdeutschen Sprache.

Nicht minder anziehend ist Scheffel's poesiereiches Werk: „Juniperus, Geschichte eines Kreuzfahrers.“ Der Dichter stellt sich die Frage: wie mag es damals, als Kaiser Rothbart zur Kreuzfahrt rüstete, gerade auf dieser Burg, in jenem Kloster zugegangen sein? Wie lebte damals im engen Rahmen des Hegau die ritterliche Gesellschaft? Die Geschichtsschreiber schweigen alle davon; aber an einem milden Frühlingsabend lagerte der Schreiber auf einer schwarzen Basaltplatte vor den Trümmern von Neuenhewen und blickte hinauf zu dem alten Wachholderbusche, der seit vielen Jahrhunderten schon sich am Wachtthurm festgeklammert hält. Da trat ihm die Geschichte vor die Seele, nicht ein stoffloses Phantasma, noch eine eingetrocknete Mumie im Glaskasten, sondern in lebens-

frischer, lebenswahrer Gestalt. Vom Berge Neuenhewen im Schwabenlande führt sie uns bis zum Carmel im heiligen Lande; aus dem engen Burgstall zieht der Knabe, dem von dem Wachholderstrauch der väterlichen Burg der Name Juniperus beigelegt wird, zum gelehrten Kloster, um fleißig die alten Schriften abzuschreiben; aber in den Ferien wandert er mit dem Freunde nach Almishoven hinüber, zu des alten Markwarth drei lieblichen Töchtern, von denen die stolze Rotraut durch ihren kecken Muth Beider Herzen gewinnt. Sie entweichen den Büchern und dem Kloster, Keiner will von dem Buchstaben R lassen, bis Rainald von Urselingen, der Eisvogel zubenannt, die hoffärtige Maid durch sein höfisches Wesen gewinnt. Da bricht mitten unter den Scherzen der Fastnacht die Leidenschaft in wildem Kampfe aus; die weißen Narrenhemden flecken sich mit Blut, Zweikampf auf Leben und Tod zwischen den Jugendfreunden und endlich das Ordal, daß beide im leichten Nachen den Rheinfall unter dem Laufenschloß hinabfahren. Die alte Klosterschulheimath fischt den bewußtlosen Neuenhewener auf und der strenge Abt legt ihm zur Buße dafür, daß er Gott versucht, zweijährig Schweigen und die Fahrt nach dem heiligen Lande auf; im Kloster des Carmel erzählt der Verwundete nach Ablauf der Bußzeit seine Geschichte.

Die „Bergpsalmen" Scheffel's schildern uns, wie ein Bischof von Regensburg Kirche und Palast verläßt, das Gewühl der Stadt und die Intrigue des Hofs, und als einsamer Klausner die heilende Stille, die sühnende Reinheit, die erhebende, stärkende Majestät der Alpennatur genießt und preist.

Wir übergehen manche kleinere Dichtungen Scheffel's, wie sie hier und da zerstreut erschienen, und von denen auch diese Monatshefte einige der vorzüglichsten, u. A. die meisterhafte Novelle „Hugideo", gebracht haben.

Sollten wir zum Schluß unser Urtheil über Victor Scheffel und seine Werke in ein Wort zusammenfassen, so mögen wir wohl mit Recht seine Dichtungen jenen einfachen Holzschnitten der deutschen Schule vergleichen, mit denen die meisten seiner Bücher nach C. von Werner's Zeichnungen geschmückt sind. Einfache Linien und Gestalten, lichter Sonnenschein und tiefes Waldesdunkel treten uns in anmuthigem Wechsel daraus vors Auge; es fehlt die grelle Farbe der Tendenz, es fehlen die manierirten Töne des Pikanten, die verschwommenen Tinten der Sentimentalität; in schlichten und einfachen Zügen tritt uns das Abbild längst vergangener, buntbewegter Zeiten entgegen, umwoben von dem Zauber echt deutscher Poesie, umrankt von den krausen Blüthenzweigen echt deutschen Humors.

Literarisches.

Juventas. Neue Dichtungen für Jung und Alt von Emil Taubert. Berlin, A. Königsmann.

Der Verfasser, ein Sohn des bekannten Componisten Wilhelm Taubert, hat als Lyriker bereits Erfreuliches geleistet. Er wählt seine Themen mit Vorliebe aus der Kinderwelt und hat schon in einer früher erschienenen Gedichtsammlung: „Jugendparadies", besungen, was nur irgend des Kindes Herz bewegen und erfreuen kann. Die neue Sammlung „Juventas", deren Titel weniger glücklich gewählt ist, scheint uns insofern der früheren nachzustehen, als wir den frischen, fröhlichen Ton, den Duft unmittelbarer poetischer Empfindung vermissen, der die Lieder des „Jugendparadies" durchweht. Der Dichter reflectirt zu viel und oft zu gekünstelt oder zu trocken. Er behandelt alle nur möglichen Gegenstände aus dem alltäglichen Leben, und man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß es oft Mühe gekostet habe, an den Gegenstand einen poetischen Inhalt zu knüpfen. Da finden wir Gedichte über den „Stiefelknecht", über das „Bett", die „Schaukel" und dergleichen. Einzelnes, wie der „Maientag" und die „Kirche im Garten", ist recht sinnig und stimmungsvoll. Anderes gehört schwerlich in eine Sammlung, welche nicht blos für die „Alten" sondern mehr noch für die „Jungen" bestimmt ist. So der folgende „Unterschied":

„Wenn Orpheus in die Saiten griff,
Ihm folgten Felsen, Bäum' und Schatten;
Doch wenn der Mann von Hameln pfiff,
Ihm folgten nur geschwänzte Ratten.

Das Blasen thut es nicht allein,
Das Backenbläh'n und Lippenspitzen:
Man kann ein guter Pfeifer sein
Und dennoch nicht — den Pfiff besitzen."



Ueber Mineral-Vegetationen.

Von

Fr. v. Kobell.

Man hat von jeher vom Wachsen der Steine und Erze gesprochen und bezügliche Vorgänge, wie wir sie an Pflanzen und Thieren wahrnehmen, auch auf die Mineralbildungen übertragen; man wollte darin ein Princip finden, welches allgemein durch die ganze Natur in ihren Producten Geltung habe, und mancherlei Vorkommnisse der Mineralwelt schienen dazu aufzufordern. In der That kennt man Stufen von Gold, Silber und Kupfer, welche ein staudenförmiges Ansehen haben und niedlichen Bäumchen vergleichbar sind, man kennt Kalksinter, welcher Kolben bildet wie Blumenkohl, Aragonit von vielverzweigter Verwachsung (sogenannte Eisenblüthe von Eisenerz in Steiermark), Eisen- und Manganerze von traubenförmigen Gestalten und Anflüge mancherlei Art, welche eine Waldlandschaft darstellen oder blumige Zeichnungen. Auch künstliche Salze und Niederschläge zeigen die Erscheinung, wie am sogenannten Bleibaum (aus Lösungen durch Zink gefälltes Blei) und am Dianenbaum (aus der Fällung einer Silberlösung durch Quecksilber) an Efflorescenzen zc.

Es sind daher dergleichen Bildungen von den Alten vielfach als ein organischer Vorgang besprochen worden, und der seiner Zeit berühmte Botaniker Tournefort (1700) behauptete, daß die Steine eine organische Structur haben, und daß ihre Erzeugung und ihr Wachsen eine Analogie mit den eigentlichen Organismen darbieten. Es wurde auch allen Ernstes ein Ernährungsprincip für die Steine wie für die Organismen angenommen, es circulire nach Robinet (1763)* ein Fluidum im Inneren der Erde, welches allerlei Erden, Oele und Schwefel aufnehme und sie den Minen und Steinlagern zuführe, wo sie dann in Marmor, Blei, Silber zc. verwandelt würden, wie die Nahrung im Magen des Thieres sich in sein eigenes Fleisch verwandle. Man erkenne, sagt er, in den Steinen wie im Holz und im Fleisch röhrenförmige und netzförmig sich kreuzende Fasern, welche den Nahrungssaft verbreiten. Diese organische Bildung zeige besonders deutlich der kugelförmige Pyrit (Schwefelkies); wenn man ihn zerbreche und wenn man die Fasern horizontal durchschneide, so sei die Zeichnung von der eines solchen Schnittes an einem jungen Baumstamme

* De la Nature.

nicht zu unterscheiden. Beim Antimon, beim Kupfer kommen gebogene und gewundene Massen vor, wie man sie an den Muskelfasern beobachte, auch bemerke man, daß das Wachsthum der Steine und Metalle seine Grenzen habe wie das der Vegetabilien und Thiere; überschreite eine Masse diese Grenze, wie Beispiele am gediegenen Gold und Silber vorhanden, so seien das eben monströse Riesen. Die gleichen Formen derselben Art von den verschiedensten Fundorten, dieselbe Farbe, das nämliche ganze Ansehen beweise, daß den Producten des Mineralreiches eine organische Entwicklung aus einem Samen zukomme wie den Producten der anderen Naturreiche. Gegen das Wachsen durch Aggregation von außen, u. A. von Capeller (1723) ausgesprochen, glaubt Robinet ein schlagendes Argument gefunden zu haben. Er betrachtet eine Gruppe von Bergkrystallen, welche alle eine regelmäßige hexagonale Figur, d. h. Prisma, darstellen, und knüpft daran das Räsonnement, da es gegen eine solche Figur eine Unzahl anderer Figuren mit mehr oder weniger Seiten und Winkeln gebe, so sei eine Unendlichkeit gegen eins zu wetten, daß beim Wachsen durch Ansatz von außen eine andere Figur als diese hexagonale entstehe, während doch die reguläre sechsseitige Figur an Millionen der beobachteten Krystalle vorkomme.

Einmal besangen von der Idee der organischen Bildung der Mineralien, konnte es nicht fehlen, daß man diese Bildung nach allen Seiten verfolgte und die Analogie mit dem Thier- und Pflanzenleben ausfindig zu machen suchte. So galten die kleinen Krystalle für unreife Individuen verschiedenen Alters, während die reifen aus dem Muttergestein hervordringen; die reifen Smaragde seien von einer schön grünen Farbe, die unentwickelten Fötus derselben seien farblos, wie die unentwickelten Knospen der Rose auch noch keine Farbe haben. Die poröse Matrix nähre das mit seinen Fasern an ihr festsitzende Mineralindividuum. Es werden dann Betrachtungen gepflogen, ob die Natur die Fossilien in männliche und weibliche getheilt habe, und daß ein solcher Unterschied, wenn auch nicht wahrnehmbar, wie es gleichfalls bei manchen Insecten vorkomme, doch bestehen könne zc.

Alle diese Vorstellungen erwuchsen zum Theil auch dadurch, daß man mancherlei Versteinerungen, Korallen, selbst Perlen mit echten Mineralbildungen in eine Kategorie stellte; man gab sich aber überhaupt lieber einem phantastischen Philosophiren hin als einem mühsamen Beobachten, und die Hülfsmittel zu letzterem fehlten oft ganz oder waren nur sehr unvollkommen vorhanden.

Das war zu Anfang und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts; die pflanzenähnlichen Mineralformen haben aber noch in neuerer Zeit ähnliche Reflexionen hervorgerufen, und 1840 schrieb v. Holger* sogar eine Abhandlung „Ueber die Pathologie der Mineralien", daß es bei ihnen Krankheiten gebe, daß viele von abnormen Formen als „Krüppel" erscheinen (der carrarische Marmor gehört nach ihm zu den Krüppeln) zc. Berzelius erwähnt dieser Pathologie mit der Bemerkung: „Es steht also fest, was vor ungefähr zweitausend Jahren ein Philosoph sagte, daß nichts so ungereimt sei, was nicht einmal von einem Gelehrten behauptet werden könne." Seltsam ist, daß ein sorgfältiger Forscher und Kenner der Krystalle, Dr. Fr. Scharff,** durch seine Studien über die Richtungen, nach welchen sich Krystalle bei verschiedenen Species fortbilden und vergrößern, ebenfalls der Täuschung sich ergab, es geschehe das durch eine Art von Lebenskraft, die er Ergasia (aus dem Griechischen, etwa „Arbeitsthätigkeit") nennt. Diese Kraft vermittele das Wachsen der Krystalle von innen heraus wie bei den Pflanzen, wie unter Anderem auch daraus zu ersehen, daß Verletzungen, die man an einem Krystall an Kanten oder Ecken hervorbringe, beim Wachsen wieder ausgeglichen werden und verschwinden wie beim Heilen von Wunden. Er sieht überall im Reiche der Krystalle das Streben, sich zu höheren Pflanzenformen emporzuschwingen, und die dendritischen Bildungen mit ihren Stämmen und Zweigen veranlassen ihn zu der Frage, ob hier noch Krystall oder ob sich dieser zur wirklichen Pflanze gestaltet habe.

* Zeitschrift für Physik von Baumgärtner und Ritter von Holger. V. 159.

** Der Krystall und die Pflanze. Frankfurt a. M., 1857.

Die Mehrzahl der diesen Vorgängen zugewendeten unbefangenen Studien haben den Traum eines Steinlebens, analog dem Leben der Organismen, zum Verschwinden gebracht; es fehlt im Krystall jede Spur einer Organisation, es zeigen sich an ihm keine verschiedenartigen Theile, er bedarf keiner zu seinem Bestehen nothwendigen Nahrung, keine Veränderungen finden statt, welche an Jugend oder Alter erinnern könnten, keine bestimmte Zeit der Existenz.

Woher nun aber diese Vegetationsformen der Steine und Metalle, wie entstehen sie?

Zur Beantwortung dieser Frage müssen wir ein wenig auf die Charakteristik des Individuums im unorganischen Reiche gegenüber dem des organischen eingehen. Individuum nennen wir ein Einzelding, welches für sich, abgesehen von allem Anderen, Gegenstand der Betrachtung sein kann. Eine Nelke ist ein Nelkenindividuum, ein Strauß von Nelken ist ein Aggregat solcher Individuen. So kann ein Würfel von Steinsalz als ein Steinsalzindividuum gelten, ein festes Haufwerk solcher Würfel ist ein Aggregat derselben. Mit diesem einfachen Begriff von Individuum hat sich bei den Krystallen gegenüber den Pflanzen eine bedeutende Verschiedenheit ergeben, unter Anderem in Beziehung auf die Größe der Individuen. Es kommen z. B. Quarzkrystalle vor, welche nicht linsengroß, ja dergleichen, welche nur mit dem Mikroskop erkennbar, und wieder andere, deren Prismen über 3 Fuß lang und 5 Fuß dick sind. Es giebt von ihm Individuen, die so zu sagen gar nichts wiegen, und andere von mehr als 700 Kilo. Dergleichen Differenzen in der Größe finden sich bei den Individuen derselben Species im Pflanzenreiche nicht. Man gelangt aber auch bald zur Einsicht, daß solche große Individuen der Krystalle eigentlich ein Aggregat von Individuen sind, aber ein so regelmäßiges, daß sie das Bild des einfachen Individuums noch vollkommen, nur vergrößert darstellen, und es ergab sich, daß die eigentlichen Individuen der Krystalle unendlich klein sind, der unmittelbaren Beobachtung also entzogen. Mancherlei Verhältnisse führen zu dieser Erkenntniß. Ein gut gebildeter Würfel von Steinsalz, in Wasser gelöst, scheidet beim Verdunsten des Wassers seine Substanz wieder unverändert krystallisirt aus, man erhält aber nicht einen Würfel, wie man ihn auflöste, sondern eine Menge von kleinen Würfeln, die den ersten zusammensetzten. Isolirt man einen solchen kleinen Würfel von den anderen und löst ihn in Wasser auf, so erhält man bei Entfernung des Wassers wieder eine Menge Würfel, die kleiner als der gelöste sind, und so geht es fort und werden immer noch Würfel erkannt, bis das Mikroskop den Dienst versagt. Die eigentlichen Mineralindividuen sind also unendlich kleine Krystalle. Wie sich diese ersten Individuen bilden und was die Anziehungen bedingt, welche ihre materielle Substanz zu gesetzlich verbundenen Flächen ordnet, davon wissen wir eben so wenig als von dem Ursprung der Pflanzenzelle. Die Aggregate der Krystallindividuen, sowohl regelmäßige als unregelmäßige, sind uns aber besser bekannt und entstehen solche durch Anlagerung von außen, wobei eine Anziehung des eingeschlossenen Individuums auf die Stellung des angelagerten nicht zu verkennen ist. Bei den Krystallisationen gelöster Salze kann man bemerken, daß langsames Verdunsten des Lösungsmittels eine regelmäßige, einzelne Individuen darstellende Aggregation der sich ausscheidenden Substanz hervorbringt, indem die vorhandenen Flächen mit parallelen Schichten überlagert und so vergrößert werden; diese Schichten bestehen aus kleinen Individuen. Man hat vor einiger Zeit in Hamburg und Frankfurt förmliche Erziehungs-Institute für Krystalle eingerichtet, wo kleine Krystalle durch sorgfältiges Umwenden im krystallisirenden Medium oft zu ansehnlicher Größe und Vollkommenheit gebracht wurden. Wenn aber die Krystallisation rasch erfolgt, so haben die sich ausscheidenden Individuen nicht Zeit, sich regelrecht an einander zu schließen, sondern es geschieht dieses in den verschiedensten Richtungen, und entstehen so vegetationsähnliche Gebilde oder auch ganz unregelmäßige Anhäufungen. Dabei bilden sich immer feine Spalten und Klüfte, in welchen die Krystalllösung durch Capillarattraction aufsteigen kann, und die bei der Zusammenfügung der abgesetzten Individuen entstehenden einspringenden

Winkel geben den Gebilden mannigfaltiges Ansehen von gekerbten Blättern und Moosen. Prismatische Krystalle erscheinen oft als feine Nadeln oder Haare und aggregiren sich zu Büscheln, die das Ansehen von Gräsern haben. Größere oder geringere Dehnbarkeit der Substanz ist auch von Einfluß auf die Erscheinung und kommen beim gediegenen Gold, Silber und Kupfer gebogene und gewundene baum- und strauchähnliche Aggregate besonders häufig vor. An den Vegetationen des Goldes von Vöröspatak in Siebenbürgen, des Silbers von Schneeberg und von der Sophiengrube bei Wittichen im Schwarzwalde kann man die Bildung durch sehr kleine an einander gereihte Krystalle oft deutlich erkennen, eben so an den Dendriten und ähnlichen Bildungen des gediegenen Kupfers vom Ural und vom Lake Superior in Nordamerika. Da die Krystalle oft zu Zwillingen verwachsen sind, so ändern sie mannigfaltig die dendritischen Formen; die blumigen Zeichnungen des Fenstereises sind ebenfalls durch Aggregation von Eiskrystallen und deren Zwillings- und Drillingsverbindungen entstanden. Daneben finden sich auch Gestalten, welche die Mineralien derselben Ablagerungsweise ihrer Krystalle verdanken, wie wir sie an den Eiszapfen beobachten; ein sickernder Wassertropfen gefriert, d. h. wird zu krystallisirtem Eis, über dieses Eis fließt ein zweiter, und ehe er zum Fallen kommt, gefriert er wieder u. s. f. Bei den höchst mannigfaltigen Bildungen des Kalksinters, die nicht selten vegetabilische, schwammförmige, ästige und traubige Gestalten zeigen, ist es Kohlensäure, welche den kohlensauren Kalk im Wasser aufgelöst hält; bei einer sickernden Lösung dieser Art verdunstet mit dem Wasser auch diese Kohlensäure und der gewöhnliche (neutrale) kohlensaure Kalk bleibt als feste Substanz hängen, und weiter folgende Tropfen liefern ähnliche Ablagerungen, deren Inneres ein krystallinisches Aggregat der Substanz ist.

Es sind ferner amorphe Bildungen, welche pflanzliche Formen nachahmen und Gesteinsklüfte mit Dendriten belegen. Amorph nennt man den Zustand des Starren ohne Krystallisation; es ist der Zustand des Flüssigen ohne Beweglichkeit der Theile. In diesem wird die Substanz gleichmäßig nach allen Richtungen angezogen, und so entsteht wesentlich die Kugelform durch Druck und durch die Schwerkraft in allerlei Veränderungen wie ein Tropfen zähflüssigen Harzes oder Syrups. Die traubigen und blumenkohlförmigen Gestalten des Psilomelan, die getrauften des Hyalith sind von solcher Entstehung.

Die Mittel, welche eine krystallisirbare Substanz enthalten können, sind sehr verschiedener Art und die Ausscheidung der Krystalle ist nicht immer so einfach wie sie bei Salzsoolen stattfindet, sie ist oft ein complicirter Proceß, eine chemische Fällung, wo aus den vorhandenen Verbindungen neue entstehen. Dasselbe gilt von der Ausscheidung amorpher Bildungen, und wie solche mit Imitation pflanzlicher Formen entstehen können, zeigt der Eisenbaum des alten Chemikers Glauber (1650), der sich bildet, wenn man Chloreisen mit Kieselerdelösung übergießt. Daraus wächst, sagt Glauber, „in einer oder zwei Stunden ein Baum mit Wurzeln, Stamm, vielen Aesten und Zweigen, wunderbarlich anzusehen.“ In der That sind diese Bildungen eine überraschende Erscheinung und kann man dergleichen leicht darstellen, wenn man ein paar kleine Krystalle oder Krystallbruchstücke von Eisenvitriol, Kupfervitriol, Kobaltsalpeter in einem 5 oder 6 Zoll hohen und 2 oder 3 Zoll weiten Glase mit einer Lösung von Wasserglas, wie sie im Handel vorkommt, übergießt und ruhig stehen läßt (die Krystalle sollen mit kleinen Zwischenräumen neben einander liegen). Vom Eisenvitriol beginnt das Hervorwachsen weißer Fäden und Verzweigungen sehr schnell, ebenso vom Kobaltsalpeter, welcher violette und blaue Vegetationen giebt; Kupfervitriol etwas langsamer giebt blaue, Alaun weiße Vegetation ꝛc. Wendet man den Rückstand einer bis zur dicken Masse eingedampften Lösung von Eisenoxyd in Salzsäure an, so dringen daraus beim Uebergießen mit Wasserglaslösung sehr bald wurm- und schlangenähnliche Gestalten oft mit rascher Bewegung hervor, welche, wie die meisten ähnlichen Gebilde, eine Luftblase tragen, die sie allmälig in der Flüssigkeit emporzieht. Wendet man, worauf Böttcher aufmerksam gemacht hat, eine Lösung von Bleisalpeter an, in welche

man ein Stückchen Salmiak wirft, so entstehen schöne weiße Bäumchen, auch blumenähnliche Gestalten von Chlorblei, welche aber leicht zusammenbrechen. Die mit Wasserglas erhaltenen Vegetationen sind kieselsaure Verbindungen, Eisen-Kobaltsilicat ꝛc. und lassen sich aufbewahren, wenn man das Wachsen in einer verschließbaren Flasche geschehen läßt, und dann behutsam die Flüssigkeit mit einem Stechheber entfernt.

Aus dem Gesagten erhellt, daß die Mineralvegetationen nicht das Resultat organischen Lebens sind, daß der Krystall nichts gemein hat mit einem Pflanzenindividuum.

Ja, wenn die Steine und Erze wüchsen wie die Pflanzen! dann wäre auch eine Aussicht, sie anzubauen, das Wachsthum künstlich zu steigern, sie zu cultiviren ꝛc., so möchte Mancher meinen und angenehmen Speculationen sich hingeben. Genau besehen käme aber doch nicht viel dabei heraus und zwar schon wegen der Beschaffenheit der erforderlichen Nahrungsmittel. Bei den Pflanzen essen die verschiedensten Species so zu sagen aus einer Schüssel, welche die gütige Mutter Natur fast überall mit den geeigneten Stoffen füllt, und sie trinken wesentlich von demselben Brunnen. Bei den Steinen und Erzen ist das anders und gerade die Species, die man am liebsten ziehen wollte, verlangen eine besondere Kost, die oft nur schwer zu beschaffen wäre und theuer zu stehen käme. Ohne Silber wäre kein Silberbaum, kein Rothgiltigerz, kein Stephanit ꝛc. zu ziehen, ohne Gold kein Goldmoos, kein ästig blättriger Sylvanit ꝛc., ohne die seltene Berillerde kein Smaragd und ohne die ebenso seltene Zirkonerde kein Hyazinth ꝛc.; ein Kalk- und Thonsame wäre freilich leicht zu haben, aber Kalksteine und Thone giebt es ohnehin genug und lohnte die Arbeit nicht, sie künstlich anzubauen. Das Pflanzenleben dagegen gestaltet dieselben Elemente mit wunderbarer Macht zu niedrigen Moosen und Gräsern, wie zu prachtstrahlenden Blumen und Bäumen; das Material des Kalksinters kann niemals zum Material des Smaragds werden, das Material eines Bleierzes kann kein Kupfererz erzeugen. Die Verwandlung und Veredlung der Metalle war ein Traum, wie das organische Wachsen der Steine.

Man kann aber hundertmal beweisen, daß ein perpetuum mobile nicht möglich sei, und doch kommen von Zeit zu Zeit Vorschläge zu betreffenden Maschinen und ähnlich erbt sich die Idee vom Leben und Wachsen der Steine und Erze fort und der Glaube an die Veredlung der Metalle. Die Allgem. Zeitung giebt in Nr. 283 vom heurigen Jahre ein Inserat von einem vormaligen Apotheker A. Kistenfeger, welcher als durch Autoritäten wie Gehlen für erwiesen hält, daß, wie in Treibhäusern das vegetabilische Leben sich schneller entwickeln läßt, auch dieses im unorganischen Leben, „dem Wachsthum der Metalle", der Fall sei und mit millionenfachem Gewinn auf Gold und Silber angewendet werden könne. Es heißt ferner: „Der Gefertigte hat im Jahr 1829 mit dem berühmten Chemiker Joseph von Barth aus Colmar dieses Experiment mit glänzendem Erfolg durchgeführt." Er sucht jetzt für diesen „selbsterwerblichen, noch unbekannten Reichthum" einen Gefährten. — Es ist dieses ein Seitenstück zu einer Eingabe des ehemaligen Hafnermeisters Chr. Diez an die baierische Ständekammer im Jahre 1852, worin von ihm um Gewährung einer Beihülfe zur Durchführung seiner geheimen Naturforschungen bezüglich des Steines der Weisen gebeten wird.

Aus dem fernen Osten.

Reiseskizzen

von

M. Potočnik.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

IV.

Von Aden nach Singapore.

Am 26. August verließ das Schiff unter frischen Böen aus Südsüdwest die Bucht von Tuwayji, setzte, nachdem es das Feuer von Marshigh passirt, Segel und nahm seinen Cours nach Osten auf Ras Assir, auch Cap Guardafui genannt. Am 28. Morgens kam die Küste von Afrika von Ras Gori bis Ras Filut in Sicht; lange in den Golf hereinstreichende

todte See machte sich bemerkbar und kündigte den indischen Ocean an. Bei Ras Assir erwartete uns ein imposantes Schauspiel. Als wir am Cap vorbeikamen, brauste mächtig der Südwest-Monsun heran, lange, hohe See vor sich herwälzend. Wie ein gewaltiger Strom schwollen Wind und Wasser uns entgegen; die Corvette begann rasch und immer heftiger zu arbeiten. Bald überzeugten wir uns, daß wir mit nur zwei Kesseln und Gaffelsegeln die Passage zwischen Ras Assir und der Insel Sokotra nicht würden forciren können, wie dies ursprünglich beabsichtigt gewesen war. Die Corvette fiel dennoch ab, stellte die Maschine ab und setzte ihre Quersegel bei, um nördlich von Sokotra zu passiren. Nachts wurden die mit Guano bedeckten Felsen von Kal Farun seitwärts gelassen; Morgens kam das hohe



Chinese mit Kampfhahn.

Land von Sokotra in Sicht, das von europäischen Schiffen nur selten besucht wird. In der nächsten Nacht waren wir auch von Sokotra frei und warfen uns nun vollends in die geöffneten Arme des indischen Oceans. Noch mächtiger brauste nun der Wind, noch höher schwoll die See. Unter doppelt gerefften Marssegeln brach sich das Schiff mit starker Brust seine Bahn durch die rauschenden Wogen. Nun ging das Rollen an. Ohne Unterlaß rollten wir Tag und Nacht weiter, 15 bis 20 Grad nach jedem Bord, 2000 Meilen weit, bis unter Ceylon, rastlos getrieben vom günstigen Südwest-Monsun, der, wie jeder stationäre Seewind, auch seinen eigenen Charakter hat.

Als frischer, jedoch regelmäßiger und ungefährlicher Wind, der eine hohe See aus den Aequatorialgegenden vor sich her-

aufwälzt, weht er hinauf nach dem indischen Hochland. Es ist der Riesenathem, mit dem der indische Ocean nach dem erhitzten Lande bläst, wenn die Sonne bei nördlicher Declination im Zenith desselben steht. Da der Wind Tausende von Seemeilen über freies Wasser streicht, führt er eine Menge von Dünsten in der Gestalt von jagenden Regenwolken mit, die sich häufig in mehr oder minder heftige Regenschauer auflösen. Am stärksten ist dieser Regenwolkenstrich zwischen dem 86. und 88. Grade östlicher Länge von Greenwich. Doch hat man tägliche Sonnenblicke, um astronomische Beobachtungen anzustellen und konnte beispielsweise während der ganzen Fahrt von Aden nach Singapore in der Vollkraft des Südwest-Monsuns mit Ausnahme eines einzigen Tages sowohl Länge als Breite täglich beobachtet werden. Die Atmosphäre ist im Südwest-Monsun schwer und mit Wasserdünsten gesättigt, so daß sich Schimmel und Oxydation bald allerorten bemerkbar machen.



Kuli (Hongkong).

Je weiter man sich durch die brausenden Wasser nach Osten hinarbeitet, desto mehr dreht der Wind, der in der Nähe der afrikanischen Küste aus Südsüdwest geblasen, und geht nach Südwest und Westsüdwest über, bis er längs der Westküste von Hindostan aus dem nordwestlichen Quadranten zu wehen beginnt. Die See wird ruhiger, die Bewölkung leichter, Sonnenblicke sind häufiger, doch klärt sich der Horizont niemals ganz. Das

Barometer, das während der Dauer des eigentlichen Monsuns stets einen verhältnißmäßig tiefen Stand eingenommen, steigt beim Eintreten der nördlicheren Winde rasch; desgleichen erhebt sich die Temperatur, die im Hauptstrom des Winds längs der Küste von Afrika auf 20 Grad R. im Schatten gefallen war, weiter ostwärts wieder auf 24 bis 26 Grad R.

Außer den jagenden Regenwolken und den rauschenden Wogen sind es noch Schaaren von fliegenden Fischen, die fast unablässig unserem Auge begegnen. In Lee, unter dem Bug des Schiffes, springen sie auf, kreuzen sein Fahrwasser und tauchen nach langem Sprunge gegen Wind und See luvwärts wieder in die Fluth. Manche fallen dabei auf Deck nieder und sind den Matrosen ein willkommener Fang. Wenn man diese dunkeln Fische mit ausgespannten Flügeln stoßweise über das Wasser dahinschießen sieht, wird man versucht, sie für Schwalben zu halten, so sehr ähneln sie beim flüchtigen Blick diesem Vogel in der äußeren Erscheinung.

Nach Passirung von Ceylon, das wir jedoch, da wir 60 Seemeilen südlich davon liefen, nicht sahen, drehte der Wind zurück nach West und wurde wieder frischer, die See höher; wieder standen die Segel straff gebläht, wieder krachten die Spieren, wieder donnerten die Wogen gegen das auf- und absteigende, sich hin- und herneigende Schiff. In der Bai von Bengalen dreht der Wind zurück von West nach Südwest, Südsüdwest und Süd; der Regenwolkenzug nimmt in gleichem Maße zu, als das Schiff gegen die Mitte des ungeheueren Golfs vordringt.

Am 15. September Morgens kam die Insel Groß-Nicobar — seit Sokotra das erste Land — in Sicht; bald darauf hatte man Acheen Head, die Nordwestspitze Sumatra's, doublirt, ohne jedoch der großen Entfernung wegen etwas davon zu sehen. Man war somit in die Malakkastraße eingetreten. War auch noch weit und breit kein Land zu entdecken, so waren die Spuren davon doch schon allenthalben zu bemerken. Der Monsun hatte in Lee von Sumatra aufgehört und leichten, veränderlichen Brisen Platz gemacht; der Seegang hatte in gleichem Maße nachgelassen und bald war das Wasser glatt. Starke Strömungen machten sich bemerkbar, bis auch das seltene Phänomen der Tide Ripps oder Ripplings auftrat, das in der Malakkastraße häufig angetroffen wird.

Am 17. September Nachmittags kamen die markirten Doppelhügel der Insel Pulo Buton in Sicht, die als vorgeschobener Posten der malayischen Halbinsel als bequemes Object zum Anlaufen der Malakkastraße dient; am nächsten Morgen tauchten bei prachtvollem Wetter und glatter See die romantischen Contouren des üppig bewaldeten Pulo Penang am Horizont empor. Wie gern hätten wir dieses duftige Eiland, das eines der reizendsten der Erde sein soll, betreten! Nachmittags stieg das liebliche Pulo Jarra aus dem Wasser. Wie ein grüner Busch ragt diese kleine Insel aus der See hervor; eine üppige Vegetation bedeckt sie über und über; Bäume und Sträucher hangen auf allen Seiten bis hinab aufs Wasser, aus dem sie auch direct emporzusteigen scheinen.

Am nächsten Morgen kamen die kleinen Zackenriffe der Arroas, dann das Leuchtschiff der North Sands und der schöne, regelmäßig geformte Parcellar Hill, malayisch Bukit Jugru in Sicht. Von da ab wurde unsere Aufmerksamkeit durch die zahlreichen Bänke, die von den Arroas bis Singapore die Navigation erschweren, bei Tag und Nacht unablässig in Anspruch genommen. Das seichte, oft in weiten Wirbeln kreisende Wasser war bald schwarzgrün, bald hellgrün, bald schmutziggelb. Wir merkten wohl, daß wir durch eine von Urwäldern umgebene Straße fuhren. Kolossale Treibhölzer mit riesigen Wurzeln zum Theil noch in vollem Blätterschmucke prangend, Gräser, größere und kleinere Seeschlangen schwammen unaufhörlich an uns vorüber. Nachdem wir das Leuchtschiff passirt, liefen wir hart an der Küste von Malaya herunter und hatten volle Muße die prachtvolle Vegetation derselben zu bewundern. Direct aus dem Wasser empor erhoben sich undurchdringlich dichte Wälder; Stämme und Wipfel in einander verschwimmend, Dickicht, Jungel! Dann kam uns eine stark bemannte Praua entgegen; die Malayen blickten uns mit ihren Spitzbubengesichtern forschend an, recht piratenmäßig; — es war in der richtigen Seeräubergegend, bei Salangore. Immer

weiter dampfend passirten wir in der Nacht die Leuchtfeuer von Cap Rachada und Malakka und liefen am nächsten Morgen, die schöne Insel Pulo Pisang an Backbord lassend, bei schwer bewölktem mistigen Tropenhimmel in die Singaporestraße ein. Ein süßer, betäubender, aromatischer Duft kam mit dem Zephir aus den Wäldern der Küste, von Pulo Cocob und Maramban hergefächelt; der ganze Archipel der kleinen smaragdenen Eilande lag in unbeschreiblichem Zauber vor uns; wir waren vor Singapore!

V.

Singapore.

Abends lagen wir ruhig mit der Brücke am Lande am Holzmolo vor den Kohlendepots der Peninsular- und Oriental-Company (hier gewöhnlich Pi and O genannt) vertaut und besahen uns das Schiff, gemüthlich unsere Manila schmauchend, von außen. Die Hanger der Gürtelleinen hatten bei der fortwährend bewegten See der letzten Wochen peripherische Abkratzungen des Außenbords-Anstriches vorgenommen, was in Verbindung mit einer hoch hinaufgehenden Salzkruste und einigen langen Roststreifen unter den Rüsten dem Schiffe ein keineswegs gefälliges Aussehen gab; man sah ihm die lange Reise recht deutlich an. Unser Flaniren am Holzmolo, wo wir den von Singapore herüberschallenden Klängen einer Militärmusik lauschten, wurde bald durch die Ankunft einer Ladung herrlicher Ananas und Bananen unterbrochen, die uns unser aufmerksamer Koch sogleich an Bord schickte und die uns nach der langen Seekost besser als Nectar und Ambrosia schmeckten.

Am nächsten Morgen konnten wir uns New Harbour etwas näher besehen. Zu beiden Seiten des schmalen Canals lagen die Werkstätten, Docks und Magazine der Peninsular-Company; eine überaus üppige Vegetation senkte die Kronen ihrer mächtigen Bäume und die saftigen Zweige ihres hellgrünen Buschwerks über die Dächer der einzelnen Gebäude, vor denen eine bedeutende Anzahl von Dampfern und Segelschiffen vertaut waren. Von der Stadt Singapore konnte man außer mehreren auf den Hügeln zerstreuten, von Bäumen, Gärten und Ranken umgebenen Villen nichts sehen; sie lag hinter einem Bergrücken verborgen. Eine der dicht an New Harbour liegenden kleinen Inseln, Pulo Brani mit Namen, wurde besucht; sie kann in der reizenden Ueppigkeit ihres Pflanzenwuchses als Typus für alle anderen schönen Eilande der Singaporestraße dienen.

Nachdem ein reichlicher Tropenregen niedergerauscht war, begannen wir mit der Kohleneinschiffung, die der eigentliche Grund war, weshalb wir in New Harbour und nicht in der Rhede von Singapore selbst eingelaufen waren. Die Organisation und Energie der Arbeit war aller Anerkennung werth. Eine Compagnie von etwa 50 chinesischen Kulis, die außer dem großen tellerförmigen Strohhut und einem Lendengurt kein anderes Kleidungsstück hatten, stellte binnen 5 Stunden 150 Tonnen (2700 Centner) Kohlen fertig in die Depots der Corvette, Dank dem englischen Unternehmer, dessen lauernder Blick die ganze Bande beherrschte.

Darauf wurde das Schiff von einem alten, versoffenen Hafenlootsen um den hohen Preis von 50 Dollars auf die Rhede geführt, woselbst es der localen Verhältnisse wegen auf 15 Kabel (1500 Klafter) vom Lande ankern mußte.

Die Stadt bietet von der Seeseite gesehen einen ganz angenehmen Anblick dar, wenn man auch keine compacten Häuserreihen zu sehen bekommt, wie dies unsere europäischen Augen gewohnt sind. Die zwei hervorstechendsten Punkte sind die auf einem Hügel gelegene Citadelle und Signalstation und die gothische Kathedrale mit ihrem plumpen Thurme. Gruppen von Gebäuden, einige von monumentalem Charakter, durch Bäume und Buschwerk unterbrochen, dehnen sich längs des Ufers hin und werden im Westen durch die Hügel von New Harbour, im Osten durch einen sich weithin dehnenden Wald von Kokospalmen begrenzt. Die Rhede war ziemlich belebt, doch nicht so sehr, wie ich es mir nach den Beschreibungen vorgestellt und konnte in dieser Beziehung einen Vergleich mit Hongkong und Shanghai nicht aushalten. Ein größtentheils trüber, nebliger und dunstiger Himmel — es war die Zeit des Südwest-Mon-

suns — dehnte sich über dem Bilde aus; die Winde bliesen mit wechselnder Stärke, gewöhnlich nur leicht aus den zwei südlichen Quadranten und das Wasser der weiten Rhede war größtentheils ruhig. Die Temperatur variirte bei Tag und Nacht nicht außerhalb der Grenze von 22 bis 24 Grad R. im Schatten.

Zur Verbindung mit dem Lande wurde, um die Mannschaft zu schonen, ein malayisches Boot mit drei Mann gemiethet. Diese Boote gehören zu dem Leichtesten und Zierlichsten, was auf dem Wasser schwimmt. Sie sind ziemlich flach gebaut, lang und schmal, rein angestrichen, gut gewaschen und nett getakelt. Die Riemen sind ziemlich kurz, mit einer einem Palmblatte ähnlichen Schaufel versehen. Die hübschen, munteren, halbnackten, bronzenen Burschen fahren rasch ab und zu. Zu bemerken ist die sinnreiche Art und Weise, durch ihren Körper den fehlenden Ballast zu ersetzen. Der Mast hat eine fliegende Pardune. Einer von den Leuten ergreift sie und bleibt in Luv; krängt das Boot über, so stellt er sich auf den dünnen Dollbord, oder biegt sich sogar soweit als möglich hinaus, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, wenn eine leichte Böe das große Segel zu sehr nach Lee wirft. Die Geschicklichkeit dieser Burschen ist so groß, daß sie bei Böenwetter mit ihren leichten Booten mit großer Schnelligkeit und ohne zu reffen dahinfahren. Wenn die leichten Boote auch häufig bei dieser Art zu fahren in Lee Wasser einschiffen und sehr stark auf der Seite liegen, habe ich doch während eines zweimonatlichen Aufenthalts auf der Rhede von Singapore niemals eines kentern sehen.

Erreicht man das Land, so erleichtern hübsche Quais und Moli das Anlegen. Große, nur theilweise verbaute Plätze — denn die Stadt ist groß angelegt — Anlagen, Gärten, dann mehr oder minder zusammenhängende Häuserreihen eröffnen sich dem Blicke. Die Post und das von einem Deutschen gehaltene Hotel Europa gehören unter die ersten Gebäude, die man erreicht, wenn man am Dalhousie Pier das Boot verläßt. Hier, unter dem Aequator lockt eine in amerikanischer Manier angefertigte Aushängetafel die ankommenden Seeleute zum Genusse eines gekühlten Glases Sodawasser ein. Mitten unter Eisbergen und Eisbären steht ein zechender Yankee, auf die einladende Aufschrift weisend: „Arctic Soda.“ Schwarze Bursche von der Malabarküste kredenzen den kühlen Trank, der von den Capitänen der vor Anker liegenden Schiffe, besonders von den Engländern, natürlich gehörig mit Brandy versetzt, zu jeder Tages- und Nachtstunde geschlürft wird. Es scheint, daß die Hauptbeschäftigung dieser Herren während ihres Aufenthaltes auf der Rhede hauptsächlich darin besteht, in beschaulicher Ruhe zu schwitzen und ihren Eisbrandy zu trinken.

Hat man sich durch die lungernden Schaaren von Kulis, kleinen Verkäufern und Karrenführern durchgedrängt, deren es hier sehr viele giebt und die dem Fremden gleich einem schreienden Quälgeiste consequent nachfolgen; sind die blendend weißen Beinkleider, mit denen man das Schiff verlassen, bis über die Knöchel von dem ziegelrothen Staube gefärbt, der Singapore's Straßen bedeckt, dann fällt man schließlich gewöhnlich doch so einem dunkelhäutigen, spitzbübischen Fremdenführer in die Hände, der mit lauerndem Auge den Moment erwartete, in welchem der von Hitze, Staub und von der klebrigen Nähe der Chinesen gequälte Europäer schließlich doch seine vorher standhaft verschmäheten Dienste annimmt. Dann schleppt er euch kreuz und quer unbarmherzig fort, gewöhnlich wie uns, in die Centrale der langzöpfigen Kinder China's, die den Hauptbestandtheil der Bevölkerung Singapore's ausmachen, und in deren Quartieren und Wirthshäusern man alle jene Hochgenüsse kennen lernt, die den Chinesen in Entzücken versetzen und unter denen die Hahnenkämpfe obenan stehen. Uebrigens ist schließlich dieses Element für den Fremden auch das interessanteste. Das Chinesenviertel bildet den zusammenhängendsten Häusercomplex von ganz Singapore. Es waren die ersten Chinesen, die wir hier sahen, und der erste Eindruck, den sie auf uns machten, ließ uns die Worte aussprechen: „Es sind die Juden Ostasiens!“ Dieselbe sociale Stellung in den Colonialstädten, dasselbe rege, geschäftige Wesen, die gleiche Sucht, den Fremden zu übervortheilen! Nur ist der Chinese umfassender als der Jude; denn er speculirt, schachert und handelt nicht allein, sondern arbeitet auch. Er schnitzt,

schmiedet, schustert, schneidert und schleppt als Kuli die schwersten Lasten. Die Schusterei und Schneiderei sind in Singapore fast ausschließlich in den Händen der Chinesen, und wenn dieselben auch nach dem Maße nicht besonders zu arbeiten verstehen, so haben sie dafür ein so vorzügliches Nachahmungstalent, daß sie einen gut sitzenden Rock oder ein Paar gut passender Schuhe auf das Genaueste nachfertigen. Ueberdies sind ihre Preise, wenn man mit ihnen zu handeln versteht — denn dies muß man eben so wenig wie bei den Juden zu thun unterlassen — bedeutend niederer, als jene der europäischen Handwerker, überhaupt ihre Waare in Berücksichtigung der Kosten preiswürdiger als die jener. Während unseres Aufenthaltes in Singapore ließen wir uns fast ausnahmslos die verschiedensten Kleidungsstücke von Chinesen anfertigen und waren im Allgemeinen mit ihren Leistungen ganz zufrieden.

Auf unserem Streifzuge durch das Chinesenviertel wollten wir eines der vielen chinesischen Theater besuchen; die Kassirer hatten jedoch, da sie uns die Fremden ansahen, die Unverschämtheit, ein Eintrittsgeld von einem Dollar per Person zu verlangen, was uns bewog, das chinesische Theater vor der Hand in die Reihe der ungekannten Genüsse zu verweisen. Zur Entschädigung betraten wir einen Opium-Shop. Es war ein finsteres, niederes, angerauchtes Gemach, durch dessen ganze Länge drei hölzerne Pritschen liefen, auf denen etwa fünfzehn Chinesen, größtentheils regungslos dalagen. Ein mattes Licht erhellte den Raum; es kam von kleinen Oellämpchen, deren eines bei jedem Raucher zu Häupten stand. An der Thür befand sich ein kleiner Holzverschlag, in dem der verschleißende Chinese auf kleinen Blechplättchen die Opiumrationen vorbereitet und zum Verkaufe feil hatte. Das Opium präsentirte sich als eine klebrige, dunkelbraune Masse von bekanntem Geruch. Kam einer der Raucher, so nahm er eines der Plättchen, legte sich auf die Pritsche neben eine der Lampen, erhitzte dann das Opium an derselben, wickelte die immer zäher werdende Masse um ein Stück Metalldrath und formte sie durch noch weiteres Erhitzen



Ein Fruchthändler (Singapore).

und Herumdrehen zu einer consistenten Kugel, die er dann in das Loch des Kopfes der Opiumpfeife steckte. Nun wurde der Drath herausgezogen und durch den so entstehenden Canal der Zug hergestellt, worauf der Raucher das Mundstück an die Lippen führte und den Pfeifenkopf an die Flamme des Lämpchens hielt. In mehreren tiefen Zügen saugte er dann den ganzen Rauch ein und blies ihn erst stoßweiße aus, nachdem die Kugel vollkommen verbrannt war, was in etwa 5 bis 6 Secunden statthatte. Die meisten der Chinesen, denen ich in dieser Bude zusehen konnte, rauchten zwei bis drei Pfeifen Opium, wofür sie für die geringeren Sorten ungefähr 15 bis 20 Kreuzer (7 bis 9 Cents) bezahlten; — alle verhielten sich ruhig und schienen zu keinerlei Art von Excessen aufgelegt zu sein. Mit Mitleid und Abscheu im Herzen verließen wir das widerliche Local, das mir als einer der Ringe jener unheimlichen Riesenschlange des Opiumlasters erschien, die an dem Marke der Chinesen saugt.

Zu den Zügen von tiefem Elend, die im Gefolge dieser Nation auftreten und den Europäer mit einer Art von bangem Abscheu erfüllen, gehört auch das Kuliwesen. Ein dicht mit chinesischen Kulis beladener Dampfer ankerte in unserer Nähe und ich hatte Gelegenheit das heillose, ekelerregende Treiben an Bord desselben zu beobachten — zum Glück nur aus sicherer Ferne. Das Deck des langen Schiffes wimmelte buchstäblich von den braungelben Leibern der Hunderte von Chinesen, die man dort zusammengepfercht hatte. Ein wirres Geschrei, oft von wahrhaft bestialisch wildem Charakter tönte zu uns herüber. Mehr als einmal sah ich, wie sich in dem dichten Haufen noch engere Klumpen bildeten und ein Gewoge und Geheul entstand, als ob Jemand gelyncht würde. Dann sprangen die Hindupolicemen, deren immer vier bis sechs auf der Commandobrücke zu sehen waren, Tigern gleich in die Menschenmasse und bahnten sich mit wilder Energie einen Weg bis zum Orte der Unruhe, um dort Ordnung zu schaffen.

Es war hohe Zeit, daß den Gräueln des Kuliwesens von Seite der größeren seefahrenden Nationen ein Halt geboten wurde.

Die stets unruhig wogende Chinesenbevölkerung war in Singapore eben durch eine Verfügung des neuen Gouverneurs aufgebracht. Bisher hatten die Inhaber der unzähligen Straßengarküchen, bei denen die Tausende blutarmer chinesischer Arbeiter um einen sehr geringen Preis speisen, das Recht gehabt, sich in jeder Straße niederzulassen und waren steuerfrei gewesen. Nun sollten alle auf einen einzigen Platz zusammengedrängt werden und eine Steuer von 5 Cents per Bude bezahlen. Eine allgemeine Aufregung ergriff die Chinesen, die in Schaaren von Hunderten mit Stöcken bewaffnet die Straßen durchzogen und die Polizei, die sie tief hassen, durchprügelten. Das Gleiche passirte einem Deutschen, der zu Gunsten der Sicherheitsorgane interveniren wollte. Die Regierung sah sich genöthigt, sämmtliche Europäer auf das Stadthaus zu berufen und sie aufzufordern, den Sicherheitsdienst mitzuversehen. Die Schwierigkeit der Durchführung dieser Maßregel hatte die Aufhebung der obenerwähnten Verfügung zur Folge, worauf die Ruhe wieder hergestellt war. Der Ingrimm, den die Chinesen in Singapore auf die indische Polizei haben, hat zum guten Theile in dem Verfahren seinen Grund, das dieselbe bei den öffentlichen Gerichtsverhandlungen gegen sie anwendet. Dicht gedrängt steht da die chinesische Zuhörerschaft, unter ihr vertheilt die schwarzen Policemen, in der Hand einen langen Rohrstock, der an seinem Ende eine Kugel trägt. Wird die Menge unruhig, so ertönt das Commando Diam! (Ruhe) und niedersaust die unbarmherzige Kugel auf die Köpfe der Chinesen, die ihr stoßend und drängend auszuweichen suchen.

Um den Charakter der Insel kennen zu lernen, besuchten wir auch den einige englische Meilen von der Stadt gelegenen botanischen Garten. Der Weg dahin, eine gut angelegte Fahrstraße, führt zwischen Kokos- und Arekapalmen und dichtem Buschwerk hie und da an den elenden malayischen Hütten vorüber. Trotzdem manche Partien recht wild aussehen und beim Vorüberfahren der Gedanke ganz wahrscheinlich erscheint, ein Tiger könnte plötzlich mit langem Satze auf den Wagen hervorspringen, ist denn doch von Ueberfällen dieser Art in den letzten Jahren nur mehr

selten zu hören und sind die Erzählungen vom Tigerreichthum der Insel Singapore heutzutage unrichtig und als übertrieben zu bezeichnen. Der beste Beweis dafür ist das Factum, daß man in der Stadt nur mit Schwierigkeit ein Tigerfell auftreibt.

Der Garten ist sorgfältig angelegt, jedoch noch jung und wenig Schatten bietend; — wir sahen dort schöne Exemplare der Victoria regia, von schwarzen Schwänen und üppige Lianenpartien. Auch der Besuch des im Osten von der Stadt liegenden, bereits erwähnten Kokoswaldes — eigentlich einer Plantage — ist für den Fremden von Interesse. Tausende und Tausende von ausgewachsenen, regelmäßig in Alleen gepflanzten Bäumen sprossen dort aus dem Sandboden, der sonst fast keine Pflanze ernährt. Ein paar Malayen, die im Dienste der Plantagenbesitzer standen, öffneten uns mit großer Raschheit und Geschicklichkeit die Nüsse, indem sie mit ihren scharfen Hackenmessern große, viereckige Löcher in die Schale hieben und den so entstehenden Deckel abnahmen.

Auf unseren Streifzügen durch die Stadt besuchten wir auch das Malayenviertel — Malacca Market — und die in demselben gelegenen Omar road, den Papageienmarkt Singapore's, der für einen Europäer sehr sehenswerth ist. Hunderte von Cacadus und Papageien aller Farben und Größen waren da zu sehen; fast alle auf eine ziemlich barbarische Weise mit aus Kokosschalen geschnittenen Ringen an Baumäste befestigt; ein betäubendes Gekreisch, hie und da unterbrochen von dem dumpfen Brüllen eines schwarzen Panthers, der auch zum Verkaufe ausgeboten war, erschallte durch die schmutzige Straße. Alljährlich werden sie im Herbste von den Inseln des malayischen Archipels nach Singapore zu Markt gebracht und von dort aus mit den vielen Dampfern in alle Welt verführt. In der Javasee sind in dieser Jahreszeit oft Prauen zu sehen, deren Bordwand ringsum mit Papageigestellen garnirt ist, die gleich der übrigen Ladung nach Singapore geführt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Kometen.

Von

Hermann J. Klein.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870

I.

Die Kometen gehören in mehrfacher Beziehung zu den interessantesten Erscheinungen des Himmels. Im Mittelalter waren sie Gegenstand der Furcht und des Aberglaubens, dann wies ihnen die aufstrebende Wissenschaft einen Platz unter den Weltkörpern an und in unseren Tagen endlich zeigte die fortgeschrittene, von neuen Instrumenten in ungeahnter Weise unterstützte Forschung, daß wir von dem eigentlichen Wesen dieser ausgedehntesten Gebilde im Bereiche unserer Sonne noch so gut wie gar nichts Sicheres wissen. Man darf behaupten, daß neben dem Thierkreislichte kein unserer directen Beachtung zugängliches Gebilde im Weltenraume der wissenschaftlichen Forschung so viel Räthselhaftes darbietet als die Kometen. Selbst die jüngsten Entdeckungen über die Beziehungen, in welchen diese Weltkörper zu anderen kosmischen Erscheinungen stehen, haben uns ihre eigentliche Natur noch keineswegs aufgeklärt.

Kometen sind in allen Jahrhunderten erschienen. Die ältesten, einigermaßen sicheren Beobachtungen dieser Gestirne treffen wir bei den Chinesen. In Maduan-lins berühmtem Werke wird bereits 612 Jahre vor Beginn unserer Zeitrechnung eines Kometen gedacht. Im Allgemeinen sind jedoch die älteren Nachrichten über Kometen außerordentlich unvollständig und im Einzelnen ungenau. Die nachstehende Tabelle enthält eine summarische Aufzählung aller von den frühesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1874 beobachteten Kometenerscheinungen.

Zeitperiode v. Chr.	Zahl der Kometen
612 bis 500	3
499 „ 400	6
399 „ 300	7
299 „ 200	5
199 „ 100	18
99 „ 0	14

Zeitperiode n. Chr.	Zahl der Kometen
0 bis 99	21
100 „ 199	18
200 „ 299	35
300 „ 399	21
400 „ 499	19
500 „ 599	24
600 „ 699	21
700 „ 799	13
800 „ 899	31
900 „ 999	20
1000 „ 1099	28
1100 „ 1199	22
1200 „ 1299	25
1300 „ 1399	31
1400 „ 1499	35
1500 „ 1599	31
1600 „ 1699	28
1700 „ 1799	69
1800 „ 1874	189

Es bedarf keines speciellen Nachweises, daß die geringere Zahl von Kometen in den früheren Jahrhunderten nur dem Mangel an schriftlicher Ueberlieferung zuzuschreiben ist. Dazu kommt, daß nach Erfindung des Fernrohres, und besonders seit die berühmten Kometenjäger Mechain und Messier ihre Aufmerksamkeit dem Gegenstande zuwandten, auch teleskopische Kometen beobachtet wurden, was vor dem Beginn des 17. Jahrhunderts natürlich unmöglich war.

Diese Umstände erklären hinlänglich die größere Anzahl von Kometen im gegenwärtigen und im vergangenen Jahrhundert. Wenn man aber von den teleskopischen Kometen absieht, so findet sich, daß dem bloßen Auge sichtbar waren von

1500 bis 1599 23 Kometen
1600 „ 1699 12 „
1700 „ 1799 8 „
1800 „ 1850 11 „

Diese Zahlen zeigen außerordentlich große Verschiedenheiten. Die größte Zahl von dem bloßen Auge sichtbaren Kometen fällt in das 15. Jahrhundert, von hier nimmt sie sehr regelmäßig bis zu Ende des 18. Jahrhunderts ab, um im gegenwärtigen wieder zu wachsen. Es ist möglich, daß sich hierin wirklich etwas Periodisches zeigt, doch wird erst eine späte Zukunft mit Sicherheit hierüber zu entscheiden vermögen. Im gegenwärtigen Jahrhundert erschienen von

1800 bis 1809 10 Kometen
1810 „ 1819 16 „
1820 „ 1829 21 „
1830 „ 1839 11 „
1840 „ 1849 36 „
1850 „ 1859 40 „
1860 „ 1869 36 „
1870 „ 1874 23 „

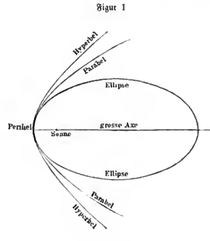
Hier zeigt sich eine allmälige Zunahme der Häufigkeit in den letzten Jahrzehnten. Es wäre jedoch voreilig, hieraus zu schließen, daß neuerdings mehr Kometen in die Nähe der Erde gelangten als früher; der Grund der Zunahme ist vielmehr der größeren Aufmerksamkeit, welche gegenwärtig dem gestirnten Himmel gewidmet wird, zuzuschreiben, indem mehr Beobachter als früher überhaupt nach Kometen suchen.

Bei jeder neuen Kometenerscheinung bemüht sich der Astronom, zunächst die genaue Gestalt und Lage der Bahn zu ergründen, welche das Gestirn im Weltraume beschreibt. Die Kenntniß der Bahn eines Kometen bietet das einzige sichere Mittel, um denselben bei einer etwaigen späteren Zurückkunft wiederzuerkennen; alle anderen Eigenthümlichkeiten eines Kometenindividuums sind vorübergehend und nicht geeignet, die Frage zu entscheiden, ob man es mit einem neuen Kometen oder mit der Wiederkehr eines in früherer Zeit beobachteten Gestirnes dieser Art zu thun hat.

Das Alterthum und das Mittelalter hatten keine Ahnung von der Stellung der Kometen im Sonnensystem; Aristoteles erklärte diese Weltkörper für Ausdünstungen der Erde, Plutarch hielt sie für optische Spiegelbilder, sogar Kepler konnte sich nicht von der Meinung losreißen, die Kometen seien eine Art Ungeheuer in den höchsten Regionen, die sich in geraden Linien bewegten. „Wie im Meere," sagt er, „Walfische und andere Ungeheuer leben, so auch in der unermeßlichen Tiefe des flüssigen Aethers die Kometen, damit der Raum nicht leer sei." Hevel, der berühmte Danziger Astronom, hielt die Kometen zwar auch nur für bloße Ausdünstungen der Planeten, aber er hatte eine unbestimmte Vorstellung, sie könnten sich in parabolischen Bahnen durch den Raum bewegen. Mit Bestimmtheit sprach dies zuerst Giovanni Alfonso Borelli

in einem Briefe an den Prinzen Leopold von Toscana über den Kometen vom December 1664 aus. Am klarsten erklärte sich fast um dieselbe Zeit der Prediger Samuel Dörfel zu Plauen im Voigtlande über die Bewegung des Kometen. In seiner 1681 erschienenen Schrift „Astronomische Betrachtung des großen Kometen, welcher im ausgehenden 1680. und angehenden 1681. Jahre höchst verwunderlich und entsetzlich erschienen ist, dessen zu Plauen angestellte Observationes, nebst etlichen sonderbahren Fragen und neuen Denkwürdigkeiten, sonderlich von Verbesserung der Hevelischen Theoriae Cometarum", zeigte er, daß dieser Komet sich in einer Parabel bewege, in deren Brennpunkt die Sonne stehe. Unter dieser Voraussetzung versuchte zuerst Newton eine Bahnberechnung des Kometen von 1680, doch waren die Ergebnisse dieses Versuches sehr wenig befriedigend. Bessere Resultate erhielt Halley, der im Jahre 1705 zeigte, wie man aus drei vollständigen Beobachtungen eine paraboliſche Kometenbahn berechnen könne. Auch sein Verfahren war außerordentlich umständlich, und die Verbesserungen, welche die französischen Geometer daran anbrachten, blieben praktisch von geringer Bedeutung. Erst dem Bremer Arzt und Astronomen Olbers gelang 1797 die Ermittelung einer bequemen und zuverlässigen Methode, aus drei Beobachtungen eine parabolische Kometenbahn zu berechnen. Sein Verfahren wird noch gegenwärtig angewandt, doch hat es für die definitive Bahnberechnung durch Bessel, Argelander, Leverrier und Andere wesentliche Vervollkommnungen erhalten.

Figur 1



Die parabolische Bahn, in welcher irgend ein Komet sich bewegt, wird charakterisirt durch fünf Bestimmungsstücke oder Elemente. Diese sind:

1. Die Neigung oder der Winkel, welchen die Ebene der Bahn mit der Ebene der Erdbahn macht.

2. Die Länge des aufsteigenden Knotens oder der Durchschnittspunkt der Bahn am Himmel mit der Ebene der Erdbahn, in welchem sich der Komet nördlich über letztere erhebt. Dem aufsteigenden Knoten steht der niedersteigende gegenüber, in welchem sich der Komet südlich unter die Ebene der Erdbahn herabzusenken beginnt.

3. Die Länge des Perihels oder der Sonnennähe. Es ist dies der Punkt, in welchem sich der Komet am nächsten bei der Sonne befindet, der Scheitelpunkt seiner Bahn. Seine Länge, d. h. sein Abstand vom Frühlingspunkt in Graden, Minuten ꝛc. auf der Ekliptik gemessen, bestimmt die Richtung der großen Axe der Bahn.

4. Die Periheldistanz oder die Größe

der Entfernung des Kometen von der Sonne im Perihel. Man kann sie in Meilen ausdrücken, in der Astronomie ist es jedoch gebräuchlich, die Periheldistanz in Theilen des Halbmessers der Erdbahn anzugeben. Da dieser Halbmesser nahezu 20 Millionen Meilen beträgt, so ist es leicht, für jeden Kometen die Periheldistanz in Meilenmaß umzurechnen.

5. Die Richtung der Bewegung, ob rechtläufig oder rückläufig. Rechtläufig wird ein Gestirn genannt, wenn es sich nach der Ordnung der himmlischen Zeichen bewegt, wenn also seine Abstände vom Frühlingspunkt auf der Ekliptik am Himmel gemessen, d. h. also seine Längen, mit der Zeit wachsen.

Durch diese fünf Elemente wird die Lage der parabolischen Kometenbahn genau bestimmt, man könnte sie danach zeichnen oder in einem Modell darstellen. Um aber auch den Ort des Kometen in dieser Bahn für jede gewünschte Zeit angeben zu können, muß man ihn offenbar für einen Zeitpunkt kennen, um daran auf Grund der Bewegungsgesetze die weitere Rechnung knüpfen zu können. Man ist übereingekommen, als solchen Zeitpunkt den Augenblick zu nehmen, wenn der Komet durch den Punkt seiner Sonnennähe geht, und wir müssen daher als letztes parabolisches Element anführen

6. Durchgangszeit durch das Perihel.

Durch dieses sechste Element ist beiläufig auch die Zeit angegeben, wann der Komet von der Erde aus sichtbar war. Denn es ist, wie hier gleich hervorgehoben werden möge, eine merkwürdige Thatsache, daß selbst die größten und hellsten Kometen für uns nur in einem kleinen Theile ihrer Bahn sichtbar sind, um die Zeit, wenn sie zur Sonne herniedersteigen. Ueber die Jupiterbahn hinaus hat man selbst mit den kräftigsten Teleskopen noch niemals einen Kometen verfolgen können. Die größte Entfernung von der Sonne, in welcher bis jetzt ein Komet gesehen wurde, beträgt 90 Millionen Meilen. Es ist dies der Komet von 1729 gewesen, der merkwürdigerweise dem unbewaffneten Auge überhaupt gar nicht sichtbar wurde. Man begreift, daß es unter solchen Verhältnissen schwierig ist, aus dem kleinen, der Beobachtung zugänglichen Theile der Bahn eines Kometen einen sicheren Schluß auf die Form dieser ganzen Bahn zu ziehen. Glücklicherweise sind aber diejenigen Bahnen, welche überhaupt ein Komet beschreiben kann, in der Gegend des Perihels einander so ähnlich, daß man ohne großen Fehler dafür zunächst stets die parabolische Bahn substituiren kann. Figur 1 zeigt schematisch die drei Bahnformen, in welchen die Kometen einhergehen. Die innerste geschlossene Curve ist eine Ellipse, in deren einem Brennpunkt die Sonne steht. Ein Komet, der sich in elliptischer Bahn bewegt, wird, nachdem er die ganze Peripherie durchlaufen hat, offenbar wieder zurückkehren, er ist ein periodischer Komet. Anders mit einem Gestirn, das eine Parabel oder Hyperbel beschreibt. Diese Curven sind nicht geschlossen, ihre Zweige verlieren sich vielmehr ins Unendliche, und ein Komet, der solche Bahnen beschreibt, kann niemals mehr zurückkommen. Wie man aus der Zeichnung ersieht, fallen die genannten drei krummen Linien in der Nähe des Perihels für eine nicht ganz scharfe Darstellung zusammen. Man kann daher in dieser Gegend seiner Bahn bei einem Kometen im Allgemeinen nicht mit voller Bestimmtheit angeben, ob er sich in einer Ellipse, Parabel oder Hyperbel bewegt. Da die Parabel für die Berechnung gewisse Vortheile darbietet, so wird die erste Bahnberechnung eines neu auftauchenden Kometen stets unter Voraussetzung einer parabolischen Bahn ausgeführt. Die Vergleichung der späteren Beobachtungen mit der Rechnung lehrt dann, ob diese Voraussetzung streng richtig war, oder ob eine Abweichung im Sinne der hyperbolischen oder elliptischen Bewegung stattfindet. Für eine sehr langgestreckte oder sehr excentrische Ellipse ist die Abweichung von einer Parabel in der Nähe des gemeinsamen Scheitelpunktes geringer als für eine Ellipse, die sich dem Kreise nähert. Wenn ein Komet daher eine sehr langgestreckte Ellipse beschreibt, so läßt sich überhaupt nicht mit voller Sicherheit zwischen Parabel und Ellipse entscheiden, und eine aus der Berechnung hervorgegangene elliptische Bahn findet erst ihre Bestätigung, wenn der Komet zurückkehrt. Seltener sind ausgesprochen hyperbolische Bahnen, bei welchen also auch keine Rückkehr zur Sonne stattfindet; bis jetzt sind

zehn Kometen bekannt, deren Bewegung sich am besten durch eine hyperbolische Linie darstellen ließ. Die Anzahl der in elliptischen Bahnen einhergehenden Kometen oder wenigstens derjenigen, für welche die Rechnung mit überwiegender Wahrscheinlichkeit eine elliptische Bahnform ergab, ist nicht unbedeutend. Bei den meisten beträgt jedoch die Umlaufszeit Hunderte und Tausende von Jahren, und bei der Unvollkommenheit der alten Angaben ist eine Bestätigung der Rechnung nur von einer sehr entfernten Zukunft zu erwarten. Eine kleine Anzahl von Kometen bewegt sich jedoch in verhältnißmäßig engen Ellipsen, ihre Umlaufszeit ist derjenigen der Planeten vergleichbar, und sie sind wirklich der Berechnung entsprechend zurückgekehrt. Wir werden uns in der Folge mit ihnen zu beschäftigen haben. Um zu entscheiden, ob ein Komet bereits in früheren Jahren sichtbar gewesen, vergleicht man nach der ersten Bahnberechnung seine Bahnelemente mit denjenigen der Kometenverzeichnisse. Findet man hier einen Kometen, dessen Bahnelemente sehr nahe mit denjenigen des neu berechneten übereinstimmen, so ist eine große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß beide Gestirne identisch sind und man es also mit einem **periodischen Kometen** zu thun hat. So berechnete **Halley** beispielsweise die Bahnen der Kometen von 1607 und 1682 und fand dafür folgende Elemente:

Komet von 1607. Neigung 17 Grad 2 Minuten; Länge des Knotens 50 Grad 21 Minuten; Länge des Perihels 302 Grad 16 Minuten; Periheldistanz 0,58. Komet von 1682. Neigung 17 Grad 42 Minuten; Länge des Knotens 50 Grad 48 Minuten; Länge des Perihels 301 Grad 36 Minuten; Periheldistanz 0,58.

Da überdies beide Kometen rückläufig waren, so schloß er, daß man es hier mit ein und demselben Gestirn zu thun habe, welches in Zwischenräumen von etwa 75 Jahren zurückkehre. In der That war 76 Jahre vor 1607, nämlich im Jahre 1531, von **Apian** zu Ingolstadt ein Komet beobachtet worden, und als **Halley** dessen Bahnelemente berechnete, fand er:

Neigung 17 Grad 56 Minuten; Länge des Knotens 49 Grad 25 Minuten; Länge des Perihels 301 Grad 39 Minuten; Periheldistanz 0,57; Bewegung rückläufig.

Die Uebereinstimmung der Bahnelementen der Kometen von 1607 und 1682 ist, wie man sieht, eine sehr große, und **Halley** zögerte nun nicht, vorauszusagen, daß gegen Ende des Jahres 1758 oder anfangs 1759 ein Komet erscheinen werde, dessen Bahnelemente nur wenig von denjenigen der Kometen aus den Jahren 1531, 1607 und 1682 abweichen würden. Diese erste Voraussagung ihrer Art bestätigte sich glänzend, und der Komet trägt heute den Namen der **Halley'sche**. Wir werden später noch auf ihn zurückkommen.

Betrachten wir jetzt die Vertheilung der Kometenbahnen im Raume. Zunächst wollen wir die Gruppirung der Perihele je nach ihrer Entfernung von der Sonne ins Auge fassen. Ich habe bereits hervorgehoben, daß wir nur diejenigen Kometen sehen können, welche in eine gewisse Nähe zur Sonne und Erde gelangen. Alle Gestirne dieser Art, deren Sonnennähe über 90 Millionen Meilen beträgt, bleiben uns im Allgemeinen stets unsichtbar. Untersucht man einen Katalog aller berechneten Kometenbahnen, so findet man, daß die meisten Kometen mit Periheldistanzen zwischen 0,5 und 1,0 des Erdhalbmessers, also zwischen 10 und 20 Millionen Meilen vorkommen. Der Grund hiervon ist leicht einzusehen. Diejenigen Kometen, welche in ihrem Perihel der Sonne näher als 10 Millionen Meilen kommen, müssen zwar viel stärker beleuchtet werden und unter gleichen Verhältnissen leichter sichtbar sein, allein für den Anblick von der Erde aus bleiben sie gerade dann auf einem großen Stück ihrer Bahn von der Sonne weniger als 30 Grad entfernt, sind also meistens in der Dämmerung verhüllt und entgehen so der Wahrnehmung. Die Kometen dagegen, deren Periheldistanz zwischen 10 und 20 Millionen Meilen beträgt, werden allerdings von der Sonne minder stark beleuchtet, allein andererseits ist auch ihre Bewegung eine langsamere, und sie können länger gesehen werden, was ihre Auffindung offenbar begünstigt. Im Allgemeinen kann man annehmen, daß die Kometen von der Erde aus am besten sichtbar sind, während sie zwischen 10 und

24 Millionen Meilen von der Sonne entfernt sind. Denkt man sich mit diesen Distanzen als Halbmesser um den Sonnenmittelpunkt zwei Kugeln beschrieben, so verweilen in dem Zwischenraume zwischen beiden Kugelflächen die Kometen mit Periheldistanzen von 0,5 bis 0,8 des Erdbahnhalbmessers ungefähr 100 Tage, die Kometen mit Periheldistanzen bis zu 0,2 und von 1,1 des Erdbahnradius kaum 60 Tage, so daß also für die erstgenannten Kometen ein beträchtliches Uebergewicht der Sichtbarkeit bleibt. Wenn also die Anzahl der Kometen mit Periheldistanzen zwischen 0,5 und 1,0 am größten ist, so erscheint diese Ungleichheit nur allein bedingt durch die Sichtbarkeitsverhältnisse, und man kann schließen, daß durchschnittlich alle Periheldistanzen gleich häufig vertreten sind. Nimmt man an, daß zwischen den Erdbahnradien von 0,5 und 1,0 in runder Zahl 100 Kometenperihele liegen, was mit den Beobachtungen sehr wohl übereinstimmt, so ergiebt sich unter der obigen Voraussetzung einer gleichmäßigen Vertheilung der Periheldistanzen, daß in unserem Sonnensystem bis zu der Bahn des Neptun 6000 Kometenbahnen vorhanden sind. Diese Anzahl ist groß, aber sie erreicht doch bei weitem nicht die Schätzungen früherer Astronomen. So berechnet z. B. Arago die Zahl der Kometen unseres Sonnensystems auf $17^1/_2$ Millionen, aber er ging von der Ansicht aus, die Anzahl der in einer Kugel von gegebenem Halbmesser enthaltenen Perihele sei dem Volumen der Kugel proportional, während die heutigen Kometenkataloge zeigen, daß jene Anzahl nur dem Halbmesser der Kugel proportional ist. Jedenfalls darf man heute behaupten, daß die Annahme von Millionen Kometen in unserem Sonnensystem irrig ist.

Betrachten wir die Lagen der Bahnebenen der Kometen gegen die Ekliptik, so finden wir, daß alle Neigungswinkel vorkommen, aber nicht alle gleich häufig. Man findet vielmehr, daß die Ebenen der Kometenbahnen etwas mehr um die Ebene der Ekliptik herum angehäuft sind, als einer gleichförmigen Vertheilung entspricht. Schiaparelli, der hierauf aufmerksam machte, hebt hervor, daß es zur Erklärung dieser Thatsache hauptsächlich drei Gründe gebe. Zunächst bewegt sich nämlich unser Beobachtungsort, die Erde, in der Ebene der Ekliptik, und dies vergrößert natürlich die Leichtigkeit, diejenigen Kometen, welche der Erdbahn sich mehr nähern können und eine geringe Neigung gegen dieselbe haben, zu entdecken. Sodann gelangen diejenigen Kometen, deren Bahnebenen fast senkrecht zur Ebene der Ekliptik stehen, zu ihrem Perihel in Punkten des Raumes, welche häufig nur für Beobachter auf der südlichen Erdhalbkugel sichtbar sind, wo bis jetzt nur einige Sternwarten existiren. „Endlich befinden sich die Kometen mit kurzer Umlaufszeit, von denen die meisten nothwendigerweise — infolge der Einwirkung der stets nahe der Ebene der Ekliptik bleibenden Planeten — eine gegen die Ebene der Ekliptik wenig geneigte Bahn beschreiben müssen, wegen ihres häufigen Wiedererscheinens in sehr viel günstigeren Bedingungen für ihre Entdeckung als die anderen; daher bildet ihre Anzahl, welche, nach der Wahrscheinlichkeit zu urtheilen, im Vergleich zu der Menge der anderen Kometen sehr klein sein muß, dennoch einen ziemlich bedeutenden Bruchtheil von der Gesammtzahl der beobachteten Kometen." Werden die Kometen von kurzer Umlaufszeit ausgeschlossen, so findet in der That eine bessere Uebereinstimmung zwischen Beobachtung und Rechnung statt, und man darf behaupten, was auch durch eine etwas anders geführte Untersuchung von Prof. Mohn bestätigt wird, daß die Ebenen der Kometenbahnen völlig zufällig um die Sonne herum vertheilt sind. Auch zwischen der Anzahl der recht- und rückläufigen Kometen und den Periheldistanzen findet keine nachweisbare Beziehung statt. Was die Richtungen der großen Axen der Kometenbahnen anbelangt, so war Prof. Mossotti bereits 1859 zu dem Resultate gelangt, daß die Kometen größtentheils aus den in der Richtung der Milchstraße befindlichen Gegenden des Weltraumes zu uns gelangten. Prof. Schiaparelli hat aus einer Untersuchung des vorliegenden Materials dieses Resultat nicht mit Sicherheit bestätigt gefunden, wohl aber fand er, daß die Kometen mit sehr kleiner Periheldistanz vorwiegend aus einer Gegend des Weltraumes kommen, die, von der Erde gesehen, in der Richtung des hellen

Sternes Capella liegt. Verzeichnet man, sagt Schiaparelli, auf einer Karte die Position von 24 Bahnen mit Periheldistanzen unter 0,2, „so findet man, daß 9 von ihnen in einen kleinen Raum um Capella herum zusammengedrängt sind, derart, daß man alle in einem kleinen Kreise von 30 Grad Halbmesser zusammenfassen kann. Beschreibt man um den Mittelpunkt dieses Kreises einen größten Kreis, so werden auf der so bestimmten Halbkugel noch andere 12 Aphele enthalten sein, so daß auf die entgegengesetzte Halbkugel von 24 Aphelen nur 3 fallen. Dieser Umstand ist bei einer zufälligen Vertheilung so unwahrscheinlich, daß man viele Tausende gegen eins wetten kann, daß er keine Wirkung des Zufalls sein könne. — Wenn die Zukunft diesen Umstand durch eine größere Menge von Beobachtungen bestätigen wird, so werden wir zu dem Schlusse geführt, daß in der Richtung des Sternes Capella ein System von Massen existirt, die sich im Raume mit einer genau oder fast genau gleichen Richtung und Geschwindigkeit wie die Sonne bewegen. Die Sonne könnte auch möglicherweise ein Theil dieses Systems und vielleicht excentrisch in demselben gelegen sein, so daß das Centrum oder der größere Theil desselben sich uns in der erwähnten Richtung zeigte. Hierdurch würde es auch verständlich, warum alle oben erwähnten Bahnen nicht einzig und allein von dieser Richtung herkämen, sondern nur in größerer Menge um sie herum zusammengedrängt seien."

(Forts. folgt.)

Literarisches.

Aus dem Elsaß. Zustände, Stimmungen und Erwartungen im neuen Reichsland. Separatabdruck der Briefe aus dem Elsaß aus der Allgemeinen Zeitung. Leipzig, J. J. Weber.

Eine beachtenswerthe Schrift, welche ein klares Bild der gegenwärtigen elsässischen Zustände giebt und vornehmlich allen Beamten zu empfehlen ist, die in Bezug auf das neue Reichsgebiet eine maßgebende Stellung einnehmen. Unter den zahlreichen Büchern, welche über das Elsaß seit seinem Wiedergewinn für das deutsche Reich erschienen sind, wüßten wir keines zu nennen, in dem die dortigen Verhältnisse mit größerer Sachkenntniß, Unparteilichkeit und Mäßigung beleuchtet wären. Das Resultat wird leider jeden Deutschgesinnten mit tiefem Bedauern erfüllen. Betrachtet Deutschland denn nicht die Elsässer als seine verlorenen und wiedergefundenen Söhne? Hat man nicht allen Grund, ihnen mit möglichster Schonung und Rücksicht zuvorzukommen? Statt dessen zeigt die Lage der Dinge, wie ein unverständiges Eingreifen in die Verhältnisse nicht nur im Allgemeinen eine erbitterte Stimmung nährt, sondern sich auch bereits zum Nachtheil der Regierung fühlbar gemacht und dem Ultramontanismus dort wie im Reichstage einen Einfluß verschafft hat, der dem Elsaß eben so unheilvoll werden dürfte als dem Reiche selbst. Durch die Intriguen der elsässischen Liga waren meist Bischöfe, Pfarrer und Abbés ins Parlament gewählt worden, nachdem man zuvor eine Enthaltung von dem Wahlact gepredigt hatte. „So waren," heißt es in dem Buche, „die Ultramontanen, indem sie dem französischen Patriotismus huldigten, in das Parlament gekommen, um ihre klerikalen Interessen mit Hülfe der Centrumspartei vertheidigen zu können." Nach jeder Richtung hin scheint sich Bismarck's Aeußerung: „Ich fürchte weniger die uns abgeneigte Stimmung als unser eigenes Unvermögen, geeignete Beamte liefern zu können," bestätigt zu haben. Als die unheilvollsten der begangenen Fehler bezeichnet die Schrift das tendenziöse Verfahren der Schulvorstände, die nach ihrem Belieben neue Schulbücher einführen, Geschichte fälschen und statt klarer Einsicht und richtigen Verständnisses der Thatsachen nur Gereiztheit und Mißtrauen verbreiten.

Aussprüche der deutschen Classiker und Friedrich's des Großen über Politik, Nationalökonomie, Kirche und Heerwesen. Von Dr. K. Walker. Berlin, Haude und Spener'sche Buchhandlung.

Das vorgenannte Buch wird namentlich denen willkommen sein, welche dem Autoritätsglauben ergeben sind. Der Herausgeber hat sich erfolgreich bemüht, nicht nur die bekannteren „geflügelten Worte" unserer sechs Classiker und des Weisen von Sanssouci zu beleuchten, sondern auch die socialen, politischen und moralphilosophischen Ansichten und Ueberzeugungen derselben nachzuweisen. Der Arbeit als einer interessanten Specialität mag ihr eigenes Motto zur Empfehlung dienen: „Eine Sammlung von Anekdoten und Maximen ist für den Weltmann der größte Schatz, wenn er die ersten an schicklichen Orten ins Gespräch einzustreuen, der letzteren im treffenden Falle sich zu erinnern weiß."



Isola bella.

Von

Arthur Stahl.

„Ach Idoine, wenn es nun keine Unsterblichkeit gäbe, was thäten Sie?"
„J'aimerais . . ."

Titan, Jean Paul.

I.

Isola bella.

„Wer wohnt in der einsamen Villa, Mütterchen?" fragte ein elegant aussehender Fremder die Alte, welche friedlich am Rande des Weges ihre Kühe hütete. Er sah bald zu den Fenstern des Hauses hinauf, das auf halber Bergeshöhe lag, bald auf den Weg, als wünsche er nicht bei seinen Fragen bemerkt zu werden.

„Ein Principe, Herr," sagte die Alte, „aber er ist seit zehn Jahren todt."

„Jetzt, jetzt; wer wohnt jetzt dort?" fragte der Fremde wieder, ungeduldig die Achseln zuckend.

„Jetzt — Niemand."

„Doch, wer ist die Dame in Trauer, die am Fenster stand?" fragte er, offenbar in lebhafter Unruhe. Jetzt sperrte die Alte große Augen auf und lugte selbst neugierig zu den Fenstern der Villa empor, aber nicht das Geringste war dort zu sehen, weder Herrschaft noch Dienerschaft, die Jalousien waren geschlossen wie vorher und tiefes Schweigen herrschte in der Umgebung. „Vorher waren die Balconthüren geöffnet und ich sah sie . . ." murmelte der Fremde vor sich hin, immer nach allen Seiten spähend.

„Soll ich den Gärtner rufen, der Ihnen Auskunft geben kann, Herr?" Sie legte den Rocken, von welchem sie den Hanffaden spann, so lange auf den breiten Rücken ihrer Kuh und wollte gehen.

„Nein, nein," sagte der Fremde hastig, ihr ein Geldstück zuwerfend, „laßt es nur," und er entfernte sich eilig, noch mit einem langen Blick.

Hundert Schritt weiter harrte am Seerande ein Diener mit zwei Pferden. Der Fremde warf sich auf seinen leichten Renner und flog davon, gefolgt von dem Diener, der in gestrecktem Galopp kaum nachzukommen vermochte.

Was hatte den Fremden so geheimnißvoll angezogen? War es wirklich die flüchtige Erscheinung, welche er bemerkt zu haben glaubte, oder war es die allgemeine Schönheit des Ortes, die Großartigkeit der Villa, der zauberische Reiz ihrer Lage? Wirklich schien jeder Vorübergehende denselben zu empfinden, denn Niemand ging vorüber, ohne durch das

vergoldete Broncethor einen Blick auf die Pracht der Vegetation, der Baum- und Blumengruppen zu werfen.

Das Haus lag hoch und stolz auf der Terrasse, hinter welcher die grüne Bergwand steil aufstieg, bis zum Gipfel mit Laubholz und den üppigen Gehängen des Weins bekleidet. Ueber dieselbe ragten die Zacken eines noch höheren Gebirgszuges, kahl, malerisch gezackt, in tiefem Violett sich von dem saftigen Grün und dem reinen Blau des Himmels abhebend.

Das Haus war im italienischen Renaissancestil gebaut, so phantasievoll und reich wie jene Zeit selbst, die in der Kunst, der Architektur, der Poesie und Malerei so prachtvolle und unvergängliche Blüthen getrieben hat. Der untere Stock war von einer Reihe schlanker Marmorsäulen getragen, die Façade reich verziert mit Stuck, gekrönt von einer durchbrochenen Galerie, welche Statuen trug, die sich schön von der klaren Luft und dem grünen Hintergrunde abhoben. Das Frontispiz über den Säulen zeigte ein fein gemeißeltes Relief: Amor und Psyche den Pegasus tränkend. Der kleine Amor hält mühsam eine Amphora mit dem Nektar empor, Psyche mit ihren Schmetterlingsflügeln auf dem Halse des Götterpferdes sitzend, versucht seinen Kopf niederzubeugen, um Amor die Arbeit des Hebens zu erleichtern.

Der Boden des offenen Säulenganges war mit kunstvoller Mosaik ausgelegt, ein Salve stand auf der Schwelle. Die Rückwand in tiefem pompejanischen Roth hatte als Fries eine Nachbildung des herrlichen Reliefs der Alexanderschlacht, die Decke zeigte das Bild Guido Reni's, Apoll und die Musen, in jenem rosenrothen Ton, der von der Fackel des Amor auszuströmen scheint. Die Thüren, welche von hier in das Innere führten, waren fest geschlossen, der feine Kies auf der Terrasse zeigte nicht den geringsten Eindruck eines Fußes; Alles war auf das Sauberste gehalten, aber stumm wie das Grab. Das Haus lag so hoch, daß die Baumgipfel sich zu seinen Füßen wiegten, der Garten, der sich weit über den Bergrücken hinzog, war prachtvoll. Aber er war so dicht verwachsen, wie jener Garten des römischen Fürsten, der ihn als Studie den Malern hinterließ und in seinem Testament verboten hatte, darin zu beschneiden. Die Cypressen hoben sich fast schwarz ab von dem glänzenden Blattgrunde der Magnolien, die Krone der Pinien bildete ein undurchdringlich grünes Dach, das den einfallenden Sonnenstrahlen wehrte, auf den Rasenplätzen wiegten sich die breiten Fächer der Palmen und Blattpflanzen. Die saftreiche, strotzende Kraft der schweizerischen Vegetation mischte sich mit der farbenprächtigen Ueppigkeit der italienischen Flora, die krystallene Sprödigkeit der Bergluft mit den weichen, schmeichelnden, balsamischen Luftwellen des südlichen Klimas; es war eine Zusammensetzung der Atmosphäre, die fast berauschte in ihrer überüppigen, keimtreibenden Fruchtbarkeit.

Vor den Terrassen der Villa hin breitete sich, umsäumt vom Schweizer Hochgebirge bis zu den Schnee- und Eiszacken des Simplon, der blaue Spiegel des Lago Maggiore.

Es wäre nicht möglich, ein vollendeteres Landschaftsbild zu zeichnen, als diese Bucht mit den Borromeischen Inseln, welche er zwischen Pallanza und Stresa bildet. Die Ufer bis hinauf zum Gipfel der Berge sind wie die lachenden Zaubergärten der Armide. Villa grenzt an Villa und darüber hängen die Weinberge ihre reichen Lauben und Gewinde. Die Orte bauen sich malerisch am grünen Ufer auf, mit ihren Kirchen, Plätzen und offenen Loggien, wie zum Schutz an die Bergwand gelehnt, während die vorspringenden Terrassen der Häuser ihren Fuß im Wasser baden. Und unmittelbar neben der freundlichen Nähe, dem immer lachenden, grünen, belebten Stresa, dehnt sich in majestätischer Ruhe, fern, blau, das Schweizer Hochgebirge mit den Schneegipfeln des Gotthard, den Horizont beschließend und in wundervollem Contrast der Lieblichkeit die Großartigkeit fügend.

In der Bucht, wie schwimmende Lotosblumen auf grünem Blätterkranze, die Atmosphäre von Orangen durchduftend, liegen die wunderbaren Inseln in ihrer tropischen Blüthenfülle.

Geputzt, kokett, festlich, im Rococogeschmack, sich immer spiegelnd, zierlich sich brüstend, im Schmuck der Statuen, liegt in der Mitte Isola bella. Schlank und weiß steigen die zehn Terrassen aus

dem Grün empor, immer sich verjüngend und auffrisirt mit Spitzchen und Blumen, wie der gepuderte Kopf einer Marquise auf dem weitgebauschten grünen Reifrock; Alles gesucht, berechnet wie eine bewußte Schöne und doch nicht ohne Grazie, immer parfümirt, weithin über den See Orangendüfte sendend.

Und daneben in einfacher, natürlicher, edelster Schönheit — Isola madre. Prachtvolle Bäume beschatten sanfte Rasenhänge und während der künstliche Schmuck der Statuen und Rococovasen fehlt, sind dafür alle Wunder der Tropenwelt den Reizen italienischer Natur vereinigt. Die phantastischen weißen Blüthen der Magnolien nicken aus dem glänzend grünen Laube, die Turteltauben girren in den Kronen der Lorbeerbäume, Pfauen wiegen ihr goldgrünes Gefieder auf den glänzenden Kieswegen und durch den zitternden Schleier der Blätter blickt überall der blaue See. Es ist ein träumerisches Halbdunkel, ein süßes Schweigen, nicht unterbrochen von dem Geräusch der Menschenwelt; in das leise Rauschen des Laubes tönt nur rhythmisch der Wellenschlag des Wassers. Es glitzert zuweilen wie Funken darüber hin und Abends steigen weiße Nebel wie bleiche Frauen aus dem See, um unter den Schatten der Cypressen ihre Geistertänze aufzuführen. Die dritte Insel ist das Bild des geschäftigen Lebens: Isola pescatore. Kein Fleckchen ist unbebaut, Haus baut sich an Haus um die kleine Kirche, keine Handbreit des brauchbaren Terrains ist zum Schmuck oder Garten bestimmt, alles Wohnungen, alles Gewinn, Erwerb; Lärm, Geschrei und Kinderstimmen erfüllen die Luft und ein Geruch von Fisch und Theer; am Ufer sitzen die Männer, ihre Netze aus Bindfaden filirend, die Weiber mit den Spinnrocken in der Hand oder müßig hinausstarrend.

Aber wie prosaisch auch die Fischerinsel im Vergleich zu ihren beiden vornehmen Schwestern sein mag, als Contrast dürfte sie nicht fehlen; nichts könnte die Schönheit jener mehr hervorheben.

* * *

Der Reiter, von anderen Gedanken beschäftigt, flog seinen Weg dahin, als wollte er noch heute den ganzen Umkreis des Sees beschreiben. Die Bucht der Inseln war tief und um die gegenüber liegenden Orte zu Lande zu erreichen, der Umweg weit.

So oft er einen der Vorsprünge erreichte, welche den Rückblick gestatteten, hielt er sein flüchtiges Roß an. Die Marmorfaçade des einsamen Hauses blickte überall aus dem dunklen Grün der Magnolien hervor und er starrte mit so heißen und fragenden Blicken hin, als müsse Etwas dort erscheinen, um ihm das geheimnißvolle Räthsel zu lösen.

„Wenn es noch einmal vor dir stünde,
Du thätst es noch einmal, mein Herz —"

Es war nicht Reue, was in seinen Zügen stand, es war Sehnsucht, und doch floh er wie von Gedanken gejagt.

War es Vergangenes? War es Gegenwart?

* * *

Der See glänzte jetzt wie ein glühender Spiegel im Schein der untergehenden Sonne, weithin spiegelten sich die Inseln in der goldenen Fluth und die Gebäude und Bäume vom Ufer warfen zitternde Reflexe.

Er hatte jetzt die Bucht umschrieben, das weiße Haus blickte nun vom gegenüber liegenden Ufer. Er hielt seinen flüchtigen Renner wieder einige Minuten an. Das weiße Atlasfell seines arabischen Pferdes hatte sich rosig gefärbt von dem tollen Ritt, er streichelte ihm den schlanken Hals.

Er näherte sich Pallanza und dem Kranze der Villen, welche es umgeben. Einer der üppigen Gärten stößt an den anderen und durch die Broncegitter sieht man in die blühende Pracht. Die Weinlese hatte begonnen, die Atmosphäre duftete von Most. Der Weg war bedeckt von heimkehrenden Arbeitern. Singend zogen die Knaben und Mädchen daher und das Echo trug die Lieder von Felsen zu Felsen. Festlich bewegte sich ein Zug der Winzer dem Eingangsthor einer der schönsten Villen zu.

Es ist sonst weniger Sitte in Italien, Winzerfeste zu feiern, aber die Lady Stuart, welche die Villa bewohnte, gab ihren Leuten alljährlich dieses Fest im erleuchteten Garten und sah mit ihren

Gästen von der oberen Terrasse dem bunten Treiben zu.

Den Zug eröffnete der hochräderige Wagen, beladen mit der Ernte der Trauben, roth und weiße, hoch aufgethürmt und tief zu beiden Seiten herabhängend.

Zwei prachtvolle weiße Stiere zogen ihn, die vergoldeten Spitzen ihrer Hörner glänzten aus den Weinranken hervor, mit welchen ihre breiten Stirnen umwunden waren. Ein schwarzlockiger behender Knabe lenkte sie mit seinem langen Stabe. Ihm folgte die Schaar der Winzerinnen. Sie trugen Kränze von Weinlaub mit den dunkelglühenden Trauben und ihre schwarzen Augen glänzten in üppiger und bewußter Lebensfreude. Zwei der Hübschesten überwachten den kleinen vergoldeten Wagen, von vier weißen Ziegenböcken gezogen, welcher folgte. Auf den purpurnen Kissen saß ein lieblicher, trotzig schöner Knabe von sechs Jahren, der keck die Zügel führte. Seine Füßchen standen auf einem prächtigen Tigerfell, das über den Rand des Wagens hing, und das kurze Röckchen von purpurrother Seide hob reizend die geschmeidigen jungen Glieder. Es war Hyppolit, der kleine Sohn der Lady Stuart, der hier als Bacchus den Zug anführte. Knaben von allen Größen umschwirrten ihn, vor Freude glühend. Ihre Füße waren bis zu den Knien hinauf dunkelroth gefärbt vom Saft der Trauben, in welchem sie gewatet, das gehört für die Augen des Volkes nothwendig mit zur Festdecoration. An Scherz darf es nicht fehlen. Es war sogar, als wenn der kleine Esel lachte, der dicht hinter dem Knaben folgte. Sein Kopf war von der Nase bis zur Stirn mit Rosen besteckt, zwei riesige Trauben hingen von seinen langen Ohren herab und über denselben steckten Büschel Granaten. Zu beiden Seiten aber hingen zierlich geflochtene Körbe und darin lagen, auf Weinlaub gebettet, die jüngsten Kinder der Winzerin, Zwillinge, schwarzäugig, rosig, von üppiger Gesundheit strotzend. An sie reihte sich in unabsehbarem Zuge das lustige Volk.

Der Zug befand sich jetzt auf der Höhe der Villa, von deren Altan die Lady Stuart mit ihren Gästen denselben vorüberziehen lassen wollte, bevor er durch das weit geöffnete Thor in den Garten einbog.

Gleichzeitig erreichte das Pferd des Fremden den Zug. Kaum wurde der kleine Hyppolit seiner ansichtig, als er durch den Ausbruch seiner kindlichen Freude fast ein Unglück herbeigeführt hätte. Während er sich im Wagen aufrichtete, um ihm etwas zuzurufen, ließ er die Zügel der munteren Ziegenböcke los, die, sich ihrer Fessel ledig fühlend, sogleich ihrer Natur folgten und Capriolen machten. Das Pferd wurde von ihren tollen Sprüngen scheu und bäumte sich hoch auf, gerade in dem Augenblick, als er sich vor dem Wagen befand. Einer der mächtigen Stiere nahm es übel und holte mit seinen Hörnern zu einem Stoße aus, der ohne Zweifel das edle Pferd tödtlich verwundet haben würde, wäre nicht in derselben Secunde vom Altan ein Tuch herunter geworfen worden, mit so sicherer Hand über den Kopf des Stieres, daß dieser geblendet sein Ziel verlor. Der Reiter, sein Pferd zurückreißend, blickte hinauf und wollte danken, aber die Fürstin war schon verschwunden und erschien unter dem Säulengange, als er eben vom Pferde gesprungen war. Sie trat heraus und hob Hyppolit aus dem Wagen, den die unruhigen Ziegenböcke hin- und herrissen; aber in der kurzen, energischen Weise, die ihr eigen zu sein schien, und erst als sie den Knaben an ihrer Hand und den Angekommenen an ihrer Seite hatte und mit ihnen in den Garten zurückgetreten war, nahm ihre Miene wieder die strahlende, ja übermüthige Heiterkeit an, die ihr charakteristisch war, und sie schien keineswegs geneigt, sich durch den Unfall das Vergnügen beeinträchtigen zu lassen, welches ihr das Fest bereitete. Sie trat an den Rand des Altans und zog mit einem Blick den angekommenen Cavalier an ihre Seite.

„Cesare —"

Er nahm ihre Hand und küßte sie, als ob er für etwas ihre Verzeihung zu erbitten hätte.

„Strega —"

Ein Lächeln flog über ihre Züge, als sie sich mit diesem Namen nennen hörte, ein Lächeln, so hexenhaft und zauberisch, so spöttisch und doch so bethörend, daß wer es sah, ihre Macht b e g r i f f, wenn er sie vorher nur gefühlt hatte.

Aber es verscheuchte die schweren Schat-

ten nicht von seiner Stirn, und ihr Blick, zuerst siegend und bewußt, senkte sich wie unmuthig vor dem Räthsel der Undurchdringlichkeit. Sie lehnte sich schmollend auf den Rand des Altans, er blieb eine Weile schweigend an ihrer Seite.

Wohl Mancher hätte ihn trotz ihres Schmollens um diesen Platz beneidet. Die Fürstin war eine junge, auffallend schöne Frau. Sie hatte die volle üppige Gestalt der Italienerinnen des Südens, schwarze Locken ringelten sich über den blendenden Nacken, der nur leicht vom Spitzenshawl verhüllt war. Schwarze Spitzen fielen reich über das rosenfarbige Seidenkleid, das an der weichen Fülle ihrer Glieder niederfloß; eine volle Rose glühte in dem dunklen Haar. Ein kleiner schwarzer Fächer spielte in ihrer Hand, deren weiße Finger von Brillanten blitzten.

„Sie hätten mir fast die Freude des Festes verdorben, Cesare —" sagte sie plötzlich, entschlossen, sich auszusprechen. „Wo blieben Sie? Ich habe meinen Jockey Ihnen nachgesandt und er kam zurück, um mir zu sagen, daß Sie die ganze Tour um den See machten. Was trieb Sie? Wo waren Sie?" Ihre Augen hafteten durchdringend auf seinen Zügen. Er erwiederte ruhig und fest ihren Blick, aber auf seiner Stirn stand eine Wolke und er war auffallend bleich; was indessen zu seinem aristokratischen Aeußern vortrefflich paßte und der Lady Stuart keineswegs entging. Die schlanke Gestalt, der blonde Bart, die fast zarte Gesichtsfarbe, standen in eigenthümlichem Contrast mit dem verzehrenden Feuer seiner Augen, die düster unter den blonden Wimpern brannten.

„Sie sehen angegriffen aus, Sie werden mein Fest nicht mit Ihrer Laune verschönern. Und der arme Orlando, Sie werden meinen Liebling noch zu Tode jagen. Kommen Sie, wir wollen nach ihm sehen." Sie nahm eine Hand voll Zucker aus der silbernen Schale und legte ihren Arm in den seinen. Sie wollte ihn augenscheinlich für eine Weile von der Gesellschaft entfernen. Ein fast unmerkliches Widerstreben lag in seiner Bewegung, er hätte sich gern ihren forschenden Augen entzogen. Aber der Fürstin war nicht zu widerstehen, wenn sie sich etwas vorgenommen hatte. Sie legte ihren Arm nur fester auf seinen und sie stiegen die Marmorstufen des Altans hinab und gingen den dunkeln Lorbeeralleen zu, welche den Garten von einem Ende zum anderen durchschnitten.

„Sie verbergen mir etwas, Cesare," sagte sie plötzlich und jetzt mit einer Stimme, in welcher unverhohlen die Leidenschaft zitterte.

„Und wenn ich es thäte, Fürstin, wenn ich es thun müßte —"

„Ein Mann wie Sie muß nur, was er will — —"

„Auch wenn die Geheimnisse meines Ordens mir es auferlegten —"

„Cesare," sagte sie, fast ungeduldig und wie sich dagegen auflehnend, „Sie mißbrauchen Ihre Macht. Sie wissen nur zu wohl, was man Ihnen giebt an bangem Empfinden und Verlangen, um dafür immer nur einen Moment der Gegenwart zu besitzen — der Gegenwart, die so schnell Vergangenheit wird und so oft noch gebüßt durch Ihre verschlossene und düstere Verstimmung."

Cesare d'Aquino, welcher von dem wahren Laut ihrer Klage berührt wurde, versuchte sich mit einer Anstrengung der Schwermuth zu entziehen, welche ihn niederdrückte.

„Genießen wir die Stunde," sagte er plötzlich mit einem Lächeln, so begehrend und doch so düster, als wollte es alle Freude zurückschüchtern auf den Grund des Herzens. „Wenn ich fort müßte —"

Es war zuweilen etwas schlangenartig Schnelles in den Bewegungen der Fürstin und eben so in den Uebergängen von dem, was ihr Schmerz bereitete, zur tollsten verwegensten Laune. Sie war bei seinen Worten: Wenn ich fort müßte — marmorblaß geworden, aber eben so schnell ermannte sie sich. Sie schien entschlossen, diese Gegenwart, welche allein voll ihr gehörte, auch voll und ganz zu genießen. Was verwehrte es ihr? Sie lehnte sich näher an ihn und warf einen Blick auf ihre Umgebung. War sie nicht schön, gebietend und reich? Konnte das Geschick einen zauberischeren Fleck Erde auserlesen, um Liebesglück zu gewähren? Das Schloß, der See, die Gärten wiederhallend von der Lebenslust, deren Schöpferin sie war? Hatte sie nicht den Knaben, den sie an-

betete, und ging nicht an seiner Seite der Mann, für den die Leidenschaft in jeder Fiber ihres Wesens sich kundgab?

Aber das Glück läßt sich nicht erzwingen. Was hinderte diese beiden Menschen, es sich kühn vom Himmel zu reißen — — es schwebte drohend zwischen ihnen, dunkel, unausgesprochen —.

Um ihre vollen Lippen, so schwellend, so purpurroth, zuckte es wie Schmerz, und als wollte sie es vor sich selbst verbergen, lachte sie ihn plötzlich so verlockend an, daß ihre Perlenzähne blitzten.

Er sagte nichts und sah sie nur an. — Sie waren jetzt an der Behausung ihres Schützlings angekommen. Er war prächtig installirt wie Pegasus im heiligen Hain, den die Nymphen warteten, oder wie das Roß des Herkules, dem Omphale selbst mit zarten Händen den goldnen Hafer streute.

Das herrliche Pferd, welches ein Geschenk des Sultans an einen hohen Herrn war, der es wiederum der Fürstin geschenkt hatte, streckte ihnen seinen feingeschnittenen Kopf entgegen und schnupperte an den schönen Händen der Fürstin, die ihm schmeichelnd den Zucker reichten.

Capriciös wie sie selbst und Alles in ihrer Umgebung, hatte sie auch die Wohnung für ihren Schützling einrichten lassen. Der Boden war mit weißen Marmorfliesen belegt, ein klarer Springquell rieselte in der Mitte und hielt den Raum kühl. Die Wände waren gepolstert, ein vergoldetes Gitter, die Spitzen der Stäbe gekrönt mit Halbmonden und Roßschweifen, theilte den Raum. Im ersteren hing das prachtvolle Zaumzeug von Purpursammt und die Decke, in welche ihre eigene Hand mit Goldfäden den Buchstaben C. gestickt hatte. Sie sah mit Erstaunen das Atlasfell des edlen Thieres, das sonst nicht die geringste Anstrengung gewohnt war, noch jetzt geröthet von dem schnellen Ritt und wieder faßte sie das Verlangen, zu wissen, wohin sein Gebieter, der sonst das zarte Pferd so sehr schonte, an diesem Tage geritten war. Wieder begannen ihre Augen in seinen Zügen zu forschen, sie ließ den Blick auf einen Ring von Brillanten gleiten, der an seiner Uhrkette hing. Ihr Handschuh glitt zu Boden, und als er sich bückte, um ihn aufzunehmen, fiel aus seiner Tasche ein Briefblatt. Sie nahm es hastig, und sich zur Seite wendend, entfaltete sie es. Es enthielt nichts als ein getrocknetes Lindenblatt und in deutschen Buchstaben den Namen einer Stadt, Datum und Jahreszahl. Dieselbe Marmorblässe, welche so eigenthümlich zu der üppigen Farbe der Fürstin contrastirte, überzog wieder ihre Stirn.

„Es ist die Jahreszahl Ihrer Abwesenheit, Cesare — — nie wollten Sie sich darüber aussprechen nach unserem Wiedersehen —" sagte sie, ihm das Blatt zurückgebend, mit gesenkten Augen.

„Fragen Sie mich nicht, Fürstin —"

„Es war ein ganzes Jahr, Cesare. Keiner Ihrer Freunde weiß, wo Sie es zugebracht. Wo waren Sie?"

„Ich war in Deutschland."

„Wo, Cesare, wo? Und warum so lange, was hielt Sie, warum liegt ein undurchdringlicher Schleier des Geheimnisses über dieser Zeit?"

„Forschen Sie nicht."

„Ich will endlich von dieser quälenden Ahnung befreit sein, Cesare!" sagte sie heftig und leidenschaftlich. „Ist es nicht genug, daß man keine Rechte an Sie haben darf? Es raubt mir den Schlaf, es läßt mir nie Ruhe. Bei jedem Wechsel Ihrer Mienen, bei jedem Uebergang Ihrer Stimmung zittre ich, als bräche nun die Katastrophe herein."

Eine flammende Röthe überzog bei diesem plötzlichen Ausbruch die bleichen Züge des jungen Mannes.

„Strega —" sagte er, und mit diesem Namen, der für ihn zugleich den bösen Zauber ausdrückte, mit welchem sie ihn bestrickte, bannte er ihre heftige Aufwallung. „Wenn ich bleiben soll, so kann es nur unter einer Bedingung geschehen — Sie dürfen nie wieder diesen Punkt berühren."

Eine neue, fast zornige Aufwallung toste wieder in ihren Zügen auf und kräuselte ihre üppigen Lippen. Die heftigen Worte strömten aus ihrem Munde wider Willen, weit hinaus über ihre ursprüngliche Absicht.

„Ich kann so nicht leben, ich will mich nicht stets hin- und hergerissen fühlen zwischen Furcht und Hoffnung, zwischen Verlangen und Zagen. Cesare! — Kann ich je ausruhen im Vertrauen, kann ich je eine Stunde glücklich sein?"

„Glücklich — wer ist glücklich —? Wer hielt je die goldene Frucht in seiner Hand, ohne daß er die giftige Viper nahen sah! Wem wurde der berauschende Trank nicht von den Lippen gerissen? — Glück! Wer den Traum geträumt hat nur kurze Zeit, wer gefühlt, daß das, was die Menschen in tausendfachen Formen erstreben, sich in einer wirklich realisirt, wer selbst darum gekämpft hat wie um das Leben, wer es dann einige selige Minuten an sein Herz riß, um es für immer zu verlieren — nur der kennt das Glück und kennt den Schmerz. O Fürstin, gewiß, Sie würden nicht eine Stunde meiner Qualen mit den Ihrigen vertauschen."

Wieder ging der eigenthümliche Ausdruck über ihre Züge, der dieses Antlitz so schön und so abstoßend, so verführerisch und so dämonisch zugleich machte. Es war ein Uebergang vom Schmerz zur keckſten, verwegenſten Lebensfreude, vom Zagen zum Trotz; es war als wenn aus dem schwarzen Lockenhaar die Hörner der Satanella hervorlugten. Sie sagte nichts mehr, als fände sie, es seien der Worte genug, und mit einer schnellen Bewegung seine Hand an ihre üppige Brust drückend, zog sie ihn durch den dämmerigen Lorbeergang zu einer kleinen säulengetragenen Rotunde, von deren Divans aus sie das Fest in Muße betrachten konnten.

Der Anblick, welcher sich ihnen bot, war zauberisch. Es war dunkel geworden und sie übersahen mit einem Blick die unteren Partien des Gartens, der bis zum See hinabstieg. Bengalische Flammen gaben das Zeichen zum Beginn der Illumination. Raketen, Sonnen, Schwärmer tauchten überall auf, die Festons der rothen Lampen, welche durch alle Alleen des Gartens von Baum zu Baum liefen, beleuchteten das bunte Gewühl der Festfreude. Ueberall Gruppen in bunten Festkleidern, üppige Gestalten, schöne Mädchen, kräftige Knaben, Kinder, alles Leben, Bewegung und die tollste Lust um ein bekränztes Weinfäßchen, das ihnen den ländlichen Nektar kredenzte. Der Rasen, um welchen sie tanzten, flimmerte wie von tausend und tausend Leuchtfünkchen. Die ganze Riviera des Gartens war erleuchtet, auf dem See schwammen Flotillen von ölgetränkten Papierlaternen, fremde, buntgewimpelte Gondeln, welche dem Fest zusahen. Und vor dem Eingange des Gartens lag die große Barke, welche die Musik trug. Die drei Masten waren bis zur Spitze hinauf, so wie alle Contouren mit bunten Lampen erleuchtet, was einen außerordentlich phantastischen Effect hervorbrachte. An der Breitseite brannte eine prächtige Sonne mit dem Namenszuge der Fürstin. Das Haus war ebenfalls glänzend illuminirt und die italienische Architektur leiht sich mit ihren Säulen, ihren schönen Linien und den Statuen auf den durchbrochenen oberen Galerien höchst prächtig derartigen Lichteffecten.

So wogte das Fest bis tief in die warme Nacht, in der ganzen üppigen Ausgelassenheit südlichen Lebensgenusses. Und während hier Alles in Freude und Licht glühte, lag drüben das einsame Haus in tiefster Ruhe. Der Mond glitt hin über den lautlosen Garten, die Blumen neigten und wiegten sich träumerisch und auf dem Balkon stand eine junge bleiche Frau und starrte hinaus auf den See.

II.

Genua.

Genua hat, vielleicht wie keine der Städte Italiens, den Stempel stolzer Pracht und des Ranges bewahrt, den es einst einnahm. Als Stadt schöner als Neapel, kann man sich nichts Phantastischeres und Großartigeres ausmalen, es ist wie man sich eine griechische Stadt am Ufer des Meeres denkt, oder wie die halb sagenhaften Städte des Orients.

Nicht zerfallen wie die Paläste Venedigs, in voller Marmorpracht stehen die prächtigen Bauwerke, die Portale mit den Säulen, die stolzen rothen Paläste, die unvergleichliche Façade des Dogenpalastes, die Kirchen und Häuser der Großen. Aber in keiner Stadt fragt man so mit Staunen, wie diese so ganz ihren Charakter bewahren und die Bevölkerung ihn so ganz verlieren konnte. Wo sind die stolzen Geschlechter hin? Daß sie Venedig verließen, als die Fremdherrschaft hereinbrach, erklärt sich eher, aber Genua, als die Macht der Republik sank, behauptete doch seinen Rang unter den Städten Italiens. Es ist unmöglich, sich einen grelleren Contrast zu denken als die Menschen und die Stadt. Kaufläden in den

Palästen wohin man blickt, keine Dame zu Fuß auf der Straße, die Theater nur von Fremden besucht, kein Ton Musik, die Officiere nachlässig uniformirt, als sollten sie sich jeden Abend für Sardinien einschiffen, keine Flaneure, keine Elegants, nichts, aber absolut nichts von dem vornehmen Anstrich der anderen Städte. Wüstes Treiben auf den Straßen, Handelslärm, der ländliche Pöbel an Markttagen die Plätze belagernd, Seidenfabrikanten und Photographen in den ersten Etagen der Paläste. Der graziöse weiße Schleier der Genueserin ist fast eine Tradition geworden, und die stolze Schönheit der Damen kann man nicht mehr bewundern, denn man sieht sie nicht, da sie selten ihre Landsitze verlassen.

Mit dem Aufhören der Republik waren die Verhältnisse andere geworden. Der Adel hörte auf zu herrschen und die höchsten Aemter zu bekleiden, Venedig und Genua waren nicht mehr die ersten Städte Italiens, der Schwerpunkt verlegte sich. Die Industrie prosperirte in neuen Formen, sie wollte von nun an den ersten Platz behaupten, Venedig hörte auf, die erste der Handelsstädte zu sein, Genua wollte es werden. Der Adel zog sich in die anderen großen Städte, oder auf seine einsamen Schlösser in der Umgebung zurück, die großen Paläste in Genua standen leer, die ungeheuren Summen, welche sie repräsentirten, brachten keine Zinsen.

Einzelne der adligen Familien, zu zahlreich geworden, mußten anfangen ihre Besitzungen nutzbar zu machen. Sie fingen zuerst an, die Massen der Früchte aus ihren Gärten zu verwerthen, die sonst ungenutzt verfaulten. Man fing an, Schiffsladungen von Apfelsinen nach England zu schicken, Andere vermietheten die unteren Etagen ihres Palastes in Genua an Bilderhändler und Seidenfabrikanten. Die dritte Etage mit den Kunstschätzen blieb dem Publicum geöffnet, sich selbst und seiner Familie die vierte vorbehaltend. Ein Schrei des Unwillens ging von denen aus, die nicht zu solchen Einschränkungen genöthigt waren. Viele zogen sich noch erbitterter zurück, Andere folgten dem Beispiel. Es gab Zerwürfnisse in den Familien, der Geist der neuen Zeit zog herauf, aber noch lange nicht anerkannt als der bessere. Es entstanden seltsame Verhältnisse und Uebergänge, der Adel, welchem Genua einst das Idol gewesen war, lebte nun ganz einsam auf seinen Landsitzen mit seinen Gärten, Statuen, Seen und Vexirkünsten, mit seinen Traditionen und mit seinem Kummer. Die Damen kamen kaum noch in die Stadt, man sah sie nicht mehr.

Einzelne waren zwar noch im vollen Besitz ihres Reichthums, aber es waren zugleich diejenigen, welche dem Aussterben nahe waren und deren Vermögen nicht durch zu große Ausbreitung zersplittert war.

Eines dieser wundervollen Schlösser lag hoch auf der Terrasse mit dem Blick auf das weite blaue Meer, ohne das Getriebe des Hafens, das ihm einen andern Charakter verleiht. Es gehört einem dieser stolzen, verbitterten, einsamen Repräsentanten der alten Zeit, dem Fürsten Ricci und zugleich einem der größten Sonderlinge. So lange die Fürstin lebte, hatte er trotz des einsamen Lebens doch noch in gewisser Weise sein Haus repräsentirt, nach ihrem Tode hörte dies gänzlich auf. Er war enorm reich und stammte in grader Linie von der Familie des letzten Dogen ab, aber wer das unscheinbare Männchen auf der Promenade sah, hätte keineswegs seinen Rang vermuthet, dergestalt vernachlässigt war seine äußere Erscheinung. Er hatte die Gewohnheit, seinen Hut neben sich im öffentlichen Garten auf die Bank zu stellen und nicht selten warf ein Mitleidiger eine Kupfermünze hinein. Der Fürst hatte eine einzige Tochter, bei deren Geburt die Mutter gestorben war. Sie war ihm unbequem. Er schickte sie zur Erziehung zu den Damen des Klosters vom heiligen Herzen. Aber es war nicht möglich, sie dort zu lassen, wegen der tollen Streiche, die sie ausübte. Sie wollte sich durchaus nicht dem klösterlichen Zwange fügen. Sie kehrte zurück in das einsame Schloß und erzog sich selbst, mit Hülfe eines französischen Hofmeisters und der Bibliothek des Schlosses. Sie verschlang alle französischen Romane, welche diese besaß und nicht minder Alles, was es Pikantes in der alten italienischen Literatur gab. Es begann ein phantastisches Leben, so weit dies möglich war für ein junges Mädchen mit heißem italienischen Blut, mit enormem Reichthum, in der Einsamkeit,

ohne Gesellschaft, ohne irgend einen wahren Freund, denn der französische Hofmeister beschäftigte sich vorzugsweise mit den Seiten ihres Wesens, die besser unentwickelt geblieben wären.

Der Vater hatte einen tiefen Haß gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse, wie sie in seiner stolzen Vaterstadt geworden waren. Er wollte nicht, daß sie sich dort zeigte oder Gesellschaften besuchte, aber er dachte daran, sie standesgemäß zu verheirathen.

Indessen war die reizende Strega nicht siebzehn Jahr alt geworden, ohne daß nicht Crebillon, Paul de Kock und Boccaccio sie aufgefordert hätten, ihr Herz zu versuchen.

Auf dem Vorsprung des nächsten Hügels am Meere stand, in amerikanischem Villenstil gebaut, ein großartiges Haus; es gehörte einem Baron der nordamerikanischen Petroleumgentry. Er hatte einen einzigen Sohn. Trotz der Wachsamkeit des Hofmeisters, der sehr aufpaßte, nicht aus Moral, sondern aus Eifersucht, hatten sich diese beiden verwöhnten Kinder des Glücks gefunden — zehn Hofmeister und Gouvernanten hätten sie nicht gehütet.

Den Kopf voll französischer Romane, das Herz brennend und jung, bildschön, war ihr nichts erwünschter als ein kecker und geheimer Liebeshandel. Der junge Mann war auch ein toller Kopf, Sohn eines steinreichen Mannes, nicht ohne einen gewissen natürlichen Witz und lebte als „Signore“ (man kennt diesen Ausdruck in Italien: Jemand der nichts thut).

Er hatte durchaus die kühne Hoffnung, dereinst ihre Fürstenkrone seinem Wappen — ein Petroleumfaß in eine kostbare echte Gemme gestochen, hinzufügen zu können. Hier aber hatte er sich verrechnet, sie hatte den Stolz im Blut. Die reizende Strega hatte nicht entfernt die Absicht einer ernstlichen Verbindung und dachte nicht daran, sich ein für allemal entführen zu lassen; wohl aber jeden Abend einige Stunden den ersten sprudelnden Schaum der Leidenschaft zu trinken. Je romantischer, je toller ihr junger Liebhaber war, je kecker und verwegener, desto lieber war es ihr. Sie erfanden immer neue romantische Mittel sich zu sehen, über die gewöhnlichen, Balcons zu ersteigen und Fenster wie Romeo, waren sie längst hinaus.

Wer Genua und seine Spaziergänge am Meere kennt, erinnert sich vielleicht gegen den Pharo zu einer hohen Mauer, welche steil gegen den Weg am Meere abfällt und in großen Buchstaben die Inschrift trägt: Muro de Strega — Mauer der Zauberin. Die abergläubische Bevölkerung, welche überall Spuk und Hexerei erblickt, knüpfte an diese Inschrift allerlei unheimliche Sagen, und dies zu benutzen, fand die wirkliche Strega höchst lockend. Eine Strickleiter, ein weißes schleppendes Gewand waren leicht beschafft und unter der Aegide der Hexe und des Aberglaubens sah sich das junge romantische Paar, zu seiner eignen Belustigung lange ungestört. Aber die Freude endete, als der Fürst von dieser Verbindung mit der Petroleumgentry hörte und zwar durch den Hofmeister.

Strega fügte sich diesmal, nicht aus kindlichem Gehorsam, sondern weil sie nun des Spiels müde war.

Die Heirathsfrage wurde von Neuem und nun ernsthaft erörtert. Die Wahl fiel auf Lord Stuart. Der Mann gefiel ihr nicht, aber der Name. Wie konnte auch der düstere Mann ihr gefallen; aber sie dachte an die schöne Maria und gelobte sich — zwar nicht gerade eben so viele Liebschaften zu haben, aber jedenfalls nicht so unglücklich zu enden. Die Heirath fand statt. Aus der Einsamkeit wurde die junge, schöne und sehr reiche Frau unmittelbar in das volle Gesellschaftstreiben der Capitale versetzt, mit ihrem Temperament, ihren Brillanten und ihrem nicht geliebten Gemahl.

Lord Stuart war äußerlich der vollendete Lebemann, aber unter vier Augen düster, verschlossen und abstoßend. Nichts war ihm heilig, am wenigsten die Ehe; er war ein Mann, um ein reineres Herz als das ihre zu vergiften. Er war sehr verschuldet und brachte große Summen ihres Vermögens bei Seite, aber es reichte nicht. Endlich richtete er seine Aufmerksamkeit auf ihren Schmuck. Er ließ ihn sich zuerst von ihr zeigen, als nähme er nur Interesse an den erbsengroßen Brillanten und der Fassung. Er betrachtete aufmerksam ihr Schmuckschränkchen von geschnitztem Achat, und fand den Schlüssel nicht sicher. Dann ließ er sich ihren Schmuck der Sicherheit wegen ein-

händigen und dies ein Jahr lang, jedesmal nach der Gesellschaft, wo sie ihn getragen.

Den zweiten Winter brachte er ihr kurz vor dem ersten Ball einen Schmuck in neuer Fassung. Die junge verwöhnte Frau hatte natürlich keine Ahnung davon, daß die Brillanten unecht waren, aber sie drückte ihre Verwunderung aus.

„Du darfst dich nicht einen zweiten Winter mit demselben Schmuck zeigen."

Strega ließ dieses zärtliche Argument gelten und händigte nach der Gesellschaft den Schmuck wieder aus.

Zum nächsten Ball brachte ihr Lord Stuart einen prachtvollen Schmuck von Smaragden. Sie war an diesem Abend bezaubernd. Das smaragdgrüne Sammetkleid hob wundervoll ihren üppigen Wuchs, goldene Schlangen ringelten sich um die vollen Arme, die grünen Smaragdaugen blitzten unheimlich.

Auf diesem Ball sah Cesare d'Aquino sie zuerst und — der König. — — —

Wider seine Gewohnheit forderte Lord Stuart noch in derselben Nacht den Schmuck. Sie wollte ein Armband behalten, vielleicht weil heiße Lippen es mit ihrem Arm geküßt hatten — er verweigerte es ihr. Sie wurde aufmerksam, es reizte sie, es wurde ihr unbequem, wie jeder Zwang.

Sie wollte sich am folgenden Abend mit ihren Brillanten schmücken, um zum ersten Mal den König zu empfangen. Es war ihr ärgerlich, nicht im Besitz derselben zu sein und sie hatte noch weibliches Gefühl genug, daß es ihr widerstrebte, sie zu fordern. Sie that es dennoch, und Lord Stuart, welcher trotz seiner Libertinage die Veranlassung nicht hätte gelten lassen, schlug es ihr ab.

Strega, plötzlich die Wahrheit ahnend, im höchsten Grade aufgebracht, wartete kaum seine Entfernung ab, um an seinen Schreibtisch zu stürzen. Sie versuchte einen ihrer Schlüssel, er öffnete. Die Entdeckung konnte nicht vollständiger sein. Die Etuis ihrer Schmucksachen waren da und alle leer, Rechnungen und Quittungen von Juwelieren lagen bei, ja Bescheinigungen über geliehenen Schmuck. Die junge heißblütige Frau konnte kaum über sich gewinnen, bis zum Abend ihre Entdeckung und ihren Zorn zu verbergen.

Lord Stuart dagegen hatte gleichzeitig mit der Entdeckung, daß sein Schreibtisch geöffnet worden, die Veranlassung erforscht: das Rendezvous für den Abend. Es war ihm nicht unbequem, weil es ihm ein Mittel gab, mit dieser Entdeckung die ersten Stöße ihres Zornes zu pariren. Er war ein zu vollendeter Lebemann, um nicht zuvor dem Besuche seiner Gemahlin Zeit zu lassen, sich mit dem goldenen Schlüssel die geheime Thür zu öffnen, unmittelbar darauf aber folgte die Scene zwischen den Gatten.

Lord Stuart war heftig, sie jetzt besonnen, ruhig und schlau. Sie fragte ihn ohne alle Umschweife direct um den Sachverhalt.

„Niemand soll in Verdacht kommen, ich war es, welche den Schreibtisch öffnete!"

An ein Leugnen seinerseits war nicht zu denken, die leeren Etuis und die Briefe zeugten unwiderleglich; er hatte ihre sämmtlichen Brillanten verkauft.

Es verstand sich von selbst, daß sie sich trennten, aber es geschah in der kühlsten und convenabelsten Form. Sie wollte geschieden sein, um mehr Freiheit zu haben, aber sie konnte nach katholischem Ritus sich nicht wieder verheirathen.

Nach der Scheidung wurde ihr kleiner Sohn geboren. Lord Stuart kam, als sie wieder hergestellt war.

„Madame, ich mache Ihnen diesen Besuch, der Ihnen vor der Welt nur angenehm sein kann, aber ich komme in Wirklichkeit, um Ihnen zu verweigern, daß dieser Knabe meinen Namen trägt."

„Fürchten Sie nichts —"

In Wirklichkeit war es ihr nach dieser Lebenserfahrung unerträglich, selbst den Namen ihres geschiedenen Gemahls weiter zu führen, sie nahm den ihrigen wieder an. Unabhängig und noch immer reich, kamen Jahre, in welchen ihr Leben als geschiedene Frau großen Reiz für sie hatte. Sie versagte sich keine ihrer Launen, aber ihr Geld und ein gewisser genialer Anstrich, den sie den Dingen zu geben wußte, deckte Alles zu. Alle Welt sprach von ihr, man scandalisirte sich zwar, aber ihre Feste, zu welchen die Damen griechisches Costüm trugen, waren doch die gesuchtesten. Sie fingen um ein Uhr nach Mitternacht an, man soupirte um fünf in kleinen Boudoirs. Sie waren

toll, aber feenhaft, und sie dauerten fort, bis Cesare d'Aquino zurückkehrte. Strega erfuhr es sogleich, sie sah ihn, sie faßte die heißeste Leidenschaft für ihn und mit diesem Moment änderte sie ihr Leben. Ihr Gemahl war, aus guten Gründen vielleicht, nachsichtig gegen ihre Extravaganzen gewesen; Cesare war es nicht. Sie wollte sich für einige Zeit aus der Gesellschaft zurückziehen, und sie kaufte die Besitzung am Lago Maggiore. Sie versuchte dort mit allen Mitteln, ihn an sich zu fesseln, und es gelang ihr bis zu einem gewissen Grade. Aber die zu Anfang dieses Buches beschriebene Scene zeigte ihr von Neuem die erschreckende Möglichkeit, ihn zu verlieren. Wie ein ängstigendes Phantom stand zwischen ihnen das Geheimniß, welches sie nicht zu ergründen vermochte.

III.

Auf rother Erde.

Es giebt in Westfalen blühende Bergthäler von einem Ernst und einer Lieblichkeit, daß sie ein fein besaitetes Gemüth fast mehr ansprechen als die blendende Natur des Südens. Wenige kennen sie, selten dringt ein Touristenfuß dahin, kein Reisebuch beschreibt sie, nur dann und wann erkennt das Auge eines Poeten ihre eigenste Schönheit, und die Droste-Hülshof, Levin Schücking und Robert Hamerling fanden dort ihre seltsamen und ganz eigenartigen Inspirationen.

Und originell wie die Natur sind auch die Menschen. Trotzig und selbst rauh in der äußeren Form, sind sie von milder, gemüthvoller, ja selbst romantischer Lebensanschauung, zusammenhängend mit der Abgeschlossenheit und dem oft harten Kampf ihrer Existenz.

Nicht städtereich, besteht der Kern im Landvolk und den Bewohnern der Schlösser, welche die Spitze bilden, und gerade hier ist es, wo sich mancher Zug erhalten hat von der heiligen Vehm, von den Schöppengerichten, manche romantische Tradition des Mittelalters, und die Drosteien, wie die Landsitze häufig heißen, sind von uraltem Herkommen wie ihre Besitzer. Sie halten fest an Rom und den Institutionen der Kirche, aber Alles mit einem gewissen romantischen Anstrich und einer gewissen Ritterlichkeit; die Kreuzzüge, die Sage vom Graal und der Tafelrunde sind ihnen vertraut, und hätte Richard Wagner den Lohengrin in Westfalen geschrieben, so würde der Schwanenritter in seiner Erzählung nicht zu erwähnen vergessen haben, daß der „Graal" der Becher war, in welchem die Taube das Blut des Herrn auffing. Wenn man in Rom plötzlich in der Nähe des Vatican oder auf der Engelsbrücke den westfälischen Dialekt hört, so sind es die Söhne dieser Familien, welche freiwillig und ohne Sold im päpstlichen Heere dienen, und gerade diese sind mit Recht am meisten geschätzt.

Einer der originellsten Herren der rothen Erde war der Drost von Heldesförde. Seine Vorfahren waren „Reichsfreie" gewesen, von denen, welche zu stolz, ihr Lehen vom Kaiser zu nehmen, es von der Sonne nahmen. Zwar waren jetzt die Zeiten vorüber, wo sie im ersten Morgenstrahl hinaus auf ihr freies Land gingen und, die Formel sprechend, ihr Schwert in der Sonne funkeln ließen, aber der alte Drost hatte dennoch das volle Bewußtsein seines alten Herkommens, seßhaft, stolz und frei herrschte er auch auf seiner Drostei.

Kein Maler hätte ein Bild von so wunderbarem Reiz erfinden können als dasjenige, welches sich dem Wanderer bot, der, aus dem Thal hinaufkommend, das Schloß zuerst erblickte. Das epheuumrankte Gemäuer hob sich ab von dem dunklen Grunde der Kieferwälder, die sich schwarz und majestätisch weit hindehnten, und vor welchen das frischeste Grün der Wiesen mit dem dunklen Ton der Moore und braunen Haideflächen abwechselte. Kleine dunkle Seen glänzten wie Augen aus dem grünen Grunde, und die westfälische Sahara, die Senne, besäumte wie ein goldglänzendes Band den Blick.

Die Gehöfte, die Dörfer, die Kotten, die Schäfereien, die Kühe, welche zum Weiher gehen, um zu trinken, der Hirt mit seinem Hunde und dem gebogenen Stabe bilden die Staffage zu diesem Landschaftsgemälde.

Es waren oft Geologen, Fabrikanten, Bergleute, welche „muthen" wollten, auf das Schloß gekommen, Alle wollten verbessern, den Berg angraben nach Eisen-

stein, den Boden nach Kohlen, die Tiefe nach mineralischen Quellen; aber der alte Drost hielt auf den unveränderten Zustand seiner Besitzung wie auf ein altes Familienbild, das zusammenhing mit Allem, was Erinnerung und Vergangenheit ihm theuer machten; er hätte um keinen Preis eine Aenderung geduldet. Auch im alten Herrenhause blieb Alles, wie es immer gewesen war. Im eichengetäfelten Saale die Hirschgeweihe, die Waffen, der riesengroße Tisch, in welchen schon vor hundert Jahren der Falkner des damaligen Drost die Jahreszahl eingeschnitzt hatte. Die geradlehnigen Canapees und Stühle in der oberen Etage sahen aus, als ob sie seit einem Jahrhundert nicht von ihrer Stelle gerückt wären, die Schränke, Borten, Koffer und Simse, als ob sie von Cyklopen geschnitzt wären; und wenn der Drost mit dem grauen Bart und das Stiftsfräulein, seine Schwester, einander in den gigantischen Lehnstühlen vor dem Feuer gegenüber saßen, so paßten sie in ihrer Unbeweglichkeit seltsam zu der Umgebung.

Die beiden Wolfshunde lagen wie steinern zur Rechten und Linken, und selbst der Eichstamm im Kamin brannte mit einer so ruhigen, beinahe unbeweglichen Flamme, als wollte er nicht stören, und der alte Bediente war ebenfalls wie aus altem Eichenholz geschnitzt. Und doch gab es für diese anscheinend so einförmigen Existenzen ein buntes farbenprächtiges Bild: Italien, und in diesem Hause ein Wesen, welches ihnen diese Erinnerung lebendig repräsentirte, die Tochter des Drost von Heldesförde.

Wenn das junge Mädchen die Thür des düsteren Saales öffnete, wo die Beiden saßen, so war es, als ob ein Streifen Sonnenlicht mit ihr hineinglitt. Es kam sofort Bewegung in die Gruppe, aber mehr unbewußt wie ausgesprochen, denn nicht allein der Drost wandte seinen Kopf und das Fräulein, auch die beiden Hunde schlugen mit den Schwänzen den Boden und das Feuer knisterte erheitert. Dies war freilich gegenseitig. Ehe sie sich setzte, schürte sie die Flamme, strich den Wolfshunden über die zottigen Köpfe, küßte die Tante und nahm dann ihren Platz ein und zwar auf der Armlehne des gewaltigen Lehnstuhles, in welchem der Drost saß; und der alte Bediente, wenn sie gekommen war, öffnete regelmäßig gravitätisch die Thür, sah hinein und fragte, ob das gnädige Fräulein etwas begehre.

Sie war schlank und blond wie eine echte Deutsche, aber die blonden langen Wimpern beschatteten ein Paar dunkle Augen von solchem Feuer, wie die milde Sonne Westfalens es sonst nicht zu zeitigen pflegt, und obwohl sie kaum die Schwelle des Kindesalters überschritten hatte, war das Gemisch von tiefer Sinnigkeit und Leidenschaft so eigenthümlich, daß man begriff, wie ihre Macht schon jetzt dieses stille Haus beherrschte. Es war dies nicht ein Spiel des Zufalls; diese Augen waren das Erbtheil ihrer italienischen Mutter, und all das Ungewöhnliche und Fremde, welches sich in diesem Wesen mischte und für so besondere Schicksale vorbereitete, hatte dort seinen Ursprung. Die Einflüsse der Gegenwart und der Erziehung hatten dazu beigetragen, sie noch entschiedener auszuprägen, und so kam es, daß die beiden Personen, deren Abgott sie war, und die durch ihren Einfluß gewiß den eigensten Antheil an ihr hatten, doch immer in ihr dieses fremde Element fühlten und mit Entzücken zwar, aber zugleich mit Furcht sahen, ahnend, daß sich aus ihm die Flügel entwickeln würden, welche sie ihnen entführte.

Beide hatten ihr gegeben und Beide das Beste ihres Wesens, das Beste, was sie von Wissen, von Lebenserfahrung, von Charaktereigenschaften besaßen; wie hätte es fehlen sollen, daß bei so empfänglichem Boden, bei so zartem und fein organisirtem Gemüth nicht die lieblichsten Blüthen sich entwickelt hätten. Sie war wie eine Blume im Thau des Morgens, üppig und quellend zum Aufbrechen und nur des Sonnenstrahles harrend, der das holde Wunder vollziehen soll.

Der Drost und seine Schwester hatten sich glücklich ergänzt in ihrer Erziehung. Er, von großer Belesenheit, hatte ihr die positiven und elementaren Kenntnisse mitgetheilt, etwas trocken vielleicht, aber immer mit der Gründlichkeit und Regelmäßigkeit, welche nun einmal unerläßlich sind. Sie dagegen das Wenige, was sie von abstractem Wissen in sich aufgenommen, vollkommen assimilirt mit ihrer schö-

nen und sinnigen Frauennatur durchwärmt und poetisch lebendig gemacht.

Der Drost hatte der kleinen Candida den Unterricht immer in seinem Studirzimmer gegeben, unter den bestaubten Wänden der Bibliothek, regelmäßig nach der Uhr, vor dem gewissen großen Tisch und einem gewissen Schreibzeug mit einem bronzenen Pegasus, der wie ein Schaf aussah, aber dessen Flügel Candida sich immer wünschte, wenn die Stunde der Arithmetik kam.

Die Tante dagegen immer in Wald und Feld, etwas unsystematisch, wie jede echte Frau es ist, aber immer lebendig, gefühlt und durchdacht, anknüpfend unmittelbar an die Anschauung.

Der tiefe Natursinn war Candida wie alle echten Naturanlagen angeboren, aber die Tante Ulrike hatte ihr Auge früh gerichtet, auch im Kleinsten und Einfachsten die große Idee des Ganzen zu erkennen. Der Drost war ein guter Katholik wie alle westfälischen Edelleute, aber keineswegs in so beschränkter Weise wie sonst wohl diejenigen, die nie aus ihren Gehöften der rothen Erde herausgekommen waren. Er war in seiner Jugend ein eifriger Geschichtsforscher gewesen, und wenn auch Jeder im großen Kaleidoskop der Geschichte leicht die Seite der Ereignisse herausfindet, die ihn besonders anspricht, so hatte er doch das Bedeutende und Ganze besonnen an seinem Geiste vorübergehen lassen und in sein Nachdenken aufgenommen.

Niemand weniger als er in seinem geraden und gerechten Sinn war geneigt, die Irrthümer der Päpste, die Uebergriffe der Priester zu entschuldigen, er war durchaus tolerant gegen die anderen Religionen, in allen nur in verschiedener Form das tief dem Menschen innewohnende Religionsbedürfniß erkennend; aber was gerade sein Wesen in der katholischen Kirche besonders anzog, das war ihr starker, felsenfester Bau, der so viele Jahrhunderte überdauert hat und überdauern wird.

Er war nach Rom gekommen, als noch der Vater in der Drostei schaltete, und damals war eine solche Reise noch ein ausnahmsweises und bewunderteres Unternehmen als heutzutage, wo alle Welt reist, und die Eisenbahnen selbst über die Alpen führen. Das Touristenwesen kannte man damals weniger, wenn Jemand nach Italien ging, so hatte er meist einen bestimmten künstlerischen oder kirchlichen Zweck und ertrug dafür willig die Beschwerden der Reise.

Die Westfalen waren wie die Schweizer Garden gern gesehen in Rom. Man baute auf ihre Ehrlichkeit, ihre Treue und ihren einfach rechtlichen Sinn. Wie diese in den Dienst der päpstlichen Ehrenwache, so kamen jene, meist Edelleute, häufig zu den höheren Stellen in dem päpstlichen Privatdienst im Vatican. Die camerieri secreti des heiligen Vaters waren und sind noch jetzt fast immer westfälische Adelige.

Der junge Drost von Heldesförde hatte lange eine ähnliche Stellung bekleidet, und es lag ihm selbst nicht fern, für immer dort zu bleiben, als die Dinge in Rom eine Wendung nahmen, welche ihm nicht zusagten. Gewisse Dogmen stießen ihn ab, ja waren seinem gesunden Sinne lächerlich, und wenn darum auch nicht sein Glaube an die Kirche erschüttert wurde, so doch sein Vertrauen zu denen, welche augenblicklich am Ruder waren und gewisse Einsetzungen befürwortet und befördert hatten. Das Concil von Kirchenvätern, welches über die Imaculata zu Rathe saß, erschien ihm fast wie ein Verstoß gegen die öffentliche Sittlichkeit, und die große Tafel am Hauptaltar von St. Peter, welche mit großem Pomp, das neue Dogma creirend, in den Marmor eingelassen wurde, blieb ihm ein ewiger Dorn im Auge.

Er ging deswegen noch nicht von Rom fort, aber er schied aus dem Privatdienst des heiligen Vaters und näherte sich mehr der damals sehr eigenthümlich gemischten römischen Gesellschaft. Vielleicht ist sie es heute noch mehr und noch interessanter durch die Allseitigkeit der Elemente, welche sich in ihr vereinigen, die in ganz Europa ihres Gleichen suchen möchte, weil alle Nationen, alle Bildungsgrade, alle Künste und alle socialen Parteien in ihr ihre Vertreter finden.

Sie war damals exclusiver, hielt mehr auf große Namen, die hohen Würdenträger der Kirche waren alle aus den ersten Adelsfamilien Italiens, und der Luxus, welchen die Monsignores auch der welt-

lichen Gesellschaft gaben, war unerhört. Damals sah man die vornehmen Römerinnen noch nicht im Theater wie jetzt, man sah sie nur im Salon und in der Kirche, und nie gab es wohl etwas Stolzeres und Schöneres, ja, es möchte bezweifelt werden, ob die Damen des antiken Rom trotz ihrer so künstlerisch schönen antiken Gewandung schöner waren als die heutigen Frauen Roms im schwarzen Kirchenanzuge. Wie kleidet der schwarze kostbare Spitzenschleier so unvergleichlich diese charakteristisch und mächtig geschnittenen Physiognomien, nur die spanische Mantilla, welche sehr ähnlich ist, kann sich mit der stolzen Grazie dieser Mode vergleichen.

Bei einer kirchlichen Feier in der sixtinischen Capelle sah der junge Drost von Heldessförde zuerst die Frau, welche über sein Leben entscheiden sollte. Es war nach der Messe, welche der Papst celebrirt hatte, die Capelle war erfüllt von dem feinen Duft des Ambra und des Weihrauchs, die wundersamen und fast unbeschreiblichen Harmonien der päpstlichen Capelle, leise und geheimnißvoll wie die Musik der Sphären, stiegen auf zu dem Wunder Michel Angelo's, der Decke mit der Geschichte der Genesis. Die herrlichen Köpfe der Propheten und Sibyllen schauten sinnend und denkend nieder, der Papst und der hohe Klerus hatte sich bereits entfernt, die Menge, welche dichtgedrängt der Messe beigewohnt, hatte sich schon zerstreut. Die Damen und einzelne Fremde, hingerissen von der unbeschreiblichen Feierlichkeit und der Harmonie des Ganzen, waren noch zurückgeblieben.

Der junge westfälische Edelmann, zwar nicht mehr im Privatdienst des Papstes und nicht mehr im Vatican, war doch nicht unempfänglich für den äußeren Glanz der römischen Kirche, wie denn das ganz eigenartig poetische Naturel die religiösen Ideen mit den Regungen des Herzens mischt. Nie fühlte er eine reinere Region seiner Empfindung berührt als beim Anblick einer Frau in tiefer Andacht. Er war wie gebannt von der Erscheinung einer der römischen Damen. Sie kniete vor ihm, tief versunken, aber ohne jenen überspannten Ausdruck, welcher bei uns die Devotion oft so abstoßend macht. Ihr blondes Haar quoll unter dem Spitzenschleier hervor und contrastirte schön mit den dunklen Augen und den stolz wie eine Gemme geschnittenen, echt römischen Zügen.

Sie erhob sich endlich, nicht ahnend, daß ihr Bild sich mit unauslöschlicher Macht in die Seele des Mannes geprägt hatte, dem sie angehören sollte.

Während sie aufstand, glitt ihr kleiner schwarzer Fächer zu Boden. Der junge Edelmann hob ihn auf und während sie ihn aus seiner Hand nahm, mit jener gänzlich ungezierten und natürlichen Art der vornehmen römischen Damen, begegneten sich ihre Blicke. Er war von dem Zauber ihrer Erscheinung geblendet, sie von dem eigenartigen und tief sinnigen Ausdruck seiner blauen Augen und seines freien, chevaleresken Wesens, das durchaus mit dem ihrigen correspondirte.

Die Anziehung, welche die Fremden und vorzugsweise die Deutschen üben, ist ganz charakteristisch in Italien und hat vielleicht ihren Grund in einem gewissen Mißtrauen, welches die italienische Gesellschaft, und vorzüglich die römische, unter einander hat: Männer gegen die Damen, aber auch umgekehrt, und die Verbindungen mit Fremden sind sehr gesucht. Der Bediente harrte der Dame an der Thür, um sie zum Wagen zu geleiten, sie verließ die Capelle. Aber auf der großen Treppe blieb sie einige Augenblicke wie ermüdet und nachdenkend stehen, unfern der Reiterstatue und dem Porticus, welcher zu den Gemächern des Papstes führt. Der junge Drost war ihr gefolgt und auf dem oberen Absatz stehen bleibend, hatte er mit immer steigendem Interesse die nachlässige und stolze Eleganz betrachtet, mit welcher sie herabstieg, ihr schwarzes Seidenkleid lang nachschleppend. Sie sah einen Augenblick zurück, ihr Blick traf ihn und in einem Nu war er an ihrer Seite. Sehr hochstehenden Damen ist in Italien wie auch in England große Freiheit gestattet. Sie fürchten nicht leicht, sich durch ihr Benehmen etwas zu vergeben, da sie nicht nöthig haben, ängstlich über ihren Rang zu wachen, den sie unbestritten besitzen.

„Sie sind fremd in Rom, Cavaliere?“ fragte sie.

„Fremd und doch einheimisch, edle Signora,“ erwiederte er, indem er seinen Namen nannte.

Sie nannte ihm darauf ihres Vaters Namen, des Marchese ...., ihren Palazzo am Tiber und ihren Empfangstag, den jede römische Familie zu haben pflegt.

„Jeden Fremden von Distinction empfängt mein Vater gern," sagte sie und dies alles mit so großer Einfachheit und Natürlichkeit, daß es auch dem rohesten Manne nicht hätte einfallen können, darin etwas Provocantes zu suchen.

Der junge Edelmann hatte sie bis zum Wagen geleitet, sie wußten, daß sie einander wiedersehen würden, und unter den Fontainen stehend, wo er so oft im Gefolge des heiligen Vaters gewartet hatte, blickte er lange dem Wagen nach mit dem bestimmten Gefühl, daß mit dieser Stunde über sein Schicksal das Loos geworfen sei.

Er wartete nicht auf den Tag des Empfangs, er ging schon am folgenden Tage und wurde empfangen. In Italien reift die Frucht der Liebe schnell. Diese unmittelbar und stark empfindenden Naturen sind nicht auf langes Harren und Schmachten zugeschnitten. Er nannte sie bald sein, und die Vermählung folgte unmittelbar. Er hatte versprochen, das erste Jahr mit ihr in Rom zu bleiben und den Vater allmälig an den Gedanken der Trennung der einzigen Tochter zu gewöhnen, wenn er sich nicht entschloß, mitzugehen in das grüne und blühende Westfalen. Es war ein überreiches Jahr des Glücks, aber zu vollkommen für die Dauer in dieser grausamen Welt der Opfer und Entsagungen. Sie starb, als sie dem Kinde das Leben gegeben hatte, das nun allein, als das Vermächtniß ihrer Liebe, sein Herz erfüllte.

Die beiden Männer waren sehr rathlos in Betreff der Kleinen, die sie doch keinen Tag allein der Dienerschaft überlassen mochten; die Wiege nahm sich so ganz fremd und wunderlich aus in dem alten römischen Palazzo, wenn die beiden ernsthaften Männer zur Rechten und Linken saßen und das rosige Kind betrachteten.

Die Schwester Ulrike kam, ganz Trauer über des Bruders Verlust und hingebende Zärtlichkeit für das Kind.

Noch vier Jahre blieben die Geschwister mit der Kleinen in Rom. Sie war sehr zart, sie fürchteten für sie die Reise und den nordischen Winter. Candida's kleine Füße machten ihre ersten Spaziergänge an der Hand der zärtlichen Tante unter dem schönen Himmel Italiens, sie kniete zuerst und hob die Händchen betend empor unter den majestätischen Wölbungen von St. Peter. Sie lernte anschauen und ihre Kinderaugen üben an den gigantischen Linien des Colosseums und des Capitols, an der ganzen Großartigkeit der römischen Welt.

Wer möchte sagen, was von ersten Eindrücken bestimmend auf die künftige Entwickelung des Menschen wirkt. Der Charakter vielleicht ist angeboren, aber die ganze Richtung des Geschmacks wird wahrscheinlich bei Weitem öfter durch jene ersten Eindrücke bestimmt, als man glaubt. Und zwar durch jene unbewußten Anschauungen, während der Begriff sich erst viel später dazu fügt. Man hat den jungen Müttern oft empfohlen, ihren Kindern als Wärterinnen nicht alte, abschreckende Parzen, sondern junge freundliche Wesen zu geben, nicht zu grelles Licht, sondern sanft gedämpftes, womöglich farbiges, auf sie wirken zu lassen, nicht lautes heftiges Getöse oder erschreckendes unerwartetes Geräusch, welches das Nervensystem erschüttert, sondern liebliche Musik, Melodie, leises Blätterrauschen, die süßen und zärtlichen Laute der mütterlichen Stimme. Einer der psychologisch sein beobachtendsten Kinderärzte sagte öfter lächelnd, daß vielleicht ein blauer Schleier, anstatt eines weißen oder schwarzen, schon die sanfte Heiterkeit des Gemüths über ein ganzes Leben gebreitet und eine Kinderschnarre den Charakter zänkisch gemacht habe.

Nach Ablauf der vier Jahre kehrten die Geschwister mit der Kleinen nach Westfalen zurück. Candida's jungem Gemüthe war ohne Zweifel die Sehnsucht nach dem Lande ihrer Geburt, welche sie bei jeder Erzählung ihres Vaters wie ein Heimweh überfiel, angeboren, es war ein Rückerinnern der Farben und Formen, welche zuerst ihre erwachenden Sinne berührt hatten. Oft im Winter und ohne Zweifel durch den Contrast hervorgerufen, kam ihr unter der grauen schweren Nebeldecke des Tages plötzlich wie zur Aufheiterung ein Farbenbild von Bläue, Licht und Glanz, wie die Phantasie allein es nicht hervorzaubern konnte, und sie ergötzte sich daran wie andere Kinder an buntge-

malten Bildern. Wer mag sagen, wie viel die wunderbare Bildnerin Natur von diesen Licht- und Farbenharmonien benutzte, um die Harmonie der Seele und die weichen dichterischen Neigungen dieses Gemüths zu entwickeln, wie viel auch von den Gluthfunken der südlichen Sonne hineinspielen mochten in die erwachenden Neigungen des jungen Herzens.

(Forts. folgt.)

Richard Wagner.

Von

Karl Elkan.

I.

Auf allen Gebieten der Kunst hat es grüblerische Künstler gegeben, welche zwischen der Schöpfung und Forschung mitten inne standen und einer instinctiven, sie bewegenden Idee durch unablässiges Vergleichen und Sinnen gewissermaßen den Weg zum Ziele zu bahnen suchten. Einige der größten Künstler aller Zeiten zählen zu ihnen; ja am Beginne großer Kunstrichtungen scheinen nicht selten solche Naturen als eine Nothwendigkeit. So steht am Beginne der modernen Architektur im 15. Jahrhundert Filippo Bruneleschi, welcher mit dem Studium der großen constructiven Leistungen der antiken Welt lange Jahre seines Lebens verbrachte, bevor er mit seinen epochemachenden Arbeiten hervorzutreten begann. So steht am Anfang der Malerei dieser selben Epoche Leonardo da Vinci, welcher alle Mittel der Wissenschaft seiner Zeit in sich faßte, wie nie wieder ein zweiter Maler, um so großartige Probleme zu lösen, wie sie von den späteren keiner auch nur anzufassen gewagt hat. So stehen theoretische Forscher an dem Beginn einer geregelteren Entwicklung der Musik der Griechen, wie sie in die Anfänge der neueren Musik hinüberführen. Und wenn die aufsteigende Entwicklung einer Kunst vorübergegangen ist, d. h. wenn die Mittel, deren sie sich bis dahin bediente, keiner Steigerung mehr fähig sind und darum äußerliche Effecte an die Stelle der von innen ergreifenden Wirkungen treten oder eben diese letzteren gesunde Mächtigkeit verloren haben, alsdann begegnet man wieder Naturen solcher Art, welche gewissermaßen experimentiren, um neue Kunstwirkungen hervorzubringen.

Es sind nicht immer erfreuliche Erscheinungen: oft fühlt man, daß das kritische Gefühl der Richtigkeit aller gegenwärtigen Kunstwirkungen und ein unbändiger Ehrgeiz, der zur Hervorbringung neuer mächtigerer Mittel drängt, stärker in ihnen ist als das selbständige Vermögen, aus der Mächtigkeit der eigenen Phantasie das Neue hervorzubringen; oft auch geht durch ihr Leben derselbe Zug tastender und nervöser Unruhe, der durch ihre Werke zittert. Immer aber sind sie dem unparteiischen Beobachter erfreulichere Erscheinungen als Zeitgenossen, die in dem Dienste desselben Ehrgeizes äußere Effecte stellen. Andererseits stehen dann neben ihnen jene edlen Naturen, welche die Tradition einer schönen unvergeßlichen, aber unwiederbringlich verlorenen Zeit in maßvollen künstlerischen Leistungen aufrecht erhalten. Und alsdann wird jederzeit unter dem empfangenden Publicum ein lebhafter Streit entstehen, welcher von diesen beiden Richtungen, welcher von diesen Classen von Naturen der Vorzug gebührt. Mich dünkt, daß darüber schließlich nur die Verschiedenheit der Temperamente zu Gericht sitzt und entscheidet. Es ist ein Streit zwischen der Gemüthsart, welche sich gern des Erworbenen freut und gern in festen Bahnen sich bewegt, mit jener anderen, deren Auge und Herz der Zukunft, dem Neuen, dem ganz Unerwarteten entgegengerichtet sind.

Eine Natur dieser Art ist Richard Wagner, und ein Kampf dieser Art hat sich erhoben, als seine Opern zuerst hervortraten zwischen der auf Effect gerichteten Musik Meyerbeer's und den Nachwirkungen der edlen maßvollen Kunst Mendelsohn's.

Auch auf anderen Gebieten zeigte die deutsche Kunst in unserem Jahrhundert verwandte Charaktere, von den gewaltthätigen und grüblerischen Versuchen Friedrich Schlegel's ab, eine neue umfassendere Poesie zu entdecken auf den Grundlagen einer neuen Mythologie, mit

den Mitteln einer neuen Wissenschaft, bis zu den genialen Versuchen des Architekten Semper, auf dem Grunde eines bewundernswürdig tiefen theoretischen Studiums seine gesunkene Kunst zu neuen Wirkungen zu befähigen. Keiner aber von diesen Versuchen und kein Charakter solcher Art hat einen solchen Tumult streitender Parteien hervorgerufen als die Oper Richard Wagner's und sein künstlerischer, ja sein persönlicher Charakter. Denn an Popularität der Wirkung ist bei uns nichts mit der Oper zu vergleichen. Gegenwärtig nun tritt Richard Wagner mit dem Versuch hervor, durch die übersichtliche Veröffentlichung des Inbegriffs seiner schriftstellerischen Werke sein Wollen seiner Nation näher zu rücken. Er that dies unter einem Gesichtspunkte, welchen er selber in dem Vorwort zu dieser Gesammtausgabe folgendermaßen ausspricht:

„Wer sich von demjenigen, der nicht auf dem Wege abstracter Speculation, sondern von dem Drange des unmittelbaren künstlerischen Bedürfnisses geleitet, hierüber sich klar geworden ist, einem hoffnungslosen Ausblicke zu den dem deutschen Geiste vorbehaltenen Möglichkeiten zuführen lassen will, den möge es nicht verdrießen, mit mir die Wege zu wandeln, auf welchen ich zu jenem Ausblicke gelangte. Zu seiner Hülfe stellte ich meine Niederschriften jeder Art in der vorliegenden Vereinigung so zusammen, daß er nach allen Seiten meiner Entwicklung mir folgen kann. Er wird dann inne werden, daß er es nicht mit den Sammelwerken eines Schriftstellers, sondern mit der aufgezeichneten Lebensthätigkeit eines Künstlers zu thun hat, der in seiner Kunst selbst über das Schema hinweg das Leben suchte. Dieses Leben aber heißt eben die wahre Musik, die ich als die einzige wirkliche Kunst der Gegenwart und der Zukunft erkenne. Denn sie wird uns die Gesetze für eine wahrhafte Kunst überhaupt erst wiedergeben. So ist es bestimmt, und Jeder muß dies mit mir erkennen, sobald er die einzig lebenvoll unter uns jetzt wirkende Musik und ihre Macht auf alle Gemüther mit dem Wirken unserer heutigen Literaturpoesie, ja einer bildenden Kunst vergleicht, die nur noch nach fremden Schemen mit unserem so tief gesunkenen modernen Leben verkehren kann. In dem von der Musik verklärten Drama wird aber das Volk sich und jede Kunst veredelt und verschönert wiederfinden."

Richard Wagner legt mit Recht in einer chronologischen Folge seine literarischen Arbeiten vor. So eröffnen sie einen sehr erwünschten Einblick in den Entwicklungsgang eines hervorragenden Zeitgenossen.*

II.

Wagner ist den 22. Mai 1813 in Leipzig geboren. Sein Vater war Polizeiactuarius und starb ein halbes Jahr vor Richard's Geburt. Sein Stiefvater war Schauspieler und Maler und hoffte aus dem Knaben einen Künstler zu machen, einen Maler oder einen Musiker.

„Am frühen Morgen, als er gestorben war — Richard Wagner war damals sieben Jahre alt — trat die Mutter in die Kinderstube, sagte jedem der Kinder etwas und mir sagte sie: ‚Aus dir hat er etwas machen wollen.' Ich entsinne mich, daß ich mir lange Zeit eingebildet habe, es würde etwas aus mir werden."

Dem Anfang entsprach die nächste Zeit. Er sitzt auf dem Gymnasium, entwirft aber nach dem Vorbilde Shakespeare's große Trauerspiele. Sobald er Beethoven's Musik zu Egmont hört, beschließt er, das fertig gewordene Trauerspiel nicht anders von Stapel laufen zu lassen als mit einer ähnlichen Musik und macht sich ohne Bedenken an das Werk, diese Musik selber zu schreiben. Inzwischen wird, während er in Vorbereitung hierzu mit einer Sonate und einem Quartett beschäftigt ist, das große Trauerspiel von der Familie entdeckt, und nun glaubte man den Grund dafür gefunden zu haben, warum er hartnäckig auf den Bänken der mittleren Classen verweilte. Das Trauerspiel gab er auf, dafür aber zwang er der Familie die Erlaubniß ab, sich der Musik zu widmen, verließ die Schule und bezog die Universität, um Philosophie und Aesthetik zu hören. Bald darauf begann er dann auch bei dem Cantor der Thomasschule zu Leipzig, Theodor Weinig, einen gründlichen Cursus des Contra-

* Gesammelte Schriften und Dichtungen von Richard Wagner. 9 Bände. Leipzig, Fritzsch.

punktes durchzumachen. Das Componiren ward auf einer besseren Grundlage fortgesetzt; Sinfonien und Opern entstanden.

Zunächst waren sein unvermeidliches Schicksal die Miseren eines Capellmeisters an kleinen Theatern.

Im Sommer des Jahres 1834 ward er Musikdirector am Magdeburger Theater.

„Die praktische Anwendung meiner musikalischen Kenntnisse für die Function eines Dirigenten glückte mir sehr bald: der wunderliche Verkehr mit Sängern und Sängerinnen hinter den Coulissen und vor den Lampen entsprach ganz und gar meiner Neigung zu bunter Zerstreuung."

In dieser Stimmung und Umgebung, da er die Technik der Oper tagtäglich am Dirigentenpulte beobachtete, componirte er eine Oper, „Das Liebesverbot", deren Stoff aus Shakespeare's „Maß für Maß" entnommen war, und ließ vor dem Auseinandergehen der Truppe im Frühling sie den Magdeburgern vorführen. Es ward applaudirt, doch blieb es bei einer ersten Aufführung. Die Truppe ging nun aus einander; er selber, in Geldnoth und Schulden, genöthigt, etwas zu wagen, um nicht in das gewöhnliche Geleise der Noth zu gerathen, ging nach Berlin und bot sein „Liebesverbot" dem Director des Königsstädtischen Theaters zur Aufführung an. Es war umsonst. Nun ging er nach Königsberg, sich dort um die Musikdirectorstelle am Theater zu bewerben, und erhielt sie.

„Dort heirathete ich noch im Herbst 1836 und zwar unter den mißlichsten äußeren Verhältnissen. Das Jahr, welches ich in Königsberg zubrachte, ging durch die kleinlichsten Sorgen gänzlich für meine Kunst verloren."

Neue Miseren, neuer Wechsel des Ortes. Er ging nunmehr nach Riga, um die Stelle des ersten Musikdirectors bei dem unter Holtei neu eröffneten Theater anzutreten. Auch von Riga brach er auf, sobald sein Contract zu Ende ging.

So machte er alle Miseren des Capellmeisterlebens an kleineren Theatern durch und alle Tollheiten, denen sich Wenige entziehen, die bei dem Licht der Theaterlampen wirken. Doch schied ihn innerlich von seinen Umgebungen der Wille, etwas Ganzes zu schaffen. Während er Auber'sche, Adam'sche, Bellini'sche Musik dirigirte, brütete er seit dem Sommer 1834 über dem Plan eines Rienzi, einer Oper, die absichtlich über das Maß solcher Theater hinaus auch in dem Aeußerlichen der Erscheinung geplant war. Und mit den zwei ersten Acten des Rienzi in der Tasche, ging er, alles Mittelmaß des Lebens keck von sich abschüttelnd, nach Paris, wo damals die große Oper in Blüthe war, und wohin zu dieser Zeit es alle revolutionären und lebensdurstigen Naturen Deutschlands trieb. Drei und eine halbe Woche brachte er auf einem Segelschiffe zu, das ihn und seine Frau nach London brachte; von da über Boulogne eilte er Paris entgegen.

Er selber hat in einer seltsamen Novelle, „Ein deutscher Musiker in Paris", das grauenvolle Bild des Unterganges dargestellt, welchem er damals nur mühsam entrann; sie ist, so zu sagen, sein Werther.

Es war eine gewaltsame Flucht aus unerträglichen Lagen und Stimmungen gewesen. Den Zustand, dem er entrann, schildert er selber so:

„Mein Weg führte mich zunächst geradezu zur Frivolität in meinen Kunstanschauungen; es fällt dies in die erste Zeit meines Betretens der praktischen Laufbahn als Musikdirector beim Theater. Das Einstudiren und Dirigiren jener leichtgelenkigen französischen Modeopern, das Pfiffige und Protzige ihrer Operneffecte machte mir oft kindische Freude, wenn ich vom Dirigentenpulte aus links und rechts das Zeug loslassen durfte. Im Leben, welches von nun an mit Bestimmtheit das bunte Theaterleben ausmachte, suchte ich durch Zerstreuung Befriedigung eines Triebes, der sich für das Nächste, Greifbare als Genußsucht, für die Musik als flimmernde, prickelnde Unruhe kundgab. Die moderne Vergeltung des modernen Leichtsinns brach aber auch bald auf mich herein. Ich war verliebt, heirathete in heftigem Eigensinn, quälte mich und Andere unter dem widerlichen Eindruck einer besitzlosen Häuslichkeit und gerieth so in das Elend, dessen Natur es ist, Tausende und Abertausende zu Grunde zu richten. Dem kleinen deutschen Theatertreiben mich zu entziehen und geraden-

weges in Paris mein Glück zu versuchen, das war es endlich, worauf ich meine Thätigkeit spornte."

Zur selben Zeit, in welcher er diesen Plan in sich bewegt, ergreift ihn Bulwer's „Rienzi".

„Aus dem Jammer des modernen Privatlebens, dem ich nirgends auch nur den geringsten Stoff für künstlerische Behandlung abgewinnen durfte, riß mich die Vorstellung eines großen historisch-politischen Ereignisses."

Der Rienzi war eine große historische Oper in dem Stil, welcher damals in Paris seinen Mittelpunkt, in Meyerbeer seinen herrschenden Repräsentanten hatte. Er sollte nur die großen Scenen, die Knalleffecte von ihnen allen durch größere überbieten. Todtenglocken, Sturmläuten, Ballette und kirchliche Gesänge, Bann in Musik gesetzt und Flammenmeer! Die Vestalin, die Stumme, die Jüdin wurden an scenischem Spectakel überboten.

Gerade sein Schicksal in Paris brachte eine entscheidende neue Wendung in ihm hervor. Er ging hin, ganz erfüllt von dem damaligen Schema der „großen Oper", von der Hoffnung, den Ruhm von Meyerbeer und der anderen Häupter derselben zu theilen, und er kam zurück als Revolutionär gegen die künstlerische Oeffentlichkeit der Gegenwart. Er schrieb in Paris den „fliegenden Holländer", in welchem er zuerst die ihm eigenthümliche Richtung einschlug, und er entwarf dort noch den Plan des „Tannhäuser".

Es ist also wichtig, die Lebenswendung, welche in Paris sich vollzog, sich genau zu vergegenwärtigen; denn er kam dorthin mit dem Gedanken, am Mittelpunkt der neuen großen historischen Oper Alle durch die Wucht der Mittel zu überbieten.

Auf dem Wege, in Boulogne, hatte er die Bekanntschaft Meyerbeer's gemacht, die zwei Acte seines Rienzi ihm vorgelegt und das Versprechen seiner Unterstützung erhalten. Sein erstes Mißgeschick war, daß Meyerbeer während der ganzen Zeit seiner Anwesenheit in Paris selber von dort abwesend war. Sein zweites Mißgeschick war, daß das Theater, welches die Aufführung seines „Liebesverbotes" bereitwillig auf Meyerbeer's Empfehlung übernehmen zu wollen schien, Bankerott machte. Sein weiteres Mißgeschick hatte nichts Unterscheidendes und nichts, das er nicht hätte erwarten können; er hat dasselbe in seiner Novelle mit drastischen Zügen gezeichnet; keiner der Künstler, welche damals in Paris sich zu leitenden Mächten erhoben hatten, nicht Habeneck, nicht Halevy, nicht Berlioz hatten, nachdem sie den großen Succeß davongetragen, von dem Enthusiasmus, der sie emporgetragen, etwas übrig behalten, sie wollten Opern machen, Geld dafür einnehmen, in der Hast und Eile dieser Existenz hatte nichts Anderes für sie Werth, oder sie hatten sich wie Berlioz in die Welt ihres heftigen Ehrgeizes eingesponnen. Von da ab ging es mit Wagner's Lage abwärts. Er schrieb am Rienzi, er hatte im Augenblick auf äußeren Erfolg verzichtet und über ihm brachen Verlegenheiten zusammen, wie sie naturgemäß aus seiner Lage entsprangen. In dieser Zeit hat er jene Novelle geschrieben, deren Abschluß die Erzählung bildet „Das Ende eines deutschen Musikers in Paris", in welcher er seinen Helden Hungers sterben läßt mit dem Glaubensbekenntniß: „Ich glaube an Gott, Mozart und Beethoven."

III.

Das Mißgeschick in Paris entschied über die Wendung seiner künstlerischen Entwicklung. In sieben Wochen schrieb er dort den „fliegenden Holländer", dessen Sujet ihm auf der Seereise aufgegangen war. Hier zuerst gestaltete er, was den Text betrifft, ein musikalisches Drama aus einem Guß, in dem Medium der Sage, welche gestattet, alle Elemente musikalisch aussprechbar zu gestalten. Doch war dies noch nicht ein Stoff, in welchem er sein ganzes Innere hätte ausdrücken können. Und er verließ auch in Bezug auf die musikalische Form noch nicht die alten Formen von Arie, Recitativ u. s. w. Aber er ließ die Art der großen in Paris dominirenden Oper hinter sich und ein Eigenes begann sich in seinen Arbeiten zu entwickeln.

Zugleich schien der Rienzi ihm an einer anderen Stelle eine ehrenvolle äußere Situation zu schaffen. Die Oper ward in Dresden aufgeführt, Tichatschek und die Schröder-Devrient schafften ihr einen

außerordentlichen Erfolg, Wagner ward zum zweiten Capellmeister an dem dortigen Hoftheater ernannt. In Paris war ihm die Idee des Tannhäuser aufgegangen, und in der glücklichen Lage, in welcher er sich nunmehr befand, gelang es ihm, in dieser Oper zum ersten Male das ihm abgeneigten Reissiger. Zu den amtlichen kamen noch drängendere persönliche Schwierigkeiten. Schon damals begann er weit über seine Verhältnisse zu leben. Es darf das gesagt werden, weil er selber im vierten Bande seiner Schriften, „Eine Mittheilung an meine Freunde", sich darüber



Richard Wagner.

vorschwebende musikalische Drama zu gestalten.

Aber diese unbändige Natur war nicht dazu angethan, in Verhältnissen, die ihm bestimmte Grenzen zogen, sich unterzuordnen. Er befand sich bald im Gegensatze sowohl zu dem Intendanten, Herrn von Lüttichau, als zu dem ersten Capellmeister, dem gemäßigten, etwas nüchternen, jeder Abweichung von den gebahnten Wegen mit völliger Offenheit ausgesprochen hat. Die Anweisung auf den Ertrag seiner Opern ward von dem Publicum nicht acceptirt. Der fliegende Holländer fiel in Dresden durch, der Rienzi in Berlin, die neuen Opern wurden abgelehnt. Die Geldverhältnisse wurden immer schwieriger. Da kam die Revolution von 1848. Es ist weder behaglich noch nach den dürftigen Nachrichten möglich, die Beweg-

gründe, aus denen Wagner dieser Revolution sich anschloß, festzustellen. Den am meisten abstracten Beweggrund giebt er selber so an:

„Auf dem Wege des Nachsinnens über die Möglichkeit einer gründlichen Aenderung unserer Theaterverhältnisse ward ich ganz von selbst auf die volle Erkenntniß der Nichtswürdigkeit der politischen und socialen Zustände hingetrieben, die aus sich gerade keine anderen öffentlichen Kunstzustände bedingen können als eben die von mir angegriffenen."

Ich gestehe, daß mir ein Revolutionär, der an einem blutigen Aufstande theilnimmt, um auf diesem Wege bessere Kunstinstitute zu ermöglichen, etwa so plausibel ist, als wenn ich hörte, der Tannhäuser sei in Berlin angekommen und habe sich dort in einen poetischen Club aufnehmen lassen. Es waren erst sechs Jahre vergangen, seitdem Wagner für den Hof eine Cantate componirt hatte: „Gruß seiner Treuen an Friedrich August, den Geliebten." Noch als die deutsche Revolution ausbrach, ward Wagner von Niemandem als eine politische Persönlichkeit betrachtet. Er reichte damals einen Organisationsentwurf zu einem deutschen Nationaltheater in Dresden bei dem Ministerium ein, und er sandte einen Aufsatz, „Die Kunst und die Religion", nach Paris zum Druck. Wie er von solcher Stellung aus zu der Betheiligung an dem Maiaufstande kam, bleibt vorläufig unverständlich, zumal auch später revolutionäre Regungen nie wieder an ihm bemerkbar werden.

Von Steckbriefen verfolgt, ging er nach Paris, dann fand er in Zürich eine Capellmeisterstelle. Wieder waren alle Bande plötzlich und völlig zerrissen und er selber in einer neuen Lage.

Wir aber wenden uns rückwärts, das merkwürdige Stück inneren Fortschreitens zu überblicken, welches diese Dresdener Jahre ausmachen. In ihnen entstanden Tannhäuser und Lohengrin. Wagner selber hat sich jetzt in der Sammlung seiner Schriften über die Entstehung dieser Werke und seine Absicht mit ihnen so ausführlich und mannigfach ausgesprochen, daß wir nur wünschen können, wir möchten über die Entstehung des Don Juan oder Fidelio eben so genau unterrichtet sein. Aber freilich diese sind ein Werk des Genies, welches seines Weges unmittelbar und ohne Grübeln gewiß ist, die Opern Wagner's sind das Werk eines allseitig hochbegabten grübelnden Kopfes. Wagner ist ein Anhänger der Philosophie Schopenhauer's; was in dieser über das Genie entwickelt ist, mußte ihm in der That den Unterschied zwischen seiner musikalischen Organisation und derjenigen unserer großen Tondichter verdeutlichen, wenn man in eigener Sache solchergestalt belehrbar wäre.

„Mit dem fliegenden Holländer," bemerkt er, „begann meine Laufbahn als Dichter, mit der ich die des Verfertigens von Operntexten verließ. Es war die Sehnsucht meines fliegenden Holländers nach dem Weibe, nach dem erlösenden Weibe, dessen Züge mir in keiner bestimmten Gestalt gegenübertraten, das mir nur wie das weibliche Element vorschwebte."

In dieser Gegend lag die neue Welt, welche sich für sein künstlerisches Vermögen öffnete. Wen seine etwas orakelhaften Mittheilungen über die Wandlungen seiner Stimmung dem Problem des Weibes gegenüber und die damit zusammenhängende Genesis von Tannhäuser und Lohengrin interessiren, der lese seine „Mittheilung an meine Freunde". Mir schmeckt das Alles zu sehr nach den Jungdeutschen, nach Karl Gutzkow und dann wieder nach Pückler-Muskau; nur daß es diese Alle überbietet durch das Zutrauen, daß die Variationen dieses ewigen Themas in seinem particularen und excentrischen Empfinden eine Art Weltangelegenheit seien. Erfahren wir hier doch, daß Wagner unter Anderem auch Lohengrin ist.

„Lohengrin suchte das Weib, das an ihn glaubte. Mit seinem höchsten Sinnen, mit seinem tiefsten Bewußtsein wollte er nichts Anderes werden und sein als voller, ganzer, warm empfindender und warm empfundener Mensch, also überhaupt Mensch, nicht Gott, d. h. absoluter Künstler. So ersehnte er sich das Weib — das menschliche Herz. Und so stieg er herab aus seiner wonnig öden Einsamkeit. Aber an ihm haftet unabstreitbar der verrätherische Heiligenschein der erhöhten Natur; er kann nicht anders als wunderbar erscheinen; das Staunen der Gemein-

heit, das Geifern des Neides wirft seine Schatten bis in das Herz des liebenden Weibes; Zweifel und Eifersucht bezeugen ihm, daß er nicht verstanden, sondern nur angebetet wurde, und entreißen ihm das Geständniß seiner Göttlichkeit, mit dem er vernichtet in seine Einsamkeit zurückkehrt."

Wer Chateaubriand, Victor Hugo und den einen oder anderen sonderbaren deutschen Schwärmer gelesen hat, der kann im Gebiete der Selbstanbetung, des Narcissuscultus des eigenen Genius wenig erstaunen. Er weiß, daß nicht, wie ein bekannter klinischer Erforscher von Wagner's Geisteszustand meinte, Gestörtheit zu einer solchen Vorstellungsweise gehört. Aber als ich diese Stelle las, empfand ich doch, daß sie vielleicht das Stärkste ist, was jemals in irgend einer Sprache in dieser Art geschrieben ist. Und es schmerzte mich, daß es dieselbe Sprache ist, in der Schiller und Lessing von sich geschrieben. Genug davon! Und genug auch der Grübelei und Rederei über das „Problem des Weibes".

Dies Alles ist das Verzerrte und Widrige in Richard Wagner. Er ist der Componist des Jungdeutschthums mit seiner Halbbildung, seiner Verflüchtigung des ganzen Lebensinhaltes in die Interessensphäre des lieben Selbst, mit noch einem anderen Zug, welcher in den vorliegenden Bänden seiner Werke sich besonders bemerklich macht. Immermann hat im Münchhausen die lärmende prahlerische Gesellschaft verspottet, welche künstlich in eigenen Retorten den genialen Menschen fabricirt, welche sich selber alle Tage neu zu der großen Rolle des genialen Lebens präparirt. Die Grübelei möchte künstlerisches Genie sein. Die Halbbildung möchte unergründlich tief und philosophisch sein. Das begegnet überall bei Wagner. Er möchte gern in seinen Aeußerungen über sich selbst sich so darstellen, als ob seine Theorien nur Generalisationen eines instinctiven Schaffens in ihm gewesen wären. Diese Auffassung zu verbreiten wird ihm schwer gelingen.

Sieht man aber von dem bestimmten Lebensinhalt ab, welcher seine Arbeiten erfüllt: dann kann der große Zug nicht anders als mit Theilnahme verfolgt werden, der starke Wille seiner ehrgeizigen Natur, die Oper zu der einheitlichen, in Wort, Musik und Scene in einander greifenden Darstellung eines großen persönlich erfahrenen Lebensinhaltes zu machen.

Von hier greift bei ihm Alles in einander wie Ringe in einer Kette.

„Ich war vom Rienzi an in Bezug auf alle meine dramatischen Arbeiten zunächst Dichter, und erst in der vollständigen Ausführung des Gedichts ward ich wieder Musiker. Allein ich war ein Dichter, der des musikalischen Ausdrucksvermögens für die Ausführung seiner Dichtungen sich im Voraus bewußt war."

In der That ist eine außerordentliche Steigerung seiner dichterischen Arbeit bis zu dem Rheingold hin zu bemerken.

Und nun sein Hauptsatz, von welchem aus seine Theorie wie seine Praxis faßbar werden.

„Das in der musikalischen Sprache Auszudrückende sind nun aber einzig Gefühle und Empfindungen; sie drückt den von unserer zum reinen Verstandesorgan gewordenen Wortsprache abgelösten Gefühlsinhalt in rein menschlicher Sprache überhaupt in vollendeter Fülle aus. Genau da hat also die Verbindung der Wortsprache und der musikalischen Sprache vor sich zu gehen, wo in der Wortsprache selbst bereits ein unabweisbares Verlangen nach wirklichem, sinnlichem Gefühlsausdrucke sich kundgiebt. Dies bestimmt sich aber einzig nach dem Inhalt des Auszudrückenden, inwiefern dieser aus einem Verstandes- zu einem Gefühlsinhalt wird. Hiernach bestimmt sich ganz von selbst der Inhalt dessen, was der Tondichter auszusprechen hat: es ist das von aller Convention losgelöste rein Menschliche."

Den Anforderungen, welche hierin lagen, that allein „die plastische Einheit der mythischen Stoffe" genug. Es ist ein glücklicher Griff Richard Wagner's gewesen, daß er des Mythos sich bemächtigte, in welchem allein die Verstandsmotive so eliminirt sind, daß Alles im Kunstwerk musikalischen Ausdruck gestattet, ja fordert. Und höher noch als dieser glückliche Griff steht mir die nachhaltige Energie, mit welcher er in diese Mythen von allen Seiten, historisch-kritisch, philosophisch, menschlich erlebend, sich vertiefte, bis sie der künstlerisch ganz einheitliche Ausdruck eines

menschlichen Lebensinhaltes von Bedeutung wurden. Der Zauber des Lohengrin beruht hierauf.

Von hier mußte er zu wichtigen Abweichungen von der bisherigen Handhabung dichterischer und musikalischer Ausdrucksmittel gelangen.

Diese Abweichungen sind keineswegs, wie eine negative Kritik hat behaupten wollen, lauter Verschlechterungen der bisherigen Opernform. Das Widrige, Effectsüchtige, Aufdringend-Lärmende in der besonderen Art Wagner's und in dem besonderen Inhalt seiner Werke betrachte man als vergänglich und als die sehr auffallende Schranke Wagner's. Aber was ihm vorschwebt, erkenne man als wirkliche Steigerungen der Oper in sich enthaltend an. Man schlägt wohl den umgekehrten Weg der Zerlegung dieser Werke ein. Man erkennt Wagner's außerordentliches Talent an und bedauert die Richtung, die es genommen habe. Dies entspringt aus dem natürlichen Bedürfniß in dem gemischten Eindruck dieser Opern, welchen jeder Unbefangene mit uns theilen wird, eine Zerlegung vorzunehmen, durch welche das Mächtige und das ausnehmend Unangenehme von einander gesondert wird. Die Tendenz soll dies letzte Element erklären. Nichts ist unrichtiger als dies. Das Außerordentlichste an diesem Manne ist die Energie und Concentration seines geistigen Arbeitens. Die ganz einheitliche Hervorbringung einer besonderen musikalischen Welt in jeder Oper ist die ergreifende Wirkung dieser seiner Grundeigenschaft. Hierdurch hat er unsere Bühnen von dem Zerrbild der intensiven Größe, von der Oper Meyerbeer's, Halevy's und seiner Genossen, dem großen historischen Spectakelstück befreit. In diesem wurden die Effecte zusammengeleimt. Die historische Größe ward decorativ erzielt, durch Kleider, Choräle, Schießen und Stechen, Glockengeläute und große Namen. Diese Kunst war in ihrem innersten Kern unredlich. Wir verdanken es Wagner, daß sie nicht mehr dominirt.

Die Wahrheit ist so einfach. Es giebt so wenig eine Oper, als es ein Figurengemälde großen Stiles oder ein Drama giebt.

Wagner ist eine singuläre Erscheinung, und wenn er glaubt, ein Allgemeingültiges aufgestellt zu haben, so ist er nicht mehr Künstler, sondern Doctrinär. Ja, ich lebe der Hoffnung, daß die Zeit allmälig herankommt, in welcher unser Publicum einem Umschlag des Geschmackes in das Simple, ganz Natürliche zugänglich wird. Die von innen quellende heitere Fülle der Musik wird ganz sicher dann als ein Neues, als eine Wohlthat empfunden werden. Denn der künstlerische Geschmack wechselt seiner Natur nach, da neue Eindrücke nur durch solchen Wechsel dem Publicum zugeführt werden können, und neue Eindrücke sind doch, was dasselbe am meisten beschäftigt. Wagner danken wir, daß er die unehrlichen Heroischen durch ein wahreres Pathos ein wenig zur Seite geschoben hat. Und hierin ist er echt deutsch, hierin ist er uns lieb und werth. Ein Mann, welcher nach den Erfolgen des Tannhäuser und Lohengrin sein Leben dem Aufbau einer ungeheuren Conception, wie die Erneuerung unseres centralen deutschen Mythos ist, in einem über die Dimensionen aller Bühnen hinausgehenden Maßstabe widmet, der, entgegen der ganzen Kritik, ja entgegen den Mahnungen seiner meisten Freunde, das in vieljähriger Arbeit in seiner Richtung außerordentlich steigert, was ihn dem Publicum fern rückt: ein solcher Mann zeigt Ehrlichkeit, Ernst, Gründlichkeit. Und das fordert Respect.

Damit ist zusammenhängend, daß er, den beiden Gewaltigen, Gluck und Händel, folgend, die Melodie wieder aus der Rede will entstehen lassen. Und hier muß man ihn in einem Punkte vertheidigen, welcher am meisten Anstoß gab, welcher seine kühnste und ganz aufrichtig dem Publicum zum Trotz hingestellte Neuerung ist. Ich meine nicht die Auflösung der herrschenden melodischen Form. Vielmehr daß er den modernen Vers verließ und in seiner Erneuerung des Nibelungenmythos dem Stabreim sich zuwandte.

„Der Rhythmus des modernen Verses ist ein nur eingebildeter, und am deutlichsten mußte dies der Tonsetzer empfinden, der eben nur aus diesem Verse den Stoff zur Bildung der Melodie nehmen wollte. Als ich den Siegfried entwarf, fühlte ich die vollständige Ungeeignetheit davon, diese Dichtung im modernen Vers auszu-

führen. Ich war mit der Conception des Siegfried dahin vorgedrungen, wo ich den Menschen in der natürlichsten, heitersten Fülle seiner sinnlich belebten Kundgebung vor mir sah. So, wie dieser Mensch sich bewegte, mußte aber auch nothwendig sein redender Ausdruck sein; hier reichte der nur gedachte moderne Vers mit seiner verschwebenden körperlichen Gestalt nicht mehr aus; der phantastische Trug der Endreime vermochte nicht mehr als scheinbares Fleisch über die Abwesenheit alles lebendigen Knochengerüstes zu täuschen." So also erneute er den Stabreim.

Diese Richtung auf das Gründliche, Wahrhafte, in intensiver Conception einheitlich Hervorgebrachte ist das Allgemeingültige in Wagner. Wie er sie durchführt, das macht ihn zum singulären Künstler, und er hätte nie davon träumen sollen, das freie Leben der dramatischen Musik an seine Kunstform binden zu wollen. Was ihn täuschte, war, daß Alles folgerichtig aus einer sehr starken Anspannung dieses Grundzuges auf intensive einheitliche Conception des Kunstwerkes sich ableiten läßt. Aber die göttliche Kunst erschöpft sich nicht in diesem einen Grundzug. Wenn in einem Künstler das Bedürfniß, der mannigfaltigen Freiheit dieser Welt Ausdruck zu geben, alle Eigenart in ihr treu und rein stehen zu lassen, mächtig ist, so wird dieser mindestens eben so berechtigte Grundzug eine gänzlich andere Oper hervorbringen. O, möchte doch die Zeit nahe sein, in welcher gesunde Werke solcher Art hervortreten! Gervinus hat in seiner Literaturgeschichte aus einander gesetzt, daß die erzählende Poesie nur dann wirkliche Kunstform habe, wenn sie an den Vers sich binde und von ihm Geschlossenheit und dichterische Gestalt empfange. Hat etwa diese wunderliche Einschränkung den Roman in seinem Siegeslaufe gehemmt, welcher die wahre dichterische Darstellung unseres Lebens ist? Und wird etwa Jemand der Goethe'schen strengeren Kunstform des Romans gegenüber die unsterblichen Schöpfungen von Dickens sich als Irrungen schelten lassen?

Auch ist nichts sicherer, als daß eben gar nicht die Natur der Sache selber, auch nicht ihre Entfaltung in Theorie, sondern gerade die Singularität Richard Wagner's ihn zu seiner Kunstform leitete.

Diese Singularität liegt in der Vielseitigkeit seines Talentes. Vielleicht ist das am meisten Hervorragende in diesem Talente der Blick für die poetisch wirkende Scene. Einige Scenen im Lohengrin, die Abendscene in den Meistersingern zeigen bei ihm einen Sinn für den äußeren, durch die Mittel von Natur und Menschenwelt malerisch darstellenden Ausdruck des intensiv Poetischen, wie ihn nur eine geringe Zahl bevorzugter Künstler besessen hat. Dies ist auch, was er selber als das herrschende Dichterische in seinen Arbeiten empfindet. Eine solche Vielseitigkeit des Talentes schuf sich naturgemäß den selber gewählten Stoff in Scenirung, Text und Musik zu einem einheitlichen Ganzen von einer so festen Concentration, als sie bisher niemals vorher von irgend einem Componisten war hervorgebracht worden.

Hierdurch sind denn seine Abweichungen von dem bisherigen Wege der Oper sehr einfach bedingt.

„Die plastische Einheit des mythischen Stoffes brachte es mit sich, daß in meiner scenischen Anordnung alles kleine Detail, wie es zur Erklärung verwickelter historischer Vorfälle dem modernen Schauspieldichter unentbehrlich ist, durchaus unnöthig war, und die Kraft der Darstellung auf wenige, immer wichtige und entscheidende Momente der Entwicklung concentrirt werden konnte. Bei diesen wenigeren Stellen, in denen jedesmal eine entscheidende Stimmung sich zur vollen Geltung zu bringen hatte, durfte ich in der Ausführung mit einer bereits in der Anlage wohl berechneten, den Gegenstand erschöpfenden Andauer verweilen; ich war nicht genöthigt, mit Andeutungen nur mich zu begnügen und — um der äußeren Oekonomie willen — hastig von einer Andeutung zur anderen mich zu wenden, sondern ich konnte mit der nöthigen Ruhe den einfachen Gegenstand bis in seine letzten, dem dramatischen Verständniß klar zu erschließenden Beziehungen deutlich darstellen."

„Auf das Gewebe meiner Musik äußerte dieses durch die Natur des dichterischen Gegenstandes bestimmte Verfahren einen ganz besonderen Einfluß in Bezug auf die

charakteristische Verbindung und **Verzweigung der thematischen Motive.** Jede der Hauptbestimmungen mußte der Natur des Stoffes gemäß auch einen bestimmten musikalischen Ausdruck gewinnen, der sich der Gehörempfindung als ein bestimmtes musikalisches Thema herausstellte. Wie im Verlauf des Dramas die beabsichtigte Fülle einer entscheidenden Hauptstimmung nur durch eine dem Gefühl immer gegenwärtige Entwicklung der angeregten Stimmungen überhaupt zu erzeugen ist, so mußte nothwendig auch der das sinnliche Gefühl unmittelbar bestimmende musikalische Ausdruck in dieser Entwicklung zur höchsten Fülle einen entscheidenden Antheil nehmen; und dies gestaltete sich ganz von selbst durch ein jederzeit ganz charakteristisches Gewebe der Hauptthemen, das sich nicht über **eine** Scene (wie früher im einzelnen Operngesangstück), sondern über das ganze Drama, und zwar in innigster Beziehung zur dichterischen Absicht, ausbreitete."

„Die Melodie mußte daher ganz von selbst aus der Rede entstehen; für sich als reine Melodie durfte sie gar keine Aufmerksamkeit erregen, sondern dies nur so weit, als sie der sinnlichste Ausdruck einer Empfindung war, die aber in der Rede deutlich bestimmt wurde. Mit dieser nothwendigen Auffassung des melodischen Elements ging ich nun vollständig von dem üblichen Operncompositions-Verfahren ab.

„Ich gerieth hierbei in die innigste und endlich fruchtbarste Beziehung zum Vers und zur Sprache, aus denen einzig die **gesunde dramatische Melodie** zu rechtfertigen ist. Die Einbuße meiner Melodie an rhythmischer Bestimmtheit oder besser Auffälligkeit ersetzte ich ihr nun aber durch eine **harmonische Belebung des Ausdrucks,** wie nur gerade ich sie als Bedürfniß für die Melodie fühlen konnte. Ich erhöhte ferner das Individuelle dieses Ausdrucks durch eine immer **bezeichnendere Begleitung des Instrumentalorchesters,** das an und für sich die harmonische Motivirung der Melodie zu versinnlichen hatte; und mit entschiedenster Bestimmtheit habe ich dieses im Grunde einzig auf die dramatische Melodie gerichtete Verfahren im Lohengrin beobachtet, in welchem ich somit die im fliegenden Holländer eingeschlagene Richtung mit nothwendiger Consequenz zur Vollendung führte."

Das sind die Grundgedanken, welche Richard Wagner in Tannhäuser und Lohengrin leiteten.

IV.

Verbannt aus seinem Vaterlande, saß Wagner in Zürich. Freunde seiner Musik ermöglichten ihm, zu existiren. Seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben und seine Einnahmen hatten sich nur verringert. Tannhäuser und Lohengrin waren von den großen Bühnen abgewiesen.

Da wurde eine kleine Bühne entscheidend für das Erscheinen seiner beiden großen Opern auf den Brettern. Franz Liszt residirte in Weimar, müde der Virtuosenlaufbahn, an der Grenzlinie zwischen ihr und dem Unternehmen, selber in die Musik einzugreifen. Er nahm Partei für Wagner, und Viele wissen heute noch, was das damals bedeutete. Weimar war durch ihn Mittelpunkt eines neuen musikalischen Lebens geworden. Er brachte nunmehr den Tannhäuser und am 28. August 1850 zu Goethe's Geburtstag den Lohengrin zur Aufführung. Und als das Publicum sich zunächst mehr erschreckt und verwundert als begeistert zeigte, veröffentlichte er in deutscher und französischer Sprache seine Broschüre „Lohengrin und Tannhäuser" im folgenden Jahre 1851. Die begeisterten Anhänger von Liszt wirkten, wo sie konnten.

Auch Wagner hatte den schon in Paris betretenen Weg des musikalischen Schriftstellers weiter verfolgt. Nach einzelnen Aufsätzen erschienen schließlich 1850 und 1851 seine großen ästhetischen Arbeiten über Oper und Drama, über das Kunstwerk der Zukunft. Ueber die Leichen aller großen Dramatiker weg hoffte er hier zum Sieg der neuen Kunstform des musikalischen Dramas zu schreiten. Keck, wie sie auftraten, erregten sie einen außerordentlichen Lärm, zunächst viel mehr Unwillen als Beifall. Die Stärke dieser Schriften liegt nach meiner Ansicht in der Negation, in der Polemik. Sie waren ein furchtbares Gericht über Meyerbeer. Der positive Gedanke war eine excentrische Generalisation aus der persönlichen Neigung von Wagner; was seinem Talent

entsprach, ward hier aus einzelnen ästhetischen Momenten als das allein gültige Kunstwerk construirt. Ich darf mich auf die eben gegebene Darlegung seiner Stellung zu der Aufgabe der Oper einschränken. Denn seine Polemik gegen die Instrumentalmusik ist gerade so komisch als die gegen das die Mittel der Musik nicht benutzende Drama. Die Schriften haben auch die Gegner zu solchen Excentricitäten verleitet, daß einer derselben neuerdings die Oper überhaupt verwirft als eine Mischgattung und derselben ihren baldigen Untergang prophezeit. Sonderbare Schwärmer!

Genug indeß, Wagner's Name war auf allen Lippen, und seine beiden Opern begannen von Weimar aus ihren Siegeslauf über alle deutschen Bühnen.

Gegen Ende der fünfziger Jahre schrieb Wagner an Berlioz: „Es graut mir davor, noch länger vielleicht der einzige Deutsche bleiben zu sollen, der meinen Lohengrin nicht gehört hat." Denn noch immer war er der Exilirte, der in der Schweiz ansässige Flüchtling. Unter diesen Umständen begab er sich 1860 nach Paris, um dort den Tannhäuser zur Aufführung bringen zu lassen. Der Erfolg war mehr als zweifelhaft; es zeigte sich, daß die Zukunftsmusik in Frankreich keinen Boden habe. Doch erhielt er nun endlich in diesem Jahre die Erlaubniß, nach Deutschland, Sachsen ausgenommen, zurückzukehren.

War dies der äußere Verlauf der elf Jahre im Exil, so muß nun von dem, was damals in ihm selber vorging, berichtet werden.

Mehrere musikalische Pläne hatte Wagner in die Verbannung mitgenommen. Den Mittelpunkt aller seiner Ideen und höchsten Wünsche bildete die Erneuerung des centralen deutschen Mythos, welchen wir noch in der Doppelgestalt der nordischen Edda und des im Mittelalter erst ausgebildeten deutschen Nibelungenliedes besitzen. Ich spreche zuerst von den beiden anderen Opern, welche neben diesem großen Werke seines Lebens entstanden. Tristan und Isolde und die Meistersinger sind beide nicht entfernt auf der Höhe der Wirkung seiner zwei Dresdener Opern. Tristan ist in seinem permanenten Liebesrausch einförmig und — es gerade herauszusagen — in hohem Grade jedem gesunden Gefühl widerwärtig. Das Unangenehmste in Wagner's Wesen hat sich hier breit abgelagert. Dabei ist Tristan mit seiner fünfstündigen Dauer und seinen außerordentlichen Anforderungen an die Sänger eine solche Aufgabe, daß er bisher nur in München und vermöge besonderer glücklicher Umstände und großer Aufopferungen in Weimar hat gegeben werden können. Die Meistersinger sind als komische Oper gedacht, aber entweder spielte ihm seine Eitelkeit oder sein Unvermögen für das Komische dabei einen Streich: er stellte sich selber als Ritter Walther von Stolzing in der Oper der Zunft der Meistersinger gegenüber; was humoristisch hätte werden müssen, wurde eine fatale übertreibende Satire. In dem Ganzen ist etwas Fratzenhaftes. Wagner vermochte nicht in freiem Humor über den Gegensätzen, die hier zum Ausdruck kamen, sich zu bewegen.

Um so intensiver wendet sich das Interesse des Publicums auf das künftige Hervortreten jenes gewaltigen nationalen Kunstwerks, welchem Wagner die Hälfte eines Menschenlebens gewidmet hat.

Es war 1863, als die Beziehung zu dem jungen König von Baiern geknüpft wurde. Ohne diese Beziehung hätte schwerlich jemals das Werk des aus allen deutschen Zusammenhängen herausgetretenen Musikers das Licht der Aufführung gesehen. Neid und Mißgunst, die häßlichen Flecken alles künstlerischen Treibens, diese allein konnten mit einer anderen Empfindung als der von Freude gewahren, daß Wagner in dem jungen König Alles fand, was er bedurfte. Der Plan entstand, in Baireuth ein eigenes selbständiges Theater für die Aufführung des Ringes der Nibelungen zu entwerfen. In dem neunten Bande der Schriften Wagner's ist ein der Frau von Schleinitz gewidmeter vollständiger Bericht gedruckt. Das Merkwürdigste in der Anlage des Theaters selbst ist der Gedanke, das Orchester unsichtbar zu placiren und durch einen leeren Zwischenraum, wie durch eine weite Kluft die Bühne von den Zuschauern zu trennen.

Was man von dem großen Werke selber zu erwarten habe, entzieht sich vorläufig der Berechnung. Ich schweige von

dem geschmacklosen Spott, welcher den Text vielfach getroffen hat. Dichterisch genommen, ist dieser Text nicht nur weitaus der bedeutendste der Texte Wagner's: sein gewaltiger Aufbau muß Jedem imponiren, welcher für das Genie im Ausdenken von Scenen Sinn hat. Was besonders diesen Text von den früheren unterscheidet, ist das Bestreben, eine philosophische Weltansicht in ihm auszusprechen. Es ist der Geist von Feuerbach und von Schopenhauer, welcher in demselben lebt. Die Götter enden nicht im Kampfe gegen die Riesen, sondern in einer inneren Verzweiflung, welche aus dem trugvollen Ringen um Glück und Jugend und Herrschaft allüberall, bei ihnen wie bei Menschen entspringt. Und so schließe diese Skizze mit dem Bilde Odin's, welchem der Speer von Siegfried zerbrochen ist, welcher den Ring der Nibelungen in Brunhildens Händen weiß, der als ein unbekannter Wanderer dem großen Helden gegenübergetreten und von ihm besiegt war, und der nun müde des Lebens die Scheite häufen läßt, welche Walhall in Lohe werden aufgehen lassen:

„Walhall's muthige Helden
mied Walvater:
einsam zu Roß,
ohne Ruhe und Rast,
durchschweift' er als Wand'rer die Welt.
Jüngst kehrt er heim;
in der Hand hielt er
seines Speeres Splitter:
die hatte ein Held ihm geschlagen.
Mit stummem Wink
Walhall's Starke
wies er zum Forst,
die Weltesche zu fällen;
des Stammes Scheite
hieß er sie schichten
zum ragenden Hauf
rings um der Seligen Saal.
Der Götter Rath
ließ er berufen;
den Hochsitz nahm
heilig er ein:
ihm zu Seiten
ließ er die Bangen sich setzen
in Ring und Reih',
die Halle erfüllten die Helden.
So — sitzt er,
sagt kein Wort,
auf hehrem Stuhle
stumm und ernst,
des Speeres Splitter
fest in der Faust."

Eine böhmische Woche.

Von

Karl Braun.

„Und plaudr' ich, wie's grad' kommt, von all' den Faxen,
Die ich geseh'n in diesem Thorenbabel,
Lauscht mir wohl Der und Jener, — wie der Schnabel
Mir just gewachsen."

Giuseppe Giusti (Heyse'sche Uebersetzung).

I.

Prag ist eine Stadt, an der man oft vorbeifährt. Aber es ist unrecht, daß man nicht absteigt und einkehrt. Es ist eine Stadt, die man sich trotz ihrer monumentalen und landschaftlichen Schönheiten schwerlich aus Liebhaberei zum Aufenthalt, d. h. zum bleibenden Aufenthalt, aussuchen möchte, vorausgesetzt man ist nicht etwa depossedirter Kurfürst, aber eine Stadt, welche verdient, besucht und studirt zu werden, während sie von den deutschen Touristen geradezu unterschätzt wird.

Ich darf dies wohl sagen, denn ich habe mich desselben Fehlers schuldig gemacht. Ich kam von Karlsbad zurück in jenem Zustande der Apathie, oder wie Fürst Bismarck einmal in seiner Jugend geschrieben, „in jenem Gefühl der absolutesten Wurstigkeit", welches als Beweis dafür gilt, daß die Karlsbader Brunnencur nicht erfolglos gewesen. Ich stieg im „Hostinez" (Hotel) zum schwarzen Roß auf dem Graben ab.

Der „Graben" ist eine breite und schöne Straße zwischen der Altstadt und der Neustadt, welche beide früher durch den Pulverthurm mit einander verbunden und durch den „Graben" getrennt waren; denn es war wirklich ein Graben mit Wällen auf beiden Seiten. Später wurde der Graben dem Minister Kolowrat zu Ehren „Kolowratstraße" getauft. Das Volk nahm jedoch von dieser Courtoisie der Behörden nicht die geringste Notiz, und die Behörden kamen den Wünschen des Volks mit Vergnügen und Bereitwilligkeit wieder entgegen und stellten 1869 den Namen „Graben" officiell wieder her, dieweil der Minister Kolowrat 1860 bereits gestorben war. Als im Jahre 1872 hier eine Reihe

neuer Banken entstand, wollte man den Graben die „Bankstraße" taufen, und als 1874 von diesen nur noch zwei oder drei bei Leben und Gesundheit waren, dachte man sogar an den Namen „Bankerottstraße". Allein man ließ es bei dem alten „Graben", und das war jedenfalls richtig. Ja, aber was ist überhaupt „richtig"?

Einst saßen mehrere Officiere aus der vielsprachigen österreichischen Armee zusammen und stritten sich über die Schönheit ihrer respectiven Muttersprachen. Jeder erklärte die seinige für die schönste. Nur der bescheidene Deutsche schwieg. Als die anderen ausgeredet hatten, meinte er bloß, die deutsche Sprache sei zwar vielleicht nicht die schönste, aber jedenfalls die richtigste. Warum? riefen die Andern. „Nun", sagte der Deutsche, „ich denke so: was da auf dem Tisch in der Caraffe steht, das nennen Sie „Woda" und Sie nennen es „Acqua", und Sie nennen es anders, und Sie da drüben nennen es wieder anders. Wir Deutschen aber nennen's a Woass'r, und das ist es aber auch wirklich, und deshalb behaupte ich immer, die deutsche Sprache ist wirklich die richtigste."

Das erzählte, während wir Morgens in dem Gartensalon des Hostinez unseren Kaffee nahmen (der in Böhmen überall eben so gut, wie in dem benachbarten Sachsen, dem Vaterlande des „Blümchesloffi" schlecht ist), ein tschechischer Böhme. Wir lachten. Sofort war der Krieg da.

Denn ein deutscher Böhme, der sich, wie mir schien mit Unrecht, über den wirklich recht unschuldigen Kalauer echauffirte, erzählte nun die Geschichte von der ungarischen Tscharda, in welcher sich einst ein Deutscher, ein Magyar, ein Slovake und ein Tscheche trafen. Als sie die Schenke verlassen, entspann sich unter ihnen folgende Unterhaltung.

Der Deutsche: „Hobt's g'schaut, auf dem Tisch drinnen hat a silbern's Kruzifixl g'standen?"

Der Magyar: „Hätt' man können mitnehmen."

Der Slovak: „I hob's schon." (Er hatte es eingesteckt.)

Der Tscheche: „Host's g'hobt." (Der Tscheche hatte es dem Slovaken schon wieder weggestohlen.)

Sofort drohte der Rassenkrieg auszubrechen. Allein, da ich mich bisher neutral verhalten, so gelang es mir, demselben vorzubeugen dadurch, daß ich eine harmlose Geschichte erzählte, die ich aufgelesen hatte im Temeschvarer Banate (Militärgrenze), dicht an der rumänischen Grenze, wo Deutsche, Magyaren, Walachen (jetzt lieber Rumänen genannt) und Raitzen (welche sich jetzt auch lieber Serben nennen lassen) friedlich durch und neben einander wohnen. Da nicht Jedermann nach Temeschvar kommt und sich dort walachische Märchen erzählen läßt, so will ich sie, zu Nutz und Frommen des deutschen Lesers, hierher setzen:

Ein katholischer Deutscher, ein protestantischer Magyar, ein griechischer Walache und ein illyrischer Serbe standen am Fuße des Kreuzes, als Christus seine Seele aushauchte. Sie hätten den Leib des Herrn gern in Ehren begraben, allein die Soldaten des Landpflegers Pontius Pilatus, welche auf der Schädelstätte Wache hielten, wehrten es ihnen. Da hielten die Vier unter einander geheime Berathung. Der Serbe meinte: „Schießen wir Geld zusammen und bestechen wir den Soldaten, und wenn er nicht will, so wird wohl der Herr Landpfleger selber klingenden Gründen zugänglich sein." Der Deutsche sagte: „Wozu bezahlen? Es giebt doch noch Recht in der Welt. Verklagen wir die Kerls in Wien bei dem Kaiser." Der Magyar meinte: „Nach Wien ist ein weiter und schwieriger Weg; schlagen wir die Römer todt, das ist wirklich das Einfachste und Kürzeste." „Ei was," lächelte verschmitzt der Walache, „Alles Unsinn, — warten wir bis es dunkel ist, und morgen früh soll Keiner wissen, wohin der Leib des Herrn ist gekommen."

Der Deutsche empfahl den Weg Rechtens. Der Ungar zog den Weg der Gewalt vor. Der Slave empfahl zu bestechen und der Walache zu stehlen.

Da in der Gesellschaft des Hostinez sich kein Walache befand, so waren sie Alle höchlichst zufrieden und ich benutzte die Gelegenheit, mich zu empfehlen, bevor der Rassenkrieg wieder ausbrach. Es war noch in der stillen grauen Frühe des Morgens.

Ich bummelte ein wenig in der Stadt herum, als mich, den von Sprudelbädern verweichlichten und verbrühten Karlsbader

Curgast, ein kalter Früh- und Sprühregen überraschte. Da mir nichts Besseres einfiel, nahm ich einen Fiacre. Aber wohin? Ich hatte vom alten Judenkirchhof oft schon gehört. „Nach dem Judenkirchhof!" rief ich dem Droschkenkutscher zu, und so viel ich von seinem, von Haupt- und Barthaaren stark überwucherten Gesicht sehen konnte (es war freilich nicht viel), schien er zustimmend zu lächeln. Ich stieg ein und sang nach dem authentischen Texte des von Mozart hier in Prag componirten „Don Giovanni" mit Leporello:

„Er nickt mit dem Kopfe,
Er scheint uns zu verstehn."

Der Fiacre war schlecht, aber in Anbetracht des Regens, der immer stärker fiel, dachte ich: „Dies elende Fahrzeug könnte mich retten." So ging es drauf los. Wir fuhren zuerst gen Westen. Dann bogen wir links, fuhren über einen unendlich langen, verhältnißmäßig schmalen Platz von monotonem Aussehen (es war der Wenzels-Platz) zu Festungsthor, Wall und Brücke hinaus (jetzt wird die militärisch werthlose Festung abgetragen), dann links an Kneipen, Gärten und „Kavarnas", d. i. Kaffeehäusern, vorbei, bis die Gegend einen recht ländlichen Charakter angenommen hatte, als wir endlich (es war in der Nähe des Dorfes Wolschan) vor einem großen Thor hielten, worüber ich eine hebräische Inschrift las. Es war der jetzt im Gebrauch befindliche israelitische Begräbnißplatz, auf ansehnlicher Höhe, hübsch gelegen, mit sorgfältig gepflegten Gräbern und schönen Gartenanlagen.

Ich machte meinem Kutscher bemerklich, ich habe nicht hierher, sondern nach dem alten Judenkirchhof gewollt.

In etwas mangelhaftem Deutsch sagte er mir, entweder habe ich mich nicht deutlich genug ausgedrückt, oder er habe mich nicht richtig verstanden; denn ich sei ein Deutscher und er ein Tscheche; er habe auch nicht annehmen können, daß ich nach dem alten Judenkirchhof wolle, da dieser mitten in der Stadt liege und nur ein paar hundert Schritte entfernt sei von der Stelle, wo ich eingestiegen; deshalb habe er mich hierher gefahren.

Er sagte das Alles in etwas rauhem, polterndem Tone, so daß ich gereizt wurde und eben im Begriffe stand, ihm zu bemerken, er habe seine Eigenschaft als Tscheche mißbraucht, um mich mißzuverstehen und mich eine Stunde nutzlos in der Welt herumzufahren und mehr Geld zu verdienen.

Auf einmal fiel mir Vater Palacky ein, der tschechische Häuptling, welcher behauptet, die Deutschen seien ein grausames und grobes Räubervolk.

Halt, dachte ich, du wirst dich hüten, dem Wasser auf seine Mühle zu liefern; du wirst dir den Fall noch einmal überlegen; was würdest du sagen, wenn du etwa den Kutscher als Officialanwalt vor Gericht zu vertheidigen hättest? O das ist sehr einfach. Ich würde sagen: Der Ankläger Braun hat Unrecht, und der Kutscher Wenzel hat Recht. Dieser Braun kommt aus seinem Hotel, wo er hören konnte, wo der alte Judenkirchhof liegt. Ja, er hat sogar in der Tasche seines Ueberziehers nicht nur die „Geschichte der Stadt Prag" von dem Professor Wenzel Wladiwoj Tomek, sondern auch Klutschek's „Führer durch Prag", welchem letzteren ein sehr guter Plan beigeheftet ist, aus dem er deutlich ersehen konnte, wo der Judenkirchhof liegt, der mittelalterliche intramurane sowohl, als der moderne extramurane. Er wußte, er mußte wissen, daß er diese beiden Bücher bei sich führte; denn es läßt sich, falls er dies leugnen sollte, beweisen, daß ihn der Regen, bevor er sich die Droschke oder den Fiacre nahm, veranlaßte, auf dem Graben in einen Buchladen einzutreten, dort in allen Bohemicis herumzukramen und sich schließlich diese beiden Bücher zu kaufen. Er hatte sonach die Mittel sich zu unterrichten; und wenn er keinen Gebrauch davon machte, so trifft ihn die Schuld; denn mit selbstverschuldeter Unwissenheit kann sich Niemand entschuldigen, am wenigsten ein Jurist, welcher den Satz kennen muß: „Jura vigilantibus scripta", was so viel heißt wie: „Oeffne die Ohren oder den Beutel." Und dann, wie nachlässig drückt sich dieser Mensch aus? „Nach dem Judenkirchhof", schreit er einem anderen Menschen zu, von dem er nicht einmal wissen konnte, ob er Deutsch versteht; und damit springt er in den Wagen, — vorausgesetzt, daß man die, dem Fallen ähnliche Bewegung eines mehr als zwei und ein viertel Centner wiegenden

Körpers überhaupt noch Springen nennen kann. Was soll nun der Angeklagte, der Kutscher Wenzel, der eine vollkommen tadellose Vergangenheit hinter sich und eine glorreiche tschechische Zukunft vor sich hat, was soll er thun? Soll er glauben, der Ankläger wollte nach dem alten Judenkirchhofe? Wenn das der Ankläger verlangt, so prätendirt er selber, daß man ihn für einen Narren halte. Denn man nimmt sich nicht einen Fiacre, um drei Schritte weit zu fahren. Der Kutscher mußte also vermuthen, daß der entlegene Ort gemeint war. Außerdem, wenn man von dem Commandanten spricht, von dem Commandanten schlechtweg und ohne jede nähere Bezeichnung, so meint man damit den activen Commandanten und nicht den Commandanten außer Dienst. Ganz in derselben Weise ist, wenn man vom Judenkirchhofe schlechtweg und ohne jeglichen Zusatz spricht, darunter der active Judenkirchhof, auf welchem man gegenwärtig die Leichen bestattet, zu verstehen, nicht aber derjenige, auf welchem dies vor Jahrhunderten geschehen ist, der Judenkirchhof a. D. — Meine Herren Geschworenen, — oder auch meine Herren Richter — (denn dieser Fall ist so klar, daß das Urtheil der Männer aus dem Volk ganz dasselbe sein wird, wie das der Rechtsgelehrten) — also, meine Herren, vergleichen Sie die Rollen beider Personen. Auf der einen Seite ein Fremdling, der verpflichtet ist, die Sitten und die Ausdrucksweise des Landes, das er bereist, zu studiren, der aber dieser Verpflichtung nicht nachkommt, — ein blasirter Curgast aus Karlsbad, aus einem Bade, welches das Land der Böhmen in seiner unerschöpflichen Güte sogar dem verworfenen, groben und grausamen Räubervolke der Deutschen öffnet, damit sie sich dort ihre Genesung holen von den schrecklichen Folgen von Fraß und Völlerei, welchen bekanntlich diese unverbesserliche Rasse obliegt, damit sie Gelegenheit haben, ihre Sünden und Diätfehler abzubüßen, — ein Curgast, der, wenn er in Folge des Genusses des Sprudels auch etwas an Vergeßlichkeit und Gedankenlosigkeit leidet, doch weit entfernt davon sein sollte, diesen selbstverschuldeten defecten Zustand seiner Person dadurch Allen deutlich erkennbar zu machen, daß er eine frivole Anklage erhebt gegen einen biederen Sohn des Vater Tschech, gegen einen Liebling der Königin Libuscha, gegen einen Mann, für den Huß gebrannt, Tschischka geblutet und der heilige Johannes (natürlich nicht „Baptista", sondern „Nepomucenus") geschwommen hat, und für den heute noch Pan Palazky und Pan Rieger schreiben.

Kurz, ich hatte mich, in Erinnerung an meine glorreichsten Zeiten als Defensor, so in den Eifer geredet, daß ich eben im Begriff stand, die Freisprechung des Kutschers Wenzel und die Verurtheilung des Doctor Braun, und zwar wegen falscher Denunciation, zu beantragen, als ich mich erinnerte, daß der Fiacrekutscher ohne Zweifel „zwei Gulden Schein" der schönsten Rede vorziehen würde.

Auf dieser vernünftigen Grundlage eines zeitgemäßen Compromisses verständigte ich mich mit ihm, um mich nun endlich wirklich nach dem wahren „alten" Judenkirchhofe fahren zu lassen, von dem ich Ihnen in einem besonderen Capitel zu erzählen mir vorbehalte.

Seitdem bin ich wiederholt in Prag gewesen und habe auch andere kleinere böhmische Städte genauer kennen gelernt. Vielleicht kann ich sagen: studirt. Der gewöhnliche deutsche Tourist läßt sich durch den deutschen Anstrich täuschen, der ihm überall, und namentlich im Gasthaus, entgegenkommt. Er glaubt „das ist ja tout comme chez nous," und versucht daher nicht hinter die Coulissen zu schauen. Versucht habe ich es. Allein es ist schwer, und ich weiß nicht, ob es gelungen.

Nach meiner letzten Brunnencur in Karlsbad (Juni 1875) habe ich eine Woche darauf verwandt, um meine böhmischen Studien cursorisch zu repetiren, zu revidiren und zu controliren. Ich werde nun versuchen, unter dem Titel „Eine böhmische Woche" das Ergebniß dieser Culturstudien zusammenzufassen. Ich habe mir zu diesem Zwecke zwei typische Städte ausgesucht, das vorwiegend tschechische Prag auf der einen, und das ganz deutsch gebliebene Eger auf der anderen Seite. Indem ich die Stadt in der Mitte und die Stadt am äußersten westlichen Zipfel des Landes versuche zu schildern, werde ich natürlich meine Blicke auch über das dazwischen gelegene Land hingleiten lassen. Ich werde Sie unterhalten von Prag und von Eger,

von dem Hradschin und der Burg, von dem Belvedere und dem Baumgarten, von den Deutschen und den Tschechen, von den Alttschechen und den Jungtschechen, von den Juden und den Christen, von Johann Huß und Johannes Nepomucenus, von dem Gutenberg der Deutschen und dem Kuttenberg der Tschechen, von der Universität und den Jesuiten, von dem Carolinum und dem Clementinum, von dem Adel und den Bürgern, von der Geschichte Prags und der Geschichte Egers, von dem Herzog von Friedland, der in Wirklichkeit Waldstein, und von Charles Sealsfield, der in Wirklichkeit Postl geheißen; — und ich sage Ihnen das Alles in Voraus, um Ihren Appetit ein wenig zu reizen, ähnlich wie Proudhon (er hat das seinen Freunden selber gestanden) die Redensart „Eigenthum ist Diebstahl" (la propriété c'est le vol) erfunden und zur Anwendung gebracht hat, nur um das Ohr seiner Leser zu reizen, „seulement pour frapper l'oreille."

Wir wollen jedoch mit dem Anfange beginnen, also mit Prag, und was Prag anlangt mit den äußeren Umrissen.

Ich muß Ihnen also sagen, daß Prag die drittgrößte Stadt der österreichisch-ungarischen Monarchie ist (nach Wien und Buda-Pest), und daß es etwa 160000 Seelen zählt; worunter die zehnte jüdischer Confession; daneben giebt es noch etwa 3000 Protestanten und einige wenige orientalische Griechen; die übrigen sind Alle Katholiken. Die Stadt zerfällt in „fünf Viertel". Von diesen liegen zwei auf dem linken Moldau-Ufer, nämlich der Hradschin auf dem Berg und die Kleinseite im Thal, — drei auf dem rechten Ufer, die Neustadt und die Altstadt und die Josephstadt. Letztere ist identisch mit dem Judenviertel und steckt in der Neustadt. Dazu kommen dann noch die Vorstädte Wische-Hrad (die ehemalige Hochburg der tschechischen Königin Libuscha), Karolinenthal und Schmichow.

Von der Bevölkerung sprechen zwei Zwölftel nur Deutsch, drei Zwölftel nur Tschechisch, die übrigen, also die Mehrzahl, d. i. sieben Zwölftel sind zweisprachig; ein Drittel von diesen spricht lieber Deutsch als Tschechisch, zwei Drittel lieber Tschechisch als Deutsch.

Prag ist also keine rein deutsche und keine rein tschechische Stadt, sondern eine Mischung von Beiden; den Tschechen ist es zu viel deutsch und den Deutschen ist es zu viel tschechisch.

Es hat weder den rührigen, strammen, arbeitsamen und nüchternen Charakter, welcher den norddeutschen, noch den leichtlebig lustigen, welcher den süddeutschen Städten, und auch den österreichischen, eigenthümlich ist. Im Ganzen macht es einen ernsten Eindruck. Und es sind nicht blos die monumentalen Gebäude, die vielen Paläste, die alten Kirchen und die Unzahl von Thürmen (man nennt Prag die „hundertthürmige Stadt", es sind aber der eigentlichen Thürme keine hundert mehr, wenigstens vermochte ich, wiederholter, sorgfältiger Zählung ungeachtet, nicht mehr als einundachtzig „zu Stande zu bringen"), welche dies machen. Es sind auch die Menschen und ihr Streit unter einander, welcher seit Jahrhunderten dauert und vielleicht in Jahrhunderten noch nicht enden wird, — dieser Streit, in welchem auf beiden Seiten so viel Geist und Kraft verbraucht und durch den doch für die Interessen der Menschheit so wenig geleistet wird. Die Gesellschaft ist hier, wie Schiller sagt, „von der Mode Schwert getheilt". Hie Tschech, hie Deutsch! Ueber diesen Graben ist nicht zu springen. Er ist selbst für den rüstigsten gesellschaftlichen Jongleur zu breit. Jede Rasse hat ihre besonderen Vereinigungspunkte; und namentlich die Deutschen zeichnen sich durch eine sehr rege und erfolgreiche Vereinsthätigkeit aus. Der deutsche Verein besitzt ein schönes palastähnliches Gebäude am Graben mit einem prachtvollen parkähnlichen Garten; hier sammelt sich Abends Alles, was Deutsch ist, vom Universitätsprofessor bis zum Handwerker, um bei den Klängen einer trefflichen Musik und dem Safte des Gambrinus, welcher mir in Böhmen besser dünkt als in Deutschland, sich in zwanglosem, geselligem Umgange des Daseins zu freuen. Es giebt ferner einen deutschen Turnverein, welcher über dreihundert active Mitglieder und eine große Anzahl unactiver (aber zahlender) zählt. Vor Allem aber sind die Vereine der deutschen Studenten zu erwähnen, und unter diesen wieder an der Spitze die Lese- und Rede-Halle der deutschen Studenten in Prag. Dieser Verein

hat eine vortreffliche Bibliothek, zu welcher beizusteuern sich jeder deutsche Verleger zur Ehre rechnen sollte; er hält alle wissenschaftlichen Zeitschriften aus dem Gebiete der Rechts- und Staatswissenschaften, der Theologie, der Medicin und Pharmacie, der Geschichte und ihrer Hülfswissenschaften, der Naturwissenschaften, der Literatur, Kunst und Musik, der Philologie und des Schulwesens, der Philosophie, der Nationalökonomie, der Landwirthschaft, der Technik, der Industrie und des Handels, der Bibliographie u. s. w.; er hat eine schöne Lesehalle für Zeitungen und Unterhaltungsblätter. Was die Vorträge anlangt, so werden dieselben theils in den allgemeinen Versammlungen gehalten, theils in den verschiedenen Fachsectionen, deren es fünf giebt, 1) für technische Wissenschaften, 2) für classische Philologie, 3) für Literatur und Kunst, 4) für Geschichte des 19. Jahrhunderts, 5) für moderne Sprachen, 6) für Musikfreunde. Der Verein besteht seit 27 Jahren; er hat, wie in seinem jüngsten Rechenschaftsbericht (für das Vereinsjahr 1874 bis 1875, Prag, Druck der Bohemia, 1875, — man sollte diesen Bericht auf unseren deutschen Universitäten studiren, wir können von unseren Prager Commilitonen was lernen) er hat, ein Werk jugendlicher Begeisterung und deutscher Ausdauer, sich durch die ungünstigsten Zeitverhältnisse und die feindseligsten Anfechtungen emporgearbeitet zu einer außerordentlich ehrenvollen und unanfechtbaren Stellung. Eine Anstalt des Vereins ist auch das „Nachweisungs-Institut zur Verwerthung geistiger Arbeit Studirender", bei welchem stets zahlreiche Nachfragen nicht allein aus Prag, sondern auch von deutschen Familien auf dem Lande eingehen, und das schon vielen armen Studenden die Möglichkeit geboten, unbehindert von drückenden Nahrungssorgen ihre geistige Ausbildung zu vollenden. Aus dem Schooße der „Lese- und Rede-Halle" hervorgegangen ist die „Liedertafel der deutschen Studenten in Prag".

Außerdem sind noch zu erwähnen der Verein deutscher Naturhistoriker, der deutsche historische Verein, der Verein deutscher Schriftsteller und Künstler „Concordia", der Verein „Lotos", der deutsche Männergesangverein, der deutsche polytechnische Verein, der deutsche kaufmännische Verein und der Verein „Eintracht" im benachbarten Schmichow. Alle diese Vereine stehen mit einander in Verbindung. Hauptquartier und Generalstab aber bildet der deutsche Verein oder das „deutsche Casino" auf dem Graben, welches auch eine Filiale in Schmichow hat. Hier ist der Centralpunkt für die Freunde und zugleich der Angriffspunkt für die Gegner, namentlich auch zur Zeit der Wahlen und sonstiger politischer Actionen.

Auf der anderen Seite aber giebt es nun wieder einen tschechischen akademischen Lese-Verein, der ebenfalls eine gute Bibliothek hat; ferner zwei politische Clubs, nämlich der „Tschesky-Club" für die Alttschechen und der „Narodni-Club" für die Jungtschechen; einen tschechischen Künstler-Verein „Umelezka beseda" mit drei Sectionen, nämlich für 1) bildende Künste, 2) Musik, 3) Literatur, und den Verein „Vlastimil" für Erhaltung und Wiederherstellung kirchlicher Alterthümer und Kunstdenkmale; die „Typografizka beseda", ein tschechischer Unterhaltungs- und Unterstützungs-Verein; den tschechischen Turnverein „Sokol" (Falke), welcher eine große neue Turnhalle besitzt, überall im Lande Filiale hat und seine Mitglieder seltsamer Weise verpflichtet, rothe Hemden à la Garibaldi zu tragen u. s. w.

Dazu kommen dann noch die zahlreichen „katholischen" Vereine, welche alle mehr auf tschechischer als auf deutscher Seite stehen, als da sind, der „Dombau-Verein", der „Katholiken-Verein", der „katholische Gesellen-Verein", der „katholische Preß-Verein" u. s. w.

Ich weiß nicht, ob es das Verdienst dieses katholischen Preß-Vereins ist, daß uns die Schauläden der Buchhandlungen vorwiegend tschechischer Tendenz Reminiscenzen an die deutsche Heimath und deren politische Kämpfe vorführen. Man sieht da nämlich nirgends die Photographie österreichischer oder böhmischer Abgeordneten, ja nicht einmal die von Polazky und Rieger, wohl aber die Bildnisse der Herren von Mallinckrodt, Windthorst-Meppen, August Reichensperger und Peter Reichensperger. Außerdem fand ich mehrere Pamphlete gegen den Fürsten Bismarck. Ich kaufte mir deren zwei.

Sie waren aber von so niedriger Gemeinheit und wahrhaft trostloser langweiliger Albernheit, daß ich es vorzog, sie in einem stillen Winkel meines „Hostinez" zurückzulassen.

Da wir nun einmal in Vereinsleben, Politik und Literatur ein wenig hineingerathen, so will ich auch etwas über die Theater sagen. Zunächst giebt es ein deutsches Landestheater. Ein Graf Nostitz hat es um 1780 erbaut. Eigenthümer sind jetzt die böhmischen Stände, es war früher verpachtet, jetzt wird es subventionirt. Es hat zu verschiedenen Zeiten, namentlich im Anfange des 19. Jahrhunderts, unter Liebig eine Rolle in der Geschichte der deutschen Kunst gespielt und ist auch heute noch recht beachtenswerth. Daneben aber giebt es ein böhmisches (d. i. tschechisches) Landestheater, welches noch in etwas provisorischen Umständen lebt, aber ebenfalls von den Ständen stark subventionirt wird. Das alte Local war bisher gegenüber der Sophieninsel. Das neue wird ein Prachtbau werden, welcher sich zwischen der Ferdinandstraße und dem Quai erhebt. Soweit man den Neubau jetzt schon übersehen kann, wird es ein architektonisches Meisterwerk werden. Schwerlich wird es unter einer Million Gulden herzustellen sein. Die Pläne sind von dem Prof. Zitek, einem Baukünstler ersten Ranges.

Die Idee zu diesem „National-Theater" entstand 1852, jedoch nur um zunächst wieder einzuschlafen. Ihr Wiedererwachen datirt von 1860. Sie fällt und steigt mit der tschechischen Agitation, und in demselben Maße fließen die Mittel. Am 16. Mai 1868, als gerade der tschechische Föderalismus oben auf war, erfolgte die Grundsteinlegung mit großen Aufzügen, Zünften aus den verschiedenen Städten, mit „Bauern-Banderien in Nationaltracht" aus den verschiedenen Gegenden Böhmens, und mit sonstigen Deputationen, deren Mitglieder, wenn das Theater einmal fertig ist, schwerlich hineingehen. So war auch eine „Slovakendeputation" dabei, bestehend aus zufällig anwesenden Mausfallenhändlern und Rastelbindern. In dem Grundstein wurden die Steine der sieben durch tschechische Großthaten berühmten böhmischen Berge — Georgsberg, Prachin, Ziska- (sprich: Schischka-) berg u. s. w. — vereinigt. Der Bau sollte 1872 schon vollendet sein, aber er ist es heute noch nicht. Inzwischen ist die Ebbe eingetreten. Ueber dem Porticus steht die stolze Inschrift: „Národ sobe", welche an das „Italia farà da se" erinnert. Es heißt nämlich auf Deutsch: „Das Volk (natürlich das tschechische Volk) für sich." Indeß für sich allein hat es doch den Bau nicht vollenden können. Es ist innerer Zwist dazwischen getreten und auch „der Finanznoth bleicher Jammer". In dem geschäftsführenden Comité entstanden Differenzen zwischen Alttschechen und Jungtschechen, in Folge deren die Ersteren von den Letzteren an die Luft gesetzt wurden, jedoch in ganz gebildeter Weise und nicht „po starotschesku", d. h. nach guter alter böhmischer Sitte, wie dies am 23. Mai 1618 den kaiserlichen Räthen Slavata und Martinitz geschah, welche auf dem Hradschin von den böhmischen Ständen zum Fenster hinausgeworfen wurden, jedoch ohne Schaden zu nehmen (trotz der 47 Fuß Höhe), weil sie auf einen Düngerhaufen fielen, deren es damals in der guten Stadt Prag sogar noch mehr gab als heute.

Es ist jedoch dem jungtschechischen Comité gelungen, neue Mittel für den Bau des Nationaltheaters flüssig zu machen. Die Sparcasse hat 100000 Gulden auf Hypothek dargeliehen, und die böhmischen Stände haben 200000 Gulden vorgeschossen. Natürlich sehen die Stände die Jungtschechen lieber, als die Alttschechen, welche letztere immer noch ihre parlamentarische Arbeitseinstellung mit großer Hartnäckigkeit cultiviren.

Das tschechische „Nationaltheater" wird also fertig werden. Das steht fest, denn in Folge der erwähnten Credite ist das Baucapital nunmehr gesichert. Ob es aber, wenn es fertig ist, im Stande sein wird, zu existiren, und namentlich seine Schulden zu amortisiren und zu verzinsen, und was geschehen wird, wenn dies nicht der Fall ist — das ist eine andere Frage. Curae posteriores!

Da ich also noch nicht in das Nationaltheater gehen konnte und doch ein tschechisches Theater sehen wollte, so ging ich in das „Neustädter Theater", draußen links vor dem Roßthor gelegen. Man gab da die „Stumme von Portici"

auf Tschechisch, was mich um so mehr interessirte, als ich diese Oper schon so ziemlich in allen Sprachen von Europa gehört habe, namentlich auch auf Holländisch, wo sie sich: „Het sprakelose meisje van Portici“ betitelt.

Das Theater vor dem Roßthor ist ein recht geschmackvoller hölzerner Rundbau mit Oberlicht. Man spielt darin im Sommer Theater, im Winter Circus, und im Februar Fastnacht. Es ist nichts daran auszusetzen, als daß unter dem Dache fromme Schwalben und freche Sperlinge hausen, welche zuweilen in ihren Expectorationen keine Rücksicht darauf nehmen, daß sich da unten u. A. auch Menschen befinden; und daß die benachbarte Franz-Joseph-Bahn zuweilen die rührendsten Arien durch schrilles Pfeifen, dumpfes Schnaufen und sonstige unharmonische und unarticulirte Töne unterbricht.

Die Aufführung der „Stummen“ war nach Umständen gut. Ich war erstaunt über die Schönheit und melodische Schmiegsamkeit der tschechischen Sprache. Der Thomas Aniello, welchen wir Deutsche nun einmal Masaniello (wo möglich mit einem doppelten s) zu nennen gewöhnt sind, wurde von einem Müller (d. i. ein Müller von Metier) gegeben, einem Dilettanten, welcher aus Patriotismus für den verhinderten berufsmäßigen Künstler eingesprungen war. Seine Leistung war recht gut. Wenn uns auch die Tschechen nicht ganz sympathisch sind, so sind wir ihnen doch Gerechtigkeit schuldig; und sie sind in der That eine sehr bildungsfähige Rasse, die nur im Laufe der Geschichte mancherlei Unglück gehabt hat.

Um übrigens den Alttschechen kein Unrecht zuzufügen, muß ich noch bemerken, daß, nachdem sie von den Jungtschechen aus dem Nationaltheater-Comité verdrängt sind, sie sich bemühen, ein besonders „alttschechisches Nationaltheater“ zu Stande zu bringen, wozu sie auch bereits einige Bauunternehmer gewonnen haben, welche bereit sind, nach Kräften Credit zu gewähren.

Obgleich nun die Böhmen, die Deutschen und noch mehr die tschechischen Böhmen sehr musikalisch sind („Das ist nun einmal so der Typhus dieser slavischen Völkerschaften“, pflegte der Vicebürgermeister von W. zu sagen), obgleich die „Prager Musikanten“ durch ganz Deutschland bekannt und schon in alten deutschen Volksliedern und Sagen gefeiert sind, so ist es doch heute recht still in Prag geworden. Es ist weder laut noch lustig. Das ist merkwürdig. Auch in Italien, wo ehedem überall „Mandolina und Guitarre“ klangen, ist es still geworden; man hört in Venedig seit lange schon die Gondoliere nicht singen. Nur in Deutschland singen die männlichen Leute, welche früher wegen ihrer Maulfaulheit von den slavischen Völkern die „Nemez“, d. i. die Stummen, genannt wurden, desto lauter ihre Liebes- und Wander-, ihre Turner- und Schützen-, ihre Soldaten- und Studenten- und sonstigen Nationallieder.

Woher mag das kommen?

„Doch das würde uns zu weit führen“, sagte unser Professor Cornelius in Weilburg, wenn wir Gymnasiasten ihm eine Frage vorlegten, welche er nicht beantworten konnte.

Was Prag anlangt, so hat es zu schwer an seinen historischen Erinnerungen zu tragen. Wenn Wien, das entfestigte Wien, mit seinem Ring von florentinischen Palästen, mit seiner Anlehnung an Donau, Alpen und Karpathen, mit seinen allzeit (oder richtiger „allweil“) fidelen Leuten, mit seinen Liebenswürdigkeiten und Schwächen, seinen Tugenden, die zuweilen Fehler, und seinen Fehlern, die zuweilen Tugenden sind, das junge Oesterreich repräsentirt, so repräsentirt Prag noch das alte, das Oesterreich des Rassenkriegs, der Contrerevolution und der Contrereformation, der Latifundien und der bäuerlichen Heloten, der Priester und des Adels, des Huß (sprich Chuß) und des Nepomuk, des regierenden Cardinal-Erzbischofs und des nicht mehr regierenden „alten Kaisers“. Es giebt auch hier in Prag Winkel, wo man glaubt, noch einige giftige Niederschläge des dreißigjährigen Krieges ihre mephitischen Dämpfe aushauchen zu sehen.

Wenn man von Wien nach Prag kommt, so summt Einem das Distichon von August Wilhelm Schlegel in den Ohren:

„Hast du das Leben geschlürft an Parthenope's üppigem Busen,
Lerne den Tod nun auch über dem Grab einer Welt!“

Seltsam! Hier in der Hauptstadt des Föderalismus ist doch Alles dualistisch. Deutsch — Tschechisch. Alttschechisch — Jungtschechisch. Nepomuk — Huß.

Und sogar auf dem Hradschin Kaiser und Reich.

Der alte Kaiser, Ferdinand der Gütige, für Alle ein Gegenstand der Pietät, ist ein Symbol des Oesterreich von Ehedem. Ein sehr guter Mann, dem die Krone dieses sprachen- und völkerreichen Landes, dieses von dem dummpfiffigen Metternich so arg mißhandelten Staates, dieser „constitutionellen Türkei", wie kürzlich ein Engländer schrieb, diese Krone, die Niemandem leicht wird, in der That viel zu schwer war. Jetzt ist er todt. Damals, als ich das letzte Mal in Prag war, lebte er noch, der gute alte Kaiser, der zwar noch „kaiserliche Majestät" war, aber nicht mehr „apostolische" Majestät; denn letzteres ist nur der regierende Kaiser. Nicht aus eigener Initiative, sondern aus der der Erzherzogin Sophie und des Fürsten Windischgrätz, welche den Beruf in sich fühlten, das schwankende Schiff durch die stürmenden Wogen zu steuern, vom Throne gestiegen, wußte er sein Schicksal mit würdiger Resignation zu tragen. Weit würdiger als der (ebenfalls ohne thronfähige Nachkommenschaft) depossedirte Kurfürst Friedrich Wilhelm von Hessen, welcher unterhalb des von Ferdinand bewohnten Theiles des Hradschin in jenem gelben Palais an der Ostseite des Berges residirte und von dessen „vie intime" man sich seltsame Geschichten erzählt.

Nur eine derselben will ich hier reproduciren, weil sie dem Verstorbenen nicht zum Nachtheil gereicht, sondern jene eigenthümliche Klugheit zeigt, welche sich überall Bahn brach, wo es das durch Mißgeschick und Leidenschaft verdüsterte Gemüth des unglücklichen Fürsten zuließ. Ein Kasseler Bürger, welcher mit Subvention der Fürstin von Hanau, der Gemahlin des Kurfürsten, ein großes Haus gebaut hatte, erschien eines Tages 1868 in Prag. Er hatte eine lange Audienz bei dem Kurfürsten, dem er mit beweglichen Worten vorstellte, wie malcontent die biederen und getreuen Kurhessen seien und wie dieselben zu jeglicher Stunde des Tages und der Nacht bereit stünden, ihrem unvergeßlichen angestammten Landesherrn die Pferde auszuspannen, wenn er zurückkehre u. s. w. Der alte kurfürstliche Herr unterbrach ihn plötzlich mit ungnädigem Räuspern; und darauf entspann sich folgendes Zwiegespräch:

Der Kurfürst: „Wahrscheinlich auch zur Fürstin wollen?"

Der Kasseler: „Wenn Königliche Hoheit allergnädigst erlauben, so möchte ich allerdings auch Ihrer Durchlaucht der Fürstin von Hanau meine allerunterthänigste Aufwartung — —"

Der Kurfürst: „Hm, Hm — schon gut — wahrscheinlich auch sehen wollen, ob Fürstin noch Geld giebt?"

Der Kasseler: „Allerdings, Königliche Hoheit, haben höchstdero Scharfsinn richtig erkannt, daß in diesen unglückseligen, trost- und nahrungslosen Zeiten meine bescheidenen Mittel sich als unzureichend — —"

Der Kurfürst: „Schon gut, schon gut — also zur Fürstin gehen, ihr das erzählen von dem Pferdeausspannen u. s. w. — sie glaubt's vielleicht — ich nicht — Adieu." (Ende der Audienz, Kasseler exit.)

Der gute Kaiser Ferdinand liebte die Audienzen nicht. Er entzog sich geflissentlich der etwas zudringlichen Verehrung seitens des in Prag residirenden hohen Adels, welcher ihn vielleicht als Decoration bei seinen Festivitäten oder als Paradestück bei seinen tschechischen und föderalistischen Demonstrationen ausnutzen wollte. Er besuchte die deutsche Oper zuweilen, aber niemals ein tschechisches Theater. Er sprach nur deutsch, obgleich der „letzte gekrönte König von Böhmen". Seine tägliche Andacht verrichtete er in der Schloßcapelle, aber niemals besuchte er die stolze Metropolitankirche auf dem Hradschin, welche, wenn der jetzige Ausbau glücklich ausgeführt ist, mit dem Kölner Dom in vollendeter gothischer Bauart wird wetteifern können, deren Inneres gegenwärtig aber weniger dem heiligen Veit, dem sie geweiht ist, als vielmehr der Verherrlichung des Sieges am weißen Berge und des heiligen Nepomuk gewidmet erscheint. Beiläufig bemerkt, hatte man 1866 den „heiligen Leib Nepomuceni" vor den Preußen nach Salzburg geflüchtet; in Berlin aber, wo man

keine „heiligen Leiber" zu verwahren hat, sang man im Jahre 1866:

Rieke, thu' die Löffel weg!
Denn morgen kommt der Benedek!

In Wirklichkeit aber wurde damals weder in Prag noch in Berlin was gestohlen. Weder Löffel noch heilige Leiber.

Außer dem kaiserlichen Schlosse finden wir auf dem Hradschin noch den Palast Lobkowitz, die erzbischöfliche „Residenz" und den Palast Schwarzenberg, und am Fuße des Hradschin den Palast Waldstein, den Palast Tschernin, einen zweiten Palast Lobkowitz, den Palast Fürstenberg, den Palast Nostitz u. s. w.

Aber mit all diesen vornehmen Nachbarn hatte der gute „alte Kaiser" keinen Verkehr, namentlich auch nicht mit dem regierenden Cardinal-Erzbischof Fürst Schwarzenberg, dessen Familie in Böhmen allein wenigstens 10 Quadratmeilen Land zu Eigenthum besitzt, d. h. mehr als das Gebiet mancher souveräner Staaten in Deutschland beträgt; denn Reuß jüngere Linie hat $6^3/_4$, Schaumburg-Lippe 8, Lübeck 5, Hamburg $7^1/_2$ und Bremen $4^1/_2$ Quadratmeilen. Der Erwerber dieser Latifundien, Johann Adolf von Schwarzenberg, schreibt im Jahre 1663 über den Bestand seiner Familie: „In Franken (Deutschland) ist das Stammhaus; die Reichsunmittelbarkeit und der äußere Schein imaginärer Grandeza; in Böhmen ist die Nutzbarkeit (d. i. das Einkommen); in Oesterreich eine mehrere Satisfaction." Diesem Wahrspruch ist die fürstliche Dynastie getreu geblieben, nur scheint sie die fränkisch-deutsche Heimath ein wenig vergessen zu haben.

Der „alte Kaiser" also mied die vornehme Welt und erschien allemal in einfacher bürgerlicher Kleidung, wenn er sich dem Publicum zeigte. Dies geschah regelmäßig des Mittags, wo er von seinem Fenster aus der Militärmusik seinen Beifall spendete, welche bei Ablösung der Schloßwache spielte; und gegen Abend, wo er, gestützt auf den Feldzeugmeister Airoldi, der ebenfalls in Civil ging, in dem „Baumgarten" promenirte. Dieser Baumgarten ist ein großer, schöner öffentlicher Park, nördlich vom Hradschin auf einer von der Moldau umflossenen Halbinsel gelegen. Dieser Park und das dazu gehörige gothische Sommerschloß Bubentsch, in welchem der Statthalter von Böhmen zeitweise wohnt, gehören dem Kaiser, werden aber auf Kosten der böhmischen Stände unterhalten. Schade, daß gegenwärtig den „Baumgarten" ein häßlicher Eisenbahndamm durchschneidet. Dafür muß uns denn der Restaurant entschädigen, bei welchem man trefflich speist, und zwar unter freiem Himmel und unter blühenden Bäumen, wobei man in der That mit Emanuel Geibel singen kann:

„Unter'm Blüthendach
Denkt die Seele nach
Und wird heiter und gesund dabei."

Hier sah das Publicum auch den guten „alten Kaiser", der stets lebhaft nach allen Seiten hin grüßte. Er schwand immer mehr zusammen, so daß er zuletzt (wie man am Rhein sagt, jedoch ohne damit einen respectwidrigen Nebenbegriff zu verbinden) „nur noch aussah, wie ein Häuflein Unglück". Die Leute erzählen uns mit Rührung von dem schneeweißen Vollbart und den alten kleinen weißen zitternden Händen, die sich vor Kälte in einen großen Muff flüchteten und dann doch noch, wenn auch vergeblich, zu winken und zu grüßen versuchten. Der alte Herr war wirklich sehr beliebt, namentlich in Folge der wahrhaft schrankenlosen Wohlthätigkeit, welche ihm sein gutes Herz gebot und seine kolassalen Mittel erlaubten. Er übte sie ohne Unterschied der Confessionen und Rassen. So war er u. A. auch eifriges und freigebiges Mitglied des „Israelitischen Nächstenliebe-Vereins" und der „Jüdischen Beerdigungs-Brüderschaft".

Ich kann den prachtvollen Berg, worauf das kaiserliche Schloß Hradschin steht, und wohin uns der Kaiser Ferdinand geführt hat, nicht wieder verlassen, ohne der beiden schönen Aussichts- und Uebersichtspunkte zu gedenken. Der eine ist die Terrasse des theresianischen Damenstifts, von wo man vorzugsweise nach Süden, über die Stadt nach der Hochburg Wische-Hrad sieht, und der andere das Belvedere, das uns einen Blick nicht nur über die Stadt, sondern auch über die Umgegend, nach Osten und nach Norden gewährt, — bis nach dem Lustschloß Troja auf dem rechten Moldau-Ufer, das uns einen Wein schenkt, auf welchen das „Timeo Danaos et dona ferentes" keine Anwendung leidet; denn unter allen böhmischen

Weinen, die ich probirte, dünkt er mir der beste. Alle zusammen jedoch sind weder dem Rheinweine noch dem Ungarweine vergleichbar.

Das theresianische Damenstift ist für die höchste Aristokratie bestimmt. Seine Aebtissin hat das Vorrecht, bei der Krönung der böhmischen Königin derselben die Krone aufsetzen zu dürfen. Die Capitelsäle verdienen gesehen zu werden. Man findet darin sehr schöne Porträts, namentlich von Erzherzoginnen in dem großen Ornat als Aebtissin, welche Würde sie bekleideten. Auch ein sehr jugendliches Bild der später guillotinirten Erzherzogin Marie Antoinette ist hier. Die feinen Gesichtszüge und die etwas vortretende Nase erinnern an Kaiser Joseph II., die schönen Augen des jungen Mädchens strahlen von Geist, Grazie und Anmuth; und so viel Schönheit mußte untergehen in dem Schmutz und dem Blut der französischen Revolution! Das war die Frucht des unnatürlichen Revanchebündnisses zwischen Oesterreich und Frankreich, zwischen der großen, stolzen und tugendhaften Kaiserin Maria Theresia und der jämmerlichen Pompadour, ein Bündniß, das in dem Versailler Vertrag vom 1. Mai 1756 seinen Anfang und in der Ehe der jüngsten Tochter der Kaiserin mit dem indolenten, selbst ihren Reizen gegenüber unempfindlichen Könige Louis XVI. (16 Mai 1770) und auf dem Schaffot (16. October 1793) seinen Abschluß fand.

Das Belvedere liegt in den schönen Chotek'schen Parkanlagen. In den Büchern wird es das „Ferdinandeum" genannt, bei der Bevölkerung ist jedoch dieser Name nicht üblich. Kaiser Ferdinand I. ließ es um die Mitte des 16. Jahrhunderts von zwei italienischen Architekten erbauen. Es ist eine der feinsten Blüthen des Renaissancestiles, prachtvoll geschwungene Bogen, schöne Reliefs und noch schönere Arabesken treten besonders hervor. Unten von der Terrasse, oben von der Plattform aus hat man die prachtvollste Rundsicht. Den Hauptsaal hat man kürzlich mit Fresken aus der böhmischen Geschichte bemalt. Die Stoffe sind in klerikal-tschechischem Sinne ausgewählt. Weder die Stoffe noch die etwas prätensiöse Ausführung wollen in diesen Landsitz voll südlich heiterer Gemüthsruhe passen. Auswendig ein Relief „Leda und der Schwan", inwendig lauter heilige Märtyrer und Reliquien-Kasten, — wie reimt sich das zusammen? Diese Fresken sollen 50000 Gulden gekostet haben; man hätte das Geld besser angewandt, wenn man damit dem sonst im Gebäude überall nur zu deutlich zu Tage tretenden Zustande des Verfalls und der Vernachlässigung abgeholfen hätte. Kaiser Rudolf II. hat auch hier gehaust und seiner Astrologie obgelegen, während gegenüber in einem Gebäude, welches jetzt zum Oberstburggrafenamt gehört, seine Alchymisten arbeiteten, welche er unter sorgfältigem Verschluß hielt, damit sie ihm weder das Gold, noch die Geheimnisse wegtragen konnten.

Wenn man hier oben auf dem Belvedere steht und offenen Sinnes in die schöne Welt hineinschaut, so findet man es etwas unbegreiflich, daß die Menschen da unten gar nichts Besseres zu thun haben, als fortwährend Krieg zu führen, Deutsche gegen Tschechen — Alttschechen gegen Jungtschechen — Adel und Priester gegen Bürger und Bauer. Und es kamen mir oft jene schönen Worte in den Sinn, welche einer der jungtschechischen Führer, der talentvolle Dr. Gregr 1874 im böhmischen Landtage gesprochen:

„Wir müssen von beiden Seiten wünschen, daß der unselige Streit einmal beigelegt werde. Es muß ein Ausgleich der Rassen stattfinden und nicht abwechselnd die eine Hammer und die andere Amboß sein. Denn am Ende ist es doch das Volk, das ganze Volk — ohne Unterschied, ob deutsch, ob tschechisch — welches die Schläge empfindet. In Böhmen darf es nur ein politisches Volk mit zwei Sprachen geben, dem die Humanität und der Fortschritt als das einzige Ziel vor Augen schweben."

Ich fragte einen Deutschen von hervorragender Stellung, ob denn ein Friede auf dieser Basis gar nicht möglich sei. Ich will wörtlich hierher setzen, was er mir antwortete:

„Nein, es geht nicht, und der Adel und die Priesterschaft sind schuld daran. Die verfolgen ganz andere Ziele.

„So oft wir Volk und Adel, insbesondere aber Volk und Geistlichkeit zur Erreichung angeblicher oder vorgeschützter volksthümlicher Zwecke in Verbindung

treten sahen, war das Volk fast immer die Katze, welche die Kastanien aus dem Feuer holte, der vorgeschobene und gehetzte Prügelknabe, über dessen von Wunden bedeckten Körper die Streitenden zum Frieden schritten. Daß aber das Sprüchwort: „Der Gebrannte fürchtet das Feuer“ nicht immer ein Wahrwort ist, zeigt die Allianz, welche die tschechische Volkspartei in Böhmen mit dem feudalen Adel und der Geistlichkeit eingegangen hat, um selbstische Zwecke leichter erreichen und durchsetzen zu können, — eine Allianz, welche an und für sich wegen der sich kreuzenden Standesinteressen der Parteigenossen den Stempel des Widersinns und der Unnatürlichkeit an sich trägt und die größten Inconsequenzen, auf welche wir noch ausführlich zurückkommen, im Gefolge hat.

„In Böhmen finden wir seit dem Wiedereintritt der constitutionellen Aera in Oesterreich, also seit 1859, zwei Lager, die sich ursprünglich nur durch die Verschiedenheit der Parole in politischer Beziehung unterschieden. „Fortschritt“ klang es auf der einen Seite, und diese umfaßte ohne Unterschied der beiden im Lande lebenden Nationalitäten Alles, was, dem Genius der Zeit huldigend, sich nach Licht und Luft sehnte; „Reaction“ grollte es drüben, wo sich die während des Absolutismus der fünfziger und sechziger Jahre verknöcherten „historisch-politischen Individualitäten“ zum Schutz ihrer Privilegien und Concordate zusammenfanden. So z. B. erlag noch zu Anfang des Jahres 1864 bei Berathung des Gemeindegesetzes der vom Grafen Clam-Martinitz und dem Grafen Leo Thun geführte feudale Großgrundbesitz, der um jeden Preis die Trennung und Ausscheidung des Großgrundbesitzes von der Gemeinde, Sonderstellung und eine Art Patrimonialgerichtsbarkeit anstrebte, der liberalen Liga des böhmischen Landtages, in welcher die Tschechen unter Brauner den Deutschen unter Brinz und Herbst zur Seite standen.

„Bald änderten sich die Verhältnisse. Gewissenlose Leute, die ihren theils maßlosen, theils grundlosen Ehrgeiz nicht befriedigt sahen, fanden in der „Nationalität“ einen bequemen Hebel zur Beherrschung der ungebildeten, leicht zu fanatisirenden Massen. In diese Kategorie gehört der Haufe von Renegaten, der sein redliches Theil zur Schädigung des Landes beigetragen hat. Ihnen gesellten sich jene Verblendeten zu, denen nach dem Grundsatze „der Zweck heiligt das Mittel“ das Phantom einer nationalen Selbständigkeit aus dem Grunde vorgespiegelt wurde, um die im historischen Schutt und unheilvollen vergilbten Pergamenten energisch ausräumende liberale Phalanx zu schwächen. Daß sich die Kategorie auch mit jenen Bildungslosen und Halbgebildeten verstärken mußte, denen die durch das Concordat einen Staat im Staate bildende ecclesia militans das Bild des Antichrist vorhielt, der gekommen sei, die Kirche zu schädigen, versteht sich von selbst. Dazu reihte sich eine Anzahl Engherziger an, die lieber bei einer Kerze sehen als der fremden Fackel gestatten wollten, ihren Gesichtskreis zu erhellen. In der Debatte über das Sprachenzwanggesetz zu Ende des Jahres 1864 hören wir den Ruf: „Der Drang der Cultur geht nach Osten und der Schlüssel, der uns den Osten erschließt, ist die böhmische Sprache“; „die deutsche Sprache ist keine kosmopolitische“ lautet es aus der tschechischen Fraction, und „die deutsche Literatur ist eine bedeutende, weil sich in ihr viele gute Uebersetzungen aus fremden Meisterwerken finden“, tönt es herüber von den Bänken, in denen die Grafen Thun und die Fürsten von Fürstenberg, deren Wiege in Salzburg und Schwaben gestanden hat, den Reigen führen für die Einführung des Zwanges in Erlernung der als obligat zu bezeichnenden böhmischen Sprache in den Mittelschulen Böhmens, also auch in den rein deutschen Bezirken.“

Ich theile diese Auseinandersetzung des deutschen Böhmen zur Charakterisirung dieses Standpunktes mit.

Die Auffassung auf deutscher Seite ist eine ziemlich einheitliche. Sie ruht auf einer gemäßigt liberalen Grundlage und auf der Reichs- und der Landesverfassung (Wahlgesetz mit inbegriffen), welche rückhaltlose Anerkennung finden.

Auf der tschechischen Seite treten uns mannigfache Schattirungen entgegen. Die Geistlichkeit ist nicht nur tschechisch, sondern auch sehr römisch und sehr schwarzgelb. Der Landgeistliche aber trägt

einen slavischen Schnürenrock. In seinem Zimmer hängen Lithographien oder Holzschnitte vom Papst und Erzbischof in großem Format, in etwas kleinerem der Kaiser und „Huß, den die bösen Deutschen verbrannt haben“, oder einer der tschechischen Alterthümler oder Parteihäupter. Wie der Priester es fertig bringt, alle diese „verschiedenen Seelen in einer Brust“ in Frieden neben einander wohnen zu lassen, ist mir ein Räthsel.

Auch lohnt es wohl der Mühe, darüber nachzudenken, wie es kommt, daß der katholische Priester in Frankreich nationalfranzösisch, in Ungarn nationalmagyarisch, in Böhmen nationaltschechisch denkt und empfindet — und nur in Deutschland ist es ganz anders, während wir doch bisher glaubten, der „deutsche Krieg“ habe seit dem Frieden von 1648 sein definitives Ende genommen.

Die hohe Geistlichkeit in Böhmen fällt mehr oder weniger mit dem hohen Adel zusammen; und was den Adel anlangt, so ist es Unrecht zu sagen, derselbe bestehe aus Renegaten, welche von Haus aus Deutsche seien und sich nun als Tschechen gerirten. Dieser Adel ist, gelockt durch die reiche Beute, welche die Contrereformation des 17. Jahrhunderts, die Confiscationen u. s. w. versprachen, aus allen Ecken der Windrose hierher gekommen. Allerdings kamen die Schwarzenberg, Dietrichstein, Thun, Oettingen, Fürstenberg u. s. w. aus Deutschland. Dagegen die Rohan, Dessours, Bucquoy und Lamboy aus Frankreich, Taxis aus Spanien, wieder Andere aus Italien, Schottland, Irland u. s. w. Es ist derselbe kosmopolitische Häringssalat, der sich auch in der Wallenstein'schen Armee zeigt. Man kann daher einen streng nationalen Charakter von diesem kosmopolitischen Adel gar nicht verlangen. Er geht mit der Partei, von welcher er sich am meisten für seine Standesinteressen verspricht. Im 18. Jahrhundert war er entschieden für Nepomuk, im 19. Jahrhundert cokettirt er wieder ein wenig mit Jan Huß, Palazky und Rieger, welche beide Letzteren eigentlich zu der Confession der „mährischen Brüder“ gehören. Im 17. Jahrhundert war er habsburgisch-deutsch und centralistisch, im 19. ist er wieder tschechisch und föderalistisch. Kurz Alles nach Zweck und Ersprießlichkeit. Er haust nicht so gern in Wien als in Prag, wo er seine imposanten Paläste hat und eine große und außerordentlich exclusive Rolle spielt — nach dem System Windischgrätz, wonach der Mensch erst beim Baron anfängt. Ein volles Drittel des Flächengehalts des ganzen Königreichs Böhmen gehört diesem Adel. Eine Folge der hieraus sich ergebenden antibäuerlichen Latifundienwirthschaft ist es, daß so viele Böhmen genöthigt sind, „nach auswärts dienen zu gehen“. Ueberall findet man Böhmen in dienender Stellung, sowohl im Privat- als im Staatsdienst. In dem letzteren occupiren sie meistens den Subaltern- und Polizeidienst. In Wien sagte man mir: Die geheime Polizei besorgen in England die Irländer und Schotten, in Frankreich die Elsasser und die Corsen, in Rußland die Polen, und in Oesterreich die Tschechen; der böhmische Dialekt gilt bei uns als die Polizeisprache, wie das Latein als Priestersprache.

Seit einigen Jahren kommt nun noch die Spaltung zwischen Alt- und Jungtschechen hinzu. Die Jungtschechen sind in den böhmischen Landtag eingetreten; die Alttschechen aber predigen und practiciren vor wie nach vollständige politische Fasten und Abstinenz. Ob sie auf die Dauer klug daran thun? Ich bezweifle es. Wir Liberale in Deutschland haben uns auch eine geraume Zeit der Wahlen und des politischen Lebens enthalten (während der fünfziger Jahre) und sind herzlich schlecht dabei gefahren.

Die deutsche Partei begünstigt die Jungtschechen, an deren Spitze zwei sehr talentvolle Männer stehen, die Herren Sladkowsky und Gregr, vor den Alttschechen, welche von Palazky und Rieger geführt werden. Man darf dabei jedoch nicht vergessen, daß mit dem Eintritt der Jungtschechen in den böhmischen Landtag noch nicht gar viel gethan ist. Denn es handelt sich außerdem um die Beschickung des Reichsrathes und um Anerkennung der Reichs- und Landesverfassung und Wahlgesetze. Wenn es sich zum Zwecke der Beilegung dieser Differenzen wirklich bloß um eine Revision des böhmischen Wahlgesetzes handelt, so sollte man dies vielleicht einmal versuchen;

denn es ist doch ein ungesunder Zustand, wenn eine ganze Nation, freilich zunächst zu ihrem eigenen Schaden, nicht mitthut im gesammtstaatlichen Concerte der Völker.

Das deutschsprechende Organ der Alttschechen ist die Zeitung „Politik“, ein großes Blatt, worin man die seltsamsten Dinge in deutscher Sprache über die Deutschen zu lesen bekommt. Die „Politik“ hat u. A. auch einen Correspondenten in Berlin, und dieser meldete ihr Ende Mai 1875 als neueste Neuigkeit, der deutsche Reichskanzler habe im April Krieg anfangen wollen, sei aber plötzlich wieder davon abgestanden, und zwar bloß deshalb, weil er sich überzeugt habe, es stehe eine Militär-Emeute in der preußischen Armee bevor. Ex ungue leonem! d. h. diese eine Kralle möge genügen, um daraus die Natur des weißen böhmischen Löwen zu erkennen, welches Wappenthier bekanntlich einen doppelten Schweif hat.

(Forts. folgt.)



Aus Storm's Hausbuch. Illustration zu Hölderlin's Gedicht: Abendphantasie.

Literarisches.

Hausbuch aus deutschen Dichtern seit Claudius. Anthologie von Th. Storm. Illustrirt von H. Speckter. Leipzig, Mauke.

Ueber das hier in neuer Prachtausgabe vorliegende Storm'sche Hausbuch ist in Bezug auf die Auswahl der darin enthaltenen Dichtungen nur zu wiederholen, was bereits vielfach gesagt ist. Storm hat die ihm besonders lieb gewordenen Gedichte aus dem Schatze deutscher Poesie zusammengestellt und dabei an seine eigene Familie gedacht; eine bessere Empfehlung kann einem solchen poetischen Hausbuche nicht mitgegeben werden, und es wäre thöricht, zu fragen, weshalb er hier und dort vergessene Körner wieder hervorgesucht, oder dies und jenes bekannte Gedicht weggelassen hat. Er that es, weil er für die Seinen eine Auswahl nach seinem eigenen Geschmacke treffen wollte, und wer den sinnigen, jeder edlen Regung des menschlichen Gemüthes in seltenster Weise kundigen Dichter liebt, dem werden diese Gedichte nicht nur als Ausdruck von Empfindungen ihrer Verfasser werth erscheinen, sondern sie werden ihm doppelt theuer sein, da sie zugleich Lieblinge unseres eigenen Lieblings sind.

Ein besonderes Wort müssen wir jedoch der illustrativen Ausstattung widmen, die gleichfalls einen theuren Namen ins Gedächtniß ruft. Hans Speckter, der vielversprechende Sohn Otto Speckter's, dessen reizende Schöpfungen allen deutschen Familien lieb und werth

sind, hat diese von Storm ausgewählten Gedichte mit Porträts, Vignetten und anderen Abbildungen von so mannigfaltiger und charakteristisch ausgeprägter Art versehen, daß die künstlerische Begabung des jungen Mannes dadurch in das vortheilhafteste Licht tritt und das Buch selbst zu einem doppelten Hausschatz wird. Bei solchen Erscheinungen kommt es sehr auf directe Beweise für das günstige Urtheil an, und wir freuen uns daher, unserer Besprechung einige Proben der Hans Speckter'schen Illustration beifügen zu können. Des Vaters geschickte Hand verleugnet sich nicht darin, möge auch die Originalität seines liebenswürdigen Geistes stets auf dem strebsamen Kunstjünger ruhen.

Somit erscheint dieses schöne und in jeder Hinsicht warm zu empfehlende Buch in neuer, höchst geschmackvoller Ausstattung vor dem deutschen Publicum. Mancherlei Gesichtspunkte, welche Storm bei seiner Wahl leiteten, sind in der Vorrede dargelegt. Es spricht darin ein vom reinsten Streben nach sittlicher Veredlung durchdrungener Dichter, der allem Halben abhold ist und von starkem Gefühl für seine eigene Aufgabe sich erfüllt zeigt zu seiner Nation. Und indem wir somit die altbewährte Führung Theodor Storm's durch die Blumenwege deutscher Poesie aufs Neue empfehlen, wünschen wir zugleich dem jungen Künstler Glück, dem es vergönnt ist, unter so ehrenvollem Zusammenwirken in die Oeffentlichkeit einzutreten.



Aus Storm's Hausbuch. Emanuel Geibel.

Heliand, mit ausführlichem Commentar herausgegeben von M. Heyne. 2. Aufl.

Die vorliegende Ausgabe eines der merkwürdigsten und edelsten Denkmäler unserer ältesten deutschen Geschichte hat auch in ihrer zwei-

ten Auflage die scharfsinnige Sorgfalt erfahren, welche von dem Verfasser erwartet werden durfte. Die Textkritik des Herausgebers geht von der Annahme der Echtheit der Prefatio und ihrer Beziehung auf den Heliand aus, die sich ja der Anerkennung der hervorragendsten Germanisten unverändert erfreut, und die Constituirung des Textes durch den vorzüglichen germanistischen Forscher, die Ausstattung mit einem trefflichen Wörterbuch ermöglichen die Lectüre des Heliand auf eine im höchsten Grade dankenswerthe Weise.

Ergebnisse einer Untersuchung des Ganges der Geschichte Europa's aus dem Antheil der Nationen. Von Hermann Doergens. Leipzig, Winter.

Wir haben früher bereits den Beginn dieser Untersuchungen angezeigt, welcher unter dem Titel: Aristoteles oder das Gesetz der Geschichte erschien. Der Verfasser ist Docent in Heidelberg und hat jenes merkwürdige Grenzgebiet zwischen Philosophie und Geschichte zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht, das im gewöhnlichen Universitätsbetriebe so sehr vernachlässigt wird, aus welchem aber schon von Giambattista Vico ab bis auf Hegel und Comte so bedeutende Arbeiten hervorgingen.

Die vorliegenden Untersuchungen bieten Ausführungen und inductive Begründung des in der früheren Schrift hingestellten Gesetzes. Die Fragen, welche Doergens anfaßt, sind von höchster Bedeutung; seine Forschungsweise ist redlich, und er stellt nicht blos Aufgaben und giebt geistreiche Aperçus, sondern er bewältigt in seiner Art seinen Stoff. Worin wir uns beistimmend, worin abweichend verhalten, das zu erörtern ist in dieser Zeitschrift nicht der Ort.

August Koberstein's Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Fünfte umgearbeitete Auflage. Von Karl Bartsch. 4. Bd. Leipzig, Vogel.

Gern erfüllen wir eine länger ausstehende Pflicht gegen unsere Leser, ihnen von der Fortsetzung der neuen Ausgabe von Koberstein's Literaturgeschichte bis zu ihrem vierten Bande Nachricht zu geben.

Diese Literaturgeschichte ist das Werk des gründlichsten, sorgsamsten Fleißes. Sie ist eine musterhafte deutsche Gelehrtenleistung. Es ist bekannt, daß der vorzügliche Koberstein mit dem Fortgang derselben immer mehr in das Detail der Geschichte einging, und daß der letzte Band über Goethe, Schiller und die Romantiker mit ganz besonderer Vorliebe gearbeitet war.

Das verwaiste Buch ist, was selten geschieht, in die rechten Hände gekommen. Besonders ein Mißstand drückte es. Dies war das Uebergewicht der Anmerkungen über den Text. Bartsch hat hier am gründlichsten durch seine Umarbeitung eingegriffen und, indem er das Nothwendige aus den Anmerkungen herausnahm, das natürliche Verhältniß hergestellt. Er hat dann die inzwischen erschienene Literatur mit einer im Ganzen anerkennenswerthen Vollständigkeit nachgetragen und benutzt.

Das Buch hat seinen selbständigen Platz neben dem von Gervinus. Diese beiden sind die einzigen unserer Nationalliteratur würdigen Darstellungen derselben.

Sie verfolgen ganz verschiedene Zwecke. Die Literaturgeschichte von Gervinus will Geschichtschreibung großen Stiles sein; das Werk von Koberstein will nur eine völlig treue, genaue, das Detail umfassende Darstellung aller irgend wichtigen Thatsachen dieser Literatur mit Hinzufügung ihrer Belege sein. Und zwar erreichte Koberstein seine Absicht vollständiger, als dies Gervinus gelang. Vor Allem hatte Koberstein erkannt, daß die Sonderung der poetischen Literatur von der übrigen Geistesbewegung bei Gervinus unhaltbar geworden sei. In der That mag es eine Geschichte der poetischen Stoffe und Formen in dieser Einschränkung geben. Gerade eine solche hat Gervinus nicht geschrieben, da ihm sowohl ausgebildeter Formsinn als die Gelehrsamkeit in den verschiedenen Literaturen, aus welchen unsere Stoffe eindrangen, fehlten. Dagegen eine Geschichte der Dichter und ihrer inneren Entwicklung giebt es in dieser Einschränkung nicht. Die Geschichtschreibung hat nicht ein Recht, einen Menschen, den sie darstellen sollte, zu viertheilen oder zu halbiren, ihm die Leber oder ein anderes Organ auszuschneiden. Und doch that Gervinus nichts Anderes, als er prätendirte, über Forster zu sprechen, ohne seine naturwissenschaftlichen Arbeiten mit zu umfassen, über Schiller, ohne von Philosophie das ABC zu verstehen, über Friedrich Schlegel, ohne seine sprachwissenschaftlichen und philosophischen Arbeiten zu behandeln. Diese nicht weiter aufrecht zu erhaltende Grenzsperre ist bei Koberstein gefallen. Und daher lese ich in seinem Buche lieber, da es einen weniger anspruchsvollen, aber viel treueren und umfassenderen Ausdruck der Thatsachen selber enthält. Im Ganzen ergänzen beide Werke rücksichtlich ihres Zweckes sich vorzüglich.

Auch in Rücksicht des Standpunktes bilden die beiden Literarhistoriker einen beachtenswerthen Gegensatz. Koberstein zeigt eine schöne Objectivität, welche überall die Anpassung der Arbeiten eines Zeitalters an seine Bedürfnisse als naturgemäßen Maßstab zu Grunde legt. Gervinus' erfrischende, zu ihrer Zeit begeisternde Subjectivität des Standpunktes will

freilich heute nicht mehr überall so anmuthen. Am wohlthätigsten wirkt dieser Subjectivität gegenüber Koberstein's liebevolle objective Darstellung des 19. Jahrhunderts. Hier, zumal gegenüber dem wissenschaftlichen Umschwunge, geht an den meisten Punkten Gervinus geradezu das Verständniß aus. An anderen Punkten, wo Gervinus' Lebensempfindung mit einem Schriftsteller zusammentrifft, wie gegenüber Lessing, wird man mit großer Freude ihn lesen. Aber zur wissenschaftlichen Arbeit bleibt Koberstein nunmehr Grundlage; als Nachschlagebuch für eine Familie ist er unschätzbar, ja in der neuen Gestalt wird man ihn vielleicht auch öfter lesen als Gervinus, weil das historische Detail jederzeit belehrender ist als die durchschneidenden Urtheile.

Wir hoffen nächstens über den Abschluß des trefflichen Unternehmens berichten zu können. Inzwischen mag es jeder deutschen Familie bringend empfohlen sein.

Die Kunst in ihrer Beziehung zur Psychologie und zur Naturwissenschaft. Von Eugen Dreher. Berlin, Hempel.

Seitdem die Physiologie begonnen hat, die Natur der Sinne zu erforschen, ist mit einem Schlage die bisherige Grundlegung der Aesthetik als ungenügend erwiesen. Jedermann sieht, daß in diesen Arbeiten von Johannes Müller, Fechner, Helmholtz, Hering &c. Materialien für einen haltbareren Aufbau liegen, als derjenige war, den die neuere Aesthetik von Lessing und Schiller bis auf Hegel und Vischer errichtete. Diese Tragweite solcher Untersuchungen ward schon von den Ersten empfunden, welche sich ihnen hingaben. Als Johannes Müller in seiner Schrift über phantastische Gesichtserscheinungen zuerst mit außerordentlicher Genialität und Sicherheit dieses Gebiet betrat, stellte er sofort den Untersuchungen solcher Art es als Aufgabe hin, das künstlerische Vermögen zu erklären neben der Erklärung visionärer religiöser Zustände, die ihm ebenfalls in dem physiologischen Mechanismus des Sehens gegründet erschienen.

Aufgaben von solcher Bedeutung pflegen auch in vorläufigen Arbeiten in Angriff genommen zu werden. Nicht Jeder hat die Geduld, die Reise eines Erfahrungskreises abzuwarten, bevor er Schlüsse zieht. Es liegt daher in der Natur der Sache, daß vorläufige Arbeiten hervortreten. Sie haben ihr Verdienst, sie können ihr großes Verdienst haben. Jedoch die Bedenken sind nicht zu unterdrücken, welche sich einem solchen Unternehmen entgegenstellen.

Die vorliegende Arbeit operirt mit unbewußten Vorstellungen, unbewußten Schlüssen, mit bestimmten Ansichten über das Verhältniß der Gefühle zu den Vorstellungen, als stände sie damit auf einem festen Boden. So entsteht ein Netz von Hypothesen zur Erklärung so höchst complicirter Erscheinungen, als die ästhetischen sind. Wir haben das Ganze mit vielem Interesse gelesen. Geistvolle Erklärungen und Bemerkungen, insbesondere über Malerei und Poesie, machen die Lectüre sehr erfreulich. Aber warten wir lieber ab, ob die jetzt mit einander kämpfenden Hypothesen zu gesicherten Theorien sich befestigen. Dann ist die Zeit für Arbeiten wie die vorliegende gekommen.

Unter den vielen Bildnissen des Kaisers Wilhelm dürfte die kürzlich bei der rühmlich bekannten photographischen Anstalt von Fr. Hanfstängl in München erschienene Photographie ein besonderes Interesse erwecken. Das Porträt ist, wie uns mitgetheilt wird, die letzte directe Aufnahme und zeichnet sich sowohl in künstlerischer Auffassung als technischer Durchbildung besonders aus. Die Verlagshandlung hat das Porträt in sechs verschiedenen Größen ausgegeben und dadurch die Anschaffung wesentlich erleichtert: Facsimileformat 27 M., Imperialformat 15 M., Royalformat 6 M., Folioformat 3 M., Cabinetformat 1 M., Karte 0,50 M. Es dürfte überflüssig erscheinen, weitere empfehlende Worte für diese bei jedem Fest willkommene Gabe hinzuzufügen.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 41 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 233.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

Februar 1876.



Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Ihre Hand schlug wider ihr Herz, doch dieselbe fiel reglos vom Mieder an die Seite herab und ihre Brust bog sich wie im Schmerz nieder. Aus dem Wasserspiegel vor ihr aber kam ihr Bild herauf, dämmernd überschleiert, leises Auf- und Abwiegen der feuchten Fläche schien es drunten zu heben und zu senken. Eine Weile blickte Oda stumm darauf hin, dann redete sie die undeutliche Gestalt unter sich an:

„Was willst du? Bist du ein Meermädchen? Komm herauf und erzähle mir! Warst du's, die eines Menschensohnes Bild nicht vergessen konnte, ob du auch wußtest, daß du dein Selbst verlorst, sterblich wurdest, wie er? Aber dein sinnloses Herz war stärker, war schwächer als dein Wille, und du stiegst in die Höh' und kamst, ihm als Magd zu dienen? Nur ihn zu sehen, in seiner Nähe zu sein, begehrtest du, doch er ward deines Anblicks satt und sprach eines Tages gleichgültig: Was willst du hier? Geh — wann du willst, heut', am besten gleich! Ist deine alte Mär' nicht so? Närrin, dir geschah Recht! Du warst nicht von Krystall wie dein Schloß drunten, und warst kein Weib! Nun bist du verschmäht von ihm, entwürdigt vor dir selbst, und weinst, daß dein Bett überschwillt. Soll ich zu dir hinabkommen, dich zu trösten? Du glaubst es und öffnest mir deine Arme? Schwaches Ding, ich weine nicht; mein Herz ist von Krystall und verachtet dich. Willst du mich höhnen? Da!"

Oda Peters raffte heftig einen Stein vom Boden und schleuderte ihn gegen ihr Spiegelbild. Das Wasser klatschte auf, sie hörte es nicht mehr, sondern lief durch den Wald Süderhadstedt zu. Ohne innezuhalten, durchwanderte sie das große Dorf und ging ostwärts; die Nacht hatte lange begonnen, als sie die holsteinische Grenze überschritt, aber sie setzte unbekümmert im fremden Lande gradaus ihren Weg durchs Dunkel fort. An einem Korndiemen auf dem Felde schlief sie einige Stunden und brach mit dem Morgenlicht wieder auf; vor Mittag gelangte sie an die Störau und frug in einem Dorf, ob man Wiben Peters' Aufenthalt dort wisse. Ein altes Weib erwiederte ihr: „Kind, Kind, was willst du von dem? Der sieht grimmig aus, er ist noch heut' früh hier durchgeritten auf Segeberg zu. Gott behüt' uns vor allem Bösen! Mit dem kann ein Mädchen wie du nichts zu schaffen haben."

„Führte er ein Weibsbild mit sich?" fragte Oda hastig.

Die Alte nickte. „Gott erbarm's! Sie drohte und schrie, denn sie war noch jung genug, sich fürchten zu müssen. Es wär' Allen gut, so alt zu sein wie ich, dir auch, Kind, dir auch. Da hat man Ruh' vor den Männern und vor sich selber. Kehr' um, geh' nicht zu ihm! Er könnt' dein Vater sein an Jahren, aber er sieht aus wie ein Ritter im Helm und Harnisch; weißt nicht, was dich ankommt und was dir geschieht."

„Habt keine Sorg' um mich, mich kommt nichts an," lachte Oda bitter. Sie drehte sich noch einmal und setzte hinzu: „Er ist mein Vater, habt Dank für Euren guten Rath. Wollt Ihr mein Haar für Euer weißes drum, nehmt's."

Die Alte murmelte ihr zwischen den zahnlosen Lippen nach: „Ihr Vater? Gott schütz' die Welt vor Söhnen ihres Leibes!" Oda ging rasch über die beginnende weite Haide des holsteinischen Landrückens. Der Segeberger Kalkfels stieg grauröthlich in der Sonnenferne vor ihr auf, manchmal verdeckten ihn heut' verschwundene breite Waldgürtel, dann kreiste wieder auf der einsamen Fläche mit klagendem Ruf der Kiebitz über ihrer Stirn, die Moorschnepfe lief pfeifenden Tons wie ein brauner Schatten vor ihr auf. Endlich, als die Sonne fast sank, hoben sich die rothen Dächer der Stadt im Bogen um die seltsam im nordischen Lande vereinzelte Felskuppe des steilen Berges.

Oda hatte seit dem Abend vorher mehr als acht Meilen zurückgelegt, doch ihr kam kein Gedanke an Rast. Sie hielt Nachfrage und fand, eher als sie's gedacht, ihren Vater mit ungefähr einem Dutzend seiner Genossen bei der Abendmahlzeit in einem Walde nordwärts von der Stadt. Als Wiben Peters ihrer ansichtig ward, entfuhr ihm ein Laut der Ueberraschung. „Bist du's? Hast's auch satt bekommen im dithmarscher Land, oder haben sie dich hinausgejagt? Ich wußte, du kämst doch einmal, oder deine Mutter müßte mich betrogen haben. Setz' dich, iß und trink! Es ist anders hier als zu Hause, doch nicht schlechter, däucht mich. Willkommen!"

Er hatte ihr mit kurzem, freudigem Aufblitz in seiner finsteren Miene die Hand gereicht, füllte einen Becher und bot ihn ihr dar. Allein sie wies den Trunk zurück und frug:

„Habt Ihr Wobbe Kaling bei Euch, Vater?"

Wiben Peters lachte schrill in seinen gelben Bart und deutete mit der Rechten zur Seite auf einen Buchenstamm, an dem eine weibliche Gestalt mit Stricken festgeschnürt stand. „Die Hündin statt des Hundes, der sich verkrochen!" stieß er aus; „was ist's mit ihr? Sollst du etwa Lösegeld für sie bieten?"

In Oda's Augen glühte ein fremdartiger wilder Freudenstrahl, sie trat rasch auf das gebundene Weib zu und sprach:

„Kennst du mich, Wobbe Kaling? Du weißt, wer ich bin, sagtest du. Mane Todiemen's — wie war dein Wort? Den Stäupbesen! Vom Büttel laßt's ihr lohnen! Es ist Gerechtigkeit im Himmel, daß du hier stehst, und ich habe den langen Weg nicht gescheut, um dich wiederzusehen."

Die Frau des Gubernators hob trotzig den Kopf. „Thu' mir, was du willst, Dirne, du bleibst, was du bist."

Wiben Peters war mit herangekommen und mischte sich ein: „Kennst du sie und hast auch eine Rechnung mit ihr? Du sollst zu deinem Recht kommen und sie zu

ihrem. Schneidet Gerten, scharfrindige, daß sie die Haut reißen! Aber eilt euch, daß wir die dithmarscher Geldsäcke nicht verpassen, die heut' Nacht von Segeberg nach Lübeck ziehen; um zehn Uhr müssen wir an der Straße sein! Wärst du auch nicht meine Tochter, du solltest doch den ersten Hieb und ihr erstes Wimmern für dein Recht vorweg haben."

„Peitschen wollt Ihr sie?" fiel Oda ihm mit harter Stimme ins Wort. „Tödtet sie! Ich nehme ihr Blut auf mich vor Gott und Menschen!"

„Wär' ich du, thät ich's auch, aber wenn man Krieg führt, kommt die Klugheit vor der Rache. Für die Todte zahlt Thedo Kaling kein Lösegeld, und sie ist ein Schiff auf der See werth, wenn sie schreit, daß man's in Heide hört. Macht vorwärts und reißt ihr die Kleider vom Leibe, daß ihr sie nackt durch den Wald hetzt!"

Zwei der Knechte sprangen mit gierigem Ungestüm auf die Gefesselte zu, packten sie und rissen ihr das Kleid von Schulter und Brust. Doch plötzlich stieß Oda sie mit kräftigem Arm zurück. „Was wollt ihr? Schlagt sie! Tödtet sie! Ihr geschieht Recht, doch nicht so!"

Wiben Peters, der zur Seite getreten, kam erstaunt zurück. „Was giebt's? Weshalb hinderst du sie?"

„Weil Ihr befohlen habt, was nicht ziemt, Vater. Sie ist ein Weib und hat ein Recht auf ihre Kleider, lebendig und todt."

„Treib' keine Mädchenpossen, wir haben nicht Zeit, sonst entwischen uns die Kaufleute! Macht zu!"

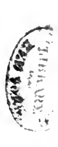
Die Knechte streckten wieder nach der Frau die Hand, doch Oda ergriff eine am Baum lehnende Streitaxt und schwang sie drohend gegen die Köpfe der Nahenden. „Wagt's nicht! Sie ist meine Feindin, martert sie, wie ihr wollt, aber das Weib schütze ich! Ihr straft nicht, Ihr schändet, Vater! Ich bin ein Weib wie sie und duld' es nicht!"

Wobbe Kaling sah die Sprecherin mit einem Blick an, dessen früherer Ausdruck in Dank zerschmolz. „That ich dir Unrecht, Mädchen, so vergieb mir," bat sie leise. Auf Wiben Peters' Stirn dagegen schwollen blaue Adern, er griff an sein Schwert, stampfte den Boden und stieß wild aus:

„Gottes Trotz, Dirne! Nackt, hab' ich gesagt! Jeder Fetzen, der an ihr bleibt, lähme ein Glied meines Leibes!"

„Und ich sage Euch Trotz, Vater! Das Weib ist mehr als die Tochter! Ich thu's nicht um Euch, Wobbe Kaling, sondern um mich selbst."

Wiben Peters hatte der Rest seiner Beherrschung verlassen, sein Schwert fuhr heraus und mit blinder Wucht gegen Oda's gehobene Streitaxt, so daß diese machtlos ihrer Hand entflog und zur Erde dröhnte. Zugleich sprangen auf seinen Wink Knechte von hinten an das Mädchen heran und faßten die Arme desselben, während er besinnungslosen Mundes rief:



„Noch ein Wort, Dirne, und ich lasse dich mit ihr nackt durch den Wald peitschen! Ich bin Wiben Peters, vor dem das dithmarscher Land zittert, und meine Tochter sollte mir Trotz ins Gesicht bieten? Hab' Acht! Du weißt, ich halte Wort."

„Laßt mich!" Oda machte eine kraftvolle Bewegung, die sie aus den Händen der unschlüssig dreinblickenden Knechte befreite. „Ihr habt die Gewalt, Vater; ich habe Euch bisher geglaubt, daß Ihr das Recht hattet, sie gegen Männer zu gebrauchen. Doch jetzt schändet Ihr das Recht — habt Ihr Acht! Ich bin Oda Peters, Eure Tochter!"

Sie wandte sich und ging schnellen Schrittes fort durch den Wald. Ihr Vater stand verstummt nachblickend; vor den Augen war's ihm wie sonderbare Vision, er sah sein blind herausfahrendes Schwert nicht die Waffe, sondern das unbewehrte Haupt des Mädchens treffen, und ein heißes Gefühl überlief ihn, es sei nicht mehr als Zufall, daß er nicht zum Mörder der eigenen Tochter geworden. Eine Minute lang kämpfte es in seinen trotzigen Zügen, die Lippen weigerten sich noch, zu gehorchen. Dann zwang er sie in raschem Entschluß und rief: „Oda!"

Doch die Gerufene wollte nicht hören, so schien's; sie hörte es in Wirklichkeit nicht mehr und verschwand zwischen den Stämmen. Wiben Peters machte eine Bewegung, als ob er ihr folgen wolle, kehrte indeß nach den ersten Schritten um und murmelte: „Sie hat Recht. Was will sie? Gleichviel!"

Er trat rasch zu den Knechten und ge-

bot: „Laßt das Weib unberührt! — Dankt's meiner Tochter, Frau Kaling, und schreibt um Lösegeld an Euren Mann. — Jetzt zu den Anderen, daß sie uns nicht die Geldsäcke vor der Nase davontragen!"

Vor Oda Peters lagen im letzten Zwielicht die rothen Dächer der Stadt Segeberg. Sie ging eine lange Gasse hinunter bis auf den Markt, dort fragte sie nach dem Hause des königlichen Amtmannes, denn Segeberg gehörte zum dänischen Antheil des holsteinischen Landes, und trat in das ihr bezeichnete Haus. Auf ihre Anforderung kam der Amtmann widerwillig aus einem Kreise bei ihm versammelter adliger Gesellschaft und erkundigte sich ungeduldig nach Oda's Begehren. Sie versetzte ruhig:

„Ihr habt dithmarscher Kaufleute in Eurer Stadt, die heut' Nacht auf Lübeck reiten, Herr Amtmann."

„Mag sein," erwiederte dieser kurz, „was soll's, was kümmert mich das Bauernvolk?"

„Es hat manche holsteinische Mutter sehr bekümmert, als ihr es dazu zwangt am Dusentdüwelswarft," entgegnete Oda Peters mit stolzem Aufblick. „Doch jetzt ist Frieden zwischen uns und mög' es bleiben; darum klage ich bei Euch gegen Wiben Peters auf Gewaltthat, die er heut' Nacht auf Eurer Straße an dithmarscher Männern üben will."

Der Amtmann zuckte verdrossen mit der Braue und wiederholte: „Wiben Peters? Ich weiß nichts von ihm, er befindet sich nicht in unserem Gebiet."

„Dann wißt Ihr allein nicht, was Jeglicher in Eurer Stadt weiß, daß er sich mit einem Theil seiner Leute drüben in Eurem Walde hält."

„Ihr irrt Euch; den Ihr meint, heißt Hans Pomererink und ist ein friedfertiger Mann, gegen dessen Namen noch Niemand Klage erhoben."

Es war unverkennbar, daß der Amtmann einen formellen Ausweg suchte, sich der Angelegenheit zu entziehen, allein Oda fiel ihm sicher ins Wort:

„Ihr wollt Euch täuschen, Herr Amtmann, und Euch unkundig halten, daß beide Namen denselben Mann bedeuten. Ich aber als eine Dithmarschin fordere von Euch Beihülfe gegen Wiben Peters' Gewaltthat im Namen Eures Königs und des Kaisers, dessen Landfrieden er auf Eurem Gebiet zu brechen gedenkt."

Der Amtmann sann unschlüssig-verwirrt umher. „Es müßte Jemand bezeugen, daß Hans Pomererink, wie Ihr vorgebt, Wiben Peters ist."

„Die bedrohten Kaufleute werden ihn kennen und es bezeugen; sonst ich selbst."

„Glaubhaft bezeugen, meine ich. Was bürgt mir für die Wahrheit Eurer Aussage?"

„Sein eigenes Wort wird's, Herr Amtmann, denn Ihr beweist freilich, daß Ihr Wiben Peters nicht kennt, wenn Ihr glaubt, er werde seine Tochter verleugnen. Er wird mich tödten, wenn er's kann — wenig fehlte, daß er's gethan — doch nicht mir ins Auge sehen und sprechen, er sei's nicht."

Einige Stunden später zogen die dithmarscher Kaufleute ihres Wegs gegen Lübeck. Eine Meile von Segeberg entfernt ward ihnen plötzlich an einem Waldrande Halt geboten; sie gehorchten mit zitternder Stimme den auf sie Eindringenden und lieferten denselben ihre schwer gefüllten Geldkatzen mit sonstiger Werthhabe, die sie bei sich führten, aus. Doch zugleich versperrte sich von Ost und West her im Nachtdunkel die Straße mit Reitern, bewaffnete Bauern brachen aus dem Wald, ein Aufjauchzen der verstellten Angst der Kaufleute und ein Handgemenge erhob sich, in welchem einige der Knechte Wiben Peters' fielen, einige entkamen, er selbst jedoch mit der Mehrzahl überwältigt und auf Forderung der überfallenen, frohlockenden Dithmarscher als Gefangener Königs Christian III. von Dänemark nach Segeberg gebracht wurde.

* * *

Wer das Recht oder die Gerechtigkeit des 16. Jahrhunderts im deutschen Lande unter einem Bilde hätte darstellen wollen, hätte das Konterfei eines Königsadlers dazu wählen mögen mit zornig aufgesträubtem Gefieder, flammendem Augenblitz und blutlechzend aufgerissenem Schnabel, doch mit den Flügeln einer Wasserfliege und den Füßen einer Schnecke. Das Unrecht kam zumeist wie der Blitzschlag, der ein Haus einäschert, das Recht gleich

den Steinen, die zu Tausenden von Hand zu Hand der Bauleute wandern, um auf der Brandstätte ein neues Gebäude unter Dach zu bringen. Klug war es, zu jeder Minute dem Landfrieden nicht zu trauen, klüger vielleicht noch, wenn es thörichterweise dennoch geschehen, nicht auf das Recht wider den Friedbrecher zu bauen.

Trotzdem ging großer Jubel durch das dithmarscher Land, als die Nachricht eintraf, welche Frau Wobbe Kaling als die Erste überbrachte, daß Wiben Peters zu Segeberg in die „Zucht und Haft Seiner Majestät Christian's zu Dänemark gesetzt worden", und die Bewohner der Geest wie der Marschküste athmeten zum ersten Mal wie vom Druck einer Nachtmar auf. Es klingt der Gegenwart befremdlich, daß mit keinem Wort davon geredet wurde, den eingeborenen Dithmarscher, der dem dithmarscher Lande den Frieden gebrochen und beim Ueberfall dithmarscher Kaufleute gefangen worden, an die Regenten und Richter Dithmarschens auszuliefern. Allein die Zeit, in der sich dies zugetragen, besaß neben ihrer peinlichen Gerichtsbarkeit eine noch peinlichere Eifersüchtigkeit auf Ausübung derselben, und Jeglicher, der ein Recht auf Benutzung von Rad und Galgen innehatte, wahrte dasselbe als sein köstlichstes Kleinod, bei dem man keine Gelegenheit, es zu putzen und in voller Herrlichkeit zu zeigen, ungenutzt vorübergehen lassen durfte. So ward nur darüber Verhandlung gepflogen, vor welchem königlichen Gerichte im holsteinischen Lande die Regenten Dithmarschens ihre Klage gegen den Friedbrecher Wiben Peters anhängig machen sollten. Darüber verrann Herbst und Winter, und das Frühjahr war im Beginn anzubrechen, als König Christian einen Machtspruch that und Kläger und Beklagten an das Loding oder Blutgericht der holsteinischen Stadt Rendsburg verwies.

Dergestalt war's am Dienstag nach Reminiscere des Jahres 1542, daß nach uraltem Herkommen die eingesessenen Bauern des Amtes Rendsburg unter dem Vorsitz des königlichen Amtmannes Kai Ranzow sich auf der „Malstätte" versammelten, um Recht zu finden zwischen den Regenten Dithmarschens und Wiben Peters, angeschuldigt des Friedbruchs am dithmarscher Lande. Bedeckten Hauptes saß das Loding, in weitem Bogen von den Bewohnern und Bewohnerinnen der Stadt Rendsburg und vielen Männern und Frauen sonst aus der Landschaft umgeben, die mit halb furchtsamen, halb neugierig-staunenden Blicken auf die machtvolle Gestalt Wiben Peters' hinblickten, der allein in der Mitte des Kreises, seines Urtheils gewärtig stand. Jeder wußte und er selber mußte es nicht minder wissen, daß er keine Gnade zu erwarten hatte, denn seine Frevel an Vieler Leib und Gut waren offenkundig, landvertraut und unzweifelhaft, und es klebte an seinen beiden Händen mehr vergossenes Blut, als die Zeit für nöthig erachtet hätte, um einem Dutzend seiner Art auf dem Rad die Beine zu zerbrechen. Doch Wiben Peters allein sah gleichgültig, ja fast heiteren Blicks in die Runde, musterte furchtlos die Züge seiner Richter und nickte ab und zu einem ihm bekannten Gesicht in der Menge, das sich jedoch hütete, seinen Gruß zu erwiedern. Manchmal wandte er den Kopf nach der Richtung, in welcher die Kläger erwartet wurden. Dann, wenn er den Weg immer noch leer sah, zuckte es unmerklich in einer der scharfen Falten seines Mundwinkels. Nur einmal nahm sein Auge eine Secunde lang starren Ausdruck an; es stieß unter den Zuschauern auf ein weibliches Antlitz, das sich mit weißer Blässe überzog. Doch nun lachte sein Mund, als Oda Peters die Hand ausstreckte, zuerst wie bittend nach ihm gewandt, dann, als wanke ihr Fuß, nach dem Arm ihrer Nachbarin, in Ohnmacht seinen Blick zu ertragen, und Wiben Peters murmelte nach innen: „Recht um Recht; das ist für den Hieb, der dich treffen konnte."

Die Frühjahrssonne rückte langsam vor und stand bereits dicht vor dem Höhepunkt ihres noch kurzen Halbkreises, doch immer war die Richtung, in welche die Augen des Angeklagten sich öfter wandten, noch leer, und es begann allmälig ein Murmeln der Ungeduld unter den Richtern, die ihren ländlichen Betrieb verabsäumten, von Mund zu Mund zu gehen. Da endlich um Mittag stäubte es auf der von Heide nach Rendsburg führenden Straße auf und ein halbes Dutzend dithmarscher Reiter kam eilfertig heran. Sie stiegen ab und traten mit fast etwas

hochfahrendem Gruß auf den königlichen Amtmann Kai Ranzow zu, indem sie mit lauter Stimme die Erklärung aussprachen, man möge ihr spätes Kommen entschuldigen, doch die Regenten hätten bis jetzt erwogen und sich geeinigt, sie könnten in einer so schweren und gewichtigen Sache ein Bauerngericht nicht annehmen, sondern sie — die Abgeordneten — seien gesandt, um die Forderung zu stellen, daß ihre Klage „bei der königlichen Würde von Dänemark selbst“ oder „deroselben trefflichen Hofräthen“ erhoben werde.

Es blieb nach den Worten still auf dem weiten Platz und Herr Kai Ranzow sah unschlüssig drein. In Wiben Peters' Augen funkelte ein spöttisch-trotziges Licht, er schien etwas sprechen zu wollen, doch eh' er die Lippen geöffnet, rief es laut von der Stelle her, an der Oda Peters sich befand:

„Wollt ihr freien Bauern euch von Bauern schmähen und verweisen lassen?“

Oda hatte es ausgestoßen, und es war wie der Ruf, der auf den regungslosen Gipfeln des Berglandes eine Lawine ablöst. Aus hundert Kehlen tönte die gleichzeitige Antwort:

„Sie schmähen uns! Wir sind berufen und halten Gericht!“ Die verdutzten Dithmarscher, welche den begangenen Fehlgriff zu spät einsahen, huben nochmals, doch weniger hochmüthig, Einsprache, allein vergeblich. Das Stimmengetöse ging brausend über sie weg; die dithmarscher Reiter schwangen sich wieder auf ihre Pferde, verwirrten Angesichts hob sich der Wortführer noch einmal im Bügel und legte im Namen der Regenten Verwahrung gegen jeden Spruch des nicht anerkannten Gerichtes ein, dann flog der Staub wieder auf der Heider Landstraße und die Reiter hatten die Dingstätte verlassen.

Die Sonne ging ruhig ihres Weges fort; als sie aber just über der Stadt Heide zum Niedergang stehen mochte, trat Herr Kai Ranzow vor, Wiben Peters gegenüber, und verkündete:

„Daß auf Befehl Seiner Majestät Königs Christian zu Dänemark der dithmarscher Bauer Wiben Peters heute zu Rendsburg den dithmarscher Regenten zu peinlichen Rechten gestellt und in seiner, des Amtmanns, Gegenwart durch das königliche Blutgericht und Loding Urtheil und Recht gefunden und ausgesprochen sei:

„Es habe auf peinliche Klage der achtundvierzig Regenten gegen Wiben Peters, mit der Bitte, denselben als Friedbrecher an Leib und Leben peinlich zu strafen, sowie auf des Beklagten Antwort und beider Parteien weiteres Vorbringen, das Loding und Blutgericht den Beklagten von angestellter peinlicher Klage frei, ledig und los erkannt, auch die Regenten und Landschaft Dithmarschen in alle Kosten, Schäden, Schmach und Schande verurtheilt und sie schuldig erklärt, derohalben und von wegen des Angriffs und Gefängnisses dem Beklagten Abtrag und Wandel zu thun.“

Wiben Peters verzog keine Miene bei Kündigung des Spruchs, er lüftete nur seinen Federhut gegen das Gericht und setzte ihn stolz wieder aufs Haupt; dann durchschritt er die stumm ausweichende Menge, in deren Gesichtern das anfängliche Mitleid verschwunden war und sich in unheimliche Scheu verwandelt hatte, trat auf seine Tochter zu und sagte: „Wir sind wett, Oda, wegen des Segeberger Waldes.“ Und ohne Antwort von ihr zu erwarten, drehte er sich ab, bestieg ein von Genossen bereit gehaltenes Pferd und jagte südwärts von dannen.

Es ist ungewiß, Wiben Peters behauptete und die Dithmarscher bestritten es, daß die Letzteren von dem Spruch des Rendsburger Loding Berufung bei dem „Göding“ oder hohen königlichen Blut- und Halsgericht „zum Jarischen Balken“ eingelegt und daß dieses das erkannte Urtheil voll inhaltlich bestätigt habe. Doch nachdem dies geschehen, oder die dafür gesteckte Frist abgelaufen, sandte Wiben Peters einen Brief an die Regenten zu Heide, daß er sein ihm zugesprochenes Recht begehre, und wofern sie dies weigerten, aufs Neue das dithmarscher Land und jeden Bewohner desselben mit Brand, Raub und Nahm angreifen werde, wo immer er einen Solchen antreffe.

Die Regenten antworteten darauf. Doch nicht mit einem anderen Brief und nicht ins Kehdinger Land, wohin Wiben Peters sich begeben, sondern sie entsandten, unter Führung eines aus ihrer Mitte, eine Anzahl von Vertrauten an den Windbarger See.

Oda Peters hatte nach dem Schluß des Rendsburger Gerichtes ihre in einem holsteinischen Dorfe wohl untergebrachte Mutter aufgesucht und bei derselben geraume Wochen, bis das Frühjahr voll angebrochen, verweilt. Dann ging sie eines Morgens nach mehr denn halbjähriger Abwesenheit gegen das dithmarscher Land zurück. Es war plötzlich über sie gekommen, wie die Lerchen hoch über ihr im Blau sangen und der weiche Westwind von der See blies. Ihre Mutter fragte, was sie wolle, und Oda entgegnete: „Ich komme morgen zurück, aber mir thut's weh in der Brust, daß ich unser Haus sehen muß und die Kirsch- und Apfelbäume im Garten. Sie blühen jetzt und es ist mir wie einem, der verdurstet, daß ich mir die weißen Blüthen auf den Kopf schütteln möchte, grad' so wie ich's hundertmal als Kind gethan."

Oda dachte gar mancher Dinge, als sie den Weg über den dürren Landrücken gen Westen verfolgte. Ihres Vaters und des Lodings in Rendsburg, und wie es habe geschehen können, daß obwohl alle seine Gewaltthaten landkundig gewesen, ihn das Gericht dennoch vom Landfriedensbruche losgesprochen und die Kläger zu Buße und Schadenersatz verurtheilt habe. Es war Recht, das wider Recht stritt, da draußen und in ihr selbst; von gleicher Stärke fast beide, das Recht des Mannes, dessen Tochter sie war, und das Recht des Heimathlandes, dem sie ebenfalls als Kind angehörte. Ein Widerstreit war's, wie sie ihn in ähnlicher Weise schon in sich kannte, der eingeborenem Trieb entsprang, sei's Stolz oder Trotz, einem Ueberschuß von Selbstherrlichkeit, die nichts über sich erkennen wollte als das freiwillige Zugeständniß eigener Entscheidung. Doch wie sie grübelte, brannte ihr über einer Erinnerung das Blut in den Wangen. Ihre Schuld war's gewesen, daß ihr Vater gefangen worden, sie hatte es so gemußt wegen des Frevels, den Gewaltthat des Mannes am Weibe zu begehen sich vermaß, und würd' es wieder thun jedem gegenüber ohne Besinnung; und ebenso hatte sie vor dem Loding den Ruf ausstoßen gemußt, denn sie fühlte, daß dieser allein ihre Schuld wett zu machen und den Vater vor peinlichem Urtheil zu bewahren vermochte. Sie wußte, daß sie den alten Haß der Bauern des Holstenlandes, dessen Parteilichkeit die dithmarscher Kläger befürchteten, damit aufstachelte, um den Vater zu retten — aber hatte sie nicht zugleich vor dem alten Landesfeinde ihr Heimathland damit erniedrigt und geschmäht? War es einer Tochter Dithmarschens würdig gewesen, war sie noch würdig mit Stolz diesen Namen zu führen?

Oda Peters klopfte das Herz, sie empfand, daß sie eine Schuld mit sich trug, und, ihren Fuß plötzlich innehaltend, kam ihr das Bewußtsein, man könne sie in ihrem Heimathlande richten für das, was sie gethan. Doch nur einen Augenblick hemmte der Gedanke ihren Schritt, dann nickte sie mit der Stirn: „Ich hab's verdient, mein Herz spricht ihnen das Recht zu," und sie setzte ruhig ihren Weg fort. Die Lerchen jubelten um sie her, aus der öden Gegend stieg in der Ferne das reiche, grüne Land der Marschen vor ihr auf und in stummer Sprache jubelte ihr Herz jetzt mit. Wie die Grenze hinter ihr lag, warf sie sich auf einsamem Feldweg zur Erde, küßte den Boden und sprach ihn mit glücklicher Stimme an: „Strafe mich, tödte mich, doch so lang ich athme, laß mich dein Kind sein! Nur in der Kinderheimath wohnt Frieden und nur ihre Erinnerungen sind Glück."

Sie war schön, die Marsch, in ihrer vollen Frühlingspracht. Schon als ob ein fruchtschwerer Hauch von ihr auf den Geestrand heraufwehe, glänzte das junge Laub der Wälder freudiger hier, umwogte das grüne Korn mit höheren und dichteren Halmen die Knie des Mädchens. Unter weißem Blüthenschnee lagen oftmals die Häuser fast verborgen, Knaben und Mädchen spielten darunter im goldenen Nachmittagslicht, ihr Lachen klang aus den Gärten und sie schüttelten sich die duftenden Flocken jauchzend auf Haar und Gesicht.

Dort bog der Weg ab zu Mane Todiemen's Gehöft.

Oda hielt, die Hand auf einen Markstein aufstützend, an und blickte hinüber. Auch neben dem Haus, in dem sie ein Jahr lang als Magd gedient, schimmerte der Frühlingsschnee, kleine Gestalten bewegten sich darunter, doch zu fern, um zu unterscheiden, weß Alters und Geschlechts.

Oder bedurfte es nur längerer Uebung des Auges erst, unverwandten Hinschauens, um sie dennoch zu erkennen?

Unfraglich, so war's. Deutlicher allmälig ward es vor dem Blick der fernen Betrachterin und sie unterschied einen Mann und eine Magd unter den blühenden Bäumen. Nein, ob auch fern, waren sie doch zu klein, um Erwachsene zu sein; ein Knabe und ein Mädchen war's, sie wandten den Rücken, doch Oda sah, ihre Hände hielten sich gefaßt und sie tauchten lachend in das Flockengewirbel, das ihre Hand vom Gezweig herabstäubte. Doch nun wurden sie uneinig in ihrem Spiel und rangen mit einander; ihre Kraft schien fast gleich, es war schwer zu bestimmen, wer Sieger sein werde. Dazu sagte der Knabe — trotz dem weiten Zwischenraume vernahm Oda es deutlich Wort um Wort —:

„Du mußt thun, was ich will, denn du weißt, du wirst meine Frau und eine Frau muß gehorchen, frage nur deinen Vater."

„Nein," antwortete das Mädchen trotzig, „dann werde ich nicht deine Frau."

Einen Augenblick schwiegen beide, darauf bat der Knabe mit veränderter Stimme:

„So thu's, weil du mich lieb hast!" und sie zauderte, doch sie that, was er verlangte, und wandte sich um dabei.

Und Oda erschrak und deckte die Augen mit der Hand, denn wie sie das Mädchen anblickte, sah sie in ihr eigenes Gesicht.

Was war's gewesen? Auch eine der Erinnerungen, von denen sie gesagt, sie allein seien Glück?

„Blendwerk," murmelten ihre Lippen; „auch eine Spiegelung." Sie befreite den Blick und schaute wieder hinüber; klein und undeutlich lag Alles, kaum eine Menschengestalt zu unterscheiden, nur die Bäume streuten ihren Schnee, das war Wirklichkeit.

„Thörin, nicht dort, hierhin liegt der Frühling, der dir gehört!" Oda Peters sprach es laut, und die Müdigkeit, welche sie plötzlich überwältigt, schwand; ohne umzublicken, bog sie schnell auf den Weg zu ihrem Vaterhause ein. Wer mochte es bewohnen? Denn die Regenten hatten Land und Hof des Friedbrechers zum Ersatz an sich genommen und fremden Händen überliefert. Doch gleichgültig, wem! Sie wollte nichts davon, was ihr Jemand nehmen konnte, nicht die Gegenwart, nur das Vergangene, das aus den Zügen derselben hervorsah, das Einzige, was die große Welt für sie an eigener Schönheit bewahrt hatte. Ihr war, wenn sie dort die Blüthen sich aufs Haar schütteln könne, müsse Alles ein Traum gewesen und sie selbst wieder ein Kind sein.

Was stieg da vom Geestrand auf, hinter dem Wall, der ihr die Heimath noch verbarg? War es Herdrauch? Fast in zu gewaltigen dunklen Massen erschien's, als deute es auf Brand. Doch nein, keine Feuerglocke ringsum in den Kirchspielen läutete; von der Abendsonne roth bestrahlt, lag friedvoll, einem leuchtenden Geheimniß gleich, wie in Kinderzeit der Meldorfer Thurm.

„Es sieht schön aus, als ob er brenne. Aber dich sehe ich noch lieber, dein Haar ist wie die Sonne."

Mane Todiemen's Stimme war es wieder, und wiederum nicht in Wirklichkeit, sondern aus der Vergangenheit herauf. Doch Oda schlug heftig abwehrend mit der Hand zur Seite:

„Was willst du? Geh'! Ich that's, weil ich wollte, nicht dir zu lieb!" Und sie lief athemlos mit hämmerndem Herzen um die Ecke des Walls.

Dann stand sie und starrte reglos hinaus. War Alles hier Trug und Blendwerk heute? Gaukelte auch die Einbildung ihr rothe Flammen drüben aus dem Strohdache des väterlichen Hauses, die hohen Eschenwipfel umher am Boden und dahinter im Garten den Schnee der Obstbäume mit dem Gezweig und Stamm an der Wurzel zur Erde gefällt?

Ja, Täuschung mußte es sein, denn zahllose Menschen standen in schwarzem Bogen umher, doch keiner regte die Hand, um zu helfen, den Flammen zu wehren.

„Hilf mir, Himmel, wider meine Sinne!" rief Oda angstbetäubt. Da kam ein kleines Mädchen hinter ihr gelaufen und jubelte:

„Feuer! Es brennt schon!"

Das Kind stürzte vorbei, aber Oda Peters ergriff es mit krampfhafter Gewalt am Arm und stammelte:

„Was brennt?"

Des Mädchens Auge flog verwundert herum.

„Siehst du's nicht? Weißt du's nicht? Es ist ein Fest heut', Wiben Peters' Haus wird verbrannt für seine Schandthaten, kein Stein soll bleiben und kein Baum, wo er gewohnt! Juchhe! Au, du thust mir weh!"

Es war die Antwort der Regenten auf Wiben Peters' Brief.

Das Kind hatte sich losgerissen und sprang jauchzend weiter wie ein taumelnder Falter dem mächtiger auflodernden Brande entgegen.

„Ich that ihr weh," sagte Oda mit starrem Munde, „so hätte sie wohl Recht, es mir zu thun."

Sie lachte schneidend auf und hockte sich an den Graswall; das Strohdach schoß herab, thurmhohe Lohe und Rauch schlugen über Alles, fernes, als Beifall dreintönendes Stimmengetöse kam herüber, dazwischen klang es der einsamen Zuschauerin leise knisternd im Ohr, als höre sie, wie das Feuer die grüne Rinde der umgefällten Bäume annage. Dann brach die Dämmerung ein, endlich die Nacht. In den Gräben der Wiesen lärmten die Frösche, die Rohrdommel rief aus dem Schilfe des Windbarger Sees, doch es war Maiennacht und die Nachtigall flötete drein. Aber im schwarzen Dunkel gewahrte Oda's Blick nichts mehr, als zwei glühende Augen, die ihr von der Stelle, wo ihre Kinderheimath gestanden, aus der Finsterniß entgegenstierten. Sie verengten und vergrößerten sich wieder, es sprühte in ihrer Höhlung auf und zerflackerte, doch sie blieben sich gleich, zwei funkelnde Augensterne der Nacht, bis das erste frühe Morgenlicht graute. Da stand Oda Peters auf und sagte, zum ersten Male die Lippen regend:

„Es sind meines Vaters Augen, sie rufen mich auch."

Sie ging altbekannten Weg, und um Mane Todiemen's Gehöft rann das Zwielicht, doch Alles schlief noch drin, als sie den Hofplatz betrat. Vor der Thür des Hauses griff sie in die Tasche, zog etwas Weißes hervor und glitt damit über das Holz; dann schritt sie ortskundig an ein Backhaus zur Seite des Gebäudes, öffnete es und fand frische Brote, von denen sie eins hervornahm. Ein großer Hund, der den Garten durchstreifte, schlug an, doch sie rief seinen Namen und er kam in Freudensprüngen, legte vertraulich den Kopf auf ihren Schooß und schnupperte nach dem Brot, von dem sie aß.

„Bist auch hungrig, Packan," sagte sie, ihm den Kopf klopfend; „da, nimm, es ist nicht vom Dänen und nicht vom Holsten, deine Herrin giebt's dir." Als sie das Brot mit dem Hunde getheilt, ging sie, von ihm begleitet, zum Brunnen, schöpfte und trank aus der Hand. „Bleib'!" gebot sie fortschreitend, und der Hund setzte sich und sah ihr traurig nach. Ihr Auge gewahrte es, wie sie sich noch einmal nach dem Hause umblickte, sie machte eine plötzliche Handbewegung und fragte zurück: „Thut's dir weh? Warum solltest du unter ihnen bleiben, deine Treue hat's nicht verdient. — So komm!" rief sie, und er flog auf sie zu, doch sie stillte seinen Freudenausbruch, und Beide verschwanden auf dem schmalen Fußsteig, der ostwärts das Kornfeld durchschnitt.

Ein Knecht trat um eine Stunde später vor Mane Todiemen's Bett und weckte ihn aus dem Schlafe.

„Es steht Wunderliches an der Thür, Herr, mit Kreide geschrieben, wir können's nicht lesen. Bei Nacht hat's Einer gethan, Gott mag's wissen, warum, aber Uebles bedeutet's, ist unsere Meinung."

„Ihr seid allzeit abergläubisch, das Mannsvolk wie das Weibsvolk! Wer sollte bei Nacht an meine Thür schreiben?"

„Der Leibhaftige, Herr, ist unsere Meinung, oder, wenn er nicht selbst, Wiben Peters, sein höllischer Sohn."

Der junge Bauer, der den Kopf wieder zurückgelegt, sprang wortlos auf, fuhr in seine Kleider und ging hinaus. Die Frühsonne trat funkelnd über den Horizont und goß ihr Gold auf die Kreideschrift an der Thür, um die Knechte und Mägde, des Lesens unkundig, neugierig erwartungsvoll herumstanden, während der Hinzukommende, die wenigen Worte überfliegend, las:

„Mane Todiemen ist der Bräutigam der Tochter des Friedbrechers. Wer wird ihm glauben, er sei nicht der Feind derer, die Oda Peters' Vaterhaus verbrannt und die Bäume umgefällt, unter denen er mit ihr als Kind gespielt?"

Mane Todiemen starrte auf die Schrift, unhörbar murmelte er nach innen:

„Sie selbst hat es geschrieben."

Sein Kopf flog umher und durchmusterte mit blitzschnellem Blick den Umkreis des Gehöftes, Straße und Feld.

„Was bedeutet's, Herr? Hat's der Leibhaftige —?" fragte, seine Aufregung nicht mehr bezwingend, der Knecht, der ihn geweckt.

„Narren seid ihr! Es bedeutet, daß Jemand hier gewesen von Fleisch und Blut, und damit hat's die Hand geschrieben. Seht ihr nicht, daß die Buchstaben roth sind wie der Brand gestern von Wiben Peters' Haus, aber auch wie der Morgen, wie Blut und Gluth auf der Stirn? Geht an eure Arbeit! Vielleicht reit' ich morgen oder übermorgen über Land; wer seine Pflicht nicht gethan, wenn ich heimkomme, den strafe ich! Was sagtet ihr? Es ist die Pflicht — die Pflicht dessen, der zum Geschlecht gehört! Geht!"

Und Mane Todiemen löschte die Schrift an der Thür und trat eilig mit fiebernden Augen im brennenden Antlitz ins Haus zurück.

Bei dem Kirchspiel Sanct Margarethen, wo die ersten langgestreckten Sandinseln den Elbfluß zu verschmälern beginnen, brachte in der ersten Nachmittagsstunde des nämlichen Tages eine Fähre Oda Peters und ihren fuchsrothen vierfüßigen Begleiter hinüber ins Kehdinger Land. Die spät einbrechende nordische Mainacht begünstigte sie, daß noch Abendhelle über dem Marschgestade des Herzogthums Bremen lag, als sie ihren Vater in dem unfern der Elbe belegenen Städtchen Freyburg antraf. Wiben Peters bewohnte darin den großen finsteren Bau eines alten, seit halbem Jahrhundert fast vereinsamten Edelhofes an der Hauptgasse des Ortes; er hatte denselben durch billigen Kauf an sich gebracht, reisige Knechte hielten am Eingange Wacht, droben im Zechsaale saß der Besitzer mit einem halben Dutzend vom Adel der Landschaft am Eichentisch, das Ganze erregte fast den Eindruck der Hofhaltung eines reichsfreien Herrn in der Herberge einer von ihm besuchten fremden Stadt. Die Behörden Freyburgs erhoben keinen Widerspruch gegen seinen Aufenthalt, und der Erzbischof von Bremen, Herzog Christoph von Braunschweig, that es eben so wenig. Herr Hans Pomererink war eine unbescholtene Persönlichkeit, die Geld unter die Leute brachte, und Wiben Peters hatte das Rendsburger Loding von der wider ihn erhobenen Anklage freigesprochen. Woher jenes von ihm freigebig ausgetheilte Geld kam, wen ging es an? Und stammte es von den Dithmarschern, so war darüber die gleiche heimliche Schadenfreude im erzbischöflichen Palast zu Bremen wie in jedem Bauernhause des Kehdinger Landes, denn die selbstherrliche und hochfahrende Republik drüben hatte eben so wenig Freunde und eben so viel Neider diesseits des Elbflusses als jenseits.

Oda schritt die Treppe des Hauses hinan und in den Saal der Zechenden. Sie nickte kurz ihrem mit am Tische sitzenden Oheim Bartold und trat auf ihren Vater zu, der keine Ueberraschung kundthat, als daß ihr ein triumphirender Glanz in seinem Blick entgegenflammte. Doch er begrüßte sie nicht, sondern fragte nur spöttisch, ohne sich von seinem Stuhle zu rühren:

„Kommst du mit einem neuen Haftbefehl für mich?"

„Ihr habt mich nicht dazu gezwungen, Vater," entgegnete sie ruhig. „Ich komme zu Euch, weil ich keinen Platz mehr habe, mein Haupt hinzulegen, und weil das Herz mir jetzt sagt, mein Platz sei bei Euch. Die dithmarscher Regenten haben Euer Haus verbrannt, Vater, die Bäume, die Ihr gepflanzt, umgeschlagen und Salz auf Euer Gedächtniß gesäet, auf Eures und meines. Meine Augen waren dabei, als sie es thaten. Darum komme ich zu Euch."

Niemand von den Anwesenden hatte ein Ohr dafür, daß die Lippen der Sprecherin leise bei den Worten gebebt; Wiben Peters erwiederte nichts, nur sein Bruder sprang auf und rief, die Faust auf den Tisch schlagend:

„Das haben sie klug gemacht, Wiben! Jetzt klagst du auf Friedbruch bei Kaiser und Reich!"

„Gottes Tod!" fuhr jetzt aus Wiben Peters' Mund. Seine Lippen bebten, er riß sein Schwert halb aus der Scheide, stieß es zurück und saß, den Kopf aufstützend, stumpf und wortlos da. „Mein Haus — Salz darüber —"

„Salzt es den Bauern wieder ein! Darauf trinke ich!“ rief einer der jungen Adeligen, den Becher hebend.

„Der Bauer stopft Euer Maul, Herr Junker von Bockwold!“ schrie Wiben Peters, wild aufspringend. Er packte nach einem Krug, ihn dem Junker ins Gesicht zu schleudern, doch Bartold trat schnell vermittelnd dazwischen.

„Wenn er dich beleidigen wollte, säß' er nicht an deinem Tische. Außerdem, welcher kluge Mann kümmert sich um ein Wort? Haltet wider den gemeinsamen Feind zusammen! Ich bin auch ein Bauer und ein Dithmarscher, doch ich denke wie der Junker. Wenn's mich nicht fuchst, warum sollt's dich?“

Der besinnungslose Zorn war in Wiben Peters' Kopfe verraucht, doch er entgegnete dem Bruder nur mit einem stummen, beinahe mißächtlichen Blick und ergriff zum ersten Male die Hand seiner Tochter, drückte sie derb in seiner und sprach gelassen:

„Setz' dich zu uns, Oda, iß und trink!“

„Ein ander Mal, wenn Ihr unter Bauern seid, Vater,“ antwortete das Mädchen mit sicherem Rundblick. „Jetzt bin ich müde, gebt mir eine Kammer zum Schlafen. Und morgen gebt mir ein Pferd, Rüstung und Waffen; ich bin nicht als Eure Tochter gekommen, sondern als ein Mann mehr für Euch.“

„Hoho, Jungfrau,“ lachte der halb vom Hamburger Bier trunkene Junker von Bockwold auf, dem der vorherige Zwischenfall nicht die Zunge ernüchtert hatte, „ich biet' mich als Knappe bei Euch an für Zofendienst, wenn Ihr mit ins Feld rücken wollt. Sonst aber wollen wir's uns verbitten, daß Ihr das Gegentheil von dem thut, was unsere Augen wünschen, und noch mehr Kleider anlegt. Soll's indeß sein, Herr Wiben, so laßt Eure Tochter nicht anders zu Pferd sitzen als in flandrischem Sammet, denn, bei meinem Schild, man sieht's ihr nicht an, daß sie von Euch gekommen, und Ihr könntet an des Kaisers Hof mit ihr gehen und sie Fräulein heißen, Hans Bockwold steht Euch gut dafür!“

Er hob sich taumelnd vom Tische, schwankte gegen Oda heran und stotterte mit anstoßender Zunge:

„Bleibt! Wer sagt, Ihr wäret von Bauernart, hat's mit mir zu thun! Heißt Hans Bockwold einen Maulwurf, wenn in Eure Adern nicht edles Blut geflossen, woher, ist mir gleich! Wollt Ihr's mit meinem verbinden, sprecht ja, und Ihr werdet Hans Bockwold's Eheliebste — der Teufel und seine Knechte sollen dreinfahren, ich hab's gesagt!“

Doch Oda würdigte ihn kaum eines Blickes, geschweige einer Erwiederung und verließ den Saal. Der Junker wollte ihr nachfolgen, glitt jedoch aus, fiel und zerschlug sich auf den Steinfliesen des Bodens das Gesicht; ein allgemeines Gelächter erhob sich, bis er wieder auf seinen Stuhl gesetzt war, dann redete Wiben Peters ihn an:

„Nehmt's nicht ungut, Junker, was ich gesagt. Ihr habt im Rausch zuvor gesprochen, das soll aus dem Ohr herausklingen, nicht hinein; wollt Ihr's morgen meiner Tochter wiederholen, was Ihr heut' gemeint, so hab' ich nichts dawider, und mit der Mitgift, denk' ich, werdet Ihr zufrieden sein, ob die Dithmarscher mir auch Haus und Hof niedergebrannt haben. — Doch für den Rest der Nacht heut' gebt mir Urlaub, Ihr Herren! Wenn's Euch gefällt, bleibt, bis ich zurückkomme, ich hab' eine Schuld abzutragen, Ihr mögt vielleicht denken, wo.“

Trunkenes Lachen und lauter Beifallsruf scholl ihm entgegen.

„Ihr wollt auf dem Fisch reiten! Reitet auf dem rothen Hahn! Lehrt sie Salz streuen! Macht ihnen ihre eigene Suppe heiß!“

Wiben Peters und sein Bruder verließen die zurückbleibende Gesellschaft und nach kurzer Frist ritten sie, von etwa zwanzig bis an die Zähne bewaffneten Knechten begleitet, durch die Elbniederung dem Flusse zu. Der Führer war schweigsamer noch als gewöhnlich und hielt seine Augen nur stumm unter den dicht verwachsenen Brauen hervor auf den rothgelben Strich geheftet, der noch am Rande des nordwestlichen Himmels brannte. Bartold begann mehrere Male vergeblich ein Gespräch, ohne Antwort zu erhalten; endlich sagte er:

„Deine Tochter hat sich verändert, Wiben.“

Der Vater hob den Kopf.

„Wer sie nicht kennt, mag's glauben. Ich weiß, daß sie immer so war; der Apfel fällt am Baum."

„Gerad' das mein' ich, der Bockwolder hat Recht, man sieht's ihr nicht an, daß sie von deinem Stamm gefallen. Ihr Haar ist wie Gold, und es giebt große Herren, die solches Haar mit dem, was es einrahmt, höher schätzen als Gold."

Wiben Peters erwiederte nichts, sie ritten über den Elbdeich und das Wasser rauschte vor ihnen im Dunkel. Dann sprach Bartold:

„Es kann nicht dein Ernst sein, solchen Schatz, wie du ihn hast, an den albernen Schwätzer, den Trunkenbold, wegzuschleudern."

„Wenn sie's will."

„Nicht wie sie, sondern wie du willst, denk' ich. Seit wann besitzt eine Tochter Willen, wo es sich um ihres Vaters und ihres Geschlechtes Vortheil handelt?"

„Sie besitzt ihn, wenn er ihr als Erbtheil gefallen."

„So hat der Mann, wenn es gilt, die Kraft, ihn zu brechen, anderenfalls die Klugheit, ihn zu lenken. — Hast du meinen Rath bedacht, Wiben, beim Kaiser auf Erfüllung des Lodingspruches zu klagen?"

„Vielleicht hast du Recht, Bartold."

„So gewiß, wie Hans Bockwold mit dem einzigen klugen Worte Recht hatte, das er heut' Abend gesprochen, du könnest mit deiner Tochter an des Kaisers Hof gehen und sie Fräulein heißen, kein Reichsfürst würde dran zweifeln. Wo sie deine Sache vorbrächte — in Ehren natürlich — Fürsten sind auch Menschen und sind Männer, da bedürfte es keines Schwertes und keines Goldes. Denk' nichts Arges; in Zucht und Ehrbarkeit habe ich gesagt —"

Der Elbstrom umrauschte die breiten Fährboote, welche Anführer und Knechte aufgenommen. Von Zeit zu Zeit stieg aus dem Zechsaale des Hauses in Freyburg eine taumelnde Gestalt auf den Dachboden hinauf und suchte mit den Augen durch die Nacht gegen Norden hinüber. Dann stürzte eine Stunde vor Anbruch des Morgens der zuletzt die Treppen Emporschwankende mit trunkenem Gebrüll zurück:

„Der rothe Hahn kräht!"

Wer seine Beine noch zu regen und aufrecht zu halten vermochte, polterte auf den Ruf ebenfalls zum Dachboden hinan, aus dessen Luke der Blick bei Tage über das Boruser des Kehdinger Landes und das graue Elbwasser weit bis ins dithmarscher Gebiet hineinging. Jetzt war es Nacht, doch in der Richtung des Thurmes von Brunsbüttel säumte ein blutiges Gewölk den Horizont, das kein Vorbote der aufsteigenden Sonne sein konnte, denn es stand an dem Himmelsbogen des Nordlichts.

Am selben Frühmorgen aber lag ein Brief auf der Thürschwelle des Gubernators Thedo Kaling zu Heide, daß Wiben Peters den Regenten am Dorfe Ostermoor gezeigt, wie man Häuser vom Erdboden austilge, und er lege ihnen die Rechnung bei für das Salz, das er gebraucht. Dafür verlange er Zahlung vor Nacht, sonst komme er zurück, sie sich selbst zu holen.

Doch in der folgenden Nacht that er's nicht, denn als Oda Peters im Frühlicht in ihrer Kammer zu Freyburg die Augen aufschlug, sah sie staunend ihren Vater auf einem Stuhle neben ihrem Bett. Es war, als ob er schon lange so gesessen, und er hielt den Blick in ihr Gesicht geheftet, doch schien's, ohne zu gewahren, daß sie die Lider aufschlug, gedankenabwesenden, seltsamen Ausdruckes. Seit Jahren betrachtete sie zum ersten Male genau im hellen Licht seine nicht vom breitkrämpigen Hute beschatteten Züge und es durchschrak sie fast. Wo in ihren Kindertagen auf seiner Stirn die zähe Willenskraft, das trotzige Selbstvertrauen gelegen, hatten tiefe Schnitte sich zackig eingesägt, und aus ihnen herauf kam es wie eine drohende Brut, die darin nistete, finster-unheimlich, und doch zugleich, als hätte das scharfe Werkzeug die Furchen nicht nur in die Haut, sondern durch den Stirnknochen hindurch bis ins Gehirn gegraben und zermartere dies unsichtbar in der Tiefe mit stumpfer, unablässig fortwühlender Schneide. Es war nicht Wiben Peters, wie die Kinder und die Großen des dithmarscher Landes sich furchtsam sein Bild malten, ein müder, vor sich hinausstarrender und doch unstät mit den Gedanken seines Auges schweifender Mann saß da, als laure ein irrer, ungreifbarer

Feind wider ihn aus seinem eigenen Selbst heraus, daß es Oda mit Schauder und seltsamem Mitleid überrann und sie sanften Tones fragte:

„Weshalb sitzt Ihr da, Vater? Wollt Ihr etwas von mir?"

„Von dir?" Er fuhr auf und sah ihr ungewiß ins Antlitz. „Schiffe, Waffen, Kriegsknechte will ich! Immer mehr, mehr! Ihr Herr will ich sein und sie treten, nicht verstohlen bei Nacht, am hellen Tage vor allen Augen! Was sollt' ich von dir wollen? Deine Schönheit? Was hast du sonst?"

„Ich wollt', daß ich Euch antworten könnte: Liebe, Vater. Aber Ihr habt sie nicht in mir geregt, und Lügen ist niedrig und werthlos. Doch ich habe Kindespflicht für Euch und Dank."

„Dank? Wofür? Daß du landflüchtig und heimathlos durch mich geworden? Daß dein Herz trotzig ist wie mein's? Dank ist Narrheit allemal! Und hätt' ich Recht drauf bei aller Welt, bei dir hätt' ich's nicht."

Es blitzte in des Mädchens tiefblauen Augensternen.

„Ihr habt's, Vater, daß Ihr mich an denen gerächt, die mir genommen, was ich noch besaß. Sie haben Euch Haus und Habe verbrannt, doch mir den Himmel darüber. Ich hätte mein Leben geboten, es zu vergelten; Ihr habt's gethan und mein Leben ist Euer. Schaltet mit ihm, wenn es Euch nützen kann."

Sie stützte die Hand in ihr nächtlich aufgelöstes goldhelles Haar; den Blick darauf heftend, zögernd im Anfang, dann schnell erwiederte ihr Vater:

„Du kannst's, kannst mir deinen Dank beweisen. Ich reise an des Kaisers Hof nach Speier, bei ihm Gewähr für das Recht zu erbitten, das mir in Rendsburg zugesprochen. Willst du mich begleiten, so vergiltst du mir."

Verwunderten Auges sah sie auf.

„Nichts weiter? Ihr scherzt, Vater; was nützt es Euch? Das ist kein Entgelt."

„Mir ist's genug" — er stockte einen Augenblick — „der Weg ist lang, du wirst ihn mir kürzen. Willst du's?"

„Ihr braucht's nur zu wollen."

„Sag's zu!"

Oda streckte zur Bekräftigung ihm ihre Hand dar, er ergriff dieselbe, ließ sie jedoch schnell, fast scheu wieder fahren und ging hinaus. Kopfschüttelnd folgte sie ihm mit dem Blick. Ein Tag und eine Nacht vergingen, dann trat ihr Vater abermals im Frühlicht an ihr Bett und legte ein wundervolles Kleid aus flandrischem Sammet darauf, das ein Knecht ihm auf triefendem Pferde aus Hamburg gebracht. Als Oda darin aus ihrer Kammer hervorschritt, erschien sie in der That nicht wie eine gewöhnliche Edeldame, sondern wie ein Fräulein, eine Fürstentochter, welcher dieser Titel um die Zeit noch allein zustand. Ein ebenholzschwarzer Rappe castilischen Blutes stand für sie bereit, und ihr Vater hob sie in den reich vergoldeten Frauensattel.

„Dein Gold hat guten Klang, Wiben; karge nicht damit und deine Tasche trägt das Recht heim," sagte Bartold Peters zum Abschied, mit prüfendem Blick die stolze Gestalt der schönen Reiterin umschließend, und vom Gefolge eines halben Dutzend reisiger Knechte geleitet, brach der Zug gen Süden auf, dem der rothgelbe Packan mit lautem Freudengebell auf dem sonnigen Wege voransprang.

Oda Peters hatte wohl Recht, es nicht als einen Dienst zu erachten, den sie ihrem Vater leistete, denn es war gar herrlich und seltsam, südwärts in den Mai und die fremde Welt hinauszureiten, daß es bald selbst des Mädchens eigenwillige Sinne und Gemüth süß schmeichelnd mit lockenden Farben und Tönen befing. Tage wohl ging's über die unabsehbare Haide, doch sie war anders als der dürre Sandrücken des Holstenlandes, auf und nieder gewellt, von Nadelwald und Laubbäumen durchzogen; darunter sah manch stattliches Gehöft hervor, und selbst die Hütten der Armen erschienen traulich, nicht traurig und gespenstisch vereinsamt wie in der öden Landschaft, die Oda's Fuß im Vorjahre durchwandert, um ihren Vater zu suchen. Auch hier umsummten ihr Gedanken die Stirn wie zu ihren Füßen die Bienen das röthliche Glockengehänge des Haidekrautes; doch der Gedanke, welcher jenseits der Elbe einmal ihren Fuß gehemmt, war ihr im Herzen erloschen, Rauch und Flammen über die Frage hingegangen, ob sie nicht nur ihres Vaters Tochter, sondern auch ein Kind ihres

Heimathlandes sei, dem jener, auf sein Einzelrecht trotzend, mit Raub und Brand den Frieden gebrochen. Vor Oda's Augen lohte nur eine Flamme durch die Maiennacht zum Sternenhimmel, die Alles begrub, was Zweifel an ihr Recht wecken konnte, denen weh zu thun, die es ihr gethan; kein Wort sprach aus, keine Rache vergalt, was ihr Herz an ohnmächtigem Schmerz dabei erlitten.

Dann strömte der Weserfluß den Weiterziehenden entgegen, in der grünen Ebene noch, doch die ersten blauen Berge stiegen fern am südlichen Himmelsrande auf. Sie kamen näher, und zum ersten Male umschloß waldiges Berggelände den Blick des Mädchens; fremdartige Städte füllten das Thal, die Strohdächer der Dörfer waren verschwunden und malerisch hingen überall gelbweiße Häuser am Fels oder nickten in den rauschenden Strom. Eine andere Welt, und die Heimath versank hinter ihr in unendlicher Weite. Es war das deutsche Reich, dem auch das dithmarsicher Land dem Namen nach angehörte, und das doch nur in nebelnder Ferne jenseits des breiten Elbwassers dalag, nicht mehr für Oda Peters bis dahin als ein Name, aus dem dann und wann zum Meerstrande die Kunde von Schlacht und Städtebelagerung, kühner und gewaltsamer That herüberscholl, doch fast wie aus anderem Erdtheil, fremd und oft ungläubig bezweifelt. Nun indeß sahen Oda's Augen selbst die Spuren des häufig kaum Vergangenen, niedergebrannte Wohnungen, zerschossene Mauern, über die sich rastlose Fehden und Kriegszüge ergossen; sie erschrak trotz dem Geleitsbriefe Herzog Christoph's zu Braunschweig beinahe über die Kühnheit ihrer kleinen Schaar, immer weiter in diese fremde und freundlose Welt hineinzudringen, über den Gedanken, an den Hof des allmächtigen Kaisers, des Gottes auf Erden, zu ziehen, und mit bewundernder Scheu haftete ihr Blick auf dem, der solchen Vorsatz zu fassen vermocht und unbeirrt Tag um Tag der Ausführung entgegenstrebte. Oda Peters hatte den Antäusboden, daraus ihre Kraft wuchs, verlassen; die Unterwürfigkeit, welche sie mehr und mehr jedem Worte des Vaters bewies, that kund, daß sie hier in der Fremde nur mehr ein Weib sei, das der Zuversicht auf die starke Hand eines Beschützers und ihre Leitung bedürfe. Doch war sie ein junges Weib auch, dessen Blick das ringsum gebreitete Neue reizte, dem das Schöne gefiel und dem es nicht mißfiel, daß oftmals die Bewohner der Ortschaften, durch die sie hinritten, sich staunend an den Weg drängten, und daß mehr denn einmal aus der gaffenden Menge der halblaute Ausruf an ihr Ohr schlug, es sei wohl eine fürstliche Herrin aus dem Sachsenlande, die an den Hof des Kaisers reite. Dann blickte Wiben Peters befriedigt drein und nickte stolzen Gruß unter das zurückweichende Volk.

An der Weser und Fulda stromauf, dann durchs Vogelgebirge hinunter in die Wetterau, und die altberühmte Stadt Frankfurt breitete sich im Abendschein vor ihnen aus. Hoch ragte der Dom aus dem großen Giebelgewirr, das, die vornehmste Stadt des heiligen römischen Reiches, fast das Herz desselben bedeutete, zahllose Thürme übergipfelten die hohe Ringmauer, unter der breiten Kaiserbrücke schoß der Main mit grünem Wasser dahin. Oda war wie betäubt von dem Gelärm der Gassen, dem Gewühl der Menschen, wie sie es nie gesehen, noch als möglich gedacht. Sie ritt enger an ihres Vaters Seite, Männer in Helmbusch und prachtvoller Wehr, stolzblickende Edelfrauen begegneten ihnen überall, und doch wendete sich fast jeder Kopf auf der Straße und schaute aufmerksam-neugierig nicht den vorüberziehenden Fremden, sondern der von diesen geleiteten Reiterin nach.

Sie kehrten für die Nacht in der vornehmsten Herberge Frankfurts ein, die nur mit Edelleuten aus deutschen und aller Welt Landen gefüllt war, und auch an der Abendtafel zog Oda nicht minder als draußen in den Gassen die Blicke auf sich. Es saß ein schöner, von den Meisten mit Unterwürfigkeit begrüßter Herr neben ihr und verwandte kaum das Auge von ihrem Goldhaar, dabei hörte er aufmerksam auf die fremd und ihm nur halb verständlich klingende Unterredung, die seine Nachbarin in niedersächsischer Mundart mit ihrem Vater führte. Nach seinem Gebahren gegen sie mochte auch er Oda für eine fürstliche Dame aus dem Norden halten, denn obwohl er aus dem Gespräch

ihren Begleiter als ihren Vater erkannte, widersprachen doch der gelbe Bart und die derbknochigen Züge desselben keineswegs dem Bilde manches hochfürstlichen Herrn der Zeit. Endlich bemeisterte der Fremde die besondere Antheilnahme an seiner schönen Beisitzerin nicht länger, sprach mit artigen Worten den Vater an, und stellte sich ihm als den Grafen Henning von Bleichingen, Kämmerer römisch kaiserlicher Majestät dar. Der Angesprochene hob sich etwas linkisch vom Stuhl, grüßte mit dem Bestreben, sich nach der Art des Grafen zu behaben, zurück, doch entgegnete mit zuversichtlicher Miene, er sei Wiben Peters. Offenbar verwirrte es ihn etwas, wie Graf Bleichingen ihn nur fragend darauf anblickte und hinzufügte, in welchem Lande seine Besitzthümer gelegen seien, so daß Oda, unwillkürlich ihrem Vater zu Hülfe kommend, erwiederte:

„Wir sind Bauern aus dem Lande Dithmarschen, Herr Graf, und gehen an des Kaisers Hof, Recht gegen Gewaltthat dort zu suchen.“

„Ihr scherzt mit mir, schönste und hochedle Jungfrau,“ lächelte Henning Bleichingen ungläubig, „und wollt mich bedeuten, daß Ihr keines Fürstenthumes bedürft, um doch über jeglichen zu gebieten, der Euch nahe kommt.“

Er begleitete die Worte mit hofmännischer Verneigung, allein Wiben Peters hatte jetzt erkannt, daß seine Zuversichtlichkeit ihn zu weit mit der Annahme geführt, sein Name und Thun sei auch hier im Süden wie an der Elbe männiglich bekannt, und er fiel weniger festen Tones, seinen Fehlgriff zu bemänteln, ein:

„Es ist wie meine Tochter spricht, Herr Graf; ich habe meinen Landsleuten, den Dithmarschern aufgekündigt und einen Rechtsspruch wider sie, dem, denk' ich, wird man zu Speier Achtung schenken.“

Beim letzten Wort ließ er wie zufällig seine strotzend gefüllte Geldkatze vom Gurt auf den Tisch gleiten; Graf Bleichingen's Gesicht besagte, daß er kaum je von den Dithmarschern gehört, doch zugleich auch, daß er nach Wort und prahlerischer Andeutung des Sprechers keinen Zweifel mehr in die bäuerische Abkunft desselben setze. Es änderte sich etwas in dem Ausdruck des Blickes, mit dem er zuvor seine Nachbarin bemessen, aber die höfische Artigkeit seiner Gegenrede steigerte sich fast, mit der er von den freien Bauern des Nordens als einem Stolze der deutschen Nation sprach, und bald saß er mit den beiden fern Hergekommenen allein vor Humpen goldhellen Rheinweins und ließ sich von Wiben Peters' Anliegen und Ursache desselben in ausgiebiger Weise berichten. Der Bauer aber trank den feurigen Rebsaft wie Hamburger Bier und erzählte, mit der Faust auf den Tisch schlagend, von seinen Ueberfällen im dithmarscher Land. Dann hob Henning Bleichingen den Becher, stieß ihn gegen den Wiben Peters' und sagte:

„Gehandelt wie ein Edelmann! Die Hefe über den, der Schimpf trägt!“ Er neigte sich gegen Oda: „Eures Vaters Mannhaftigkeit ist Eurer adligen Schönheit werth, Jungfrau; es ist wohlgethan, daß Ihr ihm zur Seite steht, da wird sein Recht obsiegen,“ und Wiben Peters trug, allmälig die frühere Zuversicht wieder gewinnend, mit halb schon vom Wein überschleierten Augen, seine Sache bis zum heutigen Tage vor. Doch als er schwieg, zuckte Graf Bleichingen jetzt die Schulter und erwiederte: „Niemand kann an Eurem Rechte zweifeln, aber derartige Händel mögen in Eurem Lande selten sein, bei uns bringt sie jeder Tag, und wenn Ihr Eure Klage beim Reichskammergericht habt, mag Euer Leben und das Eurer Tochter vergehen, bevor Eure Sache zum Spruch kommt. Da nützt auch Euer Gold nicht, dessen rollt zu Speier genug; Ihr müßt Fürbitte beim Kaiser selbst erlangen, daß er Euch vor sich läßt, Eure Klage hört und in eigner Majestät zu Euren Gunsten gebietet. Das wäre fast unmöglich, denn Fürsten und Herren des Reichs warten oft Monde lang vergeblich darauf, doch mich däucht, das Glück will Euch wohl, Freund, wie nicht leicht einem Anderen, daß Ihr mich hier durch Zufall angetroffen und von Eurem trefflichen Rechte und adliger Sinnesart überzeugt. Ich reite morgen nach Speier zurück, und dem kaiserlichen Kämmerer ist das Ohr und die Geneigtheit der Majestät jederzeit zu guten Dingen offen. Daß mich Euer Gold nicht besticht, sagt Euch jedes Kind im Odenwald. Also reitet mit mir mor-

gen, wenn ich Euch dienen kann und wenn Ihr mein Geleit nicht verschmäht, Jungfrau."

Wiben Peters hob sich taumelnd mit triumphirendem Gesicht von seinem Sitz. „Wollt Ihr's, Herr Graf?" stotterte er schwerzungig, seine Hand ausstreckend; „wahrhaftig, Bartold hatte Recht!"

Henning Bleichingen sah einen Augenblick zögernd auf die schwielige Bauernhand, dann ergriff er mit schneller Bewegung diejenige Oda's. „Ich verspreche es Euch, Jungfrau, denn Eurem Vater hat der Wein zugesetzt. Klingt an, daß unser Vorhaben gedeihe!"

Er stieß seinen Becher an den des Mädchens, leise ihre Finger dabei berührend, und sie trank herzhaft, denn ihr mundete der Wein, und die Artigkeit des hochgeborenen Herrn mit der gleißenden breiten Goldkette, daran das goldene Vließ hing, befing ihr weibliches Gemüth. Doch im Gegensatz zu ihrem Vater erwiederte sie mit edlem Anstand:

„Auf Euer Wohl und trefflichen Sinn, Herr Graf!" und trank ihren Becher leer, den sie nach der Sitte ihres Heimathlandes umwandte. Graf Bleichingen machte dazu ein etwas verwundertes Gesicht und ein flüchtiges Aufzucken seiner Mundwinkel redete für den, welcher es gewahrte, nicht unverständlich, daß ihm auch der Tochter bäurisches Herkommen zweifellos geworden, allein den begehrlichen Glanz seiner Augen verringerte diese Erkenntniß nicht und er gab beiden mit der nämlichen Zuvorkommenheit das Geleit bis an ihr Schlafgemach, an dessen Schwelle er sich mit lächelnder Ermahnung, nicht durch Träume die Aufbruchstunde zur Weiterreise zu versäumen, verabschiedete.

Fast jedoch wäre Oda dieser Mahnung nicht gefolgt, denn der Traum kam lang und schwerbindend über sie, und in ihm diente sie wieder als Magd auf Mane Todiemen's Hof. Nicht Seltsames und Ungewöhnliches geschah, der Traum war nur wie die Wirklichkeit gewesen. Sie verrichtete ihre Arbeit treulich Tag um Tag, in Schnee und Sommerhitze, sah manchmal den Herrn des Gesindes von ferne, nickte ihm Gruß und erwiederte kurz, wenn er sie ansprach. Dann stieg aus dem gelben Korn die Luftspiegelung vor ihr auf, über dem Deich lagen die Inseln hoch im Dunst schwimmend mit Thürmen und Häusern, und es war schwül und heiß und sie legte den Kopf am Wallrand ins hohe Gras zurück. So blieb es immerdar, doch unsagbar schön und köstlich, daß sie nichts Anderes auf der Welt begehrte, als allzeit bis ans Ende des Lebens so zu ruhen. Sie schlug die Lider auf und sah die helle Sonne über sich und schloß wieder die Augen und: „Nur Traum," lächelten heimlich ihre Lippen. Dann hörte sie Pferdegewieher und Stimmengemenge, es waren die Knechte und Mägde, die vom Mittagsmahl zur Arbeit zurückkehrten, und ein Seufzer kam von ihrem Munde. Abermals hob sie die Wimpern und sah vor sich auf, die Hand glitt tastend umher und traf die Leinwand des Bettes. Noch eine ungläubige Weile, in der ihre Gedanken umhersuchten, dann sprang sie hastig auf, ans Fenster, und sah drunten auf dem Hofraum in der Morgensonne den Grafen Bleichingen, der mit seinem Gefolge schon die wiehernden Pferde zur Abreise musterte. Er grüßte, ebenfalls doch mit eigenthümlich funkelnden Augen heraufblickend, daß Oda plötzlich sich vollbesinnend erschreckt zurückfuhr, denn sie stand mit kaum bedeckter Brust, wie sie vom Traum in die Höh' gefahren. Eilig weckte sie ihren Vater, den der ungewohnte Weinrausch gleichfalls im Schlaf festgehalten, und kleidete sich hurtig an; allein als sei sie immer noch nicht völlig erwacht, glitt ihre Hand manchmal zu unthätiger Rast dabei nieder und ihr Mund seufzte, wie er es im Traum gethan, sie wußte selbst nicht warum.

Ueber ein Kurzes, da ritten sie in vergrößertem Zug über die alte Kaiserbrücke gen Sachsenhausen, doch Packan, übermüthig voraufspringend, wählte nicht den bequemen Weg, sondern warf sich mit ungestümer Lust in die schnellenden Wogen des Mains hinein, zum anderen Ufer hinüber zu schwimmen. Beinahe ängstlich sah Oda drein, wie sein gelber Kopf dann und wann in den grünen Strudeln verschwand und sich wieder aufrang, aber er war auch von dithmarscher Art, und ob der Strom ihn weit hinunter verschlug, kehrte er nicht um und ließ nicht von seinem Willen. Fern drüben erreichte er sein Ziel und kam, blitzende Tropfen um sich schleudernd, mit lautem Freudengeheul

in gewaltigen Sprüngen wieder zu seiner Herrin zurück, die ihn mit freudigem Zuruf empfing. Graf Bleichingen aber lobte ihn ebenfalls und meinte, es sei nichts Edleres auf Erden, als Muth mit Treue gepaart, doch seien beide kein Verdienst mehr, wenn man das Glück habe, solcher Herrin zu dienen.

Es war wieder eine andere Welt. Mit weicheren Formen umschmiegte sich der Süden Deutschlands, dessen breite Pforte die fruchtbare Rheinebene eröffnete. Andere Luft und andere Blumen, beides dem Norden fremd, an den keine Erinnerung mehr verblieb. Sie ritten durch das reiche hessische Land, allmälig stieg zur Linken mit grünen Kuppen und Waldhöhen, mit Rebgeländen und Kirchthürmen der Odenwald herauf. Von hohen Gipfeln und Felsstürzen im Gebirg schauten stolze Ritterburgen ins Land; es war Sonntag, und die Mittagsglocken gingen in den Städten und Dörfern; drüben wie blaue Wolkenbank hob sich als ferner Rahmen des üppigen Rheinthals die Bergkette der Haard. Das Mädchen aus der nordischen Ebene war fast stumm bewältigt von der herrlichen Rundschau, sie sagte nur, auf den Odenwald deutend:

„Wie schön muß es da droben sein!"

„So schön, daß er verdiente, Odawald zu heißen," lächelte Henning Bleichingen, und wie Oda nach einer Weile, die Hand zu einer Burg ausstreckend, sagte, das sei das herrlichste Schloß, welches sie bisher noch gesehen, entgegnete er schnell:

„Gelüstet's Euch, Jungfrau, so lange drin als Herrin zu verweilen, wie Ihr wollt, oder so lang, bis Euer Vater zu Speier sein Recht erlangt hat, so befehlt und meine Diener geleiten Euch hinauf, denn der, dem die Burg gehört, reitet neben Euch."

Doch es lag bei den mehr als höflichen, fast dringenden Worten etwas in seinem Blick, das Oda unwillkürlich erwiedern ließ:

„Ihr scherzt, Herr, was sollte eine Bäurin auf solchem Schloß? Und damit mein Vater nicht allein in Speier sei, bin ich mit ihm gezogen; sollt' ich ihn jetzt, nah' vor unserem Ziele, verlassen? Habt Dank, doch Eure Diener droben würden über mich und Euch lachen, besorg' ich, käm' ich nach Eurem Angebot auf Euer Schloß hinauf."

Graf Bleichingen preßte leicht die Zähne in seine Unterlippe ein und er warf einen musternden Blick um sich her, als überzähle er die Schaar seiner Begleiter und diejenigen der dithmarscher Knechte. Aber dann schlug er seinem Pferde den Sporn heftig in die Weiche, sprengte von Oda's Seite fort an die ihres Vaters und ritt mit diesem in eifriger Beredung dessen, was zu Speier geschehen müsse, weiter.

Lange winkte ihnen schon aus der Ferne die hohe byzantinische Domkirche der alten Kaiserstadt, das Vermächtniß Conrad's des Saliers und Heinrich's IV., bevor sie den von dichtem Weidengebüsch umschlossenen Rhein überschritten und Speier selbst erreichten. Hier führte Henning Bleichingen die nordischen Gäste in eine Herberge, in welcher sie nur durch sein Ansehen noch Aufnahme fanden, denn die trotz ihren zahlreichen Kirchen und burgartigen Schlössern nicht an Umfang große Stadt war durch den Aufenthalt des Kaisers in allen Häusern von Gefolge, Hofbediensteten, fürstlichen und adligen Herren, fremden Gesandtschaften und beim Kammergericht Rechtsuchenden überfüllt, so daß in diesem Zusammenfluß von Rang, Reichthum und Pracht jeder Einzelne wie eine Welle im Meere verschwand. Man vernahm auf den Gassen eben so viel fränkische, spanische und italienische als deutsche Sprache; der Scharlachhut der höchsten Kirchenfürsten ward kaum mehr beachtet, als anderswo die einfache Soutane eines Weltpriesters, Niemand bekümmerte sich um Anderes, als die eigne Angelegenheit, die ihn selbst hergeführt, und um die Bankette, welche abendlich bis zum Morgen hinan die hohen Würdenträger und Herren des Reichs vereinigten. Oda empfand es am ersten Tage, daß, wer dies fremde, brandende Meer nach einem Ziel durchsteuern wolle, sicheren Lootsens bedürfe, und daß es ohne die glückliche Fügung, welche sie dem Grafen Bleichingen zugeführt, ihrem Vater niemals möglich gewesen sein würde, Zutritt und Gehör bei der Majestät des Kaisers selbst zu erhalten. Auch Wiben Peters erkannte dies deutlich und übergab seine Angelegenheit rückhaltslos den Händen des mächtigen und eifrigen Gönners. Daß derselbe es offenbar nicht auf seinen strotzenden Goldgurt abgesehen, hatte jede an-

geborene Vorsicht bäurischen Mißtrauens in ihm ausgelöscht und ließ ihn zwar zum ersten Mal nicht auf seine eigene Kraft bauen, doch mit Zuversicht auf das Kommende warten.

Er brauchte dies nicht lange zu thun, denn schon am nächstfolgenden Tage kam Henning Bleichingen und verkündete, daß er ihm Vorlaß bei dem Kaiser erwirkt habe. Am anderen Morgen solle Wiben Peters mit seinen Knechten, die er zuvor festlich kleiden möge, auf der Hofburg anreiten und des Vorrufes gewärtig sein. Möglich sei aber diese schnelle günstige Entscheidung nur dadurch geworden, daß er, der Kämmerer, Seiner römischen Majestät von der hohen Schönheit der Tochter des Vorlaß Erbittenden berichtet und daß der Kaiser, welcher Frauenschöne besonders zu schätzen wisse, den Befehl ertheilt habe, ihm vorher Oda Peters darzustellen, da er sich überzeugen wolle, ob eine Bauerntochter des dithmarscher Landes in Wahrheit so hohen Ruf verdiene, wie Bleichingen ihn kundgethan. Wenn der Kaiser sich hiervon selbst überzeuge und sie sein Gefallen erringe — der Sprecher lächelte mit seiner Miene, doch nicht mehr als eben wahrnehmbar, bei den Worten — so sei die Sache des Klägers gegen seine Landsleute besser gesichert, als alles Recht und Gold der Erde für sie zu erwirken vermögen würde.

Ueber Wiben Peters' Stirn zog es roth herauf, er stotterte verwirrt:

„Des Kaisers Majestät selbst verlangt meine Tochter —?"

„Nur zu sehen natürlich," fiel Graf Bleichingen behend' ein. „Ich sagte es Euch schon zuvor, solche Fürsprache sei mächtiger als die eines Fürsten des Reichs oder des Erzkanzlers selbst, Ihr werdet's erfahren. Ohne das wäre sogar mein Bemühen vergeblich gewesen, und auf das Verhalten Eurer Tochter dem Kaiser gegenüber kommt Alles an."

Wiben Peters murmelte zwischen den Zähnen:

„Das hat wohl Bartold selbst nicht gedacht." Er sann einige Secunden — „zum Kaiser muß ich, will ich; weshalb wäre ich hierher gekommen? Um verhöhnt zu werden, wenn ich heimkehre? Was ist's, daß sie dem Wunsch des Kaisers nachkommt? Die römische Majestät und die Tochter eines Bauern? Ich verlange gute Worte von ihr, nichts weiter. Hat sie nicht mir selbst getrotzt, wo sie nicht wollte? Was immer, sie allein, sagt er, hat die Macht, und es ist ihre Pflicht, denn sie gehört zum Geschlecht."

„Worüber denkt Ihr?" fragte Graf Bleichingen den abgewandt durchs Fenster Hinausblickenden. Dieser fuhr aus seinem Nachsinnen auf und es entglitt halb unbewußt als Antwort seinen Lippen:

„Doch wenn sie nicht wollte —?"

„Ich habe auch daran gedacht, der Gedanke, allein vor der Majestät erscheinen zu sollen, könnte sie befangen machen," versetzte Henning Bleichingen gleichmüthig. „Am besten sagt Ihr Eurer Tochter zuvor nichts davon, sondern heißt sie morgen, derweil Ihr Geschäfte zu besorgen vorgebt, an den Rhein hinausgehen, sich vor den Thoren der Stadt die Umgegend zu beschauen. Dann soll dort von meinen Dienern einer ihr Meldung bringen, Ihr begehrtet sie schleunig zu sprechen, und soll sie, vorgebend, Ihr befändet Euch in einem fremden Hause, durch die Hintergasse in die kaiserliche Burg führen, die sie nur mit der Anerkennung Eures Rechtes verlassen wird."

Einen Augenblick zögerte Wiben Peters noch, dann, da er Oda kommen hörte, erwiederte er schnell:

„So geschieht's."

„Nicht zu irgend eines Anderen, sondern zu Eurem Besten und für Euer Recht," entgegnete Henning Bleichingen. Er ergriff in der Thür die Hand des Mädchens und sagte:

„Wenn ich Euch wiedersehe, schöne Oda, werdet Ihr, hoffe ich, zufrieden sein mit dem, was ich für Euch gethan," und er entfernte sich rasch, ohne ihre Antwort zu erwarten. Doch in seinem Blick hatte etwas gelegen, das ihr schon einmal derartig ins Antlitz geglüht, nur triumphirender als damals, und ihm mit verwundert eigenthümlichem Ausdruck nachschauend, frug sie:

„Was hat er für Euch gethan, Vater, daß ich ihm Dank wissen soll?"

„Mir Vorlaß zu morgen beim Kaiser erwirkt."

„Nichts weiter? Und er hat nichts von Euch verlangt dafür?"

„Was sonst, und was sollt er verlangen? Er ist reich für Tausende."

„Dann will ich ihm Dank wissen, daß wir schon morgen von hier fort können. Mich drückt's in diesen dunklen, lärmenden Gassen; ich möchte über die Haide, wo sie am dürrsten ist, besser dort, als hier in der Kaiserstadt. Ist's das, was man Heimweh nennt? Die Berge sind schön, aber ich trüg's nicht in der Fremde, fort von Meer und Wind."

„Heimweh?" wiederholte Wiben Peters bitter. „Wonach? Nach dem Schutt deiner Heimath und dem Salz, das darüber geworfen ist? Oder nach denen, die es gethan?"

Oda schwieg eine Weile. „Nicht nach Menschen und Dingen, Vater. Aber das dithmarscher Land kann nicht verbrannt und kein Salz darauf gestreut werden. Und wär's selbst, so blieb's doch in mir, so lang' ich lebe. Es ist nichts wieder so groß, schön und herrlich in der Welt, ich weiß, Ihr denkt's wie ich, Vater, trotz Feindschaft und Fehde, und gäbt Euer Blut dafür zu jeder Stund', wenn fremde Gier drüber bräche, wie vor Zeiten, und würdet den Dithmarscher hassen und verachten als Euren Todfeind, der anders dächte. Da darf man wohl Heimweh haben in der Fremde, auch wenn man solches Landes ausgestoßenes Kind nur ist."

Sie hatte es weicher gesprochen, als ihre Stimme seit Jahren geklungen, und vielleicht zum ersten Mal, seitdem sie der Kindheit entwachsen, stand eine Thräne im Winkel ihres Auges. Wiben Peters blickte unruhig umher, er murmelte:

„Du sprichst wahr, ich wollte, die Dänen und die Holsten kämen wieder, wie damals als ich in der Wiege lag, daß ich des Landes Freund sein könnte, nicht sein Feind." Er trat mit plötzlichem Ungestüm auf das Mädchen zu und fragte: „Wollen wir heimreiten, Oda, und es allein ausmachen wie vordem, und wie's Leuten aus einer Sippe ansteht? Was haben Andere dazwischen?"

Oda stand ungewiß. „Sie würden Euch die Buße weigern und Ihr müßtet wieder zum Schwert greifen, Vater. Mir ist's, das Land blutet davon, nicht nur seine Söhne."

In Wiben Peters' Gesicht war die Anwandlung, die es flüchtig übermannt, erloschen und er erwiederte hastig:

„Du willst nicht — willst des Kaisers Entscheidung? Du hast Recht, ich war ein Thor. Morgen reiten wir heim mit dem Spruch des Reichs; er ist wohl einen Tag werth. Ich werde auf der Hofburg warten müssen, geh derweil vors Thor hinaus, da wird dein Heimweh stiller werden, als hier in den dunklen Stadtgassen."

Am Vormittag des anderen Tages, eh noch ihr Vater mit seinen Knechten aufbrach, durchschritt Oda eiligen Fußes die Straßen. Sie athmete freudiger auf, als sie das Thor und das Gedränge der Menschen verlassen, und wanderte langsam durch das blühende Land nordwärts auf der Straße gen Mannheim fort. Ein leuchtender Junitag war's und der Weg hielt die Mitte des breiten Flußthals zwischen den grünen Wänden der Haard und des Odenwaldes, auf denen stolze Burgen aus dunklem Laub zum Himmel stiegen; die Ferne blitzte wie von ausgestreuten Demanten, zur Seite der Wandernden schoß flimmernd, gleich grünflüssigem Golde, der Rhein. Packan tauchte lustig in das helle Gewässer, Schiffe verschiedenster Gestaltung zogen mit farbigen Wimpeln stromab, lange Holzflöße dazwischen, die fast das Ufer streiften, sich wieder ablösten und hurtig dem Gesicht entschwanden. Es war ein von der Sonne glänzend überstrahltes und südwärts von den Kirchen und Thürmen der Kaiserstadt machtvoll abgeschlossenes, buntregsames und lebensfrohes Bild, und Oda setzte sich in den Schatten eines Baumes und ließ die Augen umhergehen.

Doch hatte ihr Vater Recht, daß das Heimweh hier stiller ward?

Der große Hund kam jetzt an ihren Ruheplatz, warf sich, den Kopf aufstreckend, zu ihr nieder und sie legte ihm die Hand aufs zottige Fell und sagte:

„Nicht wahr, wir waren beide thöricht und gehen nicht wieder fort aus der Heimath? Wir passen nicht hierher, du und ich, und es ist besser, im dithmarscher Land Magd zu sein, als hier für eine adlige Herrin gehalten zu werden. Nimmst du nicht auch lieber Brot aus der Hand deines Herrn, als das Fleisch, das sie dir drüben vom Tisch zuwerfen?"

Das Thier richtete, als ob es ihre

Worte verstände, klug-treuherzig die Augen zu ihr auf, dann sah es, sich emporhebend, die lange Straße gen Norden hinunter, auf der ein einzelner Reiter, doch kaum in der Ferne als solcher noch zu unterscheiden, daherkam. Oda's Blick aber hing wie in schwermüthigem Sinnen an den spielenden und schnellenden Wellen des Rheinstroms.

Derweil hielt Wiben Peters seit Stunden mit seinen Knechten auf dem Hof der kaiserlichen Burg, doch Niemand erschien, ihn zu rufen. Um ihn her kam es und ging, Niemand gab auf ihn Acht und es ward, wie die Mittagszeit heranrückte, allmälig leer auf Hof und Treppe. Endlich stieg er, vom Pferde springend, keck auf eigene Hand die Stufen hinan und gelangte in einen Vorsaal, in welchem ein Kämmerer ihn anhielt und nach seinem Begehren fragte. Er gab Antwort darauf, allein jener versetzte kurz und mit spöttischem Mundziehen:

„So gelangt man nicht zu des Kaisers Majestät, Freund. Ihr seid nicht zum Vorlaß gemeldet; geht und sucht Euch einen Fürsprecher beim Kanzler, dann in einem Mond etwa mögt Ihr eine Ladung erhalten."

Wiben Peters blickte den Sprecher ungläubig-verdutzt an. „Der Graf von Bleichingen hat mich auf heut Vormittag beschieden," entgegnete er.

Nun fiel der Kämmerer ihm lachend ins Wort:

„Henning Bleichingen ist ein Schalk; wenn er's gethan, hat er guten Grund dafür gehabt, Euch an der Nase zu führen. Freilich pflegt er sich mit bärtigen Gesichtern gemeiniglich solche Mühe nicht zu machen."

„Ist meine Tochter denn noch nicht bei kaiserlicher Majestät?" fragte Wiben Peters unwillkürlich.

„Das wäre die schlechteste Empfehlung, die Ihr bei dem kaiserlichen Weiberfeind haben könntet, Freund." Die Antwort entflog dem Kämmerer rasch, dessen Gesicht jedoch zugleich jetzt ein plötzliches Verständniß ausdrückte. Er fügte hinzu: „Ihr habt eine Tochter, die Euch allerdings wenig ähnlich sehen muß? Dann begreife ich Alles und gebe Euch guten Rath, reitet so schnell Ihr könnt dahin zurück, wo Ihr sie verlassen! Vielleicht habt Ihr das Glück, noch die Fußstapfen zu finden, die Henning Bleichingen hinterlassen."

Vor Wiben Peters' Augen zog eine Wolke aufschwellenden Bluts. Er verstand nur so viel, daß ein Spiel mit ihm getrieben worden sei, und der dithmarscher Bauerntrotz klopfte ihm wild in die Schläfen hinauf, daß er, ohne des Ortes, an dem er sich befand, zu gedenken, besinnungslos ausstieß:

„Wer verlacht mich hier? Ich will zum Kaiser trotz Trug und Schranzen! Meldet mich, Hofknecht, oder —!" Und er schlug mit der geballten Linken dröhnend auf einen Tisch, während seine Rechte drohend ans Schwert griff. Der Kämmerer starrte ihn einen Augenblick wie einen Irrsinnigen an, dann durchschritt er schnell den Saal und rief nach den Hellebardieren auf dem Treppenflur. Doch gleichzeitig öffnete sich eine Thür in der Nähe des Platzes, auf dem Wiben Peters stand, und die Gestalt eines hochgewachsenen Mannes in weitem Hausgewande, über dem kein anderer Schmuck als eine breite Goldkette und daran ein goldener Widder hing, trat auf die Schwelle. Er rief in spanischer Sprache einen Namen, dann fiel sein Blick auf den Bauern und er fragte verwundert in etwas fremdartigem Deutsch:

„Wer seid Ihr? Weshalb seid Ihr hier?"

„Ich will zum Kaiser um mein Recht, doch ein Hofknecht, der hier war, verweigert es mir," entgegnete Wiben Peters trotzig.

„Hofknecht?" Sein Gegenüber wiederholte das Wort, und die blassen Lippen desselben verzogen sich zu unmerklichem Lächeln. „Bien! Señaladamente!"

Der Kämmerer kehrte im selben Moment mit Officieren und Hellebardieren zurück und rief:

„Den dort! In den Thurm mit ihm!" Doch in der nächsten Secunde hielt sein Fuß festgebannt an und er stotterte:

„Des Kaisers Majestät —"

„Mit mir in den Thurm, Graf Barraba?" fragte Kaiser Karl V. gutlaunig. „Hofknecht? Barraba, Eure Weisheit wird zu Schanden vor dem, den Ihr in den Thurm sperren wollt; er hat das Wort gefunden, das ich oft für Euch Alle

gesucht. Für Euch Alle" — ein bitter verächtliches Zucken umflog die Mundwinkel des Sprechers, der es wiederholte und, einen Schritt auf den Bauern zutretend, rasch fortfuhr:

„Ihr wollt mich sprechen? Wahrhaftig, Ihr verdient den Vortritt vor dem Erzkanzler des römischen Reichs, denn Ihr habt mir einen guten Augenblick gemacht. Kommt mit mir!"

Kaiser Karl V. winkte mit der Hand, und Wiben Peters, der schnell die nur flüchtig verlorene Fassung wiedergewonnen, trat ihm sicheren Schrittes über die Schwelle nach. Die Zurückbleibenden standen verdutzt und steckten flüsternd die Köpfe zusammen; einer der Officiere fragte: „Was ist's für ein Wort, das er gefunden? So wohl gelaunt habe ich des Kaisers Majestät seit langer Zeit nicht gesehen."

Graf Barraba's bleich gewordene Miene hatte Mühe, die Sprache wiederzugewinnen. „Ich will's Euch sagen," zischelte er endlich mit bedeutungsvollem Blick, „das Wort heißt: Crespy. Heut' Morgen ist die Nachricht eingetroffen."

„Daß der Friede mit dem König Franz geschlossen ist?"

„Er ist's, und Ihr werdet zu thun bekommen, Hauptmann! Nicht mehr mit Türken und Franzosen, das Wort Crespy bedeutet nähere Arbeit, Hauptmann, und die Lutherischen werden darüber nicht so gut gelaunt sein, als die kaiserliche Majestät."

Die im Vorsaal Befindlichen konnten noch mancherlei Meinung über die Folgen des Friedensschlusses zu Crespy austauschen, denn es dauerte fast eine halbe Stunde, ehe die Thür sich wieder öffnete und Wiben Peters zurückkehrte. Die Officiere und selbst der Kämmerer bückten sich unwillkürlich vor der trotzigen Bauerngestalt, wie vor einem in plötzlicher und unergründeter Weise von der kaiserlichen Gnadensonne bestrahlten Räthsel, doch er schritt in stolzer Haltung, ohne nach rechts und links zu blicken, hochgehobenen Kopfes zwischen ihnen hindurch, bestieg drunten an der Spitze der harrenden Knechte sein Pferd und entfaltete im Sattel sitzend noch einmal das vom Kaiser selbst erlangte „Mandat an die 48 Hauptleute und Regenten des Landes Dithmarschen,

„Daß sie bei Vermeidung einer Pön von 50 Mark Goldes, vermöge des zu Rendsburg vom Loding gesprochenen Urthels, Wiben Peters zufrieden stellen und „unklagbar" halten, auch gegen ihn und dessen Habe keine Gewaltthaten vornehmen sollten; daß sie aber, falls sie deshalb beschwert zu sein, rechtmäßige Ursache zu haben vermeinten, selbige vor dem Erzbischof zu Bremen als kaiserlichem Commissar anzuführen hätten."

„Sie werden sich der Berufung an den Erzbischof zu Bremen erfreuen," murmelte Wiben Peters höhnisch, das Papier wieder im Wamms verbergend. Sein Gesicht flammte von stolzer Befriedigung, eine halbe Stunde lang war die Gegenwart des Lebens, die Erinnerung desselben um ihn versunken gewesen, als er, ein dithmarscher Bauer, von Keinem gemeldet und durch Keines Gunst als eignes Selbstvertrauen bis zum Angesichte des römischen Kaisers vorgedrungen und vor diesem kühnen Worts seine Sache geführt hatte. Und jetzt erst kam Wiben Peters das Gedächtniß an den Beginn seines kecken Unterfangens und damit an die ihm widerfahrene Täuschung durch Henning Bleichingen zurück; zugleich klang ihm der lachend gesprochene Rath des Grafen Barraba im Ohr, er möge dorthin zurückreiten, wo er seine Tochter verlassen, und von dunklem Verständniß erfaßt, schlug Wiben Peters seinem Pferde den Spornzacken in die Seite und jagte durch die Gassen der Herberge zu, in der Bleichingen ihm Aufnahme erwirkt. Er erfuhr rasch, daß Oda nicht dorthin zurückgekehrt sei und schwenkte hastig mit seinen Knechten wieder ab, in die Richtung, der seine Tochter sich am Morgen zugewandt. Die schweren Hufe der holsteinischen Pferde donnerten durch Speier und nach wenig Minuten durch das Norderthor ins Freie auf die Straße hinaus, die Oda entlang geschritten.

Es war eine Weile früher, daß diese unter dem Baumgezweig am grünen Rhein den Kopf emporhob, nicht aus eigenem Antriebe, sondern einer Bewegung des Hundes folgend, der die Augen von der Landstraße in der Richtung des nordwärts herannahenden einzelnen Reiters abwendete und, sich völlig aufrichtend, ein leises Knurren ausstieß. Dann sah das Mäd-

chen bereits dicht vor sich drei berittene Knechte, die von Speier daherkamen, und von denen zwei mit großer Hurtigkeit absprangen und auf sie zu traten, so schnell, daß Oda kaum erstaunt zu fragen vermochte:

„Was wollt Ihr? Wer schickt Euch?"

Der Vorderste grüßte devot, doch mit einer Miene, die seiner Ehrfurchtsbezeugung halb widersprach, und versetzte:

„Ein Freund, der Euch beschützen will, Jungfrau. Euer Vater ist auf kaiserliches Geheiß gefangen gesetzt, und man fahndet auch auf Euch. Wir haben den Auftrag, Euch in Sicherheit zu bringen, bis die Gefahr vorüber ist."

Oda war aufgesprungen und sah den Sprecher starr an.

„Mein Vater gefangen — auf Geheiß des Kaisers?" wiederholte sie. „Ihr seid Irrsinnige oder Feiglinge — ich will zu ihm!"

Doch wie sie sich rasch der Stadt zuwenden wollte, faßte der Sprecher von zuvor ihren Arm.

„Ihr dürft nicht, Jungfrau, und wir dürfen's nicht gestatten. Nur auf der Burg unseres Herrn seid Ihr sicher. Kommt!"

„Und wer ist Euer Herr?"

In ihren Augen blitzte eine Ahnung, der Knecht schwieg, sie fragte schnell hinterdrein:

„Ist's der Graf Henning von Bleichingen und liegt die Burg, wohin Ihr mich zu bringen Auftrag habt, im Odenwald?"

Die um Antwort verlegenen Gesichter bejahten ihre Frage; Oda sprach, sich stolz aufrichtend:

„Dankt Eurem Herrn für seine Sorge um mich, doch sagt ihm, ich bedürfe ihrer nicht."

„Er ist's nicht allein, Euer Vater gebietet Euch durch seinen Mund, uns zu folgen."

„Ihr lügt! Mein Vater verkauft seine Tochter nicht. Gebt Raum!"

Der Führer winkte seinen Begleitern.

„Wir haben unseres Herrn Geheiß befolgt, es im Guten zu versuchen. Weigert Ihr Euch, so zwingt Ihr selbst uns zur Gewalt —"

„Gewalt? Wollt Ihr des Kaisers Landfrieden auf offener Straße brechen?"

„Hoho, glaubt Ihr, daß der Kaiser sich um eine Bauernmagd bekümmert? Macht ein End' und kommt gutwillig, oder —!"

Die Knechte streckten die Hände nach ihr, sie stieß den ersten kraftvoll zurück und rang, doch gegen die Uebermacht vergeblich und ward zu einem der bereit stehenden Pferde hingezogen. Nun rief sie um Hülfe, allein die Schiffer, die auf Kähnen und Flößen stromauf und -ab schwammen, blickten aus kurzer Entfernung nur neugierig herüber, ohne daß einer von ihnen Miene machte, sich dem Ufer zu nähern. Der Sprecher von vorhin hatte wohl Recht: wer sollte Lust haben, sich in fremde Händel zu mischen, und wenn ein hübsches Mädchen thöricht genug gewesen, dem Landfrieden zu trauen, und infolge dessen vergewaltigt ward, wen ging es an als die Unvorsichtige selbst?

Nur Oda's vierfüßiger Gefährte und Landsgenosse theilte die Logik des Jahrhunderts und der Menschen desselben nicht, sondern sprang, seiner Herrin zu Hülfe zu kommen, wüthend zum Nacken eines der Angreifer hinauf. Aber seine Zähne drangen nicht durch den dicken Lederkoller, seiner nicht achtend, schüttelte jener ihn gleichgültig ab, und fruchtlos wiederholte der Hund seine muthigen Ansprünge. Dann schien auch er die Nutzlosigkeit seines Thuns zu erkennen, denn er hielt inne, witterte in die Luft und stürzte plötzlich mit lautem Geheul davon auf den einzelnen Reiter zu, der, von Norden herkommend, jetzt auf einige hundert Schritte herangenaht war. Als wolle er das Pferd desselben anfallen, schnellte er an diesem in die Höhe, und der Reiter stieß, kaum seines Erstaunens mächtig, aus:

„Packan! Du hier —?"

Kaum der Hälfte einer Minute bedurfte es, um dem Sprecher ein dunkles Verständniß zu offenbaren und ihn den Zwischenraum bis zum Platz der gewaltsamen Entführung zurücklegen zu lassen. Dann hatte er das Gesicht der Bedrohten erkannt, und gleichzeitig fuhr sein kurzes Schwert pfeifend in den Nacken des einen der Knechte, der wahnsinnig aufbrüllend ins Weggras taumelte. Die beiden anderen flogen, ihre Beute fahren lassend, zur Seite und rissen ihre Wehr aus der Scheide; Oda selbst starrte nur eine Se-

cunde lang in das Gesicht ihres unverhofften Helfers und stieß aus:

„Mane Todiemen! Dich schickt Gott!"

Dann sprang sie, befreit, auf den Gefallenen zu, entriß ihm blitzschnell sein Schwert und wandte sich mit diesem furchtlos an die Seite ihres Retters, auf den seine beiden anderen Gegner heftig eindrangen. Zu Pferde noch sitzend, vermochte er sich ihrer nicht zu erwehren und ein Hieb traf ihn in den Arm, daß das Blut hervordrang; da durchschnitt, kräftig geführt, die Waffe des von den Angreifern unbeachteten Mädchens vom Stirnhaar bis zum Kinn das Gesicht des einen; er fiel, und der andere, allein übrig gebliebene gewann entmuthigt mit hastigem Sprunge sein Pferd und jagte davon. Vom Rhein her aber scholl jetzt lauter Beifallsruf vorübergleitender Flößler, die als neugierige Zuschauer ihren schwimmenden Wald in der Ufernähe angehalten.

Es war Alles blitzesschnell ohne Wort geschehen, nun sprach Oda das erste. Ihr Befreier hatte den Sattel verlassen, stand leuchtenden Auges neben ihr, und sie sagte:

„Ich wußte, daß du auf meinen Ruf kommen würdest, Mane, aber daß du bis hierher, daß du in diesem Augenblick kamst, war Gottes —" Sie brach plötzlich ab. „Du blutest! Du bist verwundet! Für mich! Und sie zog ihn fiebernd auf den Rasen und riß das Wamms von seinem Arm. Er lachte:

„Ein Messerritz der Schurken, nichts weiter. Wer sind sie? Was wollten sie? Wie kommst du allein hierher?"

Doch sie antwortete nicht auf seine Fragen, sondern untersuchte ängstlich die nicht bedeutende Wunde, verband dieselbe sorgfältig mit einem Tuche und erwiederte dann langsam:

„Es war nicht Gottes Fügung allein, es war die Liebe, die dich um diese Stunde hierherbrachte; ich danke ihr."

Sie schlang den Arm um seinen Nacken, küßte ihn und ließ ihn wieder. Er saß wie in einem seligen Traume und hörte wie im Traume, was sie ihm mit kurzen Worten über alles Geschehene berichtete; dann fuhr er plötzlich erschreckt auf:

„Du mußt fort! Der Schurke wird Beistand holen, gegen den weder ich noch dein Vater dich im fremden Lande zu schützen vermögen. Komm schnell!"

Sie ließ sich, von seinem Arm umfaßt, an das Pferd eines der gefallenen Knechte führen und wiederholte nur:

„Mein Vater? — Sie sagten, er sei gefangen; erst sagten sie's und dann, er selbst schicke mir den Befehl, auf das Schloß des Grafen — wer log? Beide. Doch woher wußten sie, daß ich hier sei? Ich hatte es ihm auf sein Fragen mitgetheilt, wohin ich gehen wolle, sonst Keinem."

Oda sprach es laut, Mane mit nachdenklich abschweifendem Blick anschauend; er umschloß jetzt ihren Leib mit den Armen, sie in den Sattel zu heben, doch dabei verlor sich in ihrem Auge der in der Ferne suchende Ausdruck, ihr Blick gewahrte wiederum Alles um sich her und sie drängte den jungen Mann zurück und stieß aus:

„Was willst du? Wohin? Mit dir? Mit dir allein in der Fremde?"

Es war zum ersten Male, daß Mane Todiemen Furcht in ihrem Gesicht las; unwillkürlich entfuhr ihm die Frage:

„Soll ich zu deinem Vater nach Speier reiten?"

Aber Oda ergriff krampfhaft seinen Arm.

„Nein, nein!" und es war eine Angst anderer Art, die aus ihren Zügen redete. „Sie würden dich tödten dort, und wer kann mir sagen, ob er dessen noch werth ist, daß du dein Leben für ihn gefährdest. Du hast mir mehr gerettet als mein eigenes, ich lasse dich nicht, bis ich dich sicher in der Heimath zurück weiß!"

Unschlüssig sah sie umher, doch gleich darauf kam ihr ein Freudenlaut von den Lippen. Sie deutete auf den Rhein und winkte mit der Hand.

„Dort! Das ist's!"

Er verstand sie nicht und folgte ihr stumm, wie sie eilig an den Fluß lief und einem der Flößler zurief, ob er sie für guten Lohn mit stromab nehmen wollte? Der Schiffer nickte bereitwillig und trieb das Ende seiner zusammengekoppelten mächtigen Stämme an den Flußrand.

„Mich und Alles, was zu mir gehört," fügte Oda bei, und sie lachte jetzt und fragte zu Mane Todiemen gewandt: „Hast du Geld bei dir?"

Er schlug auf einen vollen Gurt.

„So komm!“ und sie faßte seine Hand. „Wir fahren ins Niederland, dort sind Bauern wie wir, und du reitest dann heim und ich folge dir nach, wenn ich genug von der Welt gesehen. Willst du's und versprichst du's mir, sobald ich sage: nun sind wir am Ziel!? Die Leute in Dithmarschen sollen nicht spotten und reden über deine Braut, daß sie mit ihrem Bräutigam allein in der Fremde umhergezogen.“

Mane Todiemen stand glückestrunken, er erwiederte, ihre Hand drückend:

„Ich verspreche es dir.“

Und die beiden Pferde wurden nicht ohne Mühe behutsam auf das Floß gebracht, Packan sprang freudig nach und die langen Stammreihen glitten hurtig wieder stromab. Der junge Mann sagte zurückblickend:

„Dein Vater wird vergeblich nach dir suchen, vielleicht in Gefahr gerathen um deinetwillen.“

Doch Oda schwieg und blickte in die grünen Wasserstrudel. Endlich gab sie aufsehend Antwort:

„Du hast Recht — wenn er schuldlos wäre.“

Sie trat zu den Schiffern und redete mit ihnen. Diese lenkten nochmals ans Ufer, wo ein ärmliches Dorf mit gelben Lehmwänden, wie aus der Schachtel eines Kinderspielzeugs in gerader Schnur lang aufgereiht, über und spiegelnd ebenso unter dem Wasser stand. Auf Anruf der Flößler kam einer der Bewohner heran, und Oda reichte ihm einen Gulden.

„Geht nach Speier, sucht Wiben Peters aus Dithmarschen in der Herberge zum Mohrenfürsten oder wo sonst Ihr ihn trefft, und sagt ihm, er solle nicht Sorge haben um seine Tochter und werde sie im Kehdinger Land wiederfinden. Wollt Ihr's ausrichten bei Gott und Eurer Seligkeit?“

Der Mann bejahte, fast sprachlos über den hohen Lohn, und machte sich sofort längs des Uferdamms auf den Weg. Das Floß glitt wieder hinaus in den Strom, vorn auf hoher Stammbrüstung saßen Oda und Mane Todiemen. Am Himmel stand wolkenlose Juninachmittagssonne, wie der breite Fluß sich krümmte bald zur Linken, bald zur Rechten, daß auch die laubgrüne Wand der Haard und der Odenwald sich vertauschten, Ost und West, hastig wechselnd wie Empfindungen der Menschen, Stolz und Sehnsucht, Leid und Glück. Bald wiederum blitzte der Strahlenkreis der schräg absteigenden Sonne ihnen gerade ins Antlitz, daß sie den Blick auf die grünlichen Wogenschnellen niedersenken mußten, die das Floß forttrugen und an ihm vorüberschossen wie ruhelos jagende und wie tändelnd spielende Gedanken, wie hastige Welle des Herzens und wie träumerisches Geflüster. Sie sprachen nicht viel, doch ihre Augen gingen schweigsam gesellt in die nämliche Richtung und sahen Dörfer und Städte mit grauem Mauerkranze dahinziehen, Schiffe, die langsam stromauf kämpften, und an ihnen vorbei flogen leichtere buntbewimpelt zu Thal. Abendglocken summten und Schleier überwebten die freudige Flur, nur die Burgen auf den Gipfeln des Odenwaldes blickten noch drüber herab. Ragend in reicher Pracht stieg aus allen Henning Bleichingen's Schloß, und Oda faßte unwillkürlich die Hand ihres Gefährten und sagte:

„Hab' Dank noch einmal!“

Er fragte, was sie meine, und sie deutete hinauf und erläuterte ihr Wort; er aber lachte glücklich:

„Verdient Dank, was man für sich selber thut?“

Sie versetzte träumerisch:

„Sieh', die Sonne liegt noch roth darauf wie auf dem Meldorfer Thurm in unserer Kinderzeit. Dort ist's doch schöner noch, mein Herz schlägt, daß wir zurückkommen.“

Er sah nicht hinauf, er sah sie an.

„Dein Gesicht ist auch roth, als läge die Sonne noch drauf. Ja, es ist schön dort und hier, überall, wo du bist. Aber ich sagte es einst schon in unserer Kinderzeit, dich sehe ich noch lieber, dein Haar ist wie die Sonne selbst.“

Waren dieselben Worte vor nicht langer Zeit noch Oda aus der Vergangenheit heraufgeklungen, und hatte sie abwehrend mit der Hand dabei zur Seite geschlagen und gerufen:

„Was willst du? Geh'!“ —?

Sie gedachte dessen, doch sie begriff nicht, weshalb sie es gethan. Ihre Hand blieb in der des Jugendgespielen, der ge-

sagt, er verdiene nicht Dank für das, was er für sich selber vollbracht. Abendwind rauschte leise in den Bäumen des Ufers und wohl lauter drüben in den dichten Wipfeln der geheimnißvoll zerrinnenden Berge, die Sterne stiegen auf und es ward Nacht und Stille rundum, die nur der gleiche Tonfall des murmelnden Wassers durchklang. Da legte Oda Peters das Goldhaar und die Augen, vor deren geschlossenen Lidern der Thurm von Meldorf leuchtender denn je im rothen Licht die grüne Marsch überstrahlte, auf Mane Todiemen's Knie und entschlief, und schweigsam lenkte die Hand der Schiffer ihr seltsames Fahrzeug durch Strudel und Klippenhänge vorwärts ins Dunkel hinaus.

(Schluß folgt.)

Ein Sammler.

Von

Julius Lessing.

Wir müssen so oft die Klage hören, daß in unserer gleichmachenden, alle Eigenthümlichkeiten zerstörenden Zeit die Originale aussterben; aber man pflegt vielleicht zu große Ansprüche an Jemanden zu stellen, der ein Original sein soll. Unsere Sitten und Lebensgewohnheiten erlauben es allerdings nicht mehr, daß ein Einzelner bereits im Aeußern durch Kleidung und Haltung und andere Extravaganzen sich feierlich als Original auf den Straßen kennzeichnet; aber hinter der glattesten Hülle und den leichtesten und ebenmäßigsten Umgangsformen verbirgt sich im deutschen Volke doch noch eine Fülle selbständiger Eigenart, welche die wunderlichsten und dabei zugleich liebenswürdigsten Naturen schafft.

Im Anfang vorigen Jahres ist in Berlin eine in weiten Kreisen bekannte und von Allen geliebte und geschätzte Persönlichkeit gestorben, der Kammermusikus Hanemann, dessen hier gedacht werden soll.

Als Mitglied der königlichen Capelle, als Lehrer ganzer Generationen von Schülern, ist er allen denen in freundlichem Andenken, welche an dem reichen Musikleben Berlins persönlichen Antheil nehmen. Aber außer seinen Instrumenten und Noten beherbergte er noch andere Gäste in seinem Hause. Hanemann war Sammler und manche seiner musikalischen Schüler sahen mit Erstaunen die Wohnung nicht nur angefüllt mit Bildern und mancherlei alterthümlichen Gegenständen, sondern vornehmlich mit Steinkrügen jeder Art und jeder Größe, zwei Zimmer voll vom Boden bis an die Decke in mehreren Reihen hinter einander Krug an Krug, Topf an Topf, Kanne an Kanne, Steinkrüge vornehmlich, aus allen Orten Deutschlands in allen Größen und Farben neben einander. Wenn ein fremder Sammler, kunstliebende Herren und Fürsten nach Berlin kamen, so war Hanemann's Krugsammlung einer der Punkte, die nicht unbesucht bleiben durften, und mit köstlichem Stolz pflegte der liebenswürdige Alte über seine Kinder, wie er sie wohl nannte, Stück für Stück eine treue Erzählung ihrer Herkunft zum Besten zu geben.

Wer in gleich richtiger Weise von dem Künstler und dem Sammler berichten wollte, müßte auf beiden Gebieten gleich sattelfest sein, wie er es selbst gewesen. Uebrigens hat er selbst Nachricht von seinen Lebensschicksalen gegeben. Dieses ganz eigenartige Buch, welches unter dem Titel: „Leben und Schriften des königlichen Kammer-Musikus Moritz Hanemann", nicht lange vor seinem Tode von ihm abgeschlossen und unter seine Freunde vertheilt wurde, ist ein kleines literarisches Curiosum. Wer es so ansehen wollte, als ob es einen Anspruch auf eine bestimmte Stellung in der deutschen Literatur erhöbe, würde ihm Unrecht thun. Der Verfasser selbst verwahrt sich dagegen wiederholentlich und schließt auch mit der directen Versicherung:

„Wollt keineswegs ein Büchlein schreiben,
Mir nur die Langeweil vertreiben."

In dem Vorwort ermahnt er, daß, wenn einmal ein Fremder diese Blätter in die Hand bekäme, er sie lieber ungelesen bei Seite lege. Trotzdem darf dieses Buch ein etwas weiteres Interesse beanspruchen. Es hat den Vortheil, eine vollständig naive und von keinerlei literari-

scher Gewohnheit angekränkelte Beschreibung eines einfachen Lebens und Strebens zu geben, wie es sich in kleinbürgerlichen Kreisen in Deutschland und wohl auch an anderen Stellen abspielt.

Hanemann ist der Sohn eines Küsters in Löwenberg in Schlesien. Seine Eltern haben mit der vollen Kümmerlichkeit der kleinbürgerlichen deutschen Verhältnisse zu kämpfen; als der Knabe nach Breslau auf das Gymnasium geht, ist er vollständig auf sich selbst angewiesen und, nachdem er sich für den musikalischen Beruf entschieden hat, muß er in Berlin mit einer nicht nennenswerthen Unterstützung von Hause durch knappste Sparsamkeit, freundliches Entgegenkommen seiner Landsleute und Gönner sein Dasein fristen, bis es ihm allmälig gelingt, sich in die Stellung eines königlichen Kammermusikus hinaufzuarbeiten.

Wer die letzten Jahrzehnte des Berliner Musiklebens durchgemacht hat, wird, ganz abgesehen von diesen allgemein menschlichen, interessanten Theilen, eine Menge von kleinen Erinnerungen finden, welche in der mündlichen Tradition fast erloschen sind. Nur suche man nicht tief gehende Erörterungen über die Musikbestrebungen der Stadt. Was Hanemann giebt, sind kleine Züge, Scherze, Anekdoten, Notizen, die uns alle einen Mann zeigen, der neben redlicher Arbeit den Humor des Lebens glücklich zu kosten verstand.

Der Schreiber dieser Zeilen hatte mit dem musikalischen Theil von Hanemann's Thätigkeit nur wenig Berührungspunkte gehabt, dagegen hat er lange Zeit hindurch auf demjenigen Gebiete mit ihm verkehrt, welches neben der Musik die ganze Seele Hanemann's erfüllte, dem Sammeln altdeutscher Krüge und Steingutwaaren.

Das war doch noch ein Sammler von echtem Schrot und Korn! Hanemann hatte eine gewisse Neigung nach der künstlerischen Seite hin, welcher es an Ausbildung fehlte. Aeltere Bilder interessirten ihn und wenn er auch mancherlei Werthloses kaufte, irgend wie hatten die Stücke, die er erwarb, doch ein Interesse. In das thörichte Ansammeln des gänzlich Werthlosen ist er kaum jemals verfallen.

Vor etwa 30 Jahren bekam er in seiner Vaterstadt durch einen guten Freund einen alten buntgemalten Steinkrug geschenkt. Diese Arbeiten waren dazumal in Deutschland gar nicht geachtet; als altes unmodernes Gerümpel bei Seite gestellt, wurden sie aus den älteren Haushaltungen entfernt. In Deutschland gab es kaum eine öffentliche Sammlung, welche dieselben aufgenommen hätte, und nur selten wird sich ein Privatsammler gefunden haben, der sich um dieselben bekümmert hätte.

Hanemann fand Gefallen an dem bunten curiosen Topf, besorgte sich gelegentlich einen zweiten als Pendant, fand es schließlich hübscher, wenn auf dem Bücherregal, auf welchem dieselben standen, das oberste Brett ganz besetzt wäre, dem obersten Brett folgte das zweite und dritte und als einmal das erste Gestell voll war, kam bald ein anderes hinzu, und was zuerst gelegentliche Liebhaberei und der Zufall begonnen, wurde nun mit dem Ernst, dem Eifer und der Zähigkeit, deren nur ein echter Sammler fähig ist, durchgeführt. Das Sammeln von alten Steinkrügen wurde für ihn ein Stück seiner Lebensaufgabe. Wenn er sich im Sommer eine Erholungsreise gönnte, so mußte sie dorthin gerichtet sein, wo er hoffen durfte, eine Vermehrung seiner Sammlung zu finden. Gelegentlich kam es aber auch wohl vor, daß er eine Reise, für die er das ganze Jahr gespart, die ihm der Arzt für seine Gesundheit dringend angerathen, für die die Koffer bereits gepackt waren, im letzten Augenblicke aufgab, um für das zurückgelegte Geld irgend einen Krug von irgend einer Form zu kaufen, die in seiner Sammlung noch nicht vertreten war.

Hanemann hat die Freude gehabt, zu erleben, daß diese im Anfang seiner Sammelthätigkeit so gering geschätzten Geräthe, diese „alten Töpfe“, mit welchen er von seinen Freunden so oft geneckt und gehöhnt wurde, zum höchsten Ansehen gelangten, daß sich schließlich um seine Sammlung verschiedene Museen und kunstgebildete Fürsten stritten und sie dann von der preußischen Regierung angekauft wurde, um einen Theil des neu begründeten Gewerbemuseums zu bilden.

Diese Steingutkrüge sind allerdings ein sehr interessanter Theil des deutschen Kunstgewerbes im 16. und 17. Jahrhundert. Während in allen übrigen

Gebieten der Kunst zu jener Zeit das italienische Vorbild maßgebend war und die deutsche sowohl als die französische Kunst sich im Wesentlichen mit der Nachbildung, im besten Falle mit der Umbildung der von dort herübergekommenen Formen begnügte, hatte die rheinische Steinguttöpferei sich in völlig unabhängiger Weise ohne Anlehnung an irgend ein italienisches Vorbild entwickelt. Aus dem schönen festen Material, aus welchem heute noch die blau-grauen Steinkrüge in der Gegend von Coblenz, im sogenannten Kannebäcker-Ländchen, hergestellt werden, wurden Tausende und aber Tausende von kunstvoll geschmückten Gefäßen gearbeitet, welche nicht nur in den Rheinlanden selbst, sondern in ganz Deutschland, ja, in dem ganzen nördlichem Europa eine weite Verbreitung fanden. Von der kunstgeübten Hand des Töpfers war ihnen eine kräftige und zugleich zierliche Form gegeben, Hals und Fuß wurden mit seinem Rippen- und Ränderwerk umkleidet, um die Wölbung des Bauches zogen sich lustige und ernsthafte Schildereien: der deutsche Kaiser mit seinen Kurfürsten im feierlichen Ornat, Bauerntänze und lustige Sprüche, Reiter und Landsknechte in fröhlichem Aufzug. Dann auch biblische Geschichten, vor Allem die Historia von der schönen Susanne, von Simson und Delila, von Judith und Holofernes — Alles Geschichten, die zu jener Zeit so populär waren, als ob sie mitten in Deutschland gespielt hätten, wie sie denn auch nett und ehrbar in guter deutscher Tracht mit deutschen Häusern und Kirchthürmen dargestellt wurden. Manchmal, aber seltener, geht es auch in die Moral: die Werke der Barmherzigkeit und allerlei allegorische Tugenden erscheinen mit ihren Symbolen und Werkzeugen. Auch die kirchlichen Kämpfe der Zeit spiegeln sich wieder. Da erscheint der Papst als Antichrist, der von Christus in die Hölle zurückgejagt wird. Einen besonders großen Raum nehmen die Wappen ein, welche in reicher Fülle darlegen, für wie viel Fürsten, edle Geschlechter, Bürger und freie Städte hier das Trinkgeschirr gearbeitet wurde. Diese Darstellungen aller Art, mit mancherlei ergötzlichen Versen darunter, geben ein gar köstliches Bild dessen, was jene Zeit bewegte und erfreute. Dazu sind die Krüge selbst in ihrer Gesammterscheinung von einem so feinen, malerischen Ton, daß man es wohl versteht, wie sie bei dem Wiedererwachen der Kunstliebhaberei so außerordentlich hochgeschätzt werden mußten.

Die Kenntniß des ganzen Zweiges lag allerdings sehr im Argen. Diese Krüge, welche durchgehends Producte deutscher Kunstthätigkeit sind, wurden bis vor wenig Jahren ganz allgemein als flandrische Arbeiten bezeichnet und werden selbst heute noch in auswärtigen Sammlungen unter diesem Namen aufgeführt. Grès flamande ist der Kunstausdruck, mit dem sie bis auf den heutigen Tag in den meisten Katalogen paradiren, obgleich nicht nur die deutschen Wappen, sondern selbst die durchgehends deutschen Inschriften über den wahren Charakter derselben leicht genug Aufschluß hätten geben können.

Es muß hierbei auf ein sehr verdienstliches Buch hingewiesen werden, welches endlich die Kenntniß der deutschen Kunsttöpferei, die so sehr im Argen lag, energisch gefördert hat. Es ist das Werk des Caplans Dr. Dornbusch in Köln, dessen unermüdlicher Arbeit es gelungen ist, die Herkunft der hauptsächlichsten Classen dieser Krüge genau nachzuweisen. Er hat die alten Töpferwerkstätten wieder aufgedeckt und in den Schuttgruben zu Siegburg, Rären und Frechen die Scherben verschiedener Gattungen von Geräthen wiedergefunden, welche wir in unseren Sammlungen besitzen, so daß nun mit vollster Sicherheit ganze Gruppen bestimmt werden können. Hiermit ist eine grundlegende Arbeit für das ganze Gebiet gewonnen und alle Alterthumsliebhaber werden Veranlassung haben, sich um dieses wichtige Werk zu kümmern.

Unser Hanemann hatte nicht zu den Leuten gehört, von welchen eine fachwissenschaftliche Bearbeitung des Materials hätte erwartet werden dürfen, er war nur Sammler, das aber auch in glänzendster Weise. Keine Mühe war ihm zu groß, irgend ein Stück zu erlangen, das seine Reihen zu vervollständigen im Stande war. Er, der gutmüthige, treue Freund konnte ausdauernd auf den Tod irgend eines Besitzers harren; an manches Stück knüpfte sich eine lange Leidensgeschichte von getäuschten Hoffnungen und Erwar-

tungen, von immer wieder neuen Versuchen, die ihn schließlich in den Besitz desselben geführt haben; aber wie dankbar erkannte er es auch an, wenn ein Freund ihm ein derartiges Stück von seiner Reise mitbrachte oder auch gar ihm gänzlich Unbekannte, welche von seiner Sammlung gehört, ihm Stücke übersandten!

Hanemann blieb nicht bei den speciell rheinischen Krügen stehen, auch die schwarzbraunen und fränkischen Krüge mit den bunt emaillirten Figuren der Apostel und Planeten und curiosen Porträts hatte er in stattlicher Reihe zusammengebracht. Hieran schloß sich dann neuere Waare: das Steingutgeschirr von Bunzlau, manches gute Stück von chinesischem und deutschem Porzellan; auch das Zinngeschirr und die zinnbeschlagenen Holzkrüge blieben nicht ausgeschlossen, einige Glasgefäße rundeten das Bild ab — kurz es war eine Darstellung des Themas: wie der Deutsche trank und trinkt, wie sie sich kaum lustiger denken läßt.

Hanemann, von seiner Zwillingsschwester, mit welcher er in innigster Gemeinschaft lebte, treulich unterstützt, pflegte diese Schätze wie seine Kinder. Wenn ihn etwas ängstigte, war es der Gedanke, was aus denselben nach seinem Tode werden könnte, und es gereichte ihm zur höchsten Beruhigung und zum Stolz, als dieselben schließlich für Berlin erworben worden.

Als einmal vorher ein glänzendes Anerbieten von außerhalb eintraf und er es abgelehnt hatte, erzählte er mir als Grund, daß ihm die Geschichte eines Münchener Collegen, d. h. gleichfalls eines Kammermusikus, immer in dem Kopf herumgehe. Derselbe habe eine Sammlung von Meißener Porzellan-Figuren besessen, welche alle Zimmer füllten. Eines Tages habe er der Lockung eines unerhört hohen Angebotes seitens eines Pariser Händlers nicht widerstehen können; doch als er Abends nach Absendung der Sammlung nach Hause zurückgekehrt sei und die leeren Consolen an den Wänden gesehen, da sei er trübsinnig geworden, habe nie mehr gelacht und sei bald darauf gestorben, und das, fürchtete er, könne ihm auch geschehen, wenn er seine Krüge nicht wenigstens am Orte habe, wo er sie gelegentlich besuchen könne.

Leider war der Lebensabend des liebenswürdigen, immer lustigen, zu jedem Scherz und jeder Freundlichkeit aufgelegten alten Herrn sehr getrübt. Ein unglücklicher Fall hatte Verletzungen herbeigeführt, an deren Folgen er länger als ein Jahr siechend danieder lag; aber selbst in dieser traurigen Lage hatte er sich den Humor und die freundschaftliche Anhänglichkeit bewahrt, die ihn im Leben bis dahin ausgezeichnet hatten.

Balzac.

Von

W. Hoffner.

Forster erzählt in seinem Leben von Charles Dickens, daß derselbe, während er an seinen großen Romanen schrieb, Abends bis tief in die Nacht alle Straßen von London durchwanderte, die Gestalten und ihre Schicksale in stürmischer Bewegung in seiner Seele ausbildend — die wechselnden Bilder aber, die ihn umgaben, jenes Chaos von Macht und Glück und Elend und Laster, welches London ist, geben den Bildern, die er darstellt, die Mächtigkeit des Lebens selber, realer Schmerz- und Lustempfindung. Ich verstehe ganz, was hierbei in der Seele des großen Dichters vorging. Erfüllt von den drastischen Gestalten, die fast leibhaftig sich neben ihm in den Straßen bewegten, hat er gewiß weniger bei diesen langen Wanderungen einzelne Züge des wirklichen Lebens, Material, so zu sagen, für das Werk gesucht, an dem er arbeitete; vielmehr in dieser Luft von London, die erfüllt ist von den außerordentlichsten Contrasten des Glückes und des Elends, empfing seine Phantasie Flügel, empfingen seine Gestalten Blut und Leidenschaft, empfing das Ganze seiner Dichtung jene Macht der Affecte von tiefstem Mitleid für die niederen Classen und das sociale Elend, vom stärksten Haß gegen den kalten Reichthum, von einem beinahe finsteren Rachegefühl gegen die herrschenden Classen: Empfindungen, welche er im Kampfe

um das Dasein inmitten dieser ungeheuren Stadt in seinem Herzen genährt hatte, und welche ihn zum Dichter der unterdrückten Classen, ja, was mehr sagen will, all jener Naturen, die durch sanfte Güte wie zum Leiden bestimmt sind, gemacht hat. In dieser Grundempfindung liegt der ethische Gehalt von Dickens. Er ist unabtrennbar von dem Eindruck der ungeheuren Stadt, in welcher er seine Romane entwarf, und so oft er London verlassen hatte, empfand er etwas von Einbuße seiner dichterischen Phantasie, als ob sie ihrer wahren Lebensluft entbehre. Was für Dickens London war und er für London, das war Paris für Balzac und er für diese Stadt.

Aber den Dichtern dieser großen modernen Städte ist ein pessimistischer Grundzug gemeinsam, welcher aus den Lebensbedingungen derselben entspringt. Man behandelt zuweilen die pessimistische Weltansicht wie ein Product des 19. Jahrhunderts. Dies ist nicht ganz der Wahrheit gemäß. Liest man die Dichtungen des Theognis oder die philosophischen Meditationen des Petrarca, so bemerkt man wohl, daß in allen Zeiten Naturell und Lage pessimistische Stimmungen hervorgebracht haben. Schopenhauer hat eine Wolke von Zeugen für diese Weltansicht heraufbeschworen. Aber ein Anderes ist bemerkbar. Der Pessimismus von Lord Byron, von Alfieri, von Heinrich Heine und Schopenhauer entsprang aus einer Grundstimmung des Charakters. Bei jenen erstgenannten großen Junkern aus einem gewaltigen Stolz, der sich gegen Menschen und Verhältnisse spröde verhielt, bei den beiden Anderen aus einer krankhaften Richtung ihrer Gefühle. Er ging von dem Persönlichsten aus und strebte sich zu generalisiren. Die Dichter dagegen, welche das sociale Leben der großen Städte zum Vorwurf ihrer Schöpfungen gemacht haben, sind gewissermaßen objectiv in ihrem Pessimismus, d. h. die Phänomene, welche sie darstellen, sind am meisten geeignet, eine düstere Betrachtung des Lebens auch bei ganz objectiver Auffassung desselben hervorzurufen. Der gesteigerte Kampf um die Existenz, der regelmäßige Sieg des Egoismus über alle weicheren Naturen unter den Lebensbedingungen großer Städte, die Maske der Würde, welche dieser Egoismus trägt, der gesteigerte Gegensatz der Classen, das Gemischte in fast allen Charakteren, ja beinahe in den Beweggründen zu jeder bedeutenderen Handlung: dies Alles muß auch dem leichtblütigsten Optimisten, wenn er nur Augen zu sehen besitzt, an der Richtigkeit seiner Lebensauffassung Zweifel machen. Und so finde ich, daß unter den Schriftstellern, welche das Leben der großen Städte in Romanen dargestellt haben, die oberflächlicheren dieser complicirten Welt gegenüber sich mit einer gemischten und unklaren Empfindung über dieses ungeheure Getriebe genügen lassen, die bedeutenderen aber zum Pessimismus hinüberneigen. Paris giebt schon Diderot, Voltaire und Rousseau etwas von der düsteren und pessimistischen Färbung, welche über ihren Dichtungen liegt. In der letzten Generation aber sind Dickens wie Thackeray, Balzac wie Turgenjew zugleich die am meisten hervorragenden Darsteller großstädtischen Lebens und die decidirtesten Pessimisten. George Sand allein steht ganz für sich mit dem großartigen Idealismus ihrer Natur, ihnen Allen überlegen durch eine Dichtergröße, welche sie über die Darstellungen einer bestimmten gesellschaftlichen Lage und ihrer Lebensbedingungen zur Auffassung des menschlichen Lebens als solchen, seiner typischen Charaktere und der Natur seiner Leidenschaft erhebt. Sie bildet also eine Ausnahme.

Ich bin daher wenig geneigt, die Weltansicht irgend eines dieser vier Dichter aus seinen besonderen Lebensverhältnissen abzuleiten. Nichtsdestoweniger wird man die Gewalt, welche die pessimistische Erklärungsweise der menschlichen Bewegungsgründe auf Balzac ausübte, in dem Zusammentreffen der Stimmung, welche er der Auffassung entgegenbrachte, und der Natur seines Gegenstandes selber begründet finden müssen.

Balzac war den 16. Mai 1799 in Tours geboren; sein Vater war Grundbesitzer in der Umgegend, ein bedeutender Mann, der nach Familiendarstellungen zugleich etwas von Montaigne und Rabelais und von Sterne's Onkel Toby hatte. Seine herrschende, um nicht zu sagen fixe Idee war die Gesundheit und das Nor-

malalter von hundert Jahren. Er hatte, gegen fünfzig Jahre alt, sich verheirathet. Die schöne, reiche, jugendliche Frau war eine jener Naturen seltenster Güte. „Ihr ganzes Leben," sagt ihre Tochter, „bewies diese Liebe, sie vergaß sich beständig für uns." Es war ihre letzte grausamste Probe, daß sie, zweiundsiebzig Jahre alt, ihren ruhmreichen Sohn überleben und in seinen letzten Augenblicken ihn unterstützen sollte. Völlige Originalität, Gedächtnißkraft, schärfster Verstand vom Vater, Gemüthstiefe und unablässige Thätigkeit von der Mutter her scheinen sich auf den großen Romanschriftsteller vererbt zu haben.

1814 siedelte er mit den Eltern nach Paris über und hat dann dort studirt; er hörte Cousin, Guizot, Villemain mit Begeisterung. Dann trat er in die Schreibstube des Advocaten de Merville in demselben Augenblick, in welchem Scribe dieselbe verließ. Mit einundzwanzig Jahren hatte er seine Examina beendet. Sein Vater, der wie ein Patriarch in der Familie herrschte, hatte ihm damals bereits den ganzen Plan eines künftigen Lebens, selbst Heirath und Mitgift inbegriffen, in Gedanken vorgezeichnet. Der Sohn aber erklärte ihm plötzlich, daß er entschlossen sei, der Literatur zu leben. Man weiß, welche Kämpfe der Regel nach ein Entschluß wie der des jungen Balzac in Familien, wie die seinige war, hervorruft. Zwei Probejahre literarischer Thätigkeit wurden ihm zugestanden, und so ließ er sich in einer Mansarde nieder, die mit einem Bett, einem Tisch und einigen Stühlen möblirt war. Denn eben in dieser Zeit, unmittelbar nach dem gefaßten Entschluß, hatten sich die elterlichen Vermögensverhältnisse sehr verändert, und die Familie hatte sechs Meilen von Paris einen ländlichen Aufenthalt genommen. Aber unzählige Gestalten künftiger Komödien und Tragödien, Romane und komische Opern umgaben ihn in dieser Einsamkeit. Er wählte Cromwell und die classische Tragödie zu seinem Debut. Nur wenige Zeit lag noch vor ihm, und welche Hoffnungen waren auf diese Tragödie gebaut!

„Ich gleiche," sagt er damals, „mit meiner armen Tragödie der Perette im ‚Milchtopf', und meine Vergleichung wird vielleicht nur zu viel Realität erlangen. Dennoch, dies Werk muß mir glücken, ich muß etwas fertig haben um jeden Preis, wenn Mama Rechenschaft von meiner Zeit fordert. Ich verbringe die Nächte bei der Arbeit; sage ihr nichts, denn sie würde sich beunruhigen. Welche Mühsale legt die Liebe zum Ruhm auf!"

Die Tragödie ist geschrieben, er erscheint Ende April 1820 zu Hause, und vor einer Gesellschaft geladener Personen wird sie vorgelesen. Aber Niemand ward von ihr bewegt als ihr jugendlicher Verfasser selber, und sein ehemaliger Lehrer der Literatur von der polytechnischen Schule, der schließlich als oberste Instanz befragt ward, erklärte, ihr Verfasser möge Alles treiben, was er wolle, nur nicht Literatur. Aber Balzac sagte kühl: „Die Tragödien sind nicht mein Fach, das ist Alles," und er begann ruhig weiter zu schreiben. Seine geliebte Mansarde sah er nicht wieder; die Eltern behielten ihn nun bei sich, und während der Jahre, die jetzt folgten, hatte er nur einen Gedanken, sich seine Unabhängigkeit zu erschreiben, durch was für eine Art von Schriftstellerei es auch sei. Er schrieb Roman auf Roman unter wechselnden Namen; noch heute weiß man nicht, was er damals geschrieben; denn er verbat sich ausdrücklich, daß sie in seine Werke aufgenommen würden oder auch nur bekannt würde, daß er sie geschrieben.

„Wenn wenigstens noch irgend Jemand einen Lebensreiz in meine kalte Existenz würfe! Ich habe die Blumen des Lebens nicht und stehe doch in der Jahreszeit, wo sie blühen. Wozu werden mir Menschen und Lebensgenossen helfen, wenn die Jugend vorüber sein wird? Was nützen die Komödiengewänder, wenn man keine Rolle mehr spielt? Der Greis ist ein Mann, der dinirt hat und die Anderen essen sieht, und ich, jung, habe einen leeren Teller und habe Hunger. Meine beiden einzigen und ungeheuren Begierden, berühmt zu sein und geliebt zu werden, werden sie jemals befriedigt werden?"

In dieser Lage faßte er einen Plan, welcher der Anfang von Mißgeschick sein sollte, welches sein ganzes Leben verbitterte. Hier begann der Unstern seines Lebens. Er machte an sich die furchtbare Erfahrung, daß die Unüberlegtheit weniger Schritte ein ganzes Leben mit Sorge

und Gram erfüllen kann, und nichts kann geeigneter sein, eine pessimistische Anschauung des menschlichen Lebens zu begründen als diese Thatsache. Denn es besteht in der That kein rationelles Verhältniß zwischen einem solchen Schritt und einem im Kern verdorbenen Leben. Keine theologische Ansicht wird je Kraft über einen Menschen gewinnen, welcher diese Erfahrung an sich gemacht hat, die durch keine Theorie des Verhältnisses von Schuld und Strafe mit einer göttlichen Gerechtigkeit in Einklang gebracht werden kann. Wer sich nicht begnügt, an das wunderbare Geheimniß des Lebens zu glauben, sondern es wie Balzac analysiren will, muß unter dem Druck eines solchen Thatbestandes bestimmt werden.

Balzac, da die Romane ihm kaum eine Existenz gewährten und die Familie mißmuthig seiner literarischen Thätigkeit zusah, faßte den Plan, der schon manchen Schriftsteller bittere Erfahrungen machen ließ, anstatt Bücher zu schreiben, welche zu verlegen. Man weiß, wie bitter Lessing für eine ähnliche Idee büßen mußte. Und zwar hatte der geniale Beobachter der Menschen selbstverständlich einen ganz richtigen Plan, er hatte nur nicht die Mittel und das Geschick, ihn zu realisiren. Er zuerst in Frankreich beabsichtigte jene billigen Gesammteditionen älterer Classiker, welche nachher so manchen Buchhändler bereichert haben; so ließ er einen Molière und einen la Fontaine erscheinen. Aber die Buchhändler weigerten sich, von einem, der sich unter sie eingedrängt hatte, Bücher zu empfangen und zu verkaufen; das Geld, das er für sein Unternehmen geliehen hatte, reichte nicht aus, die Annoncen zu bezahlen, deren er für den Vertrieb bedurft hätte. Und so hatte er von seinen beiden Ausgaben nach Jahresfrist kaum tausend Exemplare verkauft; er sah sich genöthigt, sie einstampfen zu lassen.

So kam er aus diesem ersten Unternehmen mit einer für ihn ansehnlichen Geldschuld beladen. Ein neuer Plan; er gedachte wie Richardson als Buchdrucker reich zu werden. Sein Vater leiht ihm ein Capital, er associirt sich mit einem Drucker, der nichts als seine Geschicklichkeit mit in das Geschäft bringt; nach kurzer Zeit entstehen schon pecuniäre Verlegenheiten. Und Balzac? Sanguinisch wie er ist, hält er die Erweiterung des Geschäftes für das beste Mittel, diese Verlegenheiten zu beseitigen; er kauft noch eine Gießerei, und kurze Zeit darauf sieht er sich vor dem Bankerott. Er durchlebte Zeiten so entsetzlicher Gemüthsbewegungen, daß unzerstörbar die Spuren davon in ihm hafteten. Die Eltern thaten für ihn, was sie konnten; als sie fürchten mußten, selbst in seinen Ruin mit hineingezogen zu werden, verkaufte er das Ganze an einen Freund; die Mutter hauptsächlich deckte die durch die unzureichende Kaufsumme erwachsende bedeutende Differenz; noch andere Gläubiger standen daneben. Kurz, achtundzwanzig Jahre alt, stand nun Balzac da mit einer bedeutenden Schuldenlast, mit dem Gefühl, seiner Mutter ungewöhnliche Opfer schuldig zu sein, mit der bitteren Erinnerung an diesen ganzen Verlauf und all' das Kleine und Gehässige, das einen solchen zu begleiten pflegt. Nichts als seine Feder hatte er, deren Ertrag bis dahin kaum ausgereicht hatte, die einfachsten Bedürfnisse seiner eigenen Person zu decken.

Balzac ist kein geborener Epiker, wie neben ihm Alexander Dumas und Victor Hugo waren; er commandirte nicht eine unerschöpfliche Phantasie von naiver Erfindungsgabe. Er war ein analytischer Kopf, d. h. seine Natur war, Thatbestände, welche er im Leben sah, in einen Zusammenhang von Beweggründen zu zerlegen. Das Nervengeflecht, so zu sagen, eines Charakters klar zu legen, reflectirend festzustellen, wie er anderen Charakteren gegenüber handeln und leiden würde: dies war seine Genialität. Dieselbe war also eben so sehr wissenschaftlich als künstlerisch, ja vielleicht in höherem Grade das erste als das zweite. Er hätte unter anderen Umständen eben so gut in der Art eines Saint Beuve oder Renan wirken können als in der, welche sein Lebensgang ihm zuwies. Ein solcher Mensch ist wenig geeignet, in kurzer Zeit als vollendeter Schriftsteller große Summen zu erwerben. Es bedurfte langer Zeit, bevor Balzac sich der epischen Darstellungsweise und des Materials, welches sie erfordert, bemächtigen sollte. Ja, es bedurfte längerer Zeit, ehe diese reflectirende und grüble-

rische Natur auch nur das Gebiet gefunden hatte, auf welchem sie so ungemeine Erfolge zu erreichen bestimmt war.

Aus seinen Erlebnissen und seiner Lage entsprang in ihm nothwendig die düstere Färbung, welche seine Analyse annahm. Hier lag vor ihm ein Causalzusammenhang, in welchem bester Wille unter ungünstigen Umständen in immer tiefere Leiden einen Schuldlosen verwickelt hatte. Er lag nicht nur vor ihm, dieser ursächliche Zusammenhang, Balzac selber empfand ihn als die Kette, die seinen Fuß beschwerte, jeder Ring derselben aus seinen Fehlgriffen und Mißgeschicken gebildet — und es gab Momente, wo er voraussah, daß er vielleicht nie wieder frei werden würde, wie dies geschah. Auch braucht ein Mensch nur unglücklich zu sein, vor Allem unglücklich mit dem Schein, nicht unschuldig an seinem Unglück zu sein, um die bittersten Erfahrungen über seine lieben Nebenmenschen zu machen. Es liegt eine Ungerechtigkeit in dem Urtheil, das man so als eine wirkliche Erfahrung bezeichnet. Gerade alle tüchtigen Menschen haben wenig Zeit, Gerüchte und Vermuthungen abzuwägen, um im Gegensatz gegen die öffentliche Meinung zu einer wirklichen gerechten Beurtheilung zu gelangen; gerade unter ihnen vollzieht sich bei solcher Gelegenheit die Sonderung zwischen den alltäglichen Naturen und den seltenen edlen Naturen, welchen Wohlwollen Tiefe des Blickes gewährt. Und so entsteht naturgemäß gerade aus solchen Lagen, wie die waren, in denen Balzac sich befand, ein spröder, scharfer, richtig, nur einseitig hindurchschauender Pessimismus gegenüber der ganzen Durchschnittsmenschenclasse, eine um so tiefere, schönere Zärtlichkeit gegenüber den wenigen Ausnahmen von der gewöhnlichen Art dieser Species, zu der wir selber zählen.

Diese waren die subjectiven Elemente, welche den Dichter der „Komödie des menschlichen Lebens“ zu dem machten, was er ward. Paris, wie es war, sein Gegenstand selber, that das Seine.

Er miethete ein Zimmer in der Rue de Tournon. Zunächst lag seinem scientivischen Geiste das Vorbild Walter Scott's am nächsten, und er gedachte, in einer Reihe von Romanen die Geschichte seines Vaterlandes in einzelnen Bildern darzustellen. Es war ein Plan, dem ähnlich, welchen Freytag in unseren Tagen für die Geschichte unserer Nation auszuführen begonnen hat. Nur zwei Romane aus dieser Serie wurden vollendet: Les Chouans und Cathérine de Medicis. Diese Aufgaben waren nicht seinem eigenthümlichen Talent der psychologischen und socialen Analyse entsprechend, oder richtiger, um nach seiner ernsten Methode sie zu lösen, um eine wirkliche Analyse vergangener Culturepochen den Bildern zu Grunde zu legen, hätte er einer Muße und einer Freiheit der Seele bedurft, welche sein ganzes Leben hindurch ihm nicht zu Theil geworden sind. Gerade damals war er, wie man denken kann, in einer furchtbaren Lage.

Von 1827 bis 1836 hat Balzac seine Existenz nur dadurch gehalten, daß er Wechsel auf Wechsel ausstellte. Jedesmal konnte er seine Ehre nur noch aufrechthalten, indem er seine Arbeit zu einem bestimmten Termin nutzbar machte. Jedesmal stiegen seine Verpflichtungen durch die wucherischen Zinsen, die er zu zahlen hatte, und sein inneres Leben war ganz verbittert durch dies beständige Feilschen und Markten, Geld suchen und Geld abzahlen. Welche Genialität gehörte dazu, unter solchen Umständen zu werden, was er wurde, wie viel aber auch von seiner Genialität wurde durch eine solche Lage neutralisirt! Es gab Tage, an denen er über diese „schwebende Schuld“ scherzte, es gab andere, an denen der Gedanke des Selbstmordes und die Ausführung dicht bei einander lagen.

„Man verbringt,“ schrieb er in dieser Zeit, „die zweite Hälfte des Lebens damit, daß man wieder abmäht, was man in seinem Herzen in der ersten emporwachsen ließ; das nennt man dann Lebenserfahrung erwerben.“

Inmitten dieser Noth erhoben sich in ihm die Einsicht in sein wahres Feld und Pläne, hier sich seine Stelle für alle Zeiten zu erwerben. Es war ein glücklicher Tag für ihn, als dies Alles in ihm plötzlich aufging; er eilte zu seiner Schwester mit den Worten: „Beglückwünsche mich, denn ich bin auf dem Wege, ein Genie zu werden.“

Balzac unterscheidet sich von allen anderen Sittenschilderern seiner Epoche durch

den systematischen Geist, den umfassenden, groß gedachten Plan in seinen Leistungen. Thackeray allein hat in ähnlicher Weise in Vanity fair einen zusammenhängenden großen Gedanken verfolgt. Es war das bei Balzac ursprünglich. Er begann seltsamerweise nicht mit Erfindungen, sondern mit einem, so zu sagen, abstracten Plan. Er war beseelt von dem Gedanken, eine grandiose Analyse der socialen Welt seiner Zeit zu geben, wie keine Zeit noch in ihrem Umkreise eine solche besessen. Diesen Plan bezeichnete er zuerst als Études de moeurs und gedachte ihn auszuführen in einer Reihe von Abtheilungen, welche dann schließlich als Ganzes ein Abbild der gesammten gesellschaftlichen und moralischen Welt in Frankreich darstellen sollten. Er nannte nachher dieses Ganze im Sinne seines bitteren Pessimismus La comédie humaine.

Nichts charakterisirt einen Dichter mehr als die Art, wie er mit seinen Gestalten lebt. Denn alle echten Dichter führen mit



Balzac.

den Personen, die sie auftreten lassen in ihren Werken, ein intimes Leben, beinahe wie mit ihresgleichen. Wir haben neuerlich einen merkwürdigen Bericht über die Art erhalten, wie Dickens mit seinen Gestalten lebte. Wenn seine Lieblinge ihrer Katastrophe entgegengingen, vermochte er Tage lang nicht über sich, fortzufahren, ward in Thränen gefunden, kurz, litt mit ihnen wie ein Freund. Auch Balzac als

ein echter Dichter lebte ganz, ganz mit seinen Personen. Schon darin gleicht er Dickens, daß er auf den Namen seiner Personen großen Werth legte, er bemerkte sein, daß ganz erfundene Namen selten volle Realität zeigten, und er war voll Jubel, wenn er, in Paris umherwandernd, für eine ihm vorschwebende Person von irgend einem Schild einen Namen ablas. Ja seltsam, dieser Name machte ihm die Person deutlicher, anschaulicher. Dann sprach er mit den Freunden von diesen Personen, als ob sie lebten. Er konnte tagtäglich lange Debatten darüber führen, welche Partie Mademoiselle Camille de Grandlieu am besten machen würde. Ueberhaupt liebte er es, analysirend im Gespräch die Personen seiner Romane zu besprechen, als gehörten sie mit zu derselben guten Gesellschaft. Aber eins scheidet ihn gänzlich von Dickens. Dieser liebte die Personen, die er darstellte, wie Freunde. Balzac stand ihnen gegenüber mit bitterer, kalter Menschenkenntniß. Es kam wohl vor, daß seine Freunde um Mitleid baten für einen jungen Menschen, der in sein Elend ging, oder eine unglückliche Frau, deren Schicksal sie interessirte. Dann sagte er wohl:

„Macht mich nicht irre mit Euren Empfindsamkeiten, die Wahrheit über Alles; diese Menschen sind schwach, ungeschickt, es geschieht eben, was geschehen muß, desto schlimmer für sie."

Balzac wußte nun, was er wollte; er hatte das Material einer Lebenserfahrung, wie sie nur durch jene bitteren Ereignisse entsteht, welche die Tiefen der Gesellschaft und des Menschenherzens durchschauen lassen; nun trat Werk auf Werk hervor in einer Raschheit, die denen unbegreiflich sein mußte, welche nicht die Fülle seiner Lebenserfahrung und die Umstände kannten, welche ihm Tag- und Nachtarbeit abzwangen. 1829 entstanden fünf Romane, 1830 zehn Romane oder Novellen, 1831 sieben, 1832 elf.

Er verbrachte die Zeit von 1832 bis 1835 noch dazu zum Theil auf Reisen. Er bereiste die verschiedensten Theile Frankreichs und begann eine italienische Reise, die er aber in Mailand aus Mangel an Mitteln abbrechen mußte. Nicht selten war er auf dem Landgut einer engbefreundeten Familie in der Nähe von Tours. Dort schrieb er auch das tiefsinnigste seiner Werke, den Louis Lambert, der 1832 entstand, und in dem er seine Ansichten von der Natur der menschlichen Seele darlegte, welche zwischen Materialismus und Mysticismus seltsam mitten inne stehen.

„Louis Lambert," schrieb er, „hat mir so viel Arbeit gekostet! Wie viel Werke mußte ich lesen und wieder lesen, um dies Buch zu schreiben. Vielleicht wird es eines Tages die Wissenschaft in ganz andere Bahnen hineinwerfen. Hätte ich ein streng wissenschaftliches Werk daraus gemacht, so hätte es die Aufmerksamkeit der Denker auf sich gezogen, welche nun kein Auge in es werfen werden. Aber wenn es eines Tages in ihre Hände fällt, werden sie vielleicht davon reden."

Endlich begann der Horizont sich aufzuhellen. Er erhielt große Summen für seine Werke; 1833 schreibt er seiner Schwester:

„Alles geht gut. Noch einige Anstrengungen und ich werde über eine große Krisis triumphirt haben durch ein schwaches Instrument — eine Feder. Wenn nichts dazwischentritt, werde ich 1836 Niemandem mehr als meiner Mutter etwas schuldig sein, und wenn ich an meine Mißgeschicke denke, an die traurigen Jahre, welche ich durchwandert habe, so kann ich mich eines gewissen Stolzes nicht enthalten, daß ich durch die Kraft des Muthes und der Arbeit mir meine Freiheit erobert habe."

„Wenn nichts dazwischentritt." — Schon standen neue Schwierigkeiten vor der Thür, welche sein sanguinischer und ungestümer Geist sich selber bereitete. Zuerst ein verfehlter Ankauf eines Landaufenthaltes; dann kam sein berühmter Streit mit der Revue des deux mondes, welcher ihm in der öffentlichen Meinung von so großem Schaden gewesen ist. Der Redacteur der Revue hatte einen seiner Romane zugleich in einem russischen Journal drucken lassen; er vertheidigte diese Maßregel als erlaubt, es kam zum Proceß, Balzac gewann den Proceß und verlor den Absatz seiner Werke in Journalen und ihre günstige Beurtheilung.

Kümmernisse des Herzens traten hinzu, von denen keine genaue und exacte Kenntniß in das Publicum gekommen ist. Ver-

unglückte Versuche, eine Zeitung und eine Zeitschrift herauszugeben, die mit furchtbaren Anstrengungen verbunden waren. Anklagen gegen die Moralität seiner Werke, die ihn mehr bewegten und beschäftigten, als man denken sollte. Die ungeheure Arbeit seines Lebens ging immer fort. Er, der so ungeheuer viel schrieb, ließ gewöhnlich erst nach elf oder zwölf Correcturen des Bogens denselben aus der Hand; denn er war der Ansicht und sprach sie auch offen aus: „Der Stil allein giebt Werken Dauer.“ In den Stunden der Muße glich er dann einem Schüler in Ferien; dann säte er Blumen in seinem Garten und stand Morgens bewundernd vor ihnen, wenn ihre Farbenpracht sich aufthat, beobachtete dort die Insecten, oder er durchschritt das Gehölz von Boulogne und kam zu dem Landaufenthalt seiner Schwester, um ein Boston in der Familie zu spielen, bei dem er mehr als Kind erschien als seine Nichten; dann lachte er gern über Wortspiele, suchte selbst nach solchen und fand sie nicht und sagte wieder lachend: „Nein, das giebt doch kein Wortspiel;“ und er citirte bei solcher Gelegenheit wohl die zwei einzigen Wortspiele, die er in seinem Leben gemacht, mit dem Zusatz: „Es war das ein unverdienter Erfolg, denn ich machte sie gänzlich unabsichtlich.“ Er war mit den ersten Menschen seiner Zeit in Frankreich befreundet und durfte sich rühmen, keinen Freund verloren zu haben. Obwohl arm, umgab er sich mit Comfort und Anmuth, um in der guten Gesellschaft zu leben. Er war von kleiner Figur und pflegte zu sagen: die großen Menschen seien fast immer von kleiner Statur gewesen.

„Ohne Zweifel muß der Kopf dicht bei dem Herzen sein, damit diese beiden Mächte, welche die menschliche Organisation beherrschen, gut functioniren.“

Seine beständige geistige Arbeit hatte die ohnehin umfangreiche Stirn noch mehr entwickelt. Ein mächtiger Haarwuchs gab ihm den Ausdruck physischer Kraft. Mächtige braune Augen beherrschten das ganze Gesicht.

Mit den Jahren soll eine bemerkenswerthe Veränderung mit ihm vorgegangen sein. Er erschien nun weltklug, ernst, gänzlich ohne Misanthropie, von ruhiger Würde. Nun, da er endlich die Lebensruhe erlangt hatte, zu existiren und zu arbeiten, wie ihm gefiel, im Beginn seiner fünfziger Lebensjahre, starb er plötzlich: die Anstrengungen und die Aufregungen des Lebens, das wir schilderten, hatte seine Kräfte aufgezehrt.

Ein Lebenslauf, der ein finsteres Nachdenken immer neu hervorzurufen wohl geeignet ist! In der Comédie humaine, die er schrieb und lebte, endigte gewissermaßen das letzte und finsterste Blatt, und es endigte so der Roman des Genies, welches durch die ganz gewöhnlichen und verächtlichen Miseren des Lebens um all jenes strahlende oder ruhig befriedigte Glück betrogen ward, von dem die meisten auch der gewöhnlichsten Durchschnittsmenschen einen Strahl wenigstens empfangen haben in einem glücklichen Moment.

Literarisches.

Weichsel-Novellen. Von Th. Almar. Berlin, Franz Duncker.

Den Schauplatz in den beiden Novellen dieses Buches, die nach unserer Vermuthung einer weiblichen Feder entstammen, bilden die Weichselgegenden Preußens, und hierdurch ist der sonderbare Titel wenigstens äußerlich motivirt. In der „Ruine von Schwetz“ werden die barbarischen Zustände geschildert, wie sie in jener Gegend zu Anfang des 14. Jahrhunderts herrschten, als die Geistlichkeit noch in blindem Eifer das Christenthum mit dem Schwert verbreitete. Von dem historischen Hintergrunde hebt sich eine etwas mysteriöse Liebesgeschichte zwischen einem tapferen Ordensbruder und einer lieblichen Heidin. Die phantasievolle Darstellung ist der Romantik des Stoffes vollkommen entsprechend. Die zweite Novelle: „Margarethe“, behandelt die Geschichte zweier Liebespaare, welche durch kleinliche, gelegentlich sogar kindische Mißverständnisse zu der Ueberzeugung gelangen, daß sie sich in ihren gegenseitigen Gefühlen geirrt haben und eigentlich mit einander tauschen müßten. Der Tausch wird denn auch vollzogen, indem Margarethe dem Bräutigam ihrer Freundin und diese dem Bräutigam Margarethens die Hand reicht. Die ziemlich schwülstige Sprache eignet sich besser zu einem Stoffe, wie er der erstgenannten Novelle zu Grunde liegt.



Die Kometen.

Von

Hermann J. Klein.

(Fortsetzung.)

II.

Die äußere Gestalt eines Kometen kennt Jeder. Diese Gestirne charakterisiren sich für den Anblick mittelst des unbewaffneten Auges durch die Nebelhülle oder den Kopf und den schwächer leuchtenden, mehr oder minder langen Schweif, von den Chinesen „Besen" genannt. Der Name Komet, dem griechischen κομήτης nachgebildet, bedeutet Haarstern. Der Schweif bildet bei den dem bloßen Auge sichtbaren Kometen scheinbar den Haupttheil, doch fehlt er bei den teleskopischen Kometen entweder ganz oder ist doch nur auf unbedeutende, kaum wahrnehmbare Spuren reducirt. Selbst die größten, durch ungeheure Schweiflänge charakterisirten Kometen entwickeln den Schweif nur in dem Maße, als sie sich der Sonne nähern, in größeren Entfernungen nehmen die Schweife ab, und schließlich ist nur die verwaschene Nebelhülle des Kopfes sichtbar. Denkt man sich von der Sonne nach dem Kometenkopf eine gerade Linie gezogen und diese gehörig verlängert, so liegt der Schweif gewöhnlich in dieser Verlängerung. Dies war schon den Chinesen bekannt, denn in Ma-duan-lin's Werke heißt es mit Bezug auf den Kometen, der unter der Dynastie Thang im März 837 erschien: „Im Allgemeinen ist bei einem Kometen, der östlich von der Sonne steht, der Schweif, vom Kern an gerechnet, gegen Osten gerichtet, erscheint aber der Komet im Westen der Sonne, so dreht sich der Schweif nach Westen." Seneca sagt: „Die Kometenschweife fliehen vor den Sonnenstrahlen." Hieronymus Fracastor und 1540 Apian machten dieselbe Bemerkung. Genauere Untersuchungen über die Lage der Kometenschweife mit Bezug auf die Bahnebene hat Bessel angestellt. Er wies nach, daß bei dem Kometen von 1818 die Axe des Schweifes in der Ebene der Bahn lag. Für den ersten Kometen von 1840 und den großen Kometen des Jahres 1843 hat Winnecke dasselbe sehr wahrscheinlich gemacht, und bei dem dritten Kometen von 1853 fand er nur eine ganz geringe Abweichung der Schweifaxe von der Ebene der Bahn. Gegen das Ende hin breitet sich der Schweif meistens aus und erscheint mehr oder weniger in der Bahn zurückgekrümmt, gleich als wenn die Materie des Schweifes beim Vorwärtsgehen des Kometen Widerstand fände. Der Schweif des großen Kometen von 1769 soll auch in der Mitte eine Krüm-

mung gezeigt haben. Gegen die Ränder hin sind die Kometenschweife gewöhnlich heller als in der Mitte, und dies hat darauf geführt, sie als hohle Kegel zu betrachten. Bei gewissen Kometen erscheint indeß die Mittellinie des Schweifes heller als der Rand; dies fand z. B. bei dem großen Kometen von 1861 am 5. Juli statt. Bisweilen erscheinen die Kometenschweife auch durch hellere Linien wie gefurcht. Dies sah u. A. Messier bei dem Kometen von 1769 am 4. September und Herschel bei dem September-Kometen von 1811. Der letztgenannte große Beobachter fand auch, daß diese helleren Striche periodisch unsichtbar wurden, und hielt dies für einen Beweis der Rotation des Kometen. Nach den Angaben von Dunlop soll der Schweif des December-Kometen vom Jahre 1825 aus fünf helleren Zweigen bestanden haben, die ihre Lage gegen einander derart veränderten, daß man an eine Rotation von 19 Stunden 37 Minuten denken konnte. Der zweite Komet von 1862 zeigte in seinem Schweife mehrere sich kreuzende helle Linien, deren Gestalt nach den Beobachtungen von Julius Schmidt nicht immer dieselbe blieb, sondern in Perioden von etwa drei Tagen sich veränderte. Auch Winnecke fand bei diesem Kometen merkwürdige Veränderungen der Gestalt des Schweifes. Am 20. August sonderte sich die rechte Schweifseite in einer Entfernung von etwa 3 Grad deutlich von dem Schweife als 1/4 Grad breites Band ab. Dieser Ast zeigte eine sehr auffallende Gestalt. Anfangs verlief er in continuirlicher sehr schwacher Krümmung, dann aber zeigte seine rechte Begrenzungslinie eine sonderbare Ausbauchung, eine Art Spitze. Am folgenden Abend war diese Spitze nicht mehr zu sehen.

Gegen das Ende hin verlieren sich die Kometenschweife allmälig auf dem dunklen Himmelsgrunde, und ihre scheinbare Ausdehnung hängt deshalb in hohem Grade von der Durchsichtigkeit der Luft und der Abwesenheit jeder störenden Beleuchtung ab. Einzelne Kometen zeigten Schweife von ungeheurer scheinbarer Länge, so die Kometen von 1618, 1680 und 1769, deren Schweife den halben Himmel überspannten. Der Komet von 1843 besaß einen Schweif von 60 Grad Länge. Diese scheinbare Ausdehnung läßt indeß keinen unmittelbaren Schluß auf die wirkliche Schweiflänge zu, weil hierbei die Lage und Entfernung des Kometen von der Erde mit in Rechnung gezogen werden muß. So betrug z. B. die wahre Länge des Schweifes beim Kometen von 1680 20 Millionen Meilen, der scheinbar noch größere Schweif des Kometen von 1769 hatte dagegen am 11. September nur eine Länge von 8 Millionen Meilen. Die Schweiflänge des Kometen von 1664 betrug am 18. December jenes Jahres 14 Millionen Meilen, am 26. December dagegen 24 Millionen Meilen. Mit diesen ungeheuren Ausdehnungen correspondirt die Feinheit der Schweifmaterie. Es ist unzweifelhaft, daß wir bei einzelnen Kometen Schichten dieser Materie von 20000 und mehr Meilen Dicke erblicken, trotzdem schimmert das Licht des kleinsten noch wahrnehmbaren Sternes ohne bedeutende Schwächung hindurch. Bei dem großen Kometen von 1861 sah ich in der Nacht des 5. zum 6. Juli, wie einige Sterne 5. Größe, welche im Schweife des Kometen standen, völlig ohne Abnahme des Lichtes leuchteten, aber von Zeit zu Zeit ziemlich stark funkelten, während die umstehenden, außerhalb des Schweifes befindlichen Sterne kein solches Flimmern erkennen ließen. Bessel und Struve haben sich durch genaue Messungen überzeugt, daß Sterne, welche durch einen Kometenschweif leuchteten, keine Ablenkung von ihrem Orte am Himmelsgewölbe zeigten; die Materie der Kometenschweife lenkt also den hindurchgehenden Lichtstrahl nicht ab, wie dies bei den Gasen der Fall ist. Es möchte jedoch fraglich sein, ob man hieraus mit Sicherheit den Schluß ziehen kann, die Kometenschweife seien nicht gasförmiger Natur; denn sie könnten immerhin aus so außerordentlich verdünnter gasförmiger Materie bestehen, daß eine Lichtbrechung für uns nicht mehr wahrnehmbar ist. Olbers schloß aus dem Mangel der Lichtbrechung durch die Kometenschweife, „daß die Schweifmaterie aus lauter discreten Theilchen bestehe, daß diese Partikelchen, nach Gren's Ausdrucke, mit dem Aether, oder was sonst den Himmelsraum ausfüllen mag, blos gemengt, nicht gemischt sind.“ Es scheine sich, fährt der berühmte Astronom

fort, mit der Schweifmaterie gerade so zu verhalten wie mit vielen unserer Nebel. „Auch diese bestehen aus einer ungeheuren Menge blos mit der Luft gemengter, unendlich kleiner Wassertheilchen. Der Nebel schwächt das durch ihn fallende Licht, wirft es hinreichend stark zurück, um uns als glänzende Wolke sichtbar zu sein, und hat doch gar keine von der Luft verschiedene strahlenbrechende Kraft."

Zu den merkwürdigsten Erscheinungen, welche gewisse Kometen zeigen, gehören die mehrfachen Schweife. Das früheste Beispiel dieser Art wurde von den Chinesen beobachtet. In ihren Annalen heißt es: „Am Tage Jt-schen (d. h. am 10. April 837 nach unserer Zeitrechnung) war der Komet 50 Grad lang. Sein Ende theilte sich in zwei Arme. Der eine davon war nach der Station Ti (im Sternbilde der Wage) gerichtet, der andere bedeckte die Station Tang (im Sternbilde des Skorpions). Am Tage Ping-yn (den 11. April) war der Komet 60 Grad lang und zeigte keine Gabelung mehr." Nach Cornelius Gemma soll ein im Jahre 1577 sichtbar gewesener Komet vom 28. November ab einen zweiten Schweif gezeigt haben, der bedeutend mehr zurückgekrümmt war als der Hauptschweif. Die merkwürdigste bis jetzt beobachtete Schweifbildung zeigte der Komet von 1744. Am 7. und 8. März jenes Jahres erschien er mit sechs Schweifen, von denen jeder 4 Grad breit und zwischen 30 und 44 Grad lang war. Die Ränder dieser Schweife waren ziemlich hell und scharf, und in den Zwischenräumen erschien der Himmel völlig dunkel.

Beim Kometen von 1807 erblickte man neben dem Hauptschweif einen lichtschwachen, schmalen Nebenschweif, der jenen an Länge übertraf.

Der große Komet des Jahres 1811 zeigte nach Olbers am 9. Oct. Spuren eines zweiten Schweifes.

Der Komet von 1823 hatte zwei Schweife, die einen Winkel von 160 Grad mit einander bildeten. Der Nebenschweif war nach der Sonne hin gewandt. Er verschwand anfangs Februar.

Der Komet von 1843 zeigte am 11. März zwei Schweife, von denen der Hauptschweif heller als der Nebenschweif, aber nur halb so lang war als dieser.

Der große Donatische Komet des Jahres 1858 besaß ebenfalls zwei Schweife, von denen der Nebenschweif sehr schmal und ganz gerade erschien.

Auch bei dem großen Kometen von 1861 hat man einen sehr lichtschwachen Nebenschweif erkannt.

J. Schmidt sah bei dem vierten Kometen von 1864 einen secundären Schweif, der mit dem Hauptschweif einen Winkel von 115 Grad machte.

Das sind sämmtlich bekannte Beispiele von mehrschweifigen Kometen. Um eine Erklärung dieser seltenen Erscheinung zu geben, muß man offenbar vorher eine Erklärung der Kometenschweife überhaupt geben können. Sehen wir zu, was in dieser Beziehung die Vergangenheit geleistet hat. Cardani glaubte, daß die Sonnenstrahlen bei ihrem Durchgange durch den Kometenkopf gebrochen und durch Reflexion an den Aethertheilchen sichtbar würden. Die Kometenschweife wären hiernach lediglich optische Erscheinungen und vergleichbar den Sonnenstrahlen, die ein stauberfülltes Zimmer erhellen. Diese Meinung, welcher Galilei und Tycho Brahe beistimmten, theilte Kepler mit Recht nicht, denn er vermochte nicht einzusehen, wie man nach dieser Hypothese die so häufige Krümmung der Kometenschweife erklären könne. Er stellte vielmehr eine neue Ansicht auf, wonach die Sonnenstrahlen bei ihrem Durchgange durch den Kometenkopf Theilchen der Materie desselben mit davonführten. „Denn," fährt er fort, „es ist unmöglich, daß die Sonnenstrahlen in der reinen himmlischen Luft hinter dem Kometen sichtbar werden sollten, wenn sie nicht eine Materie hätten, darein sie fielen, wie bei uns der Sonnenschein nirgends gesehen werden kann, es sei denn etwas vorhanden, daran er sich legt, als Wände, Kleider, Wasser, Erdreich, Wolken, Nebel oder dicke Luft. Ingleichen ist es unmöglich, daß der Sonnenschein sich in der freien himmlischen Luft krümmen sollte, wie etliche Kometenschweife krumm erscheinen, denn des Lichtes Fall und Strahlenschüsse gehen in einer rechten Linie. Derowegen ist es mehr vermuthlich, daß solche krummen Kometenschweife besagtermaßen ihre aus dem Kometen fließende Materie haben, welcher Fluß von Materie sich aus meh-

rerlei Ursachen von der rechten ausgestreckten oppositione Solis krümmen kann, als zum Exempel, wenn ein Wind drein bließe (was ich nur exempelsweise rede), oder wenn des Kometen Kopf so schnellen Laufs wäre, daß er die von den Sonnenstrahlen ausgetriebene Materie hinter sich ließe."

Kepler läßt also die Kometenschweife aus den Kometenköpfen entstehen, und derselben Ansicht war auch der unsterbliche Newton. Nach seiner Meinung ist es die Sonnenwärme, die einen feinen Dunst aus dem Kometenkopf entwickelt, der dann wie der Rauch eines Schornsteins bei ruhiger Luft, von der Sonne abgewandt, emporsteigt. Die Krümmung des Schweifes erklärt sich nach seiner Hypothese aus der Bewegung des Kometen und der Geschwindigkeit der ausgestoßenen Dampftheilchen, ja Newton giebt sogar eine Methode an, näherungsweise die Geschwindigkeit dieser aufsteigenden Dämpfe zu berechnen. Nach dieser Methode fand Olbers, daß der aus dem Kometen von 1811 sich ablösende Dunst die ungeheure Länge des gegen Mitte October 1811 gegen 12 Millionen Meilen langen Schweifes in 11 Tagen durchflog. Dies entspricht einer mittleren Geschwindigkeit von 12 Meilen in der Secunde.

Der bereits hervorgehobene Umstand, daß die Kometenschweife ihre größte Ausdehnung in der Nähe der Sonne erhalten, macht es ebenfalls sehr wahrscheinlich, daß die Köpfe das Material für die Schweife geben, und daß letztere unter einem gewissen Einfluß der Sonne entstehen. Wir müssen daher zunächst feststellen, was die bisherigen Beobachtungen über die Kometenköpfe ergeben haben.

III.

Die Nebelhülle des Kopfes bildet den charakteristischen Theil des Kometen, denn sie fehlt niemals. Bei Beobachtung mit bloßem Auge oder einem schwach vergrößernden Fernrohr zeigt sie im Allgemeinen eine parabolische Gestalt und umschließt einen heller leuchtenden Punkt, welchen man den Kern nennt. Schon Hevel war darauf aufmerksam geworden, daß die Kometenköpfe mit wachsender Entfernung von der Sonne an Größe zunehmen, sich gewissermaßen ausdehnen, und Valz hat später beim Encke'schen Kometen dieselbe Wahrnehmung gemacht. Jul. Schmidt hat sämmtliche Messungen dieses Kometen zusammengestellt und nach den Entfernungen von der Sonne, in welchen sich das Gestirn zur Zeit der Messung befand, geordnet. Aus den so erhaltenen Zahlen ergiebt sich die Abnahme des Durchmessers bei Annäherung an die Sonne mit größter Bestimmtheit. In der mittleren Entfernung von 34 Millionen Meilen des Kometen von der Sonne ist sein Durchmesser 25000 Meilen, in 18 Millionen Meilen Entfernung beträgt er 16000 Meilen, in 11 Millionen Meilen Abstand aber nur 9000 Meilen. Was ist nun die Ursache dieser merkwürdigen Erscheinung? Mädler glaubte, sie sei nur scheinbar, indem ein Komet, der sich der Sonne sehr nähert, endlich nicht mehr in voller Nacht, sondern nur noch in mehr oder minder hellem Dämmerlicht gesehen werden kann, wodurch manche Theile der Nebelmasse, die am schwarzen Nachthimmel noch gut ins Auge fallen, erbleichen und uns unsichtbar werden. Diese Erklärung ist jedoch gegenwärtig durch die Zusammenstellungen von Jul. Schmidt, deren Hauptresultate oben angegeben wurden, unhaltbar geworden. Valz glaubte die Erscheinung durch den Einfluß des Aethers erklären zu können. Er nahm an, dieser bilde um die Sonne eine Atmosphäre, in welcher, genau wie bei unserer Luft, die unteren Schichten einen um so stärkeren Druck erleiden und um so dichter sind, je tiefer sie sich befinden. Wenn man an der Erdoberfläche eine Blase mit Luft füllt und bringt sie dann auf den Gipfel eines Berges, so schwillt sie an, ja sie kann sich unter Umständen so sehr ausdehnen, daß die Hülle zerreißt. In ähnlicher Weise glaubt Valz, daß auch ein Kometenkopf sich ausdehnen müsse, wenn er aus den dichteren Regionen des Aethers in weniger dichte gelangt. Diese Erklärung wäre völlig zulässig, wenn man annehmen dürfte, die Kometenköpfe seien von einer für den Aether undurchdringlichen Hülle umgeben. Newton erklärte die Abnahme des Volumens der Kometenköpfe bei ihrer Annäherung an die Sonne einfach durch die dann auftretende Schweifbildung, indem die Köpfe das Material für die Schweife liefern müssen. Da die Kometen-

köpfe nach dem Durchgang durch die Sonnennähe sich mit wachsender Entfernung von der Sonne wieder vergrößern, so setzt die Hypothese Newton's voraus, daß die vorher abgetrennte Materie sich nach und nach wieder rückwärts bewege und mit der Nebelhülle vereinige. Man müßte hiernach annehmen, daß die Sonne auf die Kometenmaterie eine abstoßende Kraft ausübe, die mit zunehmender Entfernung rasch abnimmt. Zu diesem Ergebnisse kam in der That auch Olbers durch seine Beobachtungen des großen Kometen von 1811. Nachdem er die Dunsthülle desselben, wie sie sich ihm darstellte, beschrieben, sagt er: „Es ist hieraus klar, daß der Kometenkern mit der ihn einhüllenden, eigenthümlichen Atmosphäre in einem hohlen, fast leeren, parabolischen Konoiden von Dunst eingeschlossen war, dessen Dunstwände damals keine beträchtliche Dicke hatten und allenthalben weit von ihm abstanden. Da, wo man also gegen die Achse zu senkrecht oder fast senkrecht durch diese nicht sehr dicken Wände sieht, muß nur eine geringe Helligkeit zu bemerken sein, die gegen den Rand zu auf einmal schnell zunimmt, gerade wie es sich bei diesem Kometen zeigte. — Nachmals wurde die Dicke der Dunstwände im Verhältniß gegen den Halbmesser der inneren Höhlung immer größer. Nur scheint aus dieser Form des Kometenschweifes deutlich zu folgen, daß die von dem Kometen und seiner eigenthümlichen Atmosphäre entwickelten Dämpfe sowohl von diesem als von der Sonne abgestoßen werden. Sie müssen sich also dort anhäufen, wo die Repulsivkraft des Kometen, die wahrscheinlich umgekehrt wie das Quadrat des Abstandes vom Kern abnimmt, von der Repulsivkraft der Sonne überwogen zu werden anfängt." Olbers glaubte, daß nur bei wenigen Kometen ihre Repulsivkraft gegen die der Sonne groß genug sei, um die Schweifmaterie auch gegen die Sonne zu außerhalb der eigenthümlichen Atmosphäre des Kometen zu treiben. Uebrigens erklärt er, weit davon entfernt zu sein, wirkliche repulsive Kräfte als unumgänglich nothwendig vorhanden anzunehmen, er wolle bloß andeuten, daß die Schweifmaterie sich sowohl von den Kometen als von der Sonne zu entfernen strebe; es könne die Abstoßung, welche die Sonne und oft auch der Komet auf jene Materie äußere, im Grunde durch anziehende Kräfte bewirkt werden. Thatsache sei, daß die Beobachtungen das Bestreben der Schweifmaterie, sich von Sonne und Kometenkern zu entfernen, deutlich anzeigten; woher die Repulsivkraft stamme, sei unbekannt, doch könne man sich schwerlich enthalten, dabei an etwas unseren elektrischen Anzie-



Die beiden Schweife des Donati'schen Kometen, nach Bond.

hungen und Abstoßungen Analoges zu denken. Schwierig sei es allerdings, sich zu erklären, wie der Komet, trotz des Einflusses von Repulsivkräften, doch den Kepler'schen Gesetzen genau folge. Man müsse annehmen, daß die Masse der Schweifmaterie zur Masse des ganzen Kometen nur ein unbedeutendes Verhältniß habe und die abstoßende Kraft der Sonne erst dann auf diese Partikelchen wirksam werde, wenn sie sich schon wirklich von der sehr schweren Masse des Kometen getrennt haben.

Bessel beobachtete den Halley'schen Kometen im September des Jahres 1835, ohne etwas Besonderes an ihm wahrzunehmen; erst am 2. October sah er eine Ausströmung von Lichtmaterie aus dem Kern, welche beiläufig der Sonne zugekehrt war und bis auf zwölf bis fünfzehn Secunden Entfernung von dem Mittelpunkte noch auf dem nebligen Grunde, auf dem sie lag, unterschieden werden konnte. Durch schlechte Witterung verhindert, sah Bessel die Ausströmung erst am 8. October



Kopf des Donati'schen Kometen, nach Bond.

wieder, sie war stärker geworden und hatte ihre Richtung geändert. Vier Tage später stand der Komet in seiner Erdnähe, die Ausströmung war wiederum größer und lebhafter. „Der Kern des Kometen und seine Ausströmung gewährte das Ansehen einer brennenden Rakete, deren Schweif durch Zugwind seitwärts abgelenkt wird.“ Bessel beobachtete den Kometen von Sonnenuntergang bis gegen drei Uhr Morgens und fand, daß die Richtung der Ausströmung sich beträchtlich veränderte. Der Kern des Kometen erschien bei 290facher Vergrößerung nicht mehr als fester Körper. Am 13. October

Die vorstehend kurz skizzirten Entwicklungen von Olbers sind der wichtigste Beitrag, der im ersten Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts zur Lehre von den physischen Zuständen des Kometen geliefert wurde. Erst fünfundzwanzig Jahre später war es Bessel, der, anknüpfend an die Untersuchungen seines Lehrers und Freundes Olbers, die Veränderungen im Aussehen des Halley'schen Kometen genauer studirte und eine Theorie der von ihm am Kopfe jenes Kometen wahrgenommenen Bewegungserscheinungen aufstellte, welche als mathematischer Ausdruck der Thatsachen betrachtet werden muß.

zeigte sich statt einer begrenzten Ausströmung eine unbegrenzte Masse von Lichtmaterie links vom Mittelpunkte. Einen Tag später hatte sich die Ausströmung wieder hergestellt und war lebhafter und stärker geworden als je, noch in 45 Secunden Entfernung vom Mittelpunkte war sie zu unterscheiden, während der Glanz des Kerns sehr abgenommen hatte und dieser schon bei 90facher Vergrößerung das Ansehen eines festen Körpers verlor. Am 15. October war die Ausströmung schlecht begrenzt, am 22. aber wieder sehr lebhaft, auch am 25. schätzte Bessel noch ihre Lage, dann aber verhinderte schlechtes Wetter und der niedrige Stand des Kometen alle weiteren Beobachtungen. Auch von anderen Beobachtern sind leuchtende Ausströmungen am Halley'schen Kometen im October 1835 wahrgenommen worden, so von Schwabe, Amici und Arago, doch hat Niemand den Gegenstand so streng wissenschaftlich verfolgt wie Bessel. Aus seinen Messungen geht hervor, daß der ausströmende Lichtkegel sich von der Richtung nach der Sonne sowohl rechts als links beträchtlich entfernte, aber immer wieder zu dieser Richtung zurückkehrte, um auf die andere Seite derselben überzugehen. Bessel zeigt, daß seine Beobachtungen sich am besten mit der Annahme vereinigen lassen, daß die Ausströmung in der Bahnebene des Kometen pendulirende Schwingungen machte, deren Periode etwa 4,6 Tage betrug und deren Ausdehnung einen Winkel von 60 Grad umfaßte. Eine schwingende Bewegung der Ausströmung um die Richtung vom Kometen zur Sonne erfordert, daß letztere, wie Bessel hervorhebt, außer der anziehenden Kraft, welche den Schwerpunkt des Kometen nach den Kepler'schen Gesetzen bewegt, noch eine drehende Kraft auf ihn äußere. Die leuchtende Materie strömte von einem Theil der Oberfläche des Kometenkerns aus und ihre jedesmalige Richtung wurde durch die Richtung dieses Theils bestimmt. „Die gewöhnliche Anziehungskraft der Sonne," fährt Bessel fort, „reicht aber zur Erklärung einer Schwingung des Kometenkörpers von so kurzer Periode nicht aus und es wird nöthig, eine andere Ursache zu suchen. — Ich sehe weder, wie man sich der Annahme einer Polarkraft wird entziehen können, welche einen Halbmesser des Kometen zu der Sonne zu wenden, den entgegengesetzten von ihr abzuwenden strebt, noch welcher Grund vorhanden sein könnte, die Annahme einer solchen Kraft a priori zurückzuweisen. Es fehlt sogar nicht an einer Analogie, indem die Erde selbst eine Polarität, die magnetische, besitzt, von welcher jedoch nicht bekannt ist, daß ihre Gegensätze sich auf die Sonne beziehen." Bessel entwickelt im zweiten Theile seiner Abhandlung die Bedingungen für die Bewegung eines Schweiftheilchens, das mit einer bestimmten Geschwindigkeit die Wirkungssphäre des Kometen verläßt, und kommt zu dem Ergebnisse, daß die Existenz langgestreckter, der Sonne näherungsweise entgegengesetzter Schweife die Thatsache einer von der gewöhnlichen Anziehung der Sonne verschiedenen Kraft beweise. Für den Halley'schen Kometen berechnet er sogar deren Intensität und findet sie als eine Abstoßung von fast doppelter Größe der gewöhnlichen Anziehung. „Ob aber," setzt der große Forscher hinzu, „diese abstoßende Kraft der Sonne verschieden, oder nur die Folge des Aufsteigens der Schweiftheilchen in einen weit dichteren, dennoch aber nicht merklich widerstehenden Aether ist, ist hieraus nicht zu entscheiden."

Die glänzende Erscheinung des Donati'schen Kometen im Jahre 1858 bot dem Astronomen Pape Gelegenheit, die Bessel'sche Theorie auf die physischen Erscheinungen, welche dieses Gestirn zeigte, anzuwenden. Er kam zu dem Ergebnisse, daß der Kern des Kometen nach und nach verschiedenartige Theilchen ausgestoßen habe, die einer ganz verschiedenen Wirkung der Sonne unterlagen. Nach ihrem Austritt aus der Wirkungssphäre des Kometen bewegten sich diese Theilchen anfänglich gemeinsam im Hauptschweife aufwärts. In größerer Entfernung vom Kerne, wo der Unterschied der Richtungen der durch verschiedene Kräfte bewegten Theilchen auffallender hervortrat, trennten sich die stärker abgestoßenen von den übrigen nach der Richtung hin, wohin der Komet sich bewegte. Für den Hauptschweif fand Pape eine Anziehung statt einer Abstoßung, dagegen für den schmalen, geraden Nebenschweif eine Abstoßung von mehr als dem Fünffachen der Gravitation. Hier-

nach ist man genöthigt, eine außerordentliche Verschiedenheit der vom Kerne ausgestoßenen Theilchen anzunehmen, oder aber daß die Theilchen von sehr verschiedenem specifischen Gewicht waren und sich daher in dem zur Sonne gravitirenden Aether mit ungleicher Geschwindigkeit aufwärts bewegten. In diesem Falle würde die gewöhnliche Anziehung der Sonne die Erscheinungen erklären.

In Pulkowa wurde der Donati'sche Komet von O. v. Struve und A. Winnecke beobachtet. Es ergab sich, daß der Kern, sehr nahe mit dem Beginn der stärker hervortretenden Ausströmungen und der eigenthümlichen Lichtanhäufungen im Schweife, eine plötzlich eintretende Verringerung seines Durchmessers zeigte. Der Schweif lag nicht ganz genau in der Bahnebene, sondern machte mit derselben einen Winkel von 4 Grad 13 Minuten. Sein Querschnitt war in der Nähe des Kopfes kreisförmig, für entfernter liegende Punkte aber, nach Pape's Beobachtungen, abgeplattet, und breiter in der Bahnebene als senkrecht darauf. Am 16. September bemerkte Winnecke zuerst, daß der Kopf des Kometen von einer zarten, bläulichen Nebelmasse umhüllt war, die keine scharfe Begrenzung zeigte. Dagegen erwähnt er nicht die merkwürdigen concentrischen Dunsthüllen, welche nach den Beobachtungen von Bond sich aus dem Kometenkopfe ablösten. Diese leuchtenden Bögen entfernten sich mit abnehmender Geschwindigkeit vom Kern. „Es gab," bemerkt Jul. Schmidt, „für diesen Kometen eine sehr bestimmte Grenze, über welche hinaus (in der Richtung zur Sonne) scharf begrenzte Bögen nicht mehr gesehen wurden, und schon bei 3000 Meilen Abstand vom Kern war der, anscheinend von der Sonne bewirkte Widerstand so bedeutend, daß bereits vor dieser Grenze die Umrisse erloschen, deren Helle und Schärfe bei zunehmender Entfernung vom Kerne ähnlich sich schwächten, wie am Kometen von 1861." Die Anfangsgeschwindigkeiten, mit welchen diese Bögen oder Kugelschalen sich erhoben, giebt Schmidt zu 1600 bis 2000 Meter an und kommt zu dem ferneren Resultate, daß das Aufsteigen neuer Bögen in Zwischenzeiten von vier bis sechs Stunden erfolgte.

Der helle Augustkomet des Jahres 1862 ist ebenfalls von Jul. Schmidt unter dem heiteren Himmel Griechenlands beobachtet worden. Bei diesem Kometen fand sich zunächst die merkwürdige Thatsache, daß die Helligkeit des Kernes regelmäßigen Schwankungen unterworfen war, deren Dauer 2,7 Tage betrug. Mit dem größten Glanze fiel der schmalste leuchtende Strömungsfächer zusammen, während die größte Ausströmung bei der geringsten Helligkeit des Kernes sich zeigte. Die Ausströmungen zeigten pendulirende Schwingungen, deren Größe innerhalb einer 2,7tägigen Periode bis zum Tage des Perihels zunahm, wo sie einen Bogen von 82 Grad umfaßten. Die Geschwindigkeit, mit welcher in dem Fächer die Lichtmaterie des Kernes gegen die Sonne ausströmte, betrug nach einer Beobachtung von Schmidt nahe 480 Meter in der Secunde. — Winnecke hat den hier besprochenen Kometen ebenfalls aufmerksam und andauernd beobachtet. Auch er sah die Veränderungen der Ausströmungsrichtung und fand, daß sie bei diesem Kometen unter zum Theil sehr bedeutenden Winkeln mit der Bahnebene vor sich gingen. Als weiteres Resultat ergab sich die Andeutung, daß die Reaction der ausströmenden Massen dem Kerne eine Drehung ertheilte, die aufhörte oder eine andere Richtung annahm, sobald eine neue Ausströmung in anderer Richtung die Wirkung der früheren überwand. Der Durchmesser des eigentlichen Kometenkernes kann nach den Schätzungen von Winnecke nicht größer als sieben Meilen gewesen sein.

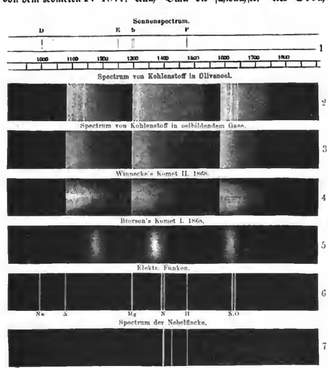
Aus den im Vorstehenden mitgetheilten Beobachtungen läßt sich bezüglich der in den Kometenköpfen stattfindenden Vorgänge allgemein Folgendes ableiten. Von dem der Sonne zugewendeten Theile des Kernes erheben sich mit großer Geschwindigkeit leuchtende Massen oder Ströme in Richtungen, welche pendulirend hin und her schwanken. In der Höhe dehnt sich die leuchtende Masse rasch aus und bildet eine Art Fächer oder Schirm, dessen Ränder sich nach rückwärts umbiegen und die Materie nach dem Schweife hinströmen lassen.

Noch wäre Einiges über die Kerne der Kometen zu bemerken. Von ihnen gehen, wie wir gesehen, die Strömungen aus. Sie erscheinen meist verwaschen, und

der ältere Herschel bemerkt, daß er während seiner astronomischen Thätigkeit nur zwei Kometen mit scharfen, dem Aussehen der Planeten ähnlichen Kernen gesehen habe. Es waren dies der Komet von 1807 und der große Komet von 1811. Die bedeutenden 100 Meilen übersteigenden Durchmesser, welche Herschel diesen Kometenkernen beilegt, machen es übrigens wahrscheinlich, daß er nur den innersten Theil der Kometenhülle, in welcher der eigentliche Kern ruht, sah. Um diesen letzteren zu sehen, dessen Durchmesser wahrscheinlich nie einige Meilen übertrifft, gehören, wie die Beobachtungen von Winnecke zeigen, weit kraftvollere und schärfere Teleskope, als Herschel zu Gebote standen. Hiernach ist es klar, daß die Frage, ob die Kometenkerne durchsichtig sind oder nicht, in Strenge kaum gelöst werden kann. Eine bloße Zusammenstellung von zufälligen Beobachtungen, wie sie Arago gegeben, hat für die Entscheidung keine Bedeutung. Bessel hielt es für wahrscheinlich, daß der Kern der Kometen kein eigentlich fester Körper in der Art wie die Erde, der Mond und die Planeten sei; er müsse vielmehr leicht in den Zustand der Verflüchtigung übergehen können, auch zeige der fast unbegreiflich große Raum, welcher durch die Schweife vieler Kometen gefüllt werde, verbunden mit der wahrscheinlich äußersten Kleinheit ihrer Massen, daß die Materie der Kometen die Eigenschaft erlange, sich unbegrenzt auszudehnen. „Ich sehe," sagt Bessel, „keine Schwierigkeit der Annahme, daß die Kometen aus Theilen bestehen, welchen nur noch wenig an der Wärme oder einer anderen repulsiven Eigenschaft fehlt, welche sie besitzen müssen, um flüchtig zu werden. Daß die Verflüchtigung sich an dem der Sonne gerade zugewandten Theile der Oberfläche am frühesten zeigt, auch daß sie sich durch größere Annäherung an die Sonne und durch längere Dauer ihrer Wirkung vermehrt und über einen immer größer werdenden Theil der Oberfläche erstreckt, ist nach dieser Ansicht zu erwarten, sowie auch mit den Beobachtungen übereinstimmend."

Haben wir im Vorhergehenden die Ergebnisse der teleskopischen Untersuchung der Kometen kennen gelernt, so erübrigt es, nunmehr die Resultate der spectralanalytischen Untersuchung dieser Gestirne zusammenzustellen. Die Spectralanalyse hat auf so vielen Gebieten des Forschens rasche und sichere Aufschlüsse verschafft, daß man mit Recht von ihr wesentliche Bereicherungen unserer Kenntnisse der physischen Zustände der Kometen erwarten durfte. Diese Erwartungen sind indeß bis jetzt keineswegs in diesem Maße in Erfüllung gegangen. Der Erste, welcher ein Kometenspectrum untersuchte, war Donati. Er fand dasselbe bei dem ersten Kometen von 1864 bestehend aus drei hellen Streifen. Später untersuchten Huggins und Secchi den Tempel'schen Kometen I von 1866. Sie beobachteten ein schwaches continuirliches Spectrum, in welchem Huggins eine und Secchi außerdem noch zwei helle Linien sah. Auch der Komet II 1867, den wiederum Huggins beobachtete, zeigte ein continuirliches Spectrum und helle Linien. Der Brorsen'sche Komet I 1868 wurde von den eben genannten beiden Beobachtern ebenfalls untersucht. Sie fanden sein Spectrum bestehend aus drei Lichtzonen, von denen die mittlere im Grün am hellsten war. Weniger hell war die Linie im Gelbgrün und die dritte gegen den violetten Theil des Spectrums hin. Daneben war noch ein sehr schwaches continuirliches Spectrum sichtbar. Auch der Komet II von 1868, den Winnecke entdeckte, zeigte ein aus drei hellen Zonen bestehendes Spectrum. Als Secchi die Ergebnisse seiner Messungen mit den Angström'schen Spectren verglich, zeigte sich das Spectrum des Kohlenstoffes so nahe mit den drei Banden zusammenfallend, daß der römische Astronom die Ansicht aussprach, diese Substanz glühe in dem Kometen. Huggins erkannte gleichfalls die nahe Uebereinstimmung des Kometenspectrums mit dem des aus dem ölbildenden Gase unter dem Einflusse des elektrischen Funkens sich ausscheidenden Kohlenstoffes. Das Spectrum des Kometen I 1870 ist von Wolf und Rayet als aus drei hellen Streifen bestehend erkannt worden. Da diese Beobachter aber keine Messungen der Lagen jener Banden mittheilen, so läßt sich nichts Genaueres schließen. Dagegen zeigte das Spectrum des Kometen I 1871 nach den Untersuchungen von Huggins und Vogel eine sehr nahe

oder völlige Uebereinstimmung mit dem des Brorsen'schen Kometen. Auch der 1871 sichtbare Enke'sche Komet besaß ein Spectrum, das aus drei hellen Streifen bestand, deren Lage nach den Messungen von Young und Vogel jedoch nicht genau mit den entsprechenden Banden des Kohlenwasserstoffes zusammenfiel. Das Gleiche gilt, nach den Untersuchungen Vogel's, von dem Kometen IV 1871. Auch der Komet III 1873 zeigte ein Spectrum, das aus drei lichten Banden im Gelb, Grün und Blau bestand, deren genaue Lagen Vogel wegen schlechter Witterung jedoch nicht bestimmen konnte. Günstiger gestalteten sich die Verhältnisse für den Kometen IV 1873. Sein Spectrum bestand nach Vogel aus drei hellen Streifen, die nach dem Roth hin scharf begrenzt erschienen. Der Vergleich mit dem Spectrum des Kohlenstoffes ergab eine bemerkenswerthe Uebereinstimmung beider. Der Komet III 1874 ist von verschiedenen Beobachtern spectroskopisch untersucht worden. Prof. d'Arrest in Kopenhagen fand bei ihm zunächst ein continuirliches Kernspectrum mit einigen dunklen Absorptionsstreifen, doch war es kürzer und lichtschwächer als das eines Fixsternes derselben Helligkeit. Daneben zeigten sich wiederum die drei hellen Banden. Die mittelste im Grün war die hellste, jene im Blau die schwächste. Als Secchi den Kometen untersuchte, fand er, daß die beiden hellen Hauptstreifen mit dem Spectrum des Kohlenstoffes correspondirten. Auch Rayet und Wolf fanden bei diesem Kometen ein continuirliches Spectrum, was man als dasjenige des Kernes betrachten kann, und darüber drei glänzende Streifen, die das Spectrum der gasförmigen Nebelhülle darstellen. Der mittlere Streifen war wiederum der hellste. Als die Beobachter das Spectroskop auf die hellsten Theile des Schweifes richteten, erblickten sie nur die drei



hellen Linien ohne das continuirliche Spectrum.

Aus den sämmtlichen im Vorhergehenden mitgetheilten Untersuchungen läßt sich zunächst mit Sicherheit schließen, daß die Kometen eigenes Licht ausstrahlen. Die typische Uebereinstimmung der einzelnen Kometenspectra beweist, daß die Kometen im Allgemeinen eine nahe gleiche Constitution besitzen; dazu deutet die Lage der hellen Banden darauf hin, daß auf jenen Gestirnen das ausgestrahlte Licht mit demjenigen des glühenden oder elektrisch leuchtenden Kohlengases sehr große Aehnlichkeit hat. Im Allgemeinen wird man wohl nicht behaupten können, daß durch die bis jetzt erlangten Resultate der Spectralanalyse die physische Natur und Weltstellung der Kometen uns weniger räthselhaft geworden sei.

(Schluß folgt.)

Aus dem fernen Osten.

Reiseskizzen

von

W. Potočnik.

(Fortsetzung.)

VI.

Hongkong.

Die Engländer sind eine gar schlaue Nation. Am ganzen Erdenrund haben sie bei Zeiten die schönsten Häfen, die wichtigsten Positionen mit Gewalt oder List in ihren Besitz gebracht. So ist denn auch das englische Hongkong, auch Victoria genannt, einer der schönsten und geräumigsten Häfen von China, ein Hafen, dessen unvergleichliche Lage, in Verbindung mit dem Genie der Engländer, den zwei nahen, älteren Emporien Macao und Canton die Lebensader stark unterbunden hat. Nur schade, daß die Stadt auf dem steilen Rücken des Victoria Picks, statt auf der gegenüberliegenden, dem Festlande angehörigen Halbinsel Kowloon angelegt ist. So bleibt Hongkong im heißen Sommer ohne die Südwestbriese und bekommt im rauhen Winter den kalten Nordost vollauf zu fühlen.

Es muß anerkannt werden, daß die Gründung so großer Handelsstädte wie Hongkong im Laufe weniger Decennien nur die angelsächsische Race aufzuweisen hat. Mit scharfem Blick werden Punkte, die in geographischer, handelspolitischer und militärischer Beziehung günstig gelegen sind, ausgewählt, und mit rascher, energischer That zu einflußreichen, ja tonangebenden Emporien umgeschaffen. So ist denn Hongkong gegenwärtig das handelspolitische Centrum, das Herz von Ostasien geworden. Hier concentrirt sich der Küstenhandel vom Norden und Süden China's, von Japan, von den Philippinen, von Siam und Cochinchina; endlich der überseeische von Europa, Amerika und Australien, und von hier geht er ebenso vielarmig wieder den Rückweg. Hat auch Shanghai in mancher Beziehung eine gewisse Rivalität gegen Hongkong errungen, so trägt der dortige Handel doch mehr einen einseitigen Charakter, der die Universalität desjenigen von Hongkong nicht beanspruchen kann; und dies um so weniger, als die größten Häuser Ostasiens, als Jardine, Mathesson u. Comp.; Augustine, Heard u. Comp.; Russell u. Comp. 2c. ihren Hauptsitz in Hongkong, in den anderen Küstenplätzen aber nur Filialen haben. Ueberdies ist Shanghai chinesisches Territorium, das im Kriegsfalle mit China ernstlich gefährdet erscheint, während Hongkong seiner gesicherten, freien Zufuhr wegen ohne Schwierigkeit eine Flotte und eine kleine Armee approvisioniren kann. Welche immer auch die künftigen, ohne Zweifel zu erwartenden, bedeutenden politischen Ereignisse in China sein mögen; Hongkong ist und bleibt in militärischer und commercieller Beziehung der erste Platz Ostasiens, der für die Engländer von unberechenbarem Werthe ist. Wundern muß man sich nur, daß noch keine Macht, speciell aber Rußland von der Hongkong gegenüberliegenden, die ganze chinesische Küste beherrschenden, reichen Insel Formosa Besitz ergriffen hat.

Hongkong ist zugleich das Paris und London Ostasiens; ersteres in Bezug auf den großartigen Luxus, der dort getrieben wird, letzteres in Bezug auf seine kolossale Handelsbewegung. Von der Hafenseite aus gewährt die Stadt einen schönen, imposanten Anblick; der sich steil erhebende,

1800 Fuß hohe Victoria Pick, die langen Reihen der in prunkendem Arkadenstil gebauten Häuser, die vielen prachtvollen Villen und schönen Baumanlagen bilden ein überraschendes Ganze. Sähe man die Hunderte von Junken nicht, die theils vor Anker liegen, theils schwerfällig unter ihren gelben Mattensegeln übers Wasser dahinfahren, so würde man glauben müssen, sich in irgend einem großen europäischen oder amerikanischen Hafenplatz zu befinden. Nicht minder ansprechend ist das Innere der Stadt. Die schönen, breiten Straßen, die vielen reichen Auslagen der Kaufleute, die geschmackvollen öffentlichen Gärten und Spaziergänge, die zahlreichen monumentalen Gebäude repräsentiren europäischen Geschmack und europäische Gesittung. Auch hier sind es wieder nur Chinesen, die uns Ostasien in Erinnerung bringen, wenn man von den nicht sehr zahlreichen indischen Soldaten und Policemen absieht, die auf den Straßen anzutreffen sind.

Die Bewegung im Hafen ist wahrhaftig großartig. Während der vielen Stunden, die ich auf Deck zubrachte und während welcher ich dem anziehenden Treiben zusah, kam es gar nicht vor, daß ich nicht mindestens zwei Seeschiffe in Bewegung sah; manchmal waren es auch fünf und zehn, die gleichzeitig ein- oder ausliefen; Dampfer und Segelschiffe fast aller Flaggen der Welt kreuzten sich unaufhörlich. Da sah man jene prachtvollen amerikanischen und englischen Klipperschiffe mit ungeheurem Segelschnitt, graziös und stramm zugleich in ihrer Erscheinung; dann die riesigen amerikanischen Raddampfer, die von San Francisco die Route über den Stillen Ocean machen. Den schweren Balancier hoch in der Luft, das Deck mit Cabinen vollkommen überbaut, wälzen sie sich langsam einher.

Diese Classe von Schiffen wird von den Amerikanern im Gegensatz zu anderen Nationen hartnäckig aufrecht erhalten, und sogar noch heut zu Tage durch Neubauten vermehrt, obgleich man gestehen muß, daß diese unbehülflichen Fahrzeuge mit all ihrem Sparrenwerk, den kolossalen Rädern und den hoch oben unter freiem Himmel hin- und herpumpenden Balanciers keinen richtigen Eindruck für ein seemännisches Auge machen, wenn man bedenkt, daß es ihre Bestimmung ist, bei jeder Jahreszeit den Großen Ocean von einem Ende zum anderen zu kreuzen.

Nach demselben Systeme gebaut und für ihren speciellen Zweck sehr praktisch, sowie höchst bequem und geschmackvoll eingerichtet, sind die nach Macao und Canton fahrenden Localdampfer, die täglich verkehren.

Außer den großen Schiffen durchfurcht noch eine Unzahl von Junken, Dampfbarcassen, Sampans und anderen Booten ohne Unterlaß den Hafen und verleiht demselben ein ebenso buntes als anregendes Leben.

Der Sicherheits- und Sanitätsdienst wird in der Stadt wie im Hafen strenge gehandhabt. Jedes einlaufende Kriegsschiff erhält ein in verschiedenen Sprachen gedrucktes Reglement an Bord, in welchem es dem Commandanten zur strengen Pflicht gemacht wird, die Mannschaft vor dem Betreten des Landes ärztlich untersuchen zu lassen, um das Einschleppen ansteckender Krankheiten nach Möglichkeit abzuhalten. Die Handelsschiffe stehen unter Aufsicht eines eigenen, von der Regierung besoldeten Chefarztes, den man täglich mit seiner weißen Dampfbarcasse den Hafen befahren und die neu angekommenen Schiffe besuchen sieht. Jedes Schiff ist in Hongkong verpflichtet, einen Arzt zu halten, und hat demselben eine monatliche Taxe von 20 Dollars zu entrichten.

Eben so gut organisirt ist die Hafenpolizei, die ihren Sitz auf einem Blockschiffe hat, das den übrigen Fahrzeugen durch die in großen Lettern gemalte Aufschrift „Water Police" kenntlich gemacht ist. Jedermann, der sich des Nachts in eines der chinesischen Miethboote einschifft, um nach dem Hafen zu fahren, wird mit Namen und Bestimmungsort von einem der an den verschiedenen Anlegeplätzen postirten Policemen aufgeschrieben, nicht minder die Nummer und der Eigenthümer des Bootes. Diese Sicherheitsmaßregel, die der Fremde dankbar als weise anerkennen muß, ist durch wiederholte Raubmordanfälle veranlaßt worden, die bei Nacht von Chinesen auf Europäer verübt wurden. Ahnungslos sah sich der Weiße, der in später Nachtstunde, vielleicht auch mit etwas schwerem Kopfe, an Bord seines Schiffes fuhr, von den Bootsleuten über-

fallen und beraubt. In der Regel wurde er auch getödtet und sein Leichnam versenkt.

Es überkommt den Fremden das Gefühl großer Achtung vor der englischen Regierung, wenn er einen blendend weiß gekleideten, dunkelhäutigen, mit dem Dienstgurte versehenen Hindu auf sich loskommen sieht, der ihn höflich um seinen Namen und jenen des Schiffes fragt, auf das er wenn er der Stärkere ist, oder es zu sein glaubt; denn sonst läßt er dieses Geschäft lieber bleiben. Das naheliegende Canton ist der Sitz des Piratengerichtes, wo den überwiesenen Verbrechern ohne Ausnahme kurzer Proceß gemacht wird, Dank der unerbittlichen Energie der Engländer, deren eiserner Griff den Arm der chinesischen Gerechtigkeit regiert.

Die Hongkonger Miethboote, die ich



Tragsessel.

zu fahren wünscht, und dies Alles in seiner Schreibtafel aufzeichnet.

Sowohl die Miethboote, als die Junken sind gegenwärtig in Hongkong alle mit Nummern versehen, welche Maßregel eine Fundamentalbedingung für die Steuerung des Piratenwesens war, das übrigens noch jetzt nicht ausgerottet ist. Der Hang zur Piraterie sitzt dem Chinesen in den Knochen, und bietet sich nur die Gelegenheit dazu, so überlegt Herr Langzopf nicht lange, den Seeräuber zu spielen, nota bene, vorher erwähnte, und deren es mehrere Hunderte giebt, zeichnen sich weder durch Gefälligkeit ihrer Formen, noch durch Reinlichkeit aus. Sie beherbergen in der Regel eine ganze Familie. An dem Rudern betheiligen sich sowohl Männer als Weiber, welch letztere durchweg häßlich sind; die erwachsenen Jungen steuern gewöhnlich; Mädchen sah ich in diesen Booten nur selten. Hat die Bootsfamilie einen Säugling, so bindet ihn die Mutter an ihrem Rücken fest, so daß nur der Kopf

aus dem Ballen der umhüllenden Lappen herausſieht und rudert ſo, unbekümmert um das ſchreiende und weinende Kind. Das armſelige Leben, das dieſe Leute friſten, muß bei dem Fremden um ſo eher Mitleid erregen, als die geſetzlich feſtgeſetzten Fahrpreiſe ſo niedrig ſind, daß man kaum begreifen kann, wie von dem Ertrage derſelben eine Familie leben kann.

Die Tragſeſſel ſind aus Bambusrohr geflochten, recht bequem und gewöhnlich gedeckt.

Es giebt deren in Hongkong viele Hunderte, deren Träger den Fremden ebenſo bedrängen, wie die Eſeltreiber in der Levante, die Juden in Polen und die Wagenführer in Singapore. Die Taxe iſt verhältnißmäßig niedrig und beträgt für einen



Chineſin.

Was am Waſſer dieſe Boote, ſind in der Stadt ſelbſt die Tragſeſſel, denn während des Tages geht in Hongkong wohl kaum ein Europäer, der ſich einen ſolchen bezahlen kann, zu Fuße. Sieht man allenfalls einen Weißen ſich dieſes natürlicheren und beſcheideneren Fortbewegungsmittels bedienen, ſo iſt es faſt ſicher ein Fremder, dem der Chair noch nicht zum Lebensbedürfniß geworden, wie dem Einwohner von Hongkong.

Seſſel mit zwei Kulis einen Dollar pro Tag. Die Tragſeſſelkulis ſind im Allgemeinen kleine Kerle, nothdürftig gekleidet, am Kopfe den rieſigen Bambushut, am Fuße leichte Strohſandalen. Mit eigenthümlichem, ſchnellem, klappendem Schritt, wie ich ihn ſonſt bei keiner Menſchenclaſſe getroffen, eilen ſie mit ihrer Laſt dahin, bergauf und bergab in ſtets gleichem Tempo mit ihren ſtrammen, ſtark entwickelten Waden vorwärts ſchreitend. Bei den

bergigen Straßen Hongkongs fangen die Burschen manchmal so zu keuchen an, daß sich der Fremde, dem kein englisches Steinherz in der Brust schlägt, beklommen fühlen und jeden Augenblick glauben muß, seine Träger würden erschöpft hinsinken; doch sie eilen weiter, ohne auch nur ihren Schritt zu mäßigen, wahrscheinlich, da sie der Fang-kwei (rother Teufel, chinesischer Beinamen der Engländer) so gut trainirt hat.

Außer den Kulis, die zu den häufigsten Straßentypen zählen, wimmeln die Straßen von Hunderten von Chinesen, die hier als Kaufleute und Gewerbetreibende leben, oder nur vorübergehend hier weilende Seeleute sind. Viele von ihnen fungiren auch in den europäischen Familien, Hotels und Geschäftslocalen als Diener und Aufwärter. In dieser Eigenschaft ist der Chinese unübertrefflich, und wer einmal gewohnt ist, von Chinesen bedient zu werden, kann sich nur schwer an ein anderes Personal gewöhnen; so glatt, geräuschlos und elegant geht Alles bei ihnen ab; so sehr wissen sie in der kürzesten Zeit alle Neigungen und Schwächen ihres Herrn zu befriedigen, so sehr seine Bequemlichkeit zu pflegen; nicht etwa aus Anhänglichkeit zu ihm, sondern aus reiner Selbstsucht. Es besteht gewissermaßen eine Art stillschweigenden Compromisses zwischen Herrn und Diener. Ersterer will vollkommen bedient sein und drückt in manchen Dingen ein Auge zu; letzterer trägt allen Wünschen seines Herrn Rechnung, will aber dabei gut leben und ein Sümmchen auf die Seite legen, das womöglich mindestens doppelt so groß sein soll, als sein Gehalt. Woher also nehmen, wenn nicht stehlen? Und eben in der Kunst des Stehlens ist der Chinese Meister. Das Geheimniß seiner Kunst, zu stehlen, besteht erstlich darin, daß er aus derselben ein Monopol macht. Wehe jenem, der es wagen würde, seinen Herrn betrügen zu wollen, ohne daß der Diener selbst die Hand im Spiele hätte; sein Luchsauge würde den Ungeschickten sofort heraushaben; denn er läßt sich nicht ins Handwerk pfuschen.

Im westlichen Theile der Queens Road, der ersten Straße von Hongkong hat die haute-volée der chinesischen Geschäftsleute ihre Läden aufgeschlagen. Man findet hier alle Sorten chinesischer Curiositäten, Kampherholzkisten, Juwelen, Seidenstoffe, Thee bunt durcheinander. Auch der erste Photograph Hongkongs, A-Fong, sowie die vielen Bildermaler haben hier ihre Ateliers. Die letzteren malen Porträts nach Photographien förmlich fabriksweise auf Leinwand und Elfenbein. Ich sah manches gelungene Bild und waren besonders die Arbeiten auf Elfenbein von Yen-Qua sehr preiswürdig. Unsere Corvette wurde von den Chinesen auch sofort abkonterfeit; da sie aber aus Mangel an einer Photographie nach der Natur malen mußten und von Perspective keine Idee haben, wurde aus dem ganzen ein elendes Machwerk. Wo der chinesische Maler nicht pedantisch nachmessen und liniiren kann, ist er verloren.

Wie bereits bemerkt, ist das materielle Leben der Europäer in Hongkong ein sehr glänzendes. Ihre geschmackvollen Wohnhäuser und Villen sind in ihrer comfortablen Einrichtung vollkommen dem Klima angepaßt. Durch einen reizenden kleinen Garten tritt man in ein Vestibül, das sich in der Regel in einen großen, hohen Salon öffnet, an den die Speise- und Rauchzimmer stoßen. Eine zierliche gewundene Treppe führt in die oberen Gemächer, die den Empfangssalon, die Schlaf- und häufig auch die Arbeitszimmer enthalten. Die innere Einrichtung der Räume ist ein mehr oder weniger vom persönlichen Geschmack des Eigenthümers abhängiges Durcheinander von kostbaren europäischen Möbeln, Spiegeln, chinesischen und japanischen Curiositäten seltener Qualität, indischen und persischen Seiden- und Teppichstoffen, prachtvollen Fellen der langhaarigen sibirischen Tiger, Trophäen von Waffen mannigfacher Völker des Ostens, naturhistorischen Schaustücken u. dergl., den Boden bedecken die schönen chinesischen Strohmatten, auf denen das Dienerpersonal in den dicken Filzsohlen lautlos dahinschwebt.

Der Tisch ist in der Regel fürstlich besetzt. Tropisches Obst aus dem malayischen Archipel, nordisches aus San Francisco, Fische aus Japan und vom Amur, echte französische und spanische Weine, das beste englische Bier garniren die vorzüglichsten Fleisch- und Gemüsesorten; Eis und Erfrischungen aller Art, sowie die feinsten Cigarren, der untadelhafteste Kaffee und

Thee lassen nichts zu wünschen übrig. In blendendes Weiß gekleidet, sitzt man bei offenen Fenstern und Thüren, bei einbrechendem Abend an der Tafelrunde; über die Gesellschaft hinweg fächelt, von unsichtbaren Händen bewegt, die riesige Punka (indischer Hängefächer), einen constanten auf- und abziehenden Luftstrom durch das Gemach jagend.

Hat man das Diner beendet, so steigt man dann hinauf in die breite Veranda, legt sich in einen der langen, geflochtenen Rotangsessel und blickt halb träumend, halb conversirend, seine Havannah oder Manila schmauchend, hinab auf die Stadt und den Hafen, von wo das Pfeifen der Dampfer, die Schläge der Gongs und das eintönige Gejohle der Chinesen herübertönen. Dann steigt der Mond in silberner Pracht im Rücken des Victoria Picks auf und wirft sein bleiches Licht herab auf die glitzernden Wasser; es wird spät, die kühle Nacht fällt herab, die Gesellschaft trennt sich, die Tragsessel werden wieder bestiegen und König Weißer läßt sich, nachdem er vorzüglich gespeist, getrunken, geraucht und gefaulenzt hat, von dem hungernden Kuli den Berg hinunter nach Hause schleppen.

Fang-kwei! murmelt der Chinese mit tückisch funkelndem Auge.

Die Stellung der Deutschen in Hongkong ist eine äußerst achtbare und in fortwährender Ausbreitung begriffen; auch haben sich dieselben seit dem französischen Kriege merkbar vom englischen Einflusse, unter dessen unbedingter Herrschaft sie vorher standen, zu emancipiren begonnen. Ihr Clublocal ist sehr comfortabel und geschmackvoll eingerichtet und wurde uns mit großer Bereitwilligkeit, die wir nicht dankbar genug anerkennen konnten, zur Verfügung gestellt. Deutsche Damen haben auch eine Anstalt für chinesische Findelkinder errichtet und es muß für ein deutsches Herz wirklich rührend sein, am Sonntage in der Kirche chinesische Kinder Orgel spielen und deutsche Kirchenlieder singen zu hören. Die Kleinen sollen zu Weihnachten auch ganz hübsche Christbäume bekommen.

Hongkongs Umgebung bietet viele landschaftliche Reize. Die Insel Victoria ist ein Complex von Hügeln, Thälern, Schluchten; bald kahler Natur, bald üppig bewachsen und voll Abwechselung. Einer der hübschesten und bequemsten Spaziergänge zieht sich am Strande ostwärts hin zu den Friedhöfen und zum Rennplatze. Man läßt mehrere reizende, auf waldigen Anhöhen gelegene Villen und einige technische Etablissements seewärts liegen und gelangt durch einen kleinen, in den weichen Stein gehauenen Paß in ein hübsches Thal, dessen größter Theil von dem gedachten Rennplatz eingenommen wird. In die erwähnte Steinwand sind mit großen Lettern die Namen von vielen Kriegsschiffen der verschiedensten Nationen eingegraben, manche auf geradezu unzugänglichen Stellen. Die Friedhöfe sind sorgfältig gepflegt; auf den steinigen, sterilen Lehmboden wurde zuerst eine Kieferngattung und nach Bildung und Zutragung von Humus auch so manche andere Baumgattung und vieles Strauchwerk gepflanzt, die im Vereine mit vielen schönen Blumen dem Gottesacker das Aeußere eines Gartens verliehen. Die größten und schönsten Grabsteine sind dem Andenken hier verstorbener Angehöriger englischer Kriegsschiffe und stationirter Regimenter geweiht.

Unser Aufenthalt lief bald zu Ende. Wieder wendete die Corvette ihren Bug der offenen See zu. Das chinesische Bumboot (Eßwaarenverkäufer), das unsere Mannschaft bedient hatte, folgte uns bis zum Lyemoon-Paß und bereitete uns dort ein ohrenzerreißendes Abschiedsconcert, zu dem Crackers (Knallfeuerwerk) und Gongs die Instrumente lieferten.

(Forts. folgt.)

Der Lippenbär.

Von

F. Lichterfeld.

Unter der marktschreierischen Bezeichnung eines „Löwen-Ungeheuers" (lion-monster) wurde 1790 in England ein Thier zur Schau gestellt, welches den Naturforschern in Bezug auf seine systematische Einreihung viel zu schaffen machte. Delametherie hat es in dem „Journal der Physik" vom

Jahre 1792 als „großes, den Naturforschern bis dahin unbekanntes Quadruped“ beschrieben. Von wem er die ziemlich genaue und eingehende Beschreibung nebst Abbildung bekommen, ist nicht gesagt; aber danach schon erklärt er, daß das sogenannte Löwen-Ungeheuer, welches angeblich aus dem Inneren von Afrika stammen sollte, weder in Bezug auf Gestalt, noch Sitten Aehnlichkeit mit dem Löwen habe, sondern mit dem Bären. Es jedoch für einen wirklichen Bären zu halten, mußte er wegen des Unterschiedes im Zahnsystem scheinbar begründeten Anstand nehmen. Der Bär hat Schneidezähne und dem problematischen „Löwen-Ungeheuer“ fehlten sie angeblich. Gestützt auf Delametherie's Beschreibung, gab Sonnini in Büffon's Naturgeschichte dem unbekannten Quadruped den provisorischen Namen Bärenfaulthier (Paresseux-ours). Pennant und Shaw, die Gelegenheit hatten, das Thier mit eigenen Augen zu schauen und zu untersuchen, wollten ebenfalls bemerkt haben, daß es keine Schneidezähne, sondern nur Eck- und Backenzähne habe. Sie trugen daher kein Bedenken, dasselbe für eine neue Faulthierart zu halten und legten ihm wegen seiner großen Aehnlichkeit mit der Gestalt des Bären den Namen des bärenartigen Faulthiers bei (Bradypus ursinus). Im Vertrauen auf die Richtigkeit der von Pennant und Shaw gegebenen Beschreibungen zählte Illiger (Prodromus systematis Mammalium et Avium. Berolin. 1811) das Thier zu seiner Familie der Tardigraden und stellte es, die Form und Zahl der Zähne, sowie die Bildung der Nägel berücksichtigend, die von denen der Faulthiere abweicht, als eine besondere Gattung auf, die er ob der sehr beweglichen und ausdehnbaren Lippen des Thieres Prochilus (πρό-χειλος), d. h. Lefzenthier, nannte. Buchanan hat indessen schon im Jahre 1807 erklärt, daß dieses angebliche Bärenfaulthier der Naturforscher ein echter Bär wäre. Ob den betreffenden Naturforschern Buchanan's Reisebeschreibung von Madras durch Mysore, Canara und Malabar unbekannt geblieben, oder ob sie die allerdings unmotivirte Behauptung bezweifelten, bleibt dahingestellt; dieselbe erhielt jedoch durch Blainville, Tiedemann und Cuvier eine weitere Bestätigung.

„Bei der über das löwenartige Faulthier herrschenden Ungewißheit,“ erklärt Tiedemann in seiner 1820 zu Heidelberg erschienenen Abhandlung über dasselbe, „war es mir sehr erwünscht, im verflossenen Sommer hier ein schönes männliches Thier der Art in einer wandernden Menagerie anzutreffen, welches der Thierhändler unbekanntes Thier aus Bengalen nannte. Ich versäumte die Gelegenheit nicht, es genau zu untersuchen, und vor Allem richtete ich mein Augenmerk auf die Bildung der Zähne. Mit Bestimmtheit ergab sich bald, daß Pennant und Shaw in der Untersuchung der Zähne zu oberflächlich verfahren waren, daß allerdings Schneidezähne vorhanden sind, und daß das Thier nicht zu den Faulthieren, sondern zu der Gattung der Bären gezählt werden muß.

„Um die Zähne betrachten zu können, ließ ich dem Thiere durch seinen Wärter ein Stück Fleisch über den Kopf halten, doch so, daß es dasselbe nicht leicht fassen konnte; worauf es den Mund weit öffnete. Wiederholt konnte ich auf diese Weise die Zahl und Beschaffenheit der Zähne genau erkennen. Im Unterkiefer zählte ich sechs Schneidezähne, zwei Eck- und zwölf Backenzähne. Von den kleinen zugespitzten Schneidezähnen waren nur vier vollkommen erhalten, zwei dagegen abgebrochen, nämlich der erste mittlere auf der linken und der zweite auf der rechten Seite, jedoch konnte man die abgebrochenen Wurzeln erkennen. Die langen, stark vorspringenden, kegelförmig zugespitzten und mit der Spitze etwas rückwärts gekrümmten Eckzähne griffen beim Schließen des Mundes in eine Lücke des Oberkiefers zwischen die Schneide- und Eckzähne ein, ganz auf dieselbe Weise wie bei fleischfressenden Thieren. Von den sechs Backenzähnen auf jeder Seite waren die drei ersten klein und zugespitzt; der vierte, der größte, sowie der fünfte waren mehr eckig und schwach höckerig; der sechste endlich bestand aus einer einfachen abgerundeten Krone. Im Oberkiefer waren gleichfalls sechs Schneide-, zwei Eck- und zwölf Backenzähne vorhanden. Von den kegelförmig zugespitzten Schneidezähnen war nur der äußerste auf jeder Seite vollkommen erhalten, die übrigen waren theils abgebrochen, theils ausgefallen; dennoch

ließen sich die Stellen, wo sie gesessen, aufs Deutlichste wahrnehmen. Die Eckzähne hatten dieselbe Bildung wie die des Unterkiefers. Von den sechs Backenzähnen auf jeder Seite waren die beiden vorderen klein und etwas zugespitzt; der suchung der Zähne mit wenig Sorgsamkeit angestellt haben. Ferner springt die größte Aehnlichkeit dieses Thieres im Gebisse mit dem der Bären von selbst in die Augen, und es läßt sich schon daraus mit Bestimmtheit vermuthen, daß eine gleiche



Lippenbären.

dritte etwas größere erschien abgerundet; der vierte, fünfte und sechste Zahn, bei weitem die größten, nahmen allmälig an Größe zu und waren mehr kronig und schwach hügelig. Aus dieser Angabe der Zahl und Gestaltung der Zähne ergiebt sich, daß Pennant und Shaw die Untersuchung Uebereinstimmung der inneren Organisation vorkommen werde."

Was Tiedemann vermuthete, das haben spätere anatomische Untersuchungen bestätigt, denn der Lippenbär kam von nun an häufiger nach Europa und fehlt jetzt in keinem zoologischen Garten von

Bedeutung. Bei diesen Untersuchungen stellte es sich denn auch heraus, daß der Lippenbär leicht die Vorderzähne verliert, was eben der Grund war, daß man ihn zu den Faulthieren stellen wollte. Sykes versichert, daß unter vielen Schädeln, welche er untersuchte, keiner gewesen sei, der mehr als vier Schneidezähne im Oberkiefer gehabt hätte, während sich unten die gewöhnlichen sechs zeigten. Da er selbst an einem sehr jungen Individuum diesen Mangel bemerkte und überdies kein Anzeichen, daß sie früher vorhanden gewesen, so ist er der Meinung, daß man den Lippenbären von der Gattung Ursus trennen müßte. Dagegen versichert Wagner in seinen Supplementen zu Schreber's „Säugethieren", daß er bei Untersuchung eines zwar noch nicht vollständig erwachsenen, aber bereits mit allen Backenzähnen versehenen Exemplares der Münchener Sammlung das Gegentheil wahrgenommen habe. Während der Unterkiefer desselben seine sechs Vorderzähne aufzuweisen hat, finden sich im Oberkiefer allerdings nicht mehr als vier, indem das mittlere Paar bereits verloren gegangen ist; es hat jedoch den unzweifelhaften Beweis seines früheren Vorhandenseins dadurch geliefert, daß die Alveolen für dasselbe noch vorhanden sind. — Wie die Bären und Raubthiere überhaupt, so hat auch der Lippenbär oben beiderseits sechs, unten sieben Backenzähne. Tiedemann, der seiner Beschreibung nach auch im Unterkiefer beiderseits nur sechs Backenzähne zählte, hat wohl einen der leicht ausfallenden kleinen Lückenzähne übersehen, was bei der Untersuchung an einem lebenden Thiere leicht geschehen kann.

Der Kopf des Lippenbären läuft in eine lange rüsselartige Schnauze aus; der Nasenknorpel bildet eine flache, leicht bewegliche Platte; ebenso sind die beiden Lippen sehr beweglich und können weit vorgestreckt, eingezogen und umgeschlagen werden, zumal die untere. Ihre Beschaffenheit und das fortwährende Spiel derselben rechtfertigen den speeifischen Namen dieses Bären, der übrigens auch in der Figur und Behaarung von der typischen Form etwas abweicht. Er ist niedriger gestellt als die übrigen Bären und erscheint deshalb noch plumper, zumal die langen straffen Haare des Körpers sich um die Ohren und die Schultern so sehr verlängern, daß sie jene nicht nur vollständig bedecken, sondern auch dem ganzen Vordertheil eine unförmliche Breite geben. Der kurzhaarige Kopf sticht sonderbar gegen seine langhaarige Umrahmung ab. Das Fell des Lippenbären ist glänzend schwarz; die Schnauze schmutzig weißlich, in der Jugend licht gelbbräunlich; am unteren Theile des Halses vor der Brust findet sich eine gelblich weiße hufeisenförmige Binde mit weit aus einander liegenden Schenkeln. Auf dem Rücken verlängern und kräuseln sich die straffen Haare und bilden zwei verworrene Wülste, die das Aussehen des Lippenbären noch absonderlicher machen. Die Länge desselben beträgt fünf Fuß, die des Schwanzstummels vier Zoll; die Höhe am Widerrist zwei Fuß acht Zoll. Die Füße sind kurz und dick und mit fünf licht hornfarbenen langen und scharfen Krallen bewehrt. Die Nägel der Vorderfüße sind weit länger, schärfer und gekrümmter und mehr von den Seiten zusammengedrückt als die der Hinterfüße. Am größten und stärksten ist die innere Zehe jedes Vorderfußes; die folgenden nehmen allmälig nach außen an Länge und Stärke ab.

Wie die anderen Bären, so tritt auch der Lippenbär mit der ganzen Sohle auf, da er aber die Vorderfüße dabei stark nach einwärts kehrt, so gewinnt es den Anschein, als ob nur der Außenrand der Tatze den Boden berühre. Dadurch und durch die breite Stellung der Beine erinnert der Lippenbär einigermaßen an das Faulthier oder den Ameisenbären. Bischof Reginald Heber von Calcutta erblickt in dem Lippenbären ein Verbindungsglied zwischen dem Dachs und dem gemeinen Bären und schreibt ihm, von der Lebhaftigkeit abgesehen, eine allgemeine Aehnlichkeit mit dem Faulthiere zu. (Narrative of a Journey through the upper provinces of India from Calcutta to Bombay 1824—1825). Die kleinen schweinsartigen Augen mit runder Pupille und dunkelbrauner Iris sind schief gestellt wie bei dem gemeinen Bären und haben einen matten Ausdruck. Die Nasenlöcher ziehen quer über die kahle Platte des Nasenknorpels und sind durch eine dünne Scheidewand getrennt.

Der wissenschaftliche Name des Lippen-

bären ist Ursus labiatus, bei Tiedemann Ursus longirostris oder aber Melursus labiatus und Prochilus labiatus. Im Englischen heißt er heutzutage noch Sloth-bear, d. h. Faulthierbär, im Französischen Ours jongleur. Das lateinische Melursus (Honigbär) weist auf die Liebhaberei des Lippenbären hin, das französische Ours jongleur (Gauklerbär) auf seine Dressurfähigkeit. Ob er geschickter als der gemeine Bär, lasse ich dahingestellt sein; daß er komischer aussieht, ist gewiß. Er galoppirt beim Anblick seiner Mahlzeit so bärenmäßig freudig in seinem Käfig umher und schlägt dabei so drollige Purzelbäume, daß man sich des Lachens nicht erwehren kann. Dabei ist der Lippenbär gutmüthig und leicht zähmbar: Gründe genug für die indischen Gaukler, sich vorzugsweise seiner zur Abrichtung zu bedienen und ihn zur Belustigung des Volkes umherzuführen.

Die Nahrung des Lippenbären besteht aus allerlei Wurzelwerk, saftigen Stengeln und Früchten; er wühlt die Ameisen- und Termitennester auf, und zieht die Thiere mit der Zunge ein; auch Vogeleier liebt er und besonders Honig; Fleisch scheint er nur im Nothfalle zu fressen und größere Wirbelthiere nur bei starkem Hunger anzugreifen. Den Menschen flieht er, und nur bei plötzlicher Ueberraschung setzt er sich zur Wehr und wird dann sehr gefährlich. Wie unser Petz, so geht auch er auf den Hinterbeinen auf seinen Feind los, schlägt ihn mit der Tatze zu Boden oder zerdrückt ihn in eiserner Umarmung. Daß er unter fortwährendem Saugen mit den Lippen gemächlich Glied für Glied zermalme, wie man sich in Ostindien erzählt, ist eine augenscheinliche Uebertreibung. Es mag vorkommen, daß der Umfaßte nicht gleich nach dem ersten Drucke todt ist und deshalb von dem Bären wiederholt und fester umklammert wird, aber angeborene Grausamkeit liegt diesem Verfahren gewiß nicht zu Grunde. Buchanan behauptet, daß der Lippenbär, wenn er von einem Menschen plötzlich überrascht oder gestört werde, nach der Aussage der Eingeborenen diesen zwar tödte, aber nicht auffresse. Treibenden Hunger abgerechnet, mag er damit Recht haben. Was J. E. Tennent in seiner Beschreibung von Ceylon (London, 1859) über den Lippenbären sagt, stimmt mit dem Obigen überein.

„Obgleich der Bau des Bären zeigt, daß er von Natur Allesfresser," heißt es daselbst, „so nährt er sich auf Ceylon doch selten von Fleisch; seine einsiedlerische Gewohnheit, Honig und Früchte zu suchen, machen ihn furchtsam und scheu. Daher zeigt er bei der Annäherung eines Menschen oder anderer Thiere Unruhe, und da er zu einem schnellen Rückzuge unfähig ist, so verleitet ihn mehr seine Furcht als angeborene Neigung zum Angriff. Er ist unter diesen Umständen so wüthend, daß die Singhalesen ihn mehr fürchten als irgend ein anderes Thier des Waldes. Wenn der Eingeborene kein Gewehr hat, so versieht er sich in Gegenden, wo der Bär häufig ist, wenigstens mit einer leichten Axt, ‚Kodelly' genannt, um diesem damit auf den Kopf zu schlagen. Der Bär geht seinerseits stets auf das Gesicht los, und wenn es ihm gelingt, sein Opfer niederzuwerfen, so bedroht er zunächst dessen Augen. Ich habe auf unseren Reisen öfters Leute angetroffen, welche von solchen Begegnissen her furchtbare Wunden an sich trugen, deren helle Ränder erschrecklich abstachen gegen die schwarze Hautfarbe.

„Die Postboten, welche stets bei Nacht reisen, sind oft von diesen Thieren gefährdet, besonders längs der Küste von Putlam nach Aripo, wo sie in großer Zahl gefunden werden; sich vor Ueberraschung zu schützen, tragen jene Leute gewöhnlich Fackeln, um die Bären zu warnen und sie in den Stand zu setzen, sich aus dem Staube zu machen.

„Die Viddahs in Bintenne, deren Hauptschatz in Honig besteht," erzählt Tennent weiter, „leben in beständiger Furcht vor den Bären, weil diese, von dem Wohlgeruche angezogen, ihre ärmlichen Wohnungen überfallen, verlockt von der unwiderstehlichen Versuchung."

Auch die Sorghofelder, die Zuckerpflanzungen und Obstanlagen werden durch den Besuch dieser Bären oft empfindlich geschädigt.

Die Heimath des Lippenbären ist Ostindien, aber nicht ausschließlich, wie früher behauptet wurde; er kommt auch auf Ceylon vor, zumal auf den niederen und trockenen Districten der Nord- und Südostküste.

Während einer starken Trockenheit, welche 1850 in der Nordprovinz herrschte, war die Gegend von Caretchy, nach Tennent, so von Bären heimgesucht, daß die Frauen ihre gewohnten Bäder im Flusse gänzlich einstellen mußten, weil sie im Wasser häufig auf Bären stießen, welche der Durst nächtlicher Weile zu dem Flusse getrieben, und die nun an dem weichen und schlüpfrigen Ufer nicht mehr emporklettern konnten.

Der Lippenbär wohnt in natürlichen und selbstgegrabenen Höhlen. Gegen die Hitze ist er namentlich an den Fußsohlen sehr empfindlich, und wenn er in der Mittagssonne über öde Strecken gejagt wird, kann er bald nicht mehr weiter. Die Bärin wirft ein Junges, selten zwei, und trägt es anfänglich gleich dem Faulthier auf dem mit buschigem Haarwulste gesattelten Rücken.

Man jagt den Lippenbären nicht allein zum Vergnügen, sondern auch wegen seines wohlschmeckenden Fleisches; das Fett halten die Indier für ein probates Mittel gegen Gicht.

Wie schon früher angedeutet wurde, fehlt der Lippenbär jetzt in keinem zoologischen Garten von Bedeutung. Er hält sehr lange aus, ist gutmüthig und ehrlich und gegen Seinesgleichen sehr zärtlich. Wenn er nicht schläft, so brummt er, die Tatzen beleckend, vergnüglich vor sich hin, oder er sitzt auf den Hinterbeinen am Gitter und bettelt wimmernd wie unser Braun. Nur im Zorn, wozu er aber schwer zu reizen, stößt er rauhbrüllende Töne aus.

Literarisches.

Geistesströmungen. Von H. M. Richter. Theil I. Deutsches Geistesleben in Oesterreich. Theil II. Aus dem Zeitalter der Aufklärung. Berlin, Hofmann.

Die vorliegenden Aufsätze sind uns zu einem guten Theile schon früher in der Oesterreichischen Revue und der Neuen freien Presse begegnet und dort mit Vergnügen und Interesse gelesen worden. Der in Oesterreich lebende Verfasser hat die Stellung Oesterreichs zum Gang der intellectuellen Entwicklung im übrigen Deutschland zum Mittelpunkt dieser Aufsätze gemacht. Die einen von ihnen behandeln diese Beziehungen selber, andere schöpfen aus österreichischen Archiven und Briefwechseln für den Gang der deutschen Entwicklung. Es wäre erwünscht gewesen, wenn er das Thema der Beziehungen Oesterreichs zur deutschen Entwicklung überall festgehalten hätte, die lose Sammlung von Artikeln und kleinen Aufsätzen hätte damit eine Einheit erhalten. Jetzt stehen die Artikel, welche ein paar Notizen über Theateraufführungen zu sehr wenig gründlichen Bemerkungen über Emilia Galotti, Miß Sara Sampson &c. hinzufügen, gar zu zwecklos da. Denn ihr Inhalt selber giebt ihnen keine Berechtigung zu einer Existenz, die über das Tagesdasein eines Journalartikels hinausginge. Es wird leider heutzutage nur zu viel von solchen Aufsätzen gedruckt, welche an ihrem Ort unterhalten mochten, aber in der Zusammenstellung mit anderen sich doch als gar zu leicht darstellen.

Am meisten Interesse erregten uns einige Beiträge zu der neueren Literaturgeschichte, insbesondere das über Lessing und Reinhold Mitgetheilte.

Alles in Allem aber möchte man wünschen: der Verfasser hätte, anstatt seine Artikel und kleinen Vorstudien hier zusammen drucken zu lassen, ein Ganzes gearbeitet, das strengeren literarhistorischen Ansprüchen genugthäte. Wenn der literarhistorische Verein zu mehr solcher flüchtigen Zusammenstellungen Veranlassung giebt, so fällt er unter die Kategorie der — Gründungen.

Das neueste Reisehandbuch aus dem in dieser Richtung nicht nur berühmten, sondern auch volksthümlich gewordenen Verlage von Karl Bädeker umfaßt „Palästina und Syrien“ und enthält viele Karten, Pläne und Ansichten, nebst einem Panorama von Jerusalem. Bei der Durchsicht dieses Handbuches schwindet allerdings Manches von den Schwärmereien, die man für das „gelobte Land“ hegt, aber um so mehr erstaunt man über die Sicherheit und Genauigkeit der Angaben bis in jede Einzelheit. Das Buch soll einen Theil eines geplanten, den ganzen Orient umfassenden Handbuches bilden; es ist von Dr. Alb. Socin, Professor der orientalischen Sprachen in Basel, verfaßt, und bei den Karten ist Professor Kiepert thätig gewesen. Daß ein solcher zuverlässiger Wegweiser gerade in Gegenden, wo die Culturzustände noch Manches zu wünschen übrig lassen, doppelt werthvoll ist, versteht sich von selbst; diesmal aber kann man auch mit vollem Rechte sagen, daß schon die Lectüre des Buches von großem Interesse ist.



Isola bella.

Von

Arthur Stahl.

(Fortsetzung.)

Candida verlebte eine ungetrübte Jugend und nichts stimmt vielleicht den Charakter milder und wohlwollender. „Nur in die Jugend lasset es nicht hineinregnen!“ bittet Jean Paul das Schicksal. Der Schatten gehört ja zum Licht, er wird unfehlbar kommen; aber er kam später, er kam, als eine volle Schale des Glückes ihre trunkenen Lippen berührt hatte.

Der Drost sah sein blühendes Kind mit der vollen Gesundheit des Körpers und der Seele, in den Augen und auf den Wangen, mit täglichem Entzücken. Wie erinnerte er sich der Zeit seiner eigenen Jugend, wo er selbst so frisch, so heiter und so gut war, bis zu der Zeit, wo er sich verbitterte gegen Welt und Leben und Schicksal und erst in der Einsamkeit der Drostei allmälig die rechte Stimmung wiederfand.

Er dachte, Candida für immer schützen zu können, wenn er sie an seiner Seite behielte und sie vor der Liebe zu hüten verstände. Ach, aber wer schützt Kinder vor dieser Erbschaft des Herzens und daß der Pulsschlag, der durch die Schöpfung geht, nicht auch über ihr Leben gebiete!

Die Schwester Ulrike war bei weitem glücklicher in Bezug auf Candida. In der vollkommenen Ruhe ihres eigenen Gemüths dachte sie nicht einmal daran, daß für die anders geartete Candida die Gefahr nahen könne. Es giebt Personen, höchst beneidenswerthe, welche sich so ganz und voll der Aufgabe der Gegenwart hingeben, daß sie darüber Vergangenheit und Zukunft vergessen.

Candida lebte glücklich und unbefangen die Tage hin, es war jenes liebenswürdigste der Verhältnisse zwischen Tante und Nichte, die häufig zärtlicher sind als jene zwischen Mutter und Tochter. Vielleicht weil die Mutter ihre Liebe auf alle ihre Kinder vertheilen muß und auch die Gattin ihre Pflichten behält. Das Verhältniß zwischen Tante und Nichte, sich meist nur auf ein einzelnes Kind beziehend, hat fast immer einen idealen Zug und nimmt oft die rührendsten Formen der Zärtlichkeit an, weil alle die zurückgedrängten mütterlichen Instincte nun endlich frei und voll auf ein geliebtes Wesen sich ergießen dürfen.

Auf Ulrike hatten die Bilder der Fremde weniger Einfluß gehabt, sie war so ganz in sich gesammelt, von ihrem bestimmten Ideenkreise eingeschlossen, so, man möchte sagen, in die Eigenartigkeit des westfä-

lischen Wesens gekleidet, daß nichts Fremdes oder Neues ihr etwas anhaben konnte, als den augenblicklichen Eindruck.

Es sind solche Personen vielleicht nicht sehr interessant, aber es läßt sich prächtig mit ihnen leben, weil wir immer das Gefühl haben, daß sie ganz uns und der Anforderung jeder Stunde gehören.

Eine der genialsten deutschen Dichterinnen, Annette von Droste-Hülshof, war ihre Jugendfreundin gewesen, und die schönsten und eigenartigsten Dichtungen dieser Tochter der rothen Erde waren unter ihren Augen entstanden.

Die Freundin war ihr durch den Tod entrissen worden, kurze Zeit bevor sie nach Rom gerufen wurde und bei ihrer fast mystischen Gläubigkeit dachte sie, es sei ihr der Ersatz von der geschiedenen Seele gesandt, der freilich bald ihr Herz mehr als Alles in Anspruch nahm, was es früher bewegt hatte.

Das Kind und das Haus machten fortan ihre Welt, darüber hinaus gab es nicht viel, was sie berührte. Und beides vereint war wohl werth ein Frauenleben auszufüllen, denn Candida war das liebenswürdigste Geschöpf, das sich denken ließ, von jenem angeborenen zarten Tactgefühl, von jener feinen Organisation, in welcher der leiseste Eindruck des Guten und Schönen vibrirt wie auf den Saiten eines rein gestimmten Instruments. Das deutsche Hauswesen trug auch dazu bei, die liebenswürdigen Seiten ihres Wesens zu entwickeln, das vielfach gemißbrauchte Wort: deutsche Gemüthlichkeit, findet in Westfalen seine schönste Anwendung. Und außerdem, wie schön ist die Solidität der Einrichtung in diesen alten Schlössern; jetzt, wo Alles glänzt und unecht ist und wenig kostet, giebt jene so sehr das Gefühl der gesicherten Ruhe und des schönen Ueberflusses, während die modernen, eleganten Einrichtungen dennoch oft den Eindruck machen, als lebte man unter Zelten, die jeden Augenblick abgebrochen und an einem anderen Orte wieder aufgeschlagen werden könnten.

Wie prächtig ist selbst der Winter in diesem romantischen Lande. Aus den Fenstern sieht es sich so freundlich auf die saubere Schneedecke, die Baumgruppen stehen fast schöner angethan im Rauhfrost als im Sommer, der gefrorene See glänzt wie Silber, und Sturm und Regen rasseln und brausen gänzlich machtlos um die gigantischen Mauern und geben denen drinnen nur ein Gefühl des Behagens mehr.

Die gleichmäßig durchwärmten Zimmer, in deren mächtigen Kachelöfen die alten Eichstämme Tag und Nacht nicht auslöschen, die Teppiche und schweren Vorhänge, die tiefen weichen Lehnsessel, der große Tisch mit dem bequemen Divan dicht am Ofen, der rauchende Wasserkessel, um den Thee zu bereiten, wenn die hellleuchtende Lampe die Familienglieder zu traulicher Abendrunde versammelt hat — das Alles sind die Details zu dem Bilde, welches als Ganzes Herz und Gemüth so freundlich erwärmt. Und noch eine andere heitere Zeit giebt es auf dieser gesunden deutschen Erde, dies ist die Eröffnung der Jagd im September.

Nichts Fröhlicheres kann man sich denken, als den ersten Jagdtag in diesen wohlbestellten Jagdrevieren, wenn das Wetter günstig war und die Hasen, Rehe und Hirsche wohlgehegt in den mächtigen Waldungen.

Der September hat das Laub bunt gefärbt, die Wald- und Wiesengründe sind noch frischgrün, der Himmel blauer als das ganze Jahr, die Luft krystallrein und nicht kälter, als um einen belebenden Reiz auf die Nerven zu üben.

Schon am Tage vorher wurde in der Drostei Alles aufs Beste in Bereitschaft gesetzt, die Jagdflinten geputzt und versucht, Pulverhorn und Waidmannsflasche wohlgefüllt, die großen Jagdstiefel mit Oel getränkt, Joppe, Kamaschen und aller Zubehör besichtigt. Der Drost war dabei selbst äußerst geschäftig und interessirt und in heiterster Laune, ja dies war die einzige Gelegenheit, wo Tante Ulrike einen ganz kleinen Anflug von Ironie hatte, denn sie behauptete, die Vorbereitungen und die Erwartung auf dem Anstand sei ihm die Hauptsache, und er wäre eigentlich mehr hasenfreundlich als menschenfreundlich gesinnt, denn er setze diese übermäßig in Bewegung und schone jene, so daß immer nur genau so viel geschossen würden, als für den Tisch nöthig seien, während sie gern auch ihren Freundinnen, den Stiftsdamen, einen Lampe oder ein Damwild geschickt hätte.

Die deutschen Frauen haben nicht die Gewohnheit, mit zur Jagd zu reiten, sie haben nichts Amazonenhaftes und es steht ihnen nicht gut. Sie bleiben daheim zum Empfang der Jäger am traulichen Kaminfeuer. Da entfaltet sich ihre wahre Anmuth und Liebenswürdigkeit. Sie müssen für das Behagen der Anderen zu sorgen haben, den poetischen Schmuck dem Hause, der festlichen Tafel geben, auf alle die tausend graziösen Kleinigkeiten Acht haben, welche sich nicht für Geld kaufen und nicht von den Dienstboten besorgen lassen.

Nichts fordert so sehr zum Vergleichen auf, seiner selbst oder der Anderen, als wenn dieselbe Gelegenheit nach einem Jahre wiederkehrt. Heute zum ersten Male fiel es den treuen Augen, welche über Candida wachten und jeden Wechsel ihrer Stimmung bemerkten, auf, wie ernst und sittig sie seit einem Jahr geworden war. Die Tante Ulrike mußte daran denken, wie vor einem Jahre sie ihr noch so ganz Kind erschienen war, als sie bei derselben Gelegenheit im kurzen rothen Röckchen umhersprang, um die Blumen auf der Tafel zu ordnen, was immer ihr Amt war; und wie heute, um dasselbe zu thun, eine junge Dame im schwarzen Schleppkleide, mit anmuthiger und eleganter Langsamkeit sich um die geschmückte Tafel bewegte. Die Tante war davon ganz überrascht, so daß sie trotz ihrer Geschäftigkeit das interessante Kind heute immer ansehen mußte. Candida war auch im Aeußeren so ganz verändert und dies war so plötzlich geschehen, wie die Knospenhülle gewisser Blumen über Nacht springt und die Schmetterlingsblüthe hervorbricht. Die frischen, rothen, runden Kinderwangen waren blässer und schmaler geworden, die sonst so heiteren Augen feucht wie von Bewegung schimmernd, die sonst beinahe spröde Eckigkeit ihrer Bewegungen weicher und gemildert, das Sprunghafte und Quecksilberartige des Backfischalters war ganz verschwunden.

Candida selbst wußte weder, daß sie beobachtet werde, noch beobachtete sie sich selbst, sie fühlte nur, daß Alles anders sei. Sie war vor Tage hinausgegangen, Alles war im Nebel und plötzlich hatte sich der Nebel wie ein Vorhang getheilt und einen weiten Blick in die Ferne gestattet. So war es ihr. Der Nebel der Kindheit theilte sich und hob ihr den Schleier von den inneren Offenbarungen, sie wußte plötzlich, daß es noch eine Welt gab, hinaus über Alles, was sie bisher empfunden hatte. Die ganze Natur belebte sich neu für sie, bekam Ausdruck und Physiognomie, das Treiben und Knospen und Blühen der Pflanze, das Leben der Thiere, das ganze bewegte und drängende Leben in Wald und Feld. Sie verstand es nicht und sie fühlte doch, daß sie Eins sei mit dem Ganzen, daß derselbe Pulsschlag durch die ganze Schöpfung gehe. Aber es war ihr, wie Jemand, der einen großen Schatz gehoben hat, und noch nicht weiß, wie er all den Reichthum vertheilen und genießen soll. Sie hätte sich gefürchtet, Rechenschaft geben zu sollen über das, was in ihr vorging, sie hätte es gar nicht in Worte zu fassen gewußt. Sie konnte nicht erklären, warum sie bald übersprudelnd heiter, bald von einer Traurigkeit erfaßt war, die sie hinweg trieb von Allem, was ihr sonst lieb und vertraut gewesen war. Sie vermied die beobachtenden Augen ihrer besten Freundin, sie suchte die stillsten Wege, die einsamsten Plätze des Gartens, die Dämmerung, die Kühle. Es drängte sich ihr wie von Phantomen heiß ans Herz, wesenlos, verschwindend und nichts zurücklassend als eine Beklemmung ohne Namen.

Weniger als die Augen der Tante fürchtete sie jene des Vaters und zwar weil dieser gar nicht bemerkte, daß etwas anders mit ihr sei, sondern selbst immer heiter, klar und unbefangen, auch aus dem Wesen der Anderen die Unklarheiten verscheuchte. Seine frische Stimme, sein etwas breiter westfälischer Dialekt hatte bei ihm einen Klang von Treuherzigkeit, und man fühlte, daß unter seiner Derbheit ein gut Theil Romantik verborgen sei, wie bei einem echten Sohn der rothen Erde.

Candida freute sich immer ganz besonders auf den Empfang der Jäger und diese ergötzte es, von ihr empfangen zu werden.

Schon wenn sie von fern die große Buchenallee heraufkamen, lief sie ihnen entgegen und warf sich ganz zärtlich in die Arme ihres Vaters. Denn nie war auch er heiterer, nichts stand ihm prächtiger als sein grünes Jägerkleid, und nie sah sein Gesicht gütiger und freundlicher

aus, als so geröthet von der frischen Septemberluft und dem langen Umherschweifen in Feld und Wald.

Dann packte sie seine Jagdtasche aus, in welcher er das feinere Wildpret selbst mitbrachte, und sie streichelte zärtlich die Rebhühner und löste die Krammetsvögel von der Schlinge.

So war es das vorige Jahr gewesen, aber an diesem Tage, anstatt umherzuspringen, stand sie still in einer Fensternische, von welcher aus man weithin die Allee übersehen konnte, durch welche die Jäger kommen mußten.

Die Tante hatte mit der Tafel zu thun, wo sie immer die letzten Anordnungen traf, ging hin und wieder, redete auch dann und wann ein vertrauliches Wort mit der dicken westfälischen Köchin, in ihre Region hinabsteigend, wo es am Jagdtage immer ganz besonders geschäftig war; denn da steckte vor den feurigen Kohlen schon der Spieß, an welchem der Hase sich drehen sollte, da lagen die Speckscheibchen mit den silbernen Spießchen, welche die Krammetsvögel und Becassinen erwarteten, da duftete es von Wachholder und allerlei Gewürz und wunderbar von frischem Kuchen in der Speisekammer. Auch der alte Bediente kam an diesem Tage ganz aus seiner gewohnten Ordnung und langsamen Bedächtigkeit, denn drei Gläser vor jedem Couvert, die nicht verwechselt werden durften, strengten sein Gehirn an, und warum der eine Wein in Krystallflaschen abgegossen auf die Tafel kam, und der andere mit allem Spinnweb daran, ganz ausdrücklich befohlen; dies wollte auch nie recht in seinen Sinn.

Dann wurde auch am ersten Jagdtage im größeren Saale gespeist, wo alle die alten Eichenmöbel frisch zu bohnen waren, mit den Messern und Gabeln von Hirschgeweihen und in grüner Livree anstatt in blauer, und an alle diese Dinge hatte Johann zu denken, denn der Drost würde sehr ungehalten gewesen sein, wenn etwas von diesen alten Gewohnheiten vernachlässigt wäre, und selbst mit der Schwester brüderlich geschmollt haben, wenn sie vergessen hätte, aus sicherem Verschluß den silbernen Aufsatz, der eine Jagdscene darstellte, die Humpen und das Tischzeug mit eingewirkten Rehen, Hirschen und allerlei Geflügel herauszugeben.

Was ist es mit dem Kinde? fragte Tante Ulrike sich heute immer wieder, sobald ihr ein Augenblick zum Besinnen blieb.

Candida mußte heute lange vergeblich harren, sie wurde in ihrem Inneren unruhig, mehr als die Tante selbst, als die sehr betheiligte Haus- und Küchenmeisterin, als der alte Johann, der an der Hausthür wartend stand. So oft sie hinblickte, sah sie über die Allee hinaus nur die hügeligen Triften, den Saum der Wälder, die spiegelnden Silberstreifen der Bergseen und ganz fern das gelbe Sandmeer der Senne, der westfälischen Wüste.

Der Schäfer mit seiner Heerde zog langsam über den Weg.

„Johann, frage den Schäfer, ob sie noch nicht kommen," rief sie aus dem offenen Fenster dem Bedienten zu.

Dieser ging und kam bald kopfschüttelnd mit höchst verstörtem Gesichte zu ihr herauf. Nun war Johann kein starker Geist und kam durch alles Ungewöhnliche, was sich nicht alle Tage ereignete, leicht aus der Fassung, indessen gab doch seine verblüffte Miene ihr diesmal große Unruhe.

„Der Schaper sagte, gnädiges Fräulein, schwer wäre die Verwundung nicht, aber das hellrothe Blut hätte er selbst aus dem Arm spritzen sehen, als er vorüber ging."

„Um Gotteswillen, wer ist verwundet, Johann?" rief sie, die Eigenschaft Johann's längst kennend, immer mit dem Schluß anzufangen und gänzlich confus zu berichten, wenn er einmal sein solennes Schweigen brach. „Wer ist verwundet, der Vater?"

„Nein, der Fremde, der Italiänermann, der schon seit Tagen im Gebirge umherstreift. Gestern hatte er vor dem starken Regen in der Schäferhütte Schutz gesucht, und das seine Schuhzeug und die seinen Kleider passen wenig für unsere Waldgründe, hatte der Schäfer gedacht."

„Aber Johann, ich bitte dich, ich will hin, halte mir zuerst den Schäfer an, daß ich ihn selbst befrage."

Der Bediente ging so eiligen Schrittes, als überhaupt die Feierlichkeit seines Wesens erlaubte. Aber noch ehe er den Schäfer erreicht hatte, sahen die beiden Damen vom Fenster aus den Jagdzug am Ende der Allee auftauchen, die Hunde,

die Treiber, die Diener und bald die ersten Jäger. Die Damen sahen mit athemloser Spannung hin. Voran ging der Drost, aber nicht wie sonst mit munteren Schritten, wenn er von der Jagd heimkehrte; er führte Jemand, dessen Arm er sorgfältig unterstützte und den er langsam Schritt vor Schritt geleitete.

Es war ein junger Mann in voller Jugendblüthe. War es der Adel seiner Erscheinung oder der unwillkürliche Contrast seiner eleganten Kleidung unter all den Männern im Jägeranzuge, Candida mußte unverwandt nach ihm hinstarren. Sie sah so selten Fremde und immer nur die bekannten Gesichter der alten Freunde ihres Vaters, knorrige westfälische Gestalten. Es überkam sie jenes seltsame Gefühl eines reinen und noch gänzlich unberührten Herzens, sie glaubte, den ersten Mann zu sehen.

Der Drost blickte nach den Fenstern hinauf, als ob er erwarte, daß man sie empfange. Candida sprang sonst immer die Treppe hinab dem Vater entgegen, schon bis in die Allee, wenn er nur mit den alten Herren zurückkam, heute hielt sie, sie wußte selbst nicht welche Scheu zurück. Sie blieb vor dem Hausportal auf dem Treppenabsatz stehen, die großen Hunde, welche sie sehr wohl kannten, stürzten auf sie zu und warfen sie fast um mit ihrer ungestümen Freundschaft.

Indessen näherten sich die Beiden und die anderen Herren folgten. Der Vater sah Candida an, wie mit einem auffordernden Blick, den Fremden freundlich zu begrüßen. Es war in der Art, wie sie es that, ein Gemisch von Schüchternheit und Anstand, von der Dame und vom Kinde, welches auf den Fremden einen unauslöschlichen Eindruck machte.

Die Worte, welche bei solchen Gelegenheiten gesprochen werden, pflegen bei weitem weniger ausdrucksvoll zu sein, als die Mienen, Bewegungen und kleinen unbewußten Handlungen. Candida streckte den Arm aus, wie um die Hand des Leidenden zu unterstützen, während der Vater die Jagdtasche ablegte; es war etwas Rührendes in der Art, wie Candida bei jeder Handlung, obwohl mit der natürlichsten Güte und dem edelsten Anstande gethan, fragend in die Augen ihres Vaters blickte.

Die Damen traten in den großen Salon, wohin der Drost mit dem Fremden ihnen folgte, während die anderen Herren, um sich von der Jagd zu restauriren, vorläufig unten im Zimmer des Hausherrn und den anstoßenden Rauch- und Billardzimmern blieben.

Die vier Personen waren jetzt allein im Salon, der Drost ließ den Fremden sanft niedersitzen, der, wie es schien, erschöpft war, sehr bleich aussah und alle Freundlichkeit mit der Gelassenheit annahm, wie sie Männer der vornehmen Gesellschaft, die sich gleich im Range fühlen, unter einander haben.

Der Drost hatte, während er seine Sachen ablegte, wie zufällig eine Karte in die Hand seiner Schwester gleiten lassen, Fräulein Ulrike las sie im Vorbeigehen: Le Marquis Alfonso d'Aquino.

„Ich hatte das Unglück, den Herrn Marquis auf der Jagd zu verwunden," sagte jetzt der Drost zu den Damen gewandt, und ihren feinen Tact kennend, wußte er, daß diese wenigen Worte genügten, um ihnen ihr Benehmen vorzuzeichnen.

„O nein — ich hatte vielmehr die Ungeschicklichkeit in die Jagd einzubrechen," sagte der Fremde lächelnd. „Aber der Reiz Ihrer Wälder zugleich mit dem Vergnügen der Jagd, welche eine der wenigen Passionen ist, die ich habe, war mir unwiderstehlich und ließ mich aller Vorsicht vergessen."

„Gewiß ist, daß ich nicht eher getröstet sein werde, als bis ich Sie unter meinem Dache wiederhergestellt sehe, lieber Marquis," sagte der Drost mit seiner jovialen Freundlichkeit. Er näherte sich ihm jetzt und berührte seinen Arm.

„Ich habe dem Arzt den Wagen geschickt," sagte er, „aber ehe er hier ist, können leicht vier Stunden vergehen und so lange dürfen wir nicht warten, den Verband, welchen ich nur ganz provisorisch angelegt hatte, zu erneuern."

Er sah sich nach der Schwester um, die in der Nähe stand, während Candida ein wenig entfernt, aus einer Fensterniſche, mit athemloser Spannung nach dem Verwundeten hinsah.

Fräulein Ulrike näherte sich, aber sie hatte in ungewöhnlichen Fällen etwas von jener Schüchternheit, welche selbst ihre Tüchtigkeit vorübergehend gänzlich in

Schatten stellte. Ihre sonst so geschickte Hand vermochte nicht einmal den Knoten des Verbandes zu lösen, dabei sah sie so geängstigt und verlegen aus, daß der Drost, der seine Schwester in ihren hervorragenden Eigenschaften, wie in ihren kleinen Schwächen auf das Genaueste kannte, nun selbst helfen wollte. Aber er war bei dem allerbesten Willen ungeschickt und hatte eine zu derbe Hand; der Leidende, welcher den Arm richtig hinhielt, lehnte den Kopf zurück und preßte die Lippen fest auf einander, als verberge er den Schmerz. Die Scene war halb komisch, auf die Dauer aber wahrhaft peinigend anzusehen. Auf Candida's Wangen wechselten Blässe und Erröthen. Der Leidende, wie vom Blutverlust ermattet, ließ Alles wie in halber Ohnmacht mit sich geschehen, aber er mußte nach einer Weile wohl selbst fühlen, daß es so zu keinem Verbande komme. Er sah sich langsam, wie unwillkürlich nach Candida um, ihre Blicke begegneten sich, sie stand vorgebeugt, die Hände wie bittend ausgestreckt und mit der lieblichsten Schüchternheit fragte sie:

„Darf ich, Papa?"

Der Drost, welcher in der unbehülflichen Güte seines Herzens beinahe zornig über seine Ungeschicklichkeit war, sah erstaunt und wie erleichtert das Kind an.

Sie näherte sich ruhig und schnell dem Verwundeten. Ihre weichen, kleinen, kühlen Hände berührten nach den großen, derben des Waidmanns seinen Arm wie Blumenblätter, er empfand ihre Nähe wie ein liebliches Traumbild in halbem Morgenschlummer.

Es war sehr naiv, mit anzusehen, wie die betheiligten Personen sie heimlich bewunderten. Der Leidende mit lächelnder und sich jetzt sehr willig hingebender Schwäche. Seine bleichen Wangen überzogen sich allmälig mit einem milden Roth und er wünschte durchaus nicht, die chirurgische Procedur abgekürzt oder beschleunigt zu sehen.

Alles, was Candida that, war schnell und sicher. Tante Ulrike sah es voll Erstaunen.

Sie nahm den Verband leise ab, das Blut strömte wie ein Springquell aus der Wunde. Der Moment war kritisch, weil die Wunde an sich nicht groß, der Puls-ader nahe war, Candida wurde leichenblaß, aber ohne sich zu besinnen, kniete sie nieder und hielt mit den Lippen die Wunde zu, während die freigewordenen Hände blitzschnell ihr feines Batisttuch in Streifen zerrissen, um es darauf zu legen und den Arm fest zu umwickeln. Es war drollig, wie der Drost ihr zusah.

„Wie ein alter Medicus," murmelte er. Der Marquis war ganz still, er sah sie nur an, aber von so süßem Reiz berührt, als sei ihm jetzt von etwas längst Ersehntem die Erfüllung geworden.

Hatte er so schwer gelitten? So jung, so vornehm, so ausgezeichnet nach allem äußeren Anschein und so schwermüthig?

„Consolazione —" sagte er leise. Er nahm ihre Hand und küßte sie, und wie ruhig das junge Mädchen vorher gewesen war, unter dieser Berührung zitterte sie wie eine Mimose. Fräulein Ulrike, welche indessen die Anordnungen getroffen hatte, daß die Zimmer für ihn bereitet wurden, kehrte jetzt zurück. Der Drost führte den Gast hinauf und überließ ihn dann einer kurzen nöthigen Ruhe.

Tante Ulrike hatte große Lust über den Vorfall zu reden und Candida nach dem Eindruck auszuforschen, und sie war ganz erstaunt, daß diese auch nicht ein Wort sagte, sondern hinwegflog unter dem Vorwande, sich zum Diner anzukleiden, was ihr doch sonst nicht so wichtig war.

Der Marquis kam etwas später zu Tisch und noch sehr bleich, die Aufmerksamkeit der Gäste richtete sich auf ihn. Die Unterhaltung drehte sich um den Vorfall, man war sehr animirt.

Der Speisesaal und die Tafel war nicht im heutigen Geschmack christophelstrahlend, sondern solid, das Silber von höchster Gediegenheit, die Weine ausgesucht und schwer, die Speisen weniger auf das Auge als auf den Wohlgeschmack berechnet, der Stil der Bedienung mehr auf das Behagen der Gäste bedacht als um dem Hause den Anstrich zu geben — den hatte es von selbst; ja so viel Physiognomie, daß es sich schon in der ersten Stunde dem Fremden wie etwas Unauslöschliches einprägte.

Der Marquis, dem eine Ruhepause sehr wohlgethan hatte, saß bei Tisch neben Candida. War es Absicht des Vaters oder Zufall gewesen; unter den vielen Gästen,

welche dieses gastfreie Haus besuchten, war nie ein junger Mann gewesen; immer die alten Freunde des Drost, prächtige Männer, wie knorrige Eichen, aber für die erwachende Phantasie eines jungen Mädchens gänzlich ungefährlich.

Candida war in ihrer Jugend, in ihrer zarten Frische und Lieblichkeit den Anderen nur um so lieblicher erschienen, Jeder hatte sich mit ihr beschäftigt, sie war sehr verwöhnt von Eltern und Fremden, ohne daß es sie bei ihrer natürlichen Bescheidenheit eitel gemacht hätte. Sie war in dem glücklichen Alter, wo man das Gute hinnimmt wie das tägliche Brot, ohne ganz seinen Werth zu schätzen, weil man noch nicht gefühlt hat, wie es thut, wenn man es entbehren muß. Jetzt zum ersten Mal hatte sie das Gefühl, jedes seiner Worte wie eine Erquickung zu empfangen. Er sprach animirt von Italien, von seinen Reisen und auch der Drost war höchst unterhaltend und heiter erregt.

Candida fühlte, daß wie ihr eine Welt im Großen aufging, so im Kleinen eine Welt der Freude, der süßen ungekannten Genüsse. Während der Gast mit Allen conversirte, hatte sie das volle Gefühl, daß er in Wirklichkeit allein für sie da sei; da sein verwundeter Arm ihn etwas hinderte, schenkte sie ihm den Wein ein, legte ihm vor, wählte für ihn die schönsten Früchte, und er fand dagegen immer eine Pause der allgemeinen Unterhaltung, um Wort und Blick allein auf sie zu richten.

So ist das Frauenherz gebildet, mit kleinen Zügen schleicht sich die Empfindung hinein, bis es, ganz ausgefüllt, für nichts Anderes mehr Raum hat.

Als sie am Abend, nachdem die anderen Gäste Abschied genommen hatten, wieder wie sonst im Salon saßen, der Marquis mit ihnen, als wäre er schon lange einheimisch dort; da sah der alte, große, düstere Salon ganz anders aus, Alles belebt, heller, freundlich, die Farben wie illuminirt; Candida sah Alles durch ein Prisma. Selbst die Gesichter der beiden lieben treuen Behüter schienen ihr verändert. Der Drost war immer ganz jugendschön, wenn Italien den Gegenstand der Unterhaltung bildete, eine Bewegung ging durch sein Wesen, die er nicht verrathen wollte und die er doch nicht beherrschen konnte, weil sie mit allen Erinnerungen, die sein Leben geschmückt hatten, zusammenhing, seine Stimme hatte einen fast leidenschaftlichen Klang und Ulrike dachte bewegt der Vergangenheit. Sie trennten sich an diesem ersten Abend erst, als der Marquis, plötzlich erbleichend, die Wunde schmerzen fühlte und, von den Anderen gedrängt, die Ruhe suchte.

IV.

Der Fremde.

Es vergingen Tage, es vergingen Wochen für alle Betheiligten von eigenthümlichem Reiz.

Die Wunde war geheilt, es stand der Abreise des Gastes nichts mehr im Wege und doch war sie ein bequemer Vorwand, den wahren Grund des Bleibens noch zu verschieben.

Der Drost hatte sich von Anfang an über den Gast gefreut. Um diese Jahreszeit Besuch auf dem Lande zu haben, ist immer erwünscht für diejenigen, die den Winter nicht in den Städten zubringen, vorzüglich, wenn es Jemand ist, der, aus der großen Welt kommend, durch lebhafte Unterhaltung von ihrer Bewegung mittheilt. Es kam hinzu, daß der Drost, wie Alles, was die Erinnerung an die glücklichste Zeit unseres Lebens weckt, die Sprache zu sprechen liebte, die so lange wie Musik sein Ohr berührt hatte, er kannte den Charakter, die Manieren, die Anschauungen der Italiener und er konnte sich lebhaft in alle die Zustände versetzen, welche der Gast berührte.

Zudem hatten die letzten Ereignisse in Italien alle Blicke dahin gerichtet. Garibaldi war in Neapel eingezogen, Gaeta war gefallen, das einige Italien war proclamirt.

Die neapolitanische Königsfamilie hatte Italien verlassen. Die Dinge hatten schon bestimmte Gestalt gewonnen für diejenigen, die sich sogleich der neuen Ordnung der Dinge angeschlossen. Aber diejenigen, welche betheiligt gewesen waren, deren persönliches Schicksal mit zertrümmert war vom Sturz der Tyrannen, hatten mit bitteren Empfindungen und schwierigeren Uebergängen zu kämpfen, als die, welche nur von fern als kühle Beobachter zusahen.

Alfonso d'Aquino gehörte zu den Ersteren, er war Neapolitaner. Sein Vater hatte das Amt des Kanzlers bekleidet, war immer in unmittelbarer Nähe der königlichen Familie gewesen, den einzelnen Gliedern derselben attachirt; ein Umstand, der bei dem Sturz der alten Ordnungen leicht verhindert, um des persönlichen Kummers willen die öffentlichen Ereignisse in ihrer wahren Gestalt zu sehen und zu würdigen.

Alfonso d'Aquino war Officier in der neapolitanischen Noblegarde, bei der Belagerung von Gaeta Adjutant der Königin gewesen und, als der Schlag gefallen war, hatte er mit den meisten jungen Neapolitanern der vornehmsten Familien sich nicht entschließen können, nachdem die neapolitanische Armee aufgehört hatte zu existiren, von Neuem Dienste in der italienischen zu nehmen.

Der Marchese erwähnte diese Ereignisse, er schilderte einzelne Scenen, er gab über seine Verhältnisse Auskunft, so weit es seine gesellschaftliche Pflicht gegen den Gastfreund erforderte; immer aber blieb ein Punkt, wo die Unterhaltung plötzlich stockte, wo er augenscheinlich vermied, weiter zu gehen. Er sprach immer von dieser Vergangenheit, obwohl ein Jahr darüber verflossen war, und berührte selten die Gegenwart! Er war nicht mehr in Neapel, aber er theilte nicht mit, wohin das Schicksal ihn seitdem geführt hatte.

Nur einmal hatte der Drost diese Gegenwart eingehender besprechen wollen, aber er hatte es nicht wieder versucht, weil der Marchese sich schmerzlich berührt zu fühlen schien. Aber gerade dieses geheimnißvolle Etwas, das auch mit seiner Reise nach Deutschland im Zusammenhang zu stehen schien, beschäftigte die Betheiligten mehr als sie es zeigen wollten.

Der Marchese hatte oft von seiner Abreise gesprochen, er hatte sie mehrere Male festgesetzt und plötzlich wieder verschoben, wenn man ihm lebhaft zuredete, denn Alle waren traurig bei dem Gedanken, den lieben und schon gewohnten Gast zu verlieren. Aber er war seit jener Zeit verändert. Es war nicht mehr das ruhige Behagen, das freundliche Theilnehmen an alle den kleinen Ereignissen des Hauses, denn es waren jetzt andere Motive, die ihn hielten und die ihn forttrieben. Er war unruhig, gequält, unstät und seine Gesundheit schien zu leiden.

Was ihn hielt, war die Liebe.

Warum durfte er sich nicht hingeben? Winkte nicht Alles mit der vollsten Harmonie? Verhältnisse, Jugend, die gegenseitigen Wünsche? Warum suchte er nicht Vergessen und Heilung hier, wenn sein Herz an schweren Wunden blutete? Wer gelitten hat, liebt um so tiefer. War dieses Haus des Friedens nicht ein Asyl für sein zerstörtes Schicksal? Und der reine Engel dieses Hauses nicht herabgesandt, um ihm die Hände kühlend auf die heiße Stirn zu legen? Warum durfte er nicht ruhen, warum?

Dies war sein Geheimniß.

Und Candida? Sie war eine von jenen Frauennaturen, für welche die Liebe das Leben ist. Dieses Leben begann mit der ersten Stunde seiner Anwesenheit auf dem Schlosse. Es wurde in ihrer Seele licht, sie entfaltete sich, wie Gott gewollt hat, daß die Blume blüht. Sie wußte selbst nicht das süße Wunder zu erklären, an welchem jeder Tag, jede Stunde, jedes Gespräch bildete. Sie wußte nicht, daß sie vom Blick seiner Augen, vom Ton seiner Stimme, vom Einfluß seines Wesens lebte.

In ihr war Alles vorbereitet durch Erziehung, durch Lectüre, durch die Darstellungen der Kunst, aber es waren noch todte Begriffe. Jetzt wie mit einem Zauberschlage gewann Alles Leben, Bewegung, Empfindung, Pulsschlag, die Wärme des eigenen Herzens goß sich in Alles außer ihr und belebte die Schöpfung. Sie lernte fühlend denken, wie es der Frau so leicht geschieht, die auf der Schwelle des Jungfrauenalters den Mann findet, welcher der Schöpfer des neuen Daseins werden soll. Jedes seiner Worte fiel auf einen empfänglichen Boden, wo es wurzelte und sich ausbreitete, aber unter dem Licht seines Intellects, seiner Auffassung und des warmen Colorits südlicher Empfindung.

Sie wußte noch nicht, daß dies Liebe sei, aber schon hatte das Gefühl alle Ausschließlichkeiten erster Neigung. Sie konnte nicht vertragen, wenn ein Anderer seinen Namen aussprach, Niemand that es nach ihrem Geschmack. Sie konnte überhaupt nicht leiden, daß über ihn gesprochen werde, auch wenn dies befreundete Per-

sonen der Familie thaten, wie durfte man von ihm reden wie von Jedermann! Sie hatte ein Gefühl der Helle, wenn er ins Zimmer trat, und wenn er ging, schien Alles sich zu verdunkeln.

Und noch war keine Silbe des Geständnisses über seine Lippen gekommen, kaum ein Liebesblick hatte sie getroffen bei der strengen Zurückhaltung, die Alfonso sich auferlegt.

In den Gewohnheiten des Hauses und in Candida's Beschäftigungen war kaum etwas geändert, aber erst jetzt hatte Alles für sie Sinn und Zweck.

Eine der freundlichsten Stunden in deutschen Häusern ist die Frühstücksstunde. Zuerst hatte der Fremde nicht daran Theil genommen, weil er leidend war und mit der italienischen Gewohnheit, nur schwarzen Kaffee zu nehmen, kein gemeinschaftliches Mahl der Familie verbunden ist. Bald aber war durch einen freundlichen Zufall die Rede davon, daß es das Amt der Töchter des Hauses sei, den Kaffee zu bereiten, und am anderen Morgen erschien der Gast wie ganz zufällig zu dieser Stunde im Frühstückszimmer.

Es war das Bild der Behaglichkeit, welches sich ihm bot. Der Drost mit der Tante Ulrike saßen auf dem Sopha vor dem großen Frühstückstisch, der Drost seine erste Morgenpfeife rauchend und die „Kölnische" lesend, sie mit ihrem Strickkörbchen. Ihnen gegenüber, frisch wie eine Rosenknospe, saß Candida. Ihre Hand hielt den silbernen Kessel, in welchem das Wasser brodelte, um es über den aromatisch duftenden Kaffee zu gießen. Dann that sie mit den schlanken weißen Fingern den Zucker in die Tassen und schob den Beiden mit freundlichem Geplauder das frische Weißbrot, die goldgelbe Butter und den köstlichen Rahm hin, den es nirgend sonst so gut giebt als in Westfalen. Die ruhige Anmuth, mit welcher Candida das Alles that, gefielen dem Marchese so sehr, daß er von dieser Stunde an nie mehr fehlte.

Und nach dem Frühstück an schönen Tagen, welch neues Vergnügen war der Spazierritt mit ihm und dem Vater, oder das Ausfahren im leichten Jagdwagen. Als fliege sie durch die Luft, so war es ihr, wenn seine Hand sie in den Sattel gehoben hatte. Wie glänzte die Luft, wie hatte Alles Physiognomie, Farbe, selbst der winterliche Nebel schien sich zu heben und minder schwer, wenn er an ihrer Seite war.

Wenn das Wetter trübe war, so zeichneten sie in der Bibliothek neben des Vaters Wohnzimmer. Dies war eines der beliebtesten Gemächer im Hause. Die Wände angefüllt mit Bücherregalen, der Boden mit einem weichen Teppich belegt, große Tische mit grünem Tuch bezogen, um große Kupferwerke oder Karten darauf auszubreiten. Die Fensternischen waren so tief, daß sich darin wie in einer Zelle plauderte, wenn man sich am kleinen Tischchen gegenüber saß. Auch der bronzene Pegasus auf dem Schreibtische sah jetzt nicht mehr so dumm aus, wenn die Beiden vor ihm ihre Aquarellfarben und Zeichenblätter ausbreiteten und der elegante Maestro der aufmerksamen Schülerin seine Bemerkungen über Licht, Farbe, Perspective und Anlage mittheilte.

Oder der Gast spielte mit dem Vater Schach, dann saß Candida daneben und er ließ sie theilnehmen. Nichts freute sie mehr, als wenn seine Augen sie um Rath fragten und sie ihn klug zu geben wußte.

Alfonso d'Aquino hatte sich nicht ausgesprochen und Niemand erwartete es jetzt. Candida lebte so voll in der Gegenwart, so voll in den ausgefüllten Stunden jedes Tages, daß sie kaum an die Zukunft dachte, und der Drost behandelte den Gast mit der liebenswürdigsten Cordialität. Die freundliche Gewohnheit des Zusammenlebens verband sie, die auf dem Lande noch schwerer zu lösen ist.

„Ach," sagte der Drost, „im Winter reist man nicht," so oft diese Frage auf das Tapet kam, und die Wiederholung immer derselben Worte, in seiner kurzen franken Weise, hatte etwas so Humoristisches und Unwiderstehliches, daß der Gast blieb.

So verging der Winter, und der Frühling kam. Candida war in diesem halben Jahr im Innern und Aeußern völlig verändert. Aus dem erblühenden Kinde war sie zur tief empfindenden Jungfrau gereift, die bebend ahnte, was kommen mußte.

Alfonso war jetzt in dem drängenden brausenden Frühlingstreiben in jenes Stadium der Leidenschaft gerathen, das

sich nicht mehr verbergen läßt. Für ihn war das ungetrübte Glück schon dahin, bevor er noch die süße Frucht gebrochen hatte. Keine Minute der Ruhe und des Friedens mit sich selbst kannte er jetzt, er war in den heftigsten inneren Kampf geworfen; immer versuchend sich loszureißen und immer wieder schwankend.

Sehr leidenschaftliche Menschen thun im entscheidenden Moment oft gerade das Gegentheil von dem, was sie sich vorgenommen hatten, nämlich das, was ihr wildes Herz begehrt gegenüber den kühlen Rathschlägen des Verstandes.

An einem jener Tage im Frühling, die den ganzen Menschen erregen und aufwühlen, hatte Alfonso von Neuem den festen Entschluß gefaßt, sich loszureißen, bevor noch das entscheidende Wort gesprochen war, und an demselben Tage —

Sie waren allein in der Bibliothek. Es war dies selten, fast immer war der Vater zugegen, aber heute war er zu einer Jagdpartie geritten, an welcher der Marchese nicht Theil genommen hatte. Sie saßen an einem der kleinen Tische, auf welchem das Schachbrett stand, einander gegenüber. Die Figuren waren aufgestellt, die ersten Züge waren gemacht. Aber Alfonso hatte die Partie nur vorgeschlagen, um mit ihr zusammensein zu dürfen. Er spielte schon nach den ersten Zügen zerstreut, er machte einen Fehler, wie man ihn nur in völliger Abwesenheit machen kann, und er sah sie mit einem Lächeln an, so süß, so sinnverwirrend.

Wie schön sah er aus; sein etwas bleiches Gesicht mit den ausdrucksvollen Zügen, der blonde Bart, die braunen von Leidenschaft umflorten Augen, der zuckende feine Mund, die männliche Gestalt.

Sie versanken Beide in diesem Blick. Und dann raffte Candida sich plötzlich auf, als nehme das Spiel ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Sie wollte ihm den Zug zurückgeben, wie er es ihr so oft gethan hatte, als sie noch lernte. Sie hielt ihm mit ihren schlanken Fingern die geschnitzte rothe Schachfigur hin. Er nahm ihre Hand mit derselben und hielt sie.

Alfonso hatte oft wie zufällig ihre Hände berührt, aber nie so lange, nie so wie heute; ein Schauer überlief sie. Ihre Augen schimmerten feucht, sie hätte kein Wort herauszubringen vermocht. Er ließ ihre Hand, sie spielte weiter, aber es war um sie geschehen. Es war etwas in der Atmosphäre, es brauste um sie wie von Adlerflügeln, es dunkelte ihr vor den Augen. Das Spiel ging weiter, halb unterdrückte Seufzer, leise geflüsterte Worte, jenes halb bewußtlose Sich-halten- und Bezwingen-wollen.

Sie that die Züge wie im Traum, ein Schleier legte sich über ihre Augen, ihre zarte Brust wogte wie zum Zerspringen. Sie wollte sich erheben, um der ungekannten Bewegung zu entfliehen; sein Blick bannte sie, sein warmer Athem berührte sie.

Sie kamen zum letzten Zuge, ihre Königin war genommen. Alfonso warf plötzlich wie außer sich die Schachfiguren durch einander.

„Ja matt, Candida — denn wir lieben uns.“

Sein Stuhl war dicht neben ihrem, ihr Kopf sank an seine Brust, er küßte mit bebenden Lippen ihr Haar.

„Candida —“ flüsterte er immer wieder und wieder. Er schluchzte vor Bewegung und Aufregung und nichts ist ergreifender, als wenn wir Jemand, den wir immer gehalten zu sehen gewohnt sind, nun rückhaltlos vom Sturm der Empfindung gefaßt sehen. Alfonso versuchte seine Aufregung zu mäßigen, um zu sprechen. Er stand auf, er ging im Zimmer auf und ab, er zerbiß mit den Zähnen sein feines Batisttuch wie im Zorn über seine Schwäche, um wieder zu ihr zurückzukehren, die bleich, die Hände auf das Herz gedrückt, da saß. Er kniete vor ihr nieder und verbarg sein Antlitz in ihrem Schooß. Ihre Hand legte sich leise auf sein Haar, es waren von jenen Minuten, welche die Lebensschicksale zweier Menschen enthalten. Er fand endlich genug Fassung, um zu sprechen.

„Candida,“ sagte er, „bis zu dieser Stunde war jeder meiner Gedanken für Sie ein Gebet, das rein aufstieg wie zu meinem Gott, und ich durfte mich voll dem Gefühl dieses Glückes hingeben, weil ich geschworen hatte, Sie nicht in die Verwickelungen meines Schicksals hineinzuziehen. Ich durfte Sie lieben, Candida, so lange ich gänzlich ohne Egoismus war, vielleicht verdiente ich Sie, so lange ich Sie nicht mein nennen wollte,

so lange ich Sie wie ein Idol, das man anbetet, über mir sah. Aber jetzt erblicke ich Sie wie ein Weib, das man besitzen muß, oder daran zu Grunde gehen —

„O Candida, so lange ich lebe, hatte ich etwas in der Seele, das nach Befriedigung und nach Verständniß schmachtete, ein Ideal, eine Sehnsucht, die dem Manne, der die heiße Wüste der Welt durchwandert, ins tiefste Innere zurückgescheucht wird.

„Soll ich Ihr keusches Ohr mit den Dingen der großen Welt berühren, die Sie noch nicht kennen? Sie müssen Alles wissen. Ich liebte — doch nein, mißbrauchen wir nicht dieses Wort für ein Gefühl, das wie ein wüster Jugendtraum meine Sinne versengte und das mich elend machte.

„Erbleichen Sie nicht, Candida — nicht in den Tiefen war es, nicht wo man gewöhnlich die Verirrungen sucht; das ist unschuldig im Vergleich — es war in den höchsten Sphären der Gesellschaft, deren Verfeinerung, deren Corruption und deren Verführung Sie nicht kennen, Sie Reine —

„Ein besonderer Umstand veranlaßte meine Reise nach Westfalen.

„Ich kann nicht schildern, was ich empfand, als ich nun dieses Land, diese Wälder, als ich zuerst Ihre blühende Heimath sah. Ich sah das Dach Ihres Hauses schimmern, ich hörte die Jagd, und die Gefahr, der ich mich aussetzte, schien mir gering neben dem Verlangen, weiter zu dringen in dem grünen Waldesdunkel.

„Diese Jagd berührte mich wie ein neues und viel größeres waidmännisches Vergnügen, als in unserem weichen Klima, die Gestalt Ihres Vaters trat mir entgegen mit seinen prächtigen, offenen, heiteren Zügen. Und nun Ihre Erscheinung, Candida — auf der großen Freitreppe — Ihre Züge, die von Freude leuchteten, Ihre leichte Gestalt, Ihre Bewegung und die großen Hunde, die Sie mit ihrer Zärtlichkeit fast umwarfen. Und dann Ihr Erröthen, Candida, Ihre scheue und doch verbindliche Begrüßung, nie werde ich den Moment vergessen. Was dann kam, die Tage, die Wochen, das werdende, verheißende, leuchtende Glück jeder Stunde — Sie wissen es, Candida, Sie fühlten es —"

Er nahm ihre Hände, die sie vor das erröthende und erbleichende Antlitz gedrückt hatte.

„Diese Zeit war die einzige meines Lebens, welche ich vollkommen glücklich war. Wenden Sie sich nicht weg, Candida, sagen Sie mir, daß auch Sie —"

Ihre Lippen zitterten, sie konnte kein Wort sagen. Alfonso stand auf und zog sie mit sich empor, seine Arme legten sich um ihren schlanken Leib, er zog sie an sich, sanft und fest. Ein Schauer ging durch ihre Glieder, ihre Bewegung war viel zu mächtig, um den Ausdruck durch Worte zu finden. Nur ihre Wimpern hoben sich langsam und ihre Augen, feuchtschimmernd, groß und tief wie ein ruhender See, blickten ihn an. Alles, was es Keusches und Inbrünstiges in der Frauennatur giebt, war in diesem Blick, es war ihre Seele, die sich ihm hingab.

Alfonso trank für einige Secunden das Glück der Erwiederung — — aber kaum diese Minute war ihm rein gegönnt. Der Selbstvorwurf zog plötzlich wie ein düsterer Schatten über seine Stirn, er wurde bleich wie der Tod.

„O Candida," sagte er, „nimm mit deinem milden Zauber die entsetzliche Angst von meiner Seele. Mir scheint, als würde der Fluch, daß ich gegen meine bessere Ueberzeugung handle, auf unserer ganzen Zukunft ruhen. Könnte ich dir ein Glück bieten, wie du es verdienst, wie es nicht schön, nicht schattenlos genug sein könnte. — Ich kann nichts bieten, selbst warnen vor mir möchte ich dich, du Liebliche, die ich anbete wie das Idol meiner Träume.

„Mein Leben ist Unglück, ist eine Zusammensetzung von ungewöhnlichen Schicksalen, es hat mich getrieben zu Handlungen, die nicht in meinem Charakter, nicht in meinem Geschmack, nicht in meinem Willen lagen.

„Sieh nicht so irr und angst, meine süße, angebetete Candida, es ist nichts Schlechtes, was ich dir zu bekennen habe, verdammungswürdig vielleicht in den Augen der Menschen, nicht vor Gott. O Candida, gegenüber der einzigen Frau, die ich je wahrhaft geliebt habe, wie würde ich den Muth finden, das Wort über meine Lippen zu bringen, wenn ich in meinem Gewissen nicht Gründe der Rechtfertigung fände.

Candida — ich kann dir nichts bieten, als eine heimliche Ehe —"

Alfonso schwieg wie erschöpft. Candida saß stumm. Es stürmte zu viel nie Gefühltes und Gedachtes über ihr kindliches Herz, sie entwickelte sich in der einen Stunde wie sonst in Jahren. Alles Vergangene versank plötzlich — und vor dem Weibe bebte das Kind —

„Um die Qual zu vollenden, Candida," fuhr Alfonso fort, „darf ich gegen dich selbst, zu der ich reden möchte wie zu meinem Gott, nicht enthüllen, was mich bindet, muß das Geheimniß auch zwischen uns stellen. Ein Schwur bindet meine Lippen, du darfst mich nicht fragen — O, Candida, was wage ich zu hoffen? Du sollst mir vertrauen grenzenlos, über Alles hinaus, was gegen mich von Außen geschehe und was Andere gegen mich zeugen könnten, du sollst mir Alles hingeben, Seele und Leib und alle die zauberhaften Reize deines Wesens und ich kann dir nichts dafür bieten, als meine Liebe ohne Grenzen —"

Die Opferfreudigkeit ist ein tiefer Zug in der Frauenliebe. Candida fühlte, daß, wenn er ihr Blut gefordert hätte, sie es ihm gegeben haben würde. Sie fühlte sich nicht mehr allein sie selbst, es ging jene seltsame Metamorphose der Liebe mit ihr vor, welche zwei Wesen geistig zu Einem macht, ihr war, als fühlte jeder ihrer Nerven, jede Fiber ihres Herzens mit seinen, als seien ihre Empfindungen in seine verwandelt, als fürchte sie nur sein Unglück, nicht das ihre, es kam ihr vor, als ob jede Stunde des Zusammenlebens mit ihm für sie Jahre der Angst aufwiegen werde.

Aber plötzlich durchzuckte sie ein jäher Schmerz. Was er verlangte, war es nicht der Bruch mit Allem, was ihr heilig und theuer war? Was sie zurückhielt, was sie nicht überwinden konnte, was sie paralysirte und ihre Lippen versiegelte, das war der Vorwurf und die Angst, heimlich ihren Vater, die treuen Pfleger ihrer Kindheit zu verlassen. Vor diesem Gedanken stand sie starr und verzweifelt. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, sie zitterte wie im Fieberfrost und zog sich aus seinen umschlingenden Armen.

„Mein Vater —" murmelte sie.

Alfonso verstand augenblicklich alle die Bedenken, die in ihrem kindlichen und reinen Herzen in dieser Richtung aufsteigen mußten.

„Nein," sagte er, „Candida, das fordere ich nicht. Ich weiß, daß du es nicht ertragen würdest. Ich fordere nichts, als daß du wenige Tage unser Geheimniß vor ihm verbirgst. Hier kann die Trauung nicht vollzogen werden, aber in den südlichen Staaten Deutschlands ist die Möglichkeit vorhanden.

„Ich fordere nichts, als daß du dich völlig mir anvertraust für die kurze Zeit, welche nöthig ist, um die Reise zu machen. Dann darfst du ihm schreiben und ihm als der einzigen Person in der Welt deinen freien Entschluß anvertrauen, denn nur mit diesem, Candida, würde ich das grenzenlose Opfer annehmen können, was nöthig ist. Aber ich verspreche, auch dann noch steht es dir frei zu den Deinen zurückzukehren. Ich werde dich anbeten für Alles, was du mir freiwillig giebst, aber ich werde dich nie gegen deinen Willen halten und besitzen wollen.

„Candida, prüfe dich, täusche dich nicht, frage dein Gewissen, deine Neigungen. Sei grausam, drücke den Stahl noch tiefer in mein verzweifelndes Herz, ich erwarte Leben und Tod von deinen Lippen — —"

Es war zu viel, er sah, daß er jetzt keinen Entschluß und keine Antwort von ihr erwarten dürfe. Sie saß da, die Hände wie im Gebet gefaltet, ihre Brust von gehemmten Thränen wie zum Ersticken voll, nur ihre großen Augen redeten; es war ihm, als ob Geister zwischen ihnen die stumme Verhandlung führten. Er küßte leise ihre Stirn und ließ sie allein.

V.

„Sie flohen heimlich vom Hause fort,
Es wußt's weder Vater noch Mutter —"

Candida blieb wie in einer Erstarrung zurück; und es folgten Tage, so herzaufwühlend, daß ihr zarter Körper fast erlag. Sie hätte fliehen mögen bis ans Ende der Welt vor dem Blick der geliebtesten Menschen, um ihr Herz vor Gott hinzuwerfen und zu fragen, warum er diesen Widerstreit von ihm fordere, da es in seiner Noth doch nicht anders könne als lieben. Mit jeder Stunde des

Kampfes um ihn liebte sie ihn heißer, selbstloser. Alfonso redete nicht mit ihr, er vermied das Alleinsein, um sie nicht zu bedrängen, aber desto beredter war die Sprache seiner Augen; seine Miene, seine Blässe, der stumme und beschwörende Ausdruck seines Mundes. Er verreiste für einige Zeit, um ihr Zeit zu gönnen. Einen Menschen, welchen wir gewohnt sind, stolz, sehr bewußt, von vornehmem und gebieterischem Wesen zu wissen, plötzlich weich zu sehen, von der Bewegung des Herzens beherrscht, ist fast unwiderstehlich. Aber sie fragte sich, ob der Mann der rechte sei, welcher mit so vielen Schmerzen in ihr Herz einziehe? Und dann versuchte sie ihre Augen und ihre Gedanken von ihm abzuwenden. Aber gewaltsam kehrte das Auge zurück und suchte diese Bildung, die sie entzückte, die ihr schöner, idealer und ausdrucksvoller vorkam, wie die irgend eines anderen Menschen. Sie suchte sich selbst wiederzufinden, wie sie war, ehe er in ihr Leben trat. Es waren nur Monate seitdem verflossen und sie fand sich nicht mehr, sie existirte nicht mehr für sich allein, ihr Namenszug war mit dem seinen verschlungen, sie konnte die Linien nicht mehr aus einander lösen.

Sie suchte ihre Beschäftigung wieder aufzunehmen; ihre kleine Schulstube neben des Vaters Bibliothek, Alles, was sie früher gern hatte, es war verändert. Wie schwebend in der Luft vor ihr war seine Gestalt, an jedem Platze sah sie ihn, sie konnte den Griffel zum Zeichnen nicht ansetzen, ohne daß sie den warmen Hauch zu fühlen glaubte, wenn er sich zu ihr beugte und fragte: Candida, soll ich helfen? Und selbst bei den kleinen einfachen weiblichen Beschäftigungen, die sie sonst immer nur unter den ruhigen und sanften Augen der Tante Ulrike vornahm, war er nicht überall? Sah sie nicht seine weiße aristokratische Hand, die sich mit den bunten Seidenknäueln zu schaffen machte, wenn er ihr am Arbeitstischchen gegenüber saß, die Perlen aufreihen oder der Zeichnung der Blumen und Arabesken nachhalf, auch wohl selbst einige Stiche kreuz und quer auf ihrem Canevas machte und lächelnd zusah, wenn sie dieselben wieder auftrennte.

Und neben dieser Aufregung fühlte sie mit derselben vollen Berechtigung die kindliche, ja beinahe anbetende Liebe zu ihrem Vater. Es wollte ihr das Herz zerreißen, es steigerte sich bis zum körperlichen Schmerz in ihrer äußerst sensitiven Natur, wenn sie sein würdiges, offenes, heiteres Antlitz sah.

Der Drost hatte zuweilen seine besonders guten Tage. „Mein Bruder hat seinen Sonntag, wo alle Friedensglocken läuten," nannte es Tante Ulrike. Warum mußte er sie, um das Maß ihrer Selbstanklagen voll zu machen, gerade jetzt haben? Vielleicht trug Alfonso's Wesen selbst dazu bei, das ja auch für ihn unwiderstehlich war. Candida hätte viel lieber gehabt, daß der Vater seine kleinen Heftigkeiten und Eigenheiten, so stachelig als nur möglich, herausgekehrt hätte, anstatt sie so freundlich anzusehen, ihr das Haar zu streicheln und sie mit dem alten kindlichen Schmeichelnamen zu nennen. „Mein Häschen," war sein Favoritausdruck, als sie heranwuchs und so schlank und geschmeidig um ihn herum war. Gott weiß, was dem alten Herrn in den Sinn kam, daß er am Morgen des folgenden Tages, als sie nach dem Frühstück am Kamin saßen, sie so wie früher auf seine Kniee zog.

„Mein Töchterchen — —"

Candida hatte ein Gefühl, als müsse ihr das Herz brechen. Sie ertrug es nur eine kurze Weile, dann sank sie heiß schluchzend an seine Brust.

Alfonso erbleichte und erhob sich. Ulrike machte sich um sie zu schaffen, aber ihre Lippen waren wie versiegelt.

Sie entfloh, sie glaubte zu sterben. — Es war am Ende des Parkes eine alte Capelle; epheuumrankt stand nur noch die runde Wölbung um den Hauptaltar, anstatt des Daches sah der Himmel hinein, in dem grünen Gerank nisteten die Vögel, ein hölzernes Kreuz ragte noch auf dem Altar.

Jede tief fühlende Frau hat eine Religion des Unausgesprochenen, dessen, was nicht gelehrt wird nach Büchern und Dogmen, und in jedem echten Frauengemüth wird sich dieses religiöse Gefühl mit dem Gefühl der Liebe mischen.

Hier hatte sie wirklich gebetet, wenn in der Dorfkirche die rauhe Stimme des Pfarrers ihr die Andacht verscheuchte. Hier hatte sie zuerst mit ihrer Kinder-

phantasie aus Blumen und bunten Steinchen dem unbekannten Gott einen Altar gebaut, auf welchem sie Früchte und Garben opferte. Hier hatte sie endlich die kindlichen Handlungen und Empfindungen übertragen gelernt in die Sphäre bewußten geistigen Lebens. An diesen Ort, der ihr heilig war, den sie nie mit einem unreinen Gedanken betreten hatte, flüchtete sie jetzt in der Angst ihres Herzens.

Ihre kleine Bibel, zerlesen und vergilbt, lag unter dem Kreuz. Sie sank auf die Moosbank, die als Betschemel diente, und sie lag so — lange im wortlosen heißen Gebet. Ihr Kopf ruhte am Fuße des Altars, ihre Hände umklammerten das Buch, die Sonne spielte durch die verschlungenen Zweige des Epheu über ihr blondes Haar und ihre jungfräuliche Gestalt. Sie bat Gott um ein Zeichen. Endlich schlug sie die Bibel auf.

„Das Weib wird Vater und Mutter verlassen und dem Manne anhängen."

Ihr war, als ob eine Stimme aus der Höhe diese Worte zu ihr spräche, sie als ein Gesetz auf sie legte.

Candida wußte nicht, daß der Marchese ihr gefolgt war, in namenloser Angst um sie. Er hatte ihre Bewegung gesehen, unter welcher sie rang, und er fühlte, daß er diesen Kampf nicht verlängern dürfe. Er näherte sich ihr und richtete sanft ihren Kopf auf, der auf das Buch gesunken war, ihr Finger lag auf der Stelle, er las sie. Er blickte tief in ihre Augen und küßte zum ersten Male ihren unberührten Mund, ein Lächeln irrte über ihr Gesicht, traurig und selig zugleich.

„Candida, du bist mein — —"

„Ich bin in deiner Hand, Alfonso."

Wußte er, was er that, daß er diese Blume dem schützenden Stamm, dem Palladium des Hauses, dem Segen der Familie entführte?

Der Mann ist anders geartet als das Weib; der Südländer hat nicht die feinen Bedenken, welche uns zurückhalten; wenn seine Leidenschaften erregt sind, gelten sie ihm selbst als Gesetze. Vielleicht hatte er auch keine Vorstellung davon, wie stark die Bande seien, welche sie um seinetwillen zu zerreißen hatte.

„Heute, Candida?"

Sie sagte leise Ja, und fortan handelte sie wie unter dem Einfluß einer fremden Hand, einer Macht, eines Gesetzes, dem sie nicht zu widerstehen vermochte. Aber es kam noch eine Stunde, welche alle seine Wünsche, alle ihre Versprechungen in Frage stellte.

Candida hatte der Tante Gute Nacht gesagt, der Vater war in sein Zimmer gegangen, es war eine Stunde vor der Zeit, welche sie für immer aus diesem Hause entführen sollte.

Sie horchte an der Thür ihres Vaters, es war schon Alles still. Sie trat ein. Die tiefen gesunden Athemzüge des alten Mannes durchzogen das Gemach, seine Hand hing herab, Candida kniete nieder, ihre Lippen hafteten auf dieser Hand, die allen Segen über sie ausgestreut hatte — — und was sie in dieser Stunde litt, das hätte genug sein mögen als Sühne für die Schuld, welche sie auf sich lud.

Alfonso lauschte angstvoll in dem dunklen Corridor auf ihre Rückkehr. Endlich drang ein Lichtschimmer aus der sich öffnenden Thür, er fing sie auf, hüllte sie in einen Mantel und trug die halb Ohnmächtige mehr als er sie führte, die Corridore, die Treppen hinab, durch den Park bis zum Gitter, wo der Wagen ihrer wartete. Er hob sie hinein, die Pferde flogen pfeilschnell davon und sie lag bewußtlos in seinen Armen.

VI.

Heimliche Ehe.

Welche Feder würde versuchen, ein Jahr des Glückes zu schildern, wie es den Beiden beschieden war. Aber es durfte nicht gedeihen am Rande der Sünde. Vielleicht auch war es zu vollkommen für die Dauer in dieser Welt, wo der Geist des Unglücks zu wachen scheint, daß nichts bestehe, was nicht seinen Tribut zahlt. Die Blumen, die Kränze verwelken, der schönsten Frucht droht der Wurm und in der Seele schlummern verborgen die Dämonen.

Wir müssen zu dem Abend zurückkehren, an welchem Candida's Schicksal sich entschied. Kannte sie die Größe ihrer Schuld? Gewiß nicht. Kannte sie die Tragweite des Unglücks, welches sie zugleich auf sich herabzog? Noch weniger. Das volle Bewußtsein der Schuld würde

sie zurückgehalten haben, das Vorgefühl der Schmerzen nicht. Um seinetwillen hätte sie Alles erduldet, auch den Tod; nur die Trennung nicht. Es war etwas Elementares in diesem ersten mächtigen Gefühl, dem sie gehorchen mußte, wie die Blume blüht, wie der Vogel sein Nest baut, wie jedes Geschöpf seine Bestimmung erfüllen muß, wenn seine Zeit gekommen ist. Ja, so stark hat Gott es gewollt, daß davor die anderen Pflichten erbleichen müssen, als vor dem Gesetz, das in der Natur die vornehmste und erste Geltung hat.

Als Candida in jener Nacht zuerst aus der Erstarrung des Schmerzes zum Bewußtsein erwachte, fuhren sie in tiefem Tannenwalde. Der Mond schien wie eine abgeschnittene Scheibe auf den dunklen Gipfeln zu stehen und in seinem Lichte erkannte sie des Geliebten Auge, das über ihr wachte. Es haftete mit ängstlichem, verzehrend zärtlichem Ausdruck auf ihr und eine so magnetische Gewalt, eine so tiefe Beruhigung übten diese Augen, daß sie die ihren wieder schloß nach der erschütternden Aufregung und wie eine Somnambule unter der Macht dieses Gefühls blieb, während die äußeren Gegenstände nur wie Nebensächliches in ihr Bewußtsein drangen. Sie sprachen nicht, es giebt Emotionen, zu stark, um sie in Worte zu fassen.

Sie fühlte seinen Arm, welcher sie sanft stützte, seinen Athem, der ihre Stirn berührte, zuweilen küßte er sie leise, fast wie eine Mutter, um sie nicht durch Leidenschaft zu erschrecken.

Candida warf dann und wann mechanisch einen Blick aus dem Wagenfenster, das monotone und unfühlbare Rollen des Wagens wiegte sie noch tiefer ein. Sie fuhren jetzt im Sande hin am Rande der westfälischen Senne. Es hätte Candida die Richtung geben können, wohin sie fuhren, was für gewisse Aufklärungen ihres seltsamen Schicksals von der größten Wichtigkeit für sie gewesen wäre. Aber sie achtete nicht darauf. Es scheint, daß es wie eine Schuld gebüßt werden muß, wenn das Leben des Gefühls mächtiger ist als jeder andere Impuls. Sie waren einen großen Theil der Nacht gefahren, als der Wagen hielt. Der Diener trat an den Schlag.

Es schien eine Grenzrevision, und nach einem kurzen Gespräch, das sich draußen entspann, setzte sich der Wagen wieder in Bewegung, aber jetzt auf gepflastertem Wege und bald zeichneten sich die Contouren von einzelnen Häusern.

Hätte sie gefragt, wo sie seien, an welchem Ort, in welcher Gegend, es hätte ihr später manchen Augenblick der Angst gespart! Aber sie war wie betäubt.

Der Wagen hielt wieder und diesmal erkannte Candida das Portal einer Kirche.

„Alles bereit, Signor Marchese,“ sagte der Diener nach einer Weile, den Schlag öffnend. Alfonso sah sie an mit einem Blick so beschwörend, so tief, so zärtlich, daß sie ihre Hände in die seinen legte, die sich ihr entgegenstreckten. Sie sah die Thür der Kirche halb geöffnet, ein matter Lichtschein drang ihr daraus entgegen. Ein süßes Grauen überflog sie, es drängte sich Alles zusammen in diesem Moment, was von Ahnungsschauern zukünftiger Seligkeit durch ihre junge Seele gegangen war. Und doch stellte sich ihr die Scene wie ein Bild dar, das für sie fremd schien, wie es uns ist, wenn im Uebermaß der Aufregung unser Sinn sich auf etwas richtet und für nichts Anderes Fähigkeit zu behalten scheint.

Sie fühlte nur, daß Alfonso neben ihr sei, daß er sie aus dem Wagen hob, daß sein Arm sie über die verhängnißvolle Schwelle trug, damit ihr Fuß nicht zaudere und ihr Herz sich nicht besinne.

Der Anblick der Kirche war seltsam, phantastisch, wie wenn die Geister der Nacht das Amt verrichteten.

Das weiße Mondlicht, welches in eines der hohen Fenster schien, bekämpfte sich mit den rothen Flammen der zwölf Wachskerzen, welche auf dem Altar brannten, wiederflimmernd in den silbernen Herzen über dem Bilde der Jungfrau, und mit dem matten Schimmer der ewigen Lampe.

Nur einzelne Streiflichter drangen bis zu den Wölbungen, die dunkel und unermeßlich erschienen, die Säulen warfen gigantische Schatten und die Marmorstatuen glänzten hell, als knieten dort weißgekleidete Nonnen, der Ceremonie zuzuschauen.

Die Kirchthüren schlossen sich hinter ihnen. Der Diener und ein unbekannter Mann, den sie nie zuvor gesehen und des-

sen Physiognomie ihr einen ungewissen Schrecken einflößte, folgten ihnen als Zeugen. Der Priester im goldbrocatnen Gewande stand am Altar bereit, drei Chorknaben, weiße Spitzen über ihren rothen Röcken, knieten auf den Stufen. Der Eine hielt in der Hand eine Glocke, der Zweite schwang das silberne Räucherfaß, aus welchem ein betäubender Ambrageruch aufstieg, der dritte Knabe begleitete die Functionen des Priesters.

Die einzige Person, welche gänzlich unbekümmert um die Feierlichkeit ihre Geschäfte besorgte, war der lange hagere Küster, er beobachtete seine Wachskerzen, half der ewigen Lampe nach und wischte den Staub von den silbernen Gefäßen, in welche er an einem Nebentische den Wein goß.

Eine leise Musik ertönte jetzt so zart und sanft, als dränge sie aus anderen Sphären tröstend nieder, um Candida's Gemüth zu beruhigen.

Wohl anders hatte sie sich in ihren Mädchenträumen die Ceremonie gedacht, welche dies heiligste Band für sie besiegeln sollte. Sich selbst im Schleier mit der bräutlichen Myrthe, umflattert von jungen Mädchen in weißen Kleidern, Alles lachend, blühend, von Blumen bekränzt und von Sonne gegrüßt.

Aber es kam ihr wie Kinderphantasie vor, neben dem Gefühl, was sie jetzt erfüllte und ihr Wesen in seinen tiefsten Tiefen aufwühlte.

Sie standen vor dem Altar, der dienende Knabe legte zwei rothe Sammetkissen vor sie hin, Candida folgte mechanisch und ihre Bewegungen waren die, welche der Druck seiner Hand, die die ihre nicht losließ, ihr andeutete.

„Das Weib wird Vater und Mutter verlassen — —" begann der Priester.

War es Zufall, hatte Alfonso ihm gesagt, wie gerade dieses Wort sie berühren werde? Seine Hand zog sie nieder, sie knieten neben einander. Die Thränen überströmten einen Augenblick ihr Gesicht, er sah sie an, ängstlich bittend, viel mehr mit ihr beschäftigt als mit der Ceremonie.

„Muth, Geliebte —" sagte er leise.

Sie zuckte, ihre Thränen versiegten, aber die ferneren Worte drangen nur mechanisch in ihr Ohr.

Candida hatte nur einmal einer Trauung beigewohnt, die Formen waren ihr nicht so vertraut, als daß es ihr hätte auffallen sollen, wenn dieses oder jenes anders war, als der Ritus es vorschrieb. Daß nicht der Priester, daß Alfonso ihr den Ring ansteckte, fiel ihr nicht auf, es erschien ihr im Gegentheil nichts natürlicher und der Moment war ihr süß, als Alfonso es that und sich tief niederbeugte, um mit dem Ringe ihre Hand zu küssen.

Der Priester schlang die Stola um ihre vereinigten Hände, Alfonso sprach fest und klar die Antworten auf die Fragen des Priesters, Candida zitternd das verhängnißvolle Ja.

Seine Hand drückte die ihre wie dankend, sein Auge sah sie mit einem Ausdruck an, der sie schwindelnd machte, sie fühlte, daß es in der Welt nichts mehr gäbe neben dieser Empfindung.

Candida hatte keinen Sinn mehr für den letzten Theil der Ceremonie, sie sah den Ring an ihrem Finger glänzen, für sie das heilige Symbol, daß sie sein Weib sei, allein mit ihm in der Welt. — Alles Vergangene versank, dies Eine umhüllte sie wie eine goldene Wolke, in welcher jede andere Aussicht verschwand.

Der Act der Trauung war vorüber, wieder ertönte die sanfte Musik wie vorher. Der Marchese sprach einige Worte mit dem Priester, dann trat er mit ihm an einen kleinen Nebenaltar, mit ihm die zwei Zeugen, welche der Ceremonie beigewohnt hatten und Alle unterschrieben ein Document, welches dort lag, während Candida kniete und betete mit einer Inbrunst für ihn, als ob sie nie zuvor ihre Hände zu Gott erhoben hätte. Der Marchese berührte jetzt leise mit der Hand ihre Schulter, sie stand auf, er gab ihr den Arm und sie verließen die Kirche. Eine frische, fast kalte Luft wehte ihnen entgegen, ein kräftiger Tannengeruch und das bleiche Mondlicht glitt durch die schlanken Stämme. Der Wagen hielt noch vor der Kirchthür, er hüllte sie fester in einen indischen Shwal, den er aus dem Wagen nahm, und hob sie hinein.

Sie fuhren, aber nur etwa noch eine Stunde, dann drang Lichterglanz, Geräusch und Pfeifen an ihr Ohr, sie waren an einer Eisenbahnstation.

Der Wagen hielt am Eingangsthor des Wartegebäudes, der Marchese ertheilte dem Diener schnelle und bestimmte Befehle. Er war einer von den Männern, welche wohl geeignet sind, eine Frau Alles vergessen zu machen, auch in den äußeren Formen. Candida hatte an nichts, er schien an Alles gedacht zu haben und er that auch das Nebensächliche mit einer Ruhe, richtigen Würdigung und Einfachheit, daß es Vertrauen und Sicherheit einflößen mußte.

Candida sah sich nach kurzer Zeit in einem Eisenbahnwagen erster Classe, allein mit ihm, der nun ihr Gatte war. Eine Lampe im Plafond des Wagens beleuchtete mild das Innere. Alfonso ließ die blauseidenen Vorhänge herab. Er schien nur allein darauf bedacht zu sein, was ihr Behagen verschaffen könnte. Er nahm aus dem Reisenecessaire, das Alles zu enthalten schien, was man sich denken kann, eine stärkende Essenz, um ihr leise die Schläfen und die Pulsadern zu waschen und bat sie zu trinken von dem stärkenden Wein. Er brach ihr den Biscuit, er legte ihr die Kissen zurecht und ließ sie sanft an seinem Herzen ruhen.

Auf jeder Station kam der Diener an den Schlag des Waggons, nach seines Herrn Befehlen fragend.

„Wohin gehen wir?“ fragte Candida.

Alfonso nannte einen Ort, aber zögernd, sie hatte einen Augenblick das Gefühl, als verberge er ihr etwas. Aber höchste Liebe ist so eins mit höchster Achtung, daß sich der Eindruck sogleich verwischte.

Sie fuhren den ganzen Tag, nur selten den Wagen verlassend, in brausender Eile dahin.

Candida hatte in ihrer Erinnerung nicht zu finden vermocht, was den Tag so schnell vergehen machte, von außen unterbrach nichts Nennenswerthes den Lauf der Reise, aber für sie war jede Stunde ein Flug ins Fabelland der Poesie. Hat schon für die Jugend das bloße Gefühl der Bewegung des Reisens einen geheimnißvollen unwiderstehlichen Reiz, genährt bei ihr durch die reichen und bunten Schilderungen, welche so viele Stunden langer Winterabende ausgefüllt hatten; wie viel mehr unter dem Einfluß dieser Doppelempfindung. Liebe ist wie die Ewigkeit, es hört alles Zeitmaß auf; und wie der Prophet in einer Stunde sieben Himmel durchflog, so hatte sie an diesem Tage nun alle Seligkeit vorausgenommen.

Das Leben hält nie, was es verspricht, aber was es verspricht in Stunden des Glückes, ist unendlich. So ist die Hoffnung allein das, was uns schadlos halten muß für alle die zukünftigen Schiffbrüche und zerschellten Träume, mit welchen wir das kurze Glück unfehlbar abbüßen müssen, je vollkommener es war.

Es war wieder Abend, als sie sich dem Ziel ihrer Reise näherten. Mehr Licht, mehr Geräusch auf den Bahnhöfen verkündete die Nähe einer großen Stadt. Eine unabsehbare Avenüe von Gasflammen zeigte sich jetzt in der Ferne Candida's Blicken, der Schaffner mit einem Laternchen umgeschnallt, wie ein Leuchtkäfer, kam an den Schlag, um die Billete abzufordern.

Der Marchese legte die Tücher zusammen, die Schirme, das Reiseetui, Alles so geschickt, als wäre er sein Lebenlang nur der Reisemarschall einer Dame gewesen. Dann rückte er ihr das Hütchen zurecht, strich ihr über das blonde Haar, küßte sie und zog und schüttelte ihr die bestaubten Kleider, es war als ob er alle Zärtlichkeiten eines Geliebten und einer Mutter in sich vereinige.

Sie fuhren in die strahlend erleuchtete Bahnhofshalle, Alfonso hob sie aus dem Wagen. Candida stand einen Augenblick wie geblendet von dem prächtigen Anblick.

„Komm, Geliebte, wir sind da, jetzt erwartet uns unser Home, unser Asyl, das Glück, was ich gewagt habe, für uns dem Himmel zu rauben!“ flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie hing an seinem Arm, dicht an ihn geschmiegt, wie beängstigt von der drängenden Menschenfluth.

Sie fuhren zuerst durch die Hauptstraßen einer glänzend erleuchteten Stadt.

Die Augen wurden geblendet von Gas, von Krystall, von Bronze, strahlenden Kaufläden, Cafés, eleganten Toiletten, Musik, Zeitungs- und Eisrufen, flanirender Welt, kurz dem abendlichen Treiben in den Hauptstraßen einer Residenz. Dann kamen sie in einen stilleren Stadttheil. Palastartige Gebäude standen zu beiden Seiten der breiten Straße, aber die unteren Fenster

waren festgeschlossen, nur wie aus mächtigen Feueraugen lugten die Laternen des Hauptportals, die Häuser hatten Rampen zur Auffahrt, etwas Vornehmes, Geschlossenes, wie im Faubourg St. Germain. Hier hielt der Wagen.

„Wir sind zu Hause, meine süße Geliebte," sagte Alfonso. Candida sah ihn mit sprachlosem Erstaunen an. Sie hatte keine Ahnung davon, daß er seine Reise dazu benutzt hatte, hier Alles zu ihrem Empfange vorzubereiten. Sie wußte, daß sie mit ihm sein werde, darüber hinaus hatte sie sich von der äußeren Form noch keine bestimmte Vorstellung gebildet.

Der Diener trug die Sachen hinein, ein anderer Diener und ein Kammermädchen standen im Corridor bereit. „Salve" stand auf der Schwelle, welche sie überschritten.

Alfonso führte sie die hell erleuchteten breiten Treppen hinauf, der Diener öffnete die Thür des Salons, dann blieb er zurück. Sie waren allein — fern von der Welt, heiß liebend, unbelauscht, im eigenen Zimmer — — sie sanken einander in die Arme.

VII.

Zu Hause.

Candida richtete sich zuerst auf, um ihrem Entzücken über das wonnevolle Asyl, in welches er sie geführt hatte, Ausdruck zu geben. Für jede echte Frau wird die Liebe, vereint mit der Idee des Hauses, stets die reizendste Vereinigung bleiben, dort allein wird ihr Wesen sich voll entfalten zu alle dem Duft seiner Innerlichkeit, zu alle dem, was es wahrhaft liebenswürdig, gedankenvoll und zärtlich macht. Gewiß hatte sie Alfonso vorher geliebt, jetzt kam ein neues Element hinzu: die Gattenliebe, das Gefühl der Solidarität, welche dieses Verhältniß zu dem einzig vollkommenen macht.

Sie gingen auf und nieder in den mild erleuchteten Zimmern, Candida mit glücklichen Augen Alles betrachtend, Alfonso entzückt über das Gemisch von kindlicher Naivetät und des zugleich frauenhaft ernsten Ausdrucks ihres Gesichts.

Weiche Teppiche bedeckten den Boden, in welche der Fuß lautlos einsank, die schweren seidenen Portieren und Vorhänge waren tief herabgelassen, so daß kein Laut von außen eindringen konnte. Ein herrlicher Flügel im Salon stand aufgemacht und Candida's Lieblingsnoten aufgeschlagen.

Im Kamin des Eßsaals brannte ein helles Feuer, davor stand der kleine Tisch mit dem Theegeschirr und zwei feinen Tassen. Candida bereitete den Thee wie zu Hause und doch wie anders — zum ersten Mal an ihrem eigenen Herde! Wie oft hatte sie Alfonso die Tasse gereicht; heute ihrem Gatten. Was sonst eine gesellschaftliche Höflichkeit, war heute ein süßer Liebesdienst. Sie hatte das Gefühl wie schön es in der Ehe ist: „d'arracher chaque jour une épine et ajouter une fleur." Neben dem Salon war ihr zierliches Boudoir, mit dem geschmackvollsten Luxus ausgestattet. Auf dem Nähtisch am Fenster stand ein Band des Goethe aufgeschlagen. Auf ihrem Schreibtisch war alles, was es Hübsches für eine Dame zum Schreiben giebt, das feine Papier hatte die Initialen seines Namens und das kleine Petschaft für sie mit seinem Wappen lag darauf. Und von diesem Raum sah man in die grüne Dämmerung des Brautgemaches. Eine Ampel, von der Decke herabhängend, goß mildes Licht umher. In einer Amphora brannte eine Flamme wie das ewige Feuer der Liebe, ein Amor hielt die Weltkugel, welche, von innen erleuchtet, als Nachtuhr diente. Alfonso trat mit ihr auf die Schwelle.

„Du bist nun Alles, Vater, Mutter, Bruder und Gemahl —" sagte sie leise. Ihr zartes Gesicht wurde noch blasser, ihre korallenrothen Lippen brannten, er fühlte ihre Hand, sie fieberte.

„Du brauchst Ruhe, meine Geliebte," sagte er sanft. Er löste ihr das blonde Haar, das in einem einfachen Knoten aufgesteckt war, so daß es sie wie ein Schleier umwallte, er drückte sie sanft an sich, ihr ganzer Körper war in zitternder Bewegung, ihre Pulse zuckten, ihr Herz klopfte hörbar an seinem. Sie brach plötzlich in Thränen aus.

„Süßes Kind, was beunruhigt dich so?" sagte Alfonso mit echter Zartheit in Blick und Ton. „Laß mich diese Thränen wegküssen, ich kann dich nicht weinen sehen! Habe volles, ganzes Vertrauen zu mir,

soll ich gehen, soll ich bleiben, ein einziges deiner Worte bestimmt über mich."

„Laß Alles so bleiben wie es war — aber gehe nicht — —" sagte sie nun heiß erröthend und schüchtern zu ihm aufblickend.

„Ich werde deinen Schlaf bewachen, meine süße, kranke Taube," sagte er, wohl fühlend, daß es für eine so zarte Constitution der Aufregung in den letzten Tagen mehr als zu viel gewesen.

„Ruhe, ruhe — — und träume —" Er nahm ihr aus dem Koffer Alles, was sie brauchte, stellte ihr die silbernen Flacons auf den Toilettentisch, Alles so geschickt, daß sie ihm lächelnd zuschauen mußte.

„Du hast an Alles gedacht, anstatt meiner," sagte sie ganz verwundert. Sie betrachtete die schön ciselirten Wappen und Namenschiffern auf den silbernen Deckeln der Krystallbüchsen, sie bemerkte Alles mit echt weiblichem Vergnügen.

„Oder willst du, daß ich die Kammerfrau rufe, damit sie ihr Amt antrete?" fragte er lächelnd.

„O nein, Alfonso — —" sagte sie, erschrocken vor dem Gedanken, daß ein fremdes Auge die Schauer dieser Stunde entweihen könnte. Ein anderer Laut, ein fremdes Menschengesicht, sie wären ihr unerträglich gewesen. Sie war mit ihm allein in der Welt, nichts Anderes wollte sie fühlen und denken.

Den Kopf an seiner Brust ruhend, schlief sie endlich ein. Er blieb auf dem Rande ihres Lagers sitzen und betrachtete sie zärtlich. Die schlummernden Augen, die Stirn und das empor gekräuselte Haar waren noch von durchaus kindlichem Ausdruck, der Mund dagegen schwellend, hatte etwas Reifes, Frauenhaftes, seltsam Anziehendes.

„Laß dem Frühling Zeit, die Knospen aufzuschließen — —" murmelte er. Er legte die Hand auf ihr Herz, ob es ruhiger schlage, vom Schlaf befangen.

VIII.

Schwarze Wolken.

Vielleicht giebt es kein größeres Glück, als wenn der Blick nach dem Erwachen in das geliebte Auge fällt, das nun über uns wacht, das alle Schätze der Zärtlichkeit über uns ergießt, das jeden leise sich wandelnden Ausdruck der Freude, des Schmerzes, des Ernstes, der Zärtlichkeit sogleich ohne Worte versteht, das unseren Tag bestimmt, unser Leben; das unseren letzten Scheideblick empfängt.

Als Candida am Morgen durch seinen Kuß aus tiefem Schlummer erwachte, mußte sie sich besinnen auf ihr Glück, zu neu und mächtig, als daß sie es sogleich voll in ihr Bewußtsein aufnehmen konnte.

Alfonso ließ einen Strahl der segnenden Morgensonne in die grüne Dämmerung des Gemaches fallen, die Kammerfrau trat ein. Candida ließ sich ihr schönes Haar aufstecken, das bräutlichste Morgenkleid lag bereit, sie war ganz beschämt, wie er so für Alles Sorge getragen hatte und kam den ganzen Tag nicht aus der Bewunderung, mit welcher Poesie er das tägliche Leben zu schmücken wußte. Candida hatte auch zu Hause ein lebhaftes Gefühl gehabt für das Anmuthige und Hübsche; aber wie anders sitzt es sich am eigenen Tisch — keine Flamme wärmt wie jene des eigenen Herdes.

Es ist etwas ganz Unaussprechliches um dieses Gefühl, das natürlichste, tiefste, berechtigtste, weil sich aus ihm Alles aufbaut, was das Menschenleben bewegt.

Wenn auch die geistreichste Schriftstellerin die Liebe nicht ohne Grund: l'égoisme à deux genannt hat, so ist es doch immer ein sehr viel edlerer Egoismus, Alles in Bezug auf das Wohlbehagen des geliebten Anderen, als auf das eigene zu thun. Es ist begleitet vom Segen des Gedankens, der todte Gegenstand wird Mittel zum Zweck, einem Anderen wohlzuthun. Der Wein, welchen die geliebte Hand uns credenzt, rinnt wie Lebenselixir durch die Adern, und wie empfand Candida, so fein besaitet, das Alles! Wie entzückte es sie, zum ersten Mal an ihrem eigenen Tisch zu speisen. Es war nicht, weil die Gegenstände schöner waren, das hatte sie, das verwöhnte einzige Kind, Alles gehabt — es war, weil die lebendige Idee Alles durchdrang. Es kam ihr vor, als hätte sie nie Silberzeug und Krystall so köstlich glänzen sehen, als grüßten sie die Blumen in den Vasen und auf den feingemalten Tellern. Der silberne Amor auf dem Kork der Champagnerflasche spannte den Bogen, im Köcher

faßen die Pfeile als Zahnstocher, ja es kam ihr vor, als ob die Fische Gesichter hätten, die sie anlachten, und als ob die Rebhühner auf der Vermeilschüssel die zierlichen Köpfe aufhöben. Alfonso brach für sie das erste Brot, und es lag auf einem Holzteller, auf dessen Rande in geschnitzten Buchstaben stand: „Unser täglich Brot gieb uns heute.“ Warum rührte Candida dieses Wort so, da es für sie, die im Ueberfluß lebte, ja im eigentlichen Sinne keine Bedeutung hatte. Es kam ihr vor wie ein Gebet um Glück, um tägliches Glück, um jenen heiligen Segen des Hauses, der für Hoch und Gering wie das Manna vom Himmel fallen muß und sich nicht durch Gold erkaufen läßt.

Es ist so schön, zum Tage sagen, bleib! und der keuschen Dämmerung glücklicher Nächte neidisch den Strahl des jungen Tages zu mißgönnen!

Die ersten Wochen waren ungetrübt, sie dachten nicht an gestern und morgen, sie fühlten die Gegenwart. Es giebt Menschen, welche fast nothwendig unglücklich werden müssen, weil einmal ihr Geschick sich zu solcher Höhe steigerte, daß es sich weder so erhalten, noch je wieder erreicht werden kann. Dieser übermächtige Strom der Empfindung wird für die Meisten getheilt und abgeleitet durch das Leben mit der Familie, mit Freunden, mit der Gesellschaft, aber wer die Macht der Leidenschaften fürchtet, der fliehe die Einsamkeit, sie ist ihr Reich.

Sie sahen die Welt wie ein Bild, das sie nicht als Wirklichkeit berührte, es concentrirte sich jeder Gedanke, jedes Gespräch, jede Beschäftigung, jedes Interesse auf sie Zwei. Die Stunden glitten mit bestrickendem Zauber über sie hinweg, als führen sie wie die Götter in einem Wolkenwagen durch das lichte Morgenroth.

Candida erwachte zuerst. Vielleicht auch hatte Alfonso nur die größere Kraft in sich, zu verschließen, was ihn beunruhigte. In der ersten Stunde, wo sie allein war, kam, nicht die Reue zwar, für die war neben solcher Liebe kein Raum geblieben, aber der Schmerz, der immer eine kleine Pforte offen findet, in das Frauenherz einzudringen, der Schmerz um den Vater. Der Gedanke, daß sie es sei, sie, sein Abgott, die ihm den unheilbarsten Kummer seines Lebens bereitet habe, stieg wie eine schwarze Wolke über ihr auf, ihr Glück überschattend. Alfonso fand sie in Thränen. Es war der Moment, den er gefürchtet hatte wie den Tod und doch hatte kommen sehen müssen. Er versuchte sie mit alle den zärtlichen Gründen zu beruhigen, welche er bereit hatte, und er gab ihr sogleich die Erlaubniß, dem Vater zu schreiben. Aber was sollte sie ihm schreiben, Alfonso gab ihr keine Aufklärung über die heimliche Trauung, und ihres Versprechens eingedenk wagte sie nicht zu fragen.

Sie schrieb ihm dennoch und sie hatte geahnt, was er antworten würde. Er verzieh ihr, aber nicht dem Manne, der ihn so tödtlich gekränkt hatte. Jetzt fühlte Candida, daß sie zwischen Vater und Gemahl stehe, daß sie wählen müsse zwischen Beiden und daß ihr Herz, obwohl zerrissen von Schmerz — gewählt habe.

Candida hoffte in den ersten Tagen nach dem Briefe ihres Vaters, Alfonso werde ihrem gemarterten Herzen mit einer Aufklärung Trost geben, aber er schwieg, ja es schien ihr bei jeder Pause des Gespräches, als ob er zittre, daß sie fragen könne. Er beschwor sie mit Blicken und mit Zärtlichkeit und sie bezwang ihr Herz. Sie versuchte ihren Vater mit Briefen zu versöhnen, sie dachte selbst an eine Reise zu ihm. Aber was konnte sie von einer Zusammenkunft der Beiden erwarten, so lange dieses Geheimniß zwischen ihnen stände. Würde nicht jedes freundliche Zusammensein unmöglich gemacht, würde sie nicht jeden Augenblick zu zittern haben, daß es herausbräche — — das Weib wird Vater und Mutter verlassen —!

Und wieder ging die schwarze Wolke vorüber, die einen Augenblick die strahlende Sonne überschattet hatte. Wieder nahm er sie gefangen mit allen Sinnen, mit allen Gedanken und mehr als zuvor. Sie hatte einen Augenblick wie in einen Abgrund gesehen. — — Sie besaß ihn noch, sie hielt ihn und sie vergaß in seinen Armen selbst ihr Gewissen. Alfonso wußte kaum, wie er es ihr danken sollte. Sie lernte ganz neue Eigenschaften an ihm kennen und schätzen, mit welchen er ihr das tägliche Leben schmückte. Während die Italiener der mittleren Classe leicht in einer Weise sich des Haushalts annehmen, die deutschen Frauen widerstre-

bend erscheint, haben die Vornehmen eine Art, den Frauen alle Unbequemlichkeiten hinwegzunehmen, welche sehr bestechlich ist. Er ordnete an, er dachte und sorgte für Alles, er gab den Domestiken Befehle, er ließ Candida nur den Schaum des Daseins trinken, alle die süßen und verschwiegenen Reize häuslichen und ehelichen Glückes.

Bei einer zarten Constitution, wie die Candida's, war dies doppelt nöthig. Für eine Zeit lang ist die Frau noch mehr hingenommen als der Mann von der Wandlung, welche mit ihr vorgeht. Ihr ganzes Nervensystem ist in Mitleidenschaft. Und wenn ihr, die in vollkommener Unschuld in die Ehe tritt, von dem Manne, den sie anbetet, der Schleier hinweggezogen wird von den heiligen Geheimnissen, so wird er nicht allein der Schöpfer ihres Glücks, er wird für sie die Offenbarung selbst sein. Er spricht das erlösende Zauberwort über sie aus dem starren Bann der Jungfräulichkeit, er lehrt sie den Pulsschlag des neuen Lebens, er stimmt die Chorden ihres Herzens zu neuen, nie gekannten Schwingungen. Er ist ihr Herr, nicht weil der Priester es gesagt, sondern weil Gott es gewollt hat, der Herr ihrer Nerven, ihres Blutes, ihrer Stimmungen, ihres Körpers und ihrer Seele, bis auch für sie die hochgehenden Wellen neuer Empfindungen sich wieder geebnet haben zum vollkommen entwickelten und nun bewußten Dasein.

Der Mann ist weder, noch soll er so beherrscht sein, er hat nichts Neues zu lernen. Es muß ihm immer noch ein Rest kühlen Verstandes übrig bleiben, um nach außen hin thätig und fertig zu sein. Aber indem er alle materielle Sorge für sie hinweggräumt, darf sie sich desto vollkommener der Empfindung hingeben.

Es wird in gewöhnlichen Verhältnissen diese Blüthezeit des weiblichen Herzens nicht genug geschont, roh berührt mit Worten, und die Gesellschaft fällt leicht in den Ton der Frivolität, das ist nicht gut und darum sollten die jungen Gatten das erste Jahr fern von der großen Welt zubringen.

Sie thaten es; sie sahen die Gesellschaft von ferne wie ein Bild, das sie nicht als Wirklichkeit berührte, Candida that keinen Schritt ohne ihn und sie verlor ganz das Gefühl, allein für sich zu existiren. Es war zwischen ihnen jenes Verstehen ohne Worte, jene stumme Unterhaltung, welche so beredt ist, daß man sich erst vollkommen wohl mit Jemandem fühlt, wenn man mit ihm schweigen kann.

Gewiß würde das junge und begabte Wesen auch ohne ihn ihre Entwickelung genommen haben, alle Keime lagen bereit, aber indem Er es war, der ihr mit erklärendem Wort bei der Lectüre, der Musik, dem Theater, der Malerei, die Schlaglichter auf die wichtigsten Momente fallen ließ und deren Schönheiten hervorhob, hatte sie das Gefühl, als sei sie erst durch ihn zum offenbarten Mysterium der Kunst und des Lebens gekommen.

Sie saßen an einem solchen Abende zusammen, der Tisch vor ihnen in dem eleganten traulichen Zimmer war bedeckt mit Büchern, Bildern; sie lasen. Am Kamin summte der silberne Theekessel sein trauliches Lied vom Märchen des Glücks. Die Sammetvorhänge waren dicht geschlossen, als ob nichts Fremdes von außen eindringen könne. Candida saß dicht an ihn geschmiegt, es war ein Bild vollkommenen Friedens, und Beide hatten so lebhaft dieses Gefühl, daß sie es unwillkürlich aussprachen, als der Diener eintrat, einen Brief in der Hand haltend. Es war ein Schreiben in großem Format mit dem Postzeichen: Roma. Candida konnte die Adresse nicht erkennen, sonst würde sie sich gewundert haben, daß ein anderer Vorname auf derselben stehe, sie hatte nur einen flüchtigen Blick auf das Couvert geworfen und auf dem Siegel ein rothes Kreuz bemerkt.

Alfonso war bleich wie der Tod beim Empfang des Briefes geworden. Er entzog ihr den Anblick des Couverts und sah sie mit angstvollem und verwirrtem Auge an, aber er erbrach es nicht, sondern stand auf und ging in sein Arbeitszimmer. Candida harrte und harrte, er kam nicht zurück. Unvermögend, ihre Angst zu beherrschen, warf sie einen Blick durch die halbgeöffnete Thür. Alfonso saß starr wie eine Statue auf dem Divan, seine Lippen waren bläulich, er starrte vor sich hin, ohne Miene zu machen, sich zu erheben.

Nachdem sie lange in namenloser Angst so gewartet hatte, rief sie endlich leise

seinen Namen. Er hörte sie scheinbar nicht. Endlich trat sie ein.

„Frage mich nicht —“ sagte er wie von innerer Qual gefoltert und wie um ihr zuvorzukommen.

Dieses „Frage mich nicht“ fiel heute wie ein Bann auf sie, der zwischen ihnen stehe, es that ihr weh wie ein böser Zauber. Aber sie bezwang sich, sie versuchte die Gedanken zu verscheuchen und wieder ging es vorüber, wie der Alpdruck einer schlechten Nacht.

Alfonso, mit der Selbstbeherrschung des vollkommenen Weltmannes, faßte sich gewaltsam zusammen, Niemand hätte bemerken können, daß eine Veränderung mit ihm vorgegangen war. Nur Candida's Augen wollte es in den folgenden Tagen scheinen, als ob er blässer und ernster sei. Aber es war nur ein Reiz mehr. Es giebt ein lächelndes Genießen am Rande des Abgrundes; nie wird die Leidenschaft intensiver, als wenn ein Verlust gedroht hat oder ein Abschied bevorsteht. Die letzte zagende Mädchenhaftigkeit verschwand vor dieser erschütternden Angst um den Gatten. Denn zu der Liebe, die sie ihm mit Seele und Leib zu eigen gab, kam noch ein anderes Gefühl, das über sie hereinbrach wie Mysterium und Offenbarung zugleich, das mächtigste und reinste, das mit tausend zärtlichen Banden die Gatten in der gemeinsamen Hoffnung verknüpft.

Alfonso zog sich seit dem Tage des Briefes öfter in seine Zimmer zurück, oder machte weite Spazierritte, Candida war mehr allein. Und wie sie so saß und Gedanken spann und oft weit hinausdachte, wo sie das süße kleine Wesen, welches sie in ihren Träumen sah, auf ihren Knieen halten werde, wurde ihr plötzlich wieder schwer und angst zu Muthe.

Wer mag sagen, wie es kommt, daß wir gezwungen sind, selbst die erste Hand anzulegen, um unser Glück zu zerstören. An solchen Unglückstagen pflegt ein Tropfen zum andern zu kommen. Candida ging zufällig an seinem Schreibtisch vorüber und sah dort ein eben von ihm gebrauchtes Petschaft liegen, das, als sie es betrachtete, eine andere Namenschiffre zeigte, als das sonst von ihm benutzte. Sie blieb erschrocken stehen, und Alfonso, der herein trat, nahm es ihr fast hastig aus der Hand. Candida blieb nachdenklich, und am Abend, um sie zu zerstreuen, kam Alfonso die unglückliche Idee, mit ihr den Lohengrin zu hören. Vielleicht kannte er selbst die Handlung nicht genau, sonst würde er es ohne Zweifel vermieden haben.

Sie saßen in der großen Oper, allein in einer kleinen halbversteckten Loge, wo sie kein Publicum und nur die Bühne übersehen konnten. Zuerst lauschte Candida der Musik und der großen scenischen Anordnung mit Entzücken. Der romantische Stoff gefiel ihr, als dem echten Kinde der rothen Erde, über die Maßen. Aber die verhängnißvolle Scene kam, Lohengrin und Elsa im Brautgemach.

Alfonso war ahnungslos. Er sah die damals neue Oper zum ersten Mal und während er mehr der Musik sein Ohr lieh, ohne Wort für Wort den Text zu verstehen, achtete sie mit fieberndem Auge auf die Handlung. Die kurze bräutliche Seligkeit, Elsa's plötzliche Zweifel, seine Warnung, ihre Frage — — —

Alfonso wurde erst aufmerksam, als er ihr plötzliches Erbleichen sah. Jetzt erschrak er heftig über die unnütz heraufbeschworene Gefahr, aber nun war es zu spät.

Sie waren allein in der Loge, Alfonso wollte sie in den Fond zurückziehen, um ihre Aufmerksamkeit abzulenken, aber sie starrte mit glühendem Auge auf die Scene, sie hörte nicht die Worte, welche er ihr ins Ohr flüsterte, und erst als die Katastrophe sich erfüllt hatte, als Lohengrin verschwunden und Elsa allein war, sah sie ihren Gatten wie verwirrt an und schloß dann halb ohnmächtig die Augen.

Alfonso setzte sich zu ihr auf den kleinen Divan im Dunkel der Loge. Sie saß da wie ein Bild, bleich, mit noch immer geschlossenen Augen und er betrachtete sie mit einem Ausdruck so wilden Schmerzes, daß sein schönes Gesicht davon wie verzerrt erschien. Endlich schlug sie die Augen auf und sah ihn an. Ihre Lippen bebten, aber sie sagte nichts: über ihren Zügen lag es wie eine Versteinerung des Schrecks. Sie sah um zehn Jahre älter aus, so sehr war der Ausdruck jugendlicher Unbefangenheit daraus gewichen.

Im Glück wie im Unglück geschieht es uns, daß wir so hinleben, ohne es uns vollkommen klar zum Bewußtsein zu bringen, bis wir es im Bilde vor uns sehen.

Dann fixirt sich uns der eigene Zustand auch zu einem schönen oder schreckensvollen Bilde, das wie ein Fremdes vor uns sich hinstellt.

Alfonso trug sie mehr als er sie führte in den Wagen. Am Abend und auch in den nächsten Tagen sprachen sie sich nicht aus. Sie versuchten Beide sich zu beherrschen, aber die Unbefangenheit war aus ihrem Verhältniß verschwunden. Das Uebermaß der gegenseitigen Zärtlichkeit brachte wieder stundenweis das alte Glück und ließ sie die unheimliche Wolke vergessen, die über ihnen schwebte.

Aber wenn zwei Menschen, welche sich lieben, einander nicht in die Augen blicken können, ohne zu fürchten, dort eine Frage oder ein Geheimniß, gleich angstvoll für Beide, zu finden, so ist das Behagen schon unheilbar gestört. Ein Unglück kommt nie allein, sagt der Volksmund. Um Candida's angstvolle Seelenstimmung zu erhöhen, wurde der Vater immer kränker und kränker. Der Arzt benachrichtigte sie. Sie schrieb nicht ohne Grund einen Theil seines Leidens ihrer Schuld zu. Um ihrer selbst willen hätte sie vieles ertragen, aber diese täglich sie marternde Sorge überstieg ihre Kraft. Alfonso errieth sie wohl, aber er löste den Bann des Geheimnisses nicht. Er machte ihr den Vorschlag, an das Krankenlager des Vaters zu eilen und seine Verzeihung zu erflehen. Er selbst machte ihr mit höchster Sorgfalt alle Vorbereitungen zur Reise, sie ließ es wie mechanisch geschehen. Am Vorabend der festgesetzten Abreise saßen sie vor dem Kamin zusammen.

„Ich möchte etwas von dir tragen, Alfonso."

„Du trägst den Ring," sagte er, ihren Finger küssend, an welchem der Brillant blitzte. „Und was möchtest du tragen?" fragte er lächelnd. Sie dachte nach.

„Das kleine weiße Kreuz — —"

Alfonso war plötzlich bleich geworden. Er ließ sie zweimal, dreimal die Bitte wiederholen. Endlich, als fürchte er, seine Weigerung könne ihr einen falschen Verdacht geben, holte er eine stahlbeschlagene Cassette mit seinem Wappenschilde und nahm das Kreuz heraus. Es hing an einer goldenen Kette mit den übrigen Nachbildungen der Orden in Miniatur, welche er besaß, wie man sie in neuer Zeit in Gesellschaft im Knopfloch trägt, um nicht die Brust mit Orden zu bedecken. Er hatte sie ihr oft spielend als Armband umgelegt.

„Das weiße Kreuz," bat sie, die Hand ausstreckend. Alfonso hielt die Ordenskette wie schaudernd abgewandt. Sie lehnte sich schmeichelnd an ihn und bat und bat, halb unbewußt wie ein Kind. Aber als sie ihn ansah und die auffällige Blässe seiner Züge wahrnahm, wurde sie aufmerksam.

„So will ich es dir geben," sagte er es ablösend, beinahe feierlich und jedes Wort betonend. „Wenn es dir auf keinerlei Weise gelingen will, den Vater zu versöhnen, so zeige es ihm." Aber der Ernst, mit dem Alfonso sprach, weckte von Neuem den Dämon in ihr. Es erfaßte sie wie Grauen vor dem Geheimniß, das zwischen ihnen stand, es schien ihr eine dunkle Macht des Unglücks, unerbittlich, ein Racheengel mit dem feurigen Schwert in der Hand. Alle die schreckensvollen Eindrücke, welche sie durch Lectüre, durch Sagen, durch die Romantik der rothen Erde, deren Bewohner sehr zu phantastischen Auffassungen neigen, erhalten hatte, kehrten ihr wieder, schon überreizt wie sie war, und jetzt doppelt, da sie glaubte, ein abgöttisch geliebtes Wesen diesen bösen Mächten verfallen zu sehen. Sie strengte sich an, es zu überwinden, sie sah Alfonso an, um sich auf andere Gedanken zu bringen, sie öffnete die Lippen — es waren ihr der Mund und das Gedächtniß wie versiegelt für jeden anderen Laut. Wie so häufig in entscheidenden Momenten, schien es, als ob eine fremde Macht in ihr handle, die sie wider ihren Willen dahin zwang, wo sie wußte, daß das Verhängniß ihr drohte.

„Denk' nicht daran" — — sagte er angstvoll, errathend, was ihr Inneres so grausam zerwühlte. „Sei stark, meine Süße, meine Einzige, laß dich nicht verführen von der Angst eines Augenblicks, dein Versprechen zu brechen. Denk' an die Rückkehr, denk' an das Wiedersehen. Denk' an Alles, was schön und berauschend war in unserem Leben, denk' an die Tage voll süßen Behagens, denk' an die Nächte voll Liebeswonne, und frage dich, ob du dies Alles auf das Spiel setzen wolltest —"

Es war ein Moment wie der, welcher Eva antrieb, inmitten der Wonne des

Paradieses das Verbotene zu wollen, die Versuchung der Schlange, die alte urewige Schuld des Weibes, es dunkelte ihr vor den Augen, es zischelte ihr ins Ohr, sie sank wie außer sich vor ihm in die Knie und, die Hände emporhebend, flehte sie: „Ich kann nicht leben ohne dein Geheimniß — sag' es mir, o sag' es mir!"

Es ist schwer, mit Worten die schnellen Wandlungen zu schildern, welche mit ihm vorgingen. Zuerst war es Zorn, aber nicht Zorn gegen sie, die er liebte, sondern gegen die Schwäche des Weibes, die ihm trotz ihrer engelgleichen Natur wirklich wie eine Versucherin erschien, wie Unrecht er in diesem Falle auch haben mochte. Dann wandelte sich das zornige Gefühl in Schmerz, in heißen, scharfen Schmerz, der ihm das Herz zu sprengen drohte, weil er die Katastrophe nahen fühlte, und endlich in Angst um sie, um ihn, um den scheiternden Nachen ihres Glücks.

Er zog sie auf seine Knie zu sich empor, er drückte sie fest an sich, er schloß ihr den Mund mit Küssen, wie um ihren Gedanken eine andere Wendung zu geben.

Candida, selbst von Angst gepeinigt, versuchte es zu überwinden, es war unmöglich. Sie wiederholte die Bitte.

„O nimm das Wort zurück, Candida!" Es war ihr nie in den Sinn gekommen, sich auch nur gegen eines seiner Worte aufzulehnen, warum jetzt, warum in diesem Falle, der entscheidend war? Giebt es wirklich eine blinde Gewalt, der wir verfallen sind? Und wenn Alles schon voraus bestimmt vor uns liegt, uns unbewußt und dennoch uns Verantwortlichkeit auferlegend, sind wir dann nicht ein Spielball der grausamsten Laune des Zufalls? Ist, was die Theologen Prädestination nennen, nicht einfach die Unveränderlichkeit unseres Charakters, die im gegebenen Moment, unter gewissen Motiven nur so und nicht anders handeln kann? Es folgte eine Scene der seltsamsten und stürmischsten Art. Candida, die nie heftig gewesen, war auf das Leidenschaftlichste erregt, es war wie ein Gewitter, das sich austoben mußte.

Sie weinte, sie bat —

„O höre auf, Candida, höre auf. Du weißt nicht, was du thust, du weißt nicht, wohin du mich zwingst. Habe Mitleid mit der Qual, die du mir bereitest."

„Sage mir das Geheimniß, Alfonso!"

Er antwortete ihr nicht, er sah das Fieber, welches sie verzehrte. Ihre Wangen glühten, ihre Augen hatten einen beinahe krankhaften Glanz. Er ließ sie wie ein Kind sich ausweinen, alle Mittel versuchend, sie zu beruhigen, mit einer Angst ohne Gleichen. Es war vergeblich. Sie wiederholte, wie außer sich, immer von Neuem die Bitte.

„Es ist genug —" sagte er endlich tonlos. Eine tiefe Blässe bedeckte ihm Stirn und Wange, seine Lippen bebten. „Es ist genug — du zwingst mich. Gott sei uns Beiden gnädig —"

Es war etwas so Verzweiflungsvolles in seinem Ton, daß sie plötzlich inne hielt und ihn nur mit ihren großen, rührenden Augen wie beschwörend ansah.

„Du hast es gewollt — denke immer daran, wenn du mich anklagst, daß du es gewollt hast. Warte bis morgen —"

Candida sagte nichts mehr, wie erschöpft von dem Sturm sank sie hin. Sie ließ sich endlich von ihm auf ihr Lager tragen. Er nahm sie in seine Arme, sie trank noch einmal von dem Zaubertrank und an seinem Herzen schlief sie ein.

IX.

Allein.

Candida erwachte aus einem Traum, süß und schreckensvoll zugleich, wie die Erinnerung des vergangenen Abends. Die erste Morgensonne schien durch die rothseidenen Vorhänge, sie schloß die Augen wieder und rührte sich nicht, um ihren Gatten nicht zu stören. Aber sie lauschte auf seine Athemzüge und hörte sie nicht. Sie erwachte plötzlich zu hellem Bewußtsein und richtete sich auf, die Hand nach ihm ausstreckend.

Alfonso war nicht da, die Stelle, wo er gelegen, war kalt.

Candida glaubte, er sei im Frühstückszimmer daneben, wie er zu thun pflegte, wenn er sich früher als sie erhob. Wie sich in wichtigen Momenten zuweilen der Blick auf das Nebensächliche richtet, so fiel es ihr auf, daß seine Uhr schon aus ihrem Gehäuse genommen war. Ein plötzliches und unerklärliches Entsetzen faßte sie. Sie erhob sich schnell und warf das Morgenkleid über, die Thür zum

nächsten Zimmer, die nur angelehnt war, öffnend.

Sie rief seinen Namen, Niemand antwortete. „Alfonso — Alfonso!"

Candida bemerkte, daß auf seinem Tische Hut, Reitgerte und Handschuhe fehlten. Der Bediente trat ein, um den Kaffee zu serviren; sie hatte nicht den Muth zu fragen, wann der Herr weggeritten sei, ein unerklärliches Etwas band ihr die Zunge. Sie nahm mechanisch ihren Kaffee, immer lauschend auf das Geräusch von nahenden Schritten. Vergebens. Endlich fragte der Bediente, wann die gnädige Frau abreisen werde, damit er den Wagen bereit halte, der Signor Marchese habe ihn auf das Genaueste von Allem unterrichtet.

„Sie wisse es noch nicht, sie fühle sich nicht wohl — ob der Herr nicht gesagt habe, wann er zurückkehre?"

„Nein."

Es war die einzige Stunde, wo Alfonso sie allein ließ, aber nie so früh und nie, ohne es ihr zuvor zu sagen.

Das weiße Kreuz lag noch unberührt auf dem Tischchen vor dem Feuer.

Candida setzte sich ans Fenster, von wo sie weit über den Platz hinweg sehen konnte, wenn sein Pferd in die Allee einbog.

Alles sah sie so fremd, so sonderbar diesen Morgen an, wie ein verblichenes Bild — so verging die erste Stunde.

Sie stand auf, versuchte eine Beschäftigung vorzunehmen, sie wollte ihr Haar flechten, aber die Hände sanken ihr zitternd und kraftlos herab, und das Haar, schwer von seiner goldenen Fülle, fiel über sie her wie ein Schleier. Sie dachte an den ersten Abend — o Gott —

Candida legte sich wieder auf das Bett, und ihren Mund auf die Stelle drückend, wo sein Kopf zu liegen pflegte, fiel sie in einen halb fieberischen Schlummer.

Die zweite Stunde verging. Candida richtete sich rasch auf beim Schlag der Uhr. Es war ihr, als ob sie ein Geräusch von Pferdehufen gehört habe. Sie stürzte ans Fenster; ein müdes Droschkenpferd ging langsam vorüber. Sie setzte sich wieder nieder, sich zwingend zur Besonnenheit. Die Kammerfrau trat ein, um ihre Toilette zu machen. Sie schickte sie mit einem Auftrag fort. Der Bediente, um die Stunde für den ersten Eisenbahntrain zu melden. „Sie werde noch nicht reisen —"

Stunde auf Stunde verging, welche Qual! Sie kam und entfernte sich vom Fenster, sie nahm irgend einen Gegenstand von seinem Tisch in ihre Hand, sie that Alles wie im Fieber. Endlich blieb sie an seinem Schreibtisch stehen. Die Fächer, welche seine Papiere enthielten und sonst sorgsam verschlossen waren, sie standen offen und waren leer! Was bisher nur Ahnung, wurde jetzt eine bewußte, folternde Gewißheit.

„Es ist Zeit für den zweiten Zug, Signora Marchesa," meldete wieder der Bediente.

Candida zuckte zusammen. „Ich reise nicht, bevor mein Gemahl zurück ist."

„Der Herr Marchese sagte, die Signora werde seine Rückkehr nicht erwarten und ich möge Alles genau so ausführen, wie er mir aufgetragen."

Ein bleicher Schreck überfiel Candida. Sie glaubte zuerst, der Bediente sei im Einverständniß und dies eine Botschaft für sie. Sie richtete einige Fragen an ihn, aber sie bemerkte bald, daß er nichts wisse, und daß sie durch Fragen nur ihre Qual vermehre. Sie sagte, daß sie ihn rufen werde, wenn sie reisen wolle, und schloß sich ein.

Sie sah die Sonne immer höher steigen, die bleiche Herbstsonne, ihre matten Strahlen irrten über sein Bild, das dem Fenster gegenüber hing. Auch das Bild hatte nicht mehr den gewohnten, lieben Ausdruck, es sah sie traurig, wie verzweifelt an. Wie sie litt — Niemand vermöchte die Qual solcher Stunden zu schildern. Und sie glaubte noch nicht einmal an die Möglichkeit, daß er sie verlassen habe.

Stunde auf Stunde verging. Die Zeit des Mittagessens kam, es wurde servirt, sie berührte es nicht.

Stunde auf Stunde. — — Die frühe Dämmerung trat ein, sie schickte die Leute fort, um nicht durch ihre fragenden Mienen gefoltert zu werden.

Sie sank endlich erschöpft auf einen Divan nieder, unfähig ihr gemeinsames Schlafgemach zu betreten, wo Alles sie an ihn gemahnte. Sie schlief ein. Welch ein Schlaf und welch ein Erwachen! Vielleicht giebt es nichts Trostloseres, als das erste Erwachen nach einem großen Schmerz,

nach einem herzbrechenden Verlust. Die mitleidige Natur paralysirt für einige Stunden das Gedächtniß, und beim Erwachen faßt die eiskalte Hand nach unserem Herzen und preßt es erbarmungslos zusammen.

Sie blickte umher nach Trost — nichts als die schreckliche Stille, wo sonst der Klang seiner Stimme tönte. Sie kleidete sich an und durchforschte von Neuem sein Zimmer; keine Zeile, kein Wort, kein Blatt. — Sie zermarterte sich den Kopf, um sich zu erinnern, ob je eine Andeutung über seine Lippen gekommen sei von einer Entfernung, einer Reise? Es kam ihr nicht der Gedanke, ihn einer Schuld zu zeihen, im Uebermaß echter, unberechneter Liebe betrachtete sie allein sich als die Schuldige, die durch die Uebertretung seines Gebots sich und ihn aus dem Paradiese vertrieben habe.

Der Tag verging wie der vorige, die Nacht und wieder ein Tag. Nicht die Spur einer Kunde von ihm. Wer mißt sie aus, die Qualen, die sich an einem Herzen erschöpfen in solcher Einsamkeit. Sie saß am Fenster und starrte mit thränenlosem Auge auf den Weg, welchen er kommen sollte. Es war eine lange Allee von Pappeln, die sich in der Ferne gegen den trüben grauen Himmel abhoben. Jeden der Bäume hätte sie zeichnen können, so lange hatte sie hingesehen, und der schwarze Punkt in weiter Ferne, der sich immer zu vergrößern, zu nähern schien, wie ein Reiter auf schwarzem Roß, und es immer nicht war! Jedes ferne Geräusch schien ihr der Hufschlag eines Pferdes, jedes Läuten der Hausthür ließ sie verzweifelt lauschen. Vom Fenster ging sie zuweilen wie mechanisch an seinen Schreibtisch. Sie starrte zum hundertsten Male in die leeren Fächer, wo seine Papiere sonst lagen und die er sorgfältig verschlossen hielt, nur das Fach, wo Geld und Schmuck lagen, war reich gefüllt und sie hatte den Schlüssel an der goldenen Kette ihrer Uhr befestigt gefunden. Dieser geringfügige Umstand steigerte ihre Verzweiflung, denn es war das Einzige, was ihr die Gewißheit gab, daß er sie mit vollkommen überlegtem Entschluß verlassen habe.

Es war seltsam, daß ihr nicht ein einziges Mal der Gedanke kam, er könne mit dem Pferde gestürzt oder in einer anderen Weise verunglückt sein, und doch sah sie die Nothwendigkeit, jedes Mittel der Nachforschung zu versuchen.

Sie hatte ein Grauen davor, ein fremdes Auge in ihre Qualen schauen zu lassen, wie der Verwundete tödtliche Angst, wenn die fremde Sonde kommt, in seinen Wunden zu wühlen. Und doch mußte es sein. Die Dienstleute wußten nichts, davon hatte sie sich bald überzeugen müssen, sie hatten das Haus allein bewohnt und keine Gesellschaft gesehen. Der Diener, welcher der geheimen nächtlichen Trauung beigewohnt hatte, war seitdem gewechselt worden und konnte über den Ort keine Auskunft mehr geben.

Candida ließ den Präfecten benachrichtigen. Dieser kam mit unbezwinglicher Neugierde in Wort und Benehmen. Wie über alle Beschreibung verletzt der trockene geschäftliche Ton in solcher Gemüthszerrüttung, in solcher Stimmung, wo nichts mehr seinen gewöhnlichen Lauf nimmt, wo Alles aus den Fugen gewichen ist, wo wir uns selbst nicht mehr wiederfinden, wo wir uns anstarren wie das Gespenst unseres Ich!

Und in welch doppelt entsetzlicher Lage befand sich Candida jetzt ihrem Vater gegenüber. Konnte sie ihm schreiben? Der bloße Gedanke daran erfüllte sie mit Grauen. Zu der Schuld, welche sie ihm zu bekennen hatte, noch den Jammer fügen, die Demüthigung, die Kränkung, die tödtlich wirken konnten. Sie wartete, sie versuchte und sie ließ es wieder. Ihr armes Herz war zu verzweifelt selbst zur Mittheilung, ihr Auge wie starrend in Fiebergluth fand nicht den sanfteren Trost der Thränen. Wußte sie denn, ob sie eine Brust finden werde, sich daran auszuweinen, und ob seine Vaterarme sich ihr öffnen würden? Hatte sie nicht das Schlimmste gegen ihn verbrochen?

Es waren zehn Tage vergangen und noch keine Kunde von ihrem Gatten. Die Nachforschungen hatten keine Spur ergeben. Nur das Eine hatte man erkundet, daß auf einer der nächsten Eisenbahnstationen an jenem Tage ein Pferd von einem Abreisenden befördert worden sei, aber von diesem selbst wußte man nichts. Candida blieb über alle äußeren Umstände in vollständiger Ungewißheit.

X.

Candida.

„Die Haide ist braun, einst blühte sie roth;
Die Birke ist kahl, grün war einst ihr Kleid:
Einst ging ich zu Zwein, jetzt geh' ich allein,
Weh über den Herbst und die lieblose Zeit —
O weh — o weh —
Mein Lieb ist falsch, o wäre ich todt!"

Vier Wochen waren vergangen. Langsam hinschleichende Tage, von jenen, die wahnsinnig machen können. Candida's zarte Constitution widerstand nicht, sie wurde schwer krank. Ein Arzt, welcher schon einmal von ihrem Gemahl in einer kleinen Unpäßlichkeit gerufen worden war, wurde ohne ihr Wissen von den Domestiken geholt, und er nahm so großes Interesse an ihrem Geschicke, daß er kein Mittel unversucht ließ, es zu lindern

Es erschien damals und machte so geheimnißvolles Aufsehen in einer großen Zeitung dieser Aufruf:

„Le Dr. M. à St. prie la personne qui a si cruellement abandonné sa malade le .... Nov. au matin, de revenir immédiatement, quelque sacrifice qu'il puisse lui en coûter car la santé et la raison de la malade sont en danger, et sa présence est indispensable pour sa guérison, si elle est encore possible."

Der gute und mitfühlende Arzt, der für die verzweifelnde Frau das tiefste Mitgefühl hatte, glaubte mit dieser Bitte ihr den Gatten zurückzurufen, vergebens! Er sah gleich ihr Stunde auf Stunde mit Angst und Bangen verrinnen, und er sah ihren stets wachsenden Fieberzustand, der um so erschütternder war, als sie ihren Gatten niemals anklagte; nur in den Paroxysmen des Fiebers kam der Jammer auf ihre Lippen und verrieth die Zerrüttung ihres Gemüths.

Alle Nachforschungen blieben erfolglos. Candida genas langsam, wie der Körper unabhängig von den Leiden der Seele sein vegetatives Leben weiterführt. Der Arzt drang für sie auf eine Veränderung der Umgebung, sie konnte sich nicht dazu entschließen. Gerade was er vermeiden wollte, das suchte sie. Immerwährend in Gedanken mit dem Verschwundenen beschäftigt, nährte jeder der geringfügigsten Gegenstände, welche ihr Blick berührte, diese Erinnerung.

Aber wenn der Tod uns eine geliebte Person geraubt hat, so tritt allmälig ein sänftigender Zustand ein, in gläubigen Gemüthern durch die Hoffnung auf ein Wiedersehen, und in starken durch ein festes sich Zusammenfassen; die schlimmste Gewißheit ist auf die Dauer leichter zu ertragen, als die Folter der Ungewißheit.

In diesem Gemüthszustande traf sie ein Brief des Stiftsfräuleins, welcher nur die wenigen Worte enthielt:

„Wenn du deinen Vater noch einmal sehen willst, komme sogleich!"

Es war, als ob die immer eckigen und steifen Schriftzüge des Fräuleins seitdem noch strenger geworden wären. Candida schrieb sofort an den Vater, um ihn vorzubereiten, und am folgenden Abend reiste sie ab.

Der Abschied war herzzerreißend. Sie wußte, daß sie hierher nicht zurückkehren werde, es keimte bereits heimlich auf dem Grunde ihrer Seele der Gedanke, ihrem Gatten zu folgen, wohin? — Sie mußte ihre Häuslichkeit zerstören, die ihre Welt gewesen war. Wenn dies schon an sich eine der traurigsten Nothwendigkeiten ist, wie viel mehr, begleitet von diesen Umständen. Unter tausend heißen Thränen packte Candida die Sachen und traf ihre Anordnungen.

Welch eine Reise! Sie hatte die Blicke der Menschen gefürchtet, sie hatte das Haus nicht verlassen. Jetzt war es ihr, als sei ihr Jammer den Augen Aller preisgegeben, als müsse man auf ihrer Stirn das Unerhörte lesen, was ihr geschehen sei.

Tief in Schleier gehüllt, in Wittwenkleidern, in eine Ecke des Wagens gedrückt, versuchte sie sich vor allen Blicken zu verbergen, so wenig Theil nehmend an den Interessen der Anderen, als wäre sie ein Schatten unter Lebenden.

Schon einmal hatte sie diese Reise gemacht, mit ihm und auch unter heißen Emotionen, aber ach! wie anders, es war wie Leben und Tod.

Endlich brach der Tag an. Bekannte Gegenden berührten ihr Auge, sie war in Westfalen. Diese Landschaft, immer ernst, ist im Herbst so tief melancholisch, daß nur ein trauriges Herz ganz ihre düstere Poesie verstehen kann. Die Blätter rieselten gebleicht und leise hernieder auf die braunen Moore, die Fichten streckten

die Aeste, schwarz und knorrig, wie beschwörende Arme in die graue Nebelluft. Das einförmige Gelb der Senne besäumte den Horizont, der Schäfer trieb seine Heerde mit dem Hunde langsam über die Haide.

Hatte die arme gemarterte Frau das Gefühl, in die Heimath zurückzukehren? Nein — — Die Heimath der Frau ist, wo sie liebt. — Es lag wie ein feuriges Schwert zwischen ihr und den stillen Freuden der Kinderzeit. Wie alt war sie geworden seitdem! Sie fürchtete sich vor dem Wiedersehen. Nicht vereinend — trennend stand das Bild zwischen ihnen, das ihre Seele ausfüllte, und das sie immer noch in seinem vollen Zauber sah. Sie dachte nicht an eine Täuschung; sie dachte an ein Unglück, an eine unerklärliche Combination der Umstände, und daß ein Geheimniß ihn gezwungen habe, so grausam zu handeln; aber kein Verdacht kam in ihre reine Seele, sie glaubte an ihn wie an Gott. Alles Denken löste sich auf in Schmerz, ewig erneuten, herzbrechenden Schmerz —.

Candida kam auf der letzten Station an. Sie hatte geschrieben. Der altmodische, bequeme Reisewagen des Schlosses wartete auf sie, der alte Kutscher, der noch etwas steifer und grauer geworden war, grüßte sie — ach, als läge nicht eine Welt von Glück und Jammer dazwischen, als sei sie eben vom elterlichen Tisch aufgestanden und kehre zurück.

„Fräulein Ulrike habe das Krankenbett des Herrn nicht verlassen können,“ berichtete er.

Eine eiskalte Hand faßte nach ihrem Herzen. Entweder es war die wirkliche Gefahr des Kranken, oder es war unerbittliche Strenge gegen ihre Schuld. Alles war so traurig, so herbstlich, so kalt, so über alle Beschreibung melancholisch. Nur die beiden großen Hunde hatten nichts von ihrer Heiterkeit eingebüßt, sie erkannten sie nach kurzer Zeit und sprangen an ihr herauf, als wollten sie sie umbringen. Aber die Zärtlichkeit der zottigen Freunde ihrer Kindheit that ihr wohl. Sie stieg ein, und ein Strom von Thränen brach erlösend aus ihren Augen. Wie oft hatte sie mit dem Vater lange Stunden in diesem Wagen gesessen, zu jeder Stunde fast, des Sommers und des rauhen Winters. Wie war er immer besorgt um sie gewesen, wie hatte er sie in ihren Pelz gewickelt, wie hatte er ihre Füße in seinen Wolfspelz gesteckt und ihr von dem wärmenden Wein aus der Jagdflasche gegeben. Die Wände des Wagens, von dunkelgrünem Tuch, etwas verblichen, sahen sie so bekannt an, in der Seitentasche steckte noch die Zeitung, welche der Vater auf der letzten Fahrt gelesen hatte und einer seiner soliden Reisehandschuhe lugte daneben hervor. Auf dem Rücksitz lag seine Reisedecke. War sie vergessen worden, oder hatte er sie geschickt, damit sie sich einhülle? Um Alles hätte sie es als ein Zeichen seiner Güte betrachten mögen. Denn jetzt erst stieg das ganze Bewußtsein ihrer Schuld gegen ihn in ihrem Gewissen auf. War sie nicht geführt durch ihr Unglück? War das Leid, was sie den Anderen zugefügt, nicht hundertfach durch ihres ausgelöscht? Die Liebe und den Schmerz glaubt Jeder nur allein im allerhöchsten Grade zu empfinden.

Es überfiel sie eine solche Angst, daß sie hoffte, ihre Kräfte würden nicht ausreichen, sie hoffte zu sterben. Aber die Jugend hat eine so elastische Lebensfähigkeit, die Leiden der Seele tödten sie nicht!

Der Wagen fuhr langsam und einförmig dahin, die Räder knirschten im Sande. Endlich kam die lange Allee von alten Eichen, Candida sah die knorrigen Stämme durch ihre Thränen schwanken, als wollten sie auf sie stürzen, die schuldig wagte ins Elternhaus zurückzukehren.

Alles sah sie so düster an, als drohte es ihr; der ernste Charakter der Umgebung, der ihren Kinderaugen nicht aufgefallen war, jetzt hatte er für sie eine schwere Bedeutung. Ihr war, als müsse sie vor der heiligen Vehme erscheinen und vor der furchtbar ernsten Runde der Richter, und müsse mit ihrem Blut büßen, daß sie gegen den Vater gesündigt.

Niemand kam ihr entgegen, ihr, dem Kinde, die so viele Jahre der Abgott des ganzen Hauses war, um welche sich noch vor einem Jahre Alles bewegte; als sei sie gestorben und kehre aus dem Reich der Schatten zurück und Niemand erkenne sie mehr. Alle Furien der Gewissensqual standen gegen sie auf, um sie zu martern; erst wenn die Schuld nicht mehr zu tilgen

ist, ermessen wir sie in ihrer ganzen Größe. Vor der großen Treppe des Hauptportals standen flüsternde Gruppen von Landleuten in ihren charakteristischen Trachten, die Männer in ihren langen weißen, rothgefütterten Röcken mit großen silbernen Knöpfen, die Frauen mit ihren Schneppenmützen, ihren Bernsteinperlen und weißen Halskrausen.

Aber ihre gutmüthigen und freundlichen Gesichter waren ernst. Manches der Mädchen wischte sich mit ihrer blauen Schürze die Thränen ab, aber keines kam heran, obwohl Alle sie von Kindheit auf kannten.

Candida kam spät. Es war, als wenn der Tod nur gewartet hätte aus Erbarmen für sie, damit sie noch ein letztes Wort von den geliebten Lippen empfange. Die Tante Ulrike empfing sie auf der Schwelle des Vorzimmers ihres Vaters ohne Umarmung und ohne Kuß.

„Er erwartet dich," sagte sie und ließ sie eintreten.

Candida sank in sprachlosem Jammer am Bette des Vaters auf ihre Knie. Der Drost hob den Kopf und seine treuen Augen richteten sich mit unendlichem Mitleid auf sie.

„Mein armes, armes Kind," murmelten seine Lippen. Seine Hand sank auf ihren Kopf, ihr Mund ruhte auf der erkaltenden anderen.

Als sie sich aus der Betäubung des Schmerzes aufrichtete, war er todt.

XI.

Schwere Tage.

„Stürben die sämmtlichen Götter,
Der oberste Gott an der Spitze,
Lägen sie jämmerlich dann unter die Sterne gebahrt —
Löschten die Sterne dann aus
— Nichts rührte dich! Mehreres, Neues
Littest du nicht! Dein Maß Schmerzen ist voll und gehäuft!"

Während der Tage der Trauer und in den ersten Wochen nach dem Tode des Vaters war Candida in einem so verzweifelten Zustande, daß der alte Arzt, dem ihr zarter Körper stets große Sorge gemacht hatte, für ihr Leben fürchtete.

Die Tante Ulrike pflegte sie mit der Gewissenhaftigkeit, welche beinahe eine Bedingung ihrer pflichttreuen Natur war, und Candida war zu hingenommen von ihren Schmerzen, als daß sie zuerst bemerkt hätte, welch anderes Gefühl sich diesem beimischte.

Es scheint ein Maß zu geben, über das hinaus wir abgestumpft werden, und die Fähigkeit verlieren, noch mehr zu leiden.

Als aber der ruhige Lauf der Dinge auf dem Schlosse wieder eintrat, die eherne Regelmäßigkeit des Lebens des ohnehin düsteren Hauses, als der nordische Winter mit seiner ganzen Strenge kam, die Stürme, welche die Bäume peitschten, die endlosen, grauen Nebeltage, und Candida diese endlosen Tage sich gegenüber einem erbarmungslosen Richter sah, da fühlte sie, daß es noch eine Steigerung gebe, und daß sie diese nicht ertragen könne.

Der Vater hatte ihr verziehen, das Fräulein nicht. Gewiß hatte der Drost nicht minder schmerzlich als sie das Leid empfunden, welches sein Kind ihm angethan, aber er hatte die Liebe gekannt und ihre ganze zwingende Gewalt, er wußte, daß eine eben so starke Leidenschaft ihr das Dasein gegeben, daß sie mit ihrem heißen Gefühl ein Erbtheil von ihm empfangen, daß sie gewissermaßen mit den Fibern seines Herzens gesündigt habe.

Man ist nachsichtiger gegen die Fehler Anderer, welche man selbst besitzt, und beurtheilt strenger die, welche gänzlich außerhalb der Möglichkeit unserer Handlungsweise liegen. Ohne Zweifel hatte Fräulein Ulrike das Kind ihres Bruders geliebt, ja mehr als irgend etwas Anderes in der Welt, aber daß gerade dieses Wesen, welchem sie durch die sorgfältigste Erziehung Alles eingepflanzt zu haben glaubte, was in ihren Augen die strengsten Regeln der Moral und der Weiblichkeit erforderten, gegen dieselben gefrevelt, fand sie ganz unverzeihlich. Es war etwas Strenges, Hartes, Unbeugsames in dieser Natur, ernst wie der Charakter ihres Heimathlandes, starr wie sein Winterfrost. Candida hatte dies früher nicht gekannt, nie empfunden. Der Schmerz macht, wie die Liebe, in einem gewissen Grade blind. Candida glaubte, was sie gelitten und ständlich leide, sei so unermeßlich, daß damit die Schuld ausgelöscht sei. Auf die Gesichtspunkte des Stiftsfräuleins aber war sie so wenig vorbereitet, daß sie davor starr blieb, wie vor etwas Entsetzlichem, für sie Vernichtendem. Nur einmal erst hatte sie ver-

sucht, mit Ulrike über das Ganze ihres Schicksals, den Anfang und das unheilvolle Ende zu sprechen. Sie hatte gesprochen wie früher, mit der vollen, überfließenden Aufrichtigkeit ihres lauteren Herzens, aber sie fand sich einem Wesen gegenüber, welches die Liebe nie gekannt hatte, und die Ausbrüche ihres eigenen heißen Empfindens hatten kalte Augen und ein unerbittliches Urtheil gefunden. Und doch ließen nur erst einzelne Aeußerungen des Fräuleins Candida ahnen, in welchem Lichte sie ihr Vergehen sah.

Wieder ertrug sie einige Wochen diesen Zustand. Erst als das Fräulein begann, mit ihr eine Art Correctivverfahren vorzunehmen, als sie ihr zu ungewöhnlichen Stunden den Priester zur Beichte schickte, als sie ihr mit seltsamer Härte im Ton und Blick, sie starr anblickend, die Geschichte eines gefallenen Mädchens vorlas — da wurde der heiß vor Indignation erröthenden Candida ihr Gesichtspunkt klar.

Wie ein einzelner Tropfen den Becher zum Ueberfließen bringt, so ein einziges Wort. An einem Tage, der noch öder und trostloser als die übrigen gewesen, stand Candida am Fenster und sah in die Landschaft hinaus, verzehrt von Qualen, in tödtlicher Sehnsucht nach dem einzig Geliebten. Ulrike, welche unbemerkt eingetreten war, sah sie dort stehen, so jung, so trostlos, so blaß — — —

Uebermannte sie auch ein Gefühl der alten Zärtlichkeit für sie, wollte sie vergeben und das alte freundliche Verhältniß herstellen? Sie trat zu ihr, legte ihre Hand um ihren Leib und sagte:

„Hast du den Unwürdigen nun ganz vergessen, Candida?"

Candida zuckte und entzog sich dieser Hand, als habe eine Natter sie gestochen. Sie sah die Tante an, als habe sie nicht begriffen, was sie sagen wollte. Tante Ulrike wiederholte in trockenem Ton, mit denselben Worten genau dieselbe Frage.

„Ich sollte meinen Gemahl vergessen?" sagte mit zitternder Stimme Candida.

„Deinen Gemahl?" erwiederte voll Verachtung das Fräulein. „Du bist betrogen, Candida, du warst nicht verheirathet, und dies war auch die Meinung deines Vaters," fuhr sie mit hartem, unerbittlichem Tone fort.

Candida fiel wie vernichtet auf ihre Knie. „O nein, nein —" waren die einzigen Worte, welche sie hervorzubringen vermochte, die Hände wie abwehrend ausstreckend. Dann sank sie ohnmächtig zusammen.

Jetzt bereute Ulrike ihre Härte — aber der Schlag war gefallen. Candida duldete still, wie ein Lamm, ohne ein weiteres Wort der Erwiederung, ohne Klage, aber sie konnte so nicht weiter leben, das fühlte sie. In dieser selben Nacht reifte der Entschluß, welcher längst in ihrer Seele gelegen hatte. Zwischen ihr und der einzigen Person, die ihr noch in der Welt nahe stand, war mit diesen erbarmungslosen Worten ein Abgrund aufgerissen, den nichts mehr auszufüllen vermochte. Sie war entschlossen — Ihn suchen oder den Tod.

XII.

Entschluß.

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer — —"

Candida verhehlte sich nicht, daß die äußeren Schwierigkeiten dieses Entschlusses sehr groß sein würden, aber in dem einen Gedanken verschwanden sie alle. Das Unglück hatte sie ihren Jahren vorausgereift. Andere hatten bisher für sie gehandelt, jetzt wo dieser Moment an sie herantrat, fand derselbe sie fertig, umsichtig. Noch einmal überdachte sie in jeder Richtung ihr seltsames Schicksal. Sie war noch nicht majorenn und obwohl durch das Testament ihres Vaters im Besitz reichlicher Mittel, noch nicht unumschränkte Herrin ihres Besitzes. Nun giebt es ja ein Gesetz, nach welchem, wenn die Nothwendigkeit es erheischt, eine Großjährigkeitserklärung vor dieser Zeit erfolgen kann, und sie hätte für diesen Fall auch das Fräulein, welcher nur bis zu ihrer Majorennität der Aufenthalt im Schlosse testamentarisch bestimmt war, veranlassen können, denselben mit der Stiftsstelle, die sie besaß, zu vertauschen. Aber gerade das wollte Candida nicht. Es war etwas unendlich Mildes und Gütiges in ihrer Natur und es scheint der bittere Ernst des Schicksals doch nur diejenigen hart zu hämmern, in deren Charakter von vorn herein die Härten lagen. Für sie blieb Ulrike immer die Pflegerin ihrer Kind-

heit, die Freundin ihrer Jugend, und je unmöglicher es ihr jetzt wurde mit ihr zusammen zu leben, desto entschiedener verwarf sie den Gedanken, ihrer äußeren Existenz eine Schwierigkeit zu bereiten. Sie wollte sie hier lassen, wo die Wurzeln ihres Daseins hafteten, wo sie ihre Beschäftigung und ihr Behagen hatte — aber dann mußte sie selbst gehen. Das Wort, das diese strengen Lippen gesprochen, hing wie ein feuriges Schwert über ihrem Haupt und über jenem ihres Kindes. Ihre Niederkunft stand nahe bevor, dies beschleunigte ihren Entschluß. Konnte sie bleiben an einem Orte, wo dieses Kind, dieses letzte Kleinod und Pfand von ihm; an der Schwelle des Daseins, von der einzigen Person, welche ihr verwandt war, als illegitim, als ein Kind der Schuld empfangen wurde? Nimmermehr. Was dieses Wort in der Gesellschaft, der sie angehörte, bedeutete, wußte sie nur all zu wohl, wenn auch nur dann und wann ein Urtheil über einen solchen Fall an ihr jungfräuliches Ohr gedrungen war. Sie hatte mit Ulrike nicht über ihren Zustand gesprochen, bedurfte es der Worte? Wer kann sie schildern, die Bitterkeiten, die Befürchtungen, wenn einmal die Kränkung den erbarmungslosen Lippen entflohen ist?

In jeder kleinsten Handlung, in jeder Miene, in jedem Worte glaubte sie etwas Verachtungsvolles zu sehen, sie, die jetzt so sehr auch der körperlichen Pflege bedurft hätte. Ihre überreizten Nerven, ihr sehr zarter Körper, ihr leidendes und zerstörtes Gemüth vergrößerten noch ihre Furcht. Weit in die Zukunft dachte sie hinaus. Wer gab ihr die Sicherheit, daß nicht mit der erwachenden Intelligenz des Kindes ein einziges furchtbares Wort, von den fanatischen Lippen gesprochen, seine Jugend zerstören und auf die Stirn seiner Mutter das Kainzeichen drücken könne? Ihr graute.

Als Frau hätte Candida Vieles erdulden können, aber im Hinblick auf ihr Kind regte sich etwas noch nie Empfundenes in ihrer Seele, der Stolz ihres Namens und ihres Geschlechts, die Grundsätze alter Aristokratie, welche sie von ihrem Vater hatte. Ehre, Namen, das Wappen ihres Hauses, welches ihr Fehltritt, wenn sie einen solchen begangen, befleckt haben würde, Alles das stand wider sie auf und forderte Genugthuung.

Wenn unter Männern ein Wort der Kränkung gesprochen wird, welches das Mark des Lebens, die Ehre des Anderen verletzt, so antwortet er mit dem Degen.

Aber wenn ein Wort tödtlicher Beleidigung leise von bleichen, weiblichen Lippen fällt, so giebt es dagegen keine Waffe, es bleibt wie ein langsam schleichendes Gift in den Adern des Beleidigten.

In diesem Falle befand sich die gequälte Frau. Konnte sich nicht täglich, stündlich eine Scene der Art wiederholen? Sie fühlte, daß noch eine solche Erschütterung ihr und des Kindes Leben auf das Spiel setzen würde. Sie durfte nicht zaudern. Die äußeren Angelegenheiten waren in den besten Händen, und standen für ihre und des Kindes Zukunft so sicher, daß sie in dieser Richtung keine Befürchtung zu hegen brauchte. Der alte Verwalter, welcher schon ihre eigene Kindheit bewacht hatte, war ihrem Vater bis in den Tod ergeben gewesen, er hatte schon zu seinen Lebzeiten fast alle Geschäfte allein besorgt. Es war keine Gefahr vorhanden, daß er nur das Geringste veruntreuen werde, im Gegentheil wußte sie wohl, daß er Alles viel besser und vortheilhafter als sie selbst besorgen werde.

Doppelt konnte sie aber beruhigt sein, wenn auch Ulrike blieb; denn wie unerbittlich diese auch in ihren Grundsätzen sein mochte, eben so starr war sie in ihrer Gewissenhaftigkeit und Pflichterfüllung. Die häuslichen Interessen waren in ihren Händen vollständig geborgen.

Zum zweiten Mal verließ Candida das Vaterhaus, hinweggetrieben durch die unerträgliche Wucht der Umstände in eine fremde Welt, mit einer vagen Hoffnung, an der ihr Leben hing. Allen Eventualitäten ausgesetzt, welche eine alleinstehende Frau bedrohen, Mißdeutungen aller Art, die so natürlich sind, wenn den Augen der ruhig so hinlebenden Menge etwas Ungewöhnliches begegnet. Und wohin wollte sie gehen? Hatte sie eine bestimmte Idee, war irgend welche Kunde seitdem von ihm gekommen? Keine. Unendliche Tage hatte sie an dem großen Bogenfenster gesessen, den Augen der Eintretenden durch die Vorhänge halb versteckt, und hatte hinausgestiert auf den Weg, bis nichts mehr

zu hoffen war, der müde Tag sich neigte und versunken war wie die anderen in das Meer ihrer Schmerzen.

Aber Candida hatte ein Ziel, ohne daß sie mit Gründen bestimmt zu sagen gewußt hätte, warum? Es war Italien. Es giebt in uns seltsame Vorgefühle, welche sich in sensitiven Naturen bis zur Clairvoyance steigern können; oder ist es, wie Schopenhauer sagt, nur eine Art gesteigerter Seelenthätigkeit, welche unter gewissen Umständen eintritt, so daß wir nur sehen, was durch die innig zusammen hängende Kette der Umstände bedingt, schon als fertige Nothwendigkeit vor uns liegt?

In diesem Falle würde unser freier Wille nur darauf ruhen, daß wir nicht *wissen*, was geschehen muß?

Candida wußte, daß Alfonso nach Italien gegangen sei und doch hatte sie dafür kein unumstößliches Indiz, welches sie Anderen als Grund für ihre Entfernung hätte mittheilen können. Alfonso war Italiener und er hatte ihr gesagt, daß Neapel seine Heimath sei. Sie hatte noch einen anderen Grund, nach Italien zu gehen. Sie wollte, daß ihr Kind auf italienischem Boden geboren würde, dem Vaterlande ihres Gatten, dem sie es dereinst in die Arme legen zu können hoffte. Es war mitten im Winter, der Februar hatte streng begonnen, es drohten manche Schwierigkeiten, aber es blieb ihr keine Wahl.

Candida machte alle Vorbereitungen der Reise und der langen Abwesenheit mit großer Umsicht. Sie setzte den Inspector der Drostei von ihrem unumstößlichen Entschluß in Kenntniß und versah ihn mit alle den nöthigen Vollmachten von ihrer Hand für lange Zeit. Erst als Alles bereit war, machte sie dem Fräulein die Mittheilung.

Jetzt brach das starre Eis, jetzt wandelte die jungfräuliche Härte sich in heißes Mitgefühl, jetzt dachte Ulrike plötzlich an die Tage und Nächte, wo sie an einer Wiege gesessen hatte. — Jetzt dachte sie, daß sie es verschulde, wenn nun ihr Alter vereinsamt sei, wie ein süßes Kindeslächeln und der herzerquickende Laut einer Kinderstimme diese melancholischen Hallen erheitert haben würde, jetzt endlich brach es über sie wie ein schwerer Vorwurf herein, daß sie es sei, welche das Kind des Hauses durch ihre Strenge aus dem Vaterhause vertreibe — aber jetzt war es zu spät. Candida war unerschütterlich. Sie hatte neben der größten Milde und Weiche des Herzens in ihrem Charakter etwas von der Energie ihres Vaters und jene Art von Geduld, welche sich wie ein elastisches Band bis zu einem äußersten Grade ausdehnt, aber einmal gerissen, sich nie mehr zusammenheilen läßt. Auch fühlte sie jetzt, daß keine Kränkung, die von Fremden kommt, je so weh thun könne als die, welche von den Nächsten, von den Angehörigen, von der Familie uns zugefügt wird, die unsere natürlichen Vertheidiger sein sollten und an uns glauben, selbst gegen das Verdammungsurtheil der Anderen.

Nun drang das Fräulein in sie, daß sie ihr gestatte, sie zu begleiten. Auch das mußte sie verweigern. Stolze Naturen ertragen das Mitleid nicht. In dem plötzlich veränderten Wesen der Tante war es auch jetzt nicht das Verständniß, welches sie berührte, es war etwas wie christliche Barmherzigkeit, etwas wie Duldung, es war alles Andere als das, was allein ihrem wunden Herzen Linderung hätte geben können.

So gleichgültig auch Candida gegen ihr eigenes äußeres Geschick war, so wenig war sie es gegen dasjenige ihres Kindes. Es lag ihr Alles daran, ihm den väterlichen Besitz ungeschmälert zu erhalten. Sie wußte, daß, selbst wenn durch ihre Schuld ein Flecken auf seinem Namen haften sollte, dies in den Augen der Welt, wie diese nun einmal ist, durch Besitz, Stellung und Reichthum ausgelöscht werden könne. Wie sehr auch Candida dem Verwalter der Drostei, dem treuen Ergebenen ihres Vaters vertraute; er war alt und es war besser, wenn die ganze Verantwortlichkeit nicht auf zwei Augen ruhte. Mit diesen Gründen gelang es endlich, das Fräulein zu beruhigen, und Candida reiste ab.

XIII.

Jenseits der Alpen.

> „O brich nicht, Steig, du zitterst sehr!
> O, stürz' nicht, Fels, du dräuest schwer!
> Welt, geh' nicht unter, Himmel, fall' nicht ein,
> Bevor ich mag bei dem Liebsten sein!"

Candida hatte einen alten treuen Diener ihres Vaters mit sich genommen,

aber sie hatte sich doch die Schwierigkeit einer Winterreise über die Alpen nicht so groß gedacht. Der erste Anblick der blauen fernen Alpenkette, so gewaltig und zugleich so erhebend, machte ihr einen unauslöschlichen Eindruck. Sie erreichte das Ende der Eisenbahnstation, der Gotthard lag vor ihr und die Postfahrt erwartete sie.

Grandios und majestätisch ist der Anblick des Schweizer Hochgebirgs im Winter. Damals war der Bau der Eisenbahn über diese Gebirgsriesen noch nicht begonnen worden, es wird immer eine Menge Personen geben, die sich lieber den Posten und der Sicherheit der prächtigen Gebirgspferde, die nie einen Fehltritt machen, anvertrauen, als der mechanischen Kraft, und diesen Conducteuren, wie aus Stein gehauen, wettergebräunt, freundlich, sicher und im Kampf erprobt mit allen Dämonen der wilden Naturgewalten.

Aber diese Reise sollte nicht so ohne weitere Schwierigkeiten verlaufen. Die Posten hatten eine gute Strecke zurückgelegt, und waren bereits hoch, als eine Schneewand von zehn Meter Höhe sich vor den Blicken der erschrockenen Reisenden erhob. Die Posten hielten, der Conducteur trat an den Wagenschlag. „Wir müssen in Schlitten weiterfahren, wollen Sie gefälligst aussteigen," sagte er. Candida erschrak. Wenn man auch an nordische Schlittenfahrten gewöhnt ist, dies ist auf den ersten Blick eine andere und viel ängstlichere Sache als in der Ebene fahren. Es schien, als könne die ganze Schneemasse, in welche die Schlittenbahn wie in Fels gehauen war, herabrutschen wie eine Lawine. Aber die sicheren und ruhigen Mienen der Conducteure, der Postillone und der anderen schon routinirten Reisenden beruhigten sie. Eine Gefahr, welche man mit Vielen theilt, scheint minder groß.

Man war an der Station, wo die Posten hielten, augenscheinlich an diese täglichen Schlittenfahrten gewöhnt, Alles war bereit. Dreißig kleine Schlitten, jeder für zwei Personen und mit einem Pferde bespannt, standen da. Candida, allein um ihrer Lage willen besorgt, glaubte sich nicht warm genug für diese Reise versorgt, aber diese Befürchtung war unnütz. Denn jeder Schlitten hatte weiche wollene Decken, Fußwärmer und alles Nöthige, und jeder Postillon schien das Amt zu haben, die beiden Insassen seines Schlittens mit diesen warmen Utensilien sorgfältig zu umhüllen und zuzustopfen. Kaum waren mit großer Schnelligkeit die dreißig Schlitten ausgerüstet, als die Reise begann. Es war eine wilde Fahrt. Die dreißig Schlitten dicht einer hinter dem anderen. Candida fühlte immer den warmen Hauch des Pferdes des nächstfolgenden. Zuerst war sie erschrocken, aber da sie sah, daß es immer wieder bei jedem Halt seinen Kopf an ihre Schulter drückte, und daß es nur die menschliche Wärme sei, welche es suche in der eisigen Kälte, ließ sie ihm das Vergnügen dieser friedlichen Liebkosung.

Wie Pfeile flogen die Schlitten die weißen Abhänge hinab, Candida mußte zuweilen die Augen schließen, um die Abgründe nicht zu sehen, die zu ihrer Seite gähnten. Es wurde immer schlimmer, Schneegestöber und Sturm, das Krachen, Heulen und Pfeifen des Windes, das wilde Tosen und Rauschen der Wasserfälle und Bergströme, das ferne Donnern der Lawinen, es hätte wohl ein muthigeres Herz in Schrecken setzen können. Welche Nacht! Sie hatten endlich die Schlittenfahrt vollendet und stiegen wieder in die wärmeren Postwagen, aber es war, als ob alle Dämonen losgelassen wären und als ob die Wagen umstürzen müßten vor dem dahinrasenden Schneesturm.

Und nach dieser Nacht der wilden Naturrevolution, in Kälte, Schnee und Eis, nach der ermüdenden Postfahrt, ein Morgen, ein Erwachen in der vollen Frühlingspracht der italienischen Landschaft. — —

Die Luft, balsamisch mild und weich, erquickt wie Lebenswärme die erstarrten Glieder, die graziösen Geranke des jungen Weins bedecken die Hügel, blühende Cameliengebüsche an ihrem Fuße, der Glanz der Farben erquickt Augen und Herz und bald zeigt sich der blaue Spiegel des Lago Maggiore. Die freundlichen weißen Orte bauen sich zu beiden Seiten auf, überall winkend freundliches, heiteres, voll pulsirendes Leben.

Candida vertauschte die Post mit dem Dampfschiff. Es durchschnitt schnell und stolz die smaragdklare Fluth. Zu müde und erschöpft, selbst zum Denken, sog sie die Brust voll von der stärkenden Luft,

und ließ die Blicke über die Landschaft schweifen. Und plötzlich tauchte sie auf, die Isola bella. Sie winkte ihr wie ein wonnevolles Asyl um auszuruhen. Und wirklich fühlte sie ihre Kräfte über das Maß erschöpft und empfand dringend die Nothwendigkeit, sich für einige Tage Ruhe zu gönnen.

Sie beschloß zu bleiben und stieg ans Land. Die zauberhafte Insel empfing sie, die Sinne mit märchenhaftem Reiz gefangen nehmend.

Und hier war es, wo sie für Monate von den Leiden der Seele Ruhe fand, weil neue ungekannte Emotionen sie ganz in Anspruch nahmen und das vegetative Leben sein Recht forderte. Hier wurde nach wenigen Wochen ihr Knabe geboren, und zum ersten Mal spielte wieder ein Lächeln über die bleichen Lippen der jungen Mutter, als seine feine Stimme das Licht begrüßte.

Welch eine zauberische Wiege hatte ihm das Geschick bereitet! Unter Blumen, unter Düften, unter dem Blüthenschmuck des Frühlings, unter dem Liede der Nachtigallen. In ihrem vollsten Festkleide empfing ihn an der Schwelle des Daseins die Natur, die immer reine, wohlthätige! Und wie fremdlich berührte Candida die naive Güte der Inselbewohner, lästig vielleicht für Gesunde und Glückliche, aber ach! wohlthuend für ein armes zertretenes Herz. Die Fischer, die guten Frauen und Mädchen brachten Alles, was der Fremden und dem Kleinen nöthig war, nur eine Wiege war in diesem Lande des Segens nicht disponibel, und sie brachten, mit Blumen ganz bedeckt, eine Getreideschwinge als erste Wiege, nicht ahnend in ihrer Güte, daß sie damit einen Gebrauch der antiken Welt erneuerten; denn die Ceres, die Spenderin des Korns, hatte den griechischen Frauen die Wiege in dieser Form als Symbol des Segens gegeben. Sie hefteten geweihte Palmzweige über die Schwelle, der Priester kam, um das Haus zu weihen und am ersten Sonntag schloß er in sein Gebet für Alle das Gebet um Segen für die Fremde und: il suo bimbo. Fern vom vorgeschriebenen Ritus der officiellen Kirche, erfinden diese Dorfbewohner oft die rührendsten Formen kirchlichen Brauchs.

Aber nach diesen ersten Eindrücken, wo Candida wie verloren vor der Wiege auf ihren Knien lag, wie anbetend vor dem Wunder der Menschwerdung, seine Händchen betrachtend, das Gesicht, den rosigen Mund, die zarte Haut, ach! und die Augen — seine Augen — kamen Tage schwerer Krankheit. Die Natur in ihren wunderbar erfinderischen Heilcuren weiß immer die richtigen Mittel zu finden. Vielleicht war es nöthig, nach den übermäßigen Aufregungen die überreizten Nerven der jungen Mutter für eine Spanne Zeit in Lethargie und Bewußtlosigkeit zu tauchen. Das Fieber überschattete sie mit düsteren Flügeln der Gefahr.

Da Candida eine große Furcht vor einem fremden Arzte hatte, so hatte sie ihrem Diener verboten, einen solchen aus einem der benachbarten Orte zu holen. In diesen Tagen trat der herrliche Greis an ihr Lager, der fortan in ihrem Leben eine so tröstende und wichtige Stelle einnehmen sollte. Wie einer der griechischen Weltweisen erschien er ihr, wie eine freundliche Erscheinung des Lichts und redete zu ihr in den sanften Lauten der Muttersprache, die Paroxysmen des Fiebers beschwörend.

Salvatore nannten ihn die Leute, die Fischer und Frauen, weil er für Jeden ein gutes Wort oder ein heilendes Mittel hatte. Er war ein deutscher Botaniker und Arzt, aber mehr als Beides, ein Philosoph. Er war hierher gekommen, um schwere Schicksale zu vergessen, er hatte dem Fürsten der Insel Dienste geleistet und dieser ihm lebenslang dieses Asyl geboten, um den Gelehrten dort zu fesseln. Hier hatte Salvatore mit seiner Gattin gelebt, und als sie starb, war in dem kleinen Hause Alles so eingerichtet geblieben und er führte sein beschauliches Leben weiter. Dieser Mann, nach einem Leben der reichsten Erfahrungen in der großen Welt, war der feinste Psychologe; er erkannte sofort in den Zügen dieses Frauenantlitzes die edle und engelreine Menschennatur. Den ersten Weg, welchen Candida nach der schweren Krankheit, den Knaben auf dem Arm, mit ihm machte, war nach seinem kleinen Hause, unter dem Schatten der Palmen. Ein Cameliengebüsch schloß es wie eine Blumenmauer ab von den Blicken der Fremden, welche die Insel besuchten. Eine dichte Wand von ranken-

den Rosen stieg bis zum oberen Stock und behing es mit Schleiern von rothen, gelben und weißen Blüthen. Ein buntgestickter Teppich von Frühlingsblumen umgab es rings, Veilchen sandten ihre süßen Düfte, die Magnolien glänzten im Sonnenschein und dehnten ihre braunen, schwellenden Knospen, Lachtauben girrten ihr zärtliches Lied und die Nachtigallen, welche hier ihren Winteraufenthalt nehmen, flöteten in langgehaltenen Tönen. Milde Lüfte fächelten die bleichen Wangen Candida's und die rosigen des Kindes, und wo der Blick frei war, glitzerte durch säuselndes Laub der blaue See.

Isola bella — — Ja wahrlich, Stärkung und linder Balsam für ein wundes Herz. Hier verlebte Candida die ersten Wochen nach ihrer Krankheit. Sie hatte eine der hochgelegenen Villen am Seeufer, gegenüber der Isola bella gekauft, aber für jetzt verweilte sie nur Tage dort, denn der gütige Arzt, welcher sie und den Knaben vom ersten Tage an mit der Zärtlichkeit eines Vaters behütet hatte, fand, daß sie Beide seiner und ärztlicher Hülfe noch nicht entbehren konnten, und daß es besser sei, wenn der Kleine in dieser sonnigen Atmosphäre, unter diesen würzigen Lüften bleibe, als drüben am Ufer, wo es noch kühler und den Schweizer Gebirgen näher war.

Candida hätte selbst nicht zu sagen gewußt, was ihr so rührend in dieser wonnevollen Einsamkeit ans Herz drang. War es nur der Contrast zu der unermeßlichen Qual der letzten Monate, war es die Güte des Greises, die sie an den Vater erinnerte, oder war es das Glück, den Lebensanfang ihres Sohnes so in Licht getaucht zu sehen?

Das ist eines der großen Gesetze der allweisen Natur, daß die Frau in den ersten Wochen der Mutterschaft nichts denkt, als ihr Kind, als das physische Wohl des Lebendigen, das Gott ihr ans Herz gelegt hat. Sie glaubte um des unschuldigen Wesens willen habe Er Barmherzigkeit an ihr geübt, daß er sie ausruhen lasse. Und es schien ihr seine Fügung, daß er sie diesen Mann finden ließ, so wahrhaft evangelisch in seiner stillen Güte, wie einer der Weisen, von welchen die indischen Sagen berichten, die an der Urquelle getrunken haben, aus welcher alle die weltbewegenden Religionen geschöpft haben.

Salvatore lebte hier seinen Büchern, seiner ärztlichen Kunst, der Botanik, verehrt wie ein Heiliger fast von Allen, welche sich ihm nahten. Es giebt zuweilen inmitten der Ueberfeinerung und Corruption der Gesellschaft von jenen Menschen, die übrig geblieben zu sein scheinen aus einer besseren Zeit, die das Gute um des Guten willen thun und nicht um Dank.

Diese Frau schien ihm wie gesandt, seines Rathes bedürftig, ihm dafür ihre feine und gebildete Gesellschaft gewährend, und ihn durch ihre reine Gegenwart erfreuend. Wie wußte er Alles für das Kind, nicht allein so wohlthätig, auch so schön einzurichten. Er gehörte zu denen, welche glauben, daß der Mensch nicht vom Brot allein, sondern von Höherem lebt, daß Körper und Seele wechselseitig ihr Gedeihen finden müssen, um das Gleichgewicht aller Kräfte und die schöne Harmonie des Ganzen zu ermöglichen.

Candida's empfänglicher Geist begriff wie durch Inspiration die Lehren, welche von seinen Lippen flossen, begleitet von dem milden Strahl seiner klugen und gütigen Augen. Warum ist es für eine stürmische Jugend so unbeschreiblich wohlthuend, mit dem Alter zu verkehren? Weil alle diese Stürme hinter ihm liegen, weil es geläutert über den Gewittern steht und von ihren Leidenschaften nicht mehr berührt wird.

Und wie lieblich war Alles ringsum, wenn sie, den Knaben am Busen, neben ihm saß und seinen Worten lauschte. Leise wiegten die Palmen ihre Fächer über ihnen, die Tauben kamen dicht heran, und auf dem smaragdnen Rasen weidete die weißschimmernde Kuh, welche dem Kinde ihre Milch gab, und die der hütende Knabe, da sie die einzige der Insel war, immer mit einem Zweige von grünen Ranken schmückte, während er ihr auf die Hörner Spitzen von Goldblech steckte.

Oder wenn sie in der Gondel ans jenseitige Ufer fuhren, um in den Gebirgsabhängen spazieren zu gehen. Dann wurde noch die kleine Tochter des Gärtners der Isola bella mitgenommen, und drüben stand der Esel bereit mit zwei zierlich geflochtenen Körben, und in diese, mit Blumen ausgepolstert, wurden die Kinder gesetzt.

So machten sie weite Wanderungen bis zum Rande des Hochgebirges, durch die lieblichen offenen Gärten mit Mais-, Reis- und Olivenpflanzungen, nirgend mit Mauern karg verschlossen, überall die offenen Wiesenpfade, meilenweit sich hinschlängelnd. Der Duft des Grases, der frische Waldesodem an den murmelnden Quellen und der Anblick der spielenden Kinder auf dem schwellenden Moosteppich waren Labsal für Candida's Augen.

An einem solchen Tage, wo sie am Rande des Waldes saßen, und zwar durch Zufall dem breiten Spazierwege, der um den See führt, so nahe, daß sie ihn deutlich übersehen konnten, hielt Candida den Knaben an der Brust, und ganz mit ihm beschäftigt, wandte sie nur mechanisch den Kopf, als das Geräusch von leichten Pferdehufen an ihr Ohr drang. Sie hatte so lange verzweifelte Stunden auf dieses Geräusch gelauscht, daß es jedesmal, wenn es sie berührte, sie erzittern machte.

Eine glänzende Cavalcade kam von ferne auf der Straße heran, hundert Schritte von ihnen und sehr deutlich erkennbar. Eine Dame mit wallendem Federbusch, auf prachtvollem Pferde, und ein Cavalier dicht neben ihr, ein glänzendes Gefolge von Herren und Damen. Aber die Beiden, von den Anderen sich absondernd, ritten immer allein voran.

Es war vorüber, schnell, wie ein Bild, wie eine Erscheinung. Candida saß wie starr, ihre Lippen waren bleich geworden, sie wußte nicht, was sie gesehen hatte, sie fühlte es wie eine Betäubung, wie ein Schwindel, der auf ihren Augen lag. Sie fragte Salvatore, wer die Dame und wer der Reiter gewesen sei? Er wußte nichts. Was kümmerten ihn die Dinge der Welt? — —

Von diesem Tage an war Candida's Ruhe entflohen.

An einem der nächsten Abende waren die Seeufer und die Insel illuminirt. Nur selten, wenn ein Souverän kam, geschah dies, es war ein sehr hübscher Anblick, und alle Bewohner des Sees von nah und fern kamen herbei. Wieder glaubte Candida dasselbe Paar zu erkennen, dicht neben der Gruppe derer, welche das Feuer abbrannten, aber nur dann und wann erleuchtete das rothe bengalische Licht die Alleen und Plätze. Dann lösten sich die einzelnen Gestalten aus der Dunkelheit, aber wie sie auch mit Salvatore alle Gänge des Gartens durchirren mochte, kein zweites Mal wurde ihr der Anblick. Noch sieberischer als zuvor faßte sie die unbestimmte Unruhe. Sie fuhr jetzt öfter hinüber in ihr einsames Haus und sie saß dort wieder lange Stunden, düster sinnend. Sie wußte das Kind in der Sonnenatmosphäre gedeihend, blühend rosig, als gäbe sie ihm ihr Blut, während sie selbst immer bleicher und bleicher wurde. Die Stunden, wo sie ihn in ihren Armen hielt, waren ihr noch geschenkt, aber kaum war sie allein, so brachen wieder alle Martern über ihr armes Herz. Sie begriff nicht, wie sie für Monate einen anderen Gedanken hatte fassen können. Es sauste ihr vor den Ohren, wie wenn kein anderer Laut mehr hineindringen könne, als die geheimnißvolle Stimme, welche immer flüsterte: Ihn suchen — ihn suchen!

Nach einem Tage, den sie ganz einsam drüben in ihrer einsamen Villa zugebracht, hatte sie Stunde um Stunde verrinnen lassen in dem einen Gedanken. Hinausschauend auf den See, hinüber nach Pallanza, nach den Höhen, wo zur Römerzeit ein Tempel der Venus stand, und das Volk von allen Orten herbeiströmte, um der holden Göttin Taubenopfer zu bringen. Weiter hin zu den Schweizer Alpen mit den Schneespitzen, und dann in die blaue Ferne, wo Mailand lag und der Süden. Sie hatte versucht, sich mit der Einrichtung des Hauses und anderen Beschäftigungen zu zerstreuen, aber sie vermochte es nicht, wie verfolgt von Sehnsucht, von Verlangen nach ihm.

Es wurde spät, der Mond stieg auf. Candida graute jetzt plötzlich vor der Einsamkeit in diesen weiten einsamen Gemächern. Sie wollte nach der Insel, sie wollte zu dem Kinde und den Druck seiner warmen Lippen fühlen, um sich wieder zurückzufinden in das warme Leben.

Eine solche Mondscheinnacht am Lago Maggiore muß man gesehen haben, um sich eine Vorstellung zu machen von ihrer magischen Schönheit.

Die Bergkette rings herum gigantisch und dunkel, die Inseln flacher, von dem milden Lichte übergossen, reflectirend in den Bogenfenstern des Schlosses und Silberfünkchen streuend. Der See wie

ein grauer, silberglänzender Spiegel, aber leise bewegt wie von Athemzügen. Dann und wann schnellt ein Fisch hervor aus der schimmernden Fluth, und dann zieht das Mondlicht um ihn seine Kreise. Hin und wieder wie ein trübes Irrlicht das Lämpchen einer Fischerbarke der Lachsfischer, die immer Nachts ausfahren, und ein langhallendes, melancholisches Tönen wie ein Gesang unterbricht zuweilen die Stille der Nacht. Candida saß in ihrem Nachen, der leise wiegend, lautlos dahinglitt. Der Gondolier, von instinctiver Empfindung für die Schönheit seines Sees, war mitten in den breiten Silberstreif gefahren, den der Mond, noch tief am Horizont stehend, in schrägen Strahlen über den See ergoß. Candida war wie geblendet vom Licht und von der Schönheit dieses Bildes, welches, wie man es auch mit Worten zu beschreiben versucht, man doch nur in den äußeren Umrissen geben könnte, da sich jenes wunderbare Etwas geheimnißvoll den Sinnen nicht mittheilt. Das leise Tönen in der Luft, ob vom Plätschern des Wassers, ob vom Geflüster der Nebelfrauen und Wassernixen, der beinahe betäubende Duft der Magnolien und Orangen, der von den Inseln über den See strömt, die Zusammensetzung dieser Luft, die wie Champagner und die kostbaren Narkosen des Orients auf die Sinne wirkt. Dann und wann, wenn die Gondel sich den Inseln näherte, drang der klagende Laut einer Nachtigall zu ihr. Candida blickte über den Rand der Gondel in das Wasser. Es war so hell beleuchtet, daß sie die Fische spielen sehen konnte, und ein müder Schmetterling, von der Helle getäuscht, taumelte in die Fluth. Und dann war es, als ob sie tief auf dem Grunde ein Antlitz sähe, bleich, immer dasselbe, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Es waren seine Züge, es war der Mund, es waren die dunklen Augen, aber Alles schmerzverzerrt, wie ihr eigenes zerrissenes Herz. Sie streckte die Arme aus, eine namenlose Sehnsucht erfaßte sie, Alles, was in ihr empfinden konnte, was jung, heiß, liebend war, drängte sich in wilden Wogen an ihre Sinne.

Dann glaubte sie plötzlich das leise Plätschern eines anderen Nachens zu hören. Sie richtete den Kopf auf. War es von dem langen Niederbeugen, oder war es unter den Wogen ihres erregten Blutes, sie sah jetzt nichts mehr deutlich, Alles war wie in einem Silbernebel verschwimmend, es drehte sich mit ihrer Gondel im Kreise. Und doch — war das nicht eine zweite Gondel, welche ihr folgte, aber jetzt lautlos, wie ein Geisterschiff, ohne daß sie die Ruderschläge hörte? Und darin, mein Gott! welches Bild, welche Gestalt, dann und wann im Silberduft verschwimmend, dann und wann sich wie eine Statue abhebend von dem dunkleren Hintergrunde. Alfonso — Alfonso — — Candida glaubte ohnmächtig zu werden, sie wußte nicht, ob sie träume oder wache. War es eine Erscheinung ihrer aufgeregten Sinne? Zuweilen glaubte sie zweifellos deutlich die geisterhafte Gondel zu sehen, und darin den Einziggeliebten; und kaum hatte sie ihrem Gondolier den Befehl gegeben, zu folgen, so verschwand diese aus dem Silberstreif des Mondes hinweg ins Dunkle des Sees, und erschien nur wie ein schwarzer Punkt von ferne. Wenn sie diesem folgte und ihn erreicht zu haben glaubte, so war es eine der Fischerbarken, welche die ganze Nacht den See beleben.

„Ritornare a l'argento, Signora?“ (Ins Silber zurückkehren?) fragte ernsthaft der Gondolier. Candida nickte mechanisch; und kaum war sie wieder von dem Licht umflossen, so wiederholte sich dieselbe Phantasmagorie. Immer deutlicher glaubte sie die geliebte Gestalt zu erkennen, immer unerklärlicher verschwand die Gondel, sobald sie sich zu nähern versuchte; immer unerbittlicher verschwammen die Contouren. War es vom Nebel der Nacht, war es vom Schleier ihrer Thränen? Mitternacht schlug es von den Thürmen der Orte rings um den See. Endete mit diesem Schlag die Geisterstunde, wich vor diesem Ton der geheimnißvolle Zauber? Candida sank erschöpft und schluchzend auf ihre Knie. Als sie sich aufrichtete, plätscherte die Gondel anlegend und sich wendend. Die Ruder fielen stärker ins Wasser, ein leichter Stoß, die Hand des Gondolier streckte sich aus, um ihr beim Aussteigen behülflich zu sein, sie setzte den Fuß auf das blumige Ufer der Isola bella und drückte bald darauf weinend Alfonso's Sohn an ihren Busen.

XIV.

Neapel.

„Oh bella Napoli,
Oh sol' beata —"

Es vergingen wieder einige Wochen, ohne daß es Candida gelungen wäre, eine Aufklärung zu finden. Obwohl sie keine ruhige Stunde mehr hatte, glaubte sie doch kaum, daß es wirklich Alfonso gewesen sei; sie hielt die ganze Erscheinung für eine Täuschung ihrer aufgeregten Sinne. Sie versuchte von Salvatore Auskunft zu erhalten, wer die Bewohner der benachbarten Villen seien, doch führte dies zu gar keinem Resultat. Wie alle gelehrten Leute, die mehr ein Leben nach innen als nach außen führen, bemerkte er wenig von dem, was in der Welt vorging, und bekümmerte sich um die Anderen nur, soweit sie seiner bedurften. Und welch eine Scheu hatte Candida, mit Fremden Bekanntschaften anzuknüpfen. Sie hatte jenen Eigensinn des Unglücks, welcher sich nicht entschließen will, das Schlimmste zu begreifen. Zuletzt war sie fest überzeugt, daß ihr leidendes Gemüth sich bereits in Visionen ergangen habe, und um so entschiedener ergriff sie den rettenden Gedanken, diesem unerträglichen Zustande ein Ende zu machen.

Candida immer zwischen der Sorge für ihren Knaben und der Sehnsucht schwankend, war wie ein Blatt im Sturm, der zu stark war für ihre zarte Constitution. Während der Knabe immer kräftiger wurde, war es, als ob er ihr Leben tränke, und als ob ein Wurm an ihrem Herzen nage.

Salvatore sah es und schrieb diese Veränderung ihrem körperlichen Zustande zu. Er litt nicht mehr, daß sie sich Nachts um den Knaben bemühe, sondern verlangte, daß sie sich die größte Ruhe gönne. Aber Candida wußte nur zu wohl, daß es geistiges Leiden sei, daß sie keine Ruhe, keine Genesung, keine Besonnenheit wiederfinden werde, als bis sie Alles und jedes Mittel erschöpft habe, um Kunde von ihm zu erlangen. Neapel war der Klang, der ihr im Ohre tönte, wie von einer fremden Stimme gesprochen. Sie faßte den Entschluß, direct dahin abzureisen.

Als sie den Knaben am Morgen ihrer Abreise in Salvatore's Arme legte, in dieser wonnevollen Einsamkeit, so wohl behütet, war es ihr, als ob sie das Kind im Paradiese zurücklasse, während sie selbst unter dem Fluch des Menschendaseins hinausgetrieben werde in die heiße Wüste der Welt.

Sie schied, und als vor ihren Blicken die Isola bella verschwand, sank die übrige Welt vor ihr in Nacht, und sie sah nichts mehr als den Stern der Sehnsucht.

Candida zog vor, die Reise zur See zu machen. Das stolze Genua empfing sie und sie bestieg noch an demselben Abend das Schiff. Die Küsten entflohen, es war dunkel, Candida legte sich schlaflos nieder. Die Wogen rauschten an die Wand ihrer Cajüte, die drei Tage der Reise lag sie so zwischen Wachen und Träumen, am folgenden Morgen früh sollten sie in Neapel ankommen. Candida erregte Interesse auf dem Schiffe; ihre Erscheinung, ihre Jugend, ihr vornehmes und doch so einfaches Wesen; der Capitän wußte nicht, was er ihr Alles an Aufmerksamkeit und Freundlichkeit erweisen sollte.

An diesem Morgen klopfte es leise an die Thür ihrer Cajüte, und der Capitän ließ ihr sagen, daß Neapel in Sicht sei. Wie elektrisch von diesem Wort berührt, erhob sich Candida und stieg auf das Verdeck. Der Capitän führte sie auf die oberste Galerie, auf seinen eigenen Sitz, wo er sie, da sie so bleich aussah, sorgsam in seine Decke hüllte. Der Morgen war frisch und welch ein Anblick bot sich den Augen Candida's! Der Golf von Neapel lag noch im halben Dunkel, violett und fast schwarz die Ufer. Und aus diesem Dunkel trat gigantisch der Vesuv hervor. Er hatte einen feurigen Mantel umgeschlagen, denn die noch nicht ganz erkaltete Lava glüht noch lange im Dunkel. Die Rauchsäule war blutroth gefärbt von den Reflexen der Feuer im Inneren des Kraters. Aber jetzt wechselte plötzlich das Bild. Es stieg eine Helle am Himmel auf, vor welcher der Vesuv erbleichte. Ein Meer von Farbentönen überwogte die Landschaft, die Bergspitzen rötheten sich, Sorrent, Capri, der Posilippo, der Golf begannen sich in Licht zu tauchen, und während der rosenrothe Schimmer allmälig schwand, stieg jetzt die glänzende Scheibe der Sonne über dem Vesuv empor, Alles mit Licht überstrahlend. Und in diesem Gluthenmeer, an den schönen Bu-

sen geschmiegt, aufsteigend bis zu den Spitzen von St. Elmo, in unaussprechlicher Schönheit lag vor ihnen das Ziel ihrer Sehnsucht, das schimmernde Napoli! „Man fürchtet einen Ausbruch," sagte der Capitän, auf den Vesuv deutend. Candida lächelte seltsam. Wenn sie auch gewußt hätte, daß die Erde sich öffnen würde, sie wäre doch gekommen, in der Hoffnung, ihn zu finden.

Das Haus, welches Candida in Neapel bewohnte, lag an der Riviera di Chiaja. Sie wußte, daß sie Alfonso in den höchsten Regionen der Gesellschaft zu suchen habe, und daß hier unfehlbar Alles, was Neapel an Aristokratie besitze, sich zeige und vereinige. Sie sah wie ein Bild dieses bunte Schauspiel, das sich gleich am ersten Nachmittag vor ihren Augen entfaltete. Nur das Eine suchend, wie der Fieberkranke, der aus jedem Muster der Tapete, aus jeder Falte der Gardine ein einziges — nur das eine Gesicht hervortreten zu sehen glaubt. Wäre nicht alle ihre Heiterkeit längst dahin gewesen, hätte sie noch ihren offenen Kindersinn von früher gehabt, wie würde dies bunte Treiben sie ergötzt haben, mitten im Winter, wo die nordischen Hauptstädte von Schnee und Eis starren.

In der That ist es kaum möglich, sich ein mannigfaltigeres Bild zu denken, als diesen Corso von Neapel.

Unmittelbar vor den Fenstern der Paläste und stattlichen Häuser läuft die breite Straße, die zur Zeit des Corso nicht ihres Gleichen hat. Von vier Uhr an beginnt das bunte Wogen. Zuerst werden die Augen des Fremden natürlich gefesselt durch die eleganten Equipagen, der neapolitanischen Aristokratie, die Toiletten der vornehmen Damen von großem Luxus, Alles echt, vom smaragdgrünen Sammetkleid und dem Hermelin der Duchesse, bis zu den ponceaurothen Sammetescarpins ihrer Lakaien, und daneben in kecker Extravaganz, bunt wie Papageien in unerhörten Farben, Kleiderformen und Hüten, der geschmacklose Luxus der Halbwelt. Neben diesen wirklichen und falschen Elegants sieht man nun die Fuhrwerke der mannigfachsten Art. Zuerst die Brautwagen. Dies ist die Sitte der neapolitanischen Volksclasse, den Lendemain zu feiern. Am Tage nach der Hochzeit fährt die junge Frau mit vier ihrer Freundinnen, auf das Unglaublichste geputzt, und thurmhoch coiffirt, drei Stunden Corso. Der glückliche Gatte kann ihr, wenn er will, in einem anderen Wagen mit seinen Freunden folgen, aber in dem ihren ist es ihm nicht erlaubt.

Dann die kleinen Wagen, mit einem Esel bespannt, die, bescheiden zur Seite fahrend, das Auge des Reisenden nicht minder interessiren. Denn sie sind auf das Malerischste mit den herrlichen Früchten beladen, welche hier jede Jahreszeit bietet, jetzt die goldene Pracht der Apfelsinen, die conservirten Weintrauben, die indischen Feigen, die Liebesäpfel und der hochrothe und grüne spanische Pfeffer, die Citronen, Mandarinen, und dies Alles besteckt mit Rosen und Camelien bis zu den langen Ohren des Esels.

Endlich die Leichenwagen, die auch nur zur Zeit des Corso fahren. Aber dies darf man sich ja nicht als etwas Trauriges denken, das der Pracht des Corso Eintrag thäte; im Gegentheil, etwas Lustigeres giebt es gar nicht, als ein neapolitanisches Begräbniß.

Der goldene Wagen, in dem nicht der wirkliche, sondern der Paradesarg steht, in den die Leiche nur zur Corsofahrt gelegt wird, ist mit brennend rothem Sammet ausgeschlagen, von Gold überladen, mit vier vergoldeten Pfeilern und der Taube des heiligen Geistes oben darauf. Die Trauerpferde haben hohe Federbüsche und kirschrothe Sammetdecken, und hinter dem Wagen folgen die dienenden Brüder, die Viele aus Abbildungen kennen, und deren Anblick so frappant ist, daß der Tourist immer wieder stehen bleibt, sie zu betrachten. Sie tragen ein weißes Gewand, wie einen Sack mit geschlossener Kapuze, aus welcher nur die Oeffnungen für die Augen herausgeschnitten sind und aus welchen die schwarzen Augen auf das Lustigste in die Welt hinausflackern, was ihnen bei der unbeschreiblichen Heiterkeit des neapolitanischen Lebens eigentlich nicht zu verdenken ist. Als einzige Erinnerung an das Grauen des Todes dient der schmale hölzerne Kasten, welcher auf dem Kopfe eines Gamin hinterhergetragen wird, der letzte Rest irdischer Herrlichkeit, wenn der Verblichene nun dieses letzte Vergnügen der Corsofahrt genossen hat.

Aber auch dieses Memento mori steckt der Neapolitaner lachend ein, der Madonna und den Heiligen dankend, daß er es nicht ist, der begraben wird.

Auf dem Trottoir zur anderen Seite der Riviera di Chiaja promeniren die Elegants, Beaus, Löwen, Flaneurs, Signoris, Dandys, Stutzer und Bummler aller Nationen und dazwischen unfehlbar um Vier die charakteristischen Ziegenheerden, welche die ganze Stadt zweimal des Tages mit Milch versorgen. Sie würde sich beim Tragen nicht frisch erhalten und wird deshalb auf diese naive Weise, welche von den Alten stammt, in die Häuser gebracht, ja da die „Capra“, wie die Neapolitaner sagen, ein kletterndes Thier ist, bis in die dritten und vierten Etagen derselben. Vom Trottoir durch ein Bronzegitter getrennt, immer in grader Linie, schließt sich der Reitweg, welcher den ganzen Tag von eleganten Reitern belebt ist, und erst an diesen der öffentliche Garten, die Villa Reale und das blaue Meer. Dieser Garten ist einzig in seiner Art, nicht allein, weil sich in ihm alle Reize der Natur mit jenen der Kunst vereinen, weil Palmen, Magnolien, Camelien und Lorbeeren auf die Meisterwerke der classischen Skulptur niederschauen, es trägt auch der Umstand dazu bei, daß er die Gesellschaft wie in einem Salon vereinigt, und doch groß genug ist, um sich darin müde zu gehen, und vor Allem mit den Augen den weitesten, prachtvollsten Anblick zu umfassen: Neapel im Halbkreise um den blauen Golf aufsteigend bis Capodimonte, der Vesuv, Sorrento, der Posilippo, und die phantastische Sphynxgestalt der Insel Capri! (Schluß folgt.)

Eine böhmische Woche.

Von

Karl Braun.

Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.
Reichsgesetz Nr. 19, v. 11. Juni 1870.

(Fortsetzung.)

II.

Sowohl die russischen Slavänophilen als auch die tschechischen Schriftsteller zeigen ein wahrhaft excentrisch-krankhaftes Bestreben, dem Volke der Slaven ein möglichst hohes Alter und möglichst leuchtende Tugenden beizulegen, während unsere deutschen Schriftsteller das umgekehrte Bestreben zeigen, die Germanen zu einer Zeit, wo sie schon eine große Rolle in der Weltgeschichte spielen, Ackerbauer und Pferdezüchter waren, Leinwand und Pelze trugen, immer noch als Bärenhäuter darzustellen, welche der Eichelmast obliegen gleich den Schweinen. Selbst unsere verehrlichen Theaterdirectionen führen sie uns noch vor mit einer „Kuhhaut um die schnöden Glieder“, die so drapirt ist, daß die Hörner und die Kuhohren eine, wie es scheint, erwünschte Zierde des menschlichen Hauptes bilden. Möge ihnen Gott dieses mit so manchem Anderen verzeihen!

Ein Russe, Namens Bulgarin, giebt die Scythen, welche nach Herodot damals in den waldlosen Steppen des jetzigen Südrußlands hausten, für Slaven aus — ein handgreiflicher Irrthum! Denn die Scythen eben so wohl, wie die Sarmaten und Hunnen sind nicht slavischer, sondern tatarischer Abkunft und gehören zusammen mit den heutigen Finnen, Magyaren und einigen Stämmen im Innern von Asien zu den Turaniern, oder specieller ausgedrückt zur altai-ugrischen Rasse. Alles, was uns Herr Bulgarin auf Grund seiner falschen Voraussetzung von der großen Rolle erzählt, welche die Slaven während der Völkerwanderung gespielt haben sollen, von einem slavisch-scythischen und einem slavisch-gothischen Bunde, ja sogar von einer Oberherrschaft der Slaven über die Gothen, ist eitel Phantasterei.

Das Erste, was wir von Slaven hören, steht in der „Germania“ von Tacitus, welche keineswegs, wie früher unsere, der germanischen Dinge außerordentlich unkundigen classischen Philologen behaupteten, blos ein aus sittlicher Entrüstung hervorgegangenes Phantasiegemälde ist, das der Verfasser seinen entarteten römischen Landsleuten vorzuhalten für gut fand, sondern eine genaue und zuverlässige Schilderung von Land und Leuten, wie sie Tacitus bei einem Ausflug an den deutschen Niederrhein selbst kennen gelernt oder von zuverlässigen Gewährsmännern dort hatte schildern hören.

Von diesen damaligen „Wenden“, welche Plinius auf das rechte Ufer der

Weichsel versetzt, weiß allerdings Tacitus anfangs nicht recht, ob er sie zu den Germanen oder den Sarmaten rechnen soll, er entscheidet sich aber dahin, daß sie auf keinen Fall zu den Sarmaten gehören könnten; denn, sagt er, sie haben Häuser und feste Wohnsitze und erfreuen sich des Gebrauchs und der Gewandtheit des Fußvolks, bei den Sarmaten aber ist dies ganz anders; denn diese leben ja nur auf dem Wagen und auf ihren Pferden.

Die Kosacken von heute haben diese sarmatisch-mongolischen Lebensgewohnheiten adoptirt. Der Name „Kosack" ist türkisch-tatarischen Ursprungs und bedeutet einen Räuber, oder auch „leichte Cavallerie".

Als im Jahre 1813 die ersten Kosacken nach Preußen kamen, schrieb ein preußisches Blatt von ihnen: „Sie reiten auf kleinen, ruppigen Pferden." Darüber erschrak der Censor. Aus Furcht vor dem Zorne des hohen Alliirten strich er unbarmherzig die beiden Eigenschaftswörter. Die Zeitung brachte demgemäß von den Kosacken nichts als die Nachricht, daß sie — „auf Pferden reiten".

In der That konnte man von diesem Censor sagen: „Du ahnungsvoller Engel du!" Er hat den Unterschied markirt zwischen den Sarmaten (Turaniern), welche „auf Pferden reiten", und den eigentlichen Russen (Slaven), welche „Fußgänger" sind, wie uns Tacitus sagt. Außerdem erzählt er uns nur noch, daß allen Stämmen der Wenden der Schmutz gemeinschaftlich sei („sordes omnium". Germania, 46).

„Es thut mir leid, an dieser Stelle nicht den culturhistorisch außerordentlich wichtigen und bisher noch nicht genügend beachteten Unterschied zwischen Reitern und Fußgängern beleuchten zu können. Er spielt noch bis zur Gegenwart. Der römische Büffelhirt, hoch zu Roß, seine lange Flinte quer vor sich auf dem Sattel; der ungarische „Tschikosch" oder Pferdehirt, welchem zufällig schon bei seiner Geburt ein Fohlen zwischen die Beine gekommen, wie dem Zigeuner bei derselben Gelegenheit eine Fiedel (Violine); — das sind ganz andere Leute als der „göttliche Sauhirt" des Vaters Homeros und der gemüthliche Kuhhirt der deutschen Gegenwart. Jener junge Sauhirt, welchen man fragte: „Was würdest du thun, wenn du König würdest?" und der darauf antwortete: „Ich würde die Schweine zu Pferde hüten," hatte das richtige aristokratische Gefühl. Umgekehrt hatte Morstadt in Heidelberg das demokratische. Dieser etwas cynische, aber witzige Professor lebte mit allen seinen, zum Theil ein wenig an zünftiger Eitelkeit leidenden akademischen Collegen auf dem Kriegsfuß. Einst circulirte ein Subscriptionsbogen unter diesen Gelehrten. Als er an Morstadt kam, hieß der letzte Eintrag: „Prof. v. Leonhard, Ritter." Morstadt besann sich keinen Augenblick; er schrieb darunter: „Dr. Morstadt, Fußgänger."

Jedenfalls muß man diese Unterscheidung festhalten für die Art, wie sich die beiden Rassen in der Weltgeschichte einführen. Die Turanier (Ungarn, Hunnen u. s. w.) kommen zu Pferd, die Slaven (oder wie sie Tacitus und mit ihm bis zum heutigen Tage die Mehrzahl der Deutschen im Osten nennt, die „Wenden") kommen zu Fuße. Die Deutschen aber kommen zu Pferd und zu Fuße gezogen.

Nach Tacitus folgt in der Geschichte der Slaven, wenn man nicht Bulgarin'schen Phantastereien, sondern den historischen Quellen folgt, eine Jahrhunderte lange Pause. Prokop, der Geschichtschreiber des byzantinischen Kaisers Justinianus (im 6. Jahrhundert nach Christus), erwähnt sie. Die Hunnen hatten das Gebiet zwischen dem Dniestr und der Wolga durchstreift und die Gothen vom Don und der Donau vertrieben. In dieses leere Gebiet waren später die Slaven eingerückt. Sie kamen von Osten. Sie waren das supplementäre Volk, das die Strecken ohne Schwertstreich occupirte, welche die anderen westwärts ziehenden Völker geräumt hatten. Prokop schildert sie als uncultivirt, genügsam und schmutzig. Auch er hebt hervor, daß sie, verschieden von den scythischen Völkerschaaren, zu Fuß in den Krieg ziehen, ohne Panzer, nur nothdürftig bekleidet, mit nichts bewaffnet als mit Wurfspießen, weshalb sie auch am Liebsten in Verstecken, Hinterhalten und Wäldern fechten. Ganz ähnlich schildern sie die „Strategemata", welche man dem Kaiser Mauritius zuschreibt und die ebenfalls aus dem 6. Jahrhundert datiren. Sehr kriegerisch waren sie auch damals noch nicht, nur in schlecht vertheidigte Orte wagten sie Ueber-

fälle, wobei sie die Wehrlosen ermordeten und den Raub fortschleppten.

Sie rückten immer weiter nach Westen vor, je mehr die Germanen von dort fortzogen. So schob sich zwischen den Finnen und Letten (die letzteren sind keineswegs Slaven, sondern ein selbständiger uralter Volksstamm) im Norden, und den Byzantiuern und Romanen im Süden ein slavischer Keil in Mitteleuropa vor; er überschritt die Weichsel, an welcher er zu Plinius' Zeiten Halt gemacht hatte; er überschritt die Oder, ja zuletzt auch die Elbe. (Noch heute finden wir auf dem linken Ufer der Elbe, in der preußischen Altmark und der angrenzenden Provinz Hannover vollkommen wendische Dörfer — slavisch nach Bauart der Häuser, Figur des Dorfes, Eintheilung und Configuration der Gemarkung, Sitten und Gebräuchen u. s. w.; nur die Sprache ist deutsch, jedoch mit übriggebliebenen slavischen Worten und Wendungen, und auch das erst seit ein paar Generationen.) Diese Slaven bildeten jedoch damals keinen Staat, keinen Stamm, überhaupt kaum eine fest organisirte Gesellschaft; ihre locker gefügten localen Verbände sind im ewigen Entstehen, Vergehen, Wechsel, Wandel und Wandern begriffen.

Unter Karl dem Großen constatirt noch Eginhard, daß die Saale die Grenze zwischen Deutschen und Slaven bildet (dividit inter Germanos et Sorbos). Von da tritt der Wendepunkt ein. Wie bis dahin die europäische Bevölkerung von Osten nach Westen gefluthet, so entwickelt sich jetzt immer mehr eine Rückfluthung nach Osten; und erst während der hierdurch hervorgerufenen Kämpfe mit dem Westen, mit den Germanen, mit den Christen, finden wir bei den Slaven politische Verbände, welche jedoch außer Stande waren, sich zu einem Gesammtverbande zusammen zu ballen. Die Slaven zwischen Elbe und Oder wurden theils ausgerottet, theils germanischer Oberhoheit und christlicher Cultur unterworfen. Von den wendischen Dynasten verschwand Einer nach dem Anderen. Die Dynastie der slavischen Pommernherzöge starb im 17. Jahrhundert aus. Heute regiert in Deutschland nur noch eine slavische Familie. Es sind die Obotriten in Mecklenburg. Aber auch in slavischen Ländern ist die slavische Dynastie eine seltene Ausnahme, welche meines Wissens nur in Serbien und in Montenegro vorkommt, wenn und soweit dort von einer Dynastie die Rede sein kann.

In der Bevölkerung und in der Flurverfassung Ostdeutschlands tritt heute das slavische Element kaum mehr hervor, als das keltische in Südwestdeutschland. Es ist wahrhaft komisch, wenn ein vermeintlicher „Vollblutdeutscher" aus Schwaben, und wenn auf Grund seiner Autorität einige Franzosen, welche nicht besser unterrichtet sind als er, behaupten, die Preußen seien Slaven, und sich dafür unter Anderem auch auf den Gleichklang des Namens von Preußen, Reußen und Russen berufen.

In der That ist „Russe" nicht der Name der slavischen Bevölkerung dieses Landes, sondern der Normänner, welche wahrscheinlich aus Schweden gekommen sind, um dies Land zu erobern, wie dies Herr Kunik in seinem Buche „Die Berufung der schwedischen Rodsen durch die Finnen und Slaven" nachweist. Wir haben dafür sehr alte und glaubwürdige Zeugen, nämlich erstens die Finnen, welche heute noch Rußland das „Wendenland" (wenne-moa), dagegen Schweden das Russenland (ruotse-moa) nennen, und die Byzantiner, nach welchen die Normannen, die nach Konstantinopel kamen und 839 eine griechische Gesandtschaft zu dem Hofe Ludwig's des Frommen escortirten, sich ebenfalls „Russen" nannten. Ja nach den im Heroldsamte in St. Petersburg aufbewahrten Familiengeschichten (v. Bernhardi, Gesch. Rußlands, Bd. I, Abth. 1, S. 444, Beilage IX) sollen die meisten jetzigen russischen Adelsgeschlechter nicht russischen Ursprungs sein; das eine stammt von einem deutschen Ritter, das andere von einem polnischen „Pan", das dritte von einem tatarischen Häuptling.

Mit dem hohen Alter der slavischen Rasse ist es also nichts. Ebenso zweifelhaft ist es mit dem Capitel ihrer hohen Tugenden, welches in neuerer Zeit Pan Palazky vorzugsweise cultivirt, früher ein verdienstvoller und kenntnißreicher Geschichtschreiber, in neuerer Zeit aber unter dem Einfluß des Parteifanatismus förmlich in eine Essiggährung übergegangen, welche ihre Schärfe bisher vorzugsweise gegen die germanische Rasse richtete.

Neuerdings aber auch wider die Magyaren, so daß es scheint, Pan Palazky ist sich des oben erwähnten Gegensatzes zwischen dem ugrisch-altaischen Reiter und dem tschechischen Fußgänger ebenfalls bewußt geworden.

Nach Palazky ist der Slave der friedliche Träger der Cultur, welcher das derelinquirte Land aufsucht, um es wieder urbar zu machen; der Deutsche dagegen ist der erobernde Barbar, welcher mit Feuer und Schwert erscheint, um jenen Culturmenschen zu depossediren und zu ermorden.

Daran ist freilich insoweit etwas Wahres, als bei jenem Hin- und Herschütteln von Europa, welches die Völker zuerst gegen Westen und dann wieder gen Osten zurückströmen machte, die Slaven, wie es scheint, ohne Schwertstreich in jener Richtung vorgerückt sind; denn die Germanen gingen ja freiwillig ein Haus weiter nach Westen; und die Geschichte weiß uns nichts von Kämpfen zu melden. Dagegen die Rückströmung nach Osten lief nicht ab ohne heftige Kämpfe zwischen Deutschen und Slaven. Wären aber die Deutschen nicht mit Gewalt von Westen her zurückgedrängt worden, so hätten sie wohl auch nicht mit Gewalt nach Osten gedrängt; in Alledem spricht sich nicht der Charakter der Nation, sondern die jeweilige Fluctuation aus, welche auf elementaren Gesetzen beruhte. Auch führten die Deutschen nicht blos ein langes Schwert, sondern auch einen scharfen und tiefgreifenden eisernen Pflug, während der schwache hölzerne Pflug der Slaven die Erde nur sehr oberflächlich ritzte. So kam es, daß der eigentlich fruchtbare schwere Boden erst von den Deutschen cultivirt ward, während die Slaven sich nur in leichtem und sandigem Erdreich angebaut hatten. Dies ist namentlich nachweisbar in Schlesien.

Acte wilder Grausamkeit meldet uns übrigens auch schon die ältere slavische Geschichte. Was aber insbesondere die Tschechen anlangt, so hat keines der leider so zahlreichen blutigen Blätter der Geschichte solche Gräuel aufzuweisen, wie die Zeit der Hussitenkriege. Noch heute nennt der fränkische Bauer im westlichen Böhmen (bei Eger, Karlsbad, Elbogen u. s. w.) den Namen „Schischka“ (Ziska) nur mit Schrecken und Abscheu.

Der Gegensatz zwischen Deutschen und Slaven, auch in Böhmen, beruht nicht auf der kriegslustigeren Laune der Einen und der Friedensliebe der Anderen. Er beruht vielmehr auf der Verschiedenheit der Organisation der wirthschaftlichen und bürgerlichen Gesellschaft. Der Slave hat an seiner socialen Leiter nur zwei Sprossen, der Deutsche hat deren drei. Die slavische Bevölkerung besteht nur aus Herren und Knechten; die deutsche aber hat zwischen diese beiden Schichten noch eine dritte dazwischen geschoben; bei ihr steht von Alters her zwischen dem Adel und dem Bauer der Bürger. Damit hängt es denn auch zusammen, daß der Slave durchschnittlich nur Diener ist oder landwirthschaftliche Arbeit betreibt. Handel und Industrie, die Aufgabe der Städte, sind ihm fremd. Da aber in der modernen Gesellschaft eine wirthschaftliche Mittelstelle absolut nicht entbehrt werden kann so haben in den rein slavischen Gegenden, die Juden diese Function übernommen, was ihnen der Tscheche mit einem eben so fanatischen als unverdienten Hasse lohnt. Nur bei den Wahlen flattirt ihnen die tschechische Partei und nennt sie ihre „lieben mosaischen Brüder“. Allein es hilft nichts; pas si bête. Die Juden sprechen unter sich immer Deutsch, niemals Tschechisch; und bei den politischen Wahlen stimmen sie mit der deutschen Partei. Die Tschechen haben noch im 19. Jahrhundert förmliche Judenverfolgungen aufgeführt, wie solche Deutschland seit den Zeiten des sinkenden Mittelalters nicht mehr gesehen hat. Die „Judenhatzen“ in Prag im Sommer 1848 und die Judenhatzen im Lande, namentlich im Prager, Pilsener, Piseker und Taborer Kreise, im Februar und März 1866 sind noch im frischen Gedächtniß bei Allen. Nicht nur die jüdischen Männer wurden schwer mißhandelt, sondern auch die Frauen und Kinder; ihre Häuser wurden gestürmt, geplündert und zerstört, ihre Tempel geschändet; und erst durch Verkündigung des Belagerungszustandes und Einschreiten des Militärs gelang es, den Gräueln ein Ende zu setzen. Ob dieselben wohl unternommen wurden, um Beweise für die von Herrn Palazky behauptete friedfertige und sanfte Gemüthsart der Tschechen zu liefern?

Selbst die von Tschechen gegründeten

Orte haben erst durch die später hinzugewanderten Deutschen einen städtischen Charakter und eine Städteverfassung erhalten, die letztere natürlich immer nach deutschem Vorbilde.

Das Hin- und Herwogen zwischen Tschechisch und Deutsch bildet überhaupt den Grundzug in der Geschichte vieler böhmischen Städte. Selbst Prag, die Stadt der großen Libuscha, der Tochter Krok's und der Gemahlin Premysl's, ursprünglich aus den zwei Burgen Wische-Hrad (Hochburg) und Hradschin (Burg) bestehend,* zwischen welchen sich die verschiedenen slavischen Ortschaften ansiedelten, um schließlich von Deutschen zu einem städtischen Ganzen vereinigt zu werden, selbst Prag zeigt schon im 11. Jahrhundert eine sehr zahlreiche deutsche Bevölkerung; manche jetzige Parteihäupter der Tschechen führen deutsche Namen, wie z. B. Rieger, und deren Vorfahren sind wohl als deutsche Krieger oder Colonisten in das Land gekommen. Schon im 13. Jahrhundert finden wir erbitterte Rassenkämpfe zwischen den Deutschen und den Tschechen in Prag. Jeder ursprünglich rein politische Gegensatz, wie z. B. der zwischen den Baronen und den Bürgern der Stadt, oder jede religiöse Differenz, wie z. B. zwischen den Römischkatholischen und den Hussiten, nimmt sofort auch einen nationalen Charakter, den Charakter eines Kampfes zwischen Deutschen und Slaven an, wodurch sich die Erbitterung wesentlich steigert. Nur in den Zeiten höchster Prosperität, wo alle geistigen und materiellen Interessen gedeihen, und ebenso in tiefster Calamität, wo den Leidenschaften schließlich der Heizstoff ausgeht, pflegen die nationalen Gegensätze in den Hintergrund zu treten. Ersteres war der Fall während der Regierung Karl's IV., welcher für Deutschland ein jämmerlicher Kaiser, aber für sein Böhmen ein außerordentlich gütiger und kluger Herr war. Er hat (1346 bis 1378) den Hradschin neu aufgebaut und die Metropolitankirche auf demselben gestiftet, die steinerne Brücke über die Moldau errichtet, die Neustadt gegründet, unzählige andere Kirchen und Paläste gebaut und die Universität gegründet. Zu seiner Zeit verglich man Prag mit Rom und Paris; und obgleich er viele Gelehrte, Künstler und Handwerker aus Westdeutschland nach Prag zog, so herrschte doch während seiner Regierung im Wesentlichen voller internationaler Friede zwischen Deutschen und Tschechen, jedoch nur, um nach seinem Tode den erbittertsten Kämpfen Platz zu machen, welche zunächst durch die confessionellen Bewegungen hervorgerufen wurden.

Bis heute ist dieser traurige Rassenkrieg, abgesehen von längeren oder kürzeren Pausen, noch nicht zur Ruhe gekommen, und vielleicht ist derselbe bestimmt, einmal in der politischen Geschichte Oesterreichs und seiner Verfassung eine verhängnißvolle Rolle zu spielen. Schon einige Male gingen die Fäden von Prag aus, an welchen die Geschicke der ganzen polyglotten Monarchie hingen. Um hier von 1618, 1813 und 1848/49 zu schweigen, will ich nur an das Ministerium Belcredi erinnern, welches am 20. September 1865 die Verfassung sistirte, um die tschechischen Bestrebungen zu unterstützen und sich „klar zum Gefecht" gegen Preußen zu machen, und an das Ministerium Hohenwart-Habietinek-Jiretschek, in welchem seltsamerweise auch ein schwäbischer Professor glänzte. Es ergriff am 6. Februar 1871 das Ruder, um den dualistischen Ausgleich von 1867 zu verdrängen und eine neue Verfassung auf föderalistisch-tschechischer Grundlage aufzubauen.

In welch raschem, für uns Deutsche fast unbegreiflichem Zickzack die Gegensätze durch einander wirbelten, beweist

---

* Dieses Wort „hrad" oder „grad" ist ein fast allen Sprachen gemeinsames für den Begriff eines umgürteten, eingezäunten oder befestigten Raumes. Griechisch ὅρκος oder χόρτος, heißt es lateinisch hortus, Garten, und verwandt damit ist auch Cohorte, d. i. eine fest begrenzte, organisirte Abtheilung von Menschen. Deutsch haben wir Garten und Gürtel und vielfache Zusammensetzungen und Namen wie Stargard, Naugard, Stuttgart rc. Schwedisch Gård, dänisch Goard, walachisch Gard, wendisch Gradim, polnisch Grod, russisch Gorod (z. B. Nischni-Now-Gorod, Unter-Neustadt), altfranzösisch gardin, neufranzösisch jardin, italienisch giardino, englisch Garden. Selbst in der malayischen Sprache bedeutet Carta Burg oder Stadt, z. B. Suracarta auf Java = die Stadt des Gesetzes. Aus dem Namen „Weißenburg", slavisch bialagrad, belgrad oder belgard, (Belgard in Pommern, Belgrad in Serbien u. s. w.) läßt sich mit großer Sicherheit darauf schließen, daß die ursprüngliche Niederlassung slavisch oder wendisch war. Die Wenden pflegen ihre Burgen blendend weiß anzustreichen.

folgende Zusammenstellung der Thatsachen:

Am 22. August 1868 hatten die 81 tschechischen Landtagsabgeordneten in der bekannten „Declaration“, welche seitdem die Grundlage der tschechischen Bestrebungen bildet, ihre Rechtsverwahrung gegen die Beschlüsse des österreichischen Abgeordnetenhauses niedergelegt; dann folgte eine Agitation von solcher Heftigkeit, daß über Prag und Umgebung der Belagerungszustand verhängt werden mußte; und nachdem Potozky's Vermittelungsversuche mißlungen waren, wurde der böhmische Declaranten-Landtag am 29. Juli 1870 in Ungnade aufgelöst.

Ein Jahr danach ging Alles in diametral entgegengesetzter Richtung. Das tschechische Ministerium Hohenwart löste das Wiener Abgeordnetenhaus auf und fraternisirte mit dem böhmischen Landtage der Declaranten; dem letzteren ging am 14. September 1871 ein kaiserlicher Erlaß zu, in welchem die feudal-föderalistische Tschechenpartei schon die vollkommenste Erfüllung ihrer kühnsten Hoffnungen erblickte; die letzteren sollten durch den Entwurf der Fundamental-Artikel, welcher mittelst der Adresse vom 10. October 1871 vorgelegt wurde, ihre formelle Beurkundung finden. Hohenwart legte die Genehmigung derselben am 29. October dem Kaiser zur Unterschrift vor, nachdem er dieselbe schon vorher seinen tschechischen Freunden in vollkommen unberechtigter Weise als vollendete Thatsache mitgetheilt hatte.

Da stürzte der ganze tschechische Prachtbau gleich einem Kartenhause zusammen. Der Kaiser weigerte die Unterschrift. Das Ministerium Hohenwart fiel, mit Inbegriff des schwäbischen Professors. Mit ihm fiel der von ihm eingesetzte Statthalter Bohuslav Chotek in Prag; und der böhmische Landtag, an dessen Spitze Hohenwart den Führer der Gegner der österreichischen Verfassung, den Fürsten Georg Lobkowitz, als Oberstlandmarschall gestellt hatte, wurde aufgelöst, um einem neuen Platz zu machen, in welchem die verfassungstreue deutsche Partei die Majorität hat und dessen Oberstlandmarschall der verfassungstreue Fürst Carlos Auersperg ist. Seitdem haben sich die Wogen der tschechischen Bewegung etwas beschwichtigt. Nur in der Communalverwaltung der Stadt regieren die Tschechen; man kann aber nicht behaupten, daß die Folgen dieser Parteiregierung sich etwa in Abstellung der in der Stadt, deren Straßen z. B. an Reinlichkeit viel zu wünschen übrig lassen, herrschenden Mißstände, oder in Durchführung dringend nothwendiger Meliorationen bereits gezeigt hätten.

Ein in Prag geborener und wohnhafter Deutscher sagte mir seufzend: „Wir leben hier, wie in der Verbannung.“ Und er ist ein guter Oesterreicher.

Als freilich im Herbst 1871 das Ministerium Hohenwart in den Zeitungen proclamirte, jetzt solle die „Aera der wahren Oesterreicher“ beginnen, erlaubte sich der geistreiche D. Spitzer in einem seiner „Wiener Spaziergänge“ sehr bittere Betrachtungen darüber anzustellen, wie nothwendig es sei, vorher das „wahre“ Oesterreicherthum authentisch zu interpretiren.

Ich habe schon erwähnt, daß die „Slavänophilen“ bemüht sind, den Slaven ein fabelhaftes Alter und große Tugenden anzudichten. Noch merkwürdiger aber ist ihr Bestreben, allen hervorragenden Personen und Völkern einen slavischen Ursprung zu verleihen. Wie Alles, was der König Midas anfaßte, Gold ward, so verwandelt sich in ihren Händen Alles in Slaven und Tschechen.

Der Russe Chomäkow, welchen die Slavänophilen, indem sie seinen frühen Tod beklagen, als ein Genie feiern, hat die seltsame Entdeckung gemacht, daß die Angelsachsen slavischer Abkunft sind, und daß diese slavischen Anlagen, insbesondere aber der allen Slaven angeborene Freiheitssinn, die Grundlage der heutigen englischen Verfassung bilden. Herr v. Bodenstedt hat dieser Abhandlung die Ehre erwiesen, sie in das Deutsche zu übersetzen. Es hat also Jeder von uns Gelegenheit, sich durch deren Lectüre eine heitere Stunde zu bereiten. Namentlich die Etymologie derselben ist bezaubernd.

In Barteniew's „Achtzehntem Jahrhundert“ wird, wie uns Herr von Bernhardi erzählt, bewiesen, daß die Fürsten von Anhalt-Zerbst, und folglich auch die große Kaiserin Katharina, Slaven waren. Warum? Weil der Name des mitteldeutschen Landstädtchens Zerbst an „Serben“ erinnere. Der geehrte Verfasser weiß also

nicht, daß die Askanier, die Anhalter, welche später zufällig auch dies Städtchen erwarben, identisch sind mit den Grafen von Ballenstedt, echt deutschen Herren, welche aus der Bekämpfung der Slaven Jahrhunderte lang den eigentlichen Lebensberuf ihrer Dynastie machten. Ballenstedt aber ist, wie viele alte deutsche Orts- und Geschlechtsnamen, aus einem männlichen Vornamen entstanden. Es ist einfach die Stätte, die Niederlassung des Baldo. Der althochdeutsche Baldo (audax) aber findet sich später in sehr vielen einfachen und zusammengesetzten Formen wieder. Unter den letzteren erwähne ich Archibald und Garibald (Garibaldi ist auch vielleicht deutscher Herkunft), und unter den ersteren Balduin, französisch Baudoin und Baudin, in latinisirter Form aber Bodinus, welcher letztere Name berühmt geworden durch seinen gegenwärtigen Träger in Berlin, den vortrefflichen Director des zoologischen Gartens.

So wandern die Namen. Wer sich darüber näher unterrichten will, den verweise ich auf die „Alemannischen Wanderungen“ des leider zu früh verstorbenen Adolf Bacmeister (Stuttgart 1867) und auf die „Ansiedelungen und Wanderungen deutscher Stämme“ von Professor Wilhelm Arnold (Marburg 1875). Namentlich das letztere Buch leistet wahrhaft Außerordentliches auf einem eng begrenzten Gebiete, nämlich auf dem der hessischen Ortsnamen, so daß man von ihm sagen kann: „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister.“ Mit größtentheils neuem Material gelangt der gelehrte Verfasser zu ganz neuen und wahrhaft überraschenden Resultaten. Doch das nur beiläufig.

Herr Richard Andree, welcher sich um die Feststellung der Nationalitätsverhältnisse und Sprachgrenzen in Böhmen große Verdienste erworben hat, erzählt uns in seinen „Tschechischen Gängen“ (Bielefeld 1872) eine Reihe sehr interessanter tschechischer Annexionen.

Die Tschechen haben den italienischen Maler Tomasino di Modena zu einem Tschechen gemacht, weil sie Modena identificiren mit einem Dorfe Mutina, welches in dem böhmischen Kreise Klettau liegt. Desgleichen den großen Musiker Gluck (bekanntlich 1714 in Weidenwang in der Oberpfalz geboren), weil er eine Zeit lang in Prag gelebt hat. Ferner den Componisten Karl Maria von Weber, weil die Melodie des „Jungfernkranz“ im Freischütz an ein tschechisches Nationallied erinnert. Endlich G. E. Lessing aus zwei Gründen, nämlich erstens, weil er in Kamenz geboren ist, und daselbst einmal Wenden gehaust haben, und zweitens, weil sein Name ohne allen Zweifel von „Lesny“ (auf Tschechisch: Waldmann oder Förster) abstamme. Wüßten sie, wie sehr unser jetziger berühmter Lessing, der Maler, den Wald und die Jagd liebt, und daß man ihm den Nimrod, den „großen Jäger vor dem Herrn“, am Gesicht ansieht, so würden sie darin nur noch einen Grund mehr finden, auch ihn für einen Tschechen zu erklären.

Auch Ressel, den Erfinder der Schiffsschraube, erklären sie für tchechisch, weil er in Chrudim das Licht der Welt erblickte; seine Eltern sind jedoch Deutsche.

Ferner der Erfinder der Buchdruckerkunst, bekanntlich Gensfleisch zum guten Berg geheißen (letzteres ist der Name des Hauses), welcher in Mainz geboren, unzweifelhaft aber von Mainzer Eltern, also von Deutschen erzeugt ist, soll nach tschechischer Lesart eigentlich Faust heißen und in Kuttenberg in Böhmen zu Hause sein, von da sei er vor den Hussiten nach Straßburg geflohen und habe sich zu Ehren seiner tschechischen Heimath (die ihn von sich gestoßen!) „Kuttenberger“ genannt, woraus dann später „Gutenberg“ geworden. Leider ist aber doch auch Faust kein tschechischer Name, und außerdem bleibt unaufgeklärt, woher denn die Hauptsache, nämlich der Name „Gensfleisch“, gekommen.

Wenn sie sich endlich auch den General Belisarius annectiren, indem sie behaupten, sein Name komme von dem slavischen Velisar, so wollen wir ihnen aus Billigkeitsgründen diese arme Seele abtreten. Denn vielleicht war der Kaiser Justinianus selber ein Slave; warum soll es also nicht auch sein General sein, welcher von ihm mit schnödem Undank gelohnt ward? Jedenfalls klingt der Name Belisar mehr slavisch, als griechisch oder lateinisch.

Aber den Gluck, den Freischütz-Weber, die beiden Lessing, den

Dampfschrauben-Kessel und den Gutenberg, — die wollen wir Deutsche doch lieber behalten.

III.

Die Jungtschechen und die Alttschechen haben ihre Heiligen, natürlich Jeder seine besonderen für sich. Der der Alten ist römisch-katholisch, der der Jungen antideutsch und nationaltschechisch. Beide sind Märtyrer. Der Eine hat den Tod im Feuer, und der Andere den Tod in dem Wasser gefunden. Jener starb, weil er nicht genug Priester war, dieser, weil er es zu viel war. Der Eine bekämpfte die hierarchischen Bestrebungen und der Andere vertheidigte sie. Der Eine war für die Ohrenbeichte, und der Andere war dagegen; und sowohl das Eine wie das Andere war ein triftiger Grund, den Mann unter grausamen Qualen zu tödten, den Einen auf dem Scheiterhaufen, den Anderen in der Folterkammer oder in der Moldau.

Sprechen wir von dem Letzteren zuerst. Denn er ist der Aeltere und seine ganze Geschichte spielt auf hiesigem Boden, d. h. in Prag, zu Land und zu Wasser. Sprechen wir, um sofort zur Sache, oder richtiger zur Person überzugehen, zunächst vom heiligen Nepomuk. Auch der heilige Nepomuk kämpfte einen schweren Kampf um das Dasein. Zuerst hat er beinahe 350 Jahre von seinem Martyrium bis zu seiner Heiligsprechung gebraucht; und nachdem ihm endlich letztere mit vieler Mühe und nach so langer Zeit, mit Beistand seiner Freunde, der Jesuiten, gelungen, ja, nachdem er geradezu böhmischer Nationalheiliger geworden — oder vielmehr nur tschechischer, und zwar alttschechischer — denn die Jungen verehren den in Constanz verbrannten Johannes Huß, der, wie wir sehen werden, mit dem Johannes Nepomucenus in einem seltsamen Zusammenhang steht —; also, nachdem Johann von Nepomuk das Alles glücklich überstanden und es zu hohen Ehren gebracht hatte, da kommen die bösen ketzerhaften Gelehrten und streiten ihm schlechtweg seine Existenz ab, indem sie ihn für eine Erfindung der Jesuiten erklären.

Nach der Erzählung der letzteren soll Nepomuk ursprünglich Johann Wölflein oder Welflin geheißen und im Jahre 1320 als eines Bauern Sohn in dem Städtlein Pomuk geboren sein und die geistliche Carriere eingeschlagen haben, in welcher er es sehr rasch bis zum Domherrn gebracht. Damals regierte Kaiser Wenzel, aus dem Hause der Luxemburger, als deutscher Kaiser und Fürst von Böhmen. Bekannt ist, daß Wenzel ein grobsinnlicher Mensch war und allen Ausschweifungen ergeben. Die Jesuiten aber machen ihn zu einer Art König Blaubart, welcher voll Eifersucht den Lebenswandel der jungen Frau bewachte, welche er soeben geheirathet. Die Königin hatte sich besagten Welflin zum Beichtvater erkoren. Derselbe hieß jedoch, nachdem er ein Kirchenlicht geworden, Johann von Nepomuk, oder auf Latein Johannes Nepomucenus, auf Tschechisch Jan Nepomuzky. Der König, so erzählen die Jesuiten, wollte nun eines Tages von Nepomuk wissen, was ihm die Königin über gewisse Dinge gebeichtet habe. Nepomuk weigerte jede Auskunft. Da ließ ihm der König die Hände binden und ihn um Mitternacht von der Moldaubrücke stürzen, wobei sich fünf Sterne und allerlei sonstige Wundererscheinungen zeigten, welche jedoch nicht hinderten, daß Nepomuk gleich einem gewöhnlichen Sterblichen ertrank.

Nun ist gewiß, daß die gleichzeitigen Urkunden, Geschichtschreiber und Chronisten von dieser ganzen Beichtgeheimnißgeschichte gar nichts wissen, während doch die Geistlichkeit dem Kaiser Wenzel gar nicht hold war und sich ein Vergnügen daraus gemacht haben würde, ihm eine solche Schandthat nachzuerzählen, falls nur die geringste Veranlassung dazu vorgelegen hätte. Erst nachdem der fromme Ignatius Loyola den Jesuiten-Orden gestiftet hatte und dieser im 17. Jahrhundert in Oesterreich überhaupt und in Böhmen insbesondere mächtig geworden war, zeigt sich die Gestalt des Mannes in dem Priestergewande, mit dem Crucifix und der Märtyrerpalme in den Händen, und die Geschichte des von ihm dem priesterlichen Ohren-Beicht-Geheimnisse gebrachten Märtyreropfers anfangs nur dunkel und in verschwommenen Umrissen, dann immer deutlicher und ausdrucksvoller, bis sie sich im Anfang des 18. Jahrhunderts so sehr

verdichtet hatte, daß auf Betrieb der ehrwürdigen Väter aus der Gesellschaft Jesu Papst Benedict III., welcher glaubte, was man ihm vortrug, den Beichtvater Johannes Nepomucenus heilig sprach und derselbe seitdem auf allen Brücken nicht nur Böhmens, sondern des ganzen katholischen Deutschlands prangt.

Die Jesuiten sind seitdem unablässig bemüht, das Leben und den Tod ihres Heiligen bis in die geringsten Einzelheiten auszuführen, auszuschmücken und zu verschönern, wobei natürlich immer das Beichtgeheimniß die dominirende Rolle spielt. Die Gegner aber behaupten, es habe überhaupt niemals irgend etwas der Art, wie einen heiligen Nepomuk gegeben, auch sei er eventuell nicht wegen Wahrung des Beichtgeheimnisses ersäuft worden.

Die Wahrheit liegt wie gewöhnlich in der Mitte. Es ist allerdings unter König Wenzel am 21. März 1393 ein Geistlicher in die Moldau geworfen worden. Dies geschah jedoch nicht wegen des Beichtgeheimnisses, sondern aus anderen Gründen.

In der Sebalduskirche in Nürnberg zeigt man uns ein seltsames altes Taufbecken aus Kupfer, worin im Jahre 1361 der Kaiser Wenzel getauft wurde; in der Kirchenchronik aber steht beschrieben, wie damals besagtes Knäblein „zum Zeichen Dessen, was hernachmalen die heilige Kirche Schreckliches von ihm zu befahren haben werde, während des heiligen Actes der Taufe in das Taufbecken gepfercht habe“. Und allerdings konnte sich Wenzel mit der Geistlichkeit nicht vertragen, weder mit dem Klerus in Böhmen, noch mit dem Papst, noch mit den vier geistlichen Kurfürsten und Erzbischöfen in Deutschland, welche letztere sich sogar erkühnten, auf dem Königstuhl von Rhense (bei Koblenz) im Jahre 1400 Wenzeln förmlich und feierlich seines Kaiserthums zu entsetzen, was der Papst 1403 zu bestätigen geruhte.

In Böhmen begünstigte Wenzel die Hussiten, weniger aus Frömmigkeit, als aus Haß gegen die officielle römische Kirche. Gleichzeitig verdarb er es mit dem böhmischen Adel und auch mit den Städten, namentlich mit der freien Reichsstadt Eger, welche Jahrhunderte lang eine große Rolle gespielt und als fester Schutzwall des Deutschthums gegen die immer von Neuem von Osten her anprallenden slavischen Wogen gedient hat. Im Jahre 1393 nun hatte Wenzel einen Conflict mit dem Erzbischof von Prag. Unter den Geistlichen, welche zu Wenzel hielten, war auch ein gewisser Hanko, Bischof von Cammin; und da um diese Zeit der Abt von Kladrau starb, so gedachte Kaiser Wenzel, diese reiche Abtei in ein Bisthum zu verwandeln und dasselbe seinem Hanko als Lohn für geleistete Dienste zu verleihen. Allein der Erzbischof von Prag nahm nicht die geringste Notiz von dieser Intention. Er schrieb die Wahl von Kladrau aus in der Absicht, sie auf einen Anderen zu lenken. Wenzel lud darauf den Erzbischof, welcher auf Schloß Raudnitz residirte, ein, mit seinem Domherrn nach Prag zu kommen. Sie kamen und Wenzel ließ sie sofort gefangen setzen. Allein dem Erzbischof gelang es, zu entfliehen, jedoch unter Zurücklassung des Mitgefangenen, des Generalvicars, welcher Johann Pomuk hieß. (Das Dorf Pomuk, der Nepomucenus, der Pomuzky u. s. w. sind jesuitische Zuthat.) Nun ließ man den Zorn über den Entronnenen an dem Zurückgebliebenen aus. Man nahm den Generalvicar ins Verhör über die Intentionen des Bischofs. Er weigerte die Auskunft. Man schritt zur Folter, damals ein sehr beliebtes Mittel, das von allen Parteien gleichmäßig und mit Vorliebe angewandt wurde. Man nannte das Geständniß „die Königin der Beweis- und Ueberführungsmittel“, Regina probationum, und zur Provocirung dieser Königin gab es kein liquideres, bequemeres und wirksameres Mittel als die Folter. Die Geistlichkeit wandte sie selbst an und konnte sich daher auch über deren Anwendung nicht beschweren.

Der Vicar Pomuk wurde also gefoltert in dem Rathhause zu Prag. Dieses Rathhaus war 1338 gebaut worden an der Stelle des Hauses eines Bürgers Namens Wölflein oder Welflin, welches die Stadt als Bauplatz erstanden. (Ob vielleicht hierdurch die Namen Pomuk und Welflin in die später bekundete Verbindung gerathen?) Es ist stets der Schauplatz blutiger Thaten gewesen. Am 24. September 1483 wurde hier der Bürgermeister Klobauk zuerst zum Fenster hinausgeworfen (es war dies Defenestriren von jeher

landesüblich in Böhmen, man denke nur an den 23. Mai 1618 auf dem Hradschin!) und am folgenden Tage in Gesellschaft einiger Rathsherren und Bürger auf dem Marktplatz, welcher hier, wie in den schlesischen Städten „der Ring" heißt, enthauptet. Am 29. November 1605 köpfte man in dem Rathhaussaale den kaiserlichen Feldmarschall Christoph Roßwurm. Am 21. Juni 1621 richtete man die „letzerischen" Empörer von 1618; man hatte für sie einen hohen hölzernen Steg gebaut, über welchen sie von der Eckgalerie des Rathhauses nach dem auf dem „Ring" aufgeschlagenen Blutgerüste gingen, um dort enthauptet zu werden; und noch zehn Jahre lang „waren der Rebellen Häupter auf Praga's Brücke warnend aufgesteckt". Das geschah zur Zeit der Herrschaft der Jesuiten und unter dem Einflusse derselben. Drittehalb Jahrhunderte früher wurde in diesem nämlichen Rathhause der bischöfliche Generalvicar gemartert von den Folterknechten und Schindern des hussiten-freundlichen Wenzel.

Ob die Letzteren mit ihm nicht fertig werden konnten, oder ob er ihnen, wie das bei der Anwendung der Tortur so häufig vorkam, unter den Händen starb, oder wie es sonst zugegangen sein mag, genug in einer finsteren Nacht schleppten sie ihn die kurze Strecke von dem Ring durch die Karlsgasse nach dem Flusse und warfen ihn hier in die Moldau, wo man ihn am anderen Tag todt fand. Dies ist der einfache Hergang. Alles Uebrige sind Zuthaten der Jesuiten, namentlich auch das Beichtsiegel und die delicaten Geheimnisse der jungen und schönen Königin, welche Zuthaten wahrscheinlich der lüsternen Phantasie eines alten Cölibatärs ihre Entstehung verdanken.

Ich bitte hierbei, vorläufig schon darauf zu achten, daß der Kaiser Wenzel die Hussiten begünstigte, und daß Johannes Huß, ohne sonst ein katholisches Dogma anzutasten, vor Allem die Ohrenbeichte mit aller Entschiedenheit bekämpfte. Es ist dies interessant für das Verhältniß zwischen Johannes Huß und Johannes Nepomucenus, welcher Letztere seltsamerweise nicht nur der Antipode, sondern gleichzeitig auch der Doppelgänger des Ersteren ist.

Zu der Brücke, von welcher der bischöfliche Generalvicar im Jahre 1393 — lassen wir dahingestellt sein, ob todt oder lebendig — hinuntergeworfen wurde, hatte Kaiser Karl IV. (über dessen Wirken in der Mark Brandenburg das Buch des alten Herrn von Klöden „Die Quitzows und ihre Zeit", 4 Bände, zweite Auflage, Berlin 1846, vollständige Aufklärung in einer, auch den Laien fesselnden Form gewährt) am 9. Juli 1357 den Grundstein gelegt. Der Bau hatte mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn die Fluthen der Moldau zerstörten von Zeit zu Zeit wieder das Joch, welches man ihnen auferlegen wollte. So ist es denn in der That sehr zweifelhaft, ob im Jahre 1393 die Brücke schon so weit fertig war, daß man von der Mitte derselben den bischöflichen Generalvicar hinunterwerfen konnte, wie dies von den Jesuiten erzählt und in Tausenden von bildlichen Darstellungen in den während der Herrschaft der Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert errichteten und decorirten Kirchen bildlich versinnlicht ist. Fertig geworden ist diese Brücke, von welcher man eine prachtvolle Aussicht auf das monumentale Prag, die Altstadt sowohl als die Kleinseite, den Fluß und den Hradschin hat, erst im Jahre 1502. Man könnte sie jetzt „die Brücke der Heiligen" nennen. Denn sie ist auf beiden Seiten förmlich occupirt durch steinerne und bronzene Standbilder, welche namentlich der böhmischen und der jesuitischen Branche angehören, wie z. B. Ignatius Loyola, Wenzel, Prokop, Borgia, Franciscus Xaverius u. s. w. Die Mitte der Brücke und den Ehrenplatz unter Allen nimmt natürlich Johannes Nepomucenus ein. Vor ihm muß sogar der Pflegevater des Heilands, das Crucifix mit der Mutter Gottes und die heilige Dreifaltigkeit weichen. Denn Stadtrecht bricht Landrecht, und Landrecht bricht Reichsrecht. So war wenigstens damals die Meinung. Die meisten der Statuen stammen übrigens aus dem Ende des 17. und dem Anfang des 18. Jahrhunderts und glänzen durch einen im höchsten Grade verzopften Barockstil. Auch versuchen sie Dinge plastisch darzustellen, woran sich die Sculptur, ohne sich zu blamiren, nicht wagen darf, z. B. Feuer, Wasser und Wolken.

Die kolossale Statue des Nepomuk ist aus Bronze gegossen und nicht besser, als

die anderen. Sie wurde am 21. August 1683 aufgestellt und eilte also der Heiligsprechung um beinahe ein halbes Jahrhundert voraus. Man sieht, die Jesuiten genirten sich nicht, dem Oberhaupt der Kirche ein wenig vorzugreifen. Sie wußten, dasselbe mußte ihnen folgen; damals wie heute.

Wenn wir in Deutschland vom Johannisfeste sprechen, so denken wir an den 24. Juni und an Johannes den Täufer. In Böhmen dagegen denkt man nur an Johannes Nepomucenus und an den 16. Mai (und die sechs folgenden Tage). Denn dieses Fest dauert eine ganze Woche; und aus ganz Böhmen, namentlich aus den tschechischen Landestheilen, sowie aus Baiern, einem Theil von Schlesien, Mähren, Ungarn u. s. w. eilen dann die frommen Wallfahrer hierher, um auf der Brücke den Heiligen zu belagern und seinen Segen durch hartnäckig fortgesetztes Gebet zu „erzwingen“. Eine gute Schilderung der Nepomukwoche vom 16. bis 23. Mai und der sich aus derselben entwickelnden interconfessionellen Conflicte findet man in der Erzählung von Leopold Kompert, „Eine Verlorene“, in dem Buch „Böhmische Juden“ (Wien, 1851, S. 85 und ff.).

Wie der 16. Mai der Festtag der Alttschechen, so ist der 6. Juli der Festtag der Jungtschechen. Am 6. Juli 1415 hat nämlich in Constanz Johannes Huß und kurz danach sein Freund und Gesinnungsgenosse Hieronymus von Prag den Feuertod erlitten.

Ob das Volk jemals Notiz genommen von dem bischöflichen Generalvicar Pomuk, welcher am 21. März 1393 „der peinlichen Frage unterzogen wurde“ (so lautet nämlich der verhüllend euphemistische Ausdruck für Anwendung der Tortur), weiß man nicht. Sehr glaublich ist es nicht. War ja doch der Vicar weiter nichts als eines der zahlreichen Opfer, welche der Rohheit der damaligen Zeit und den bösen Leidenschaften Wenzel's gefallen.

Jedenfalls wurde er schnell vergessen unter dem Eindruck der geistigen Bewegung, welche sich an den Namen Huß, und der furchtbaren Leiden, welche sich an den Namen Ziška* knüpfen.

Der Krieg gegen Rom (welcher im 12. Jahrhundert mit den Albigensern und Waldensern begann und heute, im 19. Jahrhundert, nachdem die napoleonische Episode, die alles Uebrige erstickte und unterdrückte, abgethan, wieder aufgenommen worden ist) wurde im 14. Jahrhundert zunächst von den Minoriten geführt, einem Orden, welcher sich von den übrigen Mönchen durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete, und unter Hinweisung auf die herrschenden Mißbräuche, welche selbst den blödesten Augen der Laien erkennbar waren, von dem Papste Reform des Kirchenregimentes begehrten. Ihr Verlangen wurde in England aufgenommen von John Wicliffe, welcher zu Ende des 14. Jahrhunderts nicht nur einzelne Lehren der Kirche angriff, sondern vor Allem gegen die entartete Kirchenverfassung eiferte, gegen den scandalösen Lebenswandel des Klerus und dessen Streben nach weltlicher Herrschaft und nach Reichthümern, gegen die Lehre von der priesterlichen Sündenvergebung und die Art, wie sie nutzbar gemacht wurde durch einen schwunghaft betriebenen Ablaßkram. Unter dem Schutze des Prinzen Johann von Gaunt und des edelen Hauses Percy wußte sich Wicliffe der Verfolgungen des Papstes zu erwehren; und in Folge der Verschwägerung der Landesherren von England und von Böhmen und des hierdurch zwischen beiden Ländern sich anknüpfenden engen Verkehrs übertrugen sich die englischen Reformbestrebungen auch auf die Universität Prag, auf welcher zwei Lehrer, Johannes Huß und Hieronymus, gegen das Papstthum und die Hierarchie auftraten, namentlich bei der tschechischen Bevölkerung Beifall fanden, und es sogar (1409) bei Wenzel durchsetzten, daß den deutschen Studenten-Corps (Sachsen und Baiern) ihre Rechte zu Gunsten der böhmischen (oder richtiger tschechischen) Nation geschmälert wurden.

* In der Nähe von Elbogen bei Karlsbad fand ich 1873 an zwei verschiedenen Stellen im Gebirge je drei kolossale steinerne Kreuze mit kleeblattähnlichen Ausläufern halb im Boden versunken bei einander stehen. In den Büchern findet man keine Auskunft darüber. Die Bauern (Deutsche) sagten mir, das sei zur Erinnerung an Bluthaten zu Zeiten des „Schischka“ (Ziska); sie gaben ihrem Abscheu gegen „Schischka“ sehr deutlichen Ausdruck.

(Schluß folgt.)

Literaturbriefe.

Von

W. von Kleist.

I.

(Die Principien der Naturphilosophie. Von Wilhelm Rosenkranz. — Betrachtungen über die Bewegung des Stoffes. Von L. Mann. — Der monistische Gedanke. Von Ludwig Noiré. — Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie. Von Ludwig Noiré.)

Blickt man auf die Massen der Literatur, so erscheinen zwei Gruppen als allen anderen voran: die Arbeiten, welche versuchen, die letzten Consequenzen der gegenwärtigen naturwissenschaftlichen Untersuchungen und Entdeckungen zu ziehen, und die Arbeiten, welche sich mit den socialen Fragen beschäftigen. Die Unterhaltungsliteratur freilich übertrifft durch ihre Massen alle anderen. Naturgemäß: denn dieses Bedürfniß ist weitaus am meisten verbreitet; es fordert die größten Massen von Nahrung. Es ist nicht zu sagen, was ein ruhiger, regelmäßiger Romanleser oder lieber eine solche Romanleserin das Jahr über zu vertilgen im Stande ist. Aber dieses Bedürfniß ist völlig constant. Ich glaube, daß eine Statistik dieser Productionen erweisen würde, daß derselbe Hunger Jahr aus Jahr ein dieselbe Masse von Nahrung fordert. Nur die Richtungen, welche von den verwöhnten und blasirten Hungrigen mit Vorliebe goutirt werden, wechseln; gerade in diesem Wechsel liegt die Möglichkeit stets erneuten Genusses. Eine Geschmacksrichtung der Unterhaltungsliteratur muß nach wenigen Jahren einer anderen Platz machen; hat man doch in England einen Dickens und Bulwer im öffentlichen Interesse hinter dem Verfasser der Frau in Weiß zurücktreten sehen: eine Thatsache, die sehr geeignet ist, das Bedürfniß nach Neuem, welches auf diesem Gebiete mächtiger ist als jede Regel des Geschmackes und jeder objective Maßstab, aufzuklären.

Dies also ist jeder Zeit der der Masse nach ziemlich constante oder doch constant anwachsende Untergrund der Literatur. Echte Poesie ist selten. Aber mächtige wissenschaftliche Richtungen bilden breite und rasche Strömungen.

Unter diesen wollte ich heute diejenige herausheben, welche durch das Uebergewicht der Naturwissenschaften in unserer geistigen Production gebildet wird.

Lange Zeit hindurch herrschte exacte Einzelforschung allein auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Die Naturphilosophie Schelling's und Hegel's, welche aus dem Zusammenwirken von Grundkräften die Erscheinungen erklärte, war abgethan. Mit ihr schien alle Naturphilosophie ein- für allemal vernichtet. Die Weltauffassung der Naturforschung hatte sich auf dem Atomismus als einer empirischen Hypothese aufgebaut; was vermochten Theorien zu nützen, welche im Widerspruch mit dieser Erklärungsweise eine andere versuchten und damit sich außerhalb des großen mächtigen Stromes der voranschreitenden Naturforschung stellten, damit sich selbst zur Isolirung verurtheilten?

Auch heute ist diese Richtung nicht ganz ausgestorben. Unter den jüngst hervorgetretenen Versuchen einer Naturphilosophie findet sich: „Die Principien der Naturphilosophie.“ Von W. Rosenkranz. München, Ackermann, 1875. Das Buch ist ein Versuch, gegenüber der Atomistik ein dynamisches System im Sinne der Naturphilosophie zu reconstruiren.

Gegen die Atomistik wird insbesondere, zum Theil auf die Abhandlung von Braniß gegen Fechner gestützt, die ungemeine Complicirtheit der Hypothese geltend gemacht. In der That wird dieser Uebelstand von der Naturforschung heute empfunden und offen eingestanden. Aber sie kann von der Maxime nicht abgehen, auch ungestalte Complicationen der Theorie, welche durch die Thatsachen gefordert werden, gelten zu lassen, so lange diese Theorie fortfährt, methodische Naturforschung weiter zu ermöglichen. Sie hofft von den Fortschritten der Naturforschung die Vereinfachung dieser Theorie, aber sie erzwingt eine solche nicht, da Verstandsschlüsse in alle Ewigkeit die Lücken der Erfahrung auszufüllen unvermögend sind.

Es muß also scharf von einander geschieden werden, was der Naturforscher von der Atomistik fordert und bedarf — und was Jemand, der ein befriedigendes

System des Weltganzen aufzustellen das Bedürfniß hat, als sein Ideal realisiren will. Die Vorwürfe des Verfassers erweisen sich als nichtig, wenn dieser Unterschied gemacht wird. Die Naturforschung will ein solches System nicht aufstellen. Mehr noch, sie muß es ihren methodischen Principien nach für ein windiges Beginnen erklären, ein solches als vollendete Einsicht in den Weltzusammenhang aufzustellen. Die allgemeinsten Begriffe und Wahrheiten können nur im voranschreitenden, langsam voranschreitenden Wege methodischer Induction, welche mit den deductiven Einsichten der Mathematik und Mechanik zusammenwirkt, allmälig gefunden werden oder, mich vorsichtiger und richtiger auszudrücken, man kann sich ihnen auf diesem Wege nähern. Ein durch vorschnelle, alle Mittelstufen überspringende Generalisation gewonnener Satz verhält sich dann zu solchen Wahrheiten wie ein Kinderhelm aus Pappdeckel zu einem wirklichen Helm, wie eine Kinderflinte zu einer wirklichen Flinte. Solche Sätze sind kraftlose Vertreter kraftvoller und auf das Leben wirkender Wahrheiten.

Der positive Versuch von Rosenkranz geht ganz in den Pfaden der älteren Naturphilosophie aus dynamischen Principien. War es doch das Charakteristische jener Naturphilosophie, daß sie Wahrheiten, welche die Art betrafen, in der die Welt unserem Geiste gegeben ist, umsetzte in metaphysische Wahrheiten. Die Natur ist für uns Erscheinung. Wer sie erklären will, muß sie daher als solche erklären. Es genügt also nicht die bloße Erklärung, wie die Dinge in der Natur entstanden sind, sondern es muß auch erklärt werden, wie es kommt, daß sie uns erscheinen, daß wir von ihnen wissen und sie uns vorstellen. In unserer Vorstellung streift die Natur ihre Körperlichkeit ab. Sie wird etwas Geistiges und fügt sich allen Formen, in welchen sich die Denkthätigkeit unseres Geistes bewegt. Sie bringt ferner ihre Erscheinung selbst hervor; denn sie erzeugt den Menschen, welchem sie zur Erscheinung wird. Wie könnte nun die Natur Geistiges hervorbringen, wenn sie nicht ihrem Ursprunge nach selbst etwas Geistiges wäre? Wie könnten ferner die körperlichen Dinge in der Natur von uns gedacht werden und den Gesetzen des Denkens entsprechen, wenn sie nicht schon an sich etwas Gedachtes, d. h. durch ein Denken hervorgebracht wären, welches, als es sie hervorbrachte, die nämlichen Gesetze befolgte, welchen unser Denken gehorcht? Wie der Keim einer Pflanze oder eines Thieres erst durch seine Entwicklung sein Wesen offenbart, indem er sein Inneres nach außen wendet, so erschließt sich auch der tiefste Grund der Natur erst in dem Höchsten und Edelsten, was die Natur auf der letzten Stufe ihrer Entwicklung zu Stande bringt, nämlich in dem Denkvermögen der menschlichen Seele. Der Materialismus hat sich bisher vergeblich bemüht, die Erscheinungen des Geistes aus der Materie zu erklären. Der Verfasser will nun zusehen, ob es nicht umgekehrt gelingt, die Erscheinungen der Materie aus dem Geiste zu erklären. Der Materialismus geht von der Annahme aus, daß außer der Materie nichts besteht. Der Verfasser dagegen hält an dem Satze fest, daß ursprünglich und in Wahrheit außer dem Geiste nichts existirt.

Ich entwickle nicht, wie der Verfasser den Stoff construirt, wie nach ihm aus der ursprünglichen Einheit des Geistes die schöpferischen Mächte sich trennen, wie zuerst die bestimmbare Macht durch ihre Ausbreitung den Raum erzeugt und erfüllt, wie alsdann die bestimmende Macht dem Wirken der ersten eine Grenze setzt und so die Raumerfüllung einschränkt; wie solchergestalt die erste Macht positive Ursache des Stoffes ist, die zweite negative und als solche Ursache der Form, welche in der Begrenzung entsteht; wie endlich eine dritte Macht diese beiden mit einander verbindet u. s. w. Dies Alles ist in den Wegen, welche Fichte zuerst einschlug, als er das Nicht-Ich aus dem Ich construirte, und die Schelling verfolgte.

Es muß dem Verfasser zugestanden werden, daß er den ehrlichen, mühsamen Versuch gemacht hat, diese Grundansicht durch alle Gebiete der Naturforschung durchzuführen. Mit besonderem Glück scheint er es uns auf dem Gebiete der Krystallographie und der Lehre von den organischen Körpern gethan zu haben. Freilich, was wird die Wissenschaft von so achtungswerthen Bemühungen haben?

In ganz entgegengesetzter Richtung bewegen sich die „Betrachtungen über die Bewegung des Stoffes“ von L. Mann. Zweite Auflage. Berlin, Denicke's Verlag, 1875. Ein sehr wunderlicher Schriftsteller, der auffallende Contraste in sich vereinigt!

Diese Schrift geht in einer Richtung der Naturwissenschaften, welche unter den Mathematikern zuerst Boden gewann und vielleicht bestimmt ist, eine Revision der auf Newton's Principien der Naturphilosophie erbauten Naturauffassung herbeizuführen. Es ist eine Richtung, welche schon von Descartes eingeleitet wurde. Leugnung der Wirkungen in die Ferne ist ihr Ausgangspunkt. Demnach ist jede Bewegung nur als Wirkung eines Stoßes aufzufassen. Es giebt keine Kräfte, die anders als durch Stoß wirkten. Auch die Bewegungen der Erdkörper müssen unter dieser allgemeinen Voraussetzung stehen. Man kann diese allgemeine Richtung als die der kinetischen Atomistik bezeichnen.

Von diesem allgemeinen Zuge geleitet, wendet sich Mann gegen das von Newton aufgestellte Gravitationssystem. Die Massenanziehungshypothese konnte nach ihm nur in Verbindung mit anderen eben so unrichtigen Hypothesen Eingang finden, die aber bei den damaligen unklaren Anschauungen über Fernwirkungen noch nicht zu beseitigen waren. Ja, es mußten sogar ältere, bereits lange und, wie man glaubte, für immer verworfene Theorien, wie die vom leeren Raume, acceptirt werden, um die Massenanziehung begreiflicher zu machen. Mit dem Fortschreiten der Wissenschaften und der Sammlung der Erfahrungen mehrten sich denn auch die Widersprüche; aber statt Zweifel zu erwecken, führten diese nur zu immer neuen Hypothesen. Die Verwicklung der Unterlage der Naturauffassung verringert immer mehr ihre Annehmbarkeit. Ein Aether, welcher Attractionskraft hat, aber selbst nicht attrahirt werden kann, welcher Repulsivkraft hat, aber keine Masse und keine Bewegungsgröße, welcher alle möglichen Eigenschaften besitzt, nur die eine des Vorhandenseins nicht — dieser Aether mag sich selbst begreifen oder von seinesgleichen begriffen werden — wir materiellen Seelen begreifen ihn nicht.

Die Darstellung bleibt vor dem Organismus stehen. Doch endigt sie mit Ueberspringung dieses Zwischengliedes in einer Uebersicht der Formen der Ideenentwicklung und Uebertragung, die den Ausblick in eine phantastische Welt eröffnet. Neben der Uebertragung von Ideen auf einen Menschen vermittelst seiner Sinne behauptet der Verfasser eine einfache und directe Zuführung derselben ohne solche Vermittlung der Sinne. Das Hellsehen, der Somnambulismus, ja selbst die Erscheinungen des Spiritismus sollen solchergestalt erklärt werden. Die Polemik gegen das System der Massenanziehung wird schließlich dazu benutzt, „das Schweben in der Luft durch Erregung heftiger Schwingungen des Willens glaublich“ zu machen. Kurz der Verfasser, der mit einer Lehre begann, welche alle Bewegungen im Weltall auf directen Stoß zurückführt, endigt mit Spiritismus! Und hier lassen wir ihn denn, um uns einer wohlthuenderen Erscheinung zuzuwenden.

Ludwig Noiré ist, nach ihm selber jetzt nicht mehr ganz genügenden speculativen Versuchen, gegenwärtig mit zwei Büchern hervorgetreten, welche als das reife Ganze seiner Weltansicht betrachtet werden können: „Der monistische Gedanke, eine Concordanz der Philosophie Schopenhauer's, Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's“ und „Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie“. Beide in Leipzig von Veit u. Comp. verlegt.

Es ist eins jener Systeme, wie sie seit Schopenhauer unter dem Einfluß der gegenwärtigen Lage der positiven Wissenschaften in verschiedenen begabten, lebhaften Köpfen entstanden sind. Von ihnen allen hat nur das Hartmann's einen außerordentlichen, höchst überraschenden, aber freilich auch nur ganz vorübergehenden Einfluß erlangt. Die Wissenschaft bedarf heute etwas ganz Anderes als Systeme solcher Art. Aber es scheint, daß die Intelligenz so wenig als die Natur immer das Zweckmäßige hervorbringt!

Schopenhauer zuerst führte in der Philosophie die Methode ein, bestätigende Phänomene für einen Satz anstatt zwingender Beweise aufzustellen. Es geschah das, muß man wohl erwägen, in jener Epoche romantischen Umsichgreifens, sich

Erweiterns des deutschen Geistes, in welcher der Beweis ganz hinter der Intuition zurücktrat. In der Fülle der Anschauungen lebte man. In demselben Geiste entwarf Schopenhauer sein Werk, welches im intimsten Zusammenhange mit Fichte's und Schelling's Arbeiten steht; er selber möchte freilich diesen Zusammenhang verbergen. Wie Schopenhauer's Einfluß um sich griff, treten an die Stelle wenigstens des Versuches von Beweisen bloße Bestätigungen einer Theorie aus Thatsachen. Aber solche Bestätigungen enthalten nie den Nachweis, daß alle anderen Möglichkeiten eingeschlossen sind. So entstehen Systeme, welche im besten Falle Möglichkeiten darstellen, den gegenwärtigen Stand unseres Wissens in einer willkürlichen Combination zusammenzufassen. Wir haben Systeme dieser Art in dem letzten Decennium zu Dutzenden aufgestellt gesehen, und das Publicum hat nur selten und nur vorübergehend ein Interesse für dieselben gezeigt.

Niemals lebhafter ist diese Neigung geworden, durch Generalisation der großen Entdeckungen der positiven Wissenschaften den Zusammenhang der Erscheinungen, ja das Wesen der Dinge begreiflicher zu machen, als in unseren Tagen.

Aber giebt es auch eine schneidigere Kritik dieser Art von Generalisationen, in denen Naturforscher und Philosophen einer gewissen Classe wetteifern, als die Wechsel der Weltansichten, welche davon die Folge waren? Als die letzten mystischen Nachklänge der Naturphilosophie vorüber waren, war eben die Physiologie, unterstützt von der organischen Chemie, im mächtigsten Aufstreben begriffen. Wöhler's große Entdeckung schien den Eingang in das Verständniß des Organischen auf dem Wege der Chemie zu eröffnen. Andererseits schienen die Arbeiten von Flourens und verwandte Forschungen über Gehirn und Rückenmark die Abhängigkeit des Physischen von den Zuständen des Gehirns klar aufzudecken. Unter solchen Bedingungen der wissenschaftlichen Lage entstand das materialistische System, dessen Träger einige Physiologen und Aerzte gewesen sind, Vogt, Moleschott, Büchner, Czolbe.

Es giebt heute keinen Physiologen ersten Ranges, der diesem System noch huldigte. Es war insbesondere das Studium der Physiologie und Psychologie der Sinne, welches einen bemerkenswerthen Umschwung hervorbrachte. Joh. Müller's Theorie der Sinnesenergien legte den Grund zu einer inductiven Feststellung der von Kant in genialem Blicke erfaßten großen Lehre von der Subjectivität unserer sinnlichen und räumlichen Auffassung der Außenwelt. Die Arbeiten von Weber, Fechner, Helmholtz, Hering u. s. w. bildeten diese Lehre aus. Neuerdings hat ja Dubois-Reymond in seiner Schrift über die Grenzen der Naturerkenntniß das letzte Resultat aus dieser Richtung gezogen. Es liegt im Wesentlichen in der Erneuerung der Lehre Kant's, welcher gemäß wir nur die unseren Sinnen gegebenen Wahrnehmungen, d. h. Erscheinungen, durch die Abstractionen der Wissenschaft zu dem Zusammenhange einer Erscheinungswelt ordnen, ohne irgend etwas von dem zu wissen, was abgesehen von unserem Auffassen bestände. Demgemäß wissen wir auch nicht, wie dieses sich zu Empfindung und Vorstellung verhalten würde. Die Kluft zwischen der den Sinnen gegebenen Außenwelt und der zu einer Erfahrung gegebenen Empfindung und Vorstellung ist unüberbrückbar. Gerade das Verhältniß, dessen Feststellung die Theorie des Materialismus ausmachte, ist — unerkennbar. Und — dieselbe Physiologie, auf welche sich der Materialismus für seinen Satz berief, begründete nun die Unmöglichkeit irgend einer Erkenntniß in Bezug auf diesen Satz in irgend welcher Zeit.

Die Theorie von Dubois-Reymond ist so wenig wissenschaftlich beweisbar als die des Materialismus. Die Beweise, welche der hervorragende Physiologe giebt, sind unhaltbar. Die Grenzen, welche er der menschlichen Erkenntniß im Einverständniß mit Kant zieht, können durchaus eines Tages von der wissenschaftlichen Forschung an dem einen oder anderen Punkte überschritten werden. Ja hervorragende englische und deutsche Forscher haben schon geglaubt, Folgerungen aus dem Gesetz der Erhaltung der Kraft ziehen zu können, welche einen solchen Weg zur Lösung der Grundprobleme der Welt und unserer eigenen Existenz eröffneten.

Dies ist dann das letzte Stadium sol-

cher Generalisation. Und diesem Stadium gehören auch die Arbeiten von Noiré an. Entdeckungen sind in der letzten Zeit zusammengetroffen, die den Schleier der Isis zu lüften zu gestatten schienen, wenn Jemand nur den Muth hätte, vor die Göttin zu treten. Die Entwicklungslehre Darwin's, das Gesetz der Erhaltung der Kraft, als unterstützende Arbeiten die neueren anthropologischen, ethnologischen und sprachwissenschaftlichen Forschungen: dies Alles schien ein Ganzes bilden zu können. Häckel und Hartmann gehören derselben Bewegung an.

Verdeutlichen wir uns nun die Hypothese, welche Noiré als die Lösung des Welträthsels betrachtet.

Es ist die allgemeine Grundlage der Lehre von Spinoza und derer, die seinen Grundgedanken verfolgten, welche Noiré theilt. Insbesondere Johannes Müller, der große Physiologe, schlug die Bahn ein, auf der dann eine nicht kleine Zahl neuerer Forscher weiterging. Eine engere, aber zugleich deutlichere Fassung gab dem Gedanken Schopenhauer. Was von außen als ausgedehnt, als Körper erscheint, wird von innen als Wille erkannt. In uns selbst, in dem Thier, in der Pflanze, im Stein, überall erkennen wir Drang, Wollensäußerung an. Die Pflanze will sich nach dem Lichte wenden, der Stein will fallen, die Stoffe wollen sich verbinden, die verschiedenen Geschlechter wollen sich nähern.

Indem man die Theorie von der Erhaltung der Kraft einerseits, die Theorie der Sinne andererseits an diesen Gedanken heranbringt, empfängt er eine mehr haltbare Fassung. Man kann die Hypothese aussprechen, daß jeder Bewegungsvorgang im Weltall von einem Empfindungsvorgang begleitet sei.

Wie jede objective Erscheinung der Welt, in ihrem äußeren Wesen durchschaut, sich herausstellen muß als eine Summe von Bewegungen desselben in seinen Atomen durchaus gleichartigen Stoffes, so müssen auch alle Erscheinungen, subjectiv, d. h. in ihrem inneren Wesen erkannt, nichts Anderes enthalten als die e i n e Eigenschaft der Empfindung, welche an jeder Stelle gerade so und nicht anders wirkt, welche aber ursprünglich als eine einheitliche, allen Atomen in gleichem Maße zukommende zu denken ist. Diese innere Eigenschaft ist es, welche alle Wesen sondert und wieder vereinigt.

„Cartesius sagte: es giebt in der objectiven Welt nur e i n e äußere Eigenschaft, das ist die Bewegung. Wir sagen: es giebt nur eine innere Eigenschaft, das ist die Empfindung."

Demnach ist der Grundgedanke der monistischen Philosophie: alle Dinge der Welt haben die beiden Eigenschaften der Bewegung und der Empfindung.

Dem Naturforscher ist eine Erscheinung nur dann hinreichend erklärt, wenn er sie als einen einfachen mechanischen Proceß vorstellen kann. Die ehemalige Vielheit der Naturkräfte beginnt der klaren Erkenntniß einer einzigen Naturkraft zu weichen, welche sich nur in verschiedener Weise manifestirt.

Ist nun die Empfindung in demselben Sinne der elementare Vorgang in allem psychischen Leben? Und wenn sie das ist, ist das psychische Leben über alles Räumliche verbreitet? Können wir dies wissen, können wir dies behaupten?

Dies ist der Punkt, an welchem Noiré's eigenthümliches Verdienst gesucht werden müßte. Oder vielmehr, der erste unter diesen beiden Punkten würde entscheidend sein.

Die Identitätslehre Spinoza's, Schelling's, Schopenhauer's, mit welcher auch Goethe's Wort übereinstimmt: „Kein Stoff ohne Geist, kein Geist ohne Stoff", ist bei einigen hervorragenden wissenschaftlichen Köpfen im Ganzen schon in derselben Richtung verfolgt worden. Einer dieser Denker ist der hervorragende Sprachforscher Lazar Geiger. Noiré citirt von ihm die folgende merkwürdige Stelle:

„Wir verstehen den Schmerzensschrei des Lebendigen, aber nicht Alles, was lebt, ist dessen fähig. Wir verstehen auch das Zucken des Fisches, des Insectes. Aber wie, wenn weiter hinab, wenn jenseits der Nervenwelt eine Empfindung vorhanden wäre, welche wir nicht mehr verstehen? Und es muß wohl so sein. Es könnte in einem complicirten lebendigen Wesen nicht eine Empfindung zu Stande kommen, so stark, daß wir sie infolge der Bewegung, durch welche sie sich äußert, mitempfinden, wenn nicht in den Elementen, den Atomen etwas Aehnliches

und weit Schwächeres vor sich ginge, was sich uns entzieht. Das Letzte, was von dem Inneren der Dinge von uns erkannt werden kann, ist die Empfindung der Thiere. Für jede elementarere Seelenregung fehlt uns Vorstellung und Name. Aber aufwärtssteigend, können wir das Denken in die Elementarkräfte zerlegen. Die Elementarkräfte der menschlichen Seele sind Empfindungen. Was im Innersten der Körper vorgeht, wenn Sauerstoff und Wasserstoff zusammentritt, wenn der Stein fällt, wenn die scheinbar leblosen Dinge zusammentreffen, kann nichts Anderes sein."

Hieraus ergiebt sich als die Aufgabe der Zukunft die Entwicklungslehre des Geistes. Die allem Seienden innewohnende Ureigenschaft der Empfindung schlummert in den Atomen, durchläuft in ungeheuren Zeiträumen eine Entwicklung, die sich als die steigende Verinnerlichung der Welt darstellen läßt.

Von diesem Punkte aus legt er der Entwicklungsgeschichte der Organismen, in ihrer aufsteigenden Reihe, wie sie Lamark, Goethe und Darwin lehrten, folgenden Satz zu Grunde:

„Es ist der jedesmalige in jedem Zeitmoment vorhandene Empfindungsinhalt des Wesens, welcher zweckbewußt den nächsten Entwicklungsmoment schafft und schaffen will."

Die vorliegende Theorie berührt sich am nächsten mit derjenigen, welche Zöllner in seiner hervorragenden Schrift über die Kometen entwickelt hat. Und zwar ist sie von Zöllner mit der ganzen Macht ausgestattet worden, welche der bewundernswerthe Umfang seiner Untersuchungen ihr verleihen konnte. Noiré geht sonst gern auch ferneren Spuren derselben nach. Warum finden wir die Bedeutung Zöllner's für diese Fragen, die Fechner's gar nicht erwähnt?

Es ist hier nicht der Ort, die Ausführung dieses monistischen Gedankens einer näheren Untersuchung zu unterziehen. Soll eine metaphysische Theorie jetzt schon aufgestellt werden — wir unsererseits gestehen, das Bedürfniß einer solchen nicht zu empfinden — so scheinen heute alle Linien der verschiedenen Forschungen zu dem monistischen Gedanken zu convergiren, welcher weder das Recht der körperlichen Welt noch das des psychischen Lebens verkürzt. Dies ließe sich an einer Reihe von Arbeiten der letzten Jahre zeigen. Doch denke ich, es ist auch für die Philosophie gegenwärtig besser, an den umfassenden Forschungsarbeiten Theil zu nehmen, welche den Ausbau einer Weltansicht vorbereiten, als an auch noch so geistvolle Ausführungen unbewiesener Generalisationen das Leben zu setzen. Denn wer kann sagen, welche Wendungen noch die Forschungen selber den letzten Generalisationen in der nächsten Zeit bringen werden? Wer dürfte mehr wagen, als einzelne wichtige Schlüsse zu ziehen, wenigstens versuchen, ihnen Sicherheit zu geben in Bezug auf die großen und letzten Fragen, welche als ein Ganzes zwar hoffentlich nicht, wie Dubois-Reymond meint, unlösbar sind, aber doch nur sehr langsam und nur durch das Fortschreiten der Einzelforschung selber gelöst werden können?

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nro. 42 der dritten Folge. Der ganzen Reihe **Nro. 234.**

Westermann's

Illustrirte Deutsche Monatshefte.

März 1876.



Aus dem sechzehnten Jahrhundert.

Von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Als Wiben Peters ins Kehdinger Land nach Freyburg zurückgelangte, entsandte er anderen Tages einen Boten mit Abschrift des kaiserlichen Mandats an die Regenten Dithmarschens zu Heide, bot ihnen Vertrag und Frieden, wenn sie den wider sie zu Rendsburg vom Loding gefällten und zu Speier vom Oberhaupt des römischen Reiches befestigten Rechtsspruch erfüllen, ihm sein Haus und seinen Hof neu aufrichten und die erkannten Bußen bezahlen würden. Zugleich, damit sie sich mit eigenen Augen von der Glaubwürdigkeit des kaiserlichen Urtheils überzeugen möchten, entbot er Abgesandten freies Geleit, Zehrung und guten Weg hin und wieder, so wahr er ein Sohn des dithmarscher Landes sei und ihm Recht, Wort und Brauch desselben heilig.

Der Gubernator Thedo Kaling und die Regenten erschraken beträchtlichermaßen, als sie das Schreiben erhielten. Einige von ihnen suchten es als erdichtet und unglaubhaft darzustellen, daß Wiben Peters bis vor das Angesicht des Kaisers gelangt sein sollte, und selbst wenn dies geschehen, daß ein derartiges Reichsmandat an die freie Republik erlassen worden. Doch Claus Fake erhob sich und sagte:

„Jeder unter uns weiß, daß Wiben Peters des Landes grimmer Feind ist und dasselbe vielerorten verheert und verbrannt, darin geplündert und geraubt, Vieh von dannen getrieben und Menschen

erschlagen hat. Aber wenn Einer gehört oder sagen gehört, daß Wiben Peters' Mund gelogen, so reiße er den kaiserlichen Spruch als gefälscht entzwei. Das ist meine Meinung."

Es blieb still darauf und keine Hand regte sich nach dem Blatt. Dann ward der Beschluß gefaßt, der Aufforderung vor der Hand Folge zu leisten und Boten zur Beurkundung des Reichsmandats ins Kehdinger Land zu entsenden. Allein es fand sich Niemand, diesen Weg auf sich zu nehmen, bis wiederum Claus Fake aufstand und ruhig sprach:

„Ihr habt mich und Thieß Reimers schon zweimal mit Botschaft in dieser Sache betraut, und wenn Niemand der Wohlfahrt unseres Landes eingedenk ist, bin ich erbötig, auch heut' zu thun, was die Pflicht von Jedem erheischen würde, den die Wahl dazu träfe. Es ist kein Zeichen, daß die alte Unerschrockenheit unserer Väter noch lebendig geblieben in Dithmarschen, und erschreckend, daß unser bestes Erbtheil, das Vertrauen auf Manneswort, auch wenn ein Feind es gesprochen, unter uns erloschen. Ich sorge, wir würden einem mächtigeren Feinde, der über uns käme, nicht mehr widerstehen wie am Tag beim Dusentdüwelswarft; aber ich baue noch auf Wort und Treue und gehe zu Wiben Peters, der uns freies Geleit und guten Weg zusagt, und wer die Art unserer Väter in sich trägt, geht mit mir."

Claus Fake sprach es schlicht und ernst, und Thieß Reimers erhob sich, doch Niemand sonst. Am anderen Morgen aber verließen Beide, noch mit geheimen Aufträgen der Achtundvierzig versehen, die Stadt und gelangten am Abend bei Einbruch der Dämmerung nach Freyburg im Kehdinger Lande. Sie trafen Wiben Peters allein in einem Gemache seines Hauses, und es frohlockte in seinem Blick, als er ihrer ansichtig ward. Er stand auf, bot ihnen Sitz und Trunk und sagte:

„Ihr bringt guten Rath, so hoff' ich."

Doch die Boten lehnten Sitz und Trunk ab, und Claus Fake erwiederte:

„Freien Weg haben wir auf Eure Zusage genommen, erlaubt, daß wir die Zehrung, die Ihr geboten, selber bestreiten. Hättet Ihr früher auf unseren Rath gehört, ständ' es besser um uns, unser Land und Euch selbst, denn ich seh's Euch am Angesicht, Ihr seid alt geworden vor der Zeit und blutet mit aus den Wunden, die Ihr Eurem Heimathlande geschlagen. Doch wir sind nicht zum Reden betraut, sondern zum Urtheilen über des Kaisers schlimm gearteten Spruch; es sei Euch genehm, uns die Urschrift darzuthun, wie Ihr verheißen."

„Alt geworden?" wiederholte Wiben Peters, den Sprecher starr und reglos anblickend. „Ihr müßt's wissen, Claus Fake, Ihr habt mich seit manchem Tag nicht gesehen."

Er erhob sich von dem Stuhl, auf den er sich wieder niedergelassen, doch als versage ihm die Kraft, setzte er sich abermals zurück und heftete den Blick vor sich auf den Boden. Dann fuhr er auf, verließ, gewaltsam seine Glieder beherrschend, den Sitz und holte das Document, das er mit zitternder Hand auf den Tisch breitete. Die Abgesandten beugten sich nur kurz darüber und Claus Fake sagte:

„Es ist des Kaisers Siegel und eigenhändige Unterschrift, Gott mag sie begreifen und vergeben. Ich habe nicht an Eurem Wort gezweifelt, Wiben Peters; daß ich's von Euch gefordert, war meine Botenpflicht. Da wir sie erfüllt, gebt uns Urlaub; unser Auftrag sendet uns weiter nach Bremen an den Erzbischof, den der Kaiser, wenn das Land Dithmarschen sich beschwert in dieser Sache fühle, zu seinem Commissar ernannt hat. Was wollt Ihr?"

Wiben Peters' Hand zitterte noch wie zuvor und er hatte sie auf Claus Fake's Arm gelegt, um diesen am Fortschreiten zu hindern. Sein Auge sah düster drein und es zuckte wie in bitterer Qual um seinen Mund, als dieser fast tonlos entgegnete:

„Ich wollte Frieden mit Euch, will ihn noch. Alt geworden, sagt Ihr, bin ich? Wenn man alt geworden, kommt der Tod, was liegt dran, ob heut' oder morgen? Geht nach Heide zurück und sagt, sie sollen den Spruch des Loding und des Kaisers ausführen, mich frei sprechen von ihrer Buße und die Buße, die wider sie erkannt worden, zahlen — sie sollen mein Haus aufbauen und meine Bäume wieder pflanzen — und wenn sie es gethan, will ich kommen und den Tod leiden für die Wunden, die ich meinem Lande geschlagen.

Ich will es noch einmal sehen in seiner Herrlichkeit und im Frieden und dann mit eigener Hand an mir vergelten, was ich ihm that. Ihr habt auf mein Wort vertraut — habt dithmarscher Dank dafür und baut auch auf dies, das Wiben Peters spricht, der alt geworden."

Es lag etwas Erschütterndes mehr noch im Ton und der Art der Worte als in diesen selbst, und Claus Fake wandte sich, um den Ausdruck seines Gesichtes zu verbergen. Dann erwiederte er:

„Wir können's nicht; Niemand würde drauf hören, nur Ihr selbst könnt helfen, Wiben, dem Lande helfen und Euch. Laßt des Lodings und des Kaisers Recht, die fremd bei uns sind, und fügt Euch dem, unter das Eure Mutter Euch geboren! Wie ich Euch bitte, so schändet's Euch nicht, das dithmarscher Land zu bitten, es möge Gnade üben an Euch statt des Rechtes. Betraut mich, und mein Wort drauf, es wird Euch gewährt, oder ich selbst will meine Heimath lassen und mit Euch in der Fremde leben, die mehr ist als halber Tod. Was wollt Ihr denn, wenn sie Euch des Kaisers Spruch weigern wie den des Lodings, wie wollt Ihr ihn ertrotzen? Mit fremder Gewalt, im Bunde mit den Feinden um uns her? Ihr thätet's nicht, nicht um Euer Leben, auch nicht um das, was Ihr Euer Recht heißt!"

„Ihr könnt's nicht," wiederholte Wiben Peters Claus Fake's Anfangsworte; „Niemand würde drauf hören. — Geht, Ihr habt freien Weg, wohin Ihr wollt. Reicht mir Eure Hand! Fahrt wohl!"

Worte hatten hier nichts mehr auszurichten, Claus Fake und Thieß Reimers fühlten es Beide. Sie nahmen die gebotene Hand und sprachen:

„Für vordem und ohne Pflicht inskünftig."

Dann gingen sie. Nach einigen Schritten wendete sich der Erstere noch einmal und fragte:

„Mane Todiemen hat nächtlicher Weile Haus und Hof verlassen. Ist's wahr, daß er bei Euch ist und ohne Grund zu Euch steht?"

Der Gefragte sah nicht auf, er entgegnete ausdruckslos:

„Sucht ihn, und findet Ihr ihn, fragt ihn selbst."

Nun saß er wieder allein im Gemach, seine Brust athmete heftig und seine Lippen murmelten:

„Ich wollte Frieden mit ihnen —"

Allmälig stieg ihm das Blut roth ins Gesicht, die Adern auf der Stirn schwollen, aus dem matt ermüdeten Blicke begann der Augenstern pfeilscharf zu funkeln.

„Bitten? Bitten um mein Recht, vom Kaiser selbst gesprochen?" knirschten seine Zähne. „Sie sind's, die den Frieden nicht wollen! — Luft!"

Er sprang mit rothglühendem Kopfe auf, nicht halt- und kraftlos jetzt, sondern der Boden erdröhnte unter seinem Fuß.

„Bin ich alt geworden, Claus Fake, so seid Ihr Narren geworden!"

Und er stürzte hinaus, durch die Gassen des Städtchens, westwärts dem Deiche zu, hinter dem die Elbe mit Kühlung den schwülen Sommerabend durchrauschte.

Die Fluth kam von der See her und kämpfte, siegreich vordringend, gegen die Wasser des breiten Stroms. Wiben Peters stand und blickte hinab, sein Mund stieß besinnungslose Worte in den gährenden Zwist ihm zu Füßen. Er gewahrte nicht, daß eine Reitergestalt von Westen her auf der Deichhöhe durchs Zwielicht herankam; erst als das Pferd, fast in seinen Nacken schnaubend, anhielt, sah er auf und in das Gesicht seiner Tochter. Ihm entflog als erster Gruß:

„Kommst du endlich? Die Welt war anders, wo wir uns zuletzt sah'n. Doch du kommst zu rechter Stunde."

Oda sprang ab und trat dicht an ihn heran.

„Ich komme, Euch zu fragen, Vater, woher Graf Bleichingen damals, als wir uns zuletzt sah'n, wußte, daß ich vor das Thor von Speier hinausgegangen sei?"

„Woher? Von mir!"

Sie wich vor der kurzen Antwort, als ob sie dieselbe nicht erwartet, einen Schritt zurück.

„Von Euch? Ihr gabt ihm an, wo er sich Eurer Tochter mit Gewalt bemächtigen könne — riethet mir, allein dort hinauszugehen?"

Wiben Peters schwieg einen Augenblick, ehe er unsicheren Tones erwiederte:

„Ich wußte nicht, was er plante —"

„Bei Gott und Eurem Wort nicht,

Vater? Weshalb sandtet Ihr mich dorthin?"

„Weil" — der Antwortende warf ungestüm den Kopf zurück — „weil er log, der Kaiser begehre dich zu seh'n, eh' ich Vorlaß erhalte, und weil er befürchtete, du möchtest dich weigern, wenn du es zuvor erführest. Was geht's dich an?"

„Der Kaiser? Ich sollte zu ihm, weshalb? Weshalb sollt' ich es fürchten? Weshalb wolltet Ihr mich betrügen? Mich däucht, das geht mich an und Keinen sonst!"

In Wiben Peters' Augen begann der Zorn aufzukochen.

„Hüte deine Zunge, du kommst in schlechter Stunde dafür! Was mein Zweck war, mich geht's an, das Haupt des Geschlechts, mich allein! Deine Pflicht war, zu gehorchen, ist's jetzt, zu schweigen! Man betrog mich, nicht ich that's. Dir half der Zufall, wie Mane Todiemen mir berichtet, das genüge dir!"

Oda's Wimpern zuckten nicht, starr geöffnet sahen die Augen durch sie hin und ihre Lippen versetzten langsam Wort um Wort:

„Nicht dem Diener, dem Herrn selbst also sollte ich verkauft werden, und mit Eurem Wissen geschah's? Ihr irrt Euch, mich allein geht das an, denn ich bin nicht mehr Eures Geschlechts fortan und nichts, was mir angehört und gehören wird. Das Gericht des Himmels komme über das Recht, für das Ihr Eure Tochter verkauft. Ich bin's nicht mehr, bin Mane Todiemen's Braut, sein Weib — wir haben nichts mehr mit Euch!"

Sie schwang sich hastig in den Sattel zurück und trieb ihr Pferd zum Sprunge an; in besinnungsloser Wuth riß Wiben Peters sein Schwert aus der Lederscheide und warf es ihr wie einen Ger nach. Doch es streifte nur ihren Arm und grub sich in den Boden, und bevor er es wieder erreicht, war die Reiterin schon im Dunkel verschwunden. Nun hieb er einem Irrsinnigen gleich in das Gras des Deiches und stieß mit schäumendem Munde aus:

„Todt! Todt! Todt! Ihr liegt! Jeder, der sich widersetzt! Mir und dem Kaiser! Ist mein Arm alt geworden? Er soll über euch kommen wie die Fluth! Wie rothe Fluth!"

Oda Peters ritt durch die Gassen Freyburgs, hielt vor ihres Vaters Haus und fragte nach Mane Todiemen. Man deutete ihr, wo er wohne, und sie begab sich ohne Aufenthalt dorthin. Ein Garten umschloß das Gebäude, sie befestigte die Zügel ihres Pferdes am Eingang und schritt durch das Dunkel vorwärts. Ihre Stirn brannte und ihr Herz klopfte; ihr Kopf gedachte dessen, was sie eben erlebt, des fressenden Argwohns, der sie bis hierher verfolgt und sich bestätigt, doch ihr Herz ging wie im Traum, es ging nicht, sondern glitt auf wiegenden Wellen zwischen Felswänden und Burgen dahin, im Morgen- und Abendlicht und hinaus unter das Sterngefunkel der schweigenden Nächte.

Da schlugen im Dunkel Worte an ihr Ohr und sie horchte auf. Eine bekannte Stimme war's, sie bog an der Laubwand vorüber, neben der sie geschritten, und unter dem Gezweig einer Hängeesche stand ein Windlicht und erhellte die Züge Mane Todiemen's und vor ihm diejenigen Thieß Reimers' und Claus Fake's. Der Letztere aber sprach dem Ersteren zugewendet:

„Wir sind gekommen, Euch zu warnen, Mane Todiemen. Ihr seid reich und glücklich, warum finden wir Euch hier? Euch treibt keine Geschlechtspflicht, kehrt zurück, eh' Ihr es bereut. Noch habt Ihr nichts gegen unser Land begangen, es steht Euch offen. Doch hütet Euch, man wird drüben mit Haus, Hof und Habe eines Jeglichen, der ohne Pflicht zu Wiben Peters hält, verfahren, wie es diesem gescheh'n."

„Ich danke Euch, Herr Claus Fake, daß Ihr gekommen, mich zu warnen," erwiederte der junge Bauer. „Doch Ihr täuscht Euch, mich bindet die Pflicht, denn ich gehöre zu Wiben Peters' Geschlecht."

„Ein Bräutigam gehört noch nicht zum Geschlecht seiner Braut und hat keine Pflicht."

„So gebt Antwort im dithmarscher Land, Wiben Peters' Tochter sei nicht meine Braut, sondern mein Weib."

Ein Schreck ging über Claus Fake's Gesicht.

„Ich glaub's Euch nicht, Ihr müßt's beweisen —"

Mane Todiemen zögerte einen Augen-

blick, seine Stirn röthete sich, dann versetzte er rasch mit erzwungenem Lachen:

„Vielleicht wird sie's Euch über eine Weile, eh' das Jahr zu End' geht, Herr Fake. Zu beweisen, werdet Ihr mir zugeben, ist's schwer, doch glaubt Ihr selbst, daß Bräutigam und Braut allein von Speier bis ins Niederland auf dem Rhein stromab fahren, und daß er bei der Ankunft ein Junggesell geblieben und sie eine Jungfrau?"

„Du lügst, Mane Todiemen!"

Die drei Männer fuhren plötzlich erschreckt aus einander, denn mit heftigem Schritt trat Oda Peters' hohe Gestalt aus dem Dunkel des Gartens her zwischen sie hinein. Ihre Augen funkelten gleich denen eines auf den Tod verwundeten Thieres, sie hielt die geballte Hand wie zum Schwur und wie in besinnungsloser Drohung aufgestreckt und wiederholte, als käm' es aus zerspringender Brust:

„Du lügst, Mane Todiemen, und du weißt es. Ich bin mit dir rheinab gefahren, doch ich bin nicht dein Weib und bin nicht deine Braut. Schimpf über mich, daß ich mich einstmals so hieß! Haß und Abscheu über dich, der mich beschimpft!"

Sie hatte das Laubgewölbe des Baumes verlassen, eh' die Hörer noch Alles zu fassen vermocht. Mane Todiemen stand einen Augenblick wie betäubt, dann stürzte er ihr ins Dunkel nach. Er rief:

„Oda, höre mich! Ich log, damit sie meine Pflicht erkennen sollten, bei Euch zu bleiben!"

Und er vernahm die eiligen Schritte des Mädchens dicht vor sich, glaubte sie zu erreichen. Da schwang sie sich wortlos auf ihr harrendes Pferd und jagte davon in fliegender Hast durch die Gassen der Stadt an ihres Vaters Hause vorüber und draußen westwärts in die Nacht hinaus.

Zu Bremen aber klagten Thieß Reimers und Claus Fake bei dem Erzbischof, Herzog Christoph von Braunschweig, daß sich das Land Dithmarschen beschwert erachte durch den zu Gunsten des offenkundigen Friedbrechers Wiben Peters erkannten kaiserlichen Rechtsspruch. Doch am gleichen Tage kam Wiben Peters selbst mit starkem Geleit gen Bremen geritten und begehrte bei dem kaiserlichen Commissar Ladung gegen die achtundvierzig Regenten Dithmarschens zur Verantwortung ihrer Weigerung wider das Mandat des Kaisers. Es war nicht zu verkennen, daß der Herzog Christoph die Abgesandten der Regenten nicht anders als seiner Würde geistlich und weltlich Untergebene, den Friedbrecher dagegen fast wie einen großen, ebenbürtigen Herrn ansprach, und wichtige Geschäfte einwendend, verwies er beide Parteien zur Entscheidung an seine Räthe Burchard von Kramme und Veit Chrumers. Diese schrieben im September des Jahres einen Gerichtstag nach der Stadt Verden aus, allein statt der achtundvierzig geladenen Regenten erschienen abermals nur Claus Fake und Thieß Reimers und gaben die Erklärung ab, das dithmarscher Land könne in so schwerer Sache kein Gericht erzbischöflicher Räthe, sondern nur das des hochfürstlich kaiserlichen Commissars selber annehmen.

„Sie verwerfen Euch, edle Herren, wie die Bauern zu Rendsburg," sagte Wiben Peters kurz und höhnisch, und nach abermaliger vergeblicher Ladung der Regenten wurden diese von dem erzbischöflich ernannten Gericht schuldig gesprochen und in contumaciam in die Pön, Kosten und alle übrigen Folgen des kaiserlichen Mandats verurtheilt. Da erhob sich Claus Fake und legte Berufung des dithmarscher Landes ab rege male informato ad melius informandum an das kaiserliche Reichskammergericht zu Speier ein.

Es war damit der Weg zur höchsten Instanz des deutschen Reiches beschritten und das kaiserliche Commissariat des Erzbisthums zu Bremen erledigt. Die Dithmarscher wendeten jedoch die Klage um und erhoben nicht nur Beschwerde gegen den wider sie erkannten dreifachen Rechtsspruch, sondern zugleich über den vielfachen landkundigen Friedensbruch Wiben Peters' und erbaten Ladung desselben nach Speier. Herbst und Winter verstrichen darob, doch trotzdem geschah es mit ungewöhnlicher Schnelligkeit, daß das Reichskammergericht die nachgesuchte Ladung erkannte und die Verfügung erließ, sie, „weil der Beklagte kein bleiblich Heimwesen habe, mittelst öffentlichen Anschlags, theils an Pfarrkirchen, theils an Rathhäusern, an

beiden Elbufern zu Itzehoe, Neumünster, Segeberg, Oldesloe, Lübeck, Wismar, Hamburg, Buxtehude, Stade, Freyburg, Verden und Bremen bekannt zu machen".

Schwierig wohl ist es heute zu sagen, ob die Kläger zu dieser Berufung durch Hoffnung auf wirklichen Erfolg bewogen wurden, oder ob sie nur der Absicht dabei nachtrachteten, das dreifach zu ihren Ungunsten gesprochene Urtheil bis auf Menschengedenken in Klageschrift, Fristgesuchen, Rechtfertigungen, Mandatsgesuchen, Zeugenabnahmen, mündlichen Vorträgen, schriftlichen Recessen, Protocollirungen, Legitimationen, articulirten Darstellungen, Einreden, Repliken, Dupliken, Appellationen, Judicial- und Extrajudicialprocessen der Acten des Reichskammergerichts zu begraben. Im Anfang hatte Wiben Peters, auf die Wirksamkeit seines eigenhändigen kaiserlichen Mandats bauend, ebenfalls seine Gegenklage bei dem Kammergericht angestellt, doch allmälig erkannte er aus eigener Erfahrung, was im Reiche seit Langem die Sperlinge auf den Dächern zwitscherten, daß jenes, auf seine höchste Machtvollkommenheit eifersüchtig, sich vor Allem dann nicht übereilte, wenn seiner Befugniß durch persönlichen Eingriff der kaiserlichen Majestät zuvorgekommen worden, und Wiben Peters begriff, den langen nordischen Winter durchwartend, daß die Klugheit seiner Landsleute ihn überbot und die ihm übrig verbleibende Lebenszeit schwerlich mehr zur Erzielung einer Entscheidung an höchster Stelle ausreichen würde. Hin und wieder ritt er wie in zeitvertreiberischer Unthätigkeit durch die bremischen und lüneburgischen Lande bis nach Lübeck und nach Rostock im Mecklenburgischen hinauf, und das Frühjahr hatte begonnen, als er eines Mittags, nach Freyburg zurückkehrend, vor der Herberge im Städtchen Buxtehude anhielt. Er hatte dies früher zu öfteren Malen gethan, doch wohl ein Jahr und darüber war vergangen, seitdem es zum letzten Male geschehen, und der Wirth trat aus der Thür, dem einkehrenden Reiter behülflich zu sein. Er grüßte denselben, doch als einen Fremden, daß dieser fragte:

„Habt Ihr inzwischen meiner vergessen? Richtet mir ein gutes Mittagsmahl wie das letzte, das ich bei Euch genommen!"

Nun sah der Wirth ihm verwundert musternd ins Gesicht, fast Minuten lang, dann stotterte er:

„Herr Gott, meine Augen sind trüb' heut' — Ihr seid's nicht — Herr Wiben Peters?"

Es zuckte um die wie mit einem Grabstichel eingeschnittenen Mundwinkel des Angesprochenen.

„Ihr irrt Euch," stieß er rauhkehlig aus, „Euer Auge ist scharf! Ich bin's noch, und Andere, denk' ich, sollen's lernen, die's vergessen. Richtet Euer Mahl! Ich will fürstlich bei Euch tafeln! Da!"

Er warf dem Wirth eine klirrende Börse zu, dieser versetzte zaudernd:

„Seit einer Woche ist ein Anschlag, der Euch betrifft, an unserer Kirche, Herr Peters."

„Mich?" Wiben Peters schwang sich heftig in den Bügel, den er schon verlassen, zurück. „Wo?"

Der Andere deutete und der Reiter stiebte im Galopp fort. Dann hielt er an der Kirchenthür und las. „Kein bleiblich Heimwesen," murmelten seine Lippen nach. Als er zu Ende gelesen, lachte er schneidend auf, zog sein Schwert und hieb kreuzweise über die Ladung des Reichskammergerichts und wandte sein Pferd. Doch er ritt nicht in die Herberge zurück, sondern, ohne der bestellten und vorausbezahlten fürstlichen Mahlzeit zu gedenken, durch die Gassen und am Elbfluß stromab.

Wiben Peters aber ritt von dem Tage an nicht mehr nord- und südwärts der Elbe umher, sondern er saß an der Mündung derselben in die Nordsee, zu Cuxhaven und wartete. Blüthenschnee überflockte die Obstbäume der Gärten, und in ihrem Gezweig flötete die Nachtigall; dann kam in der hellen Maiennacht ein Schiff den Fluß herab, wohlgerüstet, mit verwegen blickenden Gesichtern darauf, ein scharf segelnder Klippschooner, dessen Linnen sich anmuthig und kraftvoll spannten, und Wiben Peters stieg an Bord, ergriff mit eigener Hand das Steuer und lenkte es schweigsam in die graue Wasserbahn gen Nordwest hinein. Und eh' der Morgen anbrach, loderte es roth aus der Strandmannsdödde zum Sternenhimmel, und

mit dem Licht des Tages lief Jammer und Wehklage durch alle Dörden Dithmarschens, Wiben Peters sei wie mit einem Heer wiederum von der See her ins Land gefallen und habe das Dorf Gröden verheert und niedergebrannt bis auf das letzte Haus, doch nicht wie zuvor geplündert und geraubt, sondern Alles, was ihm in die Hand gerathen, in unmenschlicher Weise erschlagen, Mann, Weib und Kind.

Da gedachten die Bewohner Dithmarschens, die Kläger beim Reichskammergericht zu Speier, in ihrer Noth des Wappenspruches Markgraf Albrecht's des Jüngeren von Brandenburg: „Fortem exarmat fortior."

Und es war ein linder Junitag auf dem Lande, blau und sonnig, doch auf der Nordsee ging aus Westen her scharfer Wind, und die Wellen schlugen hochspritzend mit weißen Köpfen ringsum an das dunkelrothe Steingeklipp der Felsinsel des „Hilligen Landes" herauf. Wie dies anderen Namen damals trug, so war es auch noch von anderem, beträchtlicherem Umfang, und die rastlosen Zähne des Meeres hatten es noch nicht zu dem winzigen Eilande des heutigen Helgolands abgenagt. Freilich war auch die Zeit seiner sagenhaften Größe lange vorüber, da die heiligen elftausend Jungfrauen, denen es seinen Namen danken sollte, „dar angelandet, do it ein grott schone Landt gewesen, de Lüde averst so gottloß, hebben mit ehnen Schande gedreven, darup dat Landt so vorsunken, affgereten unnd alles thom Steine vorslöket". Einsam, von einer mächtigen alten Kirche überragt, lag es, steil abfallend, einem bewegungslosen Meerungeheuer gleich, in der See, nur von einer Seite schroff zugänglich zu den Häusern der Schiffer und der wenigen Ackerbauer hinauf, die den kärglich fruchttragenden Boden auf dem Rücken der rothen Steinklippe ausnutzten. Seiner Zuständigkeit nach aber gehörte Helgoland damals dem Herzog Adolph von Holstein, dem es erst vor Kurzem bei einer Theilung zugefallen, und der Mikelß Erik als seinen Vogt zur Regierung über die geringe Bewohnerzahl darauf gesetzt.

Nun hatte der Tag seit guter Weile begonnen und eine Dienstmagd trat in Geschäften aus der Hausthür des Vogtes. Sie wollte fürder gehen, aber ihr Blick fiel auf die See und es war etwas, das sie gen Ost hinaus ihre Augen mit der Hand beschatten ließ. Der Wind pfiff und wühlte ihr das goldhelle Haar über die Stirn, sie stand schon geraume Zeit so und es nahm den Vogt Mikelß Erik, der jetzt selber daherkam, Wunder. Er blieb unbemerkt hinter ihr stehen und sagte freundlich: „Hast Heimweh und möchtest wieder hinüber, Oda?" und Oda Peters fuhr zusammen und blickte ihn stumm eine Weile an. Dann schüttelte sie den Kopf:

„Ich bin zufrieden hier und seh' nur nach den Schiffen dort, die's wunderlich haben. Eure Arbeit soll nicht drunter leiden."

Eine Viertelstunde mochte vergangen sein, da stand nicht Oda allein mehr, sondern fast die ganze kleine Bewohnerzahl der Felsinsel auf dem hohen Rand und blickte nach den Schiffen, „die es wunderlich hatten". Und in der That war die Verwunderung gerechtfertigt, zumal für wohlbewanderte Seeleute, aus denen die gesammte Einwohnerschaft bestand. Drei Fahrzeuge kamen von Osten mit vollen Segeln gegen Helgoland heran, eines in der Mitte, etwa um einige Knoten voraus, die beiden anderen folgten ihm aus Nord- und Südost. Manchmal veränderte das mittlere Schiff seine Richtung und es schien, als suche es bald nach Süd-, bald nach Nordwest vorüberzubiegen, doch es gerieth aus dem Wind dabei, so daß ihm stets eines der anderen Fahrzeuge dadurch näher kam, und mit offenbarer Hurtigkeit nahm es jedesmal seinen alten Cours grad' gegen die Insel wieder auf.

„'S ist ein Hamburger Klippschooner," sagte einer der Helgolander Schiffer. „Die beiden anderen sind dithmarscher Barken. Aber was will er? Was wollen sie? Das nimmt sich schier aus wie eine Jagd."

Er brach ab, denn im selben Augenblick schoß eine weiße Rauchwolke wagerecht vom Bord des Schooners in die See und zwei gleichartige entgegneten ihr vom Deck des südlichen Fahrzeugs.

„Zehn Seehunde um meinen Kopf!" schrie ein anderer Schiffer, „ich wette, das ist Wiben Peters, den die Dithmarscher jagen!"

Mit Windesschnelle kam das vorderste Schiff auf die Felsküste zu, Männer,

Weiber, Kinder drängten sich athemlos erwartungsvoll näher an die Steinwand, kaum Minuten vergingen, da lief das Fahrzeug mit vollen Segeln in rasender Eile in den kleinen Hafen hinein. Es lag noch nicht fest am Strande, als bewaffnete Knechte und Matrosen, doch gering an Zahl nur, herabsprangen, ihnen folgte als letzter Wiben Peters, in der Ferne am breiten, allein nicht mehr gelben, sondern wie Flockenschaum des Meerwassers gebleichten Bart kenntlich, und rief mit gebieterisch donnernder Stimme: „Die Treppe hinauf! In die Kirche! Macht den Kirchhof zur Burg!"

Dann ging es, wilder Jagd gleich, an den zuschauenden Inselbewohnern vorüber die Felsenstufen hinan. Wiben Peters folgte, von seinem Bruder Bartold und Mane Todiemen begleitet, doch in solcher Hast, daß Keiner von ihnen Oda Peters gewahrte, die kaum auf doppelte Armlänge von dem vorbeistürmenden Zug unter den übrigen Zuschauern stand. Sie hörte ihren Oheim Bartold sagen: „Verdammt, Wiben, uns sind zu viel von den Hunden auf der Ferse, die Kirche hält nicht! Ich weiß einen Weg drüben von der Klippe, wo sie mit ihren Schiffen nicht ankommen können; dort liegen Böte gewöhnlich und wir können uns verstecken, bis die Nacht kommt."

Dann war Alles vorüber, der Kirche zu, und im Hafen erhub sich lautes Geschrei von den beiden gleichzeitig einlaufenden dithmarscher Schiffen. An hundert Männer sprangen vom Deck herunter, doch eh' sie die Treppe erreicht, trat Mikelß Erik ihnen würdevoll aufgerichtet entgegen und sprach:

„Wer seid Ihr und was wollt Ihr? Ich bin der Vogt des hilligen Landes und verwehre bewaffneten Haufen hier den Zutritt."

„Ihr kennt uns und wißt, wer wir sind, Mikelß Erik," antwortete Claus Fake, höflich den Hut lüftend. „Das dithmarscher Land hat uns betraut, unserem Friedbrecher Wiben Peters nachzutrachten, der sich vor uns hierher geflüchtet."

„Ihr brecht selber den Frieden meines gnädigen Herrn, des Herzogs Adolph zu Holstein, Claus Fake. Drum verlaßt sein Land!"

„Wenn Ihr uns den Friedbrecher herausgebt."

„Dazu habe ich nicht Recht, noch Macht."

„So geht Macht über Recht! Vorwärts! Gebt Raum!"

„So nehmt auf Euer Land, was draus folgt; ich weiche Eurer Gewalt."

Der Vogt trat zur Seite und die Dithmarscher drängten an ihm vorüber, die Stufen empor, auf den von einer mannshohen Mauer umwallten Kirchhof zu.

Sie wurden jedoch hundert Schritte vor demselben von mehreren Schüssen empfangen, die, in den dichten Haufen hineinfahrend, einige von ihnen zu Boden warfen; zugleich aber sprang Wiben Peters auf den Rand der Kirchhofsmauer und rief:

„Was wollt Ihr, Claus Fake, in Herzog Adolph's Land?"

„Gebt Euch auf dithmarscher Landrecht," entgegnete der Angesprochene, „Ihr könnt uns nicht wieder fort."

„Habt Ihr am Tisch mit mir gesessen, die frische Schale mit mir getrunken und kommt über mich mit List und Gewalt?"

„Ich hab's und Euch die Hand gereicht für vordem und gesprochen: Ohne Pflicht inskünftig. Wir kommen nicht mit List über Euch, sondern mit der Gewalt nur, die Ihr wider uns geübt. Habt Ihr einen Becher, so laßt uns die Freundschaft abtrinken, Wiben Peters — Gott sei's geklagt, 's ist nicht nach meinem Willen."

Und Claus Fake ging unerschrocken allein vor, fast als wünsche er sich den feindlichen Kugeln als Ziel zu stellen. Doch Wiben Peters gebot seinen Leuten Halt und kam nach kurzer Weile aus dem Mauerthor mit einer Kanne und einem Becher in der Hand. Er schenkte den letzteren voll und bot ihn dem Gegner dar: „Wenn Ihr's so wollt —"

Claus Fake schüttelte traurig den Kopf. „Ich will's nicht, sondern Ihr. Gebt Euch, Wiben, daß wir uns nicht selber ins Fleisch schneiden und unsere gemeinsamen Feinde drob lachen. Wir sind zehn gegen einen und nehmen, was Ihr weigert."

„Macht Ende, Claus Fake! Trinkt! Glaubt Ihr, mir etwas nehmen zu können, was ich Euch weigerte? Ich hab' genug, und Ihr habt genug von mir, um

meiner zu gedenken! Ihr wollt im Frieden leben und ich im Unfrieden mit Euch sterben! Seht zu, wer Recht behält! Trinkt!"

Es war Irrsinn, der weiß und wild aus seinen Augen glühte; Claus Fake trank die Hälfte des Bechers leer, dann Wiben Peters hastig die andere und das Gefäß auf den Felsgrund schleudernd, daß es zu Scherben umherflog, rief er: „In Stücken! In Stücken, wie Ihr Eurer Väter Landrecht zerschlagen! Ich bin der letzte Dithmarscher, kommt und tödtet ihn!"

Sie gingen wieder aus einander und Rauch von Hakenbüchsen begann hüben und drüben den rothen Boden zu überwehen. Claus Fake gebot den Angreifern vorwärts zu stürmen, doch sie scheuten vor der festen Mauer zurück und gehorchten nicht. „Der letzte Dithmarscher!" murmelte er tonlos, mit trübem Blick die Reihen seiner unbotmäßigen Leute übermessend. Nun befahl er, die Geschütze von den Schiffen heraufzuholen; es dauerte manche Stunde, eh' die schweren Rohre den schwierigen Felsweg emporgebracht worden, der Mittag ging und die Sonne neigte sich schräg nach Nordwest; währenddessen wechselten die Büchsenschüsse herüber und hinüber fort, doch nur zum Schaden der Belagerer. Aus dem Bereich der Gefahr standen die Inselbewohner als unthätige Zuschauer, nur Oda Peters ging hierhin und dorthin, unbekümmert um die pfeifenden Kugeln, als schweife ihr Geist, dem Körper fern, anderswo umher. Dann krachte das erste Geschütz gegen die Mauer und warf zersplittertes Gestein umher; langsam in großen Pausen folgte Schuß um Schuß, allein manchmal deutete ein Aufschrei drüben den Erfolg. Die Sonne trat auf den Rand des Meeres, überglühte die alte Kirche noch einmal und schwand, da lag breitzackige Bresche in dem Steinwall und die Erwiederung des Feuers aus demselben hörte auf. Doch erst als die grauen Schatten der Dämmerung zu fallen begannen, rückten die Dithmarscher in geschlossenem Haufen zum Sturm heran. Vor ihnen lief Oda Peters von der Seite auf den Kirchhof zu und erkletterte an anderer Stelle die nicht mehr bewachte Mauer. Im Zwielicht sah sie Leichen und mit dem Tode Ringende umher und bog sich blitzesschnell auf jedes Gesicht. Fast alle der Belagerten waren gefallen, nur ihr Vater, ihr Oheim und Mane Todiemen befanden sich nicht darunter. Sie mußten ins Innere der Kirche geflüchtet sein, deren geschlossene Thür jetzt die Angreifer mit Aexten zu zerhauen suchten. Betäubend in der Nähe, donnerten die Schläge dumpf über die dunkelnde Insel hin.

Da hörte Oda unfern abseits, wo die verlassene Kirchhofsmauer aus steiler Höhe zum Meer fiel, bekannte Stimmen. Es war die ihres Oheims Bartold, die wisperte:

„Komm hierher! Wenn er toll ist und sich schlachten lassen will, was geht's uns an? Ich weiß einen Rettungsweg hier. Rasch!"

Zwei Gestalten schlüpften hervor, grad' auf das Mädchen zu; Mane Todiemen erwiederte zögernd:

„Ich hab' ihm Leib und Leben zugesagt. Wenn er fällt —"

„So leben wir und führen seine Sache vielleicht besser als er. Hierher! Hier geht's in die Tiefe! Wer ist da?"

Er hob sein Schwert und Mane Todiemen that blindlings das Gleiche. Dann schrie der Letztere auf:

„Oda — ! Du hier? Bist du uns gefolgt? Ich habe dich gesucht auf Land und Meer, ringsum! Es ist Gottes Fügung, daß er mich schickt, dich zu retten. Eile!"

„Retten? Wofür? Du thatest es einmal, ich bedarf's nicht zum anderen Mal."

Oda entgegnete es in regungsloser Haltung, doch mit unsicherer Stimme; Bartold Peters raunte hastig:

„Will sie nicht? Du sagst's, Gottes Fügung, er schickt sie. Sie ist ihres Vaters Erbin und wir müssen sie haben. Wenn sie närrisch ist, trag' sie mit Gewalt herunter!"

Mane Todiemen gehorchte in besinnungsloser Aufregung und streckte die Hand nach des Mädchens Arm. Doch nun schrie Oda Peters auf: „Gewalt? Bist du Henning von Bleichingen? Zur Hülfe!"

Sie riß sich los, stürzte fort und er folgte ihr. „Zur Hülfe!" rief sie, um die hohe Kirchenwand fliegend, und ein Haufen

Dithmarscher, die anderen Eingang in die Kirche suchten, kam ihr entgegen. „Nehmt mich gefangen! Ich bin Wiben Peters', des Friedbrechers, Tochter!"

Mane Todiemen stutzte zurück, der Vorderste der Dithmarscher rief: „Wer verfolgt dich? Was sind's für Leute da im Dunkel?" und Oda versetzte rasch mit keuchender Brust: „Narren hier von der Insel. Laßt sie und thut mit mir nach Eurem Haß!"

„Nein, von Wiben Peters' Helfern sind's! Fangt sie! Sie können nicht entwischen!"

Die Dithmarscher stürmten vorwärts, Bartold Peters riß Mane Todiemen, der wie betäubt dreinstarrte, mit sich über die Mauer und scheinbar in jähe Tiefe hinunter. Doch ein steilzackiger Weg führte an die aufspritzende See nieder, auch die Verfolger fanden ihn und drängten furchtlos hinterdrein. Allein eh' sie das Wasser erreichten, schlug ihnen der Schall aufklatschender Ruder und ein spöttisches Gelächter aus Bartold Peters' Munde entgegen. Wie dieser es erwartet, hatten die Flüchtlinge ein Fischerboot drunten gefunden und ruderten eilig in die Nacht hinaus. Aufs Gerathewohl sandten die Dithmarscher ihnen ohne Erfolg einige Schüsse ins Dunkel nach und erkletterten, Verwünschungen ausstoßend, den Abhang wieder. Draußen aber ließ Mane Todiemen das Ruder fahren und sagte mit dumpfer Stimme:

„Lenk' um! Ich will zu ihr zurück und um sie mit ihnen kämpfen auf Leben und Tod! Ich muß sie haben mit Gutem oder Gewalt, sonst geb' ich mir selbst den Tod!"

„Damit du ein todter Narr wärest, wie vermuthlich mein Bruder jetzt," lachte Bartold Peters vorwärtsrudernd. „Schad' genug drum, daß seine Tochter uns entgangen, aber du wirst leben und wirst sie haben, wenn du thust, was ich dich heiße; ich versprech's dir."

„Was du willst! Aber was kannst du, was können wir?"

„Vieles, wovon Mancher heut' Nacht noch nicht träumt. Jetzt rudere, daß wir Land fassen, eh' der Tag und die Schiffe unserer klugen Landsleute kommen, die den Landfrieden des Herzogs Adolph von Holstein gebrochen. Alles in guter Ruhe! Mit Gutem oder Gewalt, sagtest du? Du vergißt die Klugheit! Vorwärts, rudere, Mane Todiemen!" —

Der Kampfeslärm, der fast den Tag lang die kleine Meeresscholle überhallt, hatte seit einer halben Stunde ungefähr Ruhe gefunden, doch jetzt durchkrachte noch einmal aus dem Inneren der Kirche her ungefähr ein Dutzend gleichzeitig abgefeuerter Schüsse die eingetretene Stille. Die Thür der Kirche war unter den Aexten der Dithmarscher gewichen und diese ins Innere hineingedrungen; mit an Stangen lodernden Strohwischen durchleuchteten sie jeden Winkel, die Kanzel, den Altar, den Boden unter den Chorstühlen, aber Alles war leer und kein Platz, wo ein Flüchtiger sich verborgen halten konnte, als auf dem Bodenraum, der den niedrigen hinteren Theil des Schiffs überdachte. Steile und schmale Treppe führte zu ihm hinan, allein wie der Vorderste sie eilfertig halb hinangesprungen, fuhr von oben aus dem Dunkel eine breitschneidige Hellebarde herab, traf in die Brust des Hinansteigenden und drang ihm zum Rücken wieder heraus, daß er todt zur Stelle auf die Köpfe der Nachdrängenden zurückfiel. „Darna hebben se mit samender Hand loßgedrückt unnd in unnd dorch den Bone (Bretterboden) geschaten, dat man vor Roke kume sehen könne."

Auch Claus Fake, der in diesem Augenblicke in der Kirche eintraf, vermochte vor Rauch kaum zu sehen; er fragte hastig, was geschehen sei und erhielt die Antwort, Wiben Peters selbst vermuthlich habe einen der Ihrigen, welcher die Treppe erklimmen gewollt, durchstochen und darauf hätten sie gemeinsam durch die Bretter hinaufgeschossen. Claus Fake stand noch eine Secunde lang und sah empor, dann gebot er: „Laßt! Ich gehe zu ihm," und er setzte den Fuß auf die Stufen.

„Thut's nicht, Herr! 'S ist Euer Tod!" rief's umher. Aber er entgegnete ruhig:

„Wär's, ich sorge, es ist nicht viel Freude mehr zu leben. Ich bin manchmal zu ihm gegangen und will's zum letzten Mal. — Ich bin's, der zu Euch kommt, Wiben Peters, Claus Fake."

Er rief's und stieg mit brennendem Strohwisch in der Hand die Treppe hinan. Erwartungsvoll in banger Spannung sahen die drunten Bleibenden ihrem Füh-

rer nach und Niemand bemerkte, daß durch eine Ritze des Bretterbodens „Blott vam Bone herdaal gelopen unnd up de Bilder up dem Altare gerunnen unnd van dar dat Altar dal up de Erde in eine kleine Kuleken thosamen gelopen.“

Dann stieß Claus Fake, noch auf den obersten Sprossen der Treppenleiter stehend, einen traurigen Schrei aus, denn die flackernde Leuchte in seiner Hand überloderte dicht vor ihm, an der Bodenluke hingestreckt, ein regungsloses Gesicht mit breitem blutüberrieselten Bart. Es war Wiben Peters, der Friedbrecher, „dremal dorch den Kop geschaten und mit dem Hovede nordt aver geschlagen.“

So lag er die Nacht hindurch, und neben ihm saßen wortlos bis zum Morgen Claus Fake und Oda Peters und wachten. Doch mit dem Frühlicht wickelten sie ihn in Segelleinwand und ließen diese, an Seilen befestigt, durch die Bodenluke herab. In der Mitte aber brach das morsche Linnen unter der Last des gewaltigen Körpers und der todte Wiben Peters stürzte aus der Luft auf die blutigen Steinfliesen vor den Altar hinunter, wie er sich selbst aus der Höhe seines Glücks, Reichthums und Stolzes in Verderben, Irrsinn und Tod herabgestürzt.

Fortem exarmat fortior.

Dann war's drei Tage später, daß alles Volk der Stadt Heide zusammengeströmt und fast alle Bewohner sämmtlicher Dövde des Dithmarscher Landes. „Da sie denn den Todten auf einen Wagen gelegt und Sonnabends vor Pfingsten auf „die Haide“ geführt. Da solch eine Menge des Landes zusammen gelaufen, daß es von der Lohe bis an „die Haide“ und auf dem Markte voll Volks gestanden. Es sind aber die hundert Mann, so ihn gefangen genommen, vorher gegangen mit ihrem Geschütz und ihren Wehren, drei Mann im Geleit, und haben, als sie um den Markt gegangen, gewaltig losgeschossen und den Wagen bei dem Papageienbaum auf dem Markt halten lassen, wo eine Frau aus Schapstedt sich an den Wagen gedrängt und gesagt: „Bist du da? Du hast mich auf die heißen Kohlen gesetzt!“ und damit ein Büschel oder Flocke von seinem Barte gefaßt und sie ihm ausgerissen.“

Auf erhöhtem Platze jedoch saßen die achtundvierzig Regenten des dithmarscher Landes und vor sie ward der Leichnam des Friedbrechers hingelegt, das Haupt ihm vom Rumpfe geschlagen und aufs Rad gesetzt, „als Mordbrenner unnd Seeröveru eigent.“ Dann erhob sich der Gubernator Thedo Kaling und sprach mit lauter Stimme:

„Du hast Recht gewollt, Wiben Peters. Dir ist Recht geschehen.“

Unfern von dem Rade, mit gebundenen Händen, thränenlosen Auges, stand Oda Peters, vor den Regenten angeklagt, das dithmarscher Land verlassen und ihrem Vater mit Rath und That gegen dasselbe verholfen zu haben. Haß und Frohlocken der Menge war so groß, daß aus Tausenden kaum ein mitleidiges Auge auf der schönen Mädchengestalt ruhte, die sich nicht vertheidigte, nicht angab, daß sie seit einem Jahre als Magd bei dem Vogt des hilligen Landes gedient, sondern gelassen sagte:

„Ihr habt meine Heimath verbrannt, dafür begehrte ich von Wiben Peters Vergeltung. Thut mit mir, was Ihr wollt.“

Die Richter sprachen eine Weile unter einander, manchmal tönte Claus Fake's Stimme hindurch, doch sie vermochte nicht die Obhand zu gewinnen. Nach einer Viertelstunde ward über die Beklagte „als geständige Verrätherin am dithmarscher Laude“ das Todesurtheil gefällt.

Oda Peters hatte bei Verkündigung der Sentenz nicht mit den Wimpern gezuckt, allein jetzt blitzte es machtvoll und verächtlich in ihren Augen auf. „Als Verrätherin am dithmarscher Land?“ wiederholte sie. „Ihr lügt, Ihr wißt, daß ich zu jeder Stunde Blut und Leben für mein Land gegeben hätte, wenn es dessen bedurft, wie Euer Feind da, dem ich mein Leben verdankt. Tödtet mich, aber beschimpft Euch nicht selbst in mir!“

„Wie du mich einst beschimpft, Oda Peters!“ antwortete ihr eine laute Stimme aus der Menge, und Frau Wobbe Kaling trat mit einem Messer in der Hand auf das Mädchen zu. Athemlos drängten sich alle Köpfe zusammen und blickten auf das Weib des Gubernators, das sich rasch der vogelfreien Tochter des Friedbrechers näherte. Dann rief Wobbe Kaling:

„Diese Jungfrau war meine Feindin und hat mich und mein Geschlecht vor Schande bewahrt in ihres Vaters Hand. Als meines Geschlechts begehre ich, die Frau des Gubernators, sie nach altem Recht für mich, mit ihr zu thun und lassen, was ich will. Ist's mein Recht?“

„Es ist's!“ antwortete Claus Fake mit aufleuchtenden Augen und die übrigen Regenten stimmten zu. Wobbe Kaling aber durchschnitt mit dem Messer die Stricke, welche die Hände des Mädchens gebunden hielten, und sprach:

„Du bist keine Verrätherin unseres Landes, so gewiß du eine Jungfrau bist. Willst du in meinem Hause leben fortan, so komm mit mir, und wer dich schmäht, der thut mit Schimpf an!“

Oda Peters sah einen Augenblick starr in das Gesicht ihrer ehemaligen Feindin, dann brach ihr ein Thränenstrom über die Wangen und ihre kraftvolle Gestalt schwankte ohnmächtig zusammen. Doch Wobbe Kaling fing sie in den Armen auf, richtete sie empor und führte sie durch die verstummt dreinschauende Menge in ihr Haus.

So schien der lodernde Brand mit Blut gelöscht, der Jahre lang das dithmarscher Land verheert. Herbst und Winter kamen und gingen, und allmälig verklang Wiben Peters' Name auf der Zunge des Tags und stieg nur als Schreckgespenst in die Kinderstube hinab, hockte sich schon wie Vorzeitssage an den knisternden Heerd. Da ritt mit dem Südwind des Frühlings ein Bote aus oberdeutschem Land herauf, und legte einen Brief auf des Gubernators Thedo Kaling's Schwelle, der Ladung des Reichskammergerichts zu Speier an die achtundvierzig Regenten enthielt, daß sie sich verantworten sollten wider eine Klage Bartold Peters' auf Schadenersatz an Wiben Peters' Erben im Betrage von achtzigtausend rheinischen Gulden.

Auch Oda Peters las diese Klagschrift. Ernsten Gesichts verweilte ihr Auge darauf, dann sagte sie kurz: „Ich bin Wiben Peters' Erbin,“ und sie riß das Blatt schweigsam in Stücke und warf sie in den Wind.

Und wieder gingen Jahre darüber, wilde Jahre über das deutsche Reich, angefüllt von Tag zu Tag mit Raub und Blut, lodernden Städten und gleich Sturmeswind hierhin und dorthin tosenden Heerhaufen, angefüllt mit schneckengleich im Reichskammergericht zu Speier schleichenden Einreden, Verwahrungen, Fristgesuchen, Repliken, Dupliken, und Appellationen des Klägers Bartold Peters und der beklagten dithmarscher Lande. Da schien wiederum einmal die Maisonne auf ein Blatt, das ein Bote mit weißem Fähnlein in der Linken in Thedo Kaling's Hand gelegt, um eilig durch die Gassen der Stadt Heide zurückzureiten. Auf dem Blatt aber stand, daß Herzog Adolph von Holstein den Dithmarschern aufsage und Fehde kündige wegen des Landfriedensbruches, den sie auf seiner Insel zum hilligen Lande und wider das Verbot seines Vogtes Mikelß Erik begangen.

Es war keine Aufforderung einer Sühnleistung beigefügt und nicht Drohung, sondern bitterer Ernst, so gewiß die Verletzung des herzoglichen Hoheitsrechtes auf dem hilligen Lande nicht den wirklichen Grund, sondern nur einen Vorwand bildete, Rache an dem mehr als halbhundertjährig vergangenen Tag am Dusentdüwelswarft zu nehmen. Das fühlte jeder gar wohl im dithmarscher Land und es begann allerorten ein eiliges Rüsten und Aufwerfen von Schanzen gegen die Geest, um die ganze Marsch in eine große Festung zu verwandeln, wie es von Alters her beim Anrücken des Feindes geschehen. Doch wo es geschah, scholl Lachen, Gespött und Lieder auf die ruhmvolle Schlacht bei Hemmingstedt drein. „Macht die Wälle nicht zu hoch, sonst kehren sie um, wenn sie's mit halbem Auge gesehen! — Mein Vater hat fünfe auf sich genommen am Dusentdüwelswarft, ich nehme zehn! — Laßt das Wasser diesmal zu Haus, sonst kommen wir gar nicht an sie!“

Nur Claus Fake und wenige mit ihm schüttelten den Kopf, und der Erstere ritt Tag und Nacht hindurch und besichtigte den Durchstich der inneren Deiche, durch welche die Fluth breiten Graben zwischen den Angreifern und Vertheidigern aufzustauen bestimmt war. „Auf euer Wasser baut!“ sagte er mit düsterem Blick, wo der übermüthige Triumph ihm am lautesten entgegenschlug; „wer auf Menschen heut' baut im dithmarscher Land, der baut auf Sand.“

Doch obwohl die Botschaft eintraf, daß zu Hohenwestedt im Holsteinischen sich nicht nur das Heer des Herzogs Adolph, sondern auch das des alten Landesfeindes Königs Christian von Dänemark sammle und obendrein der Graf von Oldenburg noch mit vielen Fähnlein zu ihnen gestoßen, klang es von der Elbe bis zur Eider in allen Dövden fort: „Wahr di, Garr, de Bur, de kumt!"

Dann war es an leuchtendem Junimorgen, daß die Heere der vereinigten Fürsten in unabsehbarem Zug von Hohenwestedt gegen die Osterdövde aufbrachen. Die Bewohner der letzteren, wie der Geest überhaupt, hatten ihre Dörfer, Haus und Hof verlassen und waren mit ihrer Habe in die Marsch geflüchtet; durch ein verlassenes Land zogen die Anrückenden den alten Weg auf Hemmingstedt zu. Doch als sie den letzten Wald durchbrochen, waren die schon gelb werdenden Kornwogen der Marsch vor ihnen verschwunden und statt ihrer dehnte sich weitglitzender Wasserspiegel ringsumher, über dem in der Ferne der rothe Kirchthurm Meldorfs in sonnbeglänztem Frieden aufstieg. Nur ein Querdeich führte durch die breite Fluth und auf ihm hinter gewaltigem Verhau standen die Dithmarscher und luden die Feinde mit lauten Hohnrufen ein, herüberzukommen. Claus Fake's Rath hatte dennoch obgesiegt und das ganze Land war, wie am Tage von Dusentdüwelswarft, in eine natürliche Festung verwandelt.

„Heut' wirst du Oda Peters haben, Mane Todiemen, eh' der Abend kommt!" sagte die Stimme eines Reiters unter dem holsteinischen Heerhaufen und der Sprecher wandte sich dem Herzog Adolph selbst zu. Dann ritten Beide südwärts an dem gleichmäßigen Wasserspiegel entlang.

Plötzlich schrie Claus Fake auf: „Verrath! Wer führt sie? Sie kommen über den Volkswurter Damm! Nur ein Dithmarscher kennt ihn und vermag ihn im Wasser zu finden!"

Es war seltsam, sie ritten von drüben gradaus in die Fluth hinein. Einige zur Seite versanken, doch eine fünf Mann breite Reihe rückte, nur bis an den Bug des Pferdes im Wasser begraben, langsam und sicher vor; zwei Reiter voraus suchten und deuteten den Weg, der für jeden Fremden unerkennbar unter dem Wellenschlag verborgen lag. Im Rücken bedroht, wälzten sich schreckbestürzt die Dithmarscher von dem Verhau des Deiches zurück; eine gelle Stimme schrie:

„Bartold Peters und Mane Todiemen sind's, die sie führen!"

Es war zu spät; ein Theil der Feinde hatte das feste Land gewonnen und hielt die Furt für die Nachrückenden gesichert. Claus Fake stürzte sich ihnen an der Spitze einer muthigen Schaar entgegen, wildes Getümmel erhub sich in Wasser und Land, hier kämpfte ein Bauernhaufen bis zum Letzten nach Väterart, dort wichen andere feig zurück, zerstoben und gaben die Flanken ihrer Landsleute bloß. Vereinzelt auf den Deichhöhen, im hohen Korn und auf den Wiesen wüthete die Schlacht, immer gewaltiger drängte die Uebermacht der fürstlichen Heere nach. Hier standen Massen wider einander, dort focht Mann gegen Mann. Nur ein Dithmarscher Reiter in klirrendem Harnisch, das Visir des Eisenhelms herabgelassen, sprengte in sonderbarer Hast, wie verirrt oder von seinem Pferde willenlos fortgetragen, nun an dieser, nun an jener Stelle ins Getümmel. Er trug ein Feuerrohr überm Sattel, doch ohne dasselbe zu nutzen, nur mit einem Streitkolben schlug die Rechte manchmal, wo Hülfe noth that, irr mit darein, dann flog der weiße Schimmel vorbei und weiter; Niemand hatte jetzt Zeit, daran zu gedenken, daß Pferd und Gestalt seltsam an den Anblick gemahnten, wie Wiben Peters dereinst aus dem Heider Wald in die Versammlung des dithmarscher Landes hervorgeritten.

Da kam ein anderer einzelner Reiter auf einer Deichhöhe daher, und plötzlich nun riß die Hand, welche den Schimmel lenkte, diesen herum und jenem entgegen. Es war oft in dem Gemenge kaum Freund und Feind mehr zu scheiden, am wenigsten nach der Rüstung, und der erstere der beiden Reiter rief mit gehobenem Schwert ansprengend:

„Freund oder Feind? Wer bist du?" doch der im Harnisch antwortete nicht, sondern kam näher, bis er plötzlich die Zügel anzog, sein Visir herabschlug, und auf Speereslänge sah Oda Peters' todbleiches Antlitz in Mane Todiemen's Gesicht.

Arm und Schwert fielen ihm wie gelähmt herab, einer Erscheinung gleich starrte er sie an, und sie frug laut, doch klanglos, zersprungener Glocke ähnlich am Ton:

„Ist's wahr, Mane Todiemen, daß du den Feind Dithmarschens durchs Wasser geführt hast? Lüge nicht! Ich habe dich gesucht, um es zu fragen."

Seine Stirn übergoß sich mit Purpur. „Nicht um Gold, wie dein Oheim, sondern um dich, Oda! Nicht den Feind, sondern den Freund, der die Schmach zu rächen kommt, die das dithmarscher Land an dir und deinem Geschlecht verbrochen!"

„So vergebe Gott dir und mir!"

Wie ein Blitz flammte es vor Mane Todiemen's Augen aus dem Feuerrohr, das Oda Peters auf ihn gerichtet; er hörte das Krachen des Schusses nicht mehr, denn durchs Herz getroffen schlug er zurück und stürzte aus den Bügeln ins Gras des Deiches. Sein Pferd bäumte sich wild auf und schoß fort, doch in der nächsten Secunde jagte neben ihm der reiterlose Schimmel den Deich hinab, denn Oda war aus dem Sattel gesprungen und lief auf den Gefallenen zu. Sie schleuderte den Helm von sich, daß ihr kurz geschnittenes goldhelles Haar in der Sonne des Jummittags aufleuchtete, und kniete neben dem Todten zu Boden und legte die Hand auf sein Herz. Es war still, so still wie ihres im Wahnsinn hämmerte, und sie sprach langsam sonderbar:

„Du hattest zur Nacht von mir geträumt, sagtest du. Es war Vollmondschein und du lagst auf der Haide und warst todt. Da kam ich, ganz weiß im Gesicht, bückte mich nieder zu dir und küßte dich."

Leise den Kopf tiefer und tiefer herabneigend sprach sie's, dann schloß Oda Peters die Lippen fest auf Mane Todiemen's noch warmen Mund. „Nun ist's vorüber und des Traumes Schluß, daß ich dich geliebt habe wie die weißen Blüthen, unter denen wir am Anfang des Traumes gespielt."

Gewieher und Hufgestampf dichtgeschlossenen Reiterhaufens kam über den Deich daher, und Oda fuhr auf und sah ihm entgegen. Nun wandte sie hastig den Blick und umschloß noch einmal mit ihm den rothglänzenden Meldorfer Kirchthurm, ihre Hand griff nach dem Helm, drückte ihn sich auf die Stirn und sie duckte sich wie ein Vogel ins Gras neben Mane Todiemen's Leiche zur Erde. Doch ihre Finger hielten das Schwert desselben umklammert; und der feindliche Haufen jagte achtlos auf sie zu. Da sprang sie hart vor den stiebenden Hufen auf und rief: „Wahr di, Garr, de Bur, de kumt" und ihr Schwert blitzte dem Vorderſten entgegen. Um das Zucken einer Wimper stutzten die Reiter zurück, dann antwortete ihr schallendes Hohngelächter und von zwanzig Kugeln und Speeren gleichzeitig durchbohrt sank Oda Peters auf die Leiche Mane Todiemen's zurück, über den gleich wilder Jagd der Hufschlag des holsteinischen Adels dahinraste.

Doch als der Abend kam, glühte der Meldorfer Kirchthurm in rothem Licht, obwohl die Sonne lang gesunken, denn als ein lodernder Scheiterhaufen warf die Stadt Heide ihren blutigen Glanz bis zu ihm hinüber und weit fort über alles dithmarscher Land, das seine „letzte Fehde" zu Ende gekämpft. Erschlagen in Feld und Wasser lagen Claus Fake, Thieß Reimers und Tausende um sie, Wobbe Kaling auch und manches dithmarscher Weib und Jungfrau in Mannestracht und Rüstung mit ihr. Die aber geblieben von den achtundvierzig Regenten lagen auf den Knien vor dem Herzog Adolph von Holstein, der eine Handschrift Karls' V., von Gottes Gnaden erwählten Kaisers des heiligen römischen Reiches deutscher Nation entrollte, darin dieser ihn mit einem neuen Fürstenthum der vereinten Lande Holstein, Stormarn und Dithmarschen belehnte. In seinem Geleit hoch zu Roß hielt kalten Angesichts Bartold Peters, dem als Wiben Peters' Erben vom dithmarscher Lande zahlbar die Summe von sechstausend Mark Lübisch zugesprochen ward; zum ersten Mal aber, seitdem das dithmarscher Land aus dem Meere heraufgetaucht, schwur das Volk desselben einem Herrn Gehorsam und Unterthanenpflicht, und die Fürsten Dänemarks und Holsteins theilten sich in das eroberte Land der „freien Bauern".

Fortem exarmat fortior.

Giacomo Leopardi's Gespräche.

Deutsch von

Paul Heyse.

Ein Physiker und ein Metaphysiker.

Physiker: Heureka, Heureka!

Metaphysiker: Was giebt's? Was hast du gefunden?

Physiker: Die Kunst, lange zu leben.

Metaphysiker: Und das Buch, das du da in der Hand hast?

Physiker: Darin theile ich diese Kunst mit; und wenn, Dank meiner Entdeckung, die anderen Menschen lange leben werden, werde ich zum Mindesten ewig leben, nämlich unsterblichen Ruhm erlangen.

Metaphysiker: Thu, was ich dir sagen will. Nimm ein bleiernes Kästchen, lege dies Buch hinein, vergrabe es, und ehe du stirbst, vergiß nicht den Ort zu bezeichnen, damit man hingehen und das Buch wieder ausgraben kann, sobald erst die Kunst erfunden ist, glücklich zu leben.

Physiker: Und bis dahin?

Metaphysiker: Bis dahin wird das Buch unnütz sein. Es würde mehr Werth in meinen Augen haben, wenn es die Kunst lehrte, früh zu sterben.

Physiker: Die kennt man schon lange, und es war nicht schwer, sie zu erfinden.

Metaphysiker: Jedenfalls scheint sie mir werthvoller als die deinige.

Physiker: Warum?

Metaphysiker: Weil, wenn das Leben nicht glücklich ist, wie es bisher niemals war, wir besser daran sind, wenn es kurz, als wenn es lang ist.

Physiker: O behüte. Das Leben ist an und für sich gut, und Jeder wünscht und liebt es von Natur.

Metaphysiker: Das glauben die Menschen, aber sie täuschen sich selbst, wie auch die Menge sich täuscht, wenn sie glaubt, daß die Farben Eigenschaften der Dinge seien, während sie doch nicht von den Dingen herrühren, sondern vom Licht. Ich behaupte, der Mensch wünscht und liebt nur seine eigne Glückseligkeit. Darum liebt er das Leben nur insofern er es für das Werkzeug oder Subject dieser Glückseligkeit hält; so daß er eigentlich diese liebt und nicht jenes, obwohl er sehr häufig beide mit einander verwechselt. Allerdings ist dieser Irrthum, wie jener mit den Farben, natürlich. Daß aber die Liebe der Menschen zum Leben nicht natürlich, oder, wollen wir sagen, nicht nothwendig sei, siehst du daran, daß sehr Viele in den alten Zeiten freiwillig den Tod erwählten, obwohl sie hätten leben können, und auch in unseren Zeiten sehr Viele unter verschiedenen Umständen sich den Tod wünschen und Einige sich auch wirklich mit eigener Hand tödten. Das würde unmöglich sein, wenn die Liebe zum bloßen Leben der menschlichen Natur eigen wäre; wie, da die Liebe zum eigenen Glück jedem lebenden Wesen eingeboren ist, eher die Welt zu Grunde gehen würde, als daß irgend Jemand aufhörte, sein Glück zu lieben und auf seine Weise danach zu streben. Daß ferner das Leben an und für sich gut sei, sollst du mir erst beweisen, mit physischen oder metaphysischen Gründen irgend einer Schule. Ich für meinen Theil behaupte, daß ein glückliches Leben ohne Zweifel gut sein würde, aber insofern es glücklich, nicht insofern es Leben ist. Ein unglückliches Leben, insofern es unglücklich ist, ist ein Uebel, und da die Natur, wenigstens die menschliche, es mit sich bringt, daß Leben und Unglück nicht getrennt werden können, so erwäge selbst, was daraus folgt.

Physiker: Bitte, lassen wir dieses Thema, das allzu melancholisch ist, auf sich beruhen, und antworte mir ehrlich, ohne so viele Spitzfindigkeiten: wenn der Mensch ewig lebte und leben könnte — ich meine, ohne zu sterben, nicht nach dem Tode — glaubst du, daß ihm das nicht gefallen würde?

Metaphysiker: Auf eine fabelhafte Voraussetzung will ich mit einer Fabel antworten, um so mehr da ich niemals ewig gelebt habe, so daß ich nicht aus Erfahrung sprechen kann, auch Niemand begegnet bin, der unsterblich gewesen wäre, und außer in Fabeln nirgend Personen dieser Art erwähnt finde. Wenn Cagliostro hier wäre, könnte er uns vielleicht einigermaßen darüber aufklären, da er etliche Jahrhunderte gelebt hat; obwohl er dann freilich starb, wie alle Anderen, und also nicht wohl unsterblich gewesen sein kann. Also laß dir erzählen, daß der weise Chiron, der

ein Gott war, auf die Länge des Lebens überdrüssig wurde und Zeus um Erlaubniß bat, sterben zu dürfen, und auch wirklich starb. Nun denke doch, wenn die Unsterblichkeit den Göttern unbequem wird, wie würde sie es erst den Menschen werden. Die Hyperboräer, ein unbekanntes aber berühmtes Volk, zu denen man weder zu Lande noch zu Wasser gelangen kann, die alle Güter in Fülle besitzen, und besonders wunderschöne Esel, von denen sie Hekatomben zu machen pflegen, können, wenn ich nicht irre, unsterblich werden, da sie weder Krankheiten noch Beschwerden, weder Kriege noch Zwistigkeiten, weder Theuerung noch Verbrechen kennen. Gleichwohl sterben sie alle; denn wenn sie ungefähr tausend Jahre gelebt haben, werden sie der Erde überdrüssig, springen freiwillig von einem gewissen Felsen ins Meer und ertränken sich darin. Höre auch noch diese Fabel. Die Brüder Biton und Kleobis spannten sich an einem Festtage, da die Maulthiere nicht gerade bei der Hand waren, vor den Wagen ihrer Mutter, einer Priesterin der Juno, und zogen sie zum Tempel. Da bat diese die Göttin, die Frömmigkeit der Söhne mit dem größten Gut zu belohnen, das den Menschen zu Theil werden könne. Juno, statt sie unsterblich zu machen, wie sie wohl gekonnt hätte und wie es damals öfter geschah, ließ die beiden Jünglinge ganz sanft in jener nämlichen Stunde sterben. Aehnlich erging es dem Agamedes und Trophonius. Nachdem sie den Tempel zu Delphi vollendet hatten, baten sie den Apollo, sie zu bezahlen; er antwortete, nach sieben Tagen wolle er sie befriedigen; so lange sollten sie sich auf ihre Kosten gütlich thun. In der siebenten Nacht sandte er ihnen einen sanften Schlaf, von dem sie noch aufwachen sollen, und nach diesem Lohn verlangten sie keinen anderen. Da wir aber einmal bei Fabeln sind, will ich dir noch eine erzählen, über die ich dir dann eine Frage stellen möchte. Ich weiß, daß es deine Collegen heutzutage für ausgemacht halten, das menschliche Leben dauere in jedem bewohnten Lande und unter jedem Himmelsstrich mit geringen Abweichungen naturgemäß eine gleich lange Zeit, wenn man jedes Volk im Großen und Ganzen betrachte. Aber irgend ein guter alter Autor erzählt, daß die Menschen in einigen Gegenden Indiens und Aethiopiens nicht über vierzig Jahre alt werden; wer in diesem Alter stirbt, stirbt sehr alt, und siebenjährige Mädchen sind schon heirathsfähig. Dieser letztere Punkt bestätigt sich, wie wir wissen, fast genau in Guinea, dem Dekan und anderen Gegenden der heißen Zone. Wenn wir also als wahr annehmen, daß es ein oder mehrere Völker giebt, bei denen die Grenze der Lebenszeit die vierzig Jahre nicht überschreitet und zwar nach dem Gesetz der Natur, nicht, wie man von den Hottentotten geglaubt hat, aus anderen Gründen, so frage ich dich, ob du in dieser Hinsicht die erwähnten Völker für unglücklicher hältst oder für glücklicher als die anderen?

Physiker: Für unglücklicher, ohne Frage, da sie früher sterben.

Metaphysiker: Ich bin aus demselben Grunde der entgegengesetzten Ansicht. Aber das ist nicht der Punkt, auf den es ankommt. Merke ein wenig auf. Ich leugnete, daß das bloße Leben, nämlich das einfache Gefühl des eigenen Daseins, Etwas sei, das man naturgemäß lieben und wünschen könne. Das aber, was mit größerem Recht ebenfalls Leben genannt wird, die Kraft und Fülle der Empfindungen, wird naturgemäß von allen Menschen geliebt und gewünscht. Denn jede lebhafte und starke Thätigkeit oder Leidenschaft wird, wenn sie nur nicht unangenehm oder schmerzlich ist, blos weil sie lebhaft und stark ist, uns angenehm, wenn ihr auch jede andere erfreuliche Eigenschaft abgeht. Nun würde aber bei den Menschen, deren Leben nach dem Naturgesetz in einem Zeitraum von vierzig Jahren, das heißt in der Hälfte der Zeit zu Ende ginge, welche die Natur den anderen Menschen bestimmt hat, dieses Leben in jeder Beziehung doppelt so lebendig sein, wie bei uns; denn da Jene in der Hälfte der Zeit wachsen, ihre Reife erlangen und auch wieder welken und sterben müssen, müßten auch die Lebensprocesse ihrer Natur im Verhältniß zu dieser Schnelligkeit in jedem Augenblick doppelt so stark sein, als bei den Anderen, und auch ihre freiwilligen Handlungen, ihre äußere Beweglichkeit und Lebhaftigkeit, müßten dieser größeren Vitalität entsprechen. So hätten sie also in einem kürzeren

Zeitraum dieselbe Quantität von Leben, wie wir, und diese, da sie sich auf eine geringere Zahl von Jahren vertheilte, würde ausreichen, um dieselben ganz auszufüllen, oder doch nur wenige leere Stellen zu lassen, während sie für eine doppelte Strecke der Zeit nicht ausreicht. Ihre Handlungen und Empfindungen würden, da sie stärker wären und in einem engeren Kreise beschlossen, beinahe ausreichen, um ihre ganze Lebenszeit zu erfüllen und zu beleben, während in unserer so viel längeren sehr häufige und große Intervalle bleiben, die jeder lebhaften Handlung und Empfindung entbehren. Da nun nicht das bloße Dasein, sondern nur das glückliche Dasein wünschenswerth ist und das gute oder böse Loos jedes Einzelnen nicht nach der Zahl der Tage abgemessen wird, so ziehe ich den Schluß, daß das Leben jener Völker, das, je kürzer, um so weniger arm ist an Vergnügen oder an dem, was so genannt wird, unserem Leben vorzuziehen sei, wie auch dem der ersten Könige Assyriens, Aegyptens, China's, Indiens und anderer Länder, die, um zu unseren Fabeln zurückzukehren, tausende von Jahren lebten. Darum frage ich nicht nur nichts nach der Unsterblichkeit und will sie gern den Fischen lassen, denen Leuwenhoek sie nachsagt (dafern sie nicht von den Menschen oder den Walfischen gefressen werden), sondern, statt das Wachsthum unseres Körpers aufzuhalten oder zu unterbrechen, wie Maupertuis vorschlägt, wünschte ich, wir könnten es so beschleunigen, daß wir unser Leben auf die Lebensdauer jener Insecten zusammendrängten, die man Eintagsfliegen nennt, von denen die ältesten nicht über einen einzigen Tag hinaus leben und doch als Ur- und Urgroßväter sterben sollen. Dann, meine ich, würde keine Zeit zur Langenweile bleiben. Was denkst du von diesem Raisonnement?

Physiker: Daß es mich durchaus nicht überzeugt, und daß, wenn du die Metaphysik liebst, ich mich an die Physik halte, ich meine, wenn du dich auf die Feinheiten einläßest, ich die Sache im Groben und Ganzen betrachte und damit völlig genug habe. Ohne also durchs Mikroskop zu sehen, bin ich der Ansicht, daß das Leben schöner sei als der Tod, und gebe daher jenem den Apfel, sehe mir auch beide nicht nackt an.

Metaphysiker: Dieses Paris-Urtheil unterschreibe ich. Wenn ich aber an die Sitte jener Barbaren denke, die für jeden unglücklichen Tag ihres Lebens ein schwarzes Steinchen in einen Köcher werfen und für jeden glücklichen Tag ein weißes, so frage ich, wie wenig weiße sich wahrscheinlich beim Tode eines Jeden in jenen Köchern gefunden haben mögen und welch' große Menge schwarzer. Dann wünschte ich alle Steinchen der Tage, welche ich noch zu leben habe, vor mir zu sehen und alle schwarzen wegwerfen und von meinem Leben abziehen zu dürfen, um nur die weißen zu behalten, obwohl ich gewiß bin, daß sie keinen großen Haufen ausmachen und daß ihr Weiß stark ins Grau spielen würde.

Physiker: Dagegen möchten Viele, wenn auch alle Steinchen schwarz wären und schwärzer als gewöhnlich, dennoch neue hinzuthun können, wenn auch von derselben Farbe; denn sie sind überzeugt, kein Steinchen sei so schwarz wie das letzte. Und solche Leute, zu denen auch ich gehöre, können in der That ihrem Leben viele Steinchen hinzufügen mit Hülfe der Kunst, die ich in diesem meinem Buche gelehrt habe.

Metaphysiker: Denke und thue ein Jeder nach seinem Belieben; auch der Tod wird nicht verfehlen nach seiner Manier zu handeln. Wenn du aber den Menschen, indem du ihr Leben verlängerst, wahrhaft nützen willst, so erfinde die Kunst, die Menge und Lebhaftigkeit ihrer Empfindungen und Thätigkeiten zu vermehren. Dadurch wirst du wirklich dem menschlichen Leben Zuwachs verleihen, und wenn du die unermeßlichen Zeiträume ausfüllst, in welchen unser Dasein eher ein Vorhandensein als ein Leben heißen kann, magst du dich rühmen, es verlängert zu haben, und zwar ohne die Prätension, das Unmögliche möglich zu machen oder der Natur Gewalt anzuthun, vielmehr nur indem du ihr zu Hülfe kommst. Glaubst du nicht, daß die Alten mehr als wir gelebt haben, selbst wenn sie, bei den großen und unaufhörlichen Gefahren, denen sie ausgesetzt waren, gewöhnlich früher sterben mußten? So wirst du den Menschen eine sehr große Wohlthat er-

weisen; denn ihr Leben war immer, ich will nicht sagen glücklich, aber um so weniger unglücklich, je bewegter und beschäftigter es war, natürlich nicht durch Schmerz und Ungemach. Wenn es aber so voll Müßiggang und Langerweile ist, daß man es leer nennen kann, muß man fast Pyrrho's Ausspruch beistimmen, daß zwischen Leben und Tod kein Unterschied sei. Wenn ich das glaubte, so schwöre ich dir, würde ich mich vor dem Tode nicht wenig fürchten. Am Ende aber muß doch das Leben lebendig, das heißt wirkliches Leben sein, oder der Tod ist ihm an Werth bei Weitem überlegen.

Thackeray.

Von

Julian Schmidt.

I.

Die Leser der „Illustrirten Monatshefte" erinnern sich vielleicht noch meiner Essays über Scott, Bulwer, Dickens und Carlyle, die später in meinen „Bildern aus dem geistigen Leben der Gegenwart" wieder abgedruckt sind; der gegenwärtige Versuch ist bestimmt, diese Reihe zu ergänzen.

Thackeray ist seit zwölf Jahren todt, und an Novellisten, die das größere Publicum beschäftigen, fehlt es nicht; trotzdem werden seine Werke heute fast noch eben so eifrig gelesen als vor zwanzig Jahren, und außerdem haben sie Schule gemacht: viele unter den namhaftesten neueren Schriftstellern haben ihm seine Art abgesehen und suchen in seinem Sinne zu wirken.

Seine Blüthezeit war verhältnißmäßig kurz. Ein wenig älter als Dickens (er ist 1811 geboren), trat er mit seinem eigenen Namen erst 1847 als Schriftsteller auf, zwölf Jahre, seitdem Dickens bereits ein berühmter Mann war. Er war in Calcutta geboren, aber von den Eltern zu seiner Erziehung nach England geschickt; er hatte auch die Universität besucht, ohne aber einen Grad zu erwerben. Dann hatte er in London ziemlich leichtsinnig gelebt, sein Vermögen schnell durchgebracht und war im 23. Jahre nach Paris in ein Atelier gegangen, um sich zum Maler auszubilden. Er hatte bald erkannt, daß sein Talent, obgleich an sich sehr angenehm, doch nicht ausreichte, sein Leben zu tragen; er hatte sich also als Schriftsteller versucht: Skizzen aus Paris und Irland, Phantasiestücke jeder Art, hauptsächlich aber Satiren, die theils im „Punch", theils bei „Fraser" erschienen. Am meisten für ihn charakteristisch sind die „Snob Papers". Alle diese Versuche hatten Beifall gefunden, doch nicht in dem Grade, daß der Verfasser zu einem besonderen Ansehen in der Gesellschaft gelangte.

Das änderte sich völlig, als 1847 sein erster Roman erschien: „Vanity Fair." Dickens stand damals auf der Höhe seines Ruhmes, aber einstimmig gab das Publicum Zeugniß, daß hier ein ebenbürtiger Rival aufgetreten sei. Wem der Vorzug gebühre, darüber waren die Meinungen getheilt, im Ganzen erklärten sich gerade diejenigen, welche auf gewähltere Bildung Anspruch machten, für Thackeray. Gleich nach dem Erscheinen von „Vanity Fair" widmete ihm Currer Bell ihr Erstlingswerk in einer begeisterten Ansprache; er wurde als Reformator nicht nur der Kunst, sondern auch des sittlichen Lebens bezeichnet. Diese Anerkennung auch unter den Schriftstellern steigerte sich von Jahr zu Jahr; am meisten hat er wohl auf George Eliot gewirkt, im Guten wie im Schlimmen.

Seine Blüthezeit dauerte also nur sechzehn Jahre. Er starb den 24. December 1863. In dieser Zeit hat er außer seinem ersten Roman vier größere geschrieben: „Pendennis", „Henry Esmond", „The Newcomes" und „The Virginians", abgesehen von verschiedenen unvollendeten Novellen. Außerdem hielt er Vorlesungen über die englischen Humoristen des vorigen Jahrhunderts, die er später in Amerika wiederholte.

Alle, die mit ihm bekannt waren, nennen ihn einstimmig einen wohlwollenden Mann und einen liebenswürdigen Gesellschafter. Er war glücklich verheirathet, sein Verkehr so angenehm wie möglich. Die pessimistischen Anschauungen, denen man in seinen Schriften begegnet, schei-

nen nicht in sein Leben übergegangen zu sein.

Die allgemeine Anerkennung, die ihm bei allen Culturvölkern zu Theil wurde, nöthigt uns, zunächst diejenigen Seiten seines Talents hervorzusuchen, die ihn über die anderen Schriftsteller seiner Zeit hervorheben.

Allerdings entspringt diese Anerkennung zum Theil aus einer nicht löblichen Richtung des Zeitgeschmackes: wie unser Schopenhauer Weltphilosoph wurde, weil man Lust hatte, das Leben einmal von seiner dunklen Kehrseite zu betrachten, so wurde Thackeray Weltdichter. Man hatte zu sehr in Idealen geschwelgt und sich darin übernommen; nun wollte man einmal dem Leben recht auf den Grund sehen und sich durch geistvolle Anschauung überzeugen, daß nicht gar zu viel dahinter sei. Man machte Jagd auf Menschenkenntniß und fand nirgends so viel Ausbeute als bei Thackeray. Aus demselben Grunde wurde auch Balzac, der während der Blüthezeit seines Schaffens nie recht zur Geltung gekommen war, mit frischem Eifer wieder hervorgesucht.

Bei dieser psychologischen Befriedigung übersah man die Schwächen des Künstlers. Ich glaube nicht, daß Jemand behaupten wird, Thackeray sei ein guter Erzähler. Die Composition seiner größeren Werke ist so lose, daß man sie fast unförmlich nennen kann; eine Episode reiht sich an die andere, bald drängt sich die eine, bald die andere Figur in den Vordergrund, die Erwartung wird oft gespannt, mitunter auch befriedigt, eben so oft aber getäuscht. Der Roman bricht zuletzt ab, wenn er den nöthigen Umfang erreicht hat: er könnte eben so gut weiter geführt werden; und in der That treten einzelne von den Helden in dem nächsten Romane wieder auf, gerade wie bei Balzac. Von der strammen concentrirten Form, die W. Scott durch Uebertragung der dramatischen Gesetze auf den Roman eingeführt hat, und die Bulwer und auch Dickens in ihren besseren Schriften ihm abgelernt haben, ist bei Thackeray keine Rede.

Es ist das nicht etwa leichtfertige Arbeit, Thackeray feilt vielmehr sehr gewissenhaft; er hat gewiß unendlich mehr Notizbücher als Scott gehabt und sich über Alles, was er vorbringt, genau Rechenschaft gegeben. Wenn man seine Sachen zum zweiten oder dritten Male liest, so merkt man meist, wo er mit jedem Einzelnen hinaus will.

Er hat es so gewollt — warum aber? das ist schwer auszumachen. Ich meine doch, der epische Dichter geht ebenso wie der dramatische auf den ersten unmittelbaren Eindruck aus. Je bedeutenderen Gehalt er bietet, desto lieber und häufiger wird man immer wieder zu ihm zurückkehren, aber der erste Eindruck bleibt doch die Hauptsache. Ich weiß wohl, daß die Neugier die meisten Leser treibt, erst den ganzen Roman zu durchblättern, namentlich den Schluß sich anzusehen, ob sie sich kriegen oder nicht, und daß sie erst nach dieser Orientirung an die eigentliche Lectüre gehen; aber so soll es doch eigentlich nicht sein, wenigstens soll es der Dichter nicht absichtlich so anlegen. Nun finde ich z. B. im „Henry Esmond“ eine Vorrede, nicht des Verfassers, sondern einer Verwandten des Autobiographen, die sich über das endliche Schicksal der Personen ausspricht, welche in dem Romane vorkommen. Diese Vorrede gehört also vollständig zum Roman, sie ist aber durchaus unverständlich, wenn man den Roman nicht gelesen hat.

Aehnliches wiederholt sich; sehr häufig wird eine Begebenheit in dem Augenblick, wo sie vorfällt, ganz undeutlich erzählt, und man erfährt erst lange nachher den Inhalt. So etwas kann zuweilen guten Grund haben, bei Thackeray aber kommt es öfter vor ohne allen Grund.

Da er sich also wohl denken kann, daß der Leser, auch der aufmerksamste, viele von seinen halben Andeutungen übersieht oder nachträglich vergißt, so wird er dadurch zu Wiederholungen genöthigt, die er bei einer einfachen Erzählung hätte vermeiden können.

Außerdem hat Thackeray in größerem Maße als sonst ein Romanschreiber seit Jean Paul die Neigung, die Erzählung durch moralische oder sonstige Reflexionen zu unterbrechen und sich persönlich mit dem Leser zu unterhalten. Zum Theil sind diese Reflexionen voller Geist, aber jedenfalls dienen sie nicht dazu, die Erzählung in Fluß zu bringen. Ich habe an mir wie auch an Anderen die Erfah-

rung gemacht, daß sein erstes Werk mich außerordentlich fesselte, daß ich bei jedem folgenden aber kühler wurde. Ich las immer gern darin, man hat es mit einem geistvollen Manne zu thun, der viel gesehen hat und scharf beobachtet; aber wenn ich in der Lectüre gestört wurde, so machte mich das nicht gerade unglücklich, und wenn ich längere Zeit von der Geschichte nichts weiter erfuhr, so ertrug ich auch das mit Gemüthsruhe. Man glaube doch nicht, daß dies Bedürfniß, zur Aufmerksamkeit gespannt und genöthigt zu werden, blos eine berechtigte Eigenthümlichkeit der Jugend sei: der Leser, gerade wenn er so ist, wie der Dichter ihn wünschen soll, behält immer diese Art von Jugendlichkeit, er verlangt unterhalten und angespannt zu werden.

Ich will damit nicht sagen, daß Thackeray nicht im Einzelnen vortrefflich darstellen könnte; er weiß mit verhältnißmäßig wenig Federstrichen ein Bild zu geben, das zwar nicht besonders farbenreich, aber deutlich ist, und er erregt im Leser jeden Augenblick das Gefühl, in seiner Weltkenntniß gefördert zu werden. Dieses Interesse ist aber selten von langem Athem, die einzelnen interessanten Scenen lösen zu rasch einander ab, und die Stimmung wechselt häufig: die ungeheure Gewalt, die Dickens besitzt, die Phantasie auf eine längere Dauer anzuspannen, zu fesseln, blind mit fortzureißen, so daß sie wie eine Maschine in der Hand des Dichters ist, daß er Alles hervorruft, was er will, bittere Thränen, unauslöschliches Gelächter, Rührung, Jubel: das kommt bei Thackeray wenig vor; man interessirt sich, bleibt aber kühl und gelassen.

Auch das scheint nicht sowohl Mangel an Vermögen als eine auf Kunstansichten beruhende Enthaltsamkeit zu sein. Wer so etwas einmal kann, sollte es auch öfter können: nun existirt wenigstens eine Scene bei Thackeray, die in meinen Augen über Alles hinausgeht, was Dickens in dieser Art geleistet hat. Ich meine die Scene im „Henry Esmond“, wo dieser Held nach langer schmerzlicher Abwesenheit zu seiner jungen Pflegemutter zurückkehrt, die ihn heimlich liebt, diese Liebe als eine Schuld empfindet und aus Reaction dagegen hart, ja grausam gegen ihn gewesen ist. Die Scene ist von einer vollendeten Schönheit, sie quillt mit der vollsten Gewalt aus dem Herzen hervor und ergreift mich noch heute unwiderstehlich.

Aber ich finde in all seinen Romanen nichts, was dem auch nur von fern an die Seite zu stellen wäre. Diese dichterische Enthaltsamkeit bleibt immer sehr merkwürdig, da doch in der Regel, wer die Kraft hat, den Anderen zu beherrschen, von dieser Kraft auch Gebrauch macht.

Als analytischer Kopf scheint es Thackeray hauptsächlich darauf anzulegen, den Verstand zu gewinnen; freilich nicht blos durch Raisonnement, sondern so, daß er sich bemüht, die Gegenstände völlig getreu zu zeichnen und vor die Augen zu halten. Wenn man seine Menschenkenntniß im Allgemeinen rühmt, so wird sich darüber noch viel sagen lassen, aber eins, was wesentlich zur Menschenkenntniß gehört, besitzt er im höheren Grade als irgend ein Schriftsteller der neueren Zeit: er weiß die Personen jeden Standes, jeden Alters, jeder Bildungsstufe bei jeder Gelegenheit sich so ausdrücken zu lassen, wie sie sich ausdrücken müssen; er weiß uns durch die Eigenartigkeit ihres Ausdrucks zu überraschen und doch in uns das bestimmte Gefühl zu erregen, daß es gerade so sein müsse und nicht anders.

Von diesem Talent hat Bulwer sehr wenig; Dickens entstellt es durch Uebertreibungen, indem er über jeden glücklichen Ausdruck virtuosenhafte Variationen bringt; George Eliot kommt Thackeray am nächsten, sie hat es zum Theil ihm abgelernt. Freilich wenn wir einzelne Romane von W. Scott damit vergleichen, z. B. den „Alterthümler“, die Bauerngespräche im „schwarzen Zwerg“ u. s. w., so fällt dagegen Thackeray noch sehr ab: W. Scott schöpft aus einer weit reicheren Quelle, er hat nicht nöthig, sich anzustrengen. Aber er hat von diesem großen Talent verhältnißmäßig wenig Gebrauch gemacht; in den eigentlich historischen Romanen, d. h. in denen, die vor dem Ende des 17. Jahrhunderts spielen, reden sämmtliche Personen die übliche Gesellschaftssprache und ebenso in sämmtlichen Romanen die eigentlichen Helden, die Waverley, die Lovel, die Morton u. s. w. Sie haben völlig den Dialekt verloren, während bei Thackeray alle Personen

ohne Ausnahme im Dialekt ihres Standes, Alters u. s. w. (Herder nennt es idiotisch) sprechen. Diese Kunst ist bei Thackeray zum förmlichen Virtuosenthum geworden, und er weiß das sehr gut: er stellt sich mitunter Aufgaben, die lediglich das Interesse des Virtuosenthums haben. So z. B. im „Henry Esmond“: Memoiren, in der Sprache geschrieben, wie es im Jahre 1700 üblich war, von den Voraussetzungen und Vorurtheilen jener Zeit getränkt und mit strengem Ausschluß alles dessen, was geistig seit jener Zeit in unseren Gedankenkreis, folglich auch in unsere Sprache eingetreten ist. Und das zwei ziemlich starke Bände durch! Es ist ein wahres Seiltänzerstück. Ich will nicht sagen, daß Thackeray niemals fehltritt, aber die Leistung bleibt doch wunderbar.

In dieser Imitation des natürlichen Ausdrucks empfinden wir Deutsche schmerzlich das Uebergewicht der Engländer. Es liegt zum Theil im Unterschied der beiden Sprachen: die moderne englische Schriftsprache hat sich naturgemäß aus der Volkssprache heraus entwickelt, während man ohne viel Uebertreibung von der modernen deutschen Volkssprache sagen kann, sie habe sich an den Büchern gebildet; sie gehe vom Canzleirath, vom Schulmeister und vom Prediger aus. Es ist in unserem mündlichen Sprechen eine Unbeholfenheit wie bei keiner anderen Nation. In wie großem Vortheil sind hier die Dialekte! Wodurch hat Fritz Reuter seinen ungeheuren Erfolg gehabt? Hauptsächlich dadurch, daß er Menschen einführt, deren Sprache noch nicht vom Canzleirath, vom Schulmeister und vom Prediger gedrillt ist, die vielmehr naturwüchsig aus der Volkssprache quillt. Wenn Fritz Reuter hochdeutsch redet, wird er steif und befangen, und auch bei unseren besten gewandtesten Erzählern bemerken wir fast immer, daß, wenn sie einen Menschen sich natürlich ausdrücken lassen wollen, sie erst mit großer Mühe die Reminiscenzen ihrer Lectüre entfernen müssen.

Da nun die Sprache nur der innerliche Ausdruck des Denkens ist, so scheint, wenn man Thackeray die Fähigkeit zuspricht, Menschen jeder Art in ihren Idiotismen correct wiederzugeben, darin das höchste Lob seiner Menschenkenntniß zu liegen. Es kommt zu der Correctheit seiner Sprache noch der Reichthum: er hat in den verschiedensten Kreisen des Volks gelebt, ihre Art zu sein beobachtet und in treuem Gedächtniß bewahrt; das Kleinleben gewisser Schichten der Gesellschaft, die Bewegungen gleichsam moralisch unausgewachsener Menschen zeichnet er in einer Sicherheit und Fülle, wogegen Dickens lange nicht auskommt. Die Schauspieler — Miß Fotheringay — der harmlose Stutzer Foker, die Buchhändler und Schriftsteller — die Kaufmannswelt — für all dergleichen ist in Thackeray's Werken eine fast unerschöpfliche Fundgrube des Realismus.

Indeß bezieht sich das zunächst auf die geistige Außenseite des Menschen; wie weit Thackeray dem eigentlichen Kern desselben beikommt, ist noch zu untersuchen.

II.

Dem ersten seiner Romane gab Thackeray die zweite Ueberschrift: „Eine Novelle ohne Helden.“ Er ist deshalb noch neuerdings von Spielhagen zurechtgewiesen, da das Gesetz der epischen Poesie schlechterdings eine Hauptperson verlange, um welche die Begebenheit sich dreht. Ich glaube, hier waltet ein Mißverständniß ob. Thackeray würde „Pendennis“ und „Esmond“, in denen eine solche Hauptperson sehr deutlich hervortritt, in keine andere Classe stellen als „Vanity Fair“ oder „The Newcomes“, in denen das weniger der Fall ist; sie sind für ihn sämmtlich „Novellen ohne Helden“, d. h. Novellen, in denen kein Normalmensch vorkommt. Der zweite Theil des Titels „a novel without a hero“ ist nur eine Umschreibung des ersten „Vanity Fair“: der Markt der Eitelkeiten, das ist das Leben; im Leben kommen keine Normalmenschen vor, im Roman soll es auch nicht sein.

„Da wir wissen,“ heißt es einmal im „Pendennis“, „wie niedrig der Beste von uns ist, so laßt uns eine mitleidige Hand unserem Pendennis reichen, der nicht beansprucht, ein Held zu sein, sondern nur ein Mensch und ein Bruder!“

Es liegt in jener Ueberschrift eine polemische Tendenz gegen die damals beliebteste Gattung des Romans, die durch W. Scott in Aufnahme gekommen war, von Cooper, Bulwer und auch von Dickens

fortgesetzt wurde. Die Romanhelden dieser Dichter sind zwar nicht gerade tadellos, sie sind dem Irrthum und auch der Verblendung der Leidenschaft ausgesetzt; aber sie sind sämmtlich gut erzogen, das Gefühl des Rechten und Sittlichen ist correct in ihnen entwickelt, und sie sind, wenn nicht besonders unglückliche Umstände dazwischen kommen, beanlagt, nützliche Glieder der Gesellschaft zu werden.

Diese Helden sind nicht nach Thackeray's Geschmack. — „Seit Tom Jones," sagt er einmal, „ist kein echter Mensch gezeichnet; wir müssen unsere Figuren drapiren und mit einem gewissen conventionellen Firniß überziehen; das Natürliche in der Kunst will die Gesellschaft nicht mehr dulden."

Die Ueberschrift seines zweiten Romans 1849 ist: „Die Geschichte des Arthur Pendennis, seines Glücks und seines Mißgeschicks, seiner Freunde und *seines größten Feindes*." Der größte Feind ist er selbst — aber wie der Verfasser bemerkt: „mit demselben Halunken, mein geliebtes Publicum! hat auch so mancher von uns zu kämpfen!"

Im Gegensatze also zu der Schule W. Scott's hebt Thackeray mit besonderer Vorliebe die argen Schwächen seiner Helden hervor, und hält es für seine Pflicht, das zu thun. Man vergleiche z. B. Arthur Pendennis, George Osborne oder Clive Newcome mit Nicholas Nickelby, David Copperfield, Guy Mannering oder Maltravers — welch kolossaler Abstand! Auch die Letzteren haben ihre Schwächen, aber der Leser geht vollkommen mit ihnen mit; er hat das Gefühl, unter ähnlichen Umständen ähnlich zu handeln, während man bei Thackeray's Helden jeden Augenblick ausrufen möchte: das ist ja ganz abscheulich! dergleichen würde mir doch nicht im Traum einfallen! Der Dichter will nun sagen: du irrst, lieber Bruder! Prüfe die geheimen Falten deines Herzens genauer und du wirst finden, daß Alles darin steht, was du als bloßer Zuschauer bei meinen Helden so hart verurtheilst! Ich mache dich darauf aufmerksam, damit dein Mitgefühl, die beste Eigenschaft, die du hast, durch unhaltbare Anforderungen an die Menschheit nicht abgeschwächt werde!

Damit schließt er sich den älteren englischen Novellisten an, den Fielding, Smollett u. s. w.; ihre Tom Jones, Peregrine Pickles u. s. w. sind keine Normalmenschen im W. Scott'schen Sinn, ihre Empfindungen sind durchaus nicht correct geleitet, ihre Sittlichkeit nicht wohlerzogen; sie sind oft noch viel unleidlicher als die Personen, mit denen uns Thackeray bekannt macht.

Aber es ist doch zwischen ihnen ein großer Unterschied. Für Fielding und Smollett sind Tom Jones und Peregrine Pickles dennoch Normalmenschen: so *müssen* nach ihrer Meinung tüchtige Leute sich geberden, empfinden und handeln. So aber denkt Thackeray keineswegs: er hat wohl die Motive, wenigstens zum Theil, aus den Erinnerungen seiner eigenen Seele geschöpft, wie auch wohl manche eigenen Erlebnisse mit unterlaufen, aber in seiner reiferen Bildung ist er keineswegs damit zufrieden; er findet, daß es schlimm, daß es traurig ist; er hat die Thräne im Auge über die Schwäche der menschlichen Natur und ruft zerknirscht: Mea culpa!

Nichts wäre thörichter, als anzunehmen, daß für ihn die Begriffe Gut und Böse in einander schwänden. So ist es z. B. mit Balzac, der sonst in der Art der Zeichnung viel an ihn erinnert. Balzac zeigt die Charaktere, wie er sie zu erkennen glaubt, so getreu als möglich, mit dem bloßen Interesse eines Anatomen; zu urtheilen fällt ihm gar nicht ein; nach seiner Ueberzeugung hat der Künstler gar nicht zu moralisiren, sondern die Welt nur zu zeigen, wie sie ist.

Thackeray dagegen betrachtet Alles, was er erzählt, mit scharfer moralischer Aufmerksamkeit; für ihn hat jeder Charakter einen bestimmten moralischen Werth, und er spricht sich ausführlich genug darüber aus. Enthält er sich auch als strenger und gewissenhafter Richter, irgend wem das Prädicat Nr. I. zu geben, so hat er doch für jeden eine bestimmte Rangstufe auf der Leiter des moralischen Werthes, und es würde ihm gar nicht schwer fallen, diese Stufe in bestimmten Zahlen auszudrücken.

Lehrreicher noch als seine Romane sind in dieser Beziehung seine Vorlesungen über die englischen Humoristen.

Von dem, was man bei dieser Gelegenheit von einem Dichter eigentlich erwartet,

Aufklärungen besonderer Art über die poetische Technik u. s. w., kommt wenig oder gar nichts vor, die Werke werden überhaupt nur herangezogen, soweit sie dazu dienen, den Charakter des Verfassers zu erläutern. Ueber den Werth der einzelnen Männer kommt er jedesmal zu einem runden Facit, indem er die guten und schlechten Eigenschaften gegen einander abwägt, doch so, daß er gewisse Lieblingseigenschaften mit besonderer Aufmerksamkeit beobachtet: Offenheit, Frohsinn, Herzensgüte, Pietät u. s. w. Giebt man ihm seine Voraussetzungen zu, so wird man im Ganzen auch seinen Resultaten beipflichten, man wird sich nicht darüber wundern, daß Swift und Sterne, an poetischer Kraft ohne Zweifel die ersten, in dieser sittlichen Rangordnung den untersten Platz erhalten. Bei Gelegenheit von Swift spricht er sich über sein Moralprincip geradezu aus: „Würden wir haben mit ihm leben wollen? — das ist die Hauptfrage!"

Dies Princip zeichnet sich durch seine Deutlichkeit aus; es ist nicht mißzuverstehen, und jeder einzelne Leser würde, wenn man ihm im bestimmten Fall die Frage vorlegte, zu einer bestimmten Antwort kommen. Aber abgesehen davon, daß diese Antworten nicht immer übereinstimmen würden, da über den Verkehr mit Menschen doch jeder seinen eigenen Geschmack hat, so ließe sich wohl die Frage aufwerfen, inwiefern wir Menschen, namentlich von größerer Bedeutung, die Verpflichtung auflegen dürfen, denen, die ihnen nahe stehen, das Leben leicht zu machen? Es ist das ein Umstand, der auch in Betracht kommt, aber es ist nicht der entscheidende Punkt; er reicht nicht einmal für die kleinen Lebensverhältnisse aus.

Dasselbe Urtheil wiederholt sich in Thackeray's Romanen. Frische der Natur, Frohsinn, Mitleid, Biederkeit, das sind die Eigenschaften, die er bei seinen Lieblingen hervorhebt — Warrington, Laura, Dobbin u. s. w. — alles Eigenschaften, die anderen Menschen das Leben angenehm machen; am meisten nächst der Brutalität haßt er die Affectation. „Der Hauptpunkt, auf den es ankommt: ist er ehrlich? redet er meist wahr? giebt er sich Mühe, die Wahrheit zu finden? — Oder ist er ein Quacksalber?" — Alles unanfechtbar richtige Motive des moralischen Urtheils, aber nicht ganz ausreichend für den Künstler, dessen Hauptaufgabe ist, dem Leser seine Figuren, wie sie auch sonst sein mögen, interessant zu machen.

In seinen Kunstmitteln ist Thackeray Dickens entgegengesetzt; als Moralisten stehen sie ungefähr auf der nämlichen Stufe. In „Bleakhouse" schildert Dickens einmal den gräulichen Tod eines Säufers durch Selbstverbrennung; von den Autoritäten wird die Möglichkeit eines solchen Falls bestritten, die Hauptsache ist aber der symbolische Sinn: so, meint der Dichter, durch Selbstverbrennung gehen die Menschen gewöhnlich zu Grunde. Das Leben verbrennt sich selbst durch seinen wesentlichen Inhalt, durch seine Leidenschaft. Das ist ein Satz, den Balzac sehr häufig durchführt, der in seinen frühesten Werken den Leitton bildet. Aber Balzac stellt ihn auf mit dem Gefühl: so muß es sein, also ist es so in Ordnung! Bei Dickens dagegen ist es eine moralische Lehre und Warnung: man solle möglichst vermeiden, mit seiner Seele in eine Leidenschaft aufzugehen; man soll sich einschränken und resigniren, dann wird man wohl fahren. Ebenso ist es bei Thackeray.

Demnach werden von beiden Dichtern am höchsten diejenigen Tugenden geschätzt, die Selbstbeschränkung und Resignation ermöglichen; Unschuld und natürliches Wohlwollen sind ihre Ideale, und für sie möchten gern die Welt dafür erwärmen.

Aber es gelingt ihnen nicht im gleichen Maß, ihr Ideal zum Ausdruck zu bringen. Man halte z. B. Amalia Sedley in „Vanity Fair" neben Ruth Pinch: beide sind vollkommen unschuldig, beide im höchsten Sinn wohlwollend, beide nicht besonders geistig begabt; aber Dickens gelingt es, wenigstens die meisten Leser für seinen Liebling zu gewinnen, während man bei Amalia wiederholt ausrufen muß: solch eine Gans zu sein, ist doch unerlaubt! Die Mittel, die Dickens zu seinem Zweck anwendet, sind nicht ganz correct: anstatt in Ruth die volle Güte zu entwickeln, stellt er sie vielmehr in ihrer Anmuth und Zierlichkeit dar, und besticht so den Leser — so etwas, wie W. Scott in Jenny Deans gewagt, die Anmuth ganz fallen zu lassen und nur durch die Güte zu wirken, würde

Dickens nie eingefallen sein! Aber bei ihm kommt doch wenigstens die eigene Empfindung gegen seinen Liebling vollkommen heraus, und so bleibt der Leser orientirt und zufrieden; während man bei Thackeray fortwährend geirrt wird: bald soll man die Unschuld bewundern, bald über die Gans die Achsel zucken; die eine Beobachtung wird durch die andere nicht corrigirt. Ein Motiv z. B., das sich bei Thackeray öfter wiederholt, die Mutterliebe, wird durch die Art der Behandlung auch bei Amalia unklar. Die Mutterliebe ist bei Thackeray an und für sich etwas Heiliges, nicht als sittliche Eigenschaft, sondern als Naturtrieb; sobald er darauf kommt, geräth er in Begeisterung.

Hier ein paar Ausrufe, die ich um ihrer Ueberschwenglichkeit willen im Original gebe.

„Women, in whose angelical natures there is something awful as well as beautiful to contemplate; at whose feet the wildest and fiercest of us must fall down and humble ourselves; in admiration of that adorable purity which never seems to do or to think wrong. — A veil should be thrown over those sacred emotions of love and grief. The maternal passion is a sacred mystery to me. What one sees symbolised in the Roman churches in the image of the Virgin Mother with a bosom bleeding with love, we may witness every day. — Very likely female pelicans like so to bleed under the selfish little beaks of their young ones; it is certain, that women do.“

Das klingt doch nicht blos wie eine Darstellung dessen, was ist, sondern wie eine Verherrlichung. Diese Mütter erinnern doch stark an die Affenliebe des Père Goriot gegen seine schlechten Töchter. Daß zur echten Mutter auch eine gewisse Würde gehört, wird völlig vergessen. Außerdem sehen wir bei Amalia Sedley, bei Helene Pendennis, Lady Castlewood u. s. w., wie diese blinde instinctartige Mutterliebe das Unglück der Kinder wird, deren schlechteste Eigenschaften dadurch geweckt werden. Bei einem Dichter, der einfach erzählt, würde man dagegen nichts einzuwenden haben; in der Welt ist es ja wirklich so: bei einem Moralisten aber verlangt man auch hier ein Facit von der Darstellung. Wenn er selige Thränen über die Heiligkeit der Mutterliebe weint, so ist das schon recht, aber er müßte hinzusetzen: allen Müttern, die so sind, wie ich sie schildere, müssen die Kinder schleunigst genommen werden, sonst wird die Mutterliebe ihr zeitiger und ewiger Ruin. Denn die Mutterliebe, wie er sie schildert, ist eine Leidenschaft, die nicht blos den Verstand fortwährend verblendet, sondern alle sonstigen Gemüthskräfte paralysirt; eine blinde Anbetung, die bis zum Fetischdienst sich steigert. Die unbedingte Apologie des Reinnatürlichen, des Instincts ist bei sittlichen Tendenzschriften etwas sehr Bedenkliches.

Mit dieser Verherrlichung der Temperamentstugend steht er doch auf einem Standpunkt mit Lafontaine und Kotzebue, nur daß sein Moralsystem auf eine viel tiefere Kenntniß des menschlichen Herzens in all seinen Nuancen sich stützt. Die Psychologie hat indeß in der Moral nicht das letzte Wort zu sprechen.

„Wer,“ ruft er einmal aus, „hat je eine Frau angeklagt, gerecht zu sein? Sie haben immer etwas aufzuopfern, sich selbst oder einen Anderen, zu Gunsten eines Dritten.“ Psychologisch sehr fein, aber wenn der Moralist nun hinzutritt, und behauptet, so müßte es sein, so wird doch jeder verständige Pädagog den Kopf schütteln. —

Verlassen wir die meisten Charaktere Thackeray's, trotz seines Attestats über die Höhe ihres Werthes, mit einem gemischten Gefühl, unschlüssig, wofür wir uns entscheiden sollen, so giebt es wieder eine ganze Reihe bei ihm, worin er uns dieser Mühe völlig überhebt. Dazu gehört zunächst die Heldin von „Vanity Fair“, Rebecca Sharp. Mit ihr hat es Thackeray genau so gemacht wie Dickens mit Pecksniff: die ganze Figur ist nur eine Wiederholung von Variationen auf das nämliche Thema; jedes Wort, das sie spricht, ist niederträchtig und eine Heuchelei, und was sie thut, entspricht dem. Der Dichter läßt uns vom ersten Augenblicke an nicht im Zweifel; sobald sie auftritt, wissen wir, was wir an ihr haben, und dabei wird sie noch mit Ironie behandelt: „die liebe Rebecca!“ „die gute Rebecca!“ „die arme Rebecca!“ so heißt es immer. Frech und gemein in ihren Mitteln, erreicht sie doch nie ihren Zweck: wenn sie eben am Ziel angelangt zu sein glaubt, wird sie hinuntergeworfen und mit Füßen getre-

ten. Sie unterscheidet sich von Pecksniff freilich sehr vortheilhaft dadurch, daß ihre Ausdrucksweise natürlich, sachgemäß, eigen und mitunter sogar geistreich ist; und daß man von dem, was sie will, sich eine ungefähre Vorstellung machen kann, was bei Pecksniff ganz unmöglich ist. Aber sie ist gleich diesem in Wirklichkeit nur eine Abstraction, der es selbst an Fleisch und einführt, ans Licht zu bringen: wer mit ihr in Berührung kommt, wird dadurch gleichsam genöthigt, was an Gemeinheit in ihm steckt, hervortreten zu lassen. Der Dichter sagt ironisch, als sie wieder einmal einen reichen Bräutigam zu angeln sucht: die arme Rebecca mußte für sich selbst handeln; für ehrbare Mädchen thun es die Mütter! Das ist eine bittere Iro-



Thackeray.

Blut fehlt, sonst würde sie nicht so unbedingt in reine Heuchelei aufgehen können. Die Engländer haben die Gewohnheit des Boxens; wenn sie moralische Schläge ertheilen, ruhen sie nicht eher, bis der Gegner ganz blutrünstig am Boden liegt: so machen es Dickens und Thackeray mit den verhaßten Heuchlern.

Zum Theil wollte der Dichter diese ganz gemeine Dirne als Hebel benutzen, um die eigentliche Beschaffenheit der ganzen sittlichen Gesellschaft, in die er uns nie, aber sie wendet sich gegen ein anderes Ziel, als der Dichter im Auge hat; sie trifft nicht Rebecca, sondern die Gesellschaft. In dieser Welt des starren egoistischen Hochmuths, der jeden ausstößt und mit Füßen tritt, der nicht durch Geld oder Titel gestützt ist, kann wohl ein ehrgeiziges und unternehmendes Geschöpf zu einem Krieg veranlaßt werden, der weit interessanter erschienen wäre, wenn nicht blos die angeborene Gemeinheit, sondern eine Art von anerzogenem Haß dabei

mitwirkte; Rebecca würde nicht blos poetischer, sondern auch natürlicher erscheinen, wenn man diesen Haß und diese Verachtung sähe. Aber der Dichter wollte ein abschreckendes Beispiel aufstellen, und strich sorgfältig Alles weg, was irgend wie als Milderungsgrund ihrer Erbärmlichkeit gedeutet werden konnte.

Die zweite Figur derselben Richtung, Blanche Amory, ist bei weitem interessanter. Bei Rebecca begreift man schwer, warum uns der Dichter so viel mit ihr behelligt; in Blanche steckt etwas. Sie ist in der Lectüre G. Sand's aufgewachsen, hat die Leiden derselben nachzufühlen gesucht; sie hat eine Gedichtsammlung verfaßt: „Mes Larmes!" „Ist das nicht ein hübscher Name?" fragt sie einen. Sie hat immer nur Anlaufe von Gefühl; auch ihr Enthusiasmus geht flüchtig vorüber. Innerlich ist sie gerade so hohl, und noch viel roher und brutaler als Rebecca, und wird auch vom Dichter genau in derselben Art behandelt und beschämt: der Unterschied ist nur, daß in ihr und ihren Umgebungen (wozu auch Pendennis gehört) ein bestimmtes historisches Moment hervortritt: der überspannte Cultus des Genius, die Coquetterie mit heiligen Gefühlen.

III.

Thackeray's Romane haben neben dem psychologischen auch ein ausgesprochenes historisches Interesse: er will nicht blos das Gesetz, nach dem die Seelen der modernen Menschen sich im Allgemeinen bewegen, zur Anschauung bringen, er will es an die sittlichen Voraussetzungen bestimmter Perioden knüpfen. „Henry Esmond" spielt zu Anfang, die „Virginier" gegen das dritte Viertel des vorigen Jahrhunderts, „Vanity Fair" zu Anfang des gegenwärtigen, „Pendennis" und „The Newcomes" einige Zeit später, aber doch so, daß man sie nicht als unmittelbare Gegenwart betrachten kann, sondern schon im historischen Licht. Er meint es mit seinen historischen Vorstudien sehr viel ernster als Dickens; Costüm und Alles, was zur Genremalerei gehört, ist untadelhaft, was man um so höher in Anschlag bringen muß, da er alle gleichgültigen Details vermeidet und nur solche Züge hervorsucht, die dem Charakter des Bildes wesentlich sind. Er legt die Hauptcharaktere in der Farbe der allgemein sittlichen Voraussetzungen der Zeit an, so daß die erdichteten Figuren mit den historisch überlieferten im geistigen Zusammenhang stehen. Von den drei bösartigen Frauenzimmern, die er zeichnet, Beatrix, Rebecca und Blanche Amory, soll jede die Krankheit eines bestimmten Zeitalters repräsentiren, und ebenso soll die Art, wie die besseren Charaktere sich gestalten und entwickeln, nach historischen Voraussetzungen gemessen werden.

Thackeray hat für das historische Costüm eine ungemeine Befähigung. Die Darstellung der Schlacht bei Waterloo in „Vanity Fair" und der originellen Figuren, welche diese Situation ans Tageslicht bringt, ist ein Meisterstück, man lebt das Alles mit; die berühmte Stelle im „Childe Harold", die freilich wohl die Veranlassung zu jener Darstellung war, kommt lange nicht dagegen auf.

Stellt man ferner „Henry Esmond" neben Bulwer's „Devereux", der dieselbe Zeit behandelt, so wird man in Bezug auf die sorgfältige Ausführung unzweifelhaft dem jüngeren Dichter den Vorzug geben; in Bulwer's Figuren bleibt immer etwas sehr Modernes, welches gegen das gewollte Costüm streitet. Nicht so unzweifelhaft wird die Entscheidung ausfallen, wenn man fragt, wer von den beiden Dichtern den großen Sinn der Zeit besser getroffen hat? Bulwer hat doch einen weiteren und freieren historischen Blick, und da ihm die Leidenschaft nicht blos als Feind des friedlichen Lebens erscheint, sondern als das eigentliche Recht der Person, als der Zustand, in dem sie zu ihrer vollen Geltung kommt, so erheben sich seine Romane zu wirklich historischen Gemälden, während Thackeray im Genre bleibt: er zeigt, wie das Privatleben sich zum historischen Leben jener Zeit verhielt; Bulwer bemüht sich, das historische Leben selbst zu zeichnen. Der Grund liegt nah: Bulwer hat sich positiv am historischen Leben seiner Zeit betheiligt, Thackeray war nur Beobachter.

Und zwar nahm seine Beobachtung von vornherein einen oppositionellen Charakter an: er schrieb Satiren, ehe er zur eigentlich historischen Darstellung überging. Auch

hier tritt wieder die Verwandtschaft mit Dickens und Jean Paul hervor.

Dickens bekämpft hauptsächlich zwei Fehler, die von der Eigenthümlichkeit der englischen Verfassung und des englischen Lebens herrühren, den puritanischen Pharisäismus und den brutalen Hochmuth der Aristokratie. Das Erste tritt bei Thackeray weniger hervor, obgleich er wiederholt die Wahrheit als das Höchste bezeichnet, dem der Mensch nachstreben könne; dagegen ist sein Haß gegen die Aristokratie noch bitterer als bei Dickens, weil er gehaltener ist und sich nicht in vorübergehenden Schmähungen austobt.

Hier ist nun freilich ein historisches Motiv, aber eins, das sich mehr auf das gesammte moderne England als auf einen bestimmten Zeitraum bezieht. Thackeray und Dickens finden, daß die reine und freie Menschlichkeit durch die festen Rangunterschiede niedergedrückt wird, denen man sich in England nicht entziehen kann. Dieser Druck spricht sich nicht blos in dem Hochmuth der höheren Classen aus, er zeigt sich viel schlimmer in dem Streben der zweiten Classen, es jenen Sternen erster Größe nachzumachen. Lord Steyne, der Kaufmann Osborne, und Major Pendennis sind drei Typen dieser Zustände, die man nicht leicht wieder vergißt. Selbstsucht reiht sich an Selbstsucht, der Werth des Lebens wird rein in Aeußerlichkeiten gesucht, und von früh an alles Streben dahin gerichtet, sich dieses Aeußere anzueignen.

Das höchste Gefühl des jungen Menschen ist, ein Gentleman zu sein; sein höchstes Streben, einer zu werden. Dieser Ausdruck hat eine Art mystischen Sinn gewonnen, und wird auf dem Festland als etwas Hochsittliches betrachtet. Sich wie ein Gentleman benehmen, wie ein Gentleman fühlen, ist das gewählteste Lob, das man dem sittlichen Menschen zusprechen zu können glaubt. Kaiser Nicolaus selbst, der sich gegen Parlamente und Verfassungen höchst geringschätzig aussprach, sagte zum englischen Botschafter: wir wollen als Gentlemen mit einander verkehren!

Sucht man nun in den englischen Romanen nach, namentlich in denen, die auf Sittenschilderungen ausgehen, so will diese ideale Auffassung nicht recht stimmen. Bald die eine, bald die andere Nebenbedeutung findet sich ein, die Hauptsache aber scheint zu sein: Gentleman ist derjenige, der nicht zu arbeiten braucht, um zu leben. Ein Arzt, der Honorar nimmt, es sei auch noch so reichlich, gehört nur noch halb zur guten Gesellschaft, ebenso der Sachwalter, dagegen wird ein Schmarotzer, wie Major Pendennis, der sich an vornehmen Tischen sättigt, für voll angenommen, weil er von der Nähe der Aristokratie angehaucht ist, wobei freilich der Titel etwas macht: der Officier ist schon durch seinen Stand Gentleman. Pendennis' Vater war ein Apotheker, der, als er in eine bessere Situation kam, sein Geschäft aufgab, ein kleines Landgut kaufte und damit Gentleman wurde; sein Knabe, obgleich noch in der Apothekerzeit geboren, hat nun das volle Gefühl, ein geborener Gentleman zu sein, und zeigt sich hochmüthig gegen alle diejenigen, die nicht desselben Glückes theilhaftig sind. Solche Motive kommen nicht blos bei Dickens und Thackeray vor, sondern bei Novellisten jeder politischen Richtung, bei Warren, bei Yates u. s. w.

Die Eigenschaften, die diese Gentlemen zur Schau tragen, entsprechen durchaus nicht dem, was wir uns unter diesem Begriff vorstellen, sie sind vielmehr sehr häßlicher Art. Lord Steyne, der vornehme Cyniker, der nichts über sich erkennt und die brutalsten Mittel nicht blos gegen die, welche unter ihm stehen, sondern gegen seine eigene Familie anwendet, ist schon eine recht abschreckende Erscheinung; ich finde den Kaufmann Osborne, der dasselbe thut und noch dazu gegen die Vornehmeren kriecht, noch viel widerlicher. Diese Figuren werden nicht als einzelne Individuen dargestellt, sondern sie sollen offenbar Typen allgemeiner gesellschaftlicher Zustände sein.

Das blutigste Wort spricht Thackeray im Pendennis aus. Er schildert einen Edelmann als vollendeten Lump, niederträchtig, feige, verlogen, gemein in den Manieren; ein Plebejer — nebenbei sonst gar kein so übler Mensch, ruft ganz ernsthaft aus, als er ihm vorgestellt wird: „Es geht doch nichts über Vollblut! über so einen rechten alten englischen Gentleman!!"

„Die Tafel der Rangstufen," ruft

Thackeray im Zorn über diese Kriecherei in den „Snobs“ aus, „ist eine Lüge und sollte ins Feuer geworfen werden! Möchte doch einmal irgend ein großer Marschall kommen, und Gleichheit in der Gesellschaft organisiren!“ — Das ist ganz ernst gemeint, im Haß gegen die englische Aristokratie versteigt er sich zum Bonapartismus.

Die Frage ist nun, ob dieser Haß begründet, ob die Schilderung der englischen Aristokratie richtig ist? — Ohne Weiteres wird man das nicht annehmen dürfen. Wir würden z. B. den Ausländer sehr verwundert ansehen, der unsere socialen Zustände aus den „Problematischen Naturen“ studiren wollte. Freilich wissen die englischen Dichter ein ganz anderes Gefühl der Realität zu erregen als die Mehrzahl der unsrigen; sie sind durchweg mit im Gedränge gewesen, und haben es nicht blos angesehen, sondern mitgefühlt und erlebt. So drastische Züge, wie sie uns zeigen, erfindet man nicht: Lord Steyne und Osborne haben offenbar wirklich gelebt und dem Dichter Modell gesessen.

Ich habe in der englischen Kritik nie oder nur ausnahmsweise gegen Dickens oder Thackeray den Vorwurf der Fälschung gefunden. Sie werden in England von aller Welt gelesen, und Niemand beklagt sich darüber, daß sie das englische Leben verläumden. Die übrigen Novellisten thun es ihnen zwar nicht an Leidenschaftlichkeit gleich, aber im Ganzen gehen sie in der nämlichen Richtung.

Dennoch müssen wir uns Vorsicht empfehlen. Alles Einzelne, was uns Thackeray giebt, kann wahr, und das Ganze dennoch ungenau sein. Um den Sinn seiner Romane richtig zu verstehen, muß man seine früheren eigentlichen Satiren daneben halten, namentlich das Buch der Snobs. Dieser spöttische Ausdruck bezeichnet alle die Erbsünden, die aus der aristokratischen Verfassung entspringen, Hochmuth und Kriecherei, Wichtigthun und Cynismus: mit besonderer Vorliebe werden in der Satire diejenigen verspottet, die gern etwas sein oder wenigstens scheinen wollten, die dem Vornehmen gern ablernen möchten, wie er sich räuspert und wie er spuckt. Die Satiren sind durchweg brillant, die einzelnen Züge gewiß sehr wahrheitsgetreu und glücklich getroffen: man weiß schon aus dem Punch, wie scharf die Engländer beobachten. Aber es liegt im Wesen der Satire, in die Charakteristik nur dasjenige aufzunehmen, was aus der Charaktereigenschaft, die man tadeln will, entspringt, und diese Eigenschaft zu ihrer letzten Consequenz zu treiben. Dadurch wird die Satire viel eindrucksvoller und erreicht ihren Zweck; aber sie entspricht nicht der Wahrheit des Lebens. Im wirklichen Leben gehen die Menschen nie in eine bestimmte Charaktereigenschaft auf, sie haben daneben noch andere, die auch ihren Platz verlangen. Im wirklichen Leben wird ferner nie oder nur selten die letzte Consequenz gezogen.

Der satirische Schriftsteller, wenn er später zur eigentlichen Darstellung übergeht, bringt leicht in das neue Geschäft seine alten Gewohnheiten mit: in jedem Wort, das er seinen Figuren in den Mund legt, soll die Grundeigenthümlichkeit ihres Charakters schlagend hervortreten, und nur diese. Thackeray freilich mit seinem großen Sprachreichthum und seiner Fülle geistreicher Einfälle bleibt niemals bei der bloßen Abstraction stehen, er wiederholt nicht einförmig ein und dasselbe Motiv, er weiß immer neue und überraschende Wendungen dafür zu finden. Aber das ändert an der Hauptsache nichts: seine satirisch gedachten Figuren stehen doch sämmtlich auf der Basis einer Abstraction. Bei Rebecca Sharp ist das am auffallendsten, aber auch bei Blanche Amory, die viel geistreicher angelegt ist und mit den wunderbar verschlungenen Wendungen ihrer Teufelei den Leser aufs Aeußerste unterhält, merkt man doch, daß sie in der Weise La Bruyère's gedacht ist. Nimmt man die Scenen zusammen, wo sie auftritt, so hat man eine brillant ausgeführte Satire, aber kein Abbild der Wirklichkeit: so consequent ist kein Mensch in der Welt, daß er auf dem Instrument seiner Seele immer nur die eine Melodie spielte.

Fast noch empfindlicher als bei den satirischen Figuren wird dieser Mangel an Platz bei den gemischten Charakteren. Jene kommen wenigstens so heraus, wie der Dichter sie wollte: er wollte sie verabscheuungswürdig und zugleich lächerlich darstellen, und das gelingt ihm. Bei

Menschen aber wie Pendennis kommt etwas Anderes heraus, als er wollte: die Züge von Roheit und unnatürlicher Anspannung des Gefühls, die er mittheilt, sind gewiß aus dem Leben gegriffen, aber auf diese Eigenschaften fällt nun alles Licht, und die guten Seiten, die jenen die Wage halten sollten, werden blos angedeutet. In diesem Falle wirkt die Unvollständigkeit den Absichten des Dichters geradezu entgegen; wir sollen für den Helden bei allen seinen Schwächen warme Theilnahme empfinden, und das können wir nicht, weil seine Tugenden nicht deutlich herauskommen. Mir ist bei Thackeray's Charakterbildern immer ein altes Spiel eingefallen, worin die Bilder in drei Theile zerschnitten, durch einander geworfen und dann wieder zusammengesucht werden mußten: da machte man sich zuweilen den Scherz, das Mittelstück wegzulassen, und die Carricatur wurde um so toller, je besser scheinbar die beiden Stücke sich an einander fügten. Thackeray's Charakteristik ist im Einzelnen gewiß nie unwahr, aber es fehlt die richtige Vertheilung von Licht und Schatten; dadurch verändern sich die Dimensionen und das Bild wird verzerrt.

Bei jedem Entschluß, den ein Mensch faßt, kreuzen sich sehr verschiedene Motive, gute und schlechte; gewöhnlich wird man sich derselben nur halb bewußt, und die menschliche Eigenliebe wird nur die besten gewahr, als ob sie allein den Ausschlag gäben: Thackeray aber, der Menschenkenner, zerrt geflissentlich die schlechtesten in den Vordergrund und läßt das grellste Licht darauf fallen, um zu zeigen, daß Pendennis „sein größter Feind ist". Ich glaube, daß hier die Menschenkenntniß nicht weniger einseitig verfährt als die Eigenliebe: die Motive, die er zeigt, sind vollkommen richtig, aber ihr Verhältniß ist subjectiv gefärbt: als ob der Anatom nur einen Theil der Arterien einspritzen wollte.

Und so, scheint es mir, macht er es auch mit der Zeichnung sittlicher Zustände im Allgemeinen. Was er im Einzelnen giebt, ist gewiß richtig, aber zwischen den verwandten Charakteren, die sich hart an einander drängen, ist zu wenig Platz: die hochmüthigen Aristokraten, die Geldmenschen, die Streber lassen keinen Anderen zu Worte kommen, nur ihre Opfer, die hingebenden Dulderseelen. Dadurch gewinnt das Gemälde, welches eigentlich mit dem nüchternsten Realismus angelegt ist, etwas Phantastisches, gerade wie bei Dickens.

Ja im gewissen Sinne noch mehr. Dickens liebt es, in Contrasten fortzuschreiten; immer, wenn eine Zeit lang Pecksniff oder Jonas Chuzzlewit sich breit gemacht und Gräuel verübt haben, kommt eine contrastirende Scene vollster Gemüthlichkeit, und indem wir die anmuthig tändelnden Bewegungen der kleinen Ruth verfolgen, können sich unsere angespannten Nerven wieder etwas erholen. Diese Methode ist künstlerisch nicht völlig zu rechtfertigen: dadurch, daß zwei grelle Tonlagen gegen einander contrastiren, geht noch keine Harmonie hervor; aber es wird wenigstens der Schein eines vollständigen Lebens hervorgebracht. Bei Thackeray bleibt man immer in der nämlichen Tonlage und wird bei aller Menschenkenntniß zuletzt verstimmt.

Die Menschenkenntniß hat zuletzt, abgesehen von dem praktischen Werth in der Betreibung von Geschäften, nur dann einen rechten Sinn, wenn sie uns daran gewöhnt, uns für die Menschen zu interessiren. Es ist vom moralischen Standpunkte sehr zu billigen, wenn Thackeray uns anleitet, Nachsicht gegen die menschlichen Schwächen zu haben, weil diese Schwächen einmal in der menschlichen Natur liegen und uns selbst nicht fremd sind: aber aus dieser Nachsicht entspringt noch lange kein Interesse. Wir verlangen vom Dichter, er soll uns belustigen oder rühren oder erschüttern. Dazu gehört, daß wir uns bis zu einem gewissen Grade in die Seelen der Menschen hineinleben, die er uns zeigt, daß wir mit ihnen empfinden, mit ihnen leiden, uns mit ihnen berauschen. Wie selten gelingt uns das bei Thackeray! Er giebt sich in seinen Zwischenreden alle mögliche Mühe, uns zu stimmen, und wir hören ihm mit Achtung zu, denn er ist ein geistvoller Mann; aber unser Gemüth geht nicht mit. Auf die Länge ist das Geschäft eines Menschenkenners ein niederschlagendes: was hilft es uns, die Menschen zu kennen! Leben wollen wir mit ihnen! Und so auch mit den Gestalten der Dichtung. Freilich wird

nur der große Menschenkenner ein großer Dichter sein, aber man darf das Mittel nicht mit dem Zweck verwechseln: warm soll uns die Dichtung machen, und die bloße Beobachtung bleibt immer kalt.

Daraus erkläre ich mir auch die Nachwirkung, die diese Romane zurücklassen. Einen eigentlichen Pessimisten möchte ich Thackeray nicht nennen: er liebt das Gute und haßt das Böse; er will den Menschen helfen und glaubt auch, daß ihnen könne geholfen werden; auch dadurch will er ihnen helfen, daß er die Nichtigkeit aller schwärmerischen Ideale zeigt. Indem aber der analytische Gang im Kunstwerk überwiegt, geht der eigentliche Zweck, die Synthese, darüber verloren: wir werden beunruhigt, nicht weil wir durch zu viel Schlimmes geführt werden, sondern weil wir bei dieser ewigen Zersetzung das Ende nicht absehen. Mitunter merkt man doch, daß die anscheinend so feste Hand des Zergliederers nicht ganz sicher ist.

Einmal, als Pendennis gerade im Begriff ist, einen recht verkehrten Entschluß zu fassen, bemerkt der Dichter:

„Ich will nur die geistige Entwicklung eines weltlichen und selbstsüchtigen, aber nicht unedlen und nicht unfreundlichen Menschen verfolgen, der nicht unbedingt der Wahrheit abgeneigt ist. Er war jetzt mit seiner Logik zu einem allgemeinen Skepticismus gekommen, der sich in den Weltlauf schickte, weil er an die Existenz des Guten nicht mehr glaubte“ u. s. w.

Es soll also die allmälige Erziehung zum Guten dargestellt werden.

An einer anderen Stelle heißt es aber: „Wir ändern uns sehr wenig. Wenn wir von einem Menschen sagen, er sei jetzt ein ganz anderer als der, an dem wir uns erneuern, so vergessen wir, daß die Umstände die verborgenen Fehler und Tugenden wohl ans Licht stellen, aber sie nicht hervorbringen.“

Also mit der Entwicklung zum Guten ist es auch nicht viel.

Thackeray steht den Dingen zu nahe, um das Ganze zu übersehen; trotz seines scharfen Blickes für das Einzelne werden die Perspectiven schief. Durch das Mikroskop sieht man viel, aber nicht die wirkliche Gestalt.

Zuletzt ist der Eindruck aller dieser Geschichten ein empfindsamer, gerade wie bei Sterne, den Thackeray doch so grenzenlos verdammt. — Thut, was ihr wollt, seid, was ihr wollt! Es kommt Alles auf eins heraus. Die Welt ist ein Jahrmarkt der Eitelkeiten; der Philosoph, der Menschenkenner, muß stets mit einem Auge weinen, mit dem anderen lachen; edle, hingebende Frauen werden gemißbraucht, heroische Männer kommen unter den Pantoffel. Warrington resignirt im einsamen Leben, Laura und Dobbin resigniren in einer Ehe mit dem bestimmten Gefühl, daß sie nicht ganz auf Achtung gegründet ist, alle Welt resignirt — ist denn diese Resignation der wirkliche Inhalt des Lebens?

Warrington, als Chorus des Romans, giebt den Spruch:

„Wenn die Menschen im Leben nicht das große Loos ziehen, so wissen wir, daß der Gründer der Lotterie es so angeordnet hat. — Die Erde, auf der unsere Füße stehen, ist das Werk derselben Macht, die auch jenes unermeßliche Blau geschaffen, in dem die Zukunft ruht. Der die Arbeit als Bedingung des Lebens vorschrieb, bestimmte auch Krankheit und Armuth, Müdigkeit und Erfolg.“

Auch das könnte man sich gefallen lassen. Die Resignation gehört wesentlich zum Leben, sie ist ein gutes Stück der Weisheit. Aber zum Leben gehört auch das Vollgefühl des Lebens, und dieses — ich will nicht sagen fehlt ganz bei Thackeray, aber es tritt zu sehr zurück.

Am vollsten kommt das Gefühl des Lebens wohl in der Liebe zur Erscheinung. Thackeray als Menschenkenner läßt die Illusionen derselben nicht gelten.

„Was heißt,“ schreibt einmal Henry Esmond, „Treue in der Liebe? Es ist ein Gemüthszustand, in den man verfällt. Wir sind in einem Stadium, daß wir lieben wollen: hätten wir nicht Johanna, so hätten wir Käthe getroffen und sie angebetet. Wir wissen, daß unsere Geliebte nicht schöner, nicht besser ist als andere Frauen; wir wissen vielleicht, daß sie viel schlechter ist. Wir kennen ihre Fehler vollkommen, aber wir können nicht von ihr lassen. Es ist eine Krankheit, die über uns kommt, wir wissen nicht wie; der Gegenstand ist das Geringste dabei.“

Das ist im Wesentlichen die Auffassung der modernen Novellisten; ich erinnere

an Balzac und Turgenjew. Auch diese zerreißen unbarmherzig die Illusionen, die sich an die Liebe knüpfen. Aber sie zeigen zugleich die Wonne und das Elend, die tiefe Seelenbewegung, den Traumeszauber, der in diesen Illusionen liegt; die Illusion erscheint zugleich als das Gewaltigste des Lebens, als sein eigentlicher Herzschlag. Das zu zeigen, hat Thackeray zu wenig Farbe; oder vielleicht verstößt es gegen sein künstlerisches Gewissen, das nur die Wahrheit gelten läßt. Aber die Folge ist, daß wir über die meisten seiner Liebesgeschichten nur mitleidig lächeln und zuletzt doch nicht begreifen, wie die Leute so verrückt sein können; und diese Stimmung entspricht doch nicht der wahren Empfindung des Lebens.

Auch künstlerisch ist ihre Berechtigung fraglich. Man wird Thackeray als Künstler entschieden zur niederländischen Schule rechnen; an Reichthum der einzelnen Anschauungen und an Correctheit der Zeichnung kommt er den besten Niederländern gleich. Aber ihr eigentlicher Reiz liegt in der Farbenstimmung der ganzen Bilder, und diese tritt bei Thackeray zu wenig hervor; die Töne sind in der Regel zu zart, zu blaß, sie sehen wie grau aus. Und das ist wohl der Grund, warum ich bei dem größten Respect vor dem Wissen und Können des Dichters bei seinen Bildern nicht warm werden kann.

Literarisches.

Benvenuto. Ein Roman aus der Künstlerwelt. Von Fanny Lewald. Berlin, Otto Janke.

Bei einem Romane von Fanny Lewald hat man immer die Gewißheit, daß man mit Personen und ihren Erlebnissen bekannt gemacht wird, deren innerer Kern eine gewisse Tüchtigkeit, ein Streben nach Veredlung zeigt. Auch hier wieder tritt uns eine Natur entgegen, deren eigenster Beruf die Kunst ist, und die durch äußere Verhältnisse auf ihrem Wege die größten und nur mit tief schmerzlichen Erfahrungen zu überwindenden Schwierigkeiten findet. Aus einer altadeligen italienischen Familie entsprossen, stellt sich dem Helden der Erzählung die ganze Macht der Vorurtheile entgegen, und er muß jeden Schritt, den er seinem Ziele entgegenthut, mit Herzblut und verwundetem Gemüth erkaufen. Aber mit derselben Vollendung, wie Fanny Lewald den standesgemäßen Vorurtheilen Fleisch und Blut zu geben versteht, weiß sie auch den künstlerischen Eindrücken, die Benvenuto empfängt, Körper und Gestalt zu verleihen, so daß wir es hier nicht nur mit einem stilistisch vortrefflich ausgeführten, sondern auch in der wahren Kunst des Erzählens auf der Stufe der Meisterschaft stehenden Werke zu thun haben. Ohne aufregend zu wirken, zieht dieser Roman den Leser in lebhafte Mitleidenschaft, und indem man die Kämpfe und Siege, die Leiden und Wonnen einer edel angelegten und liebenswerthen Natur in der Phantasie mit erlebt, fühlt man sich selbst gehoben und legt das Buch mit geläuterter Stimmung aus der Hand. Es soll nicht verschwiegen werden, daß der Ton des Ganzen in etwas behaglicher Breite gehalten ist, aber wenn die an Handlung und äußeren Effecten überladenen Romane unserer neuesten Literatur oft das Gemüth des Lesers trüben oder verwirren, so herrscht in „Benvenuto" dagegen eine ruhige Klarheit, die jedem für edlere Wirkung empfänglichen Geiste doppelt wohlthuend erscheinen wird.

Albrecht Dürer. Zwei Vorträge mit Erläuterungen von Dr. Chr. Ernst Luthardt. Mit Dürer's Selbstporträt in Holzschnitt. Leipzig, Dörfling und Franke.

Der Professor der Theologie in Leipzig theilt hier zwei Vorträge über Dürer mit, welche uns keineswegs dafür entschädigen, daß das Werk seines hervorragenden Collegen über Dürer, welches alle Kunsthistoriker mit großer Spannung erwarten, noch in weitem Felde ist. Ich glaube nicht, daß die Kunstgeschichte Nutzen von solchen Sätzen hat wie: „Er war ein Deutscher, ein Religiöser und ein gedankenvoller Künstler." Dagegen haben wir über dem folgenden Satze längere Zeit gebrütet, welcher die Erklärung des Herrn Luthardt von Dürer's berühmtem Bilde „Die Melancholie" schließt. Nachdem er erwähnt hat, wie der grübelnde Tiefsinn in diesem Bilde umgeben ist von den Werkzeugen der Mathematik und der Naturforschung, fährt er fort: „Der mit dem feinen Spürsinn begabte Hund aber, der am Boden liegt — soll er bedeuten, daß der Geist von seinem forschenden Gange durch die Welt müde zu seinem Ausgange zurückkehrt?"



Die Kometen.

Von

Hermann J. Klein.

(Schluß.)

IV.

Man hat früher vielfach an einen Zusammenhang der Kometen mit den Planeten unseres Sonnensystems geglaubt, ja Kant meinte, daß die Bahnen der entfernteren Planeten immer länglicher oder elliptischer würden und nach und nach in diejenigen der Kometen übergingen, so daß diese Gestirne gewissermaßen die äußersten Planeten darstellten. Die Beobachtungen haben indeß hiervon nichts gezeigt und jeden Zusammenhang zwischen Planeten und Kometen zurückgewiesen. Nicht so ist es jedoch mit jener Classe von kleineren Körpern, welche häufig aus dem Weltraum in unsere Atmosphäre eindringen und unter dem Namen Sternschnuppen Jedermann bekannt sind. Dank der scharfsinnigen Untersuchungen von Schiaparelli, wissen wir gegenwärtig mit Bestimmtheit, daß jene von Zeit zu Zeit in schweigsamem Glanze am Himmel auftauchenden Meteore mit den Kometen in einem gewissen Zusammenhange stehen, daß gewisse Sternschnuppenschwärme in den gleichen Bahnen mit gewissen Kometen einhergehen.

Wer in klaren Nächten aufmerksam den gestirnten Himmel betrachtet, erblickt durchschnittlich stündlich sechs oder sieben Sternschnuppen, die sporadisch zerstreut bald hier, bald da aufleuchten und nach raschem, kurzem Laufe wieder verlöschen. Zu gewissen Zeiten des Jahres erscheinen diese Meteore jedoch häufiger, ja man findet die Erwähnung solcher Sternschnuppenschauer an bestimmten Tagen durch die Jahrhunderte hindurch in den Annalen der Völker wiederkehren. Am bekanntesten sind die Sternschnupppenfälle in den Nächten des 9. bis 11. August und in der Nacht des 13. November. Die bestimmte Wiederkehr dieser Meteorströme an bestimmten Tagen des Jahres führte zuerst zur Kenntniß der sogenannten periodischen Sternschnuppenfälle. Später fand man, daß die Häufigkeit der Novembermeteore nicht in allen Jahren als die gleiche erscheint, sondern nach je 33 Jahren außerordentlich groß ist, um in der Zwischenzeit beträchtlich herabzusinken. Dies leitete zur Kenntniß der Intensitätsperiode. Bei Gelegenheit des großartigen Sternschnuppenfalles im November 1833 machte Professor Olmstedt in New-Haven die wichtige Entdeckung, daß der größte Theil der scheinbaren Bahnen der Sternschnuppen von einem bestimmten Punkte im Sternbilde des Löwen aus-

strahlte. Dieser Strahlungs- oder Radiationspunkt hat für alle Beobachter auf der Erde, die überhaupt den Sternschnuppenfall sehen, dieselbe Lage, auch bleibt er für den gleichen Meteorschwarm Jahr für Jahr unverändert und bildet somit ein charakteristisches Kennzeichen desselben. Aus diesem Grunde bezeichnet man auch kurz die Novembermeteore, deren Radiationspunkt im Sternbilde des Löwen liegt, mit dem Namen Leoniden; die Augustmeteore, welche aus dem Sternbilde des Perseus ausstrahlen, werden entsprechend Perseiden genannt. Außer diesen beiden Meteorschwärmen hat man nach und nach noch andere Sternschnuppen mit bestimmten Radiationspunkten entdeckt und besonders Prof. Heis in Münster hat die genaue Lage von 84 Radianten festgestellt. Es ist unzweifelhaft, daß die Sternschnuppen bei ihrem Auftreten im Einzelnen als zufällig erscheinen, aber durch sorgsame, Jahre lang fortgesetzte Beobachtung wies zuerst Coulvier-Gravier in Paris mit Bestimmtheit nach, daß die durchschnittliche Häufigkeit der Meteore in jeder Nacht von Abends bis Morgens zunehme. Diese Thatsache erschien Anfangs so befremdend, daß man sie nicht erklären konnte, ja Coulvier-Gravier ward dadurch zu der irrigen Annahme verleitet, die Sternschnuppen seien atmosphärischen Ursprungs und ständen mit den Witterungszuständen in näherer Beziehung. Aber gerade die von ihm nachgewiesene stündliche Veränderung der mittleren Häufigkeit der Meteore ist der beste und schlagendste Beweis ihrer Herkunft aus dem Weltraume und gleichzeitig bietet sie ein Mittel, die durchschnittliche Geschwindigkeit der Sternschnuppen mit einer Genauigkeit zu bestimmen, wie sie von der directen Beobachtung niemals auch nur entfernt erreicht werden kann. Um dies einzusehen, denken wir uns, die Erde stände still im Weltraum, während sie von zahlreichen Meteoren allseitig umgeben wäre. Wenn diese Meteore, wie es aller Wahrscheinlichkeit nach wirklich der Fall sein muß, durchschnittlich gleich weit von einander entfernt sind, so würde in unserem Falle jeder Punkt der Erdoberfläche durchschnittlich gleich häufig von den niederfallenden Meteoren getroffen. Lassen wir jetzt die Erde sich um ihre Axe drehen, so wird auch hierdurch keine Veranlassung gegeben, daß irgend ein Theil der Erdoberfläche zahlreicher als ein anderer mit Sternschnuppen bedacht würde. Diese Gleichmäßigkeit ändert sich aber sofort, wenn wir die Erde durch den Raum sich bewegen lassen. In diesem Falle muß derjenige Theil der Oberfläche zahlreicher von Meteoren getroffen werden, welcher in der Richtung liegt, nach welcher hin die Erde sich bewegt. Die Menge dieser Meteore muß offenbar auf dieser vorderen Seite um so größer werden, je größer die Geschwindigkeit der Erde im Vergleich zur Geschwindigkeit der Sternschnuppen ist. Derjenige Punkt des Himmels, gegen welchen die Bewegung der Erde gerichtet ist, wird Apex genannt, der entgegengesetzte, von wo die Erde kommt, heißt Antiapex. Der Apex befindet sich für jeden Ort der Erdoberfläche Morgens 6 Uhr im Süden über dem Horizonte, während er Abends 6 Uhr seine tiefste Stellung unter dem Horizonte hat. Nach dem oben Gesagten muß also die mittlere Anzahl der sichtbar werdenden Sternschnuppen Abends am geringsten und in den Morgenstunden am größten sein, was vollkommen mit den Beobachtungen übereinstimmt. Aber noch mehr. Es ist ohne tiefere Untersuchung sofort einleuchtend, daß die stündliche Veränderung der Meteorzahl und besonders das Verhältniß zwischen der größten und kleinsten Häufigkeit von dem Verhältnisse abhängen muß, in welchem die Geschwindigkeit der Erde zu der Geschwindigkeit der Sternschnuppen steht. Man kann daher, wenn jenes Verhältniß bekannt ist, dieses berechnen. Schiaparelli hat auf Grund der Sternschnuppenzählungen von Coulvier-Gravier diese Rechnung ausgeführt und fand, daß die Schnelligkeit der Meteore 1,45mal diejenige der Erde in ihrer Bahn übertrifft. Ein Körper, der in einer Entfernung von der Sonne, welche dem Halbmesser der Erdbahn entspricht, eine solche Geschwindigkeit besitzt, müßte sich in einer Parabel bewegen, und somit ergiebt sich, daß die Sternschnuppen in parabolischen Bahnen ähnlich denjenigen der Kometen um die Sonne laufen. Außerdem hatte Erman bereits gefunden, daß die Augustmeteore in ihren Bahnen einen sehr großen Neigungswinkel mit der Ebene der Erdbahn machen und Newton

hatte nachgewiesen, daß die Sternschnuppen des November rückläufig sind. Die Analogie zwischen den Bahnen der Meteore und der Kometen war sonach eine sehr große und es bot sich naturgemäß die schon von Halley vermuthete Hypothese dar, daß die Sternschnuppen, sowie die Kometen zu uns aus den Tiefen der Fixsternräume gelangen. „Da die Sternschnuppen," sagt Schiaparelli, „zu Systemen vereint zu uns gelangen, so war die Vorstellung, daß sie schon in den Tiefen des Raumes sich zu Systemen vereinten und daß sie dort Anhäufungen von äußerst dünner Materie bilden, ebenfalls von der Natur geboten. Wenn man untersucht, welche Umbildungen eine solche Anhäufung bei ihrer Annäherung an das Sonnensystem erleiden muß, so erkennt man nicht ohne gerechtes Erstaunen, daß für jede sehr dünne, von der Sonne angezogene Wolke, möge sie aus continuirlicher Materie bestehen oder aus getrennten Theilchen, das Gesetz der Anziehung mit Nothwendigkeit die Umbildung dieser Masse in einen dünnen und sehr langen Strom bestimmt, der nach einer Curve gekrümmt ist, welche in den uns benachbarten Räumen von einer Parabel wenig abweicht." Hierin glaubte Schiaparelli mit Recht den Schlüssel für die Bildung der nicht periodischen Sternschnuppenströme gefunden zu haben. Eine ähnliche Theorie erklärte ebenso ungezwungen die Bildung der ringsförmigen periodischen Ströme. „Eine kosmische Wolke, welche noch nicht in einen Strom sich aufgelöst hat und deshalb relativ dichter ist als die vorhergenannten, kann bei großer Annäherung an einen der größeren Planeten in eine Bahn von kurzer Umlaufszeit und kleiner Periheldistanz abgelenkt werden. Bei dem Durchgange durch das Perihel kann diese Wolke durch die Verschiedenheit der Wirkung der Sonnenanziehung auf ihre einzelnen Theile aufgelöst werden. Sie wird sich nach und nach zu einem Strome verlängern, der sich endlich schließt und einen elliptischen Ring bildet." Diese Erwägungen, sowie ferner der Umstand, daß Prof. Hoek kurz zuvor mit großer Wahrscheinlichkeit auf die Möglichkeit hingewiesen, daß auch die Kometen aus den Tiefen des Himmelsraumes nicht als isolirte Massen zu uns gelangen, sondern als Glieder von zusammengesetzteren Systemen, indem sie ebenfalls Ströme bilden von zwar nicht identischer, aber doch analoger Art wie die Sternschnuppenströme, veranlaßte Prof. Schiaparelli die von dem Sternschnuppenschwarme des 10. August beschriebene Parabel zu berechnen.

Bereits oben haben wir die Bestimmungsstücke oder Elemente, die zur Charakterisirung einer parabolischen Bahn erforderlich sind, kennen gelernt. Schiaparelli fand für die Perseiden 1866 folgende Zahlenwerthe dieser Elemente:

Neigung der Bahn 64 Grad 3 Minuten; Länge des aufsteigenden Knotens 138 Grad 16 Minuten; Länge des Perihels 343 Grad 88 Minuten; Periheldistanz 0,964; Richtung der Bewegung rückläufig; Durchgang durch das Perihel 1866 Juli 24.

Nach diesem Bahnelemente ist die parabolische Bahn der Perseiden in ihrem Verhältnisse zur Erdbahn in der Zeichnung auf S. 600 perspectivisch dargestellt.

Auch für die Novembermeteore leitete Schiaparelli die Bahn ab. Da diese Meteore nach je 33 Jahren in großer Menge wieder erscheinen, so legte der genannte Astronom diesem Schwarme eine elliptische Bewegung von ungefähr 33 Jahren Umlaufszeit bei und fand weiter:

Neigung der Bahn 17 Grad 44 Minuten; Länge des aufsteigenden Knotens 231 Grad 28 Minuten; Länge des Perihels 56 Grad 26 Minuten; Periheldistanz 0,987; Richtung der Bewegung rückläufig; Durchgang durch das Perihel November 10.

Hiernach ist die Bahn der Novembermeteore ebenfalls perspectivisch in der Figur auf S. 601 in dem Verhältnisse zur Erdbahn dargestellt.

Betrachtet man diese beiden Bahnen, so muß man gestehen, daß sie vollkommen kometenartig sind; trotzdem überraschte es einigermaßen, als fast unmittelbar bei Publicirung der Resultate Schiaparelli's auch Kometen gefunden wurden, die in diesen Bahnen einhergehen, und zwar in der Bahn der Perseiden der große Komet III 1862 und in jener der Leoniden der Komet I 1866. Die der Sonne nächsten Theile beider Kometenbahnen sind in der Darstellung auf S. 605

ebenfalls perspectivisch wiedergegeben. Man darf jedoch keineswegs schließen, die genannten beiden Meteorströme seien mit den entsprechenden Kometen identisch, denn diese letzteren befinden sich an ganz anderen Punkten der Bahn als die betreffenden Hauptschwärme der Sternschnuppen. Die Beziehung zwischen Kometen und Sternschnuppen blieb übrigens nicht lange auf die jetzt besprochenen beiden Beispiele beschränkt. Schon im Februar 1867 machte Prof. Weiß darauf aufmerksam, daß manche periodische Sternschnuppenfälle mit der gleichzeitigen Annäherung der Erde an die Bahnen mehrerer Kometen zusammentreffen. Diese und ähnliche Forschungen haben ergeben, daß die Sternschnuppen und Kometen einen innigeren Zusammenhang haben, als man anfänglich vermuthete. „Nicht nur," sagt Schiaparelli, „gelangen die einen sowohl wie die anderen aus den außerplanetarischen Räumen zu uns: sondern diese Anhäufungen von äußerst dünner Materie, deren Existenz Leverrier und ich annahmen (und damals konnte man nichts Anderes thun), um daraus ebenso viele Sternschnuppenströme zu bilden, haben sich auch in mehreren Fällen als nichts Anderes erwiesen, als schon zuvor gut beobachtete und berechnete Kometen; diese haben unter der auflösenden Kraft irgend eines Körpers unseres Sonnensystems längs ihrer Bahn die leichteren und mit dem Mittelpunkte weniger zusammenhängenden Theile verloren und zurückgelassen."

Was die durch die Anziehung der Sonne oder eines anderen massenhaften Weltkörpers bedingte Auflösung anbelangt, so findet Schiaparelli, daß ein kugelförmiger Körper, wenn seine Dichte sehr gering ist, sich unter allen Umständen auflösen muß, sobald er sich bis zu einer gewissen Grenze der Sonne nähert. Diese Stabilitätsgrenze hängt nicht von der Größe der Kugel, sondern nur von der Menge der in ihr enthaltenen Materie und von ihrer Entfernung von der Sonne ab. So würde z. B. eine Wolke von Körperchen, deren jedes 1 Gramm Gewicht besitzt und durchschnittlich von dem anderen 1,86 Meter entfernt ist, sofort durch die Anziehung der Sonne aufgelöst werden, wenn jene Wolke ihr bis auf 20 Millionen Meilen nahe kommt. Auch ein System zusammenhängender Materie von genügend geringer Dichte müßte sich auflösen. Solche Systeme sind in Wirklichkeit die Kometen, denn ihre Umhüllungen haben eine erstaunlich geringe Dichte. Es müssen daher nothwendig Auflösungen bei ihnen vorkommen. Ob jedoch die im Vorhergehenden besprochenen zonenartigen Ausscheidungen aus den Kometenköpfen auf diese Wirkung zurückzuführen sind, ist mehr als zweifelhaft, weil sie nicht längs der Bahn des Gestirnes erfolgen. Auch die Kometenschweife können damit durchaus nicht in Verbindung gebracht werden.

V.

Die Entdeckungen Schiaparelli's haben unsere Kenntnisse über die Kometen wundervoll erweitert, aber das eigentliche Wesen dieser merkwürdigen Gestirne dennoch in großem Dunkel gelassen. In dieser Beziehung ist man gegenwärtig noch auf Vermuthungen und Hypothesen angewiesen, von denen wir die wichtigsten nunmehr kennen lernen wollen.

Einige frühere Versuche von Cardani, Kepler und Newton, die Entstehung der Kometenschweife und damit auch das Wesen der Kometen selbst zu erklären, wurden bereits mitgetheilt. Sie sind vollständig ungenügend. Abgesehen von den Erläuterungen von Olbers und Bessel, die sich auf scharfe Interpretation der von beiden berühmten Astronomen beobachteten Thatsachen bezogen, finden wir lange Zeit hindurch keinen Versuch, das eigentliche Wesen der Kometen zu erklären. Selbst Arago wagte es nicht, über diesen Gegenstand Vermuthungen aufzustellen. Einige Bemerkungen über die physische Beschaffenheit der Kometen hat Immanuel Kant gemacht. Er hält die geringe Dichtigkeit der Materie, aus welcher diese Gestirne bestehen, für außerordentlich merkwürdig und glaubte, daß sie daher rühre, weil sich die Kometen in den entferntesten Theilen des Weltraumes bildeten. Der Wirkung der Sonnenhitze könne man, meinte er, den dunstartigen Zustand dieser Massen nicht zuschreiben, weil manche Kometen selbst in ihrer Sonnennähe nicht über die Bahn der Erde hinaus der Sonne nahekommen.

„Die Erde," fährt der große Philosoph fort, „hat etwas an sich, das man mit der Ausbreitung der kometischen Dünste und ihrer Schweife vergleichen kann. Dieses sind die Nordlichter. — Ebendieselbe Kraft der Sonnenstrahlen, welche die Nordlichter macht, würde einen Dunstkreis mit einem Schweife hervorbringen, wenn die feinsten und flüchtigen Partikeln auf der Erde eben so häufig als auf den Kometen anzutreffen wären."

Eine eigenthümliche Kometentheorie hat Tyndall aufgestellt. Nach diesem Physiker würde ein Komet aus einem durch das Sonnenlicht zersetzbaren Dampfe bestehen und der Schweif nichts Anderes sein als die Materie, welche auf denjenigen Sonnenstrahlen niedergeschlagen wurde, welche die Atmosphäre des Kometen durchdringen. Es werden hierbei gleichzeitig auf den Kometen einwirkend gedacht: die sogenannte actinische (chemische), Niederschlag erzeugende und die erwärmende, Verflüchtung hervorrufende Kraft der Sonne. Je nach dem Vorwiegen der einen oder anderen von beiden Kräften entsteht wolkiger Niederschlag oder Verflüchtung zu unsichtbarem Dampfe. Ersterer soll nach Tyndall eintreten, sobald die Wärmestrahlen von dem Kometenkopfe stärker als die actinischen absorbirt werden, die Schweifwolke entsteht dann im Schatten des Kometen. Sobald aber der Schweif durch den fortschreitenden Kern nicht mehr gegen die Wärmestrahlen der Sonne geschützt wird, verflüchtet er sich, und weil sein Verschwinden keineswegs momentan anzunehmen ist, so muß er gegen den Theil des Raumes, von wo der Komet kommt, geneigt erscheinen. Auf den ersten Blick hat diese Hypothese etwas für sich, wenn man sie aber genauer mit den Thatsachen der Beobachtung vergleicht, so erkennt man leicht ihre völlige Unhaltbarkeit. Ich glaube, daß Tyndall sie neuerdings auch selbst aufgegeben hat. Eine andere Theorie der Kometen hat der französische Astronom Faye aufgestellt. Nach seiner Meinung muß ein Komet in sehr großen Distanzen von der Sonne, woselbst weder ihre Anziehung noch ihre Wärmestrahlung von wahrnehmbarer Wirkung ist, die Gestalt einer Kugel annehmen, um deren Mittelpunkt die dichtere Materie sich lagert, während die Oberfläche aus den leichtesten Körpern besteht. In jenem Zustande sind die einzelnen Theile des Kometen Kräften unterworfen, welche in der Richtung nach dem Centrum wirken. Mit der Annäherung des Kometen an die Sonne ändert sich dies, und der Komet muß in der Richtung nach der Verbindungslinie zur Sonne eine längliche Gestalt annehmen. Wenn das Gestirn sich noch weiter der Sonne nähert, so tritt nach Faye infolge der zunehmenden Erwärmung eine Ausdehnung des Kometen bis zur gänzlichen Verdunstung seiner Materie ein, wobei die Molecüle sich bald über die Anziehungssphäre des Kometenkopfes erheben und nunmehr nur noch der Sonnenanziehung unterworfen sind. Diese Theilchen sind es, welche unter der Einwirkung der Sonnenwärme den Schweif des Kometen bilden. Faye läßt also hier die Wärmewirkung der Sonne die Rolle jener repulsiven Kraft spielen, deren Annahme seit den Arbeiten von Olbers und Bessel unbedingt nothwendig zur Erklärung sämmtlicher Kometenerscheinungen ist.

Im Gegensatz zu Faye sieht Zöllner in der auf die Kometen einwirkenden Repulsivkraft der Sonne thatsächlich unsere wohlbekannte Elektricität. Eine tropfbarflüssige Masse muß, wenn sie aus dem Weltraume kommend in die Nähe einer wärmestrahlenden Sonne gebracht wird, auf der der Wärmequelle zugewandten Seite Siede- und Verdampfungsprocesse erleiden, ja unter Umständen kann die ganze Flüssigkeit in Dampf verwandelt werden. Solche flüssige Massen, sagt Zöllner, müssen sich uns in der Nähe der Sonne als Körper darstellen, die einen centralen Kern besitzen und von einer Dunsthülle umgeben sind, welche sich mit der Richtung zur Sonne hin immer mehr entwickelt. Wenn die Massen sehr klein sind — und selbst bei den größten Kometen sind dieselben so gering, daß sie sich unserer Bestimmung entziehen — so werden sie sich bereits in einer größeren Entfernung von der Sonne vollständig in Dampf verwandeln und dann infolge der Durchstrahlbarkeit keinen wesentlichen Unterschied mehr auf der der Sonne zu- und abgewandten Seite darbieten. Einen solchen Anblick gewähren in der That einzelne kleine schweiflose Kometen, und Zöllner ist geneigt, sie für tropfbarflüssige

Meteormassen zu halten. Das eigene Licht, welches der Spectralanalyse zufolge die Kometenköpfe ausstrahlen, deutet nach Zöllner nicht auf dort stattfindende Verbrennungsprocesse, sondern auf eine elektrische Erregung der kometarischen Dunsthüllen. Zur Erklärung der Kometenschweife macht Zöllner die Annahme einer elektrischen Fernwirkung der Sonne. Unter Annahme der Gleichartigkeit der Elektricitäten der Sonne und des Kometen ließe sich die Entwicklung der Schweife nach einer stets von der Sonne abgewandten Richtung im Allgemeinen erklären. Es fragt sich nur, wo für gewöhnlich die entgegengesetzte Elektricität bleibt. Um die mehrfachen Schweife zu erklären, ist übrigens Zöllner zu der Annahme gezwungen, daß bisweilen unter Verhältnissen, die wir gegenwärtig noch nicht kennen, die Elektricität der Kometendämpfe in die entgegengesetzte übergehe. Diese Annahme hat immerhin etwas Mißliches, obgleich sie logisch nicht unzulässig erscheint. Um die pendulirende Bewegung der Lichtsectoren am Kopfe gewisser Kometen zu erklären, weist Zöllner auf die Reaction des ausströmenden Dampfes auf die flüssige Masse des Kerns hin und hat sogar einen Apparat construirt, um die wesentlichen Bedingungen dieser Oscillation künstlich herzustellen. Ich glaube jedoch, daß dieser Apparat unter mechanischen Bedingungen arbeitet, die wesentlich von den bei den Kometen stattfindenden verschieden sind. Was den von Schiaparelli nachgewiesenen Zusammenhang zwischen Kometen und Sternschnuppen anbelangt, so deutet diesen Zöllner dahin, daß er nicht auf eine Gleichheit der physischen Beschaffenheit beider Phänomene, sondern auf eine Gleichheit ihres Ursprunges bezogen werden dürfe, auf eine ursprüngliche Zusammengehörigkeit der Stoffe, aus denen diese verschiedenen Körper gebildet sind. Nach seiner Anschauung über die Natur der Kometen ist deren gemeinschaftlicher Ursprung mit dem der Meteoriten dadurch begründet, daß beide Classen von Körpern Bruchstücke oder Trümmer eines größeren Weltkörpers sind und zwar die Kometen die flüssigen, die Meteoriten oder Sternschnuppen die festen Ueberreste.

„In der That," sagt er, „giebt man die Existenz flüssiger Meteormassen zu — und ich sehe keinen irgendwie haltbaren Grund, ihr Vorkommen unter den zahllosen festen Massen im Weltraume a priori zu bestreiten — so ist die von Schiaparelli hervorgehobene und von Anderen bestätigte Uebereinstimmung zwischen den Bahnen kleiner Kometen mit denjenigen der Meteor- und Sternschnuppenschwärme eine nothwendige und selbstverständliche Folge jener Annahme. Würde unsere Erde jemals durch einen ähnlichen Proceß in einzelne Stücke zertrümmert, durch welchen sich Olbers die kleinen Planeten entstanden denkt, so müßten sich neben den zahlreichen festen Fragmenten auch Theile der gegenwärtigen Meere und der im Inneren gebildeten flüssigen Kohlenwasserstoffverbindungen zu einzelnen Flüssigkeitskugeln gruppiren, die den Bewohnern anderer Welten den Anblick kometenartiger, mit variabeln Dunsthüllen umgebener Körper darböten."

Was die Zöllner'sche Kometentheorie anbelangt, so bietet sie gewiß viele Schwierigkeiten, manche Voraussetzungen sind rein hypothetisch, auch hat ihr Urheber mancherlei Consequenzen gezogen, welche sehr bedenklich sind; dennoch scheint mir, daß diese Theorie Beachtung verdient, auch wenn sie in ihrem dermaligen Zustande durchaus nicht alle bei den Kometen wahrgenommenen Erscheinungen zu erklären im Stande ist. Zenker erklärt die Zöllner'sche Kometentheorie für gänzlich unhaltbar. Nach seiner Ansicht ist es ein Grundirrthum in der Anschauung Zöllner's, daß dieser eine von der Sonne ausgehende elektrische Anziehung oder Abstoßung als Ursache der Schweifbildung annehme, denn die Voraussetzung, daß eine Art von Elektricität allein oder in größerer Menge als die andere auf der Sonne vorhanden sei, widerstreite den Grundanschauungen der Elektricitätslehre. Allerdings ist es unmöglich, eine einzige Art der Elektricität auf der Sonne anzunehmen, denn diese Naturkraft tritt nur in polarem Gegensatze auf; aber daß die Sonne elektrische Wirkungen auf die sie umkreisenden Körper ausübt, dürfte nach dem, was wir gegenwärtig über den Einfluß der Sonne auf den Zustand des Erdmagnetismus wissen, nicht bestritten werden. Von diesem Gesichtspunkt aus würde

allerdings die Theorie Zöllner's etwas Erfahrungsmäßiges für sich haben. Zenker ist seinerseits mit Zöllner darin einverstanden, daß Wasser und flüssige Kohlenstoffe (Petroleum) die Hauptbestandtheile der Kometen seien. Zenker stellt sich das Wasser des Kometenkerns nicht flüssig, sondern zu Eis erstarrt vor.

„Der Komet," sagt er, „ist Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende hindurch in jenen fernen Gebieten des Weltraumes gewandert, in denen die Temperatur auf —60° C. (Fourier) bis —142° C. (Pouillet) veranschlagt wird. Wie sollte da nicht seine Masse bis ins Innerste zu Eis erstarrt sein? Nähert er sich nun der Sonne und wird auf seiner ihr zugekehrten Seite reichlicher von ihren Strahlen getroffen, so wird zwar wegen der schlechten Wärmeleitung eine lebhafte Verdampfung aus den obersten Schichten eintreten, hierdurch aber auch der weitaus größte Theil der eingestrahlten Wärme wieder latent werden und nur ein verschwindend kleiner Theil derselben in die tieferen Schichten des Kometenkerns eindringen. Die von der Sonne abgekehrte Seite des Kometen befindet sich aber während dieser Zeit, falls der Komet nicht etwa rotirt, fortwährend im Schatten und fährt fort, ihren spärlichen Wärmerest in den Weltraum auszustrahlen. Es ist also keine Aussicht vorhanden, daß die Gesammtmasse des Kometenkerns während seines kurzen Aufenthaltes in der Nähe der Sonne durchwärmt und das Eis bis auf größere Tiefen hin geschmolzen werde. Die von dem Kometenkern aufsteigenden Dämpfe breiten sich, dem dort herrschenden sehr geringen Dampfdruck entsprechend, lebhaft nach allen Richtungen hin aus. Aber die Wärmemenge, welche genügte, die Wassermolecüle in Dampfform überzuführen, genügt nicht mehr, sie bei so rapider Ausdehnung in derselben Temperatur zu erhalten. Vielmehr muß, um dies annähernd zu erreichen, ein bedeutender Theil der früher latent gewordenen Wärme aufhören, latent zu sein, d. h. ein großer Theil des verdampften Wassers muß wieder zu Tropfen, Schneeflocken oder Eisbällen condensirt werden. Ehe die ganze Masse derselben dauernd in Dampf verwandelt und als solcher bis zu der diesen Räumen entsprechenden Vertheilung ausgedehnt wird, ist noch eine lange fortgesetzte Insolation erforderlich, um so länger, als die ihr entgegenwirkende Wärmeausstrahlung jetzt nach allen Seiten hin stattfindet, also doppelt so wirksam ist wie an der Oberfläche des Kometenkerns. Auch für diese condensirten Massen scheint mir der feste Aggregatzustand im Allgemeinen weit mehr den Temperaturverhältnissen zu entsprechen als der flüssige; nur etwa in nächster Nähe der Sonne ist mir, was übrigens für die Theorie keine wesentliche Bedeutung hat, die Bildung von Tropfen wahrscheinlicher."

Durch die Heftigkeit der Dampfbildung wird nach Zenker's Annahme in der von der Sonne abgewandten Richtung ein Rückstoß erfolgen, der eben die polare oder repulsive Kraft, welche man in den Kometenköpfen wahrgenommen, repräsentire. Dieser Rückstoß sei freilich zu gering, um auf die Masse des Kerns eine wahrnehmbare Wirkung auszuüben, aber an den kleinen, aus der Condensation hervorgehenden Massen werde er um so deutlicher hervortreten.

„Diese kleinen Massen, aus denen auf der der Sonne zugekehrten Seite fortwährend Dämpfe hervorströmen, müssen durch die Reaction der dabei entwickelten Stoßkraft in von der Sonne abgewandter Richtung fortbewegt werden wie Raketen, deren Ausströmungsöffnung nach der Sonne zu gerichtet wäre. Ihre Bewegung muß, da sich der Anstoß von Augenblick zu Augenblick erneuert, eine regelmäßig beschleunigte werden."

Die bei den condensirten Massen durch die Sonnenstrahlen veranlaßte Verdampfung auf der der Sonne zugewandten Seite erzeugt nach Zenker unter günstigen Umständen eine genügende Repulsivkraft, um die Bildung selbst der größten Schweife zu erklären, letztere wären also ein wüstes Chaos von Schneegestöber und Eisschauer. Hätten die Geologen vor zehn Jahren die Zenker'sche Kometentheorie gekannt, so könnte man darauf wetten, daß Manche nicht gezögert hätten, die berühmte Eiszeit unserer Erde dadurch zu erklären, daß diese einst mit einem Kometenschweife in nähere Berührung kam, als ihr eigentlich gut war.

Wir haben nun die hauptsächlichsten Theorien oder Hypothesen über die phy-

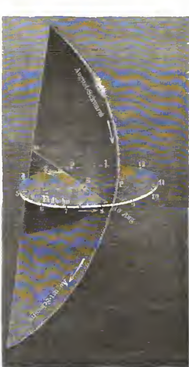
sische Natur der Kometen kennen gelernt. Keine einzige davon befriedigt ganz, und man muß gestehen, daß die große Anzahl genauer Beobachtungen über die Vorgänge in den Kometen uns deren Wesen im Ganzen nur räthselhafter gemacht haben. Wir sehen eine über alle Vorstellung feine Materie vor uns, welche Billionen Kubikmeilen Raum einnimmt; wir erkennen Bewegungen innerhalb dieser Materie, welche auf die Einwirkung einer repulsiven Kraft, deren Sitz die Sonne ist, hindeuten; wir finden, daß Kohlenwasserstoffe in jener Materie eine Rolle spielen; wir entdecken, daß die Bahnen, in welchen diese Massen einherschreiten, mehrfach mit denjenigen von Sternschnuppenschwärmen zusammenfallen; aber alle diese Thatsachen zusammengenommen erweisen sich noch lange nicht genügend, um mit einiger Sicherheit das Wesen der Kometen zu erkennen. Auch über ihren Ursprung und ihre Stellung zur Entwicklung des Sonnensystems herrscht noch großes Dunkel. Laplace verwies die Kometen bezüglich ihres Ursprunges ganz aus dem Sonnensystem. Er betrachtete sie als kleine Nebelmassen, welche von einem Sternsystem zum anderen durch den unendlichen Raum irren und sich ursprünglich aus der leuchtenden Nebelmaterie bildeten, welche nach Herschel's Untersuchungen in so ungeheuren Mengen die Himmelsräume erfüllt. Diese Herkunft aus dem Sternenraum erklärt nach Laplace auch die parabolische Bahn der meisten Kometen. Indeß hat neuerdings Schiaparelli nachgewiesen, daß, wenn ein Körper aus dem Weltraum bis in das Innere des Sonnensystems gelangt und uns sichtbar wird, alsdann seine Bahn keine Parabel, sondern eine Hyperbel sein wird. Dieses Ergebniß läßt die Laplace'sche Ansicht über die Stellung der Kometen zum Sonnensystem durchaus unhaltbar erscheinen.

„Die Kometen," sagt Schiaparelli, „gelangen zu uns aus den Sternenräumen, wie der etwas hyperbolische Charakter einiger ihrer Bahnen klar erweist; aber zu gleicher Zeit läßt uns die fast parabolische Gestalt, welche bei den von ihnen beschriebenen Kegelschnitten vorherrscht, erkennen, daß unter der unendlich großen Anzahl der Körper, welche die Himmelsräume bevölkern, die Kometen eine Classe für sich bilden, ausgezeichnet durch einen besonderen Charakter, welcher sie uns in derjenigen Bahngestalt zeigt, die für die anderen Körper, wie die Theorie beweist, die wenigst wahrscheinliche ist. Eine fast parabolische Bahn kann von einem aus den Sternenräumen herkommenden Körper nur dann beschrieben werden, wenn die Geschwindigkeit und die Richtung seiner Eigenbewegung fast genau gleich der Geschwindigkeit und der Richtung der Eigenbewegung der Sonne sind. Hieraus ist zu schließen, daß die Kometen unter den Sternen und den anderen nichtplanetarischen Körpern ein besonderes System bilden, dessen Glieder sämmtlich die Sonne bei ihrer Eigenbewegung durch die Himmelsräume begleiten. An diesem System nimmt die Sonne ebenfalls Theil, wenn auch nicht als einziges und hauptsächlichstes Centrum, so doch wenigstens als eines der Centra von größerer Masse und Anziehung, welchem die kleineren Körper des Systems, wenigstens zeitweise, als Satelliten unterthan sind. Ob außer der Sonne noch andere Gestirne an diesem System theilnehmen, ist für jetzt unmöglich zu entscheiden; ein Erkennungszeichen für solche Gestirne würde eine merkliche jährliche Parallaxe in Verbindung mit einer scheinbaren Eigenbewegung sein, die null oder sehr klein ist." — „Die Kometen sind aber nicht seit ihrem Ursprunge, wie Einige geglaubt haben, dem Sonnensystem angehörige Körper, sondern stehen zu der Sonne in einer Beziehung der nahen Verwandtschaft oder des gemeinsamen Ursprunges, weil sie mit ihr in einem und demselben Theil der ursprünglichen Nebelmasse entstanden sind, und sie begleiten noch heute die Sonne in ihrer unbekannten kosmischen Bahn. Die Gemeinsamkeit des Ursprunges der Kometen scheint auch durch ihre am meisten in die Augen fallenden physikalischen Merkmale angedeutet zu werden, welche eine sehr große Gleichförmigkeit zeigen, trotzdem daß diese Gestirne aus den entgegengesetztesten Gegenden des Raumes zu uns gelangen."

Es ist, worauf zuerst Professor Hoek hingewiesen, wahrscheinlich, daß bisweilen ganze Systeme von Kometen uns aus den Tiefen des Weltraumes zugingen, die aber gegenwärtig so weit von einander getrennt

sind, daß sie ihr Perihel in Zeitpunkten erreichen, welche bisweilen Jahrhunderte aus einander liegen. Dieses Auseinanderreißen eines ehedem zusammengehörigen Complexes von Kometen ist natürlich ebenso auf die anziehende Kraft der Sonne zurückzuführen wie die Auflösung eines einzelnen Kometen bei einer gewissen Annäherung an das Centralgestirn.

mehr parabolische Bewegung durch Wirkung von energischen störenden Kräften in die elliptische verändert haben. Dies ist in der That der Fall und zwar sind wir zu der Annahme gezwungen, daß die Kometen mit kleinen Umlaufszeiten gewissermaßen Eroberungen unseres Planetensystems darstellen. Wie die Theorie zeigt, müssen sich diese planetarischen Störungen



Bahn des Meteorschwarms vom 10. August.

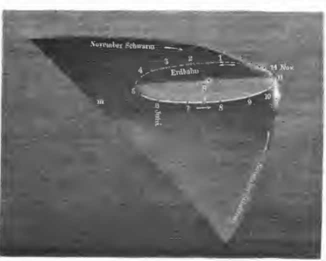
Unter der im Vorhergehenden entwickelten Annahme bezüglich der Stellung der Kometen im Sonnensysteme bedürfen die verhältnißmäßig engen Bahnen einiger dieser Gestirne, welche sich in Ellipsen bewegen, die meist von der Bahn des äußersten Planeten eingeschlossen sind, einer Erklärung. Diese Kometen von kurzer Umlaufszeit können offenbar nicht seit jeher in diesen beschränkten Bahnen sich bewegt haben, sondern müssen ihre ursprüngliche

besonders bei Kometen mit rechtläufiger Bewegung geltend machen, und in der That findet man, daß unter 26 Kometen mit Umlaufszeiten von weniger als 100 Jahren nur zwei rückläufige sind. Zudem hat der Planet Jupiter in den letzten 100 Jahren zweimal Kometen in engere elliptische Bahnen geworfen. Zuerst fand dies statt bei dem im Juni 1770 von Messier entdeckten Kometen, welcher später unter dem Namen des



Lexell'schen so berühmt wurde. In der That fand dieser Astronom zuerst, daß der genannte Komet eine Bahn beschrieb, welcher bei einer großen halben Axe von 3,1478606 eine Umlaufszeit 5,585 Jahren entsprach. Indessen war der Komet weder früher gesehen worden, noch erschien er später wieder, trotzdem seine Helligkeit nicht unbedeutend war. Die Ursache hiervon wies Burckhardt nach, indem er durch Rechnung zeigte, daß jener Komet bis zum Jahre 1767 eine Bahn beschrieb, in welcher er, bei einer Umlaufszeit von 11 Jahren, der Sonne nie näher als 60 Millionen Meilen kam, daß er aber in jenem Jahre sich dem Planeten Jupiter außerordentlich näherte und durch diesen in die Bahn mit $5^1/_2$jähriger Periode geworfen wurde. Im Jahre 1776 fand der Durchgang durch die Sonnennähe bei Tage statt und 1779 kam der Komet dem Jupiter abermals sehr nahe, wurde aber jetzt in eine weitere Bahn abgelenkt, in der er der Erde niemals mehr zu Gesicht kommen kann.

Das zweite Beispiel einer durch den Planeten Jupiter veranlaßten totalen Bahnveränderung bietet der noch gegenwärtig innerhalb des Planetensystems circulirende Brorsen'sche Komet. Der unlängst verstorbene Astronom d'Arrest fand, daß die gegenwärtige Bahn dieses Kometen durch die große Annäherung desselben an den Jupiter in den Monaten April, Mai und Juni 1842 entstand. Vor jener Zeit beschrieb der Komet eine Bahn, in welcher er der Sonne nie näher als 30 Millionen Meilen kam. Die neue Bahn, in welcher das Gestirn gegenwärtig einhergeht, wird im nächsten Jahrhunderte durch die Anziehung des Jupiter abermals verändert werden, und der Komet dann — nach einer Ueberschlagsrechnung vielleicht gegen das Jahr 1937, wiederum eine andere Bahn einschlagen.



Bahn des November-Meteorschwarms.

Es ergiebt sich aus dem Vorhergehenden, daß die Kometen weder bezüglich ihrer physischen Existenz noch bezüglich der Bahnen, in welchen sie die Himmelsräume durchmessen, mit den altersgrauen Planeten verglichen werden können. Was in Form von Kometen in den Grenzen der planetarischen Kreise weilt oder als Sternschnuppenschwarm in schweigsamem Glanze an der nächtlichen Himmelsdecke aufleuchtet, ist lange nach Bildung der Planeten erst in diese Räume gekommen, ja manche Erscheinung, wie das periodische Auftreten der Novembermeteore des Löwen, ist vielleicht von jüngerem Alter als das

Menschengeschlecht. Zu diesen merkwürdigen und großartigen kosmischen Veränderungen, welche fast unter unseren Augen vor sich gingen, gesellen sich andere ähnliche, welche wir nunmehr bei Besprechung der zurückgekehrten inneren Kometen zu betrachten haben.

VI.

Wie bereits hervorgehoben, hat bei einer kleinen Anzahl von Kometen die Bahnberechnung eine Bewegung derselben in Ellipsen ergeben, wobei also nach Ablauf einer mehr oder minder langen Jahresreihe, welche im Allgemeinen der einmaligen Umlaufszeit entspricht, eine Wiederkehr des Gestirns zu erwarten ist. Es liegt in der Natur der Sache, daß die so berechneten elliptischen Bahnen durchgängig um so genauer, die herausgebrachten Umlaufszeiten also um so sicherer sein werden, je kleiner sie sind. Eine sehr langgestreckte Ellipse, der eine Umlaufszeit von vielen Jahrhunderten oder Jahrtausenden entspricht, unterscheidet sich in der Nähe der Brennpunkte nur wenig von einer passend gewählten Parabel, besonders dann, wenn nur eine kleine Strecke ihrer Peripherie verglichen werden kann. Dies findet nun bei den Kometen statt und man kann in den meisten Fällen statt einer parabolischen Bahn eine Ellipse von sehr großer Excentricität mit nahe ebenso viel Berechtigung substituiren. Die Frage, ob Parabel oder Ellipse, entscheidet sich dann durch die Darstellung der Beobachtungen. Lassen sich letztere in ihrer Gesammtheit genauer durch eine Ellipse darstellen als durch eine Parabel, so ist erstere wahrscheinlicher. Meist sind die Unterschiede indeß so gering, daß die Entscheidung zwischen beiden Curven sehr willkürlich ist. Es bleibt dann nichts Anderes übrig, als die Wiederkehr des Kometen zu erwarten, was bei Umlaufszeiten von vielen hundert Jahren für uns natürlich keinen Beitrag zur besseren Erkenntniß liefern kann. Wären die Beobachtungen der Alten über die im Laufe der Jahrhunderte sichtbar gewesenen Kometen überhaupt genau und zahlreich, so ließe sich in einzelnen Fällen durch Rückwärtsrechnung ein Entscheid liefern, allein diese Hülfe fehlt uns so gut wie ganz. Ueber dies müßten wir bei Kometen, welche auf 10000 und mehr Jahre Umlaufszeit führen, auf dieses Mittel verzichten. Es bleibt also bei allen Kometen, die sich nicht in elliptischen Bahnen von verhältnißmäßig kleinen Dimensionen bewegen, eine große Unsicherheit darüber, ob sie in einer Parabel oder einer Ellipse von einigen tausend Jahren Umlaufszeit einhergehen. Ich beschränke mich daher, hier nur einige wenige Kometen hervorzuheben, für welche die Rechnung eine lange Umlaufszeit wahrscheinlich machte.

Unter diesen nimmt der Komet von 1680 eine hervorragende Stelle ein, nicht nur wegen des großen Glanzes, mit dem er erschien, und des Aufsehens, das lange Zeit hindurch die Hypothese Whiston's hervorrief, nach welcher dieser Komet die Sündfluth hervorgebracht haben sollte, sondern hauptsächlich wegen der eigenthümlichen Bahn, die dieses Gestirn beschreibt. Nach den genauen Untersuchungen von Encke kam dieser Komet der Sonne so nahe, daß er am 17. December 1680 nur 32000 Meilen von ihr entfernt war, also unzweifelhaft durch die leuchtende Corona der Sonne hindurchging. Seine Geschwindigkeit in dieser Sonnennähe war so groß, daß er in jeder Secunde 53 Meilen durchflog. Die Sonnenscheibe erschien damals dem Kometen unter einem Winkel von 73 Grad, ihre Fläche also 21000 mal größer als sie der Erde erscheint, und in dem nämlichen Verhältnisse mußte auch die Hitze größer sein, welche damals der Komet empfing, als diejenige ist, die der Erde zu Theil wird. Encke's Rechnungen führten auf eine elliptische Form der Bahn dieses Kometen, nach welcher dieser letztere in seinem Aphelium sich mehr als 17000 Millionen Meilen von der Sonne entfernt. In dieser ungeheuren Distanz erscheint die Sonne unter einem Winkel von 2¼ Secunden und die von ihr bewirkte Erleuchtung ist geringer als die, welche für uns der Vollmond erzeugt. Der Komet bewegt sich in diesen entlegenen Regionen seines Apheliums nur mit einer Geschwindigkeit von 10 Fuß in der Secunde und seine gesammte Umlaufszeit um die Sonne beträgt 8900 Jahre.

Der glänzende Komet, welcher am 26. März 1811 von Flaugergues entdeckt wurde und der noch am 17. August 1812

beobachtet werden konnte, ist bezüglich seiner Bahnverhältnisse von Argelander sehr genau untersucht worden. Er kam der Sonne nie näher als 20 Millionen Meilen, doch entfernt er sich von ihr bis zu 8500 Millionen Meilen. Seine Umlaufszeit beträgt 3069 Jahre, so daß er mit einiger Wahrscheinlichkeit im 4800. Jahre unserer Zeitrechnung zurückerwartet werden darf.

Am 28. Februar 1843 erblickte man in Parma und Bologna einen Kometen neben der Sonne, 1 Grad 23 Minuten östlich von ihrem Mittelpunkte entfernt. Der Durchmesser seiner Nebelhülle betrug 19000 Meilen, und die Länge seines Schweifes 30 Millionen Meilen. Im Perihel kam dieser Komet unter allen berechneten der Sonne am nächsten; seine Entfernung von der Sonnenoberfläche betrug am 27. Februar kaum 16000 Meilen. Nach Hubbard's erschöpfenden Untersuchungen kommt diesem Kometen eine Umlaufszeit von 533 Jahren zu.

Der von Donati zu Florenz am 2. Juni 1858 entdeckte Komet, welcher sich durch großen Glanz und beträchtliche Schweifentwickelung auszeichnete und noch am 4. März 1859 von Maclear am Cap der guten Hoffnung beobachtet wurde, besitzt nach den Untersuchungen E. von Asten's eine Umlaufszeit von 1880 Jahren. Im Perihel kam er der Sonne nicht näher als 12 Millionen Meilen. Ueber die physischen Erscheinungen, welche er der Beobachtung darbot, wurde bereits das Nöthige oben mitgetheilt.

Der zweite Komet von 1861 zeigte sich bei uns plötzlich in großem Glanze am 30. Juni jenes Jahres. Auf der südlichen Erdhälfte war er dagegen schon am 13. Mai von Tebbut gesehen worden. Schmidt in Athen sah am 30. Juni den Schweif dieses Kometen in einer Ausdehnung von 120 Grad. Nach der Berechnung von Seeling erreichte das Gestirn seine Sonnennähe am 11. Juni. Im Juli nahm seine Helligkeit rasch ab, stieg aber wieder bis zum 13 August, wo ich wegen schlechter Witterung die Beobachtungen aufgeben mußte. Die Umlaufszeit dieses Kometen ist wahrscheinlich 420 Jahre. Im Perihel kommt er der Sonne bis auf 17 Millionen Meilen nahe und entfernt sich von derselben im Aphel bis auf mehr als 1100 Millionen Meilen.

Des hellen Kometen III 1862 und des Kometen I 1862 wurde bereits früher gedacht, da die Bahnen dieser beiden Gestirne mit derjenigen von Meteorströmen übereinstimmen.

Gehen wir jetzt zu den Kometen von kurzer Umlaufszeit über, welche nachweisbar wiederholt zur Sonne zurückgekehrt sind, so tritt uns hier zuerst entgegen der Halley'sche Komet. Er war, wie bereits hervorgehoben wurde, der erste, dessen Wiederkehr vorausbestimmt wurde und trägt deshalb den Namen seines ersten Berechners. In den Annalen der Völker begegnet man den Wiederkünften dieses merkwürdigen Gestirns bis über den Anfang unserer Zeitrechnung hinaus. Es ist fast unzweifelhaft, daß dieser Komet auch in noch früheren Zeiten regelmäßig erschien, allein die mangelhaften Nachrichten der Alten gestatten keine Bahnberechnung. Sicher nachweisbar sind nach Hind folgende Erscheinungen des Halley'schen Kometen:

	Jahr	Sonnennähe
1.	12 vor Chr.	9. October
2.	218 nach „	6. April
3.	295 „ „	Anfangs April
4.	373 „ „	„ November
5.	451 „ „	3. Juli
6.	531 „ „	Anfangs November
7.	608 „ „	„ „
8.	837 „ „	„ April
9.	912 „ „	„ „
10.	989 „ „	17. September
11.	1378 „ „	9. November
12.	1456 „ „	9. Juni
13.	1531 „ „	26. August
14.	1607 „ „	27. October
15.	1682 „ „	15. September
16.	1759 „ „	13. März
17.	1835 „ „	16. November.

Seit dem Jahre 1378 ist der Komet bei jeder Wiederkehr gesehen worden. Vergleicht man von diesem Jahre ab die Zeitpunkte je zweier auf einander folgenden Durchgänge durch das Perihel, so erhält man für die Dauer der Umlaufszeit von

1378 bis 1456: 77 Jahre 7 Monate.
1456 „ 1531: 75 „ 2 „
1531 „ 1607: 76 „ 2 „
1607 „ 1682: 74 „ 11 „

1682 bis 1759: 76 Jahre 6 Monate.
1759 „ 1835: 76 „ 8 „

Wie man sieht, ist diese Dauer veränderlich und zwar um den Betrag von 2 Jahren und 8 Monaten. Diese Ungleichmäßigkeit rührt von der störenden Einwirkung der Planeten her und muß bei der Vorausbestimmung einer Wiederkehr des Kometen berechnet werden. Schon Halley war hierauf aufmerksam, als er 1705 die Rückkunft dieses Kometen für den Schluß des Jahres 1758 oder den Anfang von 1759 vorher verkündete. Er selbst war damals nicht in der Lage, die störende Einwirkung der Planeten genauer zu berechnen. Erst Clairault und Madame Lepault lieferten 54 Jahre später diese Arbeit und fanden, daß der Komet seine Sonnennähe am 12. März 1759 erreichen werde, doch könne diese Bestimmung um einen Monat unsicher sein. Diese Vorausberechnung erwies sich als richtig. Am 25. December sah Johann Georg Palitzsch, ein Bauer zu Prohlis bei Dresden, der mittels eines guten Fernrohres den Himmel zu beschauen pflegte, den erwarteten Kometen und in der Nacht des 12. März 1759 erreichte letzterer seine Sonnennähe. Für die nächste Wiederkehr des Kometen im Jahre 1835 konnte die Vorausberechnung weit genauer geführt werden. Rosenberger fand als Tag des Periheldurchgangs den 13. November, während die spätere Beobachtung dafür den 16. November ergab, ein außerordentlich geringer Unterschied bei einer Zwischenzeit von $76^1/_2$ Jahren. Die nächste Rückkehr des Halley'schen Kometen zum Perihel wird im Jahre 1910 stattfinden und zwar am 20. Mai, so daß die Umlaufsdauer dieses Mal durch die Einwirkung der Planeten auf 74 Jahr 6 Monate verkürzt erscheint. Die Bahnelemente für diese Erscheinung sind:

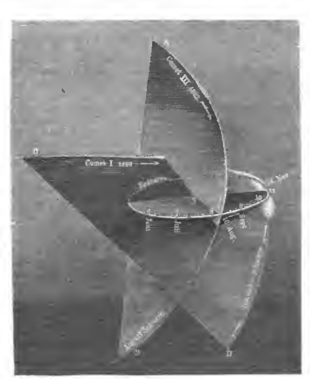
Halbe große Axe der Bahn: 17,96 Erdbahnradien; Excentricität: 0,96173; Neigung gegen die Ekliptik: 17 Grad 47 Minuten; Länge des Perihels: 305 Grad 38 Minuten; Länge des aufsteigenden Knotens: 17 Grad 47 Minuten.

Der zweite Komet, der als solcher von kurzer Umlaufszeit erkannt wurde, ist der Encke'sche. Dieser Komet gehört aus einem doppelten Grunde zu den merkwürdigsten Gestirnen, nämlich zuerst wegen seiner kurzen Umlaufszeit von nur 3,3 Jahren, dann aber auch weil sich diese Umlaufszeit fortwährend verkürzt. In seiner Sonnenferne bleibt der Encke'sche Komet noch immer mehr als 20 Millionen Meilen diesseits der Bahn des Jupiter, während er sich in seiner Sonnennähe dem Centralkörper unseres Systems bis auf 7 Millionen Meilen nähert. Zuerst gesehen wurde dieser Komet im Januar 1786 von dem eifrigen Kometenbeobachter Méchain, doch gelang es nur, das Gestirn zwei Mal genügend zu beobachten. Er war also damals für die Bahnbestimmung verloren. Erst im Jahre 1797 sah Miß Caroline Herschel den Kometen wieder; dann wurde er bei einer späteren Rückkehr nochmals 1805 von Bouvard und 1819 von Pons entdeckt, ohne daß man die Identität mit den früheren Erscheinungen ahnte. Erst als Encke, damals noch Adjunct auf der Sternwarte Seeberg bei Gotha, die Bahn genauer untersuchte, fand er, daß alle vorgenannten Erscheinungen einem und demselben Kometen zuzuschreiben seien, dessen Umlaufszeit 3 Jahre und 4 Monate betrage. Diese Entdeckung bestätigte sich sehr bald, gleichzeitig aber auch die von Encke gefundene Thatsache, daß der Komet bei jedem Umlaufe sein Perihel ungefähr $^1/_9$ Tag früher erreiche. Betrachtet man in den Kometenverzeichnissen die Angaben der Zeit des Periheldurchgangs dieses Kometen bei seinen verschiedenen Erscheinungen, so könnte man auf den ersten Augenblick glauben, daß eine Verkürzung der Umlaufszeit nicht stattfinde. Es betrug beispielsweise die Dauer des wirklichen Umlaufs dieses Kometen:

	Jahre		Jahre
1786	3,281	1838	3,313
1795	3,292	1842	3,314
1805	3,292	1845	3,300
1819	3,295	1848	3,296
1822	3,318	1852	3,297
1825	3,315	1855	3,295
1829	3,316	1858	3,304
1832	3,312	1862	3,302
1835	3,314	1865	3,304

Allein diese Umlaufszeiten sind keineswegs die der rein elliptischen Bewegung des Kometen entsprechenden, sondern die

durch den Einfluß der planetarischen Störungen, besonders des Jupiter, modificirten. Man hat daher jedesmal den Einfluß der Störungen auf die Umlaufszeit von der beobachteten abzuziehen, ehe man die wahre Umlaufsdauer für die betreffende Rückkehr zum Perihel erhält. Die Berechnung dieser Störungen ist eine ungemein complicirte und langwierige. Zustande des Wissens nur immer möglich war. Von 1848 ab hat Encke wegen überhäufter Arbeit nur die durch den Jupiter hervorgerufenen hauptsächlichsten Störungen seines Kometen von Umlauf zu Umlauf bestimmt. Aus diesen Rechnungen ergiebt sich beispielsweise, daß die wahre elliptische Umlaufszeit des Kometen betrug:



Die Bahnen der August- und November-Meteorschwärme (Bahnen der Kometen III 1862 u. I 1866.)

Encke hat sie für sämmtliche Erscheinungen von 1786 bis zu seinem Tode durchgeführt, jedoch mit verschiedener Genauigkeit. Von 1786 bis 1819 wurden die Störungen nicht ganz scharf bestimmt und zwar wegen der noch keineswegs großen Genauigkeit der Bahnelemente und der damals noch nicht genauer bekannten Planetenmassen. Von 1819 bis 1848 sind die Perturbationen so genau bestimmt worden, als dies nach dem dermaligen

1786 bis 1789:	1212,79	Tage
1819 „ 1822:	1211,66	„
1832 „ 1835:	1211,22	„
1858 „ 1862:	1210,32	„

Hier erkennt man deutlich die Abnahme der Umlaufszeit. Zur Erklärung dieser merkwürdigen Thatsache wies Olbers zuerst auf den Widerstand hin, welchen das überaus feine, die Himmelsräume erfüllende Medium, der Aether, der Bewegung des Kometen entgegensetzt. Encke hat

diese Hypothese adoptirt. Infolge des Aetherwiderstandes erlahmt die Flugkraft des Kometen im Raume, er rückt der Sonne näher, in eine engere Bahn, die dann entsprechend in kürzerer Zeit durchlaufen wird.

„Daß die dichten und festen Planeten," schrieb Olbers an Encke, „keinen jetzt merklichen Widerstand erleiden, beweist noch nichts für Kometen, die bei oft tausendmal größeren Volumen vielleicht tausendmal weniger Masse enthalten. Besonders scheint bei dem besagten Kometen ein solcher Widerstand schon a priori fast erwiesen. Er bewegt sich während eines nicht unbeträchtlichen Theils seines Umlaufes in derjenigen Gegend des Weltraumes, in welcher sich der Stoff des Thierkreislichtes befindet. Er ist derselbe, durch dessen Mitte Herschel am 9. November 1795 einen Doppelstern 12. bis 13. Größe noch fast ungeschwächt sehen konnte. Dies beweist doch wohl, daß die Dichtigkeit dieses Kometen zu der Dichtigkeit des Thierkreislichtes ein comparables Verhältniß haben wird und also der Widerstand nicht ganz unmerklich sein kann. Wäre also auch der ganze übrige Weltraum für Kometen als völlig leer und widerstandslos anzusehen, was ich doch nicht glaube, so ist gewiß der vorhandene Stoff des Thierkreislichtes hinreichend, die Erscheinung einer Verkürzung der Umlaufszeit und Verminderung der Excentricität zu erklären."

Bessel pflichtete dieser Hypothese nicht bei.

„Es kann wohl sein," schrieb er u. a. an Encke, „daß der Schweif die Ursache des schnelleren Laufes ist und zwar auf zwei verschiedene Arten, denn theils kann der Kopf des Kometen durch die Entwickelung des Schweifes zwischen den Schwerpunkt, welcher sich nach den Kepler'schen Gesetzen bewegt, und die Sonne gebracht, also dieser genähert werden, ohne daß er wegen des Verlustes des Schweifes wieder zurückgehen könnte; theils kann die ausgestoßene Schweifmaterie fortfahren, eine Repulsivkraft zu äußern, wodurch sie den Kern der Sonne zutreibt."

Die Encke'sche Erklärung der sich stetig verkürzenden Umlaufszeit des nach ihm benannten Kometen ist nach und nach von den meisten Astronomen angenommen worden; nur Faye in Paris trat derselben entgegen, doch hat man mit Recht seinen Einwendungen kein Gewicht beigelegt, obgleich es in der That merkwürdig ist, daß man bei keinem anderen Kometen eine analoge Verkürzung des Umlaufs wahrgenommen hat. Jedenfalls aber können hier Hypothesen nicht vorwärtshelfen, sondern man muß sich ausschließlich an die Beobachtung und Rechnung halten. Es wurde bereits bemerkt, daß die Störungsrechnungen, welche Encke für seinen Kometen geliefert hat, nicht für alle Erscheinungen desselben gleichmäßig scharf durchgeführt sind. Eine neue Bearbeitung des allerdings riesenmäßig angewachsenen Materials erschien daher vom wissenschaftlichen Standpunkte aus sehr wünschenswerth. Eine solche völlig neue und möglichst scharfe Berechnung des Encke'schen Kometen ist nun in der That vor mehreren Jahren von Dr. E. von Asten begonnen worden. Obgleich diese wichtige Untersuchung noch lange nicht beendigt ist, so hat sie doch bereits einige merkwürdige Resultate ergeben. Der genannte Astronom hatte zunächst behufs Vorausberechnung des Laufes vom Encke'schen Kometen bei dessen Wiederkehr im vergangenen Jahre eine äußerst sorgfältige Untersuchung der drei Erscheinungen von 1865, 1868 und 1871 ausgeführt. Dabei ergab sich das überraschende Resultat, daß diese drei Umläufe unter alleiniger Berücksichtigung der bekannten Bewegungsgesetze sehr gut dargestellt werden konnten, während dieser Periode also keine Beschleunigung der mittleren Bewegung, d. h. keine Verkürzung der Umlaufszeit stattgefunden hat. Als Dr. von Asten nun auch die Beobachtungen von 1861 und 1862 untersuchte, fand er, daß diese sich nur mit den späteren vereinigen lassen, wenn man annimmt, daß die mittlere Bewegung des Kometen beim Uebergange über das Perihel im Jahre 1865 eine Beschleunigung erfahren hat, welche mit dem von Encke zuletzt gefundenen Werthe fast ganz übereinstimmt. Unter Annahme einer regelmäßigen Beschleunigung der mittleren Bewegung lassen sich die Beobachtungen in den vier Erscheinungen von 1862 bis 1871 nicht verbinden, es bleibt, wie Dr. von Asten bemerkt, nichts Anderes übrig,

als die Beschleunigung der Umläufe des Encke'schen Kometen als ein Factum zu betrachten, dessen Allgemeinheit jedoch durch den Zusatz zu beschränken ist, daß Unregelmäßigkeiten in derselben vorkommen, deren Gesetze uns noch unbekannt sind. Auch aus verschiedenen anderen Gründen, die sich auf frühere Erscheinungen des Encke'schen Kometen beziehen, erklärt sich Dr. von Asten gegen eine regelmäßige Verkürzung der Umlaufszeit und damit gegen die Hypothese der Einwirkung eines widerstehenden Mediums auf die Tangentialgeschwindigkeit dieses Gestirns und giebt schließlich der Bessel'schen Annahme den Vorzug, welche die Ursache des Phänomens in der Wirkung einer Polarkraft sucht, durch welche materielle Theilchen vom Kometen ausgeströmt werden. Die Untersuchung der Erscheinung des Encke'schen Kometen von 1875 wird eine weitere Prüfung der von Dr. von Asten erlangten Resultate liefern.

Der Biela'sche Komet. Derselbe wurde zuerst 1772 von Montagne, dann 1805 von Pons gesehen, ohne daß man ihn als periodisch erkannte. Nachdem er zweimal unbemerkt zur Sonne wiedergekehrt war, fand ihn am 27. Februar 1826 der österreichische Hauptmann von Biela und zehn Tage später Gambart. Ersterer erkannte auch bald, daß die Bahn elliptisch ist und dem Gestirne eine Umlaufszeit von 6,7 Jahren zukommt. Der Komet erschien wie der Encke'sche als eine runde, sehr lichtschwache Nebelmasse ohne Schweif. Im Jahre 1832 kehrte das Gestirn der Vorausberechnung gemäß zum Perihel zurück, aber 1839 konnte es nicht beobachtet werden. Um so merkwürdiger war die Erscheinung, welche der Komet bei seiner Wiederkunft im Winter 1845 bis 1846 darbot. Am 29. December 1845 fand nämlich Maury auf der Sternwarte zu Washington, daß der Komet sich in zwei getrennt hatte, von denen jeder als vollständiges Gestirn erschien. Der Abstand beider Kometen von einander betrug in den Monaten Januar bis April 1846 nach den Rechnungen von d'Arrest 40000 Meilen. Am 24. März wurde der Nebenkomet unsichtbar, am 20. April verschwand auch das Hauptgestirn. Als der Doppelkomet im Spätsommer 1852 zurückkehrte, war die Entfernung beider Kerne auf 350000 Meilen gestiegen. Diese merkwürdige Trennung des Biela'schen Kometen gab zu mannigfachen Hypothesen über ihre Ursache Veranlassung, ohne daß sich indeß in dieser Beziehung auch heute noch etwas Sicheres entscheiden ließe. Prof. Kirkwood sieht darin nichts weiter als eine Wirkung der auflösenden Kraft der Sonne. Aeltere Nachrichten über Theilungen bei früheren Kometen sind sehr unsicher. Der griechische Geschichtschreiber Ephorus berichtet von einem im Jahre 371 vor Chr. erschienenen Kometen, daß er sich in zwei Theile getrennt habe, von denen jeder seinen eigenen Weg verfolgte. Sicher ist die Thatsache, daß der Komet II von 1618 einen Kern zeigte, der sich nach den Beobachtungen von Kepler, Cysat und Wendelin in eine Anzahl kleiner Körper theilte. Nach Hevel soll auch der Kern des Kometen von 1652 sich in vier oder fünf Theile aufgelöst haben. Endlich entdeckte Liais zu Olinda am 26. Februar 1860 einen Doppelkometen, der aber bald verschwand. — Es ist klar, daß bei der Trennung eines Kometen in zwei Theile die letzteren Bahnen beschreiben müssen, die unter sich und mit der des ursprünglichen Kometen sehr ähnlich sind. Mit der Zeit muß diese Aehnlichkeit mehr und mehr verschwinden. Prüft man in dieser Beziehung die Kometenverzeichnisse, so findet man einige wenige Kometen, bei denen man auf Grund der Aehnlichkeit ihrer Bahn und der geringen Zwischenzeit ihrer Periheldurchgänge an eine Trennung in früherer Zeit glauben darf. Hierher gehören zwei Kometen des Jahres 1857, deren Bahnelemente ich zur Vergleichung hierher setze:

Komet von 1857. Durchgang durch die Sonnennähe: 18. Juli; Länge des Perihels: 249 Grad 36 Minuten; Länge des aufsteigenden Knotens: 23 Grad 41 Minuten; Neigungswinkel der Bahn gegen die Erdbahn: 58 Grad 57 Minuten; Periheldistanz: 0,37; Richtung der Bewegung: rückläufig.

Komet von 1857. Durchgang durch die Sonnennähe: 1 October; Länge des Perihels: 250 Grad 8 Minuten; Länge des aufsteigenden Knotens: 58 Grad 14 Minuten; Neigungswinkel der Bahn gegen die Erdbahn: 56 Grad 3 Minuten; Pe-

riheldistanz: 0,57; Richtung der Bewegung: rückläufig.

Eine ähnliche Uebereinstimmung der Bahnen zeigen die Kometen, welche am 3. Februar, 9. November und 29. December 1863 ihre Sonnennähe erreichten. Sie gehören aller Wahrscheinlichkeit nach einem und demselben Kometensysteme an.

Der Biela'sche Komet, der 1859 wegen der Lage seiner Bahn nicht wohl beobtet werden konnte, mußte im Winter 1866 zurückkehren und G. Michez hatte eine genaue Vorausberechnung der Oerter des Himmels geliefert, wo er zu den verschiedenen Zeiten sichtbar sein werde. Allein trotz aller Bemühungen von d'Arrest in Kopenhagen und Secchi in Rom konnte das Gestirn nicht aufgefunden werden. Die Nachforschungen, welche in Kopenhagen angestellt wurden, waren so sorgfältig, daß der Komet der Wahrnehmung nicht hätte entgehen können, wenn er in den Monaten November und December 1865 selbst an der entgegengesetzten Seite des Himmels erschienen wäre. Littrow, Otto Struve und Weiß schlossen aus dem Nichterscheinen des Kometen, daß er seit seiner letzten Sichtbarkeitsperiode an Helligkeit so sehr abgenommen habe, daß er im Allgemeinen nicht mehr gesehen werden könne.

Der Biela'sche Komet erschien schon vor Jahren dadurch merkwürdig, daß seine Bahn im niedersteigenden Knoten die Erdbahn fast durchschneidet, indem beide Bahnen in jenem Punkte nahe dieselbe Entfernung von der Sonne besitzen. Dieser Umstand hat früher bei Vielen unbegründete Besorgnisse eines Zusammenstoßes mit der Erde hervorgerufen. Besonders im Jahre 1832 dachten Manche an eine unserem Planeten drohende Gefahr. Indeß durchschnitt damals der Biela'sche Komet die Ebene der Erdbahn am 29. October, während die Erde erst am 30. November diesen Punkt erreichte; von einem Zusammenstoß beider Körper konnte also weder damals noch später die Rede sein. Dagegen hat man mehrfach gegen den 28. November zahlreiche Sternschnuppen wahrgenommen und endlich ereignete sich in der Nacht vom 27. zum 28. November 1872 ein Meteorregen, wie er kaum jemals großartiger beobachtet worden ist. Eine große Fläche des Himmels, an der die Sternbilder Cassiopeja, Perseus und Andromeda vorzugsweise betheiligt waren, sandte Schaaren von Sternschnuppen aus. Nach den Beobachtungen von Moldenhauer in Berlin erreichte dort die Erscheinung gegen 8 Uhr Abends ihren Glanzpunkt. Der Himmel überzog sich bald und gegen 3 Uhr Morgens war die Erscheinung gänzlich vorüber. In Münster fielen die Meteore am dichtesten in der Zeit von 8 Uhr 45 Minuten bis 9 Uhr 2 Minuten. Nach einer Durchschnittszählung waren damals stündlich 2500 Meteore sichtbar. Als Radiationspunkt fand Professor Heis eine Stelle des Himmels nahe bei φ im Perseus. Ein Beobachter in Witten bemerkt, daß man häufig in der Gegend des Radiationspunktes einen kleinen Raum des Himmels aufleuchten und wieder in das Dunkel der Nacht zurücksinken sah: eine eigentliche Sternschnuppe erschien nicht, sondern es war wie das matte Aufleuchten eines Nebels in einem phosphorescirenden Lichte. Schmidt in Athen schätzte die Gesammtzahl der dort in der Nacht des 27. November sichtbaren Meteore nach mäßiger Annahme auf 30000. In Rom zählte man auf der dortigen Sternwarte nach den Angaben von Pater Secchi in 5 Stunden 14000 Sternschnuppen. Schon unmittelbar nach dem Eintreffen dieses großen Sternschnuppenstromes erkannten mehrere Astronomen, daß es sich hier um eine Erscheinung handle, welche mit dem Biela'schen Kometen in enger Beziehung stehe. Die früheren Beobachtungen von allerdings sehr viel weniger reichen Sternschnuppenfällen in der Nacht des 27. November hatten fast denselben Radiationspunkt ergeben, den auch der Strom 1872 zeigte. Schiaparelli hatte, auf jene früheren Beobachtungen gestützt, bereits eine Bahn der Meteore gefunden, welche mit der des Biela'schen Kometen sehr nahe übereinstimmte. Ich will die Elemente dieser Bahnen zur Vergleichung hierhin setzen:

Biela's Komet von 1852. Länge des Perihels: 109 Grad; Länge des aufsteigenden Knotens: 246 Grad; Neigungswinkel der Bahn gegen die Erdbahn: 13 Grad; Excentricität: 0,860; Periheldistanz: 0,756; Richtung der Bewegung: rechtläufig.

Sternschnuppen des 27. November. Länge des Perihels: 103 Grad; Länge des aufsteigenden Knotens: 248 Grad; Neigungswinkel der Bahn gegen die Erdbahn: 15 Grad; Excentricität: 0,918; Periheldistanz: 0,940; Richtung der Bewegung: rechtläufig.

In der Nacht vom 27. zum 28. November geht die Erde eine kurze Zeit hindurch dicht neben der Bahn des Biela'schen Kometen einher. Denkt man sich, um ein populäres Beispiel anzuwenden, die beiden Bahnen als zwei Schienengeleise, so ist jener Punkt analog der Strecke, auf welcher diese Geleise dicht neben einander liegen, während sie sonst nach den verschiedenartigsten Richtungen weit aus einander gehen. Zwei Eisenbahnzüge auf diesen Geleisen werden sich nur dann begegnen, und dicht an einander vorbeifahren, wenn sie gleichzeitig jene Strecke passiren. Ebenso verhält es sich mit der Erde und dem Biela'schen Kometen. Von unserem Planeten wissen wir, daß er am 27. November an der betreffenden Stelle war, von dem Kometen dagegen wissen wir nur, daß er jenen Punkt schon vor der Erde passirt haben muß. Er selbst war demnach in jener Nacht nicht in der Nähe der Erde; wenn er sich aber theilweise in einen großen, längs der Peripherie seiner Bahn ausgedehnten Meteorschwarm auflöste, so konnte es sich ereignen, daß die Erde bei ihrem Vorüberfluge an jener Stelle noch einen Theil des Schwarmes antraf, der eben im Begriffe war, vorbeizupassiren. Das scheint in der That der Fall gewesen zu sein, und die Erde zog nun durch ihre Anziehungskraft einen mehr oder minder bedeutenden Theil dieser Meteore zu sich heran oder auch, wenn man will, sie durchflog einen Theil des Schwarmes. Prof. Klinkerfues in Göttingen kam bei Beobachtung des gewaltigen Meteorregens auf den Gedanken, der Biela'sche Komet möge in größerer Nähe bei der Erde sein. In diesem Falle mußte er am südlichen Himmel nahe bei dem Sterne ϑ im Centauren gesehen werden können und der elektrische Telegraph bot Mittel, die Sternwarte Madras noch zeitig genug zu benachrichten. Am 30. November sandte Prof. Klinkerfues an Herman Pogson in Madras folgendes Telegramm: „Biela having touched te earth Novbr. 27. is in search near ϑ Centauri.“ Wegen ungünstiger Witterung konnte Pogson erst am 2. December diese Gegend des Himmels untersuchen und fand dort in der That sofort einen Kometen, den er auch noch am folgenden Abende beobachtete. Leider gelangen keine weiteren Beobachtungen und eine unabhängige Bahnbestimmung ist deshalb unmöglich. Unter gewissen Voraussetzungen über die Entfernung dieses Kometen von der Erde in der Nacht des 27. November kam Oppolzer in Wien zu dem Ergebnisse, es sei immerhin möglich, daß das beobachtete Object ein Kopf des Biela'schen Kometen gewesen wäre. Bruhns in Leipzig kommt dagegen zu dem Resultate, daß man es mit einem neuen Kometen zu thun habe, der weder mit dem Biela'schen noch mit dem Sternschnuppenschwarm in Verbindung stehe. Es ist leicht möglich, daß in der Bahn des Biela'schen Doppelgestirns außer Schwärmen von Meteoren an verschiedenen Punkten der Peripherie kleine Kometen sich bewegen, die ihrer Lichtschwäche halber nur unter ganz besonders günstigen Verhältnissen gesehen werden können.

Der Faye'sche Komet. Derselbe ist nach seinem Entdecker benannt, welcher ihn am 22. November 1843 als schweiflose, einen hellen Kern zeigende Nebelmasse auf der Pariser Sternwarte entdeckte. Schon bald bemerkte man, daß er sich in einer elliptischen Bahn mit einer Umlaufszeit von 2700 Tagen bewege. Der Sonne kommt dieser sehr lichtschwache Komet niemals näher als bis auf 33 Millionen Meilen, dagegen entfernt er sich bis auf 120 Millionen Meilen. In den Jahren 1851, 1858, 1865 und 1873 kehrte er, der Vorausberechnung entsprechend, zur Sonne zurück, konnte aber nur an wenigen günstig gelegenen und mit sehr starken Ferngläsern versehenen Sternwarten beobachtet werden. Professor Möller in Lund hat bis jetzt die Vorausberechnungen für diesen Kometen geliefert und überzeugend nachgewiesen, daß er keinerlei Verkürzung seiner Umlaufsdauer zeigt.

Was die übrigen inneren Kometen anbelangt, welche bis jetzt zurückgekehrt sind, so bieten sie für eine speciellere Schilderung weniger Interesse. Ich führe sie daher nur kurz auf.

Der Komet von de Vico, am 22. August 1844 auf der Sternwarte zu Rom entdeckt, mit einer Umlaufszeit von $5^1/_2$ Jahren. Leverrier hat nachgewiesen, daß dieser Komet identisch ist mit demjenigen, welchen Lahire im Jahre 1678 entdeckte.

Der Brorsen'sche Komet, am 26. Februar 1846 in Kiel entdeckt, hat ebenfalls $5^1/_2$ Jahre Umlaufszeit, bei seiner Rückkehr 1851 fand man ihn nicht, wohl aber 1857, 1868 und 1873.

Der Komet von d'Arrest ward am 27. Juni 1851 zu Leipzig aufgefunden. Er hat eine Umlaufszeit von 6,4 Jahren. In den Jahren 1857 und 1870 wurde er bei seiner Rückkehr beobachtet.

Winnecke's Komet wurde von dem Astronomen, dessen Namen er trägt, am 8. März 1858 zu Bonn entdeckt und bald als periodisch mit 5,6 Jahren Umlaufsdauer erkannt. Der Komet ist identisch mit dem dritten Kometen von 1819. Im Jahre 1869 kehrte er zum Perihel zurück.

Der Tuttle-Bruhns'sche Komet wurde am 4. Januar 1858 von Tuttle in Cambridge (N. A.) entdeckt und von Bruhns als periodisch erkannt. Seine Umlaufszeit beträgt $13^3/_4$ Jahre und er ist identisch mit dem Kometen II von 1790. Im Jahre 1871 kehrte er zur Sonne zurück und ward nahe dem vorausbestimmten Orte aufgefunden. Er zeigt sich als sehr schwache, kleine Nebelmasse.

Der Tempel'sche Komet wurde 1867 von Tempel entdeckt. Seine Umlaufszeit beträgt 5,7 Jahre. Im Jahre 1873 erschien er wieder, nachdem seine Bahn in der Zwischenzeit durch den Einfluß des Jupiter außerordentlich beträchtliche Veränderungen erlitten hatte. —

Zum Schlusse verbleibt noch, einige Worte über die Möglichkeit und die Folgen eines Zusammenstoßes der Erde mit einem Kometen zu sagen. Diese Möglichkeit kann nicht geleugnet werden, aber sie ist außerordentlich unwahrscheinlich. Unter gewissen der Wirklichkeit möglichst angepaßten Verhältnissen ergiebt sich für den Zusammenstoß der Erde mit einem Kometen eine Wahrscheinlichkeit von $\frac{1}{281\,000\,000}$. Diese Wahrscheinlichkeit ist außerordentlich gering; um sie in ihrer wahren Bedeutung zu erkennen, genügt die Bemerkung, daß in der ganzen Vergangenheit der Erde, soweit wir dies beurtheilen können, keine Erscheinung sich darbietet, welche auf den Zusammenstoß mit einem Kometen hindeutete. Wenn die Kometen dunstähnliche Massen sind, so ist überhaupt der mit dem Worte Zusammenstoß gewöhnlich verbundene Begriff hier nicht recht anwendbar. Sollten die Kometenköpfe sich durch einen großen Gehalt an Sternschnuppen und Feuerkugeln auszeichnen, so würde bei beträchtlicher Annäherung eines solchen Gestirns an die Erde für letztere sich das Schauspiel eines Sternschnuppenregens darbieten, wie deren die Geschichte schon zahlreiche aufgezeichnet hat.

Der Tapir.

Von

F. Lichterfeld.

Die Multungulaten oder Vielhufer, schlechtweg Dickhäuter genannt, waren während der Diluvialzeit in vielerlei Gattungen fast über die ganze Erdoberfläche verbreitet. Gegenwärtig ist ihre Zahl auffallend verringert, ihre Verbreitung auf die wärmeren Klimate beschränkt, denn außer dem Schweine gehen sie nicht über die Tropen hinaus. Durch den Untergang vieler Uebergangsformen stehen die lebenden Vielhufer scharf geschieden neben einander, nimmt man aber die vorweltlichen Gattungen mit in das System auf, so verschwinden jene scharfen Grenzen und die zur Zeit noch existirenden Rüsselthiere (Proboscidea), Dickhäuter (Pachydermata) und Schweine (Setigera) schließen sich enger an einander an.

Der Tapir schließt sich durch den kurzen beweglichen Rüssel und die Form seiner Backzähne den Proboscideen an, und zwar zunächst den vorweltlichen Mastodonten oder Zitzenzähnen, kennzeichnet sich aber als typischer Pachyderm durch seine Schneide- und Eckzähne, durch die Zahl der Backzähne und die vierzehigen Vorder- und dreizehigen Hinterfüße. Die

geringere Größe, das dicht anliegende, glatte Haarkleid, der gestreckte seitlich comprimirte Kopf, der kurze Schwanz, die minder plumpen Beine und Hufe sind noch besondere generische Eigenthümlichkeiten.

Der Skeletbau ist verhältnißmäßig schlank und zierlich, aber zugleich kräftig. Das Zahnsystem besteht aus sechs Schneidezähnen oben und unten, einem Eckzahn in beiden Kinnladen und sieben oberen und sechs unteren Backzähnen. Der Rüssel, an dessen Ende die Nasenlöcher sitzen, ist nur einige Zoll lang, kann aber beliebig um das Doppelte verlängert werden, und dient dem Thiere, indem es ihn um den zu erfassenden Gegenstand herumbiegt, als Greiforgan.

An Größe und Plumpheit steht der Tapir dem Elephanten, Nashorn und Flußpferde beträchtlich nach, übertrifft aber hierin sämmtliche Arten des Schweines, mit dem er in Bau und Figur die meiste Aehnlichkeit hat. Seine geographische Verbreitung erstreckt sich nicht allein auf die alte, sondern auch auf die neue Welt; denn außer den südlichsten Theilen von Asien wird auch fast ganz Süd-Amerika von Tapiren bewohnt.

Weit früher als mit dem indischen wurden die Europäer mit dem amerikanischen Tapir bekannt, und schon Oviedo gedenkt in seiner Naturgeschichte Westindiens (Toledo 1526) eines Tapirs, den die Indier Beori, die Spanier auf Terra-Firma Danta nannten. Thevet nennt ihn Tapihire, Lery (Lerius) Tapiroussou (großer Tapir), Maregrave, der 1648 die erste meist richtige Beschreibung des Thieres gegeben hat, Tapiirete, woraus die wissenschaftliche Bezeichnung Tapirus hervorging.

Im Jahre 1704 wurde der amerikanische Tapir zum ersten Mal lebend nach Europa gebracht und in Amsterdam und anderen Städten unter dem Namen Meerpferd zur Schau gestellt. Ein zweites Exemplar ging in die berühmte Menagerie des Prinzen von Oranien über. In neuerer Zeit kommt der amerikanische Tapir öfters zu uns herüber, gehört aber immerhin zu den selteneren Stücken des Thiermarkts. Er wird, zumal jung eingefangen, ziemlich zahm, und frißt dann, was ihm vorgesetzt wird, fast wie das Schwein. Wie Büffon in seiner Naturgeschichte erzählt, hatte Bajon, ein französischer Chirurg zu Cayenne, einen Tapir aufgezogen, der viel Anhänglichkeit zeigte, seinem Herrn nachfolgte und die Hand leckte; er ging allein in den Wald spazieren und manchmal sehr weit, kehrte aber jeden Tag zeitig wieder zurück. Er hat jedoch wenig Intelligenz und keine Folgsamkeit; will man ihn von einer Stelle weghaben, so muß man ihn fast wegzerren. Wenn er incommodirt wird, so läßt er ein gedehntes Pfeifen hören, welches er sonst nur in der Brunstzeit ausstößt.

In der Freiheit nährt sich der Tapir von allerlei Vegetabilien; besonders liebt er Melonen und Zuckerrohr, weshalb er den Pflanzungen oft großen Schaden zufügt. Nach Azara und Rengger leckt er auch gern Salz und sucht daher Plätze auf, wo das Erdreich kohlensaures, schwefelsaures und salzsaures Natron enthält und bei trockener Witterung ausscheidet. Zum Aufenthalt liebt er dichte Waldungen, welche nahe an Flüssen, Seen und Sümpfen liegen, oder die wenigstens von mehreren Bächen durchschnitten werden. Freie, offene und trockene Gegenden wählt er sich nicht zu seinem Wohnorte aus, sondern besucht sie blos auf seinen Streifereien; Wasser ist ihm unentbehrlich, um sich baden zu können, daher wälzt er sich auch wie das Schwein in Pfützen herum, und wenn man ihn erlegt, findet man oft seine Haut mit Erde und Schlamm bedeckt. In den Mittagsstunden schläft er im dichten Gebüsch verborgen, und in bewohnten Gegenden streift er nur bei Nacht umher; in einsamen Bezirken aber hat ihn Rengger Morgens nach neun Uhr und Abends vor Sonnenuntergang am Saume der Waldungen angetroffen, und der Prinz von Neuwied hat ihn in den inneren großen Urwäldern zu allen Zeiten des Tages gesehen; doch fügt auch dieser Beobachter hinzu, daß das Thier während der Mittagshitze ausruhe. Da es von seinem Lager aus denselben Hin- und Herweg nimmt, so macht es sich in den dichten Waldungen gebahnte Wege oder Wechsel in der Waidmannssprache, wie unser Wildpret.

Den größten Theil des Jahres hindurch lebt der männliche Tapir allein, der weibliche hingegen wird gewöhnlich von

seinem Jungen begleitet. Gegen den Winter hin suchen die beiden Geschlechter sich auf, und leben dann während einiger Wochen paarweise. Nach Azara wirft das Weibchen im November ein einziges Junges, nach Rengger geschieht dies in der Mitte des Frühjahrs. Das Junge begleitet bald seine Mutter und bleibt bei ihr bis zum nächsten Winter. Zur Brunstzeit hört man diese Thiere den einzigen ihnen eigenthümlichen Ton, der einem gedehnten Pfeifen ähnlich ist, häufig wiederholen.

Wie der Tapir in der Gestalt Aehnlichkeit mit dem Schweine hat, so auch in den Manieren, in der Haltung und im Gange. Er hat einen langsamen Schritt, und zeigt auf seinen Streifereien viel Vorsicht, indem er sich überall umsieht, die Ohren in beständiger Bewegung hält, und seinen Rüssel nach allen Seiten dreht, um seine Feinde zu wittern. Stößt er auf solche, so flieht er mit gesenktem Kopf durch das Dickicht des Waldes. Gewöhnlich nimmt er seine Zuflucht nach dem Wasser, indem er nicht nur vortrefflich schwimmen, sondern auch lange untertauchen kann. Unter den Sinnen sind bei dem Tapir Geruch und Gehör am schärfsten, das Gesicht reicht nicht weit. Daß seine geistigen Fähigkeiten nur gering sind, sieht man ihm an den Augen an. Wie bei dem Elephanten, so ist auch bei dem Tapir der sehr bewegliche Rüssel, welcher zugleich als Tastorgan dient, der empfindlichste Theil des Körpers.

Der Nutzen des Tapirs besteht in seinem Fleisch und der Haut. Das Fleisch schmeckt nach des Prinzen von Neuwied und Rengger's Angaben etwa wie Rindfleisch, das der jungen Thiere wie Kalbfleisch. Es wird nicht allein von den Indianern, sondern auch von der ärmeren Volksclasse der Weißen gegessen. Von besonderem Werthe ist die dicke und starke Haut, aus welcher man Peitschen und Zäume schneidet.

Aehnliches berichtet der Ingenieur Keller-Leuzinger, der im Jahre 1867 von der brasilianischen Regierung mit der Erforschung des Amazonenstromes und des Madeiras beauftragt wurde, über den Tapir. Nach ihm bevölkert dieser Dickhäuter die dicht bewaldeten Zuflüsse des Amazonenstromes und des La Plata in unendlicher Zahl, ohne darum in Trupps zu leben. Er vermeidet sumpfige Ebenen ebenso wie unfruchtbare Höhen, und wählt dafür mit üppiger Vegetation bedeckte Defileen und undurchdringliches Laubholz zum Uebernachten am Ufer eines brausenden Stromes oder neben den schäumenden Katarakten der großen Flüsse.

Sobald der Tag anbricht, geht er bedächtig auf tief eingeschnittenen Pfaden nach dem Flusse, um zu baden. Er schwimmt und taucht mit erstaunlicher Behendigkeit; und wenn die Hunde ihn verfolgen, läuft er stets dem Flusse zu. Er eilt nicht weniger seinem Verderben entgegen; denn der Jäger, der im leichten Kahne auf ihn lauert, schickt ihm rasch die wohlgezielte Kugel zu, oder bohrt ihm beim Verfolgen das lange Messer in den Leib. Vor dem Todesstoß muß der Tapir jedoch harpunirt werden, denn mit dem letzten Athemzuge versinkt er.

Wenn das Tapirweibchen ein Junges hat, so ergreift es beim Gebell der Hunde nicht die Flucht, sondern bleibt muthig in seinem Lager und sucht mit dem Körper das kleine Thier zu decken, welches sich laut schreiend zwischen den Beinen der Mutter versteckt. Wehe alsdann dem unklugen Rüden, der sich aus dem Kreis der Meute herauswagt gegen die wüthende Mutter! Der erhobene Rüssel des Tapirs läßt ein furchtbares Gebiß erkennen und mit einem Schlag des Vorderfußes bricht er seinem Gegner die Knochen entzwei. Ein Opfer mütterlicher Zärtlichkeit unterliegt er aber immerhin den wiederholten Schüssen der Jäger.

Nimmt man das Junge mit, und nährt es mit Kürbis, Waldkräutern, jungen Bambustrieben, so wird es sehr leicht zahm, und denkt nach einigen Tagen nicht mehr daran, in den Wald zu entlaufen. In Curitiba, der Hauptstadt der Provinz Parana, sah man mehrere Jahre einen herrenlosen, zahmen Tapir wie einen Hund auf den Straßen umherlaufen, und die kleinen Neger von Morgens bis Abends hinterher.

Außer dem Menschen hat der Tapir, der erwachsene wenigstens, keinen Feind zu fürchten, nicht einmal den Jaguar. Wird er auf seinem Weg nach dem Flusse von dem Raubthiere überfallen, so rennt er mit seinem Reiter wie ein Sturmwind durch das Dickicht, und ehe dem Jaguar noch



Tapire.

so viel Zeit geblieben, sich an dem fingerdicken zähen Felle des untersetzten und kräftigen Dickhäuters festzukrallen, liegt er schon abgestreift in irgend einem Dornen- oder Lianengestrüppe.

Auf dem Parana, an der Mündung des Ivahy, im Herzen undurchdringlicher Urwaldungen, tödteten Keller-Leuzinger's Jäger einen alten Tapir, dessen breiter Rücken die tiefen Schrammen von Jaguarkrallen zeigte; überdies fehlte ihm ein Auge. Auch dieser Reisende vergleicht das Fleisch des Tapirs dem Rindfleisch. Die Fettwulst auf dem Nacken des Thieres gilt als Leckerbissen, „der der Tafel eines Lucullus Ehre gemacht haben würde". Auch der Rüssel und die Füße in Gelée sind Lieblingsstücke.

Daß den ersten Entdeckern des Tapirs bereits zwei Arten dieses Dickhäuters bekannt sein mochten, geht aus ihren Beschreibungen hervor. Sie unterschieden dieselben aber nicht weiter, und erst im Jahre 1828 wurde der Tapir der Andenkette durch den französischen Naturforscher Dr. Roulin, der damals zu Bogota weilte, als besondere Art im Systeme festgestellt, und als Tapirus Pinchacus oder villosus von dem gewöhnlichen Tapirus americanus oder suillus unterschieden. Neuerdings stellte man auch noch Baird's Tapir von Panama (Tapirus Bairdi) und Buckley's weißwangigen Tapir von Ecuador (Tapirus leucogenys) als besondere Art auf (Proceed. 1867 und 1872), aber nicht ohne Widerspruch; namentlich will man den letzten nur als Varietät gelten lassen, während der Bergtapir sich von dem der Ebene nicht allein durch andere Behaarung und Farbe, sondern auch durch andere Schädel- und Nackenbildung unterscheidet.

Der gemeine Tapir ist mit sehr kurzen anliegenden Haaren bedeckt, die jedoch auf der Mittellinie des Hinterhauptes und Nackens sich verlängern und eine Art Mähne bilden. Die Farbe variirt zwischen dunkelbraun und graulichbraun; die Kehle, die untere Seite des Halses und der obere Ohrrand sind blaß aschgrau; die Augen haben eine schwarze, die Klauen eine schwärzlichbraune Farbe. Der Kopf ist lang und hoch, an den Seiten etwas zusammengedrückt und längs der Pfeilnaht mit einem scharfen Grate versehen, welcher sich längs der Mittellinie des Nackens bis zum Anfange des Rückens fortsetzt. Gegen den Anfang der Schnauze ist der Kopf buckelförmig aufgetrieben. Der Rüssel ragt in der Ruhe fast 3 Zoll über den Unterkiefer vor und hat eine große Beweglichkeit; er kann sich auf die Hälfte zusammenziehen, oder ums Doppelte ausstrecken, so daß er dann an 6 Zoll lang wird; in ruhigem Zustande ist er voll kreisförmiger Runzeln. Der Hals ist lang, dicker als der Kopf und wegen des Grates oben schneidend.

Beim Bergtapir ist die Behaarung auf dem ganzen Körper dicht gedrängt, lang, schwärzlichbraun, an der Spitze dunkler als an der Wurzel. Das Kinn hat einen weißen Fleck, aber am Ohr fehlt die weißliche Einfassung; ebenso fehlt die Leiste, welche sich von der Stirn bis gegen den Widerrist erstreckt. Der Hals ist vollkommen abgerundet und ohne Mähne. Die Schnauze ist von etwas abweichender Form und dem Rüssel fehlen die Seitenrunzeln, welche anzeigen, daß das Thier ihn für gewöhnlich zusammenzieht. Im Schädelbau nähert sich der Bergtapir durch die kammlose Stirn, den geraderen Unterrand des Unterkiefers und die stärkeren und längeren Nasenbeine mehr dem indischen Tapir und dem Paläotherium, als dem gemeinen. Roulin belegt ihn mit dem Beinamen Pinchaque, worunter die Indianer von Neugranada ein fabelhaftes, gespenstisches, großes Thier der Gebirgshöhen verstehen, dessen Erscheinung Unglück verkünden soll. Ob Pinchaque und der Bergtapir identisch, ist jedoch fraglich. Er bewohnt ausschließlich die Gebirgshöhen und soll nach White (Proceed. 1870) nie unter 3500 Meter Meereshöhe herabsteigen; er ist ebenso selten, als der Tapir der Ebene häufig, und von Gestalt etwas kleiner als dieser, der eine Höhe von ca. $3\frac{1}{3}$ Fuß und eine Länge von über 6 Fuß erreicht. Als eine bei Säugethieren äußerst auffallende, aber mehrfach bestätigte Erscheinung muß hier noch bemerkt werden, daß der männliche Tapir um einige Zoll kleiner ist, als der weibliche.

Wie beim Schweine die Frischlinge, so sind auch beim Tapir die Jungen gefleckt, und die Aehnlichkeit zwischen den beiden Dickhäutern fällt dadurch um so mehr in

die Augen. Der Säugling des Tapirs zeigt nach Rengger an seinen oberen und äußeren Theilen die nämliche Grundfarbe wie die Alten; die obere Seite des Kopfes aber ist mit weißen, kreisförmigen Flecken besprengt; die Backen ziehen sich ins Graulichweiße; auf jeder Seite des Körpers laufen drei weiße, unterbrochene Streifen von der Schulter bis an den hinteren Rand des Schenkels; die Außenseite der Extremitäten ist gleichfalls mit weißen Flecken besetzt; die Kehle, die untere Seite des Halses, die Brust, der Bauch und die innere Seite der Extremitäten sind graulichweiß. Daß die Besprenkelung in Farbe und Zeichnung öfters variirt, ergiebt sich aus den Abbildungen der „Proceedings" vom Jahre 1872. Mit zunehmendem Alter verlieren sich diese Flecken und die helleren Untertheile des Körpers allmälig; gänzlich aber verschwinden sie nach Rengger's Beobachtungen erst nach dem zweiten Jahre.

Ungleich später als mit dem amerikanischen wurden die Europäer mit dem indischen Tapir bekannt, obgleich dessen Heimath bereits seit ca. dreihundert Jahren von Holländern und Engländern besucht und colonisirt wird. Die erste Anzeige von dem Vorkommen dieses Thieres auf Sumatra rührt von Whalfeldt her, der mit der Aufsicht der Küste beauftragt war, und im April 1772 der Residentschaft des Forts Marlborough bei Benkulen einen Bericht über die Plätze südlich von Cawur abstattete, wo er den Tapir an einer Flußmündung angetroffen hatte. Er hielt ihn für ein Hippopotamus und beschrieb ihn auch unter diesem Namen; allein die Zeichnung, welche er dem Berichte beilegte, weist nach, daß nicht von diesem, sondern vom Tapir die Rede ist. Marsden, welcher zu derselben Zeit Secretär der Residentschaft von Benkulen war, brachte die Existenz dieses Thieres, jedoch gleichfalls unter dem Namen des Hippopotamus, in seiner Geschichte von Sumatra zur öffentlichen Kunde. Im Jahre 1805 erhielt Raffles zuerst Nachricht von diesem Tapir, indem dem Lieutenant-Governor von Penang ein lebendes Exemplar zugeschickt wurde. Später wurde das Thier in der Umgebung von Malakka durch den Major Farquhar entdeckt. Eine Zeichnung und Beschreibung theilte derselbe der „Asiatic Society" im Jahre 1816 mit, und ein lebendes Exemplar kam später von Benkulen aus in die Menagerie zu Barrackpore bei Calcutta. Im September 1820 schickte Raffles Balg, Skelet und Weichtheile des indischen Tapirs zum ersten Mal nach Europa, beziehungsweise London.

Der indische Tapir oder Maïba (Tapirus indicus oder malayanus) gleicht in der Figur dem amerikanischen; doch ist der Kopf gegen die Stirn gewölbt und höher aufgetrieben, als bei dem amerikanischen, der Nacken abgerundet, ohne Mähne, und der Rüssel stärker. Ueberdies ist der Maïba beträchtlich größer, nämlich nach englischem Maß circa $3^1/_2$ Fuß hoch und 8 Fuß lang, das Männchen, welches auch bei dieser Art in der Größe zurücksteht, ca. $3^1/_4$ Fuß hoch und gegen 7 Fuß lang.

Am auffallendsten unterscheidet sich der Tapir der alten Welt von dem der neuen durch die Färbung. Er ist nämlich am ganzen Körper schwarz oder schwarzbraun, ausgenommen am Hintertheil, wo sich von den Schultern ab ein großer silbergrauer Fleck, wie eine Schabracke, um den Rücken, die Kruppe, den Obertheil der Schenkel und die Flanken rings herum zieht: daher auch der Name Schabrackentapir oder zweifarbiger Tapir (Tapirus bicolor). Die abgerundeten Ohren sind an ihrem oberen Rande gleichfalls mit weißlichen Haaren eingefaßt. Das Jugendkleid ist, nach den Beobachtungen des Majors Farquhar, bis zum Alter von vier Monaten schwarz, mit Fleckchen und Streifen von fahler und weißer Farbe. Danach fängt die Färbung an, sich zu verändern, die Fleckchen verschwinden und mit sechs Monaten hat das Junge die Farbe der Erwachsenen; also ungleich schneller als bei der amerikanischen Art.

In der Lebensweise kommt der Schabrackentapir, soweit Raffles' Berichte darüber reichen, mit dem amerikanischen überein, ebenso in der Nutzung. Farquhar sagt, daß das Thier, welches er in seinem Hause aufzog, einen sehr milden und sanften Charakter gezeigt habe, daß es zahm und familiär wie ein Hund wurde, ohne Unterschied alle Arten von Vegetabilien fraß, und bei Tische sehr aufmerksam war, um Brot, Kuchen und andere Leckereien

zu erlangen. Der junge Schabrackentapir, welcher von Benkulen nach Bengalen kam, war gleichfalls sehr lenksam. Es wurde ihm manchmal gestattet, in dem Park von Barrackpore herumzustreifen, und von seinem Wärter erfuhr Raffles, daß er häufig die Teiche besuchte, und auf dem Boden unter dem Wasser herumzugehen schien, ohne einen Versuch zum Schwimmen zu machen.

Als Heimath des zweifarbigen Tapirs ist bis jetzt Sumatra und die Halbinsel Malakka bekannt, wo er in den Waldungen nicht selten angetroffen wird. Nach den Untersuchungen von Abel Remusat (Asiat. Jour. 1824) scheint es jedoch außer Zweifel zu sein, daß er auch in den südwestlichen Provinzen von China vorkommt. Es enthalten nämlich die chinesischen Sammlungen aus der medicinischen Naturgeschichte, sowie die Elementarbücher für Kinder, und die chinesischen und japanischen Encyklopädien auch die Abbildung dieses Thieres unter der Zahl der bekanntesten Säugethiere. Die Zeichnung ist zwar nach Chinesen-Weise etwas phantastisch ausgefallen, ihre Bedeutung aber trotzdem unverkennbar. Aehnlich verhält es sich mit den Beschreibungen: „Der Me,“ sagt das Pen-thsaokangmu oder allgemeine Werk über Naturgeschichte, „gleicht einem Bären, der Kopf ist klein und die Füße kurz, das Haar kurz und glänzend schwarz und weiß gefleckt; einige sagen, er sei gelblich weiß; andere graulichweiß; er hat einen Elephantenrüssel, Nashornaugen, einen Kuhschwanz und Füße wie ein Tiger.“ Genau haben hiernach die Chinesen den Schabrackentapir nicht kennen gelernt.

Lebend wurde dieser Dickhäuter bis jetzt nur äußerst selten nach Europa gebracht; er gehört zu den größten Raritäten des Thiermarktes und steht im Preise mindestens fünfmal so hoch als der amerikanische. Der amerikanische Tapir ist mit anderen Worten in ziemlich ausgewachsenem Zustande für 400—600 Thlr zu haben, der indische nicht unter 3000 Thlr. So viel kostete der weibliche Schabrackentapir, welchen der Berliner zoologische Garten im Sommer 1875 von dem Londoner Thierhändler Jamrach erwarb. Im Spätherbst machten die durch ihren Indigo- und Cochenille-Handel mit Ostindien in directer Verbindung stehenden Schönlank Söhne dem Garten einen männlichen Schabrackentapir zum Geschenk und verhalfen ihm dadurch zu einem Paar dieser seltenen Thiere. Sie bestätigen in ihrer Lebensweise das bereits darüber Gesagte, nehmen gern ein Bad, und verweilen bei dieser Gelegenheit öfters auf dem Boden ihres Bassins. Ihre Stimme klingt wie ein gepieptes J — ang; ebenso aber etwas tiefer piept bisweilen der amerikanische Tapir.

Literarisches.

Die Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts. Vorlesungen von Brandes. Uebersetzt von Strodtmann. Dritter Band. Die Reaction in Frankreich. Berlin, Franz Duncker.

Wir haben das Vergnügen, ein neues Bändchen dieser außerordentlich interessanten Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts anzeigen zu können. In Bezug auf die Gesammthaltung dürfen wir auf unsere frühere Anzeige uns zurückbeziehen. Nur die Züge erlauben wir uns hinzuzufügen, welche in Bezug auf die Beurtheilung des interessanten dänischen Autors aus dem neuen Bande neu hervortreten.

Unter diesen giebt nun der vorliegende Band vorzüglich Einem Grundzuge der Brandes'schen Geschichtschreibung Gelegenheit zu der breitesten und glücklichsten Entfaltung. Und gerade dieser Grundzug thut einem Bedürfniß genug, welches unser Publicum bisher bei keinem anderen Literarhistoriker zu befriedigen vermochte. Wir meinen die Verknüpfung der literarhistorischen mit den politischen Thatsachen.

Es ist geradezu eine glänzende Leistung, wie Dichtung, Geschichtschreibung und Philosophie des 19. Jahrhunderts in Frankreich hier in ihrer Beziehung zu den großen politischen Abänderungen von Frankreich künstlerisch dargestellt werden.

Die französische Revolution, das Concordat, jene Epoche, deren Mittelpunkt die ritterliche Gestalt von Chateaubriand ist, die Auflösung des Autoritätsprincips, wie es das Auftreten von Victor Hugo und Lamennais bezeichnet, werden in glänzenden, farbenreichen Bildern von künstlerischer Abrundung vorübergeführt.

Die Uebersetzung Strodtmann's ist musterhaft. Sie liest sich völlig wie ein Original.

Mögen wir bald die Fortsetzung des interessanten Werkes empfangen!



Isola bella.

Von

Arthur Stahl.

(Schluß.)

XV.

Die Kirche der Malteser.

„Böt' auch ein König mir sein Töchterlein
Und wollt' als seinen Eidam mich erkennen,
Ich dürfte nimmer sie Gemahlin nennen."

Candida hatte vergebens gehofft. Die Tage schwanden hin ohne eine Spur des Verlorenen. Auch die Schritte, die sie nach außen hin gewagt hatte, blieben erfolglos. Im Consulat, auf dem Municipium kannte man den Namen nicht, welchen sie mit zitternder Stimme nannte; man sah sie neugierig, erstaunt, forschend an. Wer beschreibt alle die Qualen einer feinfühlenden Frau, getäuscht zu sein, betrogen in den Augen der Anderen, — — sie, die verwöhnt, von Sorgfalt getragen, nie aus der Hut der Ihrigen und ihres Gemahls gekommen war, unkundig der Welt und ihrer Fallstricke. Aber sie war zu rein und sie glitt darüber hinweg, ohne mit dem Fuße den Schmutz zu berühren.

Immer kam ihr jetzt die Erinnerung an die Erscheinung auf dem See, jenes bleiche Antlitz in der Gondel, das wie gemalt vor ihren Augen stand, und dann am Fenster sitzend, glaubte sie es plötzlich im Gewühl des Corso oder unter den Spaziergängern im Garten zu erkennen, und sie stieg hinab, mechanisch ihnen folgend, und hundertfach getäuscht.

An einem solchen Nachmittage fuhr Candida einige Male den Corso auf und nieder bis zum Posilippo hinauf. Sie stieg alsdann aus und ging in den Garten. Es wogte zu beiden Seiten von Spaziergängern. Candida hatte nicht daran gedacht, eine glänzende Toilette zu machen wie die anderen Damen; sie war schwarz gekleidet wie eine Trauernde, sehr einfach und nicht wissend, daß gerade hier das Schwarz zu den blonden Locken ihres Haares, welche darauf niederfielen, für eine große Schönheit galt. Sie sah die Vorübergehenden starr und wie mechanisch an, aber wenn auch hie und da eines der Gesichter der Damen sich spöttisch verzog: die Männer, sonst so geneigt, gerade hier besonders keck die Fremden zu mustern, waren frappirt und wie geblendet von der edlen Einfachheit ihrer Erscheinung. Mit der Lebhaftigkeit des Südländers, welcher jeder Empfindung Ausdruck geben muß, traten sie zur Seite und nahmen die Cigarre aus dem Munde: eine Art des Grüßens von Unbekannten gegen Damen, welche so sehr verbindlich ist.

Die Fluth der Menschen mehrte sich, die

Luft war wie vergoldet von der sich neigenden Sonne, die durch die schwärzlichen Lorbeeralleen fiel und einzelne Strahlen auf den bunten Flor der Frühlingsblumen warf, welche im Rasen die Beete schmückten; das Meer glühte roth, der Posilipp war wie verklärt und die Rauchsäule des Vesuv stieg schwarz auf, den Berg wie mit einer Wolke überschattend. Candida kam sich wie eine verdammte Seele vor, welche allein im Hades irrt, um einen Schatten zu suchen, die Thränen verdunkelten ihren Blick, das Gewühl und Geräusch der Menschen, der Musik und dazwischen das Rollen der Wagen und das Brausen des Meeres betäubte sie. Sie fand den Ausgang und kehrte zu ihrem Wagen zurück. Sie hatte dem Kutscher nicht sogleich Befehl gegeben, wo hiner fahren sollte, und dieser, anstatt, wie sie glaubte, den Posilipp hinauf zu fahren, folgte dem Strom der Wagen in die Hauptstraße, den Toledo, und erst als das rothe massive Gebäude des Museums vor ihr auftauchte, wurde sie aufmerksam. Sie wollte eben umwenden lassen, als ihre Augen unwillkürlich auf das Portal einer Kirche fielen, vor welcher eine außergewöhnliche Anzahl von Menschen mit flüsternden Mienen und erwartungsvollen Geberden harrte, wie bei außerordentlich feierlichen Trauungen oder Leichenmessen, wo der Menge der Eintritt verweigert wird. Gleichzeitig bemerkte Candida über dem Bogen des Hauptportals, in Stein gehauen, ein achteckiges Kreuz, dasselbe, welches sie einst auf der Enveloppe seines Briefes gesehen hatte und in Miniatur besaß. Wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zuckte sie und zog heftig an der Schnur, um den Wagen halten zu lassen. Sie stieg aus und näherte sich. Das Hauptportal blieb geschlossen. Sie fand zur Seite eine kleine Thür, und ein Geldstück, in die Hand des Pförtners gedrückt, öffnete sie ihr.

Candida blieb beim Eintritt wie geblendet stehen. Sie glaubte eine Vision zu sehen. Da es draußen anfing zu dämmern, war die Kirche bereits erleuchtet und in den Bronzen der Kronleuchter und der Decke reflectirten die Hunderte von Wachskerzen bis hinauf zu den Wölbungen. Eine zahlreiche, aber, wie es schien, ausgewählte und geschlossene oder zusammengehörende Versammlung stand in weitem Kreise um den Hauptaltar, Herren in Civil, andere in glänzenden Uniformen, Damen in Sammetroben mit langen Schleppen und Brillantschmuck im Haar, mit schwarzen Fächern in den schlanken Händen, und dem weißen Kreuz des Malteserordens auf der linken Brust.

Aller Augen waren auf das glänzende Schauspiel vor dem Hauptaltar gerichtet, der Großbaillif des Malteserordens mit allen Ordensrittern in großem Ornat standen rechts auf den Stufen, links der Padrino und die Zeugen, vor dem Altar der Ordensgeistliche in brocatnem Gewande. Alle die Ordensritter trugen wie der Baillif die große Uniform des Malteserordens, das weiße Kreuz auf goldener Plaque auf der linken Brust, und die Commendatoren das Ordenskreuz mit Lilien und Krone an einem schwarzen Bande um den Hals.

Vor dem Altar aber kniete ein Ordensritter auf einem Sammetkissen, mit der brennenden Fackel in der Hand. Er hielt den Kopf gesenkt, Candida konnte das Gesicht nicht erkennen, aber wie sich uns in wichtigen Momenten der Sinn der Beobachtung schärft, so prägte sich ihr jede Einzelheit der Tracht und der Handlung scharf ein.*

Der Ritter trug eine scharlachrothe Uniform mit weißen Aufschlägen und mit goldenen Tressen besetzt, die auch an den weißen Beinkleidern herabliefen. Die goldenen Knöpfe der Uniform trugen in der Vertiefung das weiß emaillirte Kreuz. Den Griff des Degens bildete ein goldenes Kreuz, die Degenkoppel bestand aus einem Geflecht von dicken Goldschnüren. Die Epauletten in Gold ohne Fransen trugen im Schilde das weiße Kreuz.

Ein Page, hinter ihm stehend, hielt den Uniformshut mit goldenen Schnüren und Cordons und mit einer schwarzen Feder.

Jetzt wandte sich der Priester und die feierliche Handlung begann.

Der Padrino näherte sich um einen Schritt dem Knienden.

„Ritter, was ist Euer Begehr?“

„Herr, ich wünsche in die Reihe der

* Die Beschreibung, sowie das folgende Ceremoniel ist genau nach dem Ritus des Ordens gegeben, er ist im Wesentlichen noch heute genau derselbe, wie nach der Gründung des Ordens bei Aufnahme der ersten Ritter in Jerusalem.

Ritter von St. Johannis dem Täufer von Jerusalem aufgenommen zu werden."

„Waret Ihr schon früher aufgenommen?"

„Im ersten Grade, Herr."

„Was Ihr erbittet, ist von großem Gewicht, denn diese Auszeichnung gebührt nur denen, die durch Tugend und Adel Anspruch darauf haben. Allein da wir von Eurem Adel und ehrenwerthen Wandel Kenntniß haben, so soll Euer Wunsch erfüllt werden, wenn Ihr versprecht, das, was der Orden heischt, zu erfüllen, und wenn Ihr schwört, die Kirche Gottes und den katholischen Glauben stets zu vertheidigen, und selbst Euer Leben zu diesem Zwecke preiszugeben."

„Ich verspreche es."

„Versprecht Ihr auch, der Fahne des Ordens stets zu folgen, und sie niemals zu verlassen?"

„Ich verspreche es."

„Da Ihr so guten Vorsatz und Willen bekundet, so nehmt das Schwert in Eure Hand," — der Padrino reicht dem Ritter das entblößte Schwert, — „damit Ihr ausführen könnt, was Ihr versprechet, im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes," — der Priester schlägt dreimal das Kreuz über dem Ritter, — „mit deren Hülfe Ihr Euch begeistern möget für Gerechtigkeit, Hoffnung und Wohlthun, indem Ihr mit Inbrunst die Seele Gott, den Leib aber den Gefahren und Arbeiten dieser Welt weihet, um die Armen, die Wittwen und Unmündigen zu beschützen, und die Feinde des Glaubens zu bekämpfen. Und mit diesem Euren Willen steckt das Schwert in die Scheide, und wahret Euch, einen Unschuldigen damit zu verwunden." — Der Ritter steckt das Schwert in die Scheide, reicht es dem Padrino, der es ihm sammt der goldenen Koppel zurückgiebt. — „Die Haupttugend des wahren Ritters besteht darin, seiner Leidenschaften Herr zu werden, und so wie dieses Gehenk Eure Hüfte umschließt" — er legt ihm den Gürtel um — „sollt Ihr in vollkommener Keuschheit leben."

„Ich verspreche es."

„Da es sich für einen tapferen Ritter nicht ziemt, das bloße Schwert stets in der Hand zu tragen, so ist es in die Scheide gesteckt und Ihr werdet es nur ziehen zu eigener Nothwehr und im Dienste für Gott, seine heilige Mutter und Johannes den Täufer, dessen Orden Ihr angehört." — Der Ritter erhebt sich, reicht die Fackel einem Diener, zieht das Schwert und reicht es dem Padrino, der ihn mit der Fläche desselben leise berührt. — „Dieser Schlag, der den Ritter schändet, ist Eure letzte Sühne." — Der Padrino giebt dem Ritter das Schwert zurück, der es dreimal hebt und senkt, als Symbol, daß er damit die Feinde des Glaubens bedrohe. — „Wißt, daß die drei Male, die Ihr gedroht habt, bedeuten, daß Ihr im Namen der heiligen Dreieinigkeit alle Feinde der Kirche bekämpfen wollt, in der Zuversicht, daß Gott Euch den Sieg verleihen wird. Steckt Euer Schwert nunmehr wieder ein und sorgt, daß es stets rein und leuchtend sei." — Der Ritter reinigt seine Klinge am linken Arm und steckt das Schwert in die Scheide. — „Diese Reinheit und Glanz des Schwertes bedeutet, daß der Ritter rein und lauter bleiben soll von Lastern, daß er die Tugend lieben soll und namentlich die Cardinaltugenden:

Mit Weisheit werdet Ihr in die Vergangenheit schauen, die Gegenwart ordnen und Euch auf die Zukunft vorbereiten.

Mit Gerechtigkeit werdet Ihr die öffentlichen und Privatangelegenheiten behandeln.

Mit Kraft werdet Ihr Eure Geistesgröße in allen Gelegenheiten entwickeln, die eines wahrhaft christlichen Ritters würdig sind.

Mit Mäßigung werdet Ihr Eure Leidenschaften bändigen und Gedanken und Handlungen, die Euch fortreißen wollen, regeln. So werdet Ihr Euch in diesen Tugenden ehren und kräftigen."

Der Padrino berührt die Schultern des Ritters und wendet sich zu beiden Seiten. — „Haltet Euch frei von Lastern, seid wachsam in der Tugend und besonders in der Vertheidigung des Glaubens." — Der Padrino reicht die goldenen Sporen, und die beiden Zeugen legen sie ihm an. — „Viele Bedeutungen haben diese Sporen. Jetzt sage ich Euch nur, daß so wie sie dazu dienen, den Muth und die Kraft des Rosses anzuregen, sie Euch ein Stachel sein sollen zur Tugend und Ehre Gottes in allen Unternehmungen, und Euch lehren sollen, die irdischen Güter zu verachten.

Darum hefte ich Euch das Gold an den Fuß, um Euch daran zu erinnern, daß Ihr es verachten und Euch fern halten sollt von Habsucht und Geiz." — Der Ritter zieht sich einen Augenblick zurück und erscheint dann wieder, um Mantel und Kreuz zu erbitten.

Candida versuchte im Moment, wo er sich wandte, mit größter Anstrengung das Gesicht zu erkennen, aber es war vergebens, die Vorstehenden verbargen es ihr und jetzt concentrirte sich ihre ganze Seelenthätigkeit im Lauschen auf diese Stimme, die ihr bis ins innerste Mark drang, bald laut und deutlich vernehmbar, bald wie gedämpft von Gemüthsbewegung und fast zitternd.

Die Handlung begann von Neuem.

Padrino: „Was begehrt Ihr, Ritter?"

„Ich wünsche in den Orden von St. Johannes von Jerusalem aufgenommen zu werden, und bitte um Mantel und Kreuz."

„Groß ist Euer Begehr, und man pflegt diese Auszeichnung nur an edle Herren, an Tugendhafte und Dulder zu ertheilen. Aber da wir Euren guten Willen kennen, und Ihr Ritter des Ordens geworden, so erfüllen wir Euren Wunsch. Versprecht Ihr als gottesfürchtiger Mann, die Regeln und Statuten des Ordens zu befolgen?"

„Ich verspreche es."

„Nun so lege ich Euch den Mantel an." — Der Padrino und die beiden Zeugen hängen ihm den Mantel um, er ist schwarz mit weißem Kreuz und Silberquasten, während jener der alten Tempelritter weiß mit rothem Kreuz. — „Er ist ähnlich dem Kleide, das unser Schutzpatron St. Johannes der Täufer in der Wüste zur Buße trug, aus Kameelhaaren gefertigt, damit Ihr ewig Buße thun sollt zur Vergebung Eurer und der Sünden Eurer Nächsten." — Er zeigt ihm das Kreuz. — „Das ist das wahre Kreuz, welches Ihr auf Eurer linken Seite über dem Herzen tragen sollt," — er heftet es ihm an, — „damit Ihr es mit der Rechten vertheidigen könnt. Die acht Spitzen bedeuten die acht Seligkeiten der Bergpredigt, welche den Trägern verheißen werden." — Der Padrino zeigt die Mantelschnur und erläutert die darin enthaltenen Mysterien. — „Wir zeigen Euch diese Schnur, damit Ihr Euch daran des Leidens unseres Herrn Jesu Christi erinnert, welcher für uns am Kreuze duldete. Erinnert Euch, das dies der Strick ist, mit welchem er gebunden ward, und dies die Säule, an welche er gefesselt wurde, und dies deutet auf die Nägel, und dies stellt den Schwamm vor. Und dies endlich ist das Kreuz, an welchem unser Herr für uns den Tod erlitt. Das soll Euer steter Führer sein in allen Euren Unternehmungen, und für alle Zeit Eures Lebens." — Der Padrino schlingt die Schnur um den Hals des neuaufgenommenen Ritters. — „Dies ist Euer Joch, welches, wie unser Herr sagt, sanft und leicht ist, und Euch zum ewigen Leben leiten wird, wenn Ihr es mit derjenigen Geduld und Ergebung tragt, wie ich es von Euch als ehrenhaftem Ritter voraussetze; damit unser Herr Euch gnädig sei in dieser Welt und Euch in jenem Leben Seligkeit von Jahrhundert zu Jahrhundert verheiße. Amen!"

Es ertönte jetzt eine sanfte Musik, der Priester stimmte die vorgeschriebenen Gesänge und Gebete an, und nachdem er geendigt hatte, erhob sich der Ritter, um den Padrino und die zur Feier Geladenen zu umarmen.

Als Alle die Kirche verlassen hatten, fand der Pförtner eine bleiche Frau im Schatten einer Säule niedergesunken. Vielleicht hatte der Fuß des Ritters im Vorbeigehen ihr Gewand gestreift oder die Sammetschleppen der Damen vom Orden St. Johannes des Täufers. Der mitleidige Pförtner hob Candida mit Hülfe einer grauen Schwester, welche die Dame aus ihrem Wagen hatte steigen sehen, in den Wagen, der noch an der Kirchthür hielt. Als Candida erwachte, war sie im Delirium eines hitzigen Nervenfiebers. Sie erholte sich nur langsam, und als hätte die Natur mitleidig ihr Gedächtniß geschwächt, sie erinnerte sich der Scene in der Kirche nur wie einer Vision.

Zwar als sie vollkommen genas und kräftig wurde, kam ihr auch die Erinnerung deutlicher und ihre erste Ausfahrt war nach jener Kirche; sie erkannte das Portal mit dem Malteserkreuz. Candida versuchte eine der Kirchthüren zu öffnen, sie waren alle fest verschlossen, da diese Kirche nur selten und nur für die besonderen Zwecke des Ordens geöffnet wurde; sie versuchte, den Pförtner aufzufinden, es war Alles

vergeblich, da er wahrscheinlich auch nur zu dieser besonderen Gelegenheit hierher kam.

Die Leute in den angrenzenden kleinen Häusern des abgelegenen Stadttheiles, mit ihrem neapolitanischen Dialekt, verstanden sie nicht oder lächelten mitleidig zu ihren verworrenen Fragen.

XVI.

Der Besuv.

Es war ein entsetzliches Unwetter, wie es, gleichsam um den Contrast recht fühlen zu lassen und den Schatten zu dem Licht zu fügen, zuweilen über das schöne Neapel hereinbricht. Das Meer schlug mit wilder Brandung gegen die Mauer, der Regen prasselte hernieder, der Sturm fegte die fallenden Blätter in wirbelnder Flucht die Alleen des Gartens entlang. Es war ein Gebrause, ein Stöhnen, ein Heulen in der Luft, als ob Luft- und Erdgeister sich bekämpften.

Der Regen hatte kleine Seen auf der Straße der Chiaja gebildet, in welchen sich die Flammen der Gaslaternen trübselig spiegelten.

Unter dem niedrigen Balcon einer der eleganten Häuser der Chiaja, welche menschenleer war, während sie an schönen Abenden von Spaziergängern belebt wurde, stießen in dieser Dämmerstunde plötzlich zwei Regenschirme ziemlich unsanft gegen einander. Die beiden Besitzer sahen unwillkürlich einander an und da der Schein der gegenüberstehenden Gaslaternen voll auf ihre Gesichter fiel, so waren dieselben nicht zu verkennen.

„Duca — —“

„Conte — —“

Sie sahen einander erst erstaunt, dann lächelnd, dann fragend, endlich entschlossen an, zu wissen, was den Anderen — —

„Was führt Sie in diesem unangenehmen Wetter hierher, Conte?“

„Und Sie, Duca? Ich bin erstaunt, da Ihre Abneigung vor dem Regen sprüchwörtlich geworden ist. Sie besitzen wirklich einen Regenschirm? Lassen Sie doch sehen; es ist ein achttheiliger Londoner —“ es gab ihm dies Gelegenheit, in die Höhe zu sehen, um nicht den kleinsten Lichtschimmer hinter den Jalousien über dem Balcon zu bemerken.

„Und zu welcher Stunde sind Sie gewöhnlich an dieser Stelle zu finden?“

„O, zu jeder Stunde — komme ich hierher.“

„Zu jeder Stunde,“ murmelte der Conte; „und ich könnte ihn tödten, wenn ich wüßte, ob ich hier, um seinetwillen verschmäht, allein Schildwache stehe.“

Sie machten jetzt Miene, Jeder dem Andern das Trottoir frei zu geben, um weiter zu gehen, aber da Keiner wirklich diese Absicht hatte, so wechselten sie nur, sich um einander drehend, die Stelle.

Der Duca, welcher kein Mann von Redensarten war, wünschte jetzt zu wissen, ob er im Conte, dem er in der Gesellschaft sehr liirt war, einen begünstigten Nebenbuhler besitze, vermuthlich um dann wie die Grands Seigneurs auf unblutige und discrete Weise sich zu verständigen, in einem anderen Falle Gleiches erwartend.

„Und darf man fragen, Conte, ob man oft in solchem Wetter Ihre Geduld auf die Probe stellt?“ fragte er, sich schüttelnd unter der Traufe, welche von den vereinigten Regenschirmen niederströmte.

„Ach — —“ seufzte der Conte, aber so ernstlich und so schmerzlich, daß es in dieser Situation fast komisch war. „Und Sie, Duca?“

„Ach — —“ seufzte dieser, aber ebenfalls ernstlicher, daß es blos als eine Parodie des Obigen hätte gelten dürfen. „Sie sprach Sie nicht, sie empfing Sie nicht? “

„Nie — —!“

„Mich auch nicht — —“ sagte der Duca wie erleichtert. „Sie wird es auch heute nicht. Ich glaube, leichter wäre es, den Schatten der Euridice, als eine Gunst von ihr zu erhaschen. Jedoch ist dies kein Grund, Conte, um nicht morgen unter besseren Temperaturverhältnissen wieder hierher zurückzukehren, jedoch auch keiner, um jetzt nicht zusammen zu soupiren.“

Der Conte, welcher noch einmal unter dem Vorwande, den Himmel zu prüfen, zu den Balconfenstern hinaufgesehen hatte, um wahrzunehmen, daß sie hermetisch verschlossen blieben, mußte die Vernünftigkeit dieses Vorschlags einsehen, und da jetzt Beide wußten, daß sie leider! keinerlei Grund hatten, auf einander eifersüchtig zu sein, gab dieser gemeinschaftliche Gang unter den Schirmen bis zum Restaurant de l'Europe zu einem confidentiellen Erguß Gelegenheit.

„Sie ist diablement attrayante, man kann nicht einmal sagen schön, sie ist unbeschreiblich. Diese schlanke, biegsame Gestalt, diese schwarzen, fließenden Gewänder im Gegensatz zu unseren steif und schablonenhaft aufgeputzten Modepapageien. Dies vornehme und doch so wenig auffallende Wesen — —" sagte der Conte im Tone einer Lamentation.

„Diese Augen —" sagte der Duca mit einer leisen Selbstironie und doch viel bewegter als er merken lassen wollte.

„Diese zarten, weichen, sympathischen und doch so klugen und energischen Züge —"

„Diese Wimpern," sagte der Duca, „dieser Gang, so schwebend, so elastisch, so rhythmisch."

Hier wurde der weitere Gedankenflug der Beiden durch ein unterirdisches Donnern unterbrochen, welches Alles übertäubte, was an diesem schauerlichen Abend von den wilden Naturelementen redete. Die beiden Cavaliere sahen empor in der Richtung des Besuvs, aber sie senkten sofort die Köpfe wieder unter das schützende Dach der Regenschirme, denn ein Aschenregen, der ihnen wie mit feinen Nadeln in die Augen fiel, bewies zur Evidenz, daß der Osservatore auf dem Vesuv Recht gehabt hatte, wenn er einen heftigen Ausbruch verkündigte, während er sonst jedem Reisenden zu sagen pflegte: Siamo in tranquillità, wir sind in Ruhe.

Gleichzeitig sahen sie, daß eine hohe Feuersäule aus dem oberen Krater stieg, unheimlich leuchtend in der finsteren Nacht. Die Söhne Napoli's, groß geworden vom Rebensaft des Vesuvs und an seine Convulsionen gewöhnt, redeten nicht weiter davon, sie bogen ein in die Straße, welche zum Toledo hinaufführt, und naß und durchfroren wie sie waren, fanden sie doch eine sanfte Tröstung, als der strahlend erleuchtete Salon des Restaurant im ersten Stock sie empfing. Sie achteten nicht weiter auf die elementaren Intermezzi zwischen den Gängen, welche in Gestalt kleiner Erdbeben von Zeit zu Zeit die Champagnergläser erzittern machten. Sie waren sehr Gourmands, sehr angeregt, und bei Tisch vollkommen gute Freunde, aber doch Beide keineswegs vergessend und denkend, daß morgen wieder ein Tag käme; nicht tragisch zwar, aber vollkommen ernsthaft, und mit seltsamer Beharrlichkeit beschäftigt, das Bild, welches ihre Phantasie berührt hatte, mit allen Reizen zu schmücken.

Diejenige, welche der Gegenstand dieser Ovationen war, hatte weder von diesen noch von der Scene unter ihrem Balcon die geringste Ahnung. Sie lag im großen matt erleuchteten Gemache auf der Ottomane in jene düstere Träumerei versenkt, welche so gefährlich ist für kranke Herzen, weil sie die praktische Thätigkeit, welche vielleicht heilend wäre, vollständig ausschließt. Candida konnte sich nicht von ihrer Krankheit erholen, das heißt geistig nicht, während ihr Körper, lebensvoll und jung, bereits überwunden hatte. Es war, als ob der eine bohrende Gedanke ihr das Gehirn versenge, sie konnte nichts Anderes denken, als in Bezug auf ihn; Alles, was sie sah und hörte, nahm die düstere Färbung ihrer Stimmung an. Jede Lectüre wurde ihr verhängnißvoll, weil sie zwischen den Zeilen plötzlich ihr eigenes Schicksal las, jedes Zeitungsblatt, glaubte sie, könne irgend einen Fingerzeig für sie enthalten.

Candida hatte noch nicht die Hoffnung aufgegeben, ihn in Neapel wiederzufinden, sie hatte sich wie eine fixe Idee in ihrem Kopfe festgesetzt, wie die unglückliche Frau, welche von der Klippe unablässig auf das Meer hinausstarrt, um das Schiff zu erwarten, das den Gatten wiederbringen soll und das vielleicht schon auf dem Grunde des Meeres liegt.

Dann und wann kamen ihr rettend die Bilder ihrer Kindheit, das grüne Westfalen, oder die wonnigen Tage des Vergessens unter den Palmen der Isola bella; aber fern, fern wie das Glück.

XVII.

Die Nacht der Eruption.

„Vulcans Cyklopen sind los."

Die folgenden Tage brachen mit allen Schrecken der Eruption über Neapel herein, man glaubte wieder die Tage von Pompeji gekommen. Torre del Greco war bedroht, alle die schönen Villen am Fuße des Vesuvs, in welchen die Reichen ihre Villeggiatura halten, und nicht minder alle die blühenden Orte, welche hier den Golf umsäumen.

Die Luft war verfinstert von dem Aschenregen, dessen glühender Hauch einst Pompeji

begrub, der aber, da er die Dächer verbrannte und das Innere der Häuser ausfüllte, die Kunstschätze bewahrte, welche der Hitze widerstehen konnten und uns jetzt den Geschmack jener Zeit so lebendig vorführen; während Herculanum, von einem Lavastrome erreicht, versteinert in das Grab der Zeiten sank. Das Meer, immer in Wechselwirkung mit den wilden Zuckungen des Vulcans, brandete und donnerte, haushohe Wellen werfend und den Schaum wie weiße Nebelberge gegen die Schutzmauer aufspritzend. Der Sturm raste und schüttelte die hohen Bäume wie dünne Reiser, ihnen das welke Laub im Wirbel entführend.

Schwarze Rauchwolken lagerten auf der ganzen Breite des Vesuvs und kaum sank die Dämmerung herab, so sah man die furchtbare Feuersäule, welche zu tausend Metern, so hoch wie der Berg selbst, aufstieg.

Aber dies alles, was das Auge berührte, war doch nicht dem unheimlichen und ganz unbeschreiblichen Schrecken zu vergleichen, welchen die Erdstöße und das unterirdische Donnern hervorbrachte.

Wer einer großen Schlacht beiwohnte, könnte sich unter dem Donnern der Geschütze eine annähernde Vorstellung machen, aber doch nicht von dem Gefühl, so ganz rettungslos den entfesselten Naturgewalten preisgegeben zu sein, da jene durch das Machtwort eines Einzelnen zum Stehen gebracht werden kann. Es war ein Brüllen in der Luft wie jenes der stürzenden Lawinen, aber näher, drohender. Vor der Gefahr, selbst der größten, welche das Auge übersieht, kann man sich noch schützen, vor dem Lavastrom konnte man wenigstens sein Leben, wenn auch nicht sein Eigenthum retten, wohin aber fliehen vor diesem unterirdischen Dämonenheer, welches jeden Augenblick die Kruste der Erde aufreißen kann, um Städte und Menschen und Alles, was lebt, in seine feurigen Arme herabzuziehen.

Selbst die Beherztesten der Bewohner der umliegenden Orte zitterten diesmal, denn warum konnte nicht auch eine Katastrophe wiederkehren wie zu Pompejus' und Nero's Zeit, wo das Amphitheater der stolzen Parthenope mit zwanzigtausend Menschen von einem Erdbeben verschlungen wurde?

Der fünfte Tag der Eruption war derjenige der wildesten Schrecken für Alles, was den Vesuv umwohnte, für Alle die, welche ihre Häuser, ihre Ländereien, ihre Existenz dem furchtbaren Vulcan preisgegeben sahen, der Fruchtbarkeit und Verderben zugleich in seinem Schooße trug. Drei breite Lavaströme, rothglühend, flossen aus drei verschiedenen Kratern vom Berge herab, langsam aber so stetig seine geschmolzenen Metallwogen dahinwälzend, daß die, deren Besitz in ihrer Richtung lag, fast mit mathematischer Genauigkeit berechnen konnten, wann der Feuerstrom sie erreichen werde. Es war kein Entrinnen und sie konnten während dieser Frist beobachten, welche Wirkung seine flammende Annäherung übte. Die Bäume, nur leise berührt, flackerten auf wie Kerzen, die Wälder in Brand steckend, die Wohnungen, die Speicher mit Getreide, die Gehege. Es war, als wenn die Thiere, sonst ihre gewohnte Weide auf dem Vesuv findend, schon von der Berührung des Schwefelhauchs tödtlich getroffen hinfielen. Die Mauern, die stärksten, zerbrachen wie Glas vor den andrängenden Lavaströmen, nichts war stark genug, sie aufzuhalten, nichts Aeußeres, nichts, als das innerliche Erkalten.

Einer dieser glühenden Lavaströme, der breiteste, in stetigem Fortschreiten begriffen, bedrohte Torre del Greco. Von Neapel und Posilippo aus konnte man genau seine Richtung verfolgen und Candida selbst vom Balcon ihres Hauses hatte das schrecklich-schöne Schauspiel vor Augen.

Wenn man selbst an einem unerträglichen persönlichen Schmerz leidet, so hat der Aufruhr in der Natur, oder ein großes gemeinsames Unglück, von dem Alle betroffen werden, etwas Lösendes, es lenkt nothgedrungen ab von dem Egoismus der unausgesetzten Beschäftigung mit sich selbst, und der gewaltige Kampf der Elemente hat etwas so Betäubendes, Ueberwältigendes, daß davor die leisen Klagen persönlichen Wehs verstummen müssen. Candida empfand auch keine Furcht, ja sogar etwas wie Erleichterung, daß so Alles aus den Fugen zu gehen schien wie ihr eigenes Schicksal. Kaum aber drang der Name Torre del Greco an ihr Ohr und die entsetzliche Gefahr, welche ihm drohe, so tauchte plötzlich eine Erinnerung auf. Alfonso hatte diesen Ort als den Stammsitz

seiner Familie genannt und sie hatte einen Brief von seiner Hand nach diesem Ort adressirt gesehen. Eine unerklärliche und unwiderstehliche Macht trieb Candida, die Stätte zu sehen, sie wußte nicht, welche Ahnung sich ihr plötzlich wie eine Gewißheit aufdrängte. Sie hatte bisher das Haus nicht verlassen während dieser Eruption, jetzt war es, als stürzten die Mauern auf sie, sie konnte nicht bleiben und stieg hinab. Eine Luft warm und beängstigend, wie von Schwefeldünsten getränkt, schlug ihr entgegen. In der Richtung des Vesuvs erschien sie fast schwarz, obwohl es noch nicht dunkel war.

Sie versuchte durch den Garten zu gehen, es war unmöglich, der Wind trieb ihr den heißen Aschenregen entgegen, der weit über Neapel hinaus niederfiel, das Meer warf seinen Gischt bis über die Ufer, die Vögel flohen verschüchtert in das Dickicht der Bäume. Candida warf sich in einen Wagen, der Kutscher weigerte sich, zu fahren, aber da sie reichlich gab, willfahrte er ihr endlich. Sie hatte in der Richtung von Torre del Greco lange zu fahren. Es verfinsterte sich mehr und mehr und wurde schrecklicher mit jeder Minute. Angstvolle Gesichter zu beiden Seiten des Weges, Polizeileute, Rettungssoldaten, Wehklagende, die ihre Habe zu retten versuchten. Jetzt hielt plötzlich der Wagen. Ein Beamter trat an den Schlag und bat die Signora auszusteigen.

„Warum?"

„Weil Torre del Greco in dieser Nacht durch einen Lavastrom schwer bedroht wird und es den Carossen nicht erlaubt ist, weiter zu fahren, um nicht den Weg der Rettenden zu hemmen."

Candida konnte nichts Anderes thun, als der Aufforderung folgen, aber in der großen Bestürzung vergaß sie den Kutscher aufzufordern, auf sie zu warten. Sie blieb einen Augenblick, an einen Baum gelehnt, wie betäubt stehen. Ein wildes Brüllen unter ihren Füßen, Donnern wie aus tausend Feuerschlünden in der Luft, ein stechender Schmerz wie von heißen Nadeln im Gesicht, der Vesuv jetzt wie eine schwarze Wand hinter Torre del Greco aufsteigend und unmittelbar über dem Ort der breite, feurige Lavastrom.

Während Candida noch stand, von einem Menschenstrom gehemmt, hörte sie hinter sich einen heftigen Wortwechsel mit demselben Beamten, der sie genöthigt hatte, ihren Wagen zu verlassen.

„Lassen Sie mich meinen Weg fortsetzen; meine Besitzung ist unmittelbar bedroht."

„Ich darf es nicht, Cavaliere," sagte der Officiant. Der Wortwechsel dauerte noch eine Weile, dann trat der Cavalier mit einem Ausruf der Ungeduld schnell auf die andere Seite des Weges und riß mit der Entschlossenheit, zu welcher eine große Gefahr uns zwingt, einem dort haltenden Diener den Zügel seines Pferdes aus der Hand und schwang sich darauf. Jetzt erst konnte Candida das Gesicht des Reiters erkennen, ihr einen Augenblick hell zugewandt. Sie strich sich mit einer heftigen Bewegung über die Augen, als sähe sie im Fieber. Dieses Profil, o Gott — —

Als sie die Augen wieder erhob, war er davongesprengt. Doch konnte sie mit den Blicken in der Gluthbeleuchtung folgen. Denn das Pferd, reizbar und scheu wie alle edlen Pferde und wahrscheinlich von dem Schwefelhauch so geängstigt, daß es witterte, wie bei Brandgeruch, bäumte sich, stieg, biß in den Zügel, wandte sich, um wieder von dem gewandten Reiter herumgeworfen und einige Schritte weiter geführt zu werden. Aber je näher Torre del Greco, desto erschreckender wurde das Toben, das Feuerspeien, der Aschenregen. Der Reiter setzte das edle Thier mit aller Gewalt der Sporen in einen scharfen Galopp, aber nur eine kurze Strecke, dann konnte Candida deutlich erkennen, wie es hochstieg und sich mit dem Reiter überschlug.

Ein Schrei drang von ihren Lippen, sie wollte hin, aber jetzt war der Menschenstrom so dicht, drängte sich so wild in jener Richtung, daß sie nicht mehr zehn Schritte weiter zu machen vermochte; sie mußte sich an einem der Candelaber des Weges halten, um nicht umgeworfen zu werden. Die Angst, die erstickende Luft, es wurde ihr schwarz vor den Augen und sie wußte nicht, wie lange sie so in halber Betäubung geblieben sei, als plötzlich eine Stimme nahe an ihr Ohr schlug. Es war der Duca, der zur gewohnten Stunde an der Riviera di Chiaja Candida hatte in den Wagen steigen sehen und gefolgt war.

Der Schein der Feuersäule fiel voll auf den Sprechenden.

„Signora, es ist gefährlich für Sie an dieser Stelle, erlauben Sie, daß ich Sie an Ihren Wagen geleite."

Schnell aufblickend, war sie im ersten Augenblicke wie elektrisch berührt vom Anblick des Gesichts, welches sich über sie beugte, im zweiten sah sie wohl, daß nur der ganz prononcirte Ausdruck der neapolitanischen Physiognomie sie mit der Aehnlichkeit getäuscht hatte. Sie sah, daß ein feingekleideter Cavalier zu ihr sprach. Die Aufregung ließ sie alle gesellschaftliche Form überspringen.

„Um Gotteswillen, wenn Sie Erbarmen haben, sagen Sie mir den Namen des Reiters, welcher vor uns mit dem Pferde stürzte?"

„Es war Cesare d'Aquino," sagte der Duca, sie voll Erstaunen anblickend.

„Ich suche Alfonso d'Aquino," murmelte sie, „ich weiß, daß seine Besitzung hier liegt."

„Die Familie hat ihre Besitzung hier, aber keiner der Söhne heißt Alfonso."

„Kann ich nicht hin?"

„Unmöglich, ich komme eben von daher. Cesare hatte, weil es für die Wagen verboten ist, zu fahren, ein fremdes Pferd genommen; es hat sich mit ihm überschlagen und er hat den Arm gebrochen. Es war sogleich ein Arzt zur Stelle, der ihm den ersten Verband anlegte. Doch scheint die dringende Gefahr für Torre und die Villen vorüber zu sein. Denn der Lavastrom, der, wenn er seinen Lauf fortgesetzt, unfehlbar sie Alle begraben hätte wie einst Herculanum, steht plötzlich wie erkaltend."

Das Menschengewühl wurde jetzt immer dichter, es war unmöglich hier zu bleiben, ohne sich wirklicher Gefahr auszusetzen. Der Duca bot ihr den Arm. Candida ließ sich halb betäubt fortführen bis an die Grenze, welche den Wagen gestattet war. Sie warf einen Blick nach dem ihrigen, er war nicht mehr da. Dagegen harrte unmittelbar an der Barriere ein anderer.

„Nehmen wir den meinigen," sagte der Duca, aber ohne Galanterie, nur mit der kurzen Art, welche den Italienern eigen ist, wenn eine Gefahr droht. „Wir haben keine Zeit zu verlieren. Der Krater ist tückisch und wirft oft einen Regen von feurigen Steinen und geschmolzenen Metallen aus, der uns unbequem werden könnte."

Er hob sie ohne Weiteres in den Wagen und stützte sie, die halb ohnmächtig zurücksank, wie ein Arzt, ohne sie irgendwie mit Blicken oder Worten zu belästigen. Auch als sie an ihrem Hause anlangten, bat er nicht, sie begleiten zu dürfen, wohl sehend, daß sie vor Allem Ruhe nöthig habe.

Er fragte nur, ob er an einem der folgenden Tage sich nach ihrem Ergehen erkundigen dürfe.

XVIII.

Torre del Greco.

„Wie sie so gut sich gekannt —"

Noch einige wilde Convulsionen des Vesuvs erschütterten in den folgenden Tagen die Bewohner Torre del Greco's, dann hörte er plötzlich auf, ohne erheblichen Schaden angerichtet zu haben, und mit dem dankbaren Gefühl, so unbeschadet einer großen Gefahr entronnen zu sein, lenkte Alles wieder zurück in den Strom der Lebensfreude. Man zählte die Jahre, welche zwischen diesem Ausbruch und jenem von Pompeji, liegen und da es eine genügend lange Reihe schien, so glaubte nun Jeder für seine Lebenszeit den Zuckungen der unterirdischen Cyklopen entronnen zu sein.

Vehement, wie alle Lebensäußerungen im Süden, waren auch die Anstrengungen, den Anblick der Zerstörung zu beseitigen. An Händen ist in dem gesegneten Lande kein Mangel, Hunderte waren sofort thätig, Schutt und Asche wegzuräumen, wo sie in die Besitzungen eingedrungen waren. Das unübertreffliche Institut der Straßenfeger, mit ihrem königlichen Anstand und der ingeniösen Schüppe, welche ihnen erlaubt, den Staub aufzunehmen, ohne sich zu bücken, stellte die öffentlichen Straßen wieder her, und diejenigen, welche in allen Fällen zu rechnen verstehen, freuten sich der neuen Lavabrüche, welche nun auf ihren Besitzungen einst wieder nutzbar gemacht werden könnten.

Dankgebete wurden in den Kirchen gehalten, eine Wallfahrt von Touristen wogte auf der Straße zwischen Neapel und Torre hin und her, Engländer, welche sich an der noch nicht erkalteten Lava die

Cigarre anstecken wollten, und Schaulustige aller Nationen.

Der Himmel von Neapel lachte wieder in tiefer Bläue und aus dem Krater stiegen nur noch schwarze Rauchwolken, auf dem Scheitel lagernd.

Die meisten der Villen können, wenn die Eigenthümer nicht da sind, von den Reisenden besichtigt werden. Es ist eine Art Sinecure der Dienerschaft, welche in Italien mit unbegreiflicher Gentilezza von den Großen ertheilt wird.

Candida wußte nicht, ob sie erreichen werde, was auf dem Grunde ihrer Seele wie eine Hoffnung lag.

Der Wagen führte sie diesmal ohne Hinderniß nach Torre del Greco und, da sie den Namen genau angegeben hatte, bis zu dem Portal der Villa. Sie ließ den Wagen halten und trat ohne Zögern an die Loge des Portiers am Eingange. Der Portier saß unbeweglich auf seinem Sitz, in der Mitte stand ein großer Tisch, auf welchem ein Buch lag, als wenn Fremde sich dort einzuzeichnen pflegten.

Candida fragte, ob das Schloß zu sehen sei? Der Portier schüttelte den Kopf, jedoch ohne im Mindesten verwundert zu sein. „Nein, Signora, weil der Signor Marchese krank ist.“

Candida zögerte. Wenn dies wirklich die Schwelle seines Hauses wäre, auf welcher sie als eine Fremde stand! Sie schauderte. Eine Fluth von noch nicht empfundenen, aber nur desto demüthigenderen, bittren, verzweifelten Gefühlen wogte über ihr Herz. Der alte Mann mochte etwas von der Bewegung auf ihrem Gesichte lesen. Er zeigte auf einen aufwärts steigenden Pfad, unmittelbar neben dem Portal.

„Wenn die Signora versuchen will, diesen Pfad hinaufzugehen, so wird der Gärtner auf das Läuten der Gitterpforte die Signora zu dem höchsten und schönsten Aussichtspunkt des Gartens führen.“

Candida fand Alles, wie er gesagt hatte. Ein herrlicher Garten, hoch aufsteigend, oberhalb des Schlosses, voll Palmen, Pinien, Orangen und Lorbeern und dazwischen herrliche Aussichtspunkte über den Golf bis weit hin nach Sorrent und Milene. An einer der Terrassen mit Bänken und Ruhesitzen blieb der Führer stehen, als ob er sie einladen wollte, sich niederzusetzen und auszuruhen. Sie trat an die offene Galerie der Terrasse, welche scharf abfiel gegen den unteren Theil des Gartens Sie blieb wie angewurzelt stehen beim Anblick, welcher sich ihr bot. Sie konnte den Platz vor den Fenstern des Schlosses übersehen. Die weißen Marmorplatten der Terrasse waren mit einem Purpurteppich belegt, auf welchem ein Ruhebett stand. Auf diesem lag ein Kranker. Es war unmöglich, sein Gesicht zu erkennen, weil das dichte Laub eines Orangenbaumes es verbarg, aber sie konnte bemerken, daß er den rechten Arm im Bande trug. Neben ihm saß, einen weißseidnen Sonnenschirm über ihn haltend, eine alte Dame im fließenden schwarzen Seidenkleide und mit silberweißen Locken. Zwei große Hunde lagen zu Füßen des Kranken. Es war etwas Ruhiges, Vornehmes, Friedliches in dieser fast unbeweglichen Gruppe — für den, der daran Theil hatte. Wenn sie sich täuschte und wenn er es war; blieb sie nicht in beiden Fällen unglücklich?

War es Alfonso, war dies seine Mutter, hatte irgend ein Grund ihn bewegen können, ihr seinen wahren Namen zu verbergen? Und im nächsten Augenblick versank alle Bitterkeit, alle Verzweiflung in dem einen Wunsch, dort unten zu sein an der Stelle, welche, wie sie glaubte, ihr gebührte. Warum durfte sie sich seiner Mutter nicht zu Füßen werfen und ihre Lippen auf die weiße Hand drücken, die in ihrem Schooße lag, und dort allen Kummer ausweinen und vergessen? — Und wie dann; wenn Alfonso sie vielleicht anblickte, wie eine Irrsinnige, weil seine Mutter selbst nicht ahnen durfte, „wie sie so gut sich gekannt — —“

„Seit wann ist der Herr Marchese von der Reise zurück?“ fragte sie endlich mit zitternder Stimme.

Der Gärtner nannte einen Zeitpunkt, welcher nicht mit demjenigen seines Verschwindens übereinstimmte. Candida sah endlich, daß sie nicht länger bleiben dürfe — von Neuem alle Qual der Ungewißheit mit sich forttragend.

Candida hatte seitdem öfter die Besuche des Duca empfangen aus dem einzigen Grund, um von ihm, soweit dies mit der größten Vorsicht geschehen konnte, Erkundigungen einzuziehen. Und dann

haben die Männer der vornehmen neapolitanischen Gesellschaft den angenehmsten und feinsten Tact; eben so leidenschaftlich wie sie sind, eben so fein verstehen sie, wenn sie in dieser Richtung nichts zu hoffen haben. Aber sie hören deshalb nicht auf, sich für die Persönlichkeit der Frau zu interessiren, wenn dieselbe wirklich einmal ihre Phantasie berührt hatte, und sie entwickeln gerade dann oft einen Zauber von Liebenswürdigkeit, der vielleicht größer ist als jener der Leidenschaft. Der reine Typus seiner Schönheit erinnerte sie mehr als je an Alfonso, aber mit neuen Pulsen, mit noch intensiveren Empfindungen. Jetzt fühlte sie, daß sie selbst unter diesem Himmel, dieser Sonne, dieser Schönheit wie neu geboren sei, mit neuem Blut, mit neuen Sinnen, mit neuen Augen, um alle die Schönheit zu sehen, die sie umgab, daß sie in Alfonso, in seiner Schönheit und in seinem Wesen zugleich den ganzen Zauber Italiens geliebt hatte und daß jetzt bewußt dieses Gefühl zur höchsten Potenz sich steigere.

Der Duca kam öfter am Morgen, nachdem er bereits einige Zeit seinen schönen Araber sich hatte vor ihren Fenstern tummeln lassen. Sie lauschte zerstreut seinen Worten.

„Haben Sie keine Nachricht von Cesare d'Aquino?" fragte sie endlich.

„Cesare? Er ist hergestellt und nach Rom abgereist."

Nach Rom — das Wort traf sie wie elektrisch, der Entschluß ihrer Abreise stand sogleich fest.

„Ich reise morgen nach Rom," sagte Candida.

Die Bestürzung malte sich auf seinem Gesichte. Zu discret zu fragen, bot er ihr seine Begleitung an. Sie mußte sie ablehnen und doch fühlte sie dankbar, wie liebenswürdig dies sei und wie gütig, da er zwar ihr Geheimniß nicht kannte, aber doch wußte, daß eine nicht zu verbergende Neigung sie ganz beherrsche.

„So gewähren Sie mir die letzte Gunst, Signora, eine Spazierfahrt am Meere mit mir zu machen. Das letzte Bild Neapels an diesem wundervollen Morgen wird Sie wenigstens zuweilen an uns erinnern." Candida, immer im höchsten Grade empfänglich für die Schönheit der Natur, willigte ein und sie fuhren hinein in die blaue Pracht.

Warum giebt man sich die Mühe, in die blaue Grotte von Capri zu schiffen, ist nicht der ganze Golf an einem solchen splendiden Morgen eine Azurgrotte, weit großartiger und schöner als jene? Das Meer tief stahlblau, leise gekräuselt, sich hebend und senkend, rhythmisch bewegt; darüber der Himmel in hellerer Bläue, durchsichtig klar und rein. Am nördlichen Rande die phantastische Gestalt der Insel Capri, in einem dunkleren Blau vom Himmel sich scharf abzeichnend und rund umher in unendlichen Abtönungen, Blau in Blau, die Berge von Sorrent und der Vesuv. Candida war wie geblendet von dem Anblick. Sie stiegen endlich aus dem Wagen hinunter bis zum Ufer, wo unmittelbar die Wellen das Ufer bespülen. Sie gingen eine Weile auf dem feinen Kies hin, so nahe am Meere, daß die Füße vom weißen Schaume wie schmeichelnd benetzt wurden, und sie ruhten endlich auf den Bänken, welche die Fischer dort aufgestellt hatten. Die Luft war rein wie Krystall und während Candida, sie entzückt einathmend, ihre Blicke über den blauen Spiegel gleiten ließ, ordnete der Duca, von Kindheit an an alle diese blaue Herrlichkeit gewöhnt und praktisch wie alle Italiener, auf dem ländlichen Holztisch vor ihnen, was das Meer hier bot und was die Fischerknaben mit ihren nackten Füßen, wie dem Meer entsteigend, auf gehobenen Händen brachten; die Auster in ihrem dunkelbraunen knorrigen Kleide, die Muschel, die dunkelrothen Seesterne, die glänzenden Silberfischchen und dazu goldgelb und duftend die Citrone und den purpurglühenden Wein von Capri.

XIX.

Rom.

Die Fuchsjagd in der Via Appia.

Neapel ist erheiternd auch für das trübste Gemüth, weil die Ueppigkeit seiner Umgebung, seiner Farben, seiner Lebensformen die Gedanken und das vegetative Leben mit allen Pulsen zu einer höheren Lebenswärme stimmt.

Rom dagegen hat nichts von diesen Reizen; es ist zu groß, um heiter zu sein. Es faßt den Gedanken in allen seinen Tiefen

und giebt dem Geiste Normen, Begriffe und Bilder aller Culturen, aller Zeitepochen, welche ihn erweitern, aber zuerst verwirren und überwältigen.

Für Candida kam hier noch ein neues Moment hinzu, Rom war der Ort ihrer Geburt; hier also hatte dieses Dasein begonnen, welches so früh alle Wonnen und alle Qualen des Erdendaseins und des Frauenlebens durchfühlen sollte. Hier hatte ihr junger Sinn vielleicht die ersten Eindrücke aufgenommen, welche gerade diesem Manne die unwiderstehliche Macht über sie gegeben hatte. Sie sah Rom, sie sah die Orte, von welchen ihr Vater ihr gesprochen, sie kniete in der Sixtinischen Capelle vor dem Andenken ihrer Eltern, ihrer schönen italienischen Mutter, die für sie nur ein Traumbild war, aber die sie — nun den stolzen Typus der römischen Damen kennend — im Geiste sah. In schwarzem Gewande, mit dem Spitzenschleier auf dem üppigen Haar, Gebetbuch und Fächer in den weißen Händen und nicht fern von ihr die ritterliche Gestalt ihres Vaters, wie er auf dem Bilde im großen Saal ihres Schlosses hing, jung mit aller stählernen deutschen Jugendkraft und erglühend für die schöne Römerin, deren erwiedernde Liebe ihr das Dasein geben sollte. Ach! — warum hatten sie ihr das verhängnißvolle Erbtheil ihrer heißen Herzen hinterlassen — — „die abgrundtiefe Fähigkeit für Liebe —". Kaum zum Denken erwacht, war sie ihrer geheimnißvollen Macht verfallen und hier in dieser Unendlichkeit der Eindrücke, wie verloren im Universum, wo in den ersten Tagen auch nicht ein Hoffnungsschimmer ihr aufgehen wollte, war ihr, als sei der Tropfen des Glückes untergegangen in dem Meere des Elends, das sie tiefer und tiefer in seine Wogen riß. Zuweilen kam ihr der Gedanke wie mahnend und rettend, nach der Isola bella zurückzukehren, wo die süßen, rosigen Lippen ihr lächelten — sie konnte nicht. Sie wußte, daß es keine Tröstung für sie gab, keine als die, ihn zu finden. Dachte sie nicht an die Möglichkeit einer schweren Schuld, die er gegen sie hatte? Die echte Liebe hat keinen Stolz, sie duldet, aber sie richtet nicht. Sie dachte an eine Fatalität, an ein Verhängniß, aber sie klagte ihn nicht an, sie beweinte ihn und sie sehnte sich nach ihm.

Hier aber fühlte sie zuerst, daß ihre Kräfte sie verlassen wollten. Diese langen finsteren Nächte auf einsamem Lager, diese unendlichen Stunden des Tages immer hinausstierend von ihrem Altan auf das antike Forum, auf die drei Säulen, auf den Trajansbogen, auf die Ruinen der Kaiserpaläste und das Colosseum. Halb der Zufall hatte gewollt, daß sie hier wohnte, auf der Höhe des Capitols. Wo sonst die höchsten Urtheilssprüche und Triumphe des römischen Lebens sich vollzogen, sind jetzt Wohnungen für Fremde zu vermiethen. Aber für sie war es eine unglückliche Wahl gewesen. Denn ein Gemüth, schon leidend, schon verdüstert, erstarrt an dieser stummen gewaltigen Größe der Vergangenheit.

Candida fühlte wie ein Mittel der Selbstrettung, daß sie die Gegenwart suchen müsse, die Bilder des Lebens, um sich vor den Schatten zu schützen, die hier aus den Palästen, aus den Tempeln, aus den Ruinen aufstiegen. Sie fuhr nach dem Pincio, sie durchirrte alle Galerien, ach! und sie fühlte, daß nicht die gemalten, daß immer nur eine lebendige Gestalt es war, welche sie suchte und — nicht fand. Welche Ermattungen, welche Täuschungen! Candida hatte eines Tages ihren Wagen verlassen und ging zu Fuß über den spanischen Platz, die Via Condotti entlang. Schon öfter hatte sie in dieser Straße den Palazzo bemerkt, welcher über dem Portal das Kreuz von Malta trug. Aber dies war es nicht, was heute ihre Aufmerksamkeit fesselte, es war eine Anzeige in dem großen Schaufenster des weltbekannten Restaurateur Spillmann: die Fuchsjagd in der Via Appia.

Candida erinnerte sich plötzlich, daß Alfonso ihr einmal von den Fuchsjagden erzählt hatte, welche die Engländer und der aristokratische Jagdclub von Rom alljährlich veranstaltet und wie er, als ein leidenschaftlicher Jäger, noch in der Erinnerung an dieses seltsame Vergnügen sich erfreut hatte.

Es war der morgende Tag, Candida war augenblicklich entschlossen, hinauszufahren. Sie zog genaue Erkundigungen über Zeit und Stunde ein; von der unerklärlichsten Unruhe getrieben, konnte sie kaum den nächsten Morgen erwarten.

Sie war zur frühen Stunde bereit,

selbst seltsam berührt von der originellen Idee der Jäger, das Vergnügen des englischen Sport in die antike Gräberstraße zu verlegen und die reichen und schönen Repräsentanten des high life der Gegenwart auf den Gräbern der Horatier und Curatier, des Quintilius und des Cotta jagen zu sehen.

Rendezvous — Grabmal der Cecilia Metella. Wie sonderbar das klang, fast wie eine Blasphemie und doch der Originalität wegen interessant.

Candida fuhr im geschlossenen Wagen, immer von der größten Scheu geleitet, aufzufallen oder bemerkt zu werden.

Aber sie konnte durch die großen Glasscheiben ihres Wagens zu beiden Seiten das seltsamste Schauspiel übersehen, welches sich jemals ihren Augen geboten hatte.

Der Morgen war grau, wie er zur Campagna und zu der Gräberstraße paßt. Durch den Triumphbogen des Titus, an den Ruinen der Kaiserpaläste, den Bädern des Carracalla vorüber, hinaus in die Campagna. Braun dehnt sie sich hin bis zum Albanergebirge, und die langen Bogenreihen der römischen Aquaducte, malerisch, oft lange Strecken unterbrochen, von Epheu überrankt und immer in Bruchstücken oder in langen Reihen wieder auftauchend, durchziehen sie vom Gebirge bis zur Stadt.

Endlich die ersten Monumente der Via Appia. Der Wagen rollt auf dem aufgedeckten antiken Pflaster der römischen Gräberstraße und zu beiden Seiten beginnen nun die Denkmäler der römischen Staatsbürger, oft mit langen Inschriften und bekannt klingenden Namen, oft nur mit den Reliefporträts der hier Ruhenden; oft nur ein Sockel, ein Stück der Umfassung, oder ein Haufen Marmorblöcke.

Eher einer Festung als einem Grabdenkmal gleich, jenes der Cecilia Metella, rund wie die Engelsburg und kolossal. Hier sollte das Rendezvous und der Aufbruch der Jäger stattfinden, aber Candida's Wagen kam trotz ihrer Berechnung, der langen Fahrt wegen, zu spät. Die Jagdgesellschaft war bereits fort und konnte muthmaßlich erst gegen Mittag wieder zurück sein. Hier dagegen hatte die bunteste Scene sich ausgebreitet. Da nur wenige Damen sich zu Pferde den Fuchsjägern angeschlossen hatten, so waren die Fremden und die Damen der hohen römischen Aristokratie hier zurückgeblieben und in langer Reihe die Gräberstraße entlang standen die eleganten Carossen mit Wappen an den Schlägen und galonirten Bedienten auf dem Bock bis zu dem Fiacre mit grämlichem Pferde und der Touristin darin, im wunderlichen Reiseaufzuge.

Gegenüber dem Grabmal auf dem freien Platze, von wo man die ganze Ausdehnung der Via Appia bis zum Albanergebirge übersehen konnte, hatte Spillmann, der Restaurateur, seine Zelte aufgeschlagen, um für die zurückkehrenden Herren alle culinarischen Genüsse zum Jagdfrühstück vorzubereiten, und vielleicht an derselben Stelle, wo einst die Todtenmahlzeit für den römischen Staatsbürger Cotta gehalten worden war, prüften nun die Herren Spillmann's Delicatessen, Jeder den Göttern eine Libation bringend, daß er es nicht sei, für welchen die antiken Köche das Todtenmahl bereitet hatten.

Während im Zelte die Tafel für die zurückkehrenden Cavaliere geschmückt wurde, benutzten die Diener und Kutscher die Zeit, um auf den Grabdenkmälern zu frühstücken, ihre Kastanien in dem Ofen zu braten, wo in altrömischer Zeit die Leichen verbrannt wurden, und ihren Falernerwein und ihre Salami unehrerbietig vor den Reliefköpfen der römischen Bürger in der Toja auszupacken.

Dazwischen standen, ebenfalls frische, grüne Sprossen aus der Hand ihrer Herren frühstückend, die zurückgebliebenen edlen Rosse und die Koppeln der Jagdhunde, welche zu viel gewesen waren, um die armen Füchse zu jagen, von welchen man stark des Glaubens war, daß sie hier nicht wild hausten, sondern für diesen Tag eingefangen und losgelassen wurden.

Die Lorgnetten der Damen waren consequent nach der Richtung gerichtet, wo man nichts sah. Die Jagd schien sich sehr weit entfernt zu haben und vor drei Stunden nicht die geringste Aussicht zu sein, daß sie zurückkehre.

Candida fühlte sich bald ermüdet von dem bunten Treiben und dachte an einem einsameren Ort die Rückkehr abzuwarten. Sie kehrte in ihrem Wagen bis zur Grotte der Nymphe Egeria zurück, welche sie im Vorüberfahren schon gesehen und die sie lebhaft angezogen hatte.

Sie ließ den Wagen halten und trat in das Heiligthum. Einst empfing hier die Nymphe den König Numa Pompilius, den gütigen und sanften Herrscher, der von ihr die Lehren der Weisheit begehrte. Vielleicht war ihre Schönheit ihre Weisheit, wer weiß es? — Oder trank sie aus dem heiligen Quell, der hier sprudelt, Inspiration und Weissagung?

Candida saß lange, lange am Rande des murmelnden Quells, sie hatte einen Moment jener tiefen Ruhe, welche uns überkommt, wenn wir uns in die naive Größe antiker Anschauung versenken.

Aber der erste Laut von außen riß sie wieder voll hinein in die Gegenwart. Sie trat hinaus und ging langsam dem Grabmal der Cecilia Metella zu, der Wagen folgend. Das Bild von vorher hatte jetzt eine andere Gestalt genommen, die Jagd sollte zurückkehren, Alles stand erwartungsvoll. Die königlichen Wagen waren nun unter dem Grabmal der Cecilia aufgefahren, da die Prinzen und hohe fürstliche Gäste die Jagd begleitet hatten.

Der Eingang des Frühstückszeltes war jetzt weit geöffnet, die Kellner in weißen Cravatten und mit ihren Servietten unter dem Arme standen davor. Die Frühstückenden haben sich vom Boden erhoben und sind an ihrem Posten. Die Damen, von langem Warten ermüdet, rücken sich in ihren Wagen zurecht und nehmen ihre Lorgnetten zur Hand.

Dann und wann taucht jetzt, nah und fern, einer der rothen Fuchsjäger zwischen den Grabdenkmälern auf und kein sonderbarerer Contrast läßt sich denken. Noch grauer und ernster stehen sie in unabsehbarer Reihe da, wenn jetzt die eleganten Reiter und Pferde sich zwischen ihnen tummeln. Die ersten Fuchsjäger springen vom Pferde. Sie haben sich Alle der Mode des englischen Sport gefügt, zur Fuchsjagd scharlachrothe Röcke mit goldnen Knöpfen anzulegen, die weißen Escarpins von Leder, die Stulpstiefel, den schwarzen hohen Hut und die lange Reitpeitsche.

Jetzt zeigte sich in der Via Appia in langer Reihe der ganze Zug der rückkehrenden Fuchsjäger. Candida im geschlossenen Wagen konnte Alles übersehen, ohne bemerkt zu werden. Sie folgte mit fieberndem Auge den Bewegungen des Jagdzuges. Ihre Hand zitterte so, daß sie kaum ihr Glas zu halten vermochte, es war als lege sich ein Schleier über ihre Augen, für eine Weile sah sie nichts. Aber sie stierte wieder hinaus; die Jäger näherten sich jetzt, man konnte die Einzelnen erkennen. Voran sprengte der Prinz und neben ihm — o Gott — tausend Augen hätten es ihr nicht deutlicher zeigen können — ritt Alfonso, trotz des rothen Anzuges und der fremden Umgebung diesmal über alle Täuschung erhaben. Candida sank zurück in den Fond des Wagens und schloß die Augen, sie war wie außer sich. Sie wollte hinausstürzen, aber trotz ihrer Aufregung sah sie sogleich die Unmöglichkeit einer so extravaganten Scene, welche vielleicht Alles für sie in Frage gestellt hätte. Der heiße Kampf, welchen sie mit sich selbst kämpfte, wurde durch die rasche Handlung der Anderen beendet. Der Prinz und die Herren seines Gefolges sprangen vom Pferde, Diener standen bereit, ihnen die rothen Jagdröcke mit dunklen zu vertauschen und dann, während die anderen Cavaliere nach dem frischen Ritt vermuthlich mit sehr gutem Appetit in das Frühstückszelt traten, bestieg der Prinz mit seinen fürstlichen Gästen und einzelnen Herren seines Gefolges, unter welchen Alfonso, schnell die bereitstehenden Wagen und fuhr nach Rom zurück.

Candida's Wagen, zurückgeblieben hinter jenen der übrigen Damen, war der einzige, an welchem sie vorüberfahren mußten und in diesem Moment, wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, sahen sie, erkannten sie einander — und waren einander entschwunden.

XX.

Unter den Ruinen des Forum.

Candida kam wie betäubt in ihrer Wohnung an. Das erste Gefühl, welches sie gehabt hatte, war ungestüm, volle ungetheilte Freude, ein Entzücken, ein Delirium! Aber ach — die Minuten vollkommenen Glücks verschwinden wie die Purpurwolken des Abends. Schon die Nacht, der folgende Morgen bedeckte ihr mit düsterem Schleier das erste selige Erzittern und bittere Tropfen fielen in den Nektar.

Es war seltsam, so lange sie ihn verloren glaubte für sich, war nie ein Zweifel an ihm in ihr aufgestiegen; nur das Schick-

sal hatte sie angeklagt, welches sein drohendes Schwert zwischen sie gelegt hatte. Jetzt, wo sie ihn wieder sah, anscheinend heiter, glänzend, in vornehmer Umgebung, kam ihr ein Gefühl der Angst, des Verlassenseins, der folternden Zweifel an seiner Handlungsweise. Die Tage, welche folgten, waren sehr unruhige für Rom. Die hohen Gäste waren noch da, man hatte geflaggt, es strömte von Fremden und Schaulustigen durch die Straßen. Am Abend sollte eines der seltensten Schauspiele stattfinden, die Illumination des Colosseum und des antiken Forum. Candida hatte das Haus nicht verlassen, am Fenster stehend, hinaus blickend in der Richtung, wo sein Wagen verschwunden war, erwartete sie — ihn — ihn — ihn — und wie sollte er sie finden? Konnte nicht der Zufall seinen Blick auf sie gerichtet, und das Entzücken der eigenen Empfindung sie über den Ausdruck seines Gesichts getäuscht haben? Warum hatte er seinen Wagen nicht halten lassen, wenn er sie erkannte? Aber sie überlegte, daß er im Wagen des Prinzen sich befand und daß tausend Rücksichten ihn zwingen konnten zu einer Handlungsweise, die er vielleicht nicht wollte. Sie machte Pläne, von dem einfachsten bis zum extravagantesten, immer zitternd und zusammenschauernd, wenn ein Fußtritt sich im Vorzimmer hören ließ, mit fieberndem Auge die Vorübergehenden und Fahrenden verfolgend, keinen Augenblick ruhig, keinen Augenblick losgelassen von dem fiebernden Gedanken.

Alfonso — Alfonso — die Liebe ging wie ein Sturm über das Herz der gequälten Frau, sie drückte die Hände gegen die wogende Brust, als ob sie fürchte zu ersticken, zehntausendfältig erhöht erschien ihr Alles, was sie empfand; als sei sie eben aus der Kindheit in das volle Gluthempfinden der Frau getreten.

So oft sie hinausblickte, kehrte sie trostloser zurück, nichts sah sie als immer nur die Arbeiter, welche auf dem Forum die Vorbereitungen zur Illumination trafen und vor den Ruinen der Kaiserpaläste den Balcon für die königlichen Gäste mit Purpurdecken behingen. Es dämmerte, der Abend näherte sich. Candida's Zustand steigerte sich zu einer so krankhaften Aufregung, daß sie ihrer Sinne nicht mehr mächtig war.

Der Diener zündete die Lampe im Salon an, er öffnete die Thüren des Speisesaals, er zündete die rothgedämpfte Lampe in ihrem Schlafgemach an und fragte nach den Befehlen seiner Herrin. Sie hatte keine zu geben.

Das Forum lag noch dunkel, nur in der Nähe der Laternen konnte sie das Menschengewühl erkennen, welches heranströmte, um dem Schauspiel zuzusehen. Das Geräusch drang wie Murmeln von Meereswellen zu ihr hinauf, die Musikbanden begannen zu spielen. Jetzt füllte sich der Balcon für die königlichen Gäste mit dunklen Gestalten. Zwei Raketensalven verkündeten den Anfang der Illumination. Die dunklen Wölbungen, die Bögen und Oeffnungen des gigantischen Amphitheaters des Flavius fingen an sich langsam zu färben im bengalischen Licht, vom Weiß bis zum brennenden Purpurroth und zu dreien Malen erschienen die ungeheuern Contouren des Colosseums in dieser Beleuchtung. Tausende unten standen stumm vor der Majestät dieses Anblickes, der vielleicht in der Welt seines Gleichen nicht hat, und erst als von dem gigantesken Monument des alten Roms nun plötzlich die splendiden und majestätischen Farben des neuen Italiens leuchteten, brach aus tausend Kehlen ein einstimmiger Jubel; als wenn sich ihnen in diesem grandiosen Anblick der Traum so vieler Generationen und so vieler Märtyrer erst realisirte.

Noch einmal verwandelte sich die Tricolore in ein einziges Purpurroth und dann plötzlich war Alles wieder im Dunkel. Candida, schon phantastisch erregt, glaubte nie etwas so Gewaltiges gesehen zu haben. Es hielt sie nicht in den engen Räumen ihres Zimmers, die Luft erstickte sie und betäubte ihr fast die Sinne.

Sie ließ den Diener folgen und stieg hinab auf das Forum. Auf einem Mauervorsprung vor dem Bogen des August konnte sie das Forum frei übersehen und die Majestät des Anblickes genießen, welche sich jetzt vor ihr ausbreitete. Von Neuem ertönten die Raketensalven und jetzt erleuchteten sich in dreifarbigem Licht die massigen Wölbungen der Basilica des Constantin, der Tempel Antonins und der Faustina, die drei Säulen der Grecostasi, das römische Forum, die Säulen des

Tempels der Concordia und endlich das Capitol, auf dessen höchster Höhe in funkelnd blendendem Licht der Stern Italiens glänzte.

Candida war in diesen Anblick, welchem Tausende und Tausende zusahen, wie verloren. Endlich wollte sie die Brüstung verlassen, um zu gehen, als sie sah, daß die Menge sich hier gedrängt habe und sie noch warten müsse. Sie fühlte sich geschützt, drei Schritte vor sich sah sie den Diener und dicht neben ihr lehnte ein Cavalier auf der Brüstung, den sie vorher nicht bemerkt hatte. Die Menge drängte sich jetzt heftiger, Candida konnte nicht zurücktreten und mußte bleiben wo sie war. Jetzt erglühten die wundervollen Ruinen in purpurrothem Licht, ein rother Glanz fiel auf das Gesicht des Unbekannten und beleuchtete es voll. Candida erzitterte wie eine Mimose. „Alfonso —“ sagte sie wie im Fiebertraum. — — Bei diesem Laut wandte sich der Cavalier voll zu ihr, ein leiser Ruf entfloh seinen Lippen, ein Arm legte sich um sie und trug sie fort aus dem Gewühl bis zu den Treppenstufen des Campidoglio.

Candida — Alfonso — das war, was ihre stammelnden Lippen hervorzubringen vermochten.

Das Forum lag jetzt wieder im Dunkel, auf der Höhe der Treppe glänzte der milde Schein ihrer erleuchteten Fenster, sie zog ihn sanft mit sich fort, Beide ohne zu reden, nichts denkend, nichts fühlend als die Wärme ihrer Hände, welche wieder vereinigt in einander lagen.

Erst als sie in ihren Salon eingetreten waren, so mild beleuchtet, so traumhaft still nach dem Gewühl da unten, löste sich Candida's Aufregung in einen Strom von Thränen. Sie sank in einen Sessel, Alfonso zu ihren Füßen, das Gesicht in ihrem Schooß verbergend.

XXI.

Candida war es, welche zuerst erwachte. Die Frau findet in den stärkeren Impulsen des Herzens unmittelbarer den Uebergang und die Versöhnung für ein Unerklärtes. Das Gefühl der unermeßlichen Freude drängte jedes andere zurück, jeden Gedanken, jeden Vorwurf, jeden Zweifel, sie sah durch den Schleier der Thränen entzückt zu ihm nieder, ihre Hände berührten zitternd sein duftiges Haar, sie hob den angebeteten Kopf zu sich empor und drückte wie außer sich die Lippen an seine Stirn. Die Wärme seines Athems durchrieselte sie wie ein elektrisches Fluidum, das sie vom Tode erweckte, sie bebte in seinen umschlingenden Armen. Alfonso zog sie endlich mit sich empor und richtete seinen Blick voll und fragend auf sie. Sein Gesicht war sehr bleich und sehr ernst, seine Augen schimmerten feucht, seine Lippen bebten.

„Kannst du mir verzeihen, Candida?“ Sie schloß ihm den Mund mit ihren blühenden Lippen.

„Nur heute noch keine Erklärungen, heute noch nicht,“ stammelte sie.

Aber es war, als ob er ihre Zärtlichkeit nicht ertragen könne vor dem erlösenden Wort.

„Kannst du mir verzeihen, Candida?“ fragte er wieder wie verzweifelt.

„Ich kann Alles verzeihen, nur das Verlassen nicht —“ sagte sie.

Ein schmerzliches Lächeln glitt über seine Züge so schmerzlich, als wollten darin alle Leiden seiner Seele sich lösen. Candida sah es und nicht Thränen, nicht Bitten, nicht Betheuerungen hätten sie so tief überzeugen können, daß er wie sie den bitteren Kelch des Leidens bis auf den Grund getrunken.

Es war ein ernster, stummer, erschütternder Austausch, beredter als in Worten und doch sich scheuend den Taumel der ersten Stunden zu zerstören. Was er auch gegen sie verbrochen haben mochte, es schien Candida, als ob die Seligkeit des Wiederfindens mit allen Qualen der Hölle nicht zu theuer erkauft wäre. Immer von Neuem zog Alfonso sie an sich und ließ den Blick voll an ihr niedergleiten. Sie war frauenhafter geworden, die fast zu zarten jungfräulichen Contouren ihrer Gestalt hatten sich gerundet, waren voller, weicher, sie war aufgeblüht unter Italiens Himmel. Er hatte die schwellende Knospe geküßt, jetzt hielt er die volle üppige Rose an seinem Herzen. Der Sturm der Liebe ging über sie dahin, für sie berauschend, weil sie an ihn glaubte, für ihn gemischt mit heißer Qual — für sie alle die verschwiegene und keusche Seligkeit, welche es für ein Frauenherz giebt, in den Raum

einer Stunde drängend, — für ihn unter der Last des Geheimnisses und der Schuld wie am Rande des Abgrundes stehend.

Die Stunden schwanden wie Augenblicke, es schlug Mitternacht, Alfonso erhob sich.

„Du willst gehen, Alfonso?“ sagte sie wie ungläubig zu ihm aufblickend.

„Ich muß, Geliebte, ich kann nicht bleiben, hier nicht.“

„Du kannst nicht?“ sagte sie erröthend, „bist du nicht mein Gemahl?“

Alfonso sah sie wieder an mit jenem schmerzlichen Ausdruck, der sie vorher so tief erschüttert hatte.

„Ich bin es vor Gott,“ sagte er „aber es muß vor der Welt ein Geheimniß bleiben, bis ich einen verschwiegenen Fleck Erde gefunden habe, wo wir unser süßes Glück verbergen können. —“

„Isola bella —“ murmelte Candida, aber die weiteren Worte erstickten in Thränen.

„Sei stark, sei muthig, meine Geliebte, morgen sollst du Alles erfahren. Aber vor deinen Vorwürfen wie vor deinen Thränen würde mir das Wort auf den Lippen erstarren. Ich brauche den Trost deiner Augen, deiner Güte, deines milden Wortes; denn ich habe gelitten, Candida, wie kein Wort es auszudrücken vermag — da allein ist die Sühne für meine Schuld.“

Er küßte sie heiß, ihre Arme sanken wie erstarrt herab und die Thür hatte sich hinter ihm geschlossen.

Candida's Augen hafteten wie irre auf der Stelle. — — Sie fühlte einen scharfen Schmerz, fast körperlich, wie wenn Jemand ihr einen Dolch ins Herz gedrückt hätte. — Schuldig?? — So unschuldig, so gläubig, so ganz blind war sie gewesen, daß erst jetzt die Ahnung von der entsetzlichen Möglichkeit vernichtend auf sie fiel.

Sie war so wenig vertraut mit den Verhältnissen der realen Welt, daß jetzt vergrößernd, ungemessen eine betäubende Angst sie erfaßte.

Arme Candida! Sie, für die Liebe geschaffen, nichts von der Welt verlangend als das einzige Glück, ihn zu besitzen, den Gatten ihrer Wahl, ihrer ersten und einzigen Liebe, für ihn zu leben, ihm sich hinzugeben, ihm bis in den Tod — hineingestürzt in ein Meer der Zweifel, der Schmerzen.

Arme Candida! Mit allen Glücksgütern, mit Allem, was vor dem Ansehen der Welt gilt, gesegnet; Freiherrin ihrer Person, ihres reichen Besitzes, ihres edlen Namens, ihres Vermögens, jung an Jahren und so völlig unabhängig wie selten ein Weib; konnte sie mit dem Allen das Eine nicht erkaufen: vor der Welt seine Gattin zu sein? War nicht das ärmste Weib aus dem Volk beneidenswerth neben ihr? Immer klarer stieg die Ahnung dessen vor ihr auf, was sie morgen aus seinem Munde hören solle, immer höher thürmten sich vor ihren erschütterten Nerven die Hindernisse, die Kämpfe, die Schrecken und ach! die entsetzliche Möglichkeit, ihn noch einmal zu verlieren — — Nein! — hier stockten plötzlich ihre Thränen und sie faltete die Hände ruhig in ihrem Schooß wie Jemand, der einen Entschluß unwiderruflich gefaßt hat. Bevor sie eine neue Trennung ertrüge, wollte sie sterben.

XXII.

Cesare d'Aquino.

Das, was Candida nach und nach in den folgenden Tagen erfuhr, unterbrochen von tausendfältigem Ausdruck der Gefühle und des Wiedersehens, unterbrochen von den leidenschaftlichen Erinnerungen Alfonso's selbst bei der Erzählung seiner stürmischen Vergangenheit, das geben wir zusammenhängend nach der Erzählung aus seinem Munde.

Alfonso Cesare d'Aquino war der zweite Sohn des Marquis gleichen Namens, welcher, einer der ältesten Familien Neapels angehörend und sehr einflußreich, das Amt eines Kanzlers des Königs Ferdinand bekleidet hatte.

Cesare hatte einen Theil seiner Jugend in Palermo zugebracht, wo er mit dem Sohne der sicilianischen Prinzessin Grimaldi, welche die beiden Knaben zärtlich liebte, erzogen worden.

Nach Neapel zurückgekehrt, war für ihn Vieles verändert und die alten Verhältnisse in vollständiger Gährung.

Wahrscheinlich hat sich die Macht und der Reichthum der hohen Aristokratie in Neapel so intact erhalten, weil Titel und Güter immer nur auf den ältesten Sohn übergehen wie in England.

Für die übrigen Glieder der Familie

ist durch besondere Legate gesorgt und sind sie nicht bedeutend genug, so pflegen die zweiten und dritten Söhne Dienste in der Armee zu nehmen, oder die höheren Kirchenämter zu bekleiden; fast der gesammte hohe Klerus Roms gehört der ersten Aristokratie des Landes an. Der Marquis d'Aquino war gestorben, der älteste Sohn hatte das Marquisat und den Besitz der Güter angetreten, der elterliche Palast in Neapel war von ihm bewohnt, und obwohl dort die Familien fast stets unter einem Dach vereinigt bleiben, hatte der junge Cesare, lebhaften Geistes und von äußerst reizbarem Gefühl, den Wunsch, sich eine eigene Stellung zu schaffen. Da er zum kirchlichen Beruf wenig Neigung fühlte, da seine Familie vielfach dem Hofe und der königlichen Familie attachirt war und durch die ersten Thaten Garibaldi's der Thron der Bourbonen bedroht schien, nahm er Dienste in der Armee des Königs Franz. Ohne Sympathie für diesen persönlich zu haben, war es mehr ein Act der Bravour für sein bedrohtes Vaterland, und die gesammten Neapolitaner waren damals noch weit entfernt, die italienische Freiheit und Einheit als das aufgehende Licht des Jahrhunderts zu begrüßen.

Diejenigen in Neapel, welche ernst und einsichtsvoll wirklich den Stern politischer Größe über Italien aufgehen sahen, und die Zeit nahen, welche die Nachkommen des römischen Reiches wieder in die erste Nähe der europäischen Staaten stellen sollte, waren gezählt.

Cesare d'Aquino war Capitain in der Nobelgarde des Königs. Die Ereignisse reiften schnell, die Belagerung von Gaeta kam, der Einzug Garibaldi's und des Generals Türr in Neapel. Die jungen neapolitanischen Offiziere waren enthusiasmirt für die Haltung der jungen Königin. Cesare, durch seinen Namen und seine persönlichen Vorzüge empfohlen, war einer der Adjutanten der Königin während der Belagerung, er hatte alle die Scenen persönlich erlebt, welche man so oft in Bild und Wort geschildert hat, und aus dieser Zeit stammte der eiserne Ring, den die Königin ihm gegeben, und den Candida oft an seinem Finger gesehen hatte.

Es kam jetzt eine Zeit, welche man sich hüten muß streng zu beurtheilen, gerade wie später die Vorgänge ähnlicher Art in den neu hinzugekommenen deutschen Provinzen. Für die Betroffenen waren sie schwer und bitter. In Neapel war dies noch mehr der Fall als dort. In Hannover und Hessen war der größte Theil der Bevölkerung der neuen Regierung von vorn herein zugethan, von der Unhaltbarkeit der verfallenden Zustände überzeugt.

In Neapel dagegen betrachtete die mächtige und reiche Aristokratie, welche dort die maßgebende Stimme hat, die Einnahme Neapels durch Garibaldi und Türr als eine revolutionäre Invasion. Sie liebten den Glanz der Residenz, sie wollten um keinen Schritt hinuntersteigen in der Rangordnung der italienischen Städte. Viele waren dem königlichen Hause persönlich attachirt und für den Anfang sah man von der neuen Ordnung der Dinge nicht die geringsten Vortheile. Besonders die niedere Classe war unzufrieden, die Abgaben wurden erhöht, ein gewisser Schlendrian im Straßenleben, den das neapolitanische Volk so außerordentlich liebt, wurde polizeilich strenger bewacht, die neue Regierung war ihnen unbequem und sie schlossen sich von jeder loyalen Kundgebung streng ab.

Es war unter diesen Umständen nicht wohl anzunehmen, daß Cesare, einer der ersten Familien Neapels angehörend, sich hätte entschließen können, nachdem die neapolitanische Armee aufgehört hatte zu sein, von Neuem Dienste in der italienischen Armee zu nehmen. Er blieb eine Zeit lang unschlüssig, wenn auch nicht unthätig. Er war zu lebhaften Geistes, um das müßige Leben der Signori zu führen und vorzugsweise jetzt, an die Aufregung des Militärstandes und des Lagerlebens gewöhnt, dachte er an etwas Anderes, das ihm neue Ziele gäbe, ohne ihn doch zu nöthigen, dem neuen Gouvernement zu dienen. Wie einst Ignaz Loyola nach seiner Verwundung bei Pampeluna den Entschluß faßte, einen religiösen Orden mit militärischer Organisation zu gründen; so trat Cesare d'Aquino in den Orden der Malteser. Die glorwürdige Vergangenheit dieses Ordens, von seiner Gründung in Jerusalem an, entsprach seinem kriegerischen Sinn; die Kreuzzüge, Byzanz, Malta, Rhodus, Namen wie Gottfried von Bouillon, Tancred, Robert von der

Normandie, berührten seine Phantasie mit jenem romantischen Glanze, welchen sie auch heute noch für uns haben. Zudem ist der Malteserorden der italienischen „Junge“ derjenige, welcher mehr als dem bloßen Namen nach als der eigentliche Nachkomme des glorreichen Ordens der Tempelritter zu betrachten ist. Er hat noch Grade, Ordensregeln und eine halb kirchliche, halb ritterliche Verfassung, steht unter dem Oberbefehl des Papstes und bedingt in den höheren Graden die Gelübde des Gehorsams, der Keuschheit und der freiwilligen Armuth.

Cesare d'Aquino verbrachte die erste Zeit nach seiner Aufnahme in Rom, aber es sagten ihm die römischen Verhältnisse damals unter dem Bann der Priesterherrschaft nicht zu.

Während die ersten Grade ihm noch die Freiheit der Bewegung ließen, erfaßte ihn die Lust zu reisen und fremde Länder zu sehen, theils veranlaßt durch dies der lebhaften Jugend so natürliche Verlangen, theils aber um dem gährenden Zustande seines Vaterlandes für eine Zeit lang zu entgehen.

Der Malteser-Orden italienischer Junge, bemüht den wirklichen Orden auch in anderen Ländern wiederherzustellen, gründete damals Congregationen in Frankreich, Ostpreußen, in Westfalen, welches immer treue Anhänger Roms gezählt hat.

Cesare ließ sich zu einer dieser Sendungen bereit finden, ohne jedoch an eine feste Zeitdauer seiner Abwesenheit gebunden zu sein. Er ging zuerst in einer zufälligen Veranlassung nach Florenz, aber wie so oft die scheinbar zufälligen Umstände in unserem Leben für uns wichtige Katastrophen herbeiführen, so sollte hier zu der tiefen Verstimmung, welche bereits in ihm durch die Zustände in Neapel hervorgerufen war, noch eine neue Aufregung kommen, welche den leidenschaftlichen Mann für eine Zeit lang ganz beherrschte. Er sah in Florenz die Frau wieder, welche schon einmal seine Phantasie als schöner und junger Officier mächtig berührt hatte. Damals war sie sehr jung, schon extravagant zwar, aber noch nicht durch alle Scalen der üppigen und frivolen Florentiner Gesellschaft gegangen. Jetzt sah er sie wieder in all der verführerischen Ueppigkeit ihrer Erscheinung, gereift, bewußt und dämonisch schön, kurz vor ihrer Scheidung. Er fand sie in einer jener Gemüthsverfassungen, welche in mächtigen Naturen nur eine Wirkung der Desperation sind, die sie der Welt verbergen wollen.

Lady Stuart — Strega, wie Cesare sie nannte — war an der Grenze, wo kaum noch etwas heilig gilt und unantastbar erscheint, sie wollte genießen und vergessen. Ihr Haus war gemieden und sehr gesucht, je nach den Persönlichkeiten. Ihre Gesellschaften, welche immer erst um Mitternacht begannen, waren so üppig, ausgelassen und phantastisch, daß sie an die Feste der römischen Kaiserinnen erinnerten. Ihre Persönlichkeit war unwiderstehlich für Alle, welche in ihre Nähe kamen und dem dämonischen Zauber verfielen. Cesare sollte nicht ungestraft sich in ihre gefährliche Nähe wagen. Er hatte seit seinem Eintritt in den Orden sehr zurückhaltend gelebt, all das Feuer seines neapolitanischen Naturells, genährt von der Lust und dem Feuerwein des Vesuvs, hatte unter der Asche fortgeglüht und mußte in Flammen ausbrechen bei dieser gefährlichen Begegnung. Und doch würde Cesare derselben eher ausgewichen als entgegengekommen sein, wenn nicht jetzt die verführerische Frau ihn mit dem ganzen Zauber ihrer hexenhaften Reize umstrickt und ihn mit dem rückhaltlosen Bekenntniß ihrer Leidenschaft trunken gemacht hätte. Es war ein böser Zauber, dem er widerstrebte und dem er sich doch nicht entziehen konnte, der ihm keine Stunde reinen Glücks gewährte. Ein Zauber, der ihm das Herz ausbrannte, nicht erwärmte und während er Alles unbefriedigt ließ, was den eigentlichen und besseren Theil seines Wesens ausmachte, ihm doch gewährte, was sein heißes Blut verlangte.

Lady Stuart dagegen befand sich in einer anderen Lage. Sie hatte den schönen Officier der neapolitanischen Nobelgarde, der ihr einst in Genua begegnet war, nie vergessen können und jetzt, ihn wiedersehend, wo sie keck hineingriff in den Lostopf des Glücks, gereist au feu de la trentaine, hatte sie das leidenschaftliche Verlangen, ihn unauflöslich an ihr Schicksal zu fesseln.

Sie war geschieden, sie durfte nach ka-

tholischem Ritus sich nicht wieder verheirathen, sie hatte die gefährlichste Freiheit, welche dem Herzen und den Leidenschaften jede Extravaganz erlaubt — außer der Möglichkeit der legitimen Ehe.

Dieses Hinderniß ihrer Vereinigung war nicht ohne Reiz für sie, wie das Verbotene stets für die Töchter Eva's. Für sie würde in jeder Ehe das Glück kaum um Wochen die Langeweile überdauert haben. Aber ihn in ihrer Nähe behalten, mit vollkommener Freiheit und allen Mitteln, das äußere Leben reizend zu gestalten, ohne jedes Bedenken dem Urtheil der Gesellschaft Trotz zu bieten, das war es, was sie wollte. Auch würde die Gesellschaft ihr viel weniger Schwierigkeiten bereitet haben als Cesare selbst. Die Gesellschaft von Florenz ist sehr nachsichtig und erlaubt viel, weil sie selbst sehr oft Unerlaubtes zu thun begehrt.

Cesare dagegen, obwohl er sich dem Zauber ihrer Persönlichkeit nicht entziehen konnte, mißfiel das Leben, welches sie führte, durchaus. Auch das Gerücht, daß die Lady Stuart eine sehr hochstehende Persönlichkeit in vertraulichster Beziehung empfange, war zu seinem Ohr gedrungen, aber bei sehr geringer Achtung vor der Medisance der Gesellschaft, hatte er demselben wenig Glauben beigemessen und gegen sie desselben nie erwähnt, weil die bloße Möglichkeit dieses Gedankens sofort den Bruch bedingt haben würde. Auch die rauschende und extravagante Geselligkeit, in welcher sie lebte, widerstrebte ihm, aber da er keine Rechte auf sie hatte und haben wollte, konnte er derselben nicht Einhalt thun.

Er besuchte sie nur, weil Strega ihm in diesen Nächten schöner und verführerischer erschien denn je, und doch, widerspruchsvoll wie der Mann ist, fühlte er etwas wie Bedauern, daß es solcher Mittel bedürfe, um alle die dämonenhaften Reize ihrer Schönheit zu entfalten. Und doch konnte er im Glanz des Festes nicht ohne Bewunderung diesen Kopf betrachten mit dem schwarzen Haar, mächtig wie der einer Bacchantin, mit dem Kranz von Blättern auf der niedrigen antiken Stirn; das runde üppige Kinn, mehr als jeder andere Zug ihr mächtiges Temperament verrathend, die weißen abfallenden Schultern, die vollen Arme, die Blässe ihres italienischen Colorits von jenem warmen Gelb wie der Marmor der Medicäischen Venus.

Diese Feste begannen nach Mitternacht und endeten mit der aufgehenden Sonne. Das ganze Palais, der illuminirte Garten, alle Terrassen, Säle, Galerien waren zur Disposition der Gäste, für welche die völligste Ungebundenheit herrschte, sich nach ihrem Geschmack zu amüsiren. In einem der Säle wurde getanzt, in einem anderen conversirt, im Garten unter den Lorbeeralleen lustwandelten Paare; in kleinen Boudoirs, phantastisch und üppig ausgestattet, wurde soupirt, tête à tête oder in Gesellschaft, wie es beliebte. Strega übersah Alles, war überall und doch nirgend direct das Vergnügen der Geladenen bestimmend. Sie war die Königin, die Seele des Festes, aber sie liebte keine Art der Auszeichnung, sie wollte eben so vollkommen und ungebunden genießen wie einer ihrer Gäste.

Es war in vorgerückter Stunde bei einem dieser Feste, im Tanzsaal raste der Cotillon mit eingelegten Mazurkatouren, welchen einige polnische Grafen mit klirrenden Sporen unvergleichlich mit ungarischen Damen tanzten.

Cesare, welcher seit seinem Eintritt in den Orden nicht mehr am Tanze theilnahm, war mehr als sonst von der Ausgelassenheit des Balles ermüdet. Seine Hoffnung war, Strega noch allein zu sehen und dies allein hielt ihn so lange in den strahlenden Räumen.

Er warf einen Blick in den Tanzsaal, Strega war nicht da, der Platz, welchen sie gewöhnlich im Cotillon hatte, war von einem anderen Paare eingenommen. Er ging durch alle die strahlenden Gesellschaftszimmer, er ließ sein Auge in die künstlichen Grotten, Zelte, Nischen gleiten, er fand sie nicht. Endlich von seltsamer Unruhe getrieben, stieg er hinab in den Garten, in welchem die venetianischen Lampen zum Theil schon erloschen waren und nur der Glanz der offnen Fenster des Schlosses einzelne Partien erleuchtete.

Nur noch wenige Paare lustwandelten hier, und Cesare kannte zu genau die Allüren, die Stimme, den Gang der Lady Stuart, um sich nicht sogleich zu überzeugen, daß sie unter ihnen nicht sei. Er ging den einsameren Theilen des Gartens

zu und näherte sich einer kleinen Thür in der Gartenmauer, zu welcher er glaubte allein den Schlüssel zu besitzen. Es war ihm, als ob er sie hätte knirschen hören und gleich darauf ging ein Mann, dicht in einen Mantel gewickelt, schnellen Schrittes an ihm vorüber. Er wollte folgen, fand aber die Thür, durch welche dieser in einen der einsamen Corridore des Palastes eingetreten war, hinter ihm zugeschlagen.

Cesare kehrte durch das große Portal in das Palais zurück, noch einmal die Säle durchschauend, keine Spur von Strega entdeckend.

Er stieg jetzt die breiten Treppen hinauf, welche zu ihren Privatgemächern führten. Die Corridore waren hier nur matt erleuchtet und schienen dämmerig im Vergleich der strahlenden Säle. Die Tanzmusik drang nur gedämpft hierher, die Teppiche hemmten den indiscreten Laut störender Schritte und doch war auch hier ein gewisses Etwas, wie von dem Blumenduft, der Wärme, der Atmosphäre des Festes und des Genusses. Die sammtnen Vorhänge des Vorzimmers zum Boudoir der Lady Stuart waren heruntergelassen, das Kammermädchen der Lady stand unbeweglich davor wie eine schlafende Schildwache. Aber sie wandte sich bei Cesare's elastischem Schritt sogleich, augenscheinlich von seiner Erscheinung sehr betroffen.

Es entspann sich zwischen Beiden, die einander nicht unbekannt zu sein schienen, ein leises aber desto energischer geführtes Gespräch.

„Ich kann deine Herrin sprechen, Johny?“

„Unmöglich, Signor Marchese.“

„Ich muß sie sehen, sage ich dir.“

„Unmöglich,“ wiederholte das Mädchen.

„Die Lady hat sich vom Feste zurückgezogen?“

„Ja —“

„Sie schläft?“

Das Mädchen, unter den sprühenden Augen und der vor Aufregung zitternden Stimme des ihr wohlbekannten Mannes und, wie sie vollkommen wußte, des erklärten Cavaliers der Lady, war in der äußersten Bestürzung. Cesare faßte ihren Arm und hielt ihn wie mit eisernen Klammern, so daß an ein Leugnen nicht mehr zu denken war.

„Die Fürstin ist nicht allein, Johny?“

„Nein, Signor Marchese.“

„Wer ist bei ihr?“

Das Mädchen neigte ihren Mund zu Cesare's Ohr und flüsterte ein Wort. Cesare fuhr wie von einem elektrischen Schlage getroffen zurück. Keine Silbe kam mehr über seine Lippen. Er stieg die Treppe hinab, er ging wie ein Schlafwandler durch die Säle und die Gäste, Alles sah ihn verwundert, grau schattenhaft wie ein Maskenspiel an, er litt — aber er war geheilt. Er litt nicht, wie Jemand, der mit dem Herzen, mit dem besten Theil seines Wesens, mit ganzer Seele geliebt hat; er kämpfte mit seinem beleidigten Stolz, mit seinem empörten Blut, mit seiner verrathenen Leidenschaft.

Er erwachte am anderen Tage mit dem unumstößlichen Entschlusse, Florenz zu verlassen, ohne Strega wiedergesehen zu haben; dies machte ihm nun die leidenschaftliche Frau unmöglich, die sogleich seinen Entschluß ahnte. Das Erste, was er am anderen Morgen erhielt, war ein Billet von ihrer Hand, in welchem sie ihn beschwor, sogleich zu ihr zu kommen. Cesare kam nicht. Am nächsten Tage, dem seiner Abreise, fuhr Morgens ein eleganter Phaeton bei seiner Wohnung vor. Cesare wußte, daß der Fürstin jede Uebereilung zuzutrauen war, wenn sie gereizt wurde. Sein erster Gedanke, als ein echter Cavalier, war, die Lady zu verhindern auszusteigen, aber bevor er die Treppe erreichte, traf er sie schon vor der Thür seiner Zimmer und sie trat mit einer so stolzen, unwiderstehlichen Bewegung ein, als wäre sie hier die Herrin und er der Besuchende. Es folgte eine stürmische Scene. Strega's Ruhe war nur scheinbar und wich sehr bald der leidenschaftlichsten Bewegung. Sie bat, sie beschwor ihn zu bleiben, sie gab ihm Erklärungen, er hatte sie nie so schön gesehen als in dieser Bewegung, vielleicht der einzigen wahren Leidenschaft, die sie je empfunden hatte.

Cesare verhielt sich schweigend, zurückhaltend. Er führte sie endlich, nachdem es ihm gelungen, sie einigermaßen zu beruhigen, an ihren Wagen und küßte ihr ohne ein Wort des Versprechens die Hand. Sein Glaube war gebrochen, er liebte nicht mehr. Einige Stunden später war er auf der Reise nach Deutschland.

In der tiefsten Verstimmung, legte Cesare den ersten Theil seiner Reise zurück. Er, im Grunde frisch, heiter, von jener reichen Organisation, welche das wundervolle Erbtheil der Neapolitaner ist, fühlte sich in allen Richtungen gehemmt und wie ausgestoßen aus allen gewohnten Beziehungen.

Zuerst war er zu sehr Neapolitaner, um sich schon jetzt ausgesöhnt zu fühlen mit dem Gang der Ereignisse in Italien, wie die gesammte Aristokratie, welche dort wenig unter den Mißbräuchen der Regierung gelitten hatte. Er fühlte alle die Traditionen, in welchen er aufgewachsen war, durch den Sturz der Bourbonen erschüttert, er fühlte Bedauern mit der königlichen Familie, welche im Grunde für die Sünden der Väter büßte, deren junge Glieder, besonders die zahlreichen Brüder des Königs, sehr populär waren und mit der jungen Aristokratie, welche selbst das elegante Leben der Prinzen noch überbot, auf dem besten Fuße standen. Cesare konnte wie die anderen stolzen Neapolitaner, welche ihre Stadt bedingungslos für die erste der Welt halten, nicht eine gewisse Trauer überwinden, die Capitale des Königreichs zu einer Provinzialstadt Italiens herabsteigen zu sehen; eine Befürchtung, die freilich ganz unbegründet war; denn in Italien giebt nicht, wie in anderen Ländern, der Sitz der Regierung einer Stadt Glanz. Das Leben pulsirt so üppig, selbständig und mächtig, daß nichts es unterdrücken oder dämpfen könnte.

Ein zweiter, mächtiger Grund seiner Verstimmung war sein Ausscheiden aus dem Officierstande, ebenfalls so unmittelbar zusammenhängend mit dem Schicksal Neapels.

Was nun endlich seinen Gemüthszustand betraf, so bedarf es nach diesen Vorgängen kaum eines Wortes, um seine tiefe Niedergeschlagenheit zu schildern, die mit der ganzen Art seines Urtheils über Frauen zusammenhing. Männer von extravaganten Neigungen und heißem Blut sind deshalb keineswegs in dieser Richtung nachsichtig gegen Frauen; im Gegentheil scheint das, was sie dem Manne fraglos gestatten, sie im Wesen der Frau abzustoßen und gerade sie suchen ideale Frauencharaktere, welche gewissermaßen compensiren, was ihnen mangelt. Cesare hatte sich halb wider Willen fortreißen lassen in den wilden Strom der Leidenschaft und es war ihm ein so bitterer Nachgeschmack geblieben, daß er vor jeder Frauenerscheinung, die ihn in ähnlicher Weise berührt hätte, geflohen wäre. Um so reiner stand in seiner Phantasie das Ideal der Frau, und wie er seiner ganzen Anlage nach das weibliche Element nicht entbehren konnte, so mischte sich seinem sonst so sprühenden und lodernden Temperament ein Zug von Träumerei bei, welcher sonst den Italienern nicht eigen ist.

Cesare fühlte sich, wie an einem neuen großen Abschnitt seines Lebens stehend, wie losgelöst von der Vergangenheit, er hatte jenes Gefühl des Reisenden, an welchem die Dinge der Außenwelt nur noch wie Bilder vorüberziehen. Hätte er einige Jahre früher, mit allen Sinnen dem Glanz des italienischen Lebens ergeben, die Alpen überschritten, um den Norden zu sehen, so würde der Contrast des nordischen Lebens wahrscheinlich wie ein Rauhfrost auf sein Gemüth gefallen sein, bevor er unter der rauhen Außenseite den edlen Kern gefunden hätte.

In dieser seiner Stimmung oder Verstimmung aber waren ihm die Bilder Westfalens, welches er zuerst in den Angelegenheiten des Ordens zu besuchen hatte, von einem unwiderstehlichen Reiz. So düster und doch wieder so voll heiterer Fülle und ursprünglicher Kraft, so neu, so eigenartig, so gesund, als könne aus ihr die sociale Zerfahrenheit einer ganzen Welt sich regeneriren. Und für ihn fielen diese Eindrücke, die ihn so sehr ansprachen, zufälligerweise zusammen mit dem größten Vergnügen, das es für ihn gab, mit der Jagd, die so heiter ist in den grünen Wäldern der rothen Erde.

So führte ihn Zufall und Neigung tief und tiefer in das romantische Land, fernab von der großen Landstraße, in die gebirgigen Gegenden, wo die Schlösser der westfälischen Drosten und Adligen stehen und wo die Dorfleute sich sammeln unter den hundertjährigen Eichen der heiligen Vehme.

Und so kam der Tag, welcher ihn, mächtig von der Jagdlust angezogen, zu tief in den prächtigen Forst des Drosten lockte und ihm die Verwundung zuzog, welche so weittragende Consequenzen für

ihn haben sollte. Die prächtige Gestalt des alten Drosten, der ihm zuerst in dem sonnendurchleuchteten Walde entgegentrat und ihm den ersten Verband anlegte; das Schloß, der Empfang und die Erscheinung Candida's auf der Freitreppe, zuerst von den großen Hunden so stürmisch begrüßt — sie waren in sein Gedächtniß gegraben mit unauslöschlichen Farben.

Dieser erste Eindruck schon war entscheidend. Wenn je das Gemüth eines Mannes vorbereitet war, einen tiefen Eindruck zu empfangen, so war es das seine. Aus tiefen Wunden blutend, gekränkt, verstimmt, von Indignation gegen die moderne frivole Zerfahrenheit, kaum der Florentiner Gesellschaft entronnen, war es ihm, als sei er aus der heißen Wüste der Welt in ein Eden versetzt. Die reine Atmosphäre dieses Hauses, der ernste und doch nicht trübe Ton seiner Umgebung, die offne einfache Herzlichkeit seiner Bewohner berührte ihn wohlthätig wie ein milder, kühlender, frischer Hauch, der sich auf seine Stirn legte. Und zu diesem Behagen des Lebens der unwiderstehliche Zauber, den die Erscheinung des jungen Mädchens auf ihn übte. Für den üppigen Reiz italienischer Frauen würde er in dieser Stimmung gänzlich unempfindlich gewesen, ja er würde vor ihm geflohen sein.

Er war gefesselt mit sanften und starken Banden, ehe er es sich noch zum Bewußtsein gebracht hatte, ob er sich fesseln lassen dürfe, und als er den Ernst des Conflictes erkannte, in welchen er sich gebracht, war es zu spät. Er kämpfte mit seinem Gewissen einen heißen Kampf, der sich täglich erneuerte und doch täglich vor dem süßen Liebesleben schwieg, das ihm aufgeblüht war.

Er wußte nur zu wohl, daß er sich hier nicht in Italien unter dessen gefälligen, leichtlebigen Formen befinde, daß er in Deutschland sei als Gastfreund in einem Hause von sittlich strengen Grundsätzen, er wußte, daß in Candida's reiner Seele auch nicht einmal der Gedanke eines bloßen Liebesverhältnisses keimen könne, daß er sie nur besitzen könne als ihr Gemahl.

Der italienische Orden der Templer oder der Malteser verbot die Ehe. Aber welche Möglichkeiten, Argumente und Scheingründe weiß eine Seele in Pein zu finden! Und giebt es wohl einen Anwalt, gefährlicher, sophistischer, beredsamer als Amor? Wie auch vor dem Allerheiligsten seines Gewissens sich kein Titelchen von der eigentlichen Rechtsfrage wegwischen ließ, die Liebe ließ ihn Gründe finden, an welche er selbst nicht glaubte und denen er doch Gehör gab.

In Deutschland, wo der Orden Geltung, aber in weniger strenger Form hatte, sah er weniger Schwierigkeiten. Wenn er hier lebte, winkte ihm ein neues Leben. Würde er dafür seine italienische Heimath aufgeben? Das Land war noch in voller Gährung, für ihn waren dort alle Verhältnisse erschüttert, alle Lebensfragen von einem bitteren Beigeschmack vergiftet. Er fühlte, daß er die Ruhe des Gemüths, wie sie ihm hier winkte, dort niemals mehr finden könne, daß der Kummer des Erlebten sich stets erneuen und in Alles, was er unternähme, seine düsteren Farben mischen werde.

Er studirte die Regeln des Ordens hier und dort, er überlegte die Möglichkeiten hin und wieder und das Alpha und Omega blieb immer das „Nein" des Gewissens und das „Ja" der Liebe.

Im Großherzogthum Baden war der Orden erst in neuester Zeit auf neuen Grundlagen rechtlich erneuert worden. Es war in diesen neuen Statuten die Ehelosigkeit und Armuth als Gelübde ausdrücklich aufgehoben, dagegen unbedingter Gehorsam gegen den Papst eingesetzt.

Wie Cesare mit der vollen Sophistik der Liebe denjenigen Schritt thun wollte, welcher ihm der am wenigsten gewagte erschien, so dämmerte ihm die Idee auf, dort zu leben und dort das Band zu schließen, welches sein Herz so heiß begehrte.

Wer will den Stein auf ihn werfen? Wer will von sich sagen, daß er nie die feine Grenze überschritten, wo das Urtheil des Kopfes und die Forderungen des Herzens im Kampfe lagen? Wer will wägen, wie übermächtig die Versuchung war, wie unwiderstehlich, gleißnerisch, verlockend die Motive, welche die Sünde aus ihrem Schooß gebären? Cesare that die Schritte, welche nöthig waren, um sich in Baden mit Candida trauen zu lassen. Aber er that sie nicht öffentlich, wie allein sie gesetzliche Gültigkeit gehabt haben würden.

Er fand einen Priester, welcher ihn trauen wollte, aber nicht, weil dieser moralisch überzeugt gewesen wäre, eine streng rechtliche Handlung zu begehen, sondern weil der Zufall wollte, daß er ein aufgeklärter Mann war, den kirchlichen Reformen ergeben und selbst im Begriff, gegen das Cölibat der Priester aufzutreten. Er sprach mit dem Großmeister in Baden, und dieser, welcher einer der Reformatoren des Ordens gewesen war, negirte den Umstand, daß Cesare der „römischen Zunge" angehöre, weil er sehr lebhaft dafür interessirt war, einen Edelmann aus einer der ältesten italienischen Familien und durch ihn noch directere Beziehung zu Rom für die Neugestaltung des Ordens in Baden zu gewinnen.

In Zeiten des Uebergangs, der Revolutionen, der socialen Gährungen sind die meisten Gesetze so dehnbar, ist das „Veraltete" so proscribirt, daß diejenigen, welche den Muth haben, die neuen Formen für die neuen Ideen zu finden, und für dieselben mit ihrer Person einzustehen, einen Nimbus um sich verbreiten, den sie selbst nicht gesucht hatten.

Cesare kehrte nach dieser kurzen Abwesenheit in Baden in die Drostei zurück. Er fand Candida in wenigen Wochen seltsam gereift, stiller und voller und weicher wie das Kind auf der Schwelle zum Weibe, dem nun alle die heiligen Mysterien der Liebe aufgehen, die sich an ihm erfüllen sollen. Es hatte sich wie ein weicher, zarter Flaum über ihr Wesen gelegt, ihre Augen schimmerten glänzend feucht, als sie sich wieder in die seinen senkten, ihre Stimme war wie gedämpft, ihre frischen rothen Kinderlippen schmachteten bleich und zuckten unter seinem Kuß.

Es kamen die Tage voll heißer Kämpfe, voll erschütternder aufreibender Scenen, es kam der Tag, wo die Wellen der Leidenschaft über ihnen zusammenschlugen und wo Candida an dem Herzen des Mannes, der ihr Seele und Leib, jeden Gedanken und jeden Pulsschlag beherrschte, Vater und Elternhaus und Heimath vergaß, um ihm zu folgen. Kein Zweifel kam zuerst in ihr Herz, die heimliche Trauung, das verborgene Leben; sie fügte sich jeder Seltsamkeit der äußeren Form.

Für Cesare dagegen war auch dieses erste Jahr, dieses eine Jahr mit ihr, dornenvoll. Es liegt in der Natur des Mannes, jäh zu erwachen und sich auf sich selbst zu besinnen, wenn er erreicht hat, was er heiß ersehnte. Er genießt, aber wie Jemand, der an einem Abgrunde steht.

Vielleicht wäre die Katastrophe nicht so jäh hereingebrochen, wenn er mit Candida seine Befürchtungen und seine Gewissensqual hätte theilen können, aber er liebte sie, sein Herz zuckte bei dem Gedanken an ihre Jugend, an ihre Hingabe, an ihre Thränen.

Und doch löste sich die Binde immer unerbittlicher, welche die Leidenschaft ihm über die Augen gelegt hatte. Es hätte auf ihn ein paradox erscheinendes Wort Anwendung finden können: Nur der Reine kennt die Gewissenspein. Nicht, daß sein Leben bisher völlig makellos gewesen wäre, aber es war das erste Mal, daß er sich einer bewußten Schuld anklagte und welcher Schuld! Eines Eidbruches und zwar des schwersten, welchen ein Mann durch einen Schwur besiegeln kann: an seiner Ehre.

Wie geschäftig ist das einmal erwachte Gewissen — der furchtbare Anwalt der Selbstanklage, jeden Punkt zu finden und zu berühren, welcher die Schuld klarer und unerbittlicher beweist. Und in diesen Zustand seiner Seele solle er das junge Wesen blicken lassen, das an ihn glaubte wie an ihren Gott?

Hing nicht jeden Augenblick das Damokles-Schwert über seinem Haupte? Konnte ihn nicht von Rom ein Bannstrahl treffen, schlimmer und vernichtender wie jener der Kirche? Nichts mehr und nichts weniger drohte ihm, als aus dem Orden ausgestoßen zu werden, wenn die Sache ruchbar wurde, und er, so reizbar, so verletzlich, malte sich alle Tage die Schrecken einer solchen Degradation, die dem Officier wie dem Ordensritter tausendmal schlimmer als der Tod erscheinen muß. Er gab sich keiner Illusion darüber hin, daß man in Rom gelten lassen würde, was ihm als Scheingrund hatte dienen müssen: die deutschen Reformen des Ordens auf seinen Fall anzuwenden.

Jetzt kam ihm sehr klar das Bewußtsein, daß wenn er nicht vorher die früheren Verpflichtungen gelöst, sein Heimathsrecht in Italien aufgegeben und es

in einem anderen Lande neu gewonnen habe, er nie vor dem Gesetz seiner Institutionen theilhaftig werden könne.

Mit dieser Ueberzeugung kam die Furcht, daß man ihn zurückrufen und über die Erfüllung seiner Mission für die Interessen des Ordens in Deutschland befragen werde, daß man seine Handlungen wägen und zu leicht befinden werde.

Es gab einen gewissen Zeitabschnitt für seine Abwesenheit und wenn sie verflossen wäre — —!

Er sah im Geiste den Tag kommen, wo man ihn rief, öffentlich nachforschen werde, wo jeden Augenblick der Gesandte von Rom ihn finden könne.

Und mit diesen schon alle Schrecken für ihn enthaltenden Möglichkeiten kam der Vorwurf, Candida's Vater tödtlich gekränkt zu haben. Er fühlte sich viel schuldiger diesem gegenüber als Candida selbst. Er hatte die Ueberzeugung, daß der Trost ihr, aber nicht ihm verzeihen werde.

Ein Mann, welcher die Ehre seines Hauses und seiner Familie zu vertreten hat, begeht ein unendlich viel größeres Unrecht als die Frau, welche das Elternhaus verläßt, um dem geliebten Mann zu folgen.

Warum hatte er sich dem Vater nicht anvertraut? Würde dieser nicht gesucht haben, ihm Mittel und Wege finden zu helfen, um ohne Schuld glücklich sein und beglücken zu dürfen?

Cesare hatte das Gegentheil gefürchtet, selbst nicht genug überzeugt von der Tadellosigkeit seines Rechtes.

Candida lebte noch in der vollkommenen Sorglosigkeit des ersten Glücks, während Cesare schon keinen Tag und keine Nacht ruhigen Glücks mehr genoß.

Und je mehr er versuchte, es ihr zu verbergen, desto mehr litt er selbst im Verborgenen.

Endlich kam der verhängnißvolle Wendepunkt, wo auch in ihr die Besorgnisse erwachten, wo ihr Auge mit Unruhe auf ihm haftete, wo jedes Wölkchen auf seiner Stirn, jeder leise Wechsel seiner Stimmung ihre Furcht erneuerte und die Frage auf ihre Lippen drängte. Cesare fürchtete ihre Entdeckung mehr als jene der ganzen übrigen Welt. Dieser Frau, die ihn anbetete, eine Schuld bekennen zu müssen, so schwer in seinen eigenen Augen, schien ihm unmöglich, so ganz unerträglich, daß mit dem ersten Wort des Zweifels von ihren Lippen ihn ein unnennbarer Schreck befiel.

Er versuchte Candida zur Reise nach Westfalen zu bestimmen, um Zeit zu gewinnen. Ihm war, als wenn ihre Versöhnung mit dem Vater auch einen kleinen Theil seiner Schuld sühnen werde, und sein geängstetes Herz klammerte sich an die Hoffnung, daß sie, was auch geschehen möge, im Vaterhause Trost und Stütze finden werde.

Was auch geschehen möge — — noch hatte er nicht klar zu denken, nicht zu beschließen gewagt, was die Verzweiflung einer Stunde ihm eingab; er hätte nicht gedacht, daß er es ihr thun könne. Wer will ermessen, wägen, richten, wenn eine Katastrophe sich vor seinen Augen vollzieht, welche Stunden unerhörter Qual unaufhörlich an einander sich reihend, sie herbeiführten, wer will richten!

Cesare hätte den Tod als eine Erlösung betrachtet und dieser Gedanke kam ihm eher als jener, sie heimlich zu verlassen. Aber eine vage Hoffnung: vielleicht wiederkehren, vielleicht ihre Vergebung suchen zu können, hielt ihn zurück.

Jetzt sah er, daß auch sie mit sich kämpfte, daß auch sie etwas verbarg, und es kam der Tag, wo zuerst die verhängnißvolle Frage sich von ihren zitternden Lippen rang.

Von dieser Stunde an hatte Cesare keinen Augenblick der Ruhe mehr, es war ihm, als wolle Alles über ihm zusammenstürzen, als sei das Glück dieses Jahres nur das sinnverwirrende Gaukelbild einer Täuschung gewesen.

Er, der seines kaltblütigen Muthes wegen von seinen Cameraden bewundert worden war, der dem Kugelregen gegenüber gestanden hatte, er hatte nie ein Gefühl so tödtlicher Angst gehabt, als gegenüber den traurigen, klaren Augen seiner jungen Gattin. Welche Fegfeuerstunden der Selbstanklage machte er durch! Zuerst dachte er daran, ihr Alles zu sagen und dann nach Rom zu gehen; aber er hatte das bestimmte Gefühl, daß sie nie in diese Trennung willigen würde. Konnte er sie mitnehmen; es war unmöglich. Hier im fremden Lande, wo der Orden eine neue legale Verfassung hatte, fühlte

er sich selbst wie unter dem Schutze eines gültigen, legitimen, erlaubten Verhältnisses, aber in Italien? Der bloße Verdacht war hinreichend, ihn aus dem Orden zu stoßen.

Ein Unglück kommt nie allein, sagt der Volksmund. An demselben Tage, wo Candida, getrieben von Angst, zuerst die unglückliche Frage aussprach, hatte er bei seinem späteren Ausgange eine Begegnung, die ihn auf das Höchste beunruhigte. Er erinnerte sich jetzt, schon öfter diesem Gesicht begegnet zu sein und dann tauchte in seinem Gedächtniß die Erinnerung auf, daß er diese schäbige Gestalt mit der halb frivolen, halb verschmitzten Physiognomie in Rom gesehen habe und daß der Mann dort für einen Spion der päpstlichen Curie gehalten worden war. An diesem Tage zuerst war es ihm aufgefallen, daß dieses Individuum ihn verfolge. Wenn dieser Spion gesandt wäre, seine Spur aufzusuchen, da die vorgeschriebene Zeit verflossen war? Vielleicht hatte er in seinem eignen Hause bestochene Augen, und er selbst konnte ihn denunciren dem Papst, dem Baillif, einem der Ordensritter! Cesare war Officier, war Edelmann, der ganzen Anlage seines Charakters nach von äußerst reizbarem Ehrgefühl, der Gedanke allein, seinen Degen zerbrochen, sich seiner Orden beraubt zu sehen, hätte ihn zum Wahnsinn treiben können. Vielleicht waren seine Befürchtungen unbegründet und es genügte, sich in Rom zu zeigen, um jeden Verdacht zu zerstreuen. Die Folterqual zwischen alle dem Für und Wider reifte in ihm den verzweifelten Entschluß.

Candida sah nur die eine That, sie fühlte nur den einen Schmerz, für Cesare zersplitterte sie sich in tausend Zweifel, tausend Martern, die wie ein Gift sich langsam weiter fraßen. Er sah Alles wie verzerrt. Sich selbst von Leidenschaft getrieben, ein junges und reines Wesen fortzureißen in sein verworrenes Leben und — jetzt zu verlassen.

Das ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären!

Cesare fühlte sich wie unter dem Fluche eines Fatums, für das er nicht verantwortlich sei. Wer hätte nicht das seltsame Gefühl gehabt, als ob eine fremde Macht aus ihm handle, gegen die er sich wehre und der er sich zuletzt unterwerfe?

Die letzten vorbereitenden Schritte that Cesare so ruhig, daß es ihn überkam wie Grauen vor sich selbst.

Die letzte Nacht — Candida hatte sich müde geweint an seinem Herzen, und dann noch einmal hatte er sie den ganzen Zauber seines Wesens, die weiche, sinnbethörende Zärtlichkeit seiner Liebe fühlen lassen. — Lord Byron sagt: Wer jemals eine katholische Frau geliebt hat — vielleicht könnte man mit noch größerem Recht sagen: Wer jemals einen Italiener geliebt hat, kann nie mehr einen anderen Mann lieben. Mit diesem Gedanken schlief Candida ein, und der Traum öffnete der Tochter Eva's die Pforten des Paradieses mit der Verheißung ewig unzerstörbaren Glückes.

Zu derselben Stunde erhob sich Cesare von seinem Lager. Die ersten fahlen Lichter der Morgendämmerung stahlen sich durch die Vorhänge und fielen auf sein bleiches Gesicht, das von Schmerz wie verzerrt war, und auf seine festgeschlossenen Lippen. Er sah sie nicht mehr an — vielleicht hätte ein Blick auf diese reinen Züge, noch bewegt von Glück, ihm seinen Entschluß unmöglich gemacht.

Er wollte ihr keinen Schmerz bereiten, er liebte sie, und er bereitete ihr doch das größte unheilbarste Leid ihres Lebens! Sind wir frei? Wirken die Motive nicht mächtiger als unser Wille? Es giebt furchtbare Momente in unserem Leben, wo die ewig räthselhafte Lehre von der Prädestination uns lähmend und die Freiheit der Selbstbestimmung verhöhnend angrinst.

Als Candida erwachte, lagen schon Meilen zwischen ihm und ihr, entfernte das brausende Dampfroß ihn jede Minute weiter und weiter.

XXIII.

Cesare.

Zwei Jahre verflossen von dieser Trennungsstunde bis zur Zeit ihres Wiedersehens. Welche Zeit lag dazwischen, welch' herzbrechende, wühlende, bohrende Vorwürfe für ein feinfühlendes und stolzes Gemüth wie jenes Cesare d'Aquino's.

Wie von Furien verfolgt legte er die Reise zurück. Er ging direct nach Rom, obwohl er wußte, daß ihm dort drohte,

was als Schreckbild vor seiner Seele stand.

Was in den meisten Fällen die Männer zu anscheinend herzlosen und egoistischen Handlungen treibt, das ist die Furcht vor öffentlicher Demüthigung, das Gefährden ihrer äußeren Stellung. Vielleicht ist diese Art des Ehrgefühls in den niederen Schichten der Gesellschaft weniger ausgebildet, Cesare, einer Sphäre angehörend, wo der Scandal noch vernichtend wirkt, besaß es in krankhaftem Grade. Dennoch schien es im Anfang nach seiner Ankunft in Rom, als seien seine Befürchtungen übertrieben gewesen. Man betrachtete seine Mission als beendet, seine Rückkehr selbstverständlich und natürlich, Niemand befragte ihn.

Desto größer waren die Vorwürfe, welche ihn heimlich innerlich verzehrten. Konnte nicht jeden Augenblick ein Ankläger gegen ihn auftreten?

Jenes Spionengesicht, welches ihn schon vor seinem Entschluß so sehr beunruhigt hatte, konnte es nicht jeden Tag wieder auftauchen, vielleicht mit unwiderleglichen Beweisen gegen ihn? Denn das Leben mit Candida, obwohl zurückgezogen, war doch in Jedermanns Augen eine legitime Ehe gewesen, und gerade das war ihm nicht erlaubt.

Und was er Candida gethan? Immer sich anklagend, immer sich quälend, waren endlich nur noch die Momente des Vergessens diejenigen, in welchen ihm das Leben erträglich schien.

Hatte er die Mittel in der Hand, Candida zu versöhnen, ihre Verzeihung zu erflehen? Nein. Was dort im fremden Lande, unter fremden Gesetzen, unter dem Einfluß der Leidenschaft ihm selbst erlaubt erschienen, war hier unmöglich, unerhört. Er bedeckte wie mit einem Leichentuche in seinem Gemüth alle Erinnerungen, die so hold, so verführerisch zu ihm sprechen wollten.

In dieser Zeit, nach Verlauf des ersten Jahres seiner Trennung von Candida, sah er Lady Stuart wieder. Schöner, verführerischer, dämonischer denn je trat sie in seinen Weg — Strega —. Als läge nichts zwischen ihnen, als habe sie nichts gethan, um seine Achtung zu verscherzen, und das vergangene Unrecht war wie ausgelöscht. Elastisch, reich, sinnlich und noch sehr schön, was stand ihr im Wege? Sie hatte ihn geliebt und liebte ihn jetzt heißer denn je.

Sie hatte ihn früher an ihren Triumphwagen fesseln wollen, jetzt wollte sie ihn besitzen, allein, ungetheilt. Was lag ihr an der legitimen Form der Ehe? Sie wäre ihr nur unbequem gewesen. Corrumpirt von Jugend auf, war ihr nach ihrer eigenen Ehe mit Lord Stuart auch nicht der blasse Schatten der Achtung vor derselben geblieben.

Und Cesare? Sie gab ihm Momente völligen Selbstvergessens, das war der dämonische Zauber, den sie übte. Und wie seltsam ungerecht sind die Urtheile der Gesellschaft. Dieselbe Gesellschaft, welche die Ehe des Maltesers als ein Verbrechen gebrandmarkt haben würde, schloß gegenüber einem Liebesverhältniß nachsichtig die Augen, ja bekleidete es mit einem gewissen interessanten Lüstre. Nicht so Cesare. Er gab sich keinen Augenblick einer Illusion über die Art dieses Verhältnisses hin. Nicht daß er sich Vorwürfe gemacht hätte; dies wäre zu sehr dem Charakter und Temperament des italienischen Mannes zuwider. Aber er wußte, daß er sich diesem Reiz überließ, um sich zu betäuben, wie man Champagner trinkt; ja er wußte nur zu wohl, daß es gerade die Stunden der Verzweiflung seien, welche ihn am willenlosesten dem bösen Zauber überlieferten. Hätte die stolze Lady Stuart gewußt, was sie sich zubereitete, als sie Cesare d'Aquino mit allen Ueberredungskünsten ihrer heißen Leidenschaft verlockte, ihr an den See zu folgen, wo sie während des Frühjahres und Herbstes Hof zu halten pflegte?

Das Fest der Weinlese, welches zu Anfang dieser Erzählung beschrieben wurde, war nur eines von den vielen, die sie auf einander folgen ließ, aber es war dasjenige, welches unmittelbar dem Eindruck folgte, den die bloße Möglichkeit von Candida's Anwesenheit auf ihn übte.

Der schattenhafte Eindruck, welchen er gehabt hatte, die Frauenerscheinung auf dem Balcon der Villa, die ihn tausendmal getäuscht haben konnte, verließ ihn keinen Augenblick mehr.

War es ein Spiel seiner aufgeregten Einbildungskraft, war es ein Gefühl der Sehnsucht nach ihr, oder war sie es wirk-

lich — ihr Bild beherrschte wieder seine Seele, und Strega's Zauber war gebrochen.

Aber wie er ihr auch nachforschen mochte, seine Bemühungen blieben völlig erfolglos. Candida war nur selten in der einsamen Villa am Ufer, sie blieb fast immer mit dem Kinde auf der Isola bella in dem kleinen Hause des Botanikers wie unter Blumen versteckt und in dem reservirten Theile des Gartens, welcher den Fremden nicht zugänglich ist. Der Zufall trieb sein loses Spiel: es folgte die Begegnung auf dem See, wie wenn zwei Schatten einander verfolgen; und dann blieben sie einander verschleiert, an einander denkend, einander suchend mit stets vergeblichem Erfolg.

Aber mit dem Nichtfinden, mit dem vergeblichen Hoffen kam ihm unerbittlicher die Wirklichkeit. Was hatte er ihr jetzt zu bieten für das angethane Leid? Wie sollte er bestehen, wie sich rechtfertigen? Eine Schwermuth düsterer denn zuvor lagerte sich über sein Leben, er klagte sich, er klagte das Schicksal an, es graute ihm vor sich selbst, als müsse seine Berührung Unglück bringen, vor den Frauen, die Einfluß auf sein Leben geübt hatten, vor der Liebe. Er sah plötzlich seine Schuld wie in einem Prisma tausendfach, jede der süßen und doch so erlaubten Freuden stand wie eine Anklage gegen ihn auf. Es begann eine Zeit der Selbstquälerei, wie nur Menschen von zartestem Gewissen ihr verfallen können.

Aber was Cesare sich nicht klar machte, war: daß alles dies doch nur die tiefe Verstimmung war, sie gesehen und nicht gefunden zu haben.

Strega's Nähe war ihm von diesem Augenblick an unerträglich. Sie fühlte es sogleich, und mit dem Gedanken, ihn zu verlieren, lohte die ganze Leidenschaft ihres südlichen Temperaments zu einer wilden Flamme auf, die ihn umzingelte wie ein böser Zauberkreis. Es waren heiße und heftige Scenen, um so heftiger, als Lady Stuart wirklich zum ersten Male wahr empfand, wo keinerlei Berechnung sie leitete, kein Motiv, kein Gefühl als die Liebe.

Und mit der seltsamen Clairvoyance dieses Gefühls ließ sie sich keinen Augenblick täuschen, sie wußte, daß ihr etwas im Wege stehe, daß es Angelegenheiten des Herzens, nicht des Ordens seien, welche ihr schon zweifelhaftes Glück bedrohten, das sie mit aller ihrer Schönheit, ihrem Reichthum und ihrer Verführungskunst nicht festzuhalten vermöge.

Noch bevor sie eine Ahnung des Gegenstandes hatte, bemächtigte sich ihrer ein Gefühl wilder Eifersucht; ohne zu wissen, wohin sie den Pfeil zu richten habe, sammelte sie alle die Giftstoffe, um die doppelt geschliffene Spitze tödtlich zuzubereiten. Sie hatte kein Mittel, kein Recht, keine Macht, ihn zu halten; Cesare schied, sie mußte es geschehen lassen, und daß sie es mußte, versetzte sie mit dem Schmerz in einen Zustand so wilder Raserei, daß sie sich selbst nicht mehr kannte. Ihr Haus, ihre Gäste, ihre rauschenden Feste waren ihr plötzlich verleidet, sie hätte Alles in Dunkelheit und Nacht hüllen mögen wie ihre eigene Seele. Ihre Verzweiflung war um so größer, als sie kein klares Geständniß weder seiner Vergangenheit noch seiner Zukunftspläne von Cesare hatte erlangen können, der mit banger Ahnung sich gehütet hatte, jemals Candida's Namen über seine Lippen schlüpfen zu lassen.

Sie bereitete indessen Alles vor, um frei zu sein und ihm folgen zu können, sobald sie seinen Aufenthalt kannte. Cesare d'Aquino ging nach Rom. Der Gedanke, die höheren Weihen zu empfangen, war ihm jetzt zum unwiderruflichen Entschluß geworden. Er hatte ihn bereits bei seinem Eintritt in den Orden gefaßt, aber er war zurückgedrängt worden durch die äußeren Schwierigkeiten und durch eine fast physische Furcht vor der mönchischen Abgeschlossenheit, welche das Leben der höheren Grade der Ordensritter vorschreibt.

Das, was ihn früher abgestoßen hatte, reizte ihn jetzt in der tiefmelancholischen und fast menschenfeindlichen Stimmung, in welcher er sich befand.

Nicht ohne geheime Befürchtung kam Cesare in Rom an. Er war nie ganz sicher, ob nicht irgend eine dämonische Macht im Spiele sei. Aber nichts ereignete sich. Er wurde mit dem gebräuchlichen Ceremoniell empfangen, Niemand schien eine Ahnung zu haben, und sein Gesuch um den höheren Grad des Commendator stieß auf kein Hinderniß.

Sein Domicil mußte für die Zukunft im Palazzo di Malta in Rom sein, die Ceremonie selbst dagegen sollte in Neapel stattfinden, als dem Orte seiner Geburt, auf seinen und den Wunsch seiner Familie.

Schon die Hoffnung, wieder die Süßigkeiten des Familienlebens zu kosten, war seinem Entschluß gefährlich.

Er langte nach langer Abwesenheit in Neapel an. Die Freude seiner Mutter und das Wiedersehen rührten ihn, ergriffen ihn; was lag dazwischen! Er durfte es auch ihr nicht anvertrauen, aber ihre Hand legte sich mild auf sein wundes Herz.

Alle Vorbereitungen waren beendet. Die kleine Ordenskirche der Malteser auf der Höhe des Toledo sollte zum ersten Male diese Feier sehen.

Cesare beschleunigte mit einer fieberhaften Hast die Stunde des unwiderruflichen Gelübdes; ach! es geschah nicht mit jener ruhigen Gelassenheit, wie wir einen Entschluß ausführen, welcher aus unserem innersten Wesen entspringt, unser Leben abschließen und abklären soll, es war vielmehr wie der Wunsch der Verzweiflung, eine Scheidewand aufzurichten zwischen sich und der Chimäre des Glückes, die ihn verfolgte mit ihrem gleißnerisch verlockenden Gesicht.

Ein Schauder überrieselte Cesare, als er den bindenden Schwur aussprach. Ahnte er, daß Candida selbst in marter-voller Ungewißheit der Feier zusah?

Aber er wußte es nicht, die verhängnißvolle Ceremonie vollstreckte sich ohne Störung, keine Stimme erhob sich, ihn zu warnen, keine, welche Candida's suchendem und irrendem Auge die Gewißheit gab. Die Angst und die Aufregung hatten ihre Sinne mit Nacht umfangen, als das verhängnißvolle Wort gesprochen wurde und die Handlung ihrem Ende nahte. Sein Fuß hatte fast ihr Gewand gestreift, als er vorüberging, und sie Beide wußten es nicht.

Cesare reiste gleich nach der Feier nach Rom ab, aber um kaum nach seiner feierlichen Einführung durch die Nachrichten vom Ausbruch des Vesuvs wieder zurückgerufen zu werden.

Seine Besorgnisse waren nur zu begründet. Das Landhaus seiner Eltern lag unmittelbar am Fuße des Vesuvs, und wie dieser Ausbruch gleich jenem von Pompeji die Bewohner von Neapel und der anderen Orte unvorbereitet traf, so hätte unabsehbares Unglück angerichtet werden können.

Cesare konnte schon bei seiner Ankunft in Neapel die Gefahr erkennen. Die ersten Bäume der Waldung, welche bis zur Grenze aufsteigen, wo der Vesuv fruchtbare Erde hat, waren bereits erreicht und zündeten sich an der glühenden Lava wie Kerzen an, in einem Nu verzehrt.

Da man Cesare's Ankunft in Torre del Greco nicht wußte, hatte man ihm den Wagen nicht geschickt. Er suchte nach einem anderen, aber vergeblich, es war verboten.

Es war schon dunkel, nur die ungeheure Leuchte der Feuersäule gab Helle. Die Straßen waren bedeckt von Personen, welche kamen, um das Schauspiel in der Nähe zu sehen, und von denen, welche, bedroht, ihre Familie und ihre Habe zu retten versuchten.

Cesare, außer sich über den Zeitverlust, den ihm das nutzlose Parlamentiren mit dem Polizeibeamten zuzog, riß dem ersten der mit gesattelten Pferden harrenden Diener den Zügel des seinen aus der Hand und sprengte davon. Aber er hatte nicht an die Gefahr gedacht, welcher er sich aussetzte. Edle Pferde sind bekanntlich die reizbarsten Geschöpfe, dazu war es ihm fremd. Kaum war es hinaus und trug den fremden Reiter auf seinem Rücken, als das Toben der Elemente es ganz toll machte. Es begann vor dem unterirdischen Donnern, dem Aschenregen und dem Schwefelgeruch mit den Nüstern zu schnauben, sich hin und her zu werfen, nicht weiter zu wollen und sich zu bäumen, daß kein Sporn und kein Zaum mehr half. Kaum aber erreichte der blendende Schein der Feuersäule sein wildes und geängstetes Auge, so stieg es, und zweimal niedergedrückt von dem geschickten Reiter, endlich so, daß es sich überschlug, im Fall Cesare so heftig treffend, daß er den Arm brach. Einer der Aerzte, welche hinausgekommen, war sogleich zur Stelle gewesen, aber der Schmerz war so heftig, daß er nur getragen und sehr langsam bis zu seiner Besitzung gelangen konnte.

Dies war die Scene, welche Candida

von fern gesehen hatte, und auch später hatte sie sich keineswegs getäuscht, als sie von der Terrasse des Gartens in Torre del Greco Alfonso neben seiner Mutter zu erkennen glaubte. Er war es, welcher dort seine Heilung abwartete.

Der Himmel lachte wieder in alter Heiterkeit, der Ausbruch war vorüber, die Lavaströme waren erstarrt und das unerschöpfliche Leben pulsirte wieder am Fuße des nun scheinbar schlummernden Giganten. Cesare war hergestellt und seine Uebersiedelung nach Rom stand nun unwiderruflich bevor. Die sanften Reize und Freiheiten des Familienlebens waren keine günstige Vorbereitung für die gänzlich veränderte Lebensweise, die ihn erwartete. Er trat in den Palast der Malteser — so lange im Besitze des Ordens schon, als dieser Sitz und Stimme in Rom gewann — mit gemischten Empfindungen. In einer Richtung imponirte ihm die düstere ernste Pracht des Hauses, ganz in Ausschmückung und Einrichtung erhalten wie zur Zeit, wo der Orden in seinem vollen Glanze nach außen hin wirkte: in der Feierlichkeit der Haltung, der Majestät der Formen und der fast mönchischen Strenge des täglichen Lebens.

Der Großmeister mit den vier Commendatoren bewohnten allein diesen alten prächtigen Palast, Jeder den Tag über in der Abgeschlossenheit der eigenen Wohnung mit dem Diener. Kein weibliches Wesen überschritt jemals diese Schwelle.

Cesare liebte eine heitere und ungezwungene Tischunterhaltung; der feierliche Ernst der alten Herren, denn Alle hatten mindestens die doppelte Zahl seiner Jahre, und das auf ihren Gesichtern ausgeprägte Bewußtsein ihrer Würde war ihm zugleich imposant und langweilig; eine gemischte Empfindung, welche lebhafte Personen sehr wohl kennen.

Während Cesare früher bei seinem leidenschaftlichen Temperament eine Art von Beruhigung darin gefunden hatte, einen älteren Freund zu haben, der nicht mehr berührt war von den Stürmen der Jugend, wurde er sich dieser Versammlung von alten Herren gegenüber plötzlich seiner Jugend schmerzlich bewußt, das heißt wie eines Gutes, das man besitzt und dessen man sich nicht erfreuen kann — er sah sich zur Gravität gezwungen und fühlte sich innerlich von Lebensgluth verzehrt. Nichts erhöht so die Lebhaftigkeit einer Empfindung, als Contraste, welche uns widerstreben. Jedoch gab es bei der Ehrenhaftigkeit seines Charakters nun kein Schwanken mehr, er faßte seinen Entschluß. Aber da ihm dieser nicht natürlich, sondern durch die Verhältnisse aufgezwungen war, so konnte es nur geschehen, indem er seinem Wesen einen Zwang anthat, der es veränderte. Mutter und Gattin, wie hatten sie ihn verwöhnt mit allen Reizen des Familienlebens! Jetzt kam ihm jede süße Erinnerung von jenen kleinen unberechneten Handlungen der Liebe, welche von keinem Gesetzbuch der Pflicht dictirt werden können, und welche es doch sind, die das Behagen und das Glück des Tages ausmachen — jetzt, wo es zu spät war.

Einer der wenigen beliebten Genüsse war die Jagd. Dies führte Cesare häufig mit einem der Prinzen des königlichen Hauses zusammen, der es sich zur besonderen Aufgabe gemacht zu haben schien, die vornehmen Neapolitaner, welche sich endlich entschlossen hatten, sich der neuen Ordnung der Dinge anzuschließen, in seine Nähe zu ziehen und sich persönlich zu attachiren. In der Begleitung dieses Prinzen sah ihn Candida zuerst in der Via Appia. Auch Cesare wurde von der Erscheinung lebhaft berührt, zu flüchtig, um an die Realität zu glauben, und doch mächtig genug, um wieder alle die schlummernden Flammen anzufachen und die Klänge jener zaubervollen Melodie wieder tönen zu lassen. Es verging die Zeit schleppend langsam, mit jedem Tage glaubte er schmerzlicher zu entbehren, unerträglicher zu leiden. Er versuchte sich durch Lectüre zu zerstreuen, und sie trug nur dazu bei, seiner Phantasie Nahrung zu geben.

Hatte er nicht jetzt mit eigener Hand das größte der Hindernisse zwischen sich und die Möglichkeit des Glückes gewälzt? Was früher nur die Uebertretung eines in Rom, nicht in Deutschland geltenden Gesetzes war, das war jetzt Schuld, Eidbruch. Er zitterte vor dem Gedanken, aus dem Orden gestoßen zu werden und seinen Namen gebrandmarkt zu sehen.

Aber für Candida begann nun eine neue Art des Leidens, welche ihr bisher

erspart gewesen war. Sie war wenig welterfahren, sah nicht so weit wie Cesare, aber dagegen empfand sie nur um so tiefer.

Schon am ersten Abend ihres Wiedersehens, als er sich von ihr trennen mußte, um in den Palazzo di Malta zurückzukehren, fiel es schwer auf sie. Jetzt ging ihr zum ersten Male die Ahnung, daß sie nicht sein rechtmäßiges Weib sei, mit allen Bitterkeiten auf, welche es für eine stolze, reine und liebende Frau geben kann, und das Glück des Augenblicks wurde erkauft durch eine Kränkung, eine der tausendfachen, welche aus einer falschen Position entspringen. Selten sprachen sie sich in der ersten Zeit darüber aus, aber die beschwörenden Blicke Cesare's sagten ihr deutlich genug, daß auch er mit ihr fühle und sie beklage.

Am zweiten Tage des Wiedersehens glaubte sie selbstverständlich zur Zeit des Mittagsmahles, daß er bei ihr bleibe wie früher. Er konnte nicht, der Großmeister hatte Gäste, die Pflicht rief ihn, das war der Platz, wo er nicht fehlen durfte, nicht derjenige neben ihr, da die rechtmäßige Stellung der Gattin ja nicht existirte.

„Bringen Sie meinem Gemahl —" hatte sie am folgenden Tage dem Bedienten einen Auftrag geben wollen. Ein erschrockener Blick Cesare's traf sie. Sie senkte die Augen und das Wort, so süß für sie, kam nicht mehr über ihre Lippen. Dies waren nur kleine Vorfälle von den täglich sich wiederholenden. Im Hause ließ sich bald überschauen, was ihm unangenehm war, und daneben blieb immer wieder versöhnend das Glück des Alleinseins.

Aber es kamen andere Tage, wo die Pflichten des Ordens ihn ganz fern hielten, und wenn er nach einer solchen Trennung dann endlich am Abend kam, hatte Candida das Gefühl, als sei es ihr Geliebter, nicht ihr Gemahl, welcher zu ihr komme.

Sie ging an einem solchen Tage, der ihr unerträglich lang wurde, allein aus, der Bediente folgte. Sie sah plötzlich von fern Cesare kommen in Begleitung eines alten feierlich aussehenden Herrn. In der Freude, ihn zu sehen, vergaß sie im ersten Moment alle Bedenken, sie wollte ihm entgegengehen, um ihm die Hand zu reichen, und sie wurde durch seinen starren Blick festgebannt an die Stelle, wo sie war. Kaum sichtbar grüßend ging er vorüber. Diesmal war Candida wie vernichtet, und vielleicht hatte sie gerade diesmal weniger Ursache.

Eine heimliche Ehe! Jetzt erst wußte Candida, welch ein Martyrium sie sich bereitet hatte.

Cesare kam an demselben Abend, und er sah mit seinem feinen Tact sogleich, was in ihr vorgegangen war. Alles war verändert, sah sie wie verzerrt an. Alles, was so schön in der Ehe ist, ein süßes Recht, fraglos, keusch hingegeben, Seele in Seele, das glühte sie jetzt wie mit unreinen Flammen an, sie empfing ihn und sie hielt ihn in ihren Armen wie in einem sündigen Verhältniß, nicht als ihren Gemahl. Nicht wie Cesare und der Mann im Allgemeinen fürchtete sie so sehr die äußere Entdeckung, als daß ihr die innere Ehre ihres Hauses angetastet erschien, es that ihr weh im Herzen wie von einer Wunde.

Nichts auch von den äußeren Lebensformen wollte sich so rein wiederfinden. Die Gemeinsamkeit der äußeren Güter, die Solidarität, die angenehme natürliche Verständigung in Geld- und allen kleinen Lebensfragen, welche die Ehe zu einem einzigen, allein befriedigenden Verhältniß machen. Doch für jetzt blieb ihrem gequälten Herzen der äußerste Entschluß noch erspart. Cesare hatte sich daran gewöhnt, mit den feinen Fibern ihres Herzens zu fühlen, er verstand vollkommen die Unhaltbarkeit dieses Verhältnisses; der Zug des Herzens ist stärker als alle Vernunft. Er dachte unablässig an eine Lösung, wenn auch nur an eine den Moment befriedigende. Er wollte mit starker Hand das Glück an sich reißen, er wollte um jeden Preis ihr und sich eine Demüthigung ersparen und sie forttragen aus der Gesellschaft, die sie verderben konnte. Isola bella! Dort winkte das verborgene Glück unter Palmen, dort war der Knabe, dort hoffte er sie verbergen zu können vor Verrätheraugen.

Er hatte sich bitter getäuscht; aber er war ahnungslos und er blieb es. Der Zufall mit seiner dämonischen Geschäftigkeit war ihm bereitwillig, alle Vorbereitungen zu ihrer gemeinsamen Abreise zu

machen, und er hatte nicht einmal nöthig, nach einem Vorwande zu suchen, welcher seine Abreise rechtfertige. Die Vacanz hatte begonnen und ließ ihm fünf Monate freie Muße. Seine Freunde wußten, daß er in ein nordisches Bad gehe, welches in derselben Richtung lag, und Cesare gebrauchte keine Vorsicht, seine Reise zu verheimlichen. Er wußte nicht, daß er bereits beobachtet sei und zwar von zwei Augen, die mit glühender Spannung jeden seiner Schritte auszuforschen strebten, die kein Mittel scheuten, ihn zu verderben.

Lady Stuart war in Rom. Bereits vorher hatte sie erfahren, daß er dort sei, aber sie war durch eine gefährliche Krankheit ihres Knaben in Pallanza zurückgehalten worden. Sie hatte ihm mehrere Male geschrieben, Cesare hatte nicht geantwortet. Er wollte jetzt alle und jede Beziehung zu ihr vermeiden, und Strega gehörte zu denjenigen Frauen, welche nur durch Persönlichkeit und Gegenwart wirken. Er war gefeit. Die reine, opferfreudige, stets verzeihende Liebe Candida's hatte wirklich und ganz sein Herz ausgefüllt.

Vielleicht hatte Cesare für eine kurze Weile eine heißere Leidenschaft für Lady Stuart gefühlt als für Candida, aber gerade weil dies das ruhigere Gefühl war, war es das dauerhaftere.

Strega wußte schon wenige Tage nach ihrer Ankunft in Rom das Wesentliche seiner Erlebnisse seitdem, sie hatte in den großen Städten Italiens überall in der Gesellschaft ihre Ergebenen, selten belohnt, aber dennoch ihrem Wink ergeben, von jenen Elementen, welche mit der feinsten äußeren Form, mit List und Geschicklichkeit und einer guten Dosis Gewissenlosigkeit so viel Unheil anrichten, als sie eben können; Strega war ganz die Persönlichkeit, über solche Elemente zu herrschen und zwar mit aller Rücksichtslosigkeit ihres Temperaments.

In Rom hatte Lady Stuart ein seltsames Trio Cavalieri serventi. Es waren drei Officiere, welche sie wechselweise, je nachdem sie eben in dieser oder jener Sphäre eine Nachricht gebrauchte, für ihre Zwecke benutzte. Es war ein Officier des italienischen Gouvernements, ein anderer der päpstlichen Zuaven und der dritte der neapolitanischen Nobelgarde wie Cesare d'Aquino. Dieser letztere glaubte aus früherer Zeit eine starke Ursache des Hasses auf Cesare zu haben, und gerade diesen fand Strega besonders geeignet, um ihr zur Rache zu verhelfen.

Zuerst gebrauchte sie ihn nur, um die Schritte Cesare's auszuspähen, sobald er den Palazzo der Malteser verließ, und hier entdeckte er nur zu bald den einen Weg, welchen Cesare täglich machte — zu Candida's Hause. Man kannte sehr bald die Zeit, die oft sehr vorgerückte nächtliche Stunde, zu welcher er zurückkehrte. Man wußte, daß die Frau, welche er besuchte, eine Fremde sei, man hatte sehr bald den Bedienten durch Bestechung ausgehorcht und für ein eifersüchtiges und glühendes Weib wie Strega genug Details, um auf ein intimes, lange dauerndes Verhältniß, ja auf die Wahrheit selbst zu schließen. Mit der Eifersucht erwachte die Megäre in ihr, vor dem beleidigten Stolz und dem unerfüllten Verlangen schwanden die letzten Scrupel ihres Gewissens.

Diesmal litt sie wirklich, sie kannte nichts von Resignation, sie erinnerte sich jetzt mit Zorn, daß es oft schon ihrer Künste bedurft hatte, um ihn zu ihr zurückzuführen, und sie war entschlossen, wenn sie ihn selbst nicht besitzen könne, ihn auch keiner Anderen zu gönnen.

Der unglückseligste Zufall kam ihr zu Hülfe, um ihr Gewißheit zu geben.

Candida hatte eine von den Wohnungen, welche in dem hügeligen Rom nicht zu den Seltenheiten gehören, so gelegen, daß man von der Rückseite des Hauses in geringer Entfernung gerade in die Fenster ihres Salons sehen konnte, während es nach der Straße zu die zweite Etage war.

In der Zerstreutheit, welche in den steten Erregungen dieser Zeit wohl verzeihlich war, vergaß Candida zuweilen rechtzeitig die Jalousien des Salons schließen zu lassen, so daß es möglich war, von außen zu übersehen, was in diesem Zimmer vorging, sobald es erleuchtet wurde.

Es war einen Tag vor ihrer Abreise. Cesare hatte Candida, die glücklich und sicher in seinem Besitz wieder jünger und oft beinahe kindlich erschien, öfter versprochen, sich ihr einmal im Costüm der Templer zu zeigen, „spanisch zu kommen", wie

Egmont zu Clärchen. Der letzte Tag vor Schluß der Sitzungen vereinigte die Ordensritter noch einmal zum Capitel im großen Saale des Palazzo di Malta und in vollem Ornat. Cesare erzählte Candida davon, und sie, lächelnd und bittend, erinnerte ihn an sein Versprechen. Er gab es. Candida verlebte den Tag in unruhiger Erwartung und sah mit Freude den Abend sich neigen, ungeduldig im Salon auf- und niedergehend.

Endlich hörte sie das Rollen seines Wagens. Die Corridore und der Salon waren schon erleuchtet, sie flog empor, ihm entgegen. Seine Sporen klirrten, sein wuchtiger Schritt ließ sich hören, der Bediente öffnete, Cesare trat ein. Candida blieb zuerst wie gebannt stehen. Sie hatte die vielleicht etwas kindische Eigenschaft der Frauen, die Uniformen zu lieben. Sie glaubte ihren Gatten nie so schön gesehen zu haben als in diesem ritterlichen Gewande — das sie trennte. Der lange blaue Mantel mit dem weißen Malteserkreuz floß majestätisch nieder, der Federhut stand prächtig zu seinem ausdrucksvollen Gesicht, die rothe Uniform mit weißen Streifen und der goldenen Stickerei hob seine schlanke und doch kräftige Gestalt unvergleichlich. Die Hand am Degen, betrachtete er sie lächelnd, die ganz in Bewunderung versunken stand.

„So komm doch!“ sagte er endlich, die Arme ausbreitend. Sie sank an seine Brust. Eine unnennbare Bewegung erfaßte sie, Glück und doch das Vorgefühl von etwas Nahendem, Verhängnißvollem — — Liebe macht hellsehend. Cesare küßte sie zärtlich auf den blonden Scheitel, und Mantel und Hut abwerfend, ließ er sich in einen Sessel nieder. Sie kniete vor ihm auf dem Schemel, er hielt sie umschlungen, und sie blieben so, leise sprechend von Zukunft und Glück, bis sich ihre Lippen wieder fanden und die Worte in seligem Schweigen erstarrten.

Plötzlich wandte Candida, wie erschrocken aus seinen Armen auffahrend, den Kopf. Es war ihr, als hätte sie gefühlt, daß fremde Blicke sich ihr anhefteten wie ein Nessusgewand. Ein leises Klirren am Fenster erinnerte sie daran, daß die Jalousien noch nicht geschlossen seien. Um den Diener nicht in dieses Sanctuarium der Liebe eintreten zu lassen, ging sie selbst ans Fenster, dieselben zu schließen. Ihr war, als husche ein Schatten davor hinweg, sie erschrak noch heftiger, ach! und sie ahnte noch nicht, welch' unheilvolle Ursache sie hatte. Sie ahnte nicht, daß in diesem Augenblick der Würfel über ihr Schicksal falle — unerbittlich —!

Lady Stuart hatte von ihrem neapolitanischen Cavalier erfahren, daß der Commendator Cesare d'Aquino allabendlich eine Frau besuche, daß er dort ganz wie zu Hause sei, mit ihr soupire, spät dort bleibe, daß sie Signora Marchesa genannt werde und daß sie einander häufig selbst vor den Domestiken mit dem vertraulichen Du anredeten.

Strega rief sich Alles zurück, was sie in den Jahren mit ihm erlebt hatte. Die Zeit seiner geheimnißvollen Abwesenheit, seine lebhafte Erinnerung an Deutschland, seine Rückkehr, sein verändertes Wesen und seine in seiner Würde immer höchst gewagten Besuche bei jener fremden Dame — bis ihr die ganze Ahnung der Wahrheit aufdämmerte und mit dieser Wahrheit zugleich die Möglichkeit, ihn zu verderben. Ein Wort von ihr genügte, um ihn vor der Welt bloßzustellen. Sie kannte seine Verletzlichkeit und sie lächelte mit dämonischer Freude im Bewußtsein dieser Macht. Das Aeußerste blieb ihr immer, jetzt wollte sie nur die volle Gewißheit sich verschaffen.

Der neapolitanische Officier hatte ihr das Haus der Marchesa beschrieben, und als der Abend kam, faßte sie plötzlich ein Verlangen, es zu sehen. Ein dämonischer Zufall führte sie gerade zu dieser Stunde hin. Die Fenster waren offen, der Salon erleuchtet; etwas entfernt und mit glühendem Blick sah sie die ganze eben erzählte, so beredte Scene, so verzweiflungsvoll verständlich ohne Commentar.

Das Auge der Eifersucht sieht noch schärfer als jenes der Liebe. Hatte sie Cesare je so hinreißend schön gesehen? So hingebend und innig in Bewegung und Miene, ja hatte sie jemals einen Hauch so keuscher Zärtlichkeit empfunden, als über diesen beiden Gestalten lag?

Sie war wie gebannt. Sie näherte sich einmal dem Fenster so, daß die goldenen Nadeln, welche ihren Schleier hielten, gegen die Scheibe klirrten. Dies war das leise Geräusch, welches Candida erin-

nerte, daß die Läden nicht geschlossen waren. Strega war wie außer sich, als die junge blonde Frau sich dem Fenster näherte, die zarten Wangen glühend von seinen Küssen, die Augen wie in Ekstase, die Gestalt bebend von seiner Umarmung. Die Jalousie schloß sich, die erregte Frau sah nichts mehr, aber in ihrer Phantasie lebte die Fortsetzung der Scene. Sie wollte sich wie im Delirium dem Eingange des Hauses zustürzen; der Officier hielt sie zurück.

„Keine Uebereilung, Fürstin," sagte er kalt, weil es für ihn sehr wenig erbaulich war, zu sehen, mit welcher Leidenschaft sie an dem schönen Malteser hing. „Eine Uebereilung könnte Alles verderben."

Sie ließ sich von ihm zu ihrem Wagen geleiten. Kein Schlaf kam in dieser verhängnißvollen Nacht in ihre Augen, die stolze und beleidigte Frau litt Qualen der Hölle, sie weinte, sie grub die Nägel in ihren schönen Busen, alle Elemente ihres mächtigen Naturells waren in Aufruhr, und die Eifersucht raste darüber hin wie ein Sturm. Am anderen Morgen schrieb sie an Cesare. Sie drohte ihm mit dem Verrath seines Geheimnisses, wenn er ihr das Wiedersehen verweigere — —

Der Bediente kam zurück mit dem Brief in der Hand.

„Du warst im Palazzo di Malta?"

„Si, Signora, der Commendator Cesare d'Aquino ist abgereist."

„Du warst im Hause der Marchesa?"

„Si, Signora, das Haus war geschlossen, die Herrschaft und alle Dienerschaft fort."

XXIV.

Salvatore.

„Es giebt Menschen voll kolossalischer Ueberreste wie die Erde selber; in ihrem tiefen schon erkalteten Herzen liegen versteinerte Blumenbilder einer schöneren Zeit; sie gleichen nordischen Steinen, auf welchen Abdrücke indischer Blumen stehen."

So war der seltsame Mann, der auf der Zauberinsel den Schatz der beiden Liebenden hütete. Mit Candida's Erscheinung dort war noch einmal ein neuer Impuls in sein Leben gekommen, mit dem Knaben, welchen sie ihm anvertraute, ein Zweck, welcher noch einmal alle die verdeckte Schönheit seines Wesens ans Licht rief. Der alte Fürst der Insel, sie allein bewohnend, während seine Söhne und Töchter den Freuden der Welt in den großen Städten huldigten, und selbst ganz hingegeben den Studien der Natur, hatte in dem jungen nordischen Gelehrten das Ideal seiner Wünsche gefunden, er wurde ihm bald gänzlich unentbehrlich. Zur Verschönerung der Insel, der prachtvollen Gärten, die außer der italienischen Flora alle Pflanzenformen fremder Zonen, den Pfefferbaum, die Zimmetstaude, den Thee, den Kampher, den Kaffee und die Kokospalme, die Cedern vom Libanon und die wunderbaren Formen der Cacteen enthielten, war er ihm unvergleichlich zur Seite, nie Genüge findend an den Gärtnern der Gegend, welche sich gelehrt dachten, wenn sie den „kleinen Gartenfreund" studirt hatten und einige lateinische Namen an den Fingern herzunennen wußten.

Für alle ihre gemeinsamen Studien war sogleich das Material bereit, Bücher und wissenschaftliche Journale aus aller Welt. Kein Preis war zu hoch, um die kostbarsten Exemplare fremder Pflanzen kommen zu lassen, keine Mühe wurde gescheut, um ihnen, mit der sorgsamsten Erforschung ihrer Lebensbedingungen, dieselben zu geben: der Königin der Nacht ein Glashaus zu bauen, damit sie ihren Beruf, zwei Stunden zu blühen, erfülle; oder eine Barke bauen zu lassen, damit die Palme vom Saume der Sahara, ohne ihre Wurzeln und grünen Fächer zu beschädigen, über die blaue Spiegelfläche des Lago Maggiore gleiten könne.

Alle die geologischen Kunstwerke der unterirdischen Grotten des Schlosses waren unter seiner Obhut, die Muschelarten, die Korallen, die Mosaiken, die Bekleidung der Wände mit kostbarem Gestein und Korallenzweigen, die Marmorstatuen auf den Postamenten, der künstliche See mit den seltenen Fischen. In der Tiefe brausend die heilige Quelle, Schwefeldünste hinaussendend, und wie die Sage geht, einst der Sibylle des Ortes heilig, nicht allzufern vom Tempel der Venus, welcher auf dem höchsten Hügel von Pallanza stand und viele und andächtige Verehrer zählte, wie noch heute in der Umgebung des Sees.

Die oberen Räume des Schlosses nicht minder waren seiner Sorge anvertraut mit der ganzen künstlerischen Pracht ihrer

Einrichtung. Ein feiner Kenner der Malerei und vorzugsweise der alten Schulen, hegte er die kostbare Gemäldegalerie, kannte jedes einzelne und suchte ihm liebevoll den richtigen Platz und das ihm günstigste Licht.

Ja — wohl fühlte er sich eins mit dem großen Organismus des Ganzen, er fühlte wie die großen Philosophen altindischer Weisheit und wie der größte Philosoph des 19. Jahrhunderts, Schopenhauer, daß es dasselbe sei, was im Thiere, in der Pflanze und in dir pulsirt, aber doch auch, daß der Grad des Lebensbewußtseins die höhere und höchste Scala bestimme. Daß der einsame Mensch immer fliehen wird von dem stummen Blick der Thiere zu dem warmen Laut der Menschenstimme, zu dem mitfühlenden, redenden, mitleidenden Wesen, bedürftig der Empfindung wie er.

In diese Epoche seines Lebens fiel die Ankunft Candida's, die Geburt des Knaben, und ein neues Leben begann nun für ihn.

Candida mußte wohl volles Vertrauen haben zu diesem Priester der Natur, der ihr in ihrer Betrübniß wie von Gott gesandt erschien und der alle Mittel besaß, um ihr das Dasein sanft zu ebnen und die erste Lebensepoche ihres Kindes auf Rosen zu betten. Er kannte alle ihre Schmerzen und wie ein echter Freund fragte er nicht, was sie verschuldet, sondern was sie litt.

Candida nahm Abschied, es verging eine lange Zeit, der Knabe wuchs und gedieh unter diesem wundervollen Himmel, versteckt in diesem Blumeneiland wie eines der Kinder Jovis und der Nymphe, verborgen vor den Augen Juno's im Thal Tempe.

Endlich drang der Ruf ihres Herzens zu ihm — sie hatte ihn gefunden. Aber ach! neben einander das Glück des Wiedersehens und die Unmöglichkeit ihres Zusammenlebens in Rom, ihr Verlangen nach einem verborgenen Asyl. Isola bella! — Gab es einen Ort poetischer, verborgener, schöner für die verschwiegene Seligkeit der Gatten, erlaubt vor Gott, bedroht vor den Menschen, so lange entbehrt und jetzt so heiß ersehnt?

Auch diesmal war es Emanuel, welcher ihnen Alles ebnete und mit der poetischen Innerlichkeit seines Wesens Alles schön bereitete.

In dem unbewohnten Flügel des weitläufigen Schlosses, das an den reservirten Theil des Gartens stieß, mit dem Blick auf den blauen Spiegel des Sees, auf die Blüthenpracht der Gärten und auf das kleine rosenumrankte Haus, in welchem er mit dem Knaben wohnte. Auf dem smaragdenen Rasenfleck vor dem Hause, in Gesellschaft eines gezähmten Flamingos, der, auf einem Bein stehend, seine rosenrothen Flügel hob und seinen schlanken Hals wiegte, wenn der Knabe sich näherte, war sein Spielplatz, wo er, schön wie ein Liebesgott, unter Blumen sein sonniges Dasein führte. Er hatte die dunklen Sammetaugen Alfonso's und die blonde, weiche Lockenfülle Candida's und jenes träumerische, sinnige Wesen, das Kindern der Liebe, ersten Kindern, eigen ist. Cesare wollte behaupten, er habe zu viel Blumenduft geathmet; er schlief zuweilen unter den Magnolien ein und er suchte immer die Nähe stark duftender Blumen, instinctiv wie jene Schmetterlinge, die nur für gewisse Blumen geschaffen scheinen, oder die Blumen für sie.

Welche Empfindungen mußten über die Herzen der Beiden fluthen, als sie den Knaben so fanden, als die Isola bella sie empfing an einem Frühlingsabend, gebadet in Rosenduft, von den purpurnen Gluthen der Abendsonne übergossen, sie anhauchend mit jener Luft, die aus Stoffen zusammengesetzt zu sein scheint, welche allein schon Herz und Sinne in geheimnißvollen Zauber wiegen.

Salvatore hatte ihnen in der expansiven Poesie seines nordischen Gemüths einen idealen Zustand geschaffen, und doch läßt sich wenig sagen von der Zeit, in welcher sie lebten — sie war vollkommen.

Vollkommen an Hingebung, an Liebe, an Entzückungen, vollkommen an Allem, was die Poesie des äußeren, täglichen Lebens hinzufügen kann.

Konnte es so bleiben? Sie dachten nicht daran, sie flohen vor jedem Gedanken, der nicht Gegenwart war. Das indische Sprüchwort sagt, „daß jeder Mensch ein Recht habe, drei Tage seines Lebens glücklich zu sein." Sie genossen dieses Recht und sie sahen den vierten Tag kommen, ohne zu zittern, ohne den Göttern Sühn-

opfer zu bringen, ohne den Ring des Polykrates ins Meer zu werfen. Sie hatten Beide gelitten, entbehrt bis zur Grenze des Unerträglichen, jetzt waren sie entschlossen, sich das Glück zu ertrotzen. Die Vermessenen!

Ihre Wohnung hatte alle Reize der ländlichen Idylle und zugleich allen Luxus häuslichen Behagens. Sie verließen die Insel selten und vermieden die Umgebungen des Sees, nur eine Gondelfahrt machten sie täglich, dann besuchten sie Stresa und ihr einsames Haus, von dessen Balcons aus sie die Isola bella, welche nun all ihr Glück barg, unmittelbar vor sich hatten.

An einem solchen Tage hatten sie sich verleiten lassen, in Stresa von ihrer Villa aus einen Spaziergang zu Fuß zu machen bis zum Palais der Herzogin von Genua.

Candida hing an seinem Arm, kaum etwas sehend von den vorübergehenden Fremden und Bewohnern des Ortes. Sie hatten die Augen auf die schönen Gärten der Herzogin gerichtet, der Tochter des philosophischen Königs Johann von Sachsen, und sie sah mit lächelndem Stolze, wie auch hier in Geschmack und Cultur das deutsche Element sich geltend machte.

Plötzlich fühlte sie Cesare's Arm zucken, sie sah ihn erbleichen und sein Auge starr auf eine der Personen gerichtet, welche auf der Gartenterrasse vor dem Schloß im Gespräch mit dem Gemahl der Herzogin standen.

„Laß uns zurückkehren," sagte er, aber bemüht, ihr seine Unruhe und sein plötzliches Erschrecken zu verbergen. Sie kehrten ungefährdet nach der Isola bella zurück, sie nahmen wieder die süßen Gewohnheiten ihres täglichen Lebens an; Emanuel war liebreich für Alle besorgt, der Knabe plauderte, die Rosen dufteten, die Magnolien blühten, die Turteltauben girrten ihr zärtliches Lied.

Sie vermieden von jetzt an noch strenger alle Berührung mit der Außenwelt, sie besuchten selbst die den Fremden zugänglichen Theile des Gartens nicht mehr zur Stunde des Fremdenbesuchs, ein gewisses Behagen der Sicherheit war bereits verschwunden.

Da sie die Insel kaum noch verließen, glaubten sie, jede Vorsicht beobachtet zu haben, um der Welt ihr wonnevolles Asyl zu verbergen. Sie hatten, um den Verrath zu vermeiden, nur einen zufälligen Umstand nicht in Betracht gezogen.

Von der höchsten der zehn Terrassen, welche stündlich von Fremden besucht wurden, konnte man von einer gewissen Stelle aus herab sehen in den reservirten Theil des Gartens und zwar genau in denjenigen, welchen Cesare und Candida zu ihrem Lieblingssitz gewählt hatten. Es nahete bereits die Stunde, zu welcher die große Freitreppe des Schlosses sich für die Anfahrt der fremden Gondeln schließt, aber es war noch ein Nachen mit besuchenden Fremden gelandet und eingelassen worden. Die Liebenden saßen auf einer niedrigen Bank unter einer blühenden Magnolie, von welcher dann und wann die weißen stark duftenden Blätter auf sie niederschwebten. Sie hatten gelesen, das Buch war Cesare's Hand entsunken, Candida saß dicht an ihn geschmiegt, er hielt sie mit seinem Arm umschlungen, dann und wann berührten seine Lippen zärtlich ihre Stirn. Vor ihnen leuchtete der smaragdene Rasenfleck, der Springbrunnen, in dessen Tropfen die Strahlen der Abendsonne zitterten, plätscherte leise. Der Knabe spielte vor ihnen, ein- und aussteigend in seinen kleinen Wagen, in Form einer Muschel von zwei indischen Schwänen gezogen, die Salvatore, der hier allerlei Gevögel fremder Zonen hielt, für ihn gezähmt hatte. Ihm folgte als anderer Spielgefährte der junge Strauß, welcher schon auf der Insel dem Ei entschlüpft war und unter den milden Lüften der Isola bella von seiner afrikanischen Wildheit verloren zu haben schien. Er diente dem kleinen Cesarion als Reitpferd und wenn seine weißen nervigen Aermchen sich um den Hals seines langbeinigen Freundes geschlungen hatten, so saß er fest, wie schnell dieser auch die Allee der Sykomoren auf und nieder laufen mochte.

Candida wurde aber doch ängstlich bei diesem wilden Ritt, sie rief Cesarion, um den sie Flügel hätte ausbreiten mögen. Er saß auf Cesare's Knieen, der nun Mutter und Kind in seinen Armen hielt, Beide mit Blicken heißer Zärtlichkeit betrachtend. In dieser selben Minute spielte sich an der bezeichneten Stelle der höchsten Terrasse eine kurze leidenschaftliche Scene ab.

Die Fremden, die noch zu später Stunde

die Isola besuchten, war die Lady Stuart mit ihrer Gesellschaft, unter welcher ihr Schützling, der Officier der neapolitanischen Nobelgarde. Es hatte die heißblütige Frau seit jenem Abend in Rom ein wildes Feuer erfaßt, das wie ein Sturm alle bösen Eigenschaften ihres Wesens aufweckte. Eine rasende Eifersucht lohte in ihr, alle sanften Empfindungen auslöschend und nichts begehrend, als das Verderben derjenigen, die ihr, wie sie glaubte, seine Liebe gestohlen hatte, und seinen Sturz mit ihr.

In dieser Verfassung ihres Gemüthes hatte sie die Verfolgung des Flüchtlings begonnen, den sie aber keineswegs am Lago Maggiore vermuthete, sondern zum zweiten Mal nach Deutschland gegangen glaubte. Sie hatte den jungen Neapolitaner mit sich genommen, weil es sie langweilte, allein zu reisen, und sie hatte zuerst in ihrer Villa in Pallanza einen kurzen Aufenthalt genommen.

Daß sie nach der Isola bella kam, war die Caprice einer Abendpromenade und der Wunsch ihres Begleiters, da die Einheimischen selten die Berühmtheiten und Schönheiten der Gegend besuchen.

Lady Stuart stieg also an diesem Abend, auf den Arm ihres Begleiters gestützt, langsam die Terrassen der Isola bella hinauf, dann und wann auf einem der Absätze der breiten Marmortreppe stehen bleibend und den Duft der Orangen einathmend.

Sie kamen endlich auf dem Plateau an, wo der wundervolle Rundblick sie für die Treppen entschädigte. Der Zufall ist zuweilen eine dämonische Macht. Er sandte den blauen Schmetterling, der ihren Schritt wie ein böser Geist genau an die Stelle gelockt hatte, von wo man das Haus Salvatore's und den Rasenfleck übersehen konnte, wo Cesare und Candida mit dem Knaben saßen. Strega sah dem blauen Flüchtling nach und dann zuerst zufällig nach unten — — der junge Neapolitaner sah, neben ihr stehend, wie sie erbleichte, wieder hinabsah und ohne fähig zu sein, ein Wort über ihre Lippen zu bringen, nur mit dem Finger nach der Richtung wies. Cesare's feindlicher Jugendgefährte erkannte wie sie und begriff augenblicklich ihren lodernden Haß und ihre tödtliche Eifersucht.

Sie stierte glühenden Blickes hinab.

Cesare küßte Candida. — Jetzt war es, als ob eine giftige Natter die bis zur Raserei aufgeregte Lady gestochen habe. Ein wilder Ausbruch folgte, ein glühendes Geständniß ihrer Leidenschaft für den Malteser, ihrer Qualen, ihrer Eifersucht und ihrer unerbittlichen Entschlossenheit zur Rache.

Sie stiegen hinab, ihre Gondel lag bereit, sie stießen ab. Strega sagte nichts mehr, ihre Brust arbeitete heftig, ihre Augen waren wie im Fieber nach der Isola bella gerichtet, wo sie die Scene gesehen hatte. Waren heute alle Dämonen los? Als Strega's Gondel sich bereits der Isola madre näherte, erschienen am Rande der Terrasse, Arm in Arm, sich wie gemalt von dem dunklen Hintergrund der Lorbeeren abhebend, Cesare und Candida.

„Glauben Sie, daß es eine heimliche Ehe oder nur ein Liebesverhältniß ist?“ fragte die Lady nach einer Weile kalt.

„Das Eine oder das Andere; im ersteren Falle gefährlich für den Malteser, da es sein Ausstoßen aus dem Orden zur Folge haben kann.“

Ein wildes Feuer befriedigter Rache blitzte bei diesen Worten aus den Augen der beleidigten Frau. Sie kamen in Pallanza an. Sie gab keine Befehle, sie küßte ihren Knaben kaum, der sich in ihre Arme warf: sie schloß sich in ihr Cabinet ein.

Plötzlich wurde sie ganz kalt und ruhig. Zwei Stunden später siegelte sie ihr Schreiben nach Rom.

XXV.

Verrath.

„Sie weinten und wußten selbst nicht warum — —“

Es hatte sich seit jenem Tage nichts Wesentliches im Leben der beiden Gatten zugetragen. Es läßt sich vom vollkommenen Glück so wenig sagen! Wie bald würde der Leser ermüden, wenn wir ihm immer dasselbe berichten wollten. Und die Liebenden wollten doch nichts Anderes, als immer denselben warmen Hauch des Lebens von den Lippen des Anderen trinken und in seinen Augen dasselbe lesen.

Aber es ist, als ob sehr fein organisirte Naturen ein Vorgefühl des Verhäng-

nisses hätten, welches naht. Candida war in den letzten Tagen traurig gewesen. Sie hatte es ihm zu verbergen gesucht, sie hatte geglaubt, es sei körperlich, aber sie vermochte keinen Grund anzugeben und doch ihre Niedergeschlagenheit nicht zu überwinden. Sie ging am Abend allein die düstere Lorbeerallee entlang. Ein glühender Hauch berührte ihre Stirn, es wehte einer von jenen erbarmungslosen Winden Afrika's, unter welchem alles Lebendige zu verdorren scheint, es rieselten die Blätter nieder wie verbrannt, die Vögel flatterten unruhig.

Candida fühlte ihre Seele noch mehr bedrückt, sie preßte die Hände auf ihr banges Herz und flehte: „Gott, laß ihn mir!"

Sie näherte sich der Bank am Ende der Allee und wollte eine Weile hier ruhen. Aber Cesare war ihr gefolgt und umfaßte sie mit seinen Armen. Sie schrak heftig zusammen und brach in plötzliche Thränen aus — „Candida —?" Sie weinte an seinem Herzen, auch seine Augen schimmerten feucht, als ob ihre Angst sich ihm mittheile. In diesem Augenblicke hörten sie Beide, wie die Glocke des Gartens außergewöhnlich heftig gezogen wurde, in dieser Einsamkeit, wo dies nur etwas ganz Ungewöhnliches für sie bedeuten konnte.

Der mechanische Laut hat zuweilen etwas Schreckenvolleres als das Wort.

Einige Minuten später sahen sie Salvatore schwankenden Schrittes die Lorbeerallee heraufkommen. Es macht einen schreckensvollen Eindruck, wenn Jemand, den wir gewohnt sind ruhig, gehalten, immer maßvoll zu sehen, nun plötzlich gänzlich verstört erscheint.

Er war bleich wie der Tod, seine Lippen zitterten, er vermochte kaum die Worte hervorzubringen.

„Es ist ein Ordensritter von Rom" — stammelte Salvatore — „er fordert Ihren Degen."

„Meinen Degen" — sagte Cesare, die Achseln zuckend, verächtlich — „es scheint Verrath zu sein, aber meinen Degen habe ich nur dem Ordensmeister auszuliefern, keinem Niederen!"

Er ging, Candida schlug verzweifelt die Hände vor das Gesicht. Salvatore blieb bei ihr zurück. Sie sprachen nichts in ihrer Angst, zu groß für Worte. Cesare hatte nur zu richtig errathen. Die Scene, welche folgte, war sehr kurz und sehr beredt.

Der Brief der Lady Stuart, durch die geeignete Person direct an die rechte Behörde gesandt, hatte seine volle Wirkung gehabt.

Der geheime Conseil war zusammen berufen worden und hatte die Sentenz ausgesprochen. Cesare d'Aquino war aus dem Orden ausgestoßen.

Gerade weil sie Alle persönliches Interesse für ihn gehabt hatten, war sein Abfall von den Pflichten des Ordens und seine Entfernung ihnen doppelt empfindlich.

Es bedarf in solchen Fällen keiner langen Discussion. Cesare fand den Ritter seiner auf der Schwelle des Hauses harrend. Er war ihm fremd. Sie traten ein und er überreichte ihm den Befehl und forderte Degen und Kreuz, im anderen Fall sich dem Schiedsgericht zu stellen.

Cassirt zu werden, sich seiner militärischen Insignien und Ehrenzeichen beraubt zu sehen, hat für den Officier etwas so Grauenvolles, Infamirendes, daß Cesare davor erbleichte wie vor etwas Unmöglichem, das er nicht ertragen, nicht überleben werde, dem er den Tod tausendmal vorziehen würde.

Vielleicht hoffte er einen mildernden Eindruck von seiner persönlichen Gegenwart; er sah keinen anderen Ausweg, als dem Boten zu folgen, und er war entschlossen.

Als Candida zum Hause zurückkehrte, fand sie ihn reisefertig.

Sie sah Alles, ohne ein Wort dagegen zu reden, es war etwas wie versteinert in ihrem Herzen. Vor dem Uebermaß des Schreckens versiegten auch die Thränen und erst als sie den Dampfer, der ihn wegführte, verschwinden sah, erfaßte sie es wie Wahnsinn.

Am zweiten Tage folgte sie nach Rom. Es konnte dies, so wie ihr Aufenthalt dort nur unter dem tiefsten Geheimniß stattfinden, denn ohne Zweifel würde die Anwesenheit der Person, welche seine Verurtheilung veranlaßt hatte, alle Maßregeln gegen ihn verschärft haben.

Auf der Isola bella zu bleiben, ohne Nachricht von ihm vom Lauf der Ereignisse, wäre tödtend für sie gewesen, und dann hatte sie eine Hoffnung, welche ihr wie Inspiration kam — eine Audienz

beim Papste, um Gnade für ihn zu erflehen, denn sie fühlte zuckend und schmerzensvoll mit den Fibern seines Herzens, daß er den Act des Cassirtwerdens nicht überleben werde. Zwar wußte sie, daß der Papst keine directe Entscheidung in Sachen der Malteser hatte, aber der geistliche Ritterorden war immer unter der Aegide des heiligen Stuhles, und in jedem Falle konnte ein fürsprechendes Wort des heiligen Vaters von großer Bedeutung sein.

Eine Audienz beim Papst zu erlangen ist nicht schwer. In den meisten Fällen genügt eine einfache Meldung bei dem betreffenden Gesandten, ja es ist für die reisenden Damen so Mode geworden, daß es für den Touristenschwarm wie eine der nothwendigen Sehenswürdigkeiten der ewigen Stadt betrachtet wird. Man sagt auch, daß der Papst es liebe, wenn an jedem Donnerstag Morgen ein Schwarm von schönen und reichen Damen komme, um ihm den Ring zu küssen. Candida mußte es ohne Vorwissen Cesare's thun, da sie fürchtete, daß er es nicht gestatten werde.

Sie kam in Rom an und sie erfuhr sogleich, daß das Urtheil gefällt sei. Sie that die nöthigen Schritte, es wurde ihr nicht schwer, ihren Wunsch zu erreichen. Gleich am nächsten Tage wurde ihr die Audienz bewilligt. Es herrscht ein ganz bestimmt vorgeschriebenes Ceremoniel für die Empfangstage des heiligen Vaters. Für die Damen ist es immer der Donnerstag Morgen. Sie haben sich wie zum Besuch der Sixtinischen Capelle schwarz zu kleiden, ohne Handschuh und mit dem Fächer, den schwarzen Spitzenschleier über dem Haar. Sie fahren um elf Uhr zum Vatican und steigen nicht am großen Portal der Schweizergarden, sondern an einem besonderen Ausgang zu den Empfangsälen des Papstes aus.

Denjenigen, welche in einer besonderen Veranlassung die Audienz nachgesucht haben, wird früher oder später eine Stunde angezeigt. Zu diesen gehörte Candida. Und wie wenig paßte sie in den Schwarm der Neugierigen, die da kamen!

Wie oft war Candida über den Platz von St. Peter gegangen, nie hatte sich ihr die mächtige Façade, der Obelisk, die beiden prachtvollen Fontainen, die Colonnaden so mächtig dargestellt wie an diesem Tage. Sie verließ ihren Wagen am bezeichneten Eingange, einer der harlekinartig costümirten Schweizergarden führte sie bis zum Ausgange der großen Treppe, am Eingange zur Sixtinischen Capelle vorüber bis zum Portal, über welchem wie bei einem Privatmann der Name steht: Pio nono.

Hier empfing sie einer der päpstlichen Kammerherren, um sie durch die langen Corridore zu geleiten. Der päpstliche Hof scheint noch mehr als die anderen fürstlichen Höfe bunte Bedientenlivreen zu lieben. Die ganze geistliche Privatdienerschaft trägt carmoisinrothen Damast mit Sammet und Gold, was allerdings für das Auge von höchst brillantem Effect ist. Sie gingen durch die letzte Galerie der Loggien des Raphael, in deren Plafond der Meister so unvergleichlich naiv die Schöpfungsgeschichte dargestellt hat.

Der Kammerherr ließ Candida einige Augenblicke allein gerade unter dem Bilde, auf welchem Gott Vater, anscheinend in großer Verlegenheit, unter einem Chaos noch nicht zusammengesetzter Glieder, Thierköpfe und Leiber steht.

Der Kammerherr kam zurück und führte sie in den ersten Saal der Audienz. Ein Troß von Dienerschaft bewegte sich hier, eine Menge Personen harrten, mit denen Candida aber nur kurze Zeit das Loos des Wartens zu theilen hatte. Sie wurde bald durch eine andere Reihe von Gemächern geführt und endlich öffnete sich die Thür seiner Heiligkeit. Sie stand allein dem Papst gegenüber.

Pius der Neunte hat, wie Freund und Feind bestätigen, etwas bezaubernd Liebenswürdiges in seinem Wesen. Er ist der schönste alte Mann, den man sich denken kann, und zu seinen milden, leuchtenden Zügen steht das weiße Kleid mit dem rothen Kragen ungemein schön. Er saß auf dem goldenen Stuhle, auf den Stufen der Estrade lagen Kissen zum Knien für diejenigen, welche ihm den Fuß zu küssen kamen.

Candida beugte die Kniee, der heilige Vater hob sie auf, ihr seine beinahe historisch gewordene weiße, aristokratische Hand anstatt des Fußes zum Kusse reichend, und von der Milde seines Wesens in ihrem Schmerz wie von einer überirdischen Tröstung berührt, küßte sie die Hand mit

jener Inbrunst eines gebrochenen Herzens, das hier seine letzte Rettung sucht.

Sie sah mit thränenvollem Blick zu ihm auf.

„Sage mir Alles, meine Tochter —“

Sie sagte ihm Alles, wie ein Strom quoll die Beichte von ihren zitternden Lippen, und zuletzt, die Hände aufhebend, flehte sie um Gnade für Ihn, der ihr das Diesseits und Jenseits ausfüllte. Der Papst schwieg, nachdem sie geendet, eine lange Weile.

„Meine Tochter“ — sagte er mit seiner sanften, traurigen Stimme — „über das Gesetz habe ich keine Gewalt, aber ich kann es mildern — er sei verbannt! —“

Ein schwarzer Nebel legte sich wie Ohnmacht über Candida's Augen. Ehe sie es selbst wußte, fand sie sich wieder in ihrem Wagen, ohne wahrzunehmen, was um sie her vorging.

Verbannt — dies eine Wort verbannt
Erschlug zehntausend Tybalts! —

Die Gatten sahen einander erst wieder, als Cesare dies mildernde Urtheil, welches ihn vor der in seinen Augen unauslöschlich entehrenden Schmach bewahrte, bereits mitgetheilt war. Er dankte es Candida! Aber so wie ihrem Leben jetzt jede Blüthe abgestreift war, so war er innerlich zerbrochen; obwohl auch die Verbannung selbst noch eine Milderung erfahren konnte. Er war ausersehen, nach Jerusalem zum heiligen Grabe zu reisen.

Es war selbstverständlich, daß Candida und Cesare in Rom nicht zusammen bleiben konnten bis zum Zeitpunkt der Abfahrt des Schiffes.

Candida mußte sich der unerbittlichen Nothwendigkeit fügen, allein nach der Isola bella zurückzukehren. Cesare hatte noch für einige Tage Aufschub erlangt und versprach ihr und dem Knaben, dort Lebewohl zu sagen, wenn sie sich stark und muthig zeige. Stark und muthig! Candida lächelte seltsam. Sie fühlte ihre Kräfte zu Ende gehen und wie alle sehr erregbaren Naturen hatte sie ein Vorgefühl der Katastrophe, welche ihr bevorstehe. Es giebt einen Culminationspunkt auch der Schmerzen.

„Stürben die sämmtlichen Götter,
Der oberste Gott an der Spitze,
Lägen sie jämmerlich dann unter die Sterne gebahrt —
Löschten die Sterne dann aus
— Nichts rührte dich! Mehreres, Neues
Littest du nicht! Dein Maß Schmerzen ist voll und gehäuft.“

Candida hatte keine Hoffnung und so auch keine Kraft des Handelns mehr. Sie dachte nichts als jede Minute des Zusammenseins noch auszukosten, jeden leisesten seiner Wünsche zu erfüllen, und an den einen Tag auf der Isola bella, welcher ihr noch geschenkt sein sollte, klammerte sich ihre Hoffnung.

Sie reiste ab, sie fühlte sich unter den Menschen wie ein abgeschiedener Schatten, nicht mehr zugehörend zu der Welt der Lebendigen. Es war nicht allein die Furcht vor der materiellen Trennung, welche sie so elend machte, nein es war ein feineres, psychologisches Leiden, ein Verständniß der Natur des Mannes, der ja auch mehr des gesunden Egoismus bedarf, um mit dem Leben fertig zu werden.

Die Frau liebt mehr denjenigen, für welchen sie leidet, und das Kind, welches ihr die meisten schlaflosen Nächte bereitet hat, ist häufig der Liebling ihres Herzens, nicht so der Mann. Candida hatte das Gefühl, daß Cesare eine Frau, für welche er das erduldet habe, nicht mehr lieben werde. Vielleicht that sie ihm Unrecht und es war nur das Uebermaß ihrer eigenen Befürchtung; wenigstens bewies für jetzt nichts die Richtigkeit ihrer zagenden Voraussetzung; sie sah nur die Veränderung, welche plötzlich mit seinem ganzen Wesen, ja mit seinem Aeußeren vorging.

Sehr stolze Naturen ertragen keine Art der Degradation; sie gehen daran zu Grunde und dies ist gewissermaßen die Sühne für ihr Vergehen. Wir Modernen haben nicht mehr die fast rohe Kraft der römischen und griechischen Staatsmänner, die in die Verbannung gingen und dann ungeschwächt zurückkehrten, um ihrem Vaterlande in anderer Form zu dienen, auch nicht die Demuth der Apostel, welche jede Schmach erduldeten, wenn nur ihre Sache den Sieg behielt.

Cesare's Erscheinung war seit dem Urtheilsspruch ein stummer Zeuge dessen, was er litt. Seine Züge hatten alle Elasticität verloren, sein Auge war glanzlos und starr. Wer könnte schildern, was Candida auch bei dieser Wahrnehmung empfand. Sie, die jeden feinsten Zug seines Gesichts, jedes Zucken seines Mundes

kannte und nun die nächtigen Schatten sah, die sich über alle die Schönheit, die sie entzückt hatte, wie über die geistigen Reize seines Wesens legten. Es kam der letzte Tag. Die Isola bella, die Gärten, der Himmel, der See waren blauer und festlicher denn je, die Turteltauben girrten ihr zärtliches Lied, die Orangen dufteten weit über den See, sinnbetäubend, und in all den festlichen Glanz der Natur mischte sich der warme herzerquickende Laut einer jubelnden Kinderstimme beim Anblick Cesare's. Was mußten sie leiden die Beiden gegenüber all diesen heiteren Reizen der bewußtlosen Natur, sie, die als intelligente Wesen allein bestimmt schienen, alle Schmerzen irdischer Geschöpfe zu tragen?

Haben die anderen Organismen keinen Theil an der vieltausendjährigen Schuld, für welche das Leben eine Buße sein soll?

Sie gingen fast stumm den ganzen Tag unter den düsteren Lorbeeralleen umher, ohne einander einen Augenblick zu verlassen. Candida von seinem Arm umfaßt und ihr müdes Haupt an seine Brust gelehnt. Auf ihren Wangen brannte ein rother Fleck wie in Fiebergluth, ihre Lippen waren wie vertrocknet, ihre Augen hatten keine Thränen mehr. Der Genius ihrer Liebe senkte seine Fackel und löschte sie aus. Die Bilder der Vergangenheit zogen noch einmal glänzend an ihnen vorüber und vor der schwarzen Nacht der Zukunft senkten sie schaudernd den Blick.

Sie sprachen auch nicht von äußeren Fragen und Anordnungen; für das Glück sind Bestimmungen zu treffen, für das Unglück ergiebt sich Alles verzweiflungsvoll von selbst.

Aber als der Abend sich senkte, brach der Schmerz, welcher Candida's Herz durchwühlte, hervor wie der Sturm, unaufhaltsam fassungslos. Sie waren in das Schloß zurückgekehrt und standen an einem der weitgeöffneten Bogenfenster, welche auf den See hinausgehen. Plötzlich kräuselte sich ein weißes Wölkchen fern am Horizonte. Es war der Dampfer, welcher Cesare hinwegführen sollte. Sie erbleichte, ein Fieberfrost schüttelte ihren zarten Körper, sie preßte sich an ihn wie im Krampf. In diesem Augenblick, den heftigen Druck ihres Körpers fühlend, faßte Cesare schnell nach seiner rechten Seite, aber es war zu spät; ihr Schicksal hatte sich erfüllt. Ein Schuß krachte, ein Schrei Cesare's und Candida sank zusammenbrechend in seinen Arm zurück. Das Pistol, welches er seit der Reise in seiner Tasche trug, hatte sich durch ihren Druck entladen, der Schuß war ihr ins Herz gedrungen. Als Cesare sie aus seinen Armen auf das Ruhebett gleiten ließ, bedeckten bereits die Schatten des Todes ihre Stirn und über ihr weißes Gewand strömte das Blut der tödtlichen Wunde.

Cesare warf sich, außer sich, schluchzend über ihren Körper, sie war anscheinend bewußtlos. Aber ihr Name von seinen Lippen, verzweiflungsvoll an ihr Ohr dringend, und der warme Hauch seines Mundes hätte sie wohl von den Todten erweckt. Sie öffnete plötzlich die Augen und richtete sich auf. Ihre Hand legte sich leise auf sein Haar, ihr erlöschender Blick senkte sich in den seinen.

„Weine nicht, Geliebter —“ flüsterte sie. „Der Tod ist süß von deiner Hand und ich ziehe ihn tausendfach der Trennung vor — — du giebst mir die Erlösung — —“

Ihre Lippen suchten die seinen, sie waren schon kalt. Er trank den letzten Hauch von ihrem Munde und auf seinen Knien liegend, den Kopf auf ihrer Brust, fühlte er voll Grauen, wie ihr schöner Leib, für ihn so lebensvoll und warm, allmälig starr und kalt wurde wie Marmor.

So fand sie Salvatore, als er leise eintrat, um Cesare von der Ankunft des Dampfers zu benachrichtigen. Er lag regungslos wie sie, er glaubte sie Beide todt.

Endlich richtete sich Cesare unter seiner Berührung auf und blickte ihn starr an.

„Sieh hier, Salvatore — es war noch nicht genug — — —“

* * *

In der zweiten Nacht nach dieser Katastrophe war an der großen Freitreppe der Isola bella unter den Trauerweiden ein geheimnißvolles Leben und Flüstern. Drei schwarze Gondeln, rings herum mit Lichtern besteckt, wie jene der Fischer zur Nachtzeit, lagen bereit. Jetzt hoben die

Fischer der Isola bella mit nervigen Armen den dunklen Sarg in die mittlere der Barken, die jungen Mädchen der Insel bedeckten ihn ganz mit Rosen und Magnolienblüthen, leise schluchzend und hin und wieder vom Rande der Gondel ans Ufer kehrend wie irrende Geister.

Von der kleinen Kirche der Isola bella tönte klagend die Todtenglocke. Die Thüren der erleuchteten Kirche öffneten sich wie von unsichtbaren Händen, der rothe Lichtschein glitt über die Scene. Ein leiser Gesang ertönte, die jungen Mädchen mit brennenden Fackeln und Blumen in ihren Händen kamen langsam die Treppe der Kirche hinab und beteten kniend leise vor dem Sarge. Dann näherte sich Eine nach der Anderen und löschte mit dem Zeichen des Kreuzes und dem leise geflüsterten „Pace“ ihre Fackel aus.

Sie bestiegen die erste der drei Gondeln, sechs der Fischer führten stehend, mit lautlosem Ruderschlage den Sarg, Cesare und Salvatore waren allein in der letzten. Geräuschlos glitten sie über den nächtlichen Spiegel des Lago Maggiore, begleitet von den Klängen der Orgel, leise und leiser am jenseitigen Ufer verhallend.

XXVI.

Schluß.

„Gott geleite die armen traurigen Herzen heim.
Gott geleite die müden, irren Gedanken heim.“

Candida hatte Ruhe gefunden. Auf dem kleinen Kirchhofe von Stresa, in der grünen poetischen Einsamkeit am Rande des Berges, hatten sie ihr die Stätte gesucht. Eine Trauerweide beschattete sie, auf dem weißen Marmorkreuz standen nur die Worte: fu amata — sie war geliebt.

Und von dieser Ruhestatt des treuesten Herzens nahm jetzt der Ruhelose Abschied zur Verbannung nach Jerusalem.

Cesare d'Aquino hatte die Sorge für seinen Knaben mit allen Vollmachten Salvatore anvertraut, er sollte ihn nach Westfalen bringen und später zu ihm nach Rom — wenn er zurückkehrte.

Es blieb ihm noch kurze Zeit, das Schiff, welches ihn nach Smyrna bringen sollte, lag in Brindisi bereit, die Karawane für die Wüstenreise war bestellt, die Gefährten harrten seiner. Er sollte Rhodus, Malta, das Kloster auf dem Libanon, alle die Stätten besuchen, welche seit den Kreuzzügen die ersten Niederlassungen und Ordenssitze der Malteser und Templer gesehen hatten. Er sollte im einfachen Gewande der Pilger reisen, ohne jedwedes äußere Abzeichen seines Standes, unter dem Gelübde der Armuth, aber es ist etwas Eigenthümliches um dieses Gemisch von Stolz und Demuth in den geistlichen Ritterorden. Trotzdem er als ein Verbannter, Geächteter nach Jerusalem kam, hatte er dort doch hochwichtige Missionen in Betreff neuer Gründungen des Ordens zu erfüllen, die man nicht leicht Jemand Anderem anvertraut hätte.

Cesare kam mitten in der tollen Carnevalszeit nach Rom. Er mußte sich von dem Prinzen verabschieden und suchte diesen auf.

Man dachte nicht daran, daß in diesem heiteren Treiben des Tags die fürstlichen Personen einer Gefahr ausgesetzt sein könnten und doch waren gerade jetzt in Rom allerlei Elemente in der feindseligsten Aufregung und es gab eine große Menge, welche die Katastrophe der folgenden Stunden diesen zuschrieben. Der Papst, welcher sonst in den tollen Freuden des Carnevals nur eine menschliche Thorheit gesehen hatte, fühlte jetzt, wo er sich als Gefangener betrachtete, Bitterkeit über den tollen Jubel. Die Jesuiten, deren Ausweisung bevorstand, fühlten die heftigste Erbitterung gegen die neue Ordnung der Dinge. Ob mit Recht oder Unrecht; man schrieb ihnen den wahrscheinlich niemals aufzuklärenden Vorfall zu, welchem die Person zum Opfer fiel, auf deren Leben es wahrscheinlich nicht abgesehen war.

Cesare d'Aquino, vom Schlosse zurückkehrend, wo er den Prinzen nicht gefunden hatte, wollte, da er ihm persönlich sehr ergeben war, nicht ohne Abschied von ihm scheiden, und da er vor seiner Abreise nur noch über wenige Stunden zu verfügen hatte, sah er kein anderes Mittel, als ihn im Hotel, inmitten des Carnevals, aufzusuchen. Er fand im Vorsaal den Kammerherrn, den er ersuchte, den Prinzen um wenige Augenblicke der Unterredung zu bitten. Der junge Prinz, welcher Cesare gern hatte, war in heiterster Laune, und da er die Verurtheilung keineswegs in der tragischen Weise nahm, wie

Cesare selbst, ja vielleicht sogar die Absicht hatte, zu ihrer Milderung, wie er konnte, beizutragen, so trat er sogleich in die Thür des Salons und rief mit der heitersten Stimme seinen Namen.

„Kommen Sie hierher, Tannhäuser!" sagte er, natürlich keine Ahnung habend von dem Schicksale, welches mit Candida's Tode seine Kraft gebrochen hatte.

Dies war nicht der geeignete Moment, sich auszusprechen, Cesare näherte sich, sie traten hinaus auf den Balcon, er sich vor der Prinzessin und den Damen des Hofes neigend. Der Prinz ließ ihn nicht von seiner Seite. Cesare mit ihm sprechend, ließ den Blick hinunter auf das Treiben des Corso gleiten und nicht wie der Prinz heiter der Stunde ergeben, hin und wieder mit den Damen scherzend und Blumen werfend, sondern von düsteren Gedanken gefoltert, bemerkte er unmittelbar unter diesem Balcon eine Gruppe von Männern, welche von der bunten Färbung des Ganzen seltsam und schwarz abstachen. Er sah auch, wie sie, lebhaft mit einander sprechend, sich in dem tollen Treiben wahrscheinlich unbemerkt glaubend, scharf die Person des Prinzen ins Auge faßten und den Gegenstand betrachteten, welchen Einer von ihnen in der Hand hielt. Ohne schon eine bestimmte Befürchtung zu haben oder sich klar zu machen, was es sein könne, verwandte Cesare das Auge nicht von der Gruppe. Er sah jetzt, daß der erwähnte Gegenstand eine Bonbonnière in Blumen eingehüllt sei und eine Minute später, daß dieselbe, offenbar für den Prinzen bestimmt, von der Hand des Trägers hinaufgeworfen wurde. Cesare, eine Gefahr fürchtend, streckte instinctiv die Hand aus und fing sie auf, noch mit einem Blick bemerkend, daß die Gruppe unten sich eilig zerstreute. Er betrachtete den Blumenstrauß und zog die Bonbonnière heraus. Sie öffnend, strömte ihm ein heftiger, beinahe betäubender Geruch entgegen und verstärkt, als er das Papier entfaltete, welches sie enthielt. Es war beschrieben. Cesare las die fein gechiffrte Schrift und erbleichte heftig. War es eine Drohung, war es ein Scherz, oder war es nur eine List, um den Leser zu nöthigen, länger das tödtliche Gift, mit welchem das Papier getränkt war, einzuathmen? Cesare wollte den Prinzen warnen und in schonender Weise von dem Inhalt in Kenntniß setzen, aber schon erstarrten seine Lippen, umflorte Ohnmacht seinen Blick, er fand kaum Zeit, bevor er umsank, in die Thür des Saales zu treten, wo einer der Kammerherren ihn bemerkte, stützte und sich mit den Anderen auf das Lebhafteste um ihn bemühte. Aber es war vergebens, es blieben ihm nur wenige Augenblicke noch des Bewußtseins. Er bemerkte in seiner Nähe einen ihm vertrauten Malteser, er winkte ihm und neigte die Lippen an sein Ohr:

„Ich sterbe," sagte er mühsam, „laßt mich an ihrer Seite eine Ruhestatt finden — — der Tod sühnt Alles —"

„Und wo, wo?" fragte entsetzt und die Todesschatten sehend, welche sich über Cesare's Stirn lagerten, der Ordensritter.

„Isola bella — —" flüsterten mit dem letzten Seufzer seine Lippen. Cesare d'Aquino war todt.

In diesem Augenblick stürzten die Träger der bereits angezündeten Moccoli- und Carnevalskerzen in den Saal und beleuchteten mit rothem Licht die Scene. Der Prinz und die Damen traten ein und starrten nach der Ausgelassenheit der letzten Stunden mit um so entsetzensvollerem Grauen auf das Bild.

Memento mori! Wer wird den geheimnißvollen Vorgang jemals aufklären. Galt der Brief dem Prinzen? Kam er von der feindseligen Partei? Oder war Cesare nach allen den übermenschlichen Aufregungen der letzten Zeit einem plötzlichen Nervenschlage erlegen?

Der andere Tag war Aschermittwoch, alle Freude des Carnevals war vorüber. Ganz Rom sprach nur von dem vergifteten Blumenstrauß, und das Volk von Rom, immer schaulustig, freute sich nun in der nüchternen Fastenzeit doppelt auf das Gepränge eines prächtigen Leichenbegängnisses.

Der Ghetto zu Rom

Das gewaltige Rom bietet dem Fremden doch immer die wunderbarsten Eindrücke von oft ganz entgegengesetztem Charakter.

Neben den Trümmern einer Vergangenheit, die den Beschauer noch heute mit der Bewunderung menschlicher Macht und Größe erfüllt, erheben sich die Monumente der mittelalterlichen Bedeutung dieser einzigen Stadt, die zweimal thatsächlich den Erdkreis beherrschte; und wo die Spuren der Triumphe sich erheben, erblickt man dicht daneben auch die Erinnerungsmerkmale an das Elend und die Unterdrückung, die sie zum Gefolge hatten. So gehört der Ghetto, das schmutzigste Häusergewirr Roms, neben den Tempelresten und Pa-



Eingang in den Ghetto zu Rom.

lästen, neben den Kunstschätzen und Kirchen zu den interessantesten Sehenswürdigkeiten, und der wißbegierige Fremde, der es nicht versäumt, den Papst zu sehen, wird meist auch den Ghetto nicht unbesucht

lassen. Die Geschichte der Juden in Rom ist die Geschichte des ganzen Volkes seit der Zerstörung Jerusalems. Alfred von Reumont erzählt darüber das Folgende.

erst nach seinem Tode erfolgte. Der Fries der dem Colosseum zugewendeten Südseite stellt den Opferzug dar mit dem symbolisirten Abbilde des Jordan; die Reliefs

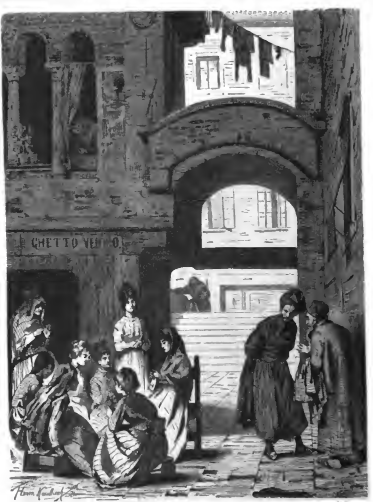


Ghetto zu Rom.

Auf der Höhe der Via sacra, die ganze Fläche des Forum überschauend, erhebt sich der Triumphbogen, welchen Senat und Volk dem Titus Vespasianus Augustus errichteten, und dessen Vollendung

des inneren Durchganges zeigen zur Rechten Titus auf dem Siegeswagen mit der ihn kränzenden Victoria und der die Zügel des Viergespanns haltenden Roma, zur Linken die lorbeerbekränzten Sieger,

welche mit dem heiligen Tisch, den Jubeljahrstrompeten und dem siebenarmigen Candelaber durch ein Triumphthor ziehen. Das Mittelalter, welches den Bogen selbst



Ghetto zu Venedig.

als Thor einer Veste verwendete und ihn, arg verstümmelt, moderner Herstellung überlieferte, blickte nicht auf den Sieger, sondern auf die Monumente der Besiegten und nannte ihn den Bogen der sieben Leuchter. Ein früher errichteter, später spurlos verschwundener Bogen am Circus maximus erinnerte in seiner Inschrift, die noch das 8. Jahrhundert las, an die Unterwerfung der Juden und die Zerstörung ihrer für unüberwindlich gehaltenen Hauptstadt Jerusalem. Münzen mit der Legende „Judaea devicta, Judaea capta“ zeigten eine unter dem Palmbaum sitzende trauernde Frauengestalt.

Das Volk aber, welches von so gräß-

lichem Schicksal betroffen worden war, wurde nun mehr noch als früher zerstreut im ganzen Römerreiche, überall und nirgends zu Hause, gehaßt und gebraucht, verfolgt und gerufen, ohne Grundbesitz und voll Reichthums, mit Bürgerrecht, aber Gegenstand des Hohns, wenig gekannt, obgleich überall gesehen. Ueber eine Million sollen umgekommen, neunzigtausend als Sklaven verkauft worden sein. Vespasian machte alles Land in Judäa zum Staatsgut, und von da an beginnt welcher in den sie bildenden Bestandtheilen der um die Zeit von Christi Wirken entstandenen Mischna oder Gesetzwiederholung und des späteren Commentars zu derselben, der Gemara, die Hauptquelle des nachmaligen Judenthums, der Talmud, erwuchs. Viele flüchtige Juden sammelten sich wie vor ihnen die Christen Jerusalems in dem Staate Herodes Agrippa's. Viele Gefangene wurden von ihren reichen Glaubensgenossen in kleinasiatischen Städten losgekauft. Titus sel-



Knabe aus dem Sabinergebirge.

die Verödung des vormals so fruchtbaren Bodens, welche der Islamismus vollendet hat. Den Tribut, den die Juden einst dem Tempel erlegten, zahlten sie nun dem capitolinischen Jupiter, nachdem aller Tempeldienst Jehovah's aufgehört, auf dem Berge Garizin, in Aegypten, auf Moria. Besitzlos blieben zerstreute Gemeinden im Lande ihrer Väter wohnen. Die Synagoge vertrat den Tempel. An dem Ufer des Sees, auf dessen Wassern der Heiland gewandelt, zu Jamnia, später in Tiberias, wurde das Gesetz gedeutet und vollendete sich die neuere rabbinische Tradition, aus

ber, der dies Volk zertrat, er, für dessen Schalten während der Belagerung der Hauptstadt Jerusalem man keinen Grund, für dessen Grausamkeit nach der Einnahme man keine Entschuldigung finden kann, empfand Mitleid mit dem Elend der Juden. Als Antiochia ihre Ausweisung verlangte, erwiederte er: „Wo sollen sie hingehen, die Unglücklichen? Sie haben keine Heimath mehr und nirgends will man sie aufnehmen."

Alle diese historischen Reminiscenzen an das Schicksal des Volkes, welches sich das auserwählte nennt, weil es unter

allen Verhältnissen zu leben weiß und die Passivität zur höchsten Tugend macht, treten beim Anblick des Ghetto zu Rom stärker als anderswo vor die Seele. Welches andere Volk würde so viel Schmach und Verkommenheit ertragen haben? Ausharren und Abwarten, das ist die Devise, die dort überall hervortritt.

Von der römischen Judengemeinde, ihrer Verkommenheit, der Rolle, die sie bei den Volksbelustigungen spielte, den Erleichterungen, welche manche Päpste ihr angedeihen ließen, den Privilegien für Einzelne, namentlich Aerzte, ist oft die Rede gewesen. So gedrückt auch ihre Lage sein mochte, so war sie doch im Ganzen genommen hier und in einem großen Theil Italiens längere Zeit hindurch noch bei weitem günstiger als in anderen Ländern. Ihr Hauptgeschäft war das Geldleihen. Wie es aber z. B. in Florenz wegen Wuchers zu wiederholten Tumulten und Gewaltschritten kam, verschlimmerten sich auch die Zustände in Rom um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Die ärmeren Classen vor den jüdischen Pfandleihern zu schützen, war im Jahre 1549 durch den Franciscanergeneral ein Leihhaus gestiftet worden, welches später Staatsanstalt ward und durch den Cardinal Borromeo, seinen Protector, regelmäßige Statuten erhielt. Andere weniger verständige Maßregeln folgten. Mittelst einer Bulle vom Jahre 1554 verbot Julius III. Aufbewahrung und Lesen des Talmud. Schon Innocenz IV. hatte sich gegen den Talmud erhoben, indem er ihn als ein Buch hebräischer Traditionen bezeichnete, welches die neueren Juden unter Hintansetzung des mosaischen Gesetzes und der Propheten befolgten, welches viele Lästerungen gegen Gott und Christus enthalte, eine Menge verworrener Fabeln, Irrthümer und unerhörten Unsinn. Mehrere von Innocenz' Nachfolgern, Clemens IV., Honorius IV., Johannes XXII. hatten den Talmud von Neuem verdammt. Eine andere Verfügung Julius' III., welche den Juden ihre Güter, bewegliche wie unbewegliche, sicherte, aber eine Clausel hinsichtlich der



Mädchen aus dem Sabinergebirge.

durch Wucher erworbenen einschaltete, die den rechtmäßigen Eigenthümern zurückgegeben oder aber den Neophyten zufallen sollten, öffnete vexatorischen Maßregeln die Thür.

Im Jahre 1555 erließ Paul IV. eine Bulle, durch welche die äußersten Beschränkungen eingeführt wurden. Den Juden wurde verboten, in irgend einer Stadt des Kirchenstaates zu wohnen, mit Ausnahme von Rom und Ancona. In diesen beiden Städten wurden sie auf abgesonderte Quartiere beschränkt und sollten eine einzige Synagoge haben. Einst hatten sie meist in Trastevere gewohnt, aber es war ihnen unbenommen, sich ein anderes Domicil zu wählen. Das alte Verbot, christliche Dienstboten zu halten, ward erneut; auch wurde ihnen untersagt, an Sonn- und Festtagen zu arbeiten, sowie mit Christen zu spielen, was schon Eugen IV. verpönt hatte. Alle von früheren Päpsten für den Verkehr gewährten Privilegien wurden aufgehoben, der Tribut erhöht, der Zinsfuß ermäßigt, der Erwerb von Grundeigenthum verboten. Ja jüdische Aerzte, selbst wenn man sie rief, sollten Christen keinen Beistand leisten dürfen. Zugleich wurde die Verpflichtung zum Tragen eines Abzeichens aufs Neue eingeschärft. Dasselbe bestand in einem gelben Hute für die Männer, für die Frauen in einem ähnlichen Schleier. Ein reicher Jude, welcher sagte, der Papst bezwecke nur eine Finanzspeculation, da der Widerwille der Nation gegen das ihr auch anderwärts aufgedrungene Merkmal bekannt sei, wurde öffentlich gepeitscht. Die Anrede „Signore" sollte unzuläßig sein. So wurde der Grund zu dem unter Pius V. vollendeten Ghetto gelegt, dem engen häßlichen Judenquartier in der Flußniederung vom Marcellustheater und der Brücke der Tiberinsel an stromauswärts bis zu der durch den Schutt des Balbustheaters gebildeten Bodenerhöhung, die den Palast der Cenci trägt, in der Breite zwischen dem Fluß und den Ruinen des Porticus der Octavia, einst mit Ringmauer und fünf Thoren, die im Jahre 1848 demolirt wurden, und über deren einem, auf Piazza Sta. Maria del Pianto, man die Wappen des Papstes und des Cardinalvicars sah, dessen Jurisdiction der Ghetto untergeben ist.

Die Thore desselben wurden bis zum Jahre 1810 Nachts geschlossen. Die Fontäne ist von Paul V., dessen Wappen man an derselben neben dem siebenarmigen Leuchter erblickt.

Wir ergreifen gern die Gelegenheit, unseren Lesern in den Abbildungen, welche diesem Aufsatz beigefügt sind, wieder einige Proben aus dem Prachtwerke „Italien", das bei Engelhorn in Stuttgart erschienen ist, vorzuführen. Die beiden auf den römischen Ghetto bezüglichen Abbildungen sind von Gustav Closs, der Ghetto zu Venedig von Hermann Kaulbach. Und um diesen düsteren Reminiscenzen aus den Leidensjahren des jüdischen Volkes in Italien ein heiteres Gegenstück zu geben, hat die Verlagshandlung gestattet, daß wir zwei echte italienische Typen, Köpfe eines Knaben und eines Mädchens aus den Sabinerbergen, einfügen, die von Johann Graf gezeichnet sind und ganz besonders dazu beitragen werden, den künstlerischen Werth der zahlreichen Holzschnitte in dem erwähnten Werke zu bekunden. Uebrigens enthält dasselbe auch größere Bilder in Tondruck und ist überhaupt sehr reich mit Illustrationen versehen. Der Text genügt durch Hervorhebung der Hauptgesichtspunkte, und das Ganze, wie es jetzt in reichem Einbande, nach einem Originalentwurfe von Julius Schnorr, vorliegt, ist ein geschmackvoll ausgestattetes Prachtwerk, dessen Anschaffung man mit bestem Gewissen empfehlen kann.

Eine böhmische Woche.

Von

Karl Braun.

(Schluß.)

Ich benutze diese Gelegenheit, um eine kleine Notiz in Betreff der Geschichte, der Verfassung und des gegenwärtigen Zustandes der Universität Prag hier einzuschalten.

Prag ist die älteste deutsche Universität. Sie wurde 1348 gestiftet vom Kaiser Karl IV., dem Protector der Wissenschaften und Freunde Petrarca's. Bei der

Einrichtung der Prager Hochschule dienten Paris und Bologna als Vorbild. Die Universität war damals (sie ist es zum Theil auch noch heute) eine Zunft, welche sich in so und so viel einzelne Zunftabtheilungen oder Corporationen theilte, welche man „Nationen“ nannte, weil bei diesen Unterverbänden, welche sich nicht auf die Studenten beschränkten, sondern auch auf die Professoren und alle sonstigen „Universitäts-Verwandten“ und deren Frauen und Kinder ausdehnten, der geographische, territoriale oder ethnologische Gesichtspunkt maßgebend war. Paris z. B. hatte vier Nationen: Alemannen, Franken, Normannen und Picarden. In Wien existirte eine österreichische und eine ungarische, eine fränkische und eine sächsische Nation; in Leipzig eine meißensche und eine sächsische, eine baierische und eine polnische. Diese Nationen hatten das Recht, die akademischen Behörden aus der Zahl der Qualificirten durch Wahl zu besetzen. Eine ähnliche Einrichtung, wenngleich in beschränkterem Maße, besteht noch heute bei den englischen Universitäten, wo die „Fellows“ mitwählen. In Deutschland und Oesterreich hat der Polizeistaat das Wahlrecht der Studenten beseitigt.

Prag hatte ebenfalls vier Nationen, nämlich Böhmen, Polen, Sachsen (Norddeutsche) und Baiern (Süddeutsche). Die Nationen hatten von Haus aus gleiches Stimmrecht. Auf Antrag von Huß, welcher Professor der Theologie an der Universität, Prediger an der Bethlehemscapelle und außerdem auch noch Günstling der Königin Sophie war, änderte König Wenzel das Stimmrecht dahin, daß in Zukunft die böhmische (tschechische) Nation drei Stimmen führte und die drei anderen, die polnische, die sächsische und die baierische, jede einzelne nur ein Drittel, also zusammen nur eine. Dies geschah durch das sogenannte „Kuttenberger Decret“ vom 18. Januar 1409. Die „unterdrückten Nationen“ ließen sich das nicht gefallen. Ihre Professoren, Magister, Baccalaurei und Licentiaten an der Spitze,* zogen sie, 5000 Mann stark, nach Leipzig. Auch die Polen zogen mit. Seitdem war die Universität vorwiegend tschechisch und utraquistisch und calixtinisch. So nannte sich die neue Richtung, welche das Abendmahl mit Kelch (lateinisch calix, griechisch κύλιξ) oder unter beiderlei Gestalt (lateinisch sub utraque) nahm. Als nun die katholische Contrereformation mächtig wurde, hatte man ein ähnliches „unfehlbares Recept gegen Ungeziefer“, wie 1849 in Berlin. Wie man 1849 in Berlin sagte:

„Gegen Demokraten
Helfen nur Soldaten.“

so sagte man damals in Wien:

„Gegen die Hussiten
Helfen nur Jesuiten.“

Kaiser Ferdinand wußte der Contrereformation nicht besser Vorschub zu leisten, als dadurch, daß er eine Contre-Universität etablirte, nämlich eine jesuitische gegen die hussitische. Sie nahm ihren Sitz in dem von den Jesuiten gebauten Clementinum (so genannt von der Clemenskirche), einem riesigen Bau, der in der Altstadt eine von der übrigen Welt abgeschlossene förmliche Insel bildet (deshalb auf Tschechisch „Ostrov“ genannt) und mit seinen drei Ausgängen oder „Röhren“ gleich einem kolossalen Fuchsbau nach der Kreuzherrngasse, der Karlsgasse und dem Marienplatz mündet und gegenüber das beinahe ebenso große Kreuzherrnstift (an der Moldau und der Karlsbrücke) hat, auf das ich zurückkommen werde, wenn ich demnächst rede von dem großen Romandichter Charles Sealsfield, welcher eigentlich Karl Postl heißt und in diesem Kreuzherrn-Palast mit seinem Gewissen und der Kirche gerungen. Das Clementinum bedeckt einen Raum von 3493½ Quadrat-Klafter und umfaßt jetzt noch die Salvatorkirche, die Clemenskirche, die Sternwarte und die Universitätsbibliothek, die Lehrsäle der philosophischen Facultät, das erzbischöfliche Seminar nebst Internat, hier „Alumnat“ genannt, das erzbischöfliche Knabenconvict (convictum puerorum), das Altstädter Gymnasium, das Naturaliencabinet, das physikalische Cabinet, die große Buchdruckerei des Erzbischofs, eine Menge von Dienstwohnungen für alle möglichen geistlichen und weltlichen Beamten u. s. w. u. s. w. Während

* Auch hier sieht man die zunftmäßige Gliederung. Der Licentiat, der licentiam hatte, war der Obergeselle; der Baccalaureus, der nur eine „Bacca“, eine Beere, von dem Lorbeer „laureus“ des Apollo besaß, war der Untergeselle; der Magister der Meister.

der Revolution im Juli 1848 hielt man hier den Grafen Leo Thun, den klerikalen Gubernialpräsidenten von damals und späteren Urheber des Concordats (früher eben so fanatischer „Germanisator“ als jetzt fanatischer Tscheche) in einem der Auditorien gefangen wegen seiner „schwarzgelben“ Gesinnung. Dies thaten die Herren Studenten. In einem der inneren Höfe steht eine hübsche Statue, welche man im Herbst 1864 hier aufrichtete zur Erinnerung an die tapfere Vertheidigung der Stadt durch die Studenten. Die Schweden hatten 1648 den Hradschin und die Kleinseite durch Ueberrumpelung genommen, wurden aber bei ihrem Angriff auf das rechte Ufer, unter Führung der Studenten, durch die Bürger zurückgeschlagen. Deß zum Gedächtniß stellt die Statue einen flotten Studenten dar in vollständigem „Pauk-Wichs“. Im Jahre 1866 war das Clementinum ein Hauptcholeraheerd und hat stark aufgeräumt unter den preußischen Soldaten, welche in diesen endlosen Räumen einquartiert waren. Auch mancher andere „bequartierte“ Palazzo hat damals schwere Opfer gefordert. Das war gleichsam ein Act der Rache der klerikalen und feudalen Gewalten, welche durch diese finsteren, verschlossenen und lautlosen Räume repräsentirt sind. Zugleich auch eine Warnung an das verjüngte Deutschland, sich nicht die Finger zu versengen an dieser böhmischen Frage, die brennend und doch zugleich kalt, explosiv und doch zugleich dunkel und verwickelt ist, und die das alte Haus Oesterreich, das sich nun schon seit vielen Jahrhunderten damit beschäftigt, doch bis zur Stunde noch nicht zu lösen vermocht hat. Es ist ein verhängnißvoller Punkt in der deutschen und überhaupt in der europäischen Geschichte, dieses Prag. Trotz seiner südlichen Lage und trotzdem, daß seine Bevölkerung theils den deutschen Volksstämmen der Bajuvarier (Baiern-Inneröstereich) und der Ostfranken und theils der slavischen Rasse angehört, was doch Alles sonst recht geräuschvolle Leute sind, herrscht doch hier eine förmlich unheimliche Stille. Diese Stadt ist nicht norddeutsch und nicht süddeutsch und auch nicht slavisch. Sie ist ein Räthsel, — ein gordischer Knoten, den der Feudalismus und die Hierarchie zusammengeknäuelt haben und für den der Alexander, der ihn durchhaut, sich noch nicht gefunden. — —

So hatte also Prag im 17. Jahrhundert zwei Universitäten, die alte, welche sich nach ihrem Stifter „Carolina“ nannte, und die neue, welche sich von ihrem Stifter „Ferdinandea“ nannte; 1653 wurden sie wieder mit einander vereinigt unter dem Namen „Carolo-Ferdinandea“. Gegenwärtig hat die theologische und philosophische Facultät ihren Sitz in dem Clementinum, die juristische und medicinische im Carolinum. Das letztere ist zwar auch ein stattliches Gebäude, kann sich aber an Großartigkeit mit dem Clementinum nicht entfernt messen. Es liegt ebenfalls in der Altstadt, nicht weit vom „Großen Ring“ und dicht bei dem deutschen Landestheater. Hier, in dem Carolinum, hielt Johannes Huß die Vorlesungen, welche seine Landsleute fanatisirten. Hier tagten ehemals auch die böhmischen Stände; hier, im Promotionssaal, feierte die 1848er Revolution ihre Orgien. Auf diese wilden und feurigen Reminiscenzen hat jedoch ein „deutscher Philosophen-Congreß“, welcher im Herbst 1864 hier tagte, soweit es ihm seine Kräfte und seine schnell wieder schwindende Berühmtheit erlaubten, ein wenig kaltes Wasser gegossen. Aus diesem Carolinum sind die größten Mediciner und Juristen Neu-Oesterreichs hervorgegangen. Die Juristen haben auch in der Politik (man denke nur an Prof. Herbst) eine rühmliche Rolle gespielt. Für die medicinische Facultät wird jetzt ein besonderes Gebäude in der Nähe des Krankenhauses hergerichtet.

Was den gegenwärtigen Zustand der Universität anlangt, so zählt:

1) die theologische Facultät:
   - 5 ordentliche Professoren
   - 1 außerordentlichen Professor
   - 2 Docenten und Suppleanten,
2) die juristische Facultät:
   - 10 ordentliche Professoren
   - 4 außerordentliche Professoren
   - 4 Privatdocenten,
3) die medicinische Facultät:
   - 12 ordentliche Professoren
   - 10 außerordentliche Professoren
   - 18 Privatdocenten,
4) die philosophische Facultät:
   - 22 ordentliche Professoren

6 außerordentliche Professoren
14 Privatdocenten und Lectoren.

Den Professoren und sonstigen Docenten ist es gestattet, je nach Belieben Deutsch oder Tschechisch zu lesen. Natürlich befinden sich die tschechischen Vorlesungen in der Minorität. Es haben nämlich von den vier Facultäten:

a) die theologische 25 Vorlesungen oder „Materien", darunter tschechisch 6; b) die juristische 37 Vorlesungen oder „Materien", darunter tschechisch 9; c) die medicinische 74 Vorlesungen oder „Materien", darunter tschechisch 9; d) die philosophische 101 Vorlesungen oder „Materien", darunter tschechisch 24, also im Ganzen 237 deutsche Vorlesungen auf im Ganzen 48 tschechische.

Leider ist in neuerer Zeit der Nationalitäten- und Sprachenstreit in Oesterreich auch bis in die geheiligten Räume der Wissenschaft vorgedrungen, sowohl in Böhmen als auch in Ungarn.

Der ungarische Unterrichtsminister z. B. verlangt, daß auf der Universität Hermannstadt in Siebenbürgen nur in magyarischer Sprache docirt werde. Nun ist zwar z. B. der dortige Professor der Rechtswissenschaft Herr von Schuler-Libloy* des magyarischen Rechts und der magyarischen Sprache eben so kundig, wie der deutschen (Beweis: sein ungarisches Kirchenrecht, von welchem ein gelehrter magyarischer Kritiker sagt, es sei ein vortreffliches Buch und nur eines daran zu bedauern, nämlich daß es ein „Schwob", d. h. ein Deutscher, geschrieben), und Herr v. Schuler würde vielleicht, wenn auch nur der Abwechselung wegen, gar nicht abgeneigt sein, auch einmal in magyarischer Sprache zu lesen. Nur ist da ein kleines Hinderniß. Seine Zuhörer würden von dem ganzen Vortrag auch nicht eine Silbe verstehen. Es sind nämlich lauter Siebenbürger Sachsen, d. h. Deutsche, welchen das magyarische Idiom noch etwas fremder ist, als Sanskrit und Prâkrit.

Hier in Prag verlangt man, je nachdem die Wogen der tschechischen Bewegung steigen oder fallen, entweder daß alle Vorlesungen in tschechischer Sprache gehalten werden, oder daß man die Universität in einen Cötus A. und einen Cötus B., nämlich in einen deutschen und einen tschechischen scheide, oder daß für jedes Fach ein deutscher und ein tschechischer Lehrstuhl aufgerichtet werde. Am Ende kommt man auch noch auf den Einfall, daß ein und derselbe Professor in ein und derselben Vorlesung in paralleler Doppelwährung das Nämliche sowohl auf Tschechisch als auch auf Deutsch sagt. Etwa so, wie mir vor fünfundzwanzig Jahren ein deutsch-wälscher Cicerone und Bücherhausirer in dem damals noch französischen Straßburg die Honneurs des Münsters machte mit den Worten:

„Mon cher Monsieur!
Mai lieb's Härrle!
S'il Vous plait,
Wenn's Ihne g'fällig isch.
La description de la cathédrale,
Die Beschreibung vom Minschter,
Avec beaucoup de Gravures,
Es hat auch recht vill scheene Gravürle im Büchel."

Doch Scherz bei Seite. Ich sehe wirklich nicht ein, warum man es nicht auf der Universität Prag bei der jetzigen Einrichtung belassen soll. Sie beruht auf vollkommen rationell-wirthschaftlicher und zugleich ethnologisch-paritätischer Grundlage, so daß man gar keine Ursache hat, sich über diesen Gegenstand so, wie es zeitweise von tschechischer Seite geschieht, zu echauffiren. Gegenwärtig richtet sich Alles nach Angebot und Nachfrage. Ist starke Nachfrage nach Tschechisch, so wird dies auch das Angebot vermehren; und ist keine Nachfrage, was soll dann das tschechische Angebot nützen? Jetzt lehrt jeder das, was er am besten versteht, in der Form, welche er am besten zu handhaben weiß, für diejenigen, welche gerade dieses und gerade in dieser Form lernen wollen. Und das scheint mir für eine Hochschule, für eine freie universitas literarum, in einem doppelsprachigen Lande geradezu das Ideal zu sein. Für Volks- oder Primärschulen würde die Frage vielleicht anders liegen.

Früher hatte man aus solchen Dilemmen, welche sich, wie sich ein gelehrter Ungar ausdrückt, „ex bilinguitate terrae", wörtlich aus der „Zweizüngigkeit" des Landes ergeben, einen guten Ausweg. Man hatte eine dritte Sprache, welche beiden fremd und dennoch verständlich war und welche, weil sie keine lebende ist, den vollständigen Charakter der Neutralität,

* Jetzt in Czernowitz.

des Internationalen oder gar des Supranationalen an sich trug. Diese für uns eines jeden nationalen Charakters entkleidete Sprache ist die lateinische. Sie eignet sich vortrefflich zum Verkehr in einem polyglotten Lande. In Ungarn soll sie angeblich schon der heilige Stephan als Staatssprache eingeführt haben, um zwischen Magyaren, Rumänen, Nord- und Südslaven und Deutschen zu vermitteln. Bis vor etwas länger als einem Menschenalter ist sie dort auch Staatssprache, namentlich auch die Sprache der Gerichte und des Parlamentes, geblieben. Seitdem ist das Magyarische an ihre Stelle gesetzt worden, d. h. gesetzlich, aber nicht factisch. Denn die Durchführung dieser Maßregel bietet die größten Schwierigkeiten, weil die magyarisch redenden Menschen an sich in der Minorität sind und die Nichtmagyaren zusammengenommen die Mehrheit bilden. Auch in Böhmen hat die „Bilinguität" recht viel Unbequemes für beide Theile. Manches vortreffliche Buch in tschechischer Sprache geschrieben kann entweder gar nicht oder nur mit Subvention erscheinen, weil der beschränkte Kreis der Abnehmer nicht ausreicht, die Kosten des Verlegers zu decken; und andererseits sind wir Nichttschechen öfters genöthigt, vor dem Sprachhinderniß Halt zu machen, dessen Ueberwindung uns mehr Zeit kostet, als wir gerade für diesen Zweck übrig haben. Es existirt z. B., wie bemerkt, eine vortreffliche Geschichte von Prag von W. Tómek in deutscher Sprache geschrieben. Während wir dieselbe studiren, hören wir, daß derselbe Verfasser auch eine Topographie von Prag geschrieben. Wir eilen in die Buchhandlung, um sie zu kaufen, erfahren jedoch, daß sie nur in tschechischer Sprache existirt, und daß auch diese Edition nur durch Subvention eines tschechischen Vereins ermöglicht worden ist; eine deutsche Ausgabe ist, so heißt es, nicht möglich, sonst würde der Herr Verfasser sie machen. Traurig! Wann wird die Weltsprache und die Weltliteratur erfunden werden?

Ich kann von dem Capitel „Universität" nicht Abschied nehmen, ohne zweier Professoren der juristischen Facultät zu gedenken, welche mir während meines Aufenthaltes in Prag viel freundliche Aufmerksamkeit und Unterweisung gewährt haben. Es sind dies der Lehrer für Staatsrecht und Staats- und Rechtsgeschichte Herr von Kremer-Auenrode (auch Herausgeber des von Aegidi und Klausold gegründeten „Staatsarchivs") und der Lehrer des römischen Rechts Herr Czyglarz. Ich spreche ihnen dafür meinen Dank aus, ohne sie deshalb irgend wie für alle meine, zum Theil gewiß recht ketzerhaften Ansichten mithaftbar machen zu wollen, vielmehr habe ich die Verantwortung für letztere allein zu tragen.

Kehren wir nun zurück zu Hieronymus und Huß, welche zunächst den Anlaß boten zu dem großen akademischen Exodus vom Mai 1409.

Am 6. Juli stand Huß vor dem Concil, wo auch Kaiser Siegmund saß, umgeben von den Reichsfürsten. Man gönnte Huß kaum wenige Worte der Vertheidigung. Aber er benutzte sie wenigstens um zu sagen: „Ich bin frei und ungezwungen hier erschienen, im Vertrauen auf das Wort des Kaisers, der mich vor jeder Gewaltthat zu schirmen versprochen; jetzt aber will man mich noch nicht einmal mit meiner Vertheidigung hören." Dabei sah er den Kaiser scharf an, der abwechselnd erröthete und erblaßte. Das Ganze war eine elende Komödie. Proceß, Verurtheilung und Vollstreckung, Alles erfolgte an einem Tag und war das Werk weniger Stunden. Auf der Richtstätte hatte man geflissentlich unter dem Scheiterhaufen einen Esel eingescharrt, der dem Cardinal Pancrazio soeben crepirt war; von der Hitze borst der Boden, und das Aas verbreitete die gewünschten Gerüche. (v. Reichenthal, Costnitzer Concil, S. 206. lit. b.) Das allein ist bezeichnend für die pfäffische Wirthschaft.

Noch schrecklicher als der Scheiterhaufen bei Costnitz war aber das Feuer, das in Folge dessen in Böhmen entbrannte und auch das benachbarte Schlesien, Sachsen und Brandenburg in Mitleidenschaft zog. Unsäglich sind die Grausamkeiten, welche während der Hussitenkriege begangen wurden, und zwar von beiden Seiten. Kaiser Siegmund verbrannte auf seinem Schloß jeden Tschechen, dessen er habhaft wurde, als Rebellen und hussitischen Ketzer, und zwar Jeden einzeln auf einem Scheiterhaufen, nach Constanzer Uebung. Die Tschechen in der Stadt aber, wo das Holz

rar war, nahmen Biertonnen, füllten sie mit Deutschen, theerten das Ganze gehörig und verbrannten sie Alle auf einmal; das war die **Prager Praxis**, und dazu sang man das „Pax vobiscum“ (Friede sei mit Euch).

Als nun die Hussiten besiegt, getödtet und verjagt, als dagegen die Jesuiten und deren Contrerevolution im Laufe des 17. Jahrhunderts wieder oben aufgekommen waren, da bildete Huß, der in und nach seinem Tode viel gefährlicher war, als bei seinem Leben, wo er eigentlich nicht die Kirche als solche und das Bleibende in derselben, sondern vergängliche Mißbräuche bekämpft hatte, einen Gegenstand des Aergernisses und der Verlegenheit. Er war immer noch in Böhmen und in benachbarten Ländern hochgeehrt und gleich einem Heiligen geachtet, überall fand man sein Bild und seine Statue, wie er dastand in seinem Priestergewande, dessen man ihn in Constanz schimpflich entkleidet, die Bibel in der Hand, auf die er sich vergeblich berufen. Was sollte man mit diesem stummen Zeugen anfangen?

Da kamen, so sagt man, die Jesuiten auf den schlauen Gedanken, den Johann Huß in den Johannes Nepomucenus zu metamorphosiren. Diese Methode ist alt. Schon Gregor der Große schreibt (siehe **Jaffé**, Regesta Pontif. Roman. Num. 1426) an seine Bischöfe, sie sollten die heidnischen Heiligthümer nicht zerstören, sondern in christliche Kirchen verwandeln, desgleichen die heidnischen Götter in christliche Heilige und die heidnischen Opferschmäuse in fromme Kirchenfeste; so kriege man das Volk am besten herum. (Vgl. auch **K. Braun** in **Faucher's** Zeitschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte, 1868, XXIII. S. 262 u. ff.)

Die Bildwerke des Huß trugen das „Pfaffenhütchen“ und das Gewand des katholischen Priesters; Jan Pomuk war auch Priester. Die Gesichtszüge des Huß waren tschechisch; Pomuk war auch Tscheche. Huß hatte eine Bibel in der Hand; statt dessen konnte man das Crucifix einfügen. Huß hatte die Ohrenbeichte bekämpft, welche die Jesuiten als Hauptstütze ihrer Macht betrachten; Jan Pomuk mußte sonach der Repräsentant der Ohrenbeichte, der Märtyrer des Beichtgeheimnisses werden. König Wenzel war der Gönner der Hussiten, Pomuk war das Schlachtopfer Wenzel's. Man mußte also die Mythe des Beichtgeheimnisses von 1393 unter das Volk bringen, den Hußbildern das Crucifix in die Hand geben und sie Johannes Nepomucenus taufen; man mußte endlich die Heiligsprechung des frommen Generalvicars erwirken, welche denn auch 1729 wirklich erfolgte; man mußte den Huß von 1415 zwischen den Nepomuk von 1393 und den Nepomuk von 1729 in die Mitte packen, ihn durch diese Gestalt verdunkeln, verdrängen, eklipsiren, kurz den Huß in den Nepomuk auf- und untergehen lassen. Quod erat demonstrandum!

Neuere Kritiker behaupten, dies sei der wirkliche Hergang. Sie berufen sich u. A. auch darauf, daß in denjenigen Ländern, in welchen den Jesuiten nicht eine solche Omnipotenz zugestanden, wie vom 17. Jahrhundert ab in Böhmen, noch die alten Hußbildwerke zu finden seien, welche, im Uebrigen den Nepomuks ganz gleich, nur statt des Crucifixes noch die ursprüngliche Bibel in der Hand haben; daß auch in Böhmen und anderwärts sich an den Nepomukstatuen selbst nachweisen lasse, daß sie weit älter seien, als der erst vom Ende des 17. Jahrhunderts an datirende Nepomuk-Heiligencultus, und daß diese Statuen ursprünglich statt des später angefügten Kreuzes etwas Anderes in der Hand gehalten haben, daß sie also von Hause aus nicht Nepomuk-, sondern Hußbilder waren.

Auffallend ist es, daß die Nepomukbilder und Standbilder alle bis in die geringsten Kleinigkeiten mit einander übereinstimmen. Andere Heiligenbilder sind zwar auch typisch, wenn auch nicht immer durch die Figur selbst, dann doch durch die Embleme. Man muß darüber die „Ikonographie der Heiligen“ von dem seligen General von Radowitz nachlesen. Auch die alten Götter und Heroen sind typisch in dem nämlichen Sinne. Man findet auch unter den römischen Alterthümern dieselbe Statue in hundertfachen Wiederholungen; ohne Zweifel hat allen diesen römischen Vervielfältigungen dasselbe Original (wahrscheinlich ein altgriechisches) zu Grunde gelegen.

Allein die Nepomukbilder sind nicht bloß typisch, sie sind conventionell uniform, alle wie in demselben Waffeleisen gebacken.

Ob das in Zusammenhang steht mit dem Jesuitenorden, der ja auch sonst die Schablone liebt — alle seine Kirchen diesseits und jenseits des Oceans sind in dem nämlichen Rococo-Tischlerstil mit denselben Zwiebelthürmen aufgeführt — oder mit dem Huß-Nepomuk-Utraquismus, ob und in wie weit es mit dieser unitas personarum seine Richtigkeit hat, — alles das wird noch Gegenstand weiterer Forschungen sein, und jedenfalls können wir es hier nicht bis in seine Einzelheiten verfolgen.

Für heute wollen wir nur noch einige Thatsachen constatiren:

Es ist erstaunlich, mit welcher Geschwindigkeit sich der Nepomukcultus verbreitet hat. Die meisten Nepomukstatuen, welche sich, wie gesagt, unter einander so ähnlich sehen wie ein Ei dem anderen, findet man in slavischen Landen, zunächst bei den Tschechen in Böhmen, dann bei den Hanaken und sonstigen Slaven in Mähren, endlich bei den Polen auf österreichischem, russischem und preußischem Boden. Am nächsten kommt in der Verbreitung das übrige österreichische Gebiet, selbst Ungarn nicht ausgenommen; und in dritter Linie kommen dann diejenigen deutschen Gegenden, wo man im 16. Jahrhundert einmal protestantisch war, dann aber die katholische Confession auf dem Wege der Contre-Reformation durch die Jesuiten wieder hergestellt worden ist. So findet man den heiligen Nepomuk sehr häufig auch in Westfalen, sowie am Nieder- und Mittelrhein. In meiner mittelrheinischen Heimath nennt ihn das Volk, welchem der fünfsilbige slavisch-lateinische Namen Ne—po—mu—ce—nus zu lang dünkt und zu fremd klingt, der Kürze halber den „heiligen Pommezénes" oder den „Zénes" schlechtweg. Populär ist er aber dort nicht, wenigstens nicht so, wie in slavischen Ländern. Ich habe nie gehört, daß am Rhein ein Kind „Nepomuk" getauft oder gerufen worden wäre. Nur in der Signatur eines Namens findet man zuweilen neben dem einfachen „J" auch das „J. N." als Vorname gezeichnet. Einestheils scheint dort Nepomuk vorzugsweise der Heilige der Priester überhaupt und der Jesuiten insbesondere geblieben zu sein. Andererseits war aber auch sein Platz bereits besetzt, als er am Ende des 17. oder am Anfang des 18. Jahrhunderts dort eintraf. Der Wasserheilige ist dort nämlich von Alters her der heilige Nicolaus. Zu ihm betet der rheinische Schiffer, wenn er und sein Fahrzeug in Noth sind: „Heiliger Sanct-Nicolaus, (dieser Pleonasmus ist sehr beliebt und soll einen gesteigerten Respect ausdrücken!) heiliger Sanct-Nicolaus, hilf mir aus dieser Noth, ich verspreche dir dafür eine geweihte Wachskerze auf deinen Altar, so dick und so hoch wie mein Mastbaum!" ist aber der Schiffer glücklich am Lande, dann schreibt er die Rettung seinem eigenen Verdienste zu und sagt mit den Fingern schwippend: „Bah, Nickelöschen, noch nit dat" (noch nicht so viel). Das ist der Dank des Clienten.

In allen ganz oder auch nur halb-slavischen Ländern aber ist der heilige Nepomuk außerordentlich populär. Man kann kein fließendes Wasser passiren, ohne ihn daselbst anzutreffen. Es scheint, er ist für die ganze sündhafte Menschheit in das Wasser gefallen, um uns arme Sünder vor diesem harten Geschick zu bewahren. Zuweilen findet man auch zwar den heiligen Nepomuk noch, aber nicht mehr die Brücke, wozu er gehört. Die Brücke ist längst von irgend einer Fluth oder einem Wildwasser (wie es im österreichischen Kanzleistile heißt) „in Verstoß gerathen und bereits nicht wieder zu Stande gebracht". Aber wenn auch die slavische Indolenz erlaubte, die Brücke in Verfall gerathen zu lassen, mit dem Heiligen ist es etwas Anderes; der muß conservirt werden.

Ich würde sagen können, daß Nepomuk unbedingt dominirt in den slavischen Landen zwischen Deutschland und Rußland, wenn er nicht eine gefährliche Concurrenz hätte, nämlich die heilige Muttergottes von Czenstochau (sprich: Tschenstochau, mit kurzem o). In Czenstochowa, polnisches Gouvernement Kalisch, befindet sich nämlich in der Klosterkirche das berühmte Madonnenbild, welches der Evangelist Lucas gemalt hat. Er war ohne Zweifel ein vortrefflicher Evangelist, aber kein guter Maler; die Figur ist verzeichnet und das Gesicht ist schwarz. Allein das Bild thut Wunder und weiß große und volkreiche Wallfahrten heranzuziehen. Auch ist es, mehrmals geraubt, immer von selbst auf geheimnißvolle Weise wieder in Tschen-

stochau erschienen. Copien dieser schwarzen Madonna nun findet man überall an und in den Bildstöcken in slavischen und angrenzenden Landen, namentlich auch schon in der Provinz Schlesien. Wie der heilige Nepomuk am Wasser, so haust die heilige Muttergottes von Tschenstochau im Wald an den einsamen Wegen, wo sie den Wanderer tröstet.

Das aber scheint mir gewiß zu sein: wo man im östlichen Deutschland den heiligen Nepomuk oder die heilige Muttergottes von Tschenstochau oder Beide zusammen vorfindet, da sind, wenigstens spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, Tschechen, Wenden, Polen oder sonstige Slaven, oder da sind Jesuiten in der Nähe, oder sie sind es wenigstens vor Zeiten gewesen.

IV.

Im Gegensatz zu Prag, wo zwar in dem Landtag die Deutschen, dafür aber desto mehr die Tschechen in der Gemeindevertretung dominiren, wollen wir nunmehr Eger besuchen, die gute alte deutsche freie Reichsstadt, welche so lange für Deutschland gelebt und gelitten hat und nicht vergessen zu werden verdient.

Wer von Norden (Berlin) nach dem Süden (München) fährt, wer Franzensbad, Karlsbad oder Marienbad besucht, der sollte auch Eger aufsuchen oder auf der Fahrt hier Halt machen (die Fuhrleute nennen es „die Hacke unterstellen"). Für die Tour von Berlin nach Karlsbad, welche im Frühjahr und Herbst außerordentlich stark frequentirt ist, haben es die verehrlichen Eisenbahnverwaltungen in ihrer stets unergründlichen Weisheit so eingerichtet, daß man über eine Stunde in dem Bahnhofe Eger Abends liegen bleiben muß und in Karlsbad, den langen Weg von dem Bahnhof, der auf dem linken Ufer der Eger liegt, auf das rechte Ufer und dann an der Tepl hinauf bis in das Innere der Stadt mitgerechnet, erst nach 11 Uhr Nachts ankommt, wo in diesem solidesten aller Bäder bereits Jedermann und jede Frau schläft. Man thut daher besser, gleich in Eger zu bleiben, sich die Stadt und ihre Merkwürdigkeiten zu betrachten und erst am anderen Tage „im rosigen Licht" nach Karlsbad zu fahren, wo man dann, anstatt in einem Hotel, wovon gerade nicht alle zu empfehlen, abzusteigen, sich sofort seine Wohnung nehmen und sich orientiren, am anderen Tage aber die Buß-Uebungen beginnen kann, welche uns zur Strafe für unsere Diätfehler auferlegt werden.

Die Sehenswürdigkeiten von Eger gruppiren sich heutzutage alle um einen einzigen Namen — um Waldstein, Herzog von Friedland. Ich behalte mir vor, in einem besonderen Capitel noch einmal auf diesen merkwürdigen Mann zurückzukommen, dessen Tod allein genügte, um in dem Gedächtnisse der Menschen die Erinnerung an das reiche, mehr als tausendjährige Leben und die interessante Geschichte einer Stadt zu verlöschen, welche schon im Jahre 1061 nach Chr. als die volkreiche und wohlbefestigte Hauptstadt des Egergaues benannt wird.

Vorausschicken muß ich, daß Eger in seiner jetzigen Verfassung keinen guten Eindruck macht. So schön die Lage und die Umgebung ist, so traurig das Innere der Stadt. Man würde in der That kaum erstaunen, wenn um die nächste Ecke dieser winkeligen, engen, schmutzigen Straßen, in welchen sich mangelhaft bekleidete und noch mangelhafter gewaschene Kinder herumtummeln oder wälzen, ein Wallensteinscher Landsknecht oder sonst irgend ein Strolch aus den Zeiten des dreißigjährigen Krieges hervorträte mit der gefällten Hellebarde, in der menschenfreundlichen Absicht, uns dieselbe in den Leib zu rennen. Eine solche Staffage würde zu dem Ganzen schon passen. Indessen verdient zur Entschuldigung angeführt zu werden, daß die Stadt viel Unglück gehabt, viel durch Belagerungen, Brandschatzungen, sonstiges Kriegsunglück, Brände, Epidemien u. s. w. gelitten hat, daß sie gegenwärtig noch leidet unter der Zollgrenze, welche sie beinahe auf drei Seiten umgiebt; und daß es daher nicht zu verwundern ist, wenn man die Spuren der Befestigung, welche die innere Stadt auf einem engen Gebiet in und durch einander drückte, und die der Verwüstungen, deren letzte die Stadt durch die Franzosen erlitten, noch nicht hat vollständig verwischen können und wenn einzelne alte Straßen auch heute den Eindruck machen, als lebten wir noch in den Zeiten jenes unglücklichen Krieges, welcher, angestiftet

von herrschsüchtigen Dynasten und Priestern, Deutschland um zwei Jahrhunderte in seiner Entwickelung zurückgeworfen hat.

Auf der anderen Seite kann ich zu meiner Freude constatiren, daß Eger in neuester Zeit erhebliche Fortschritte gemacht hat. Zwar klagte der Kutscher, welcher mich von Eger nach dem Fichtelgebirge fuhr, in beweglichen Worten über den gänzlichen Verfall des edlen Fiacregewerbes, dem die abscheulichen Eisenbahnen den Todesstoß versetzt hätten. Allein ich nahm mir die Freiheit, ihm das Alles nicht zu glauben, weil ich das Gegentheil schon gar zu oft erlebt habe. Vor fünfunddreißig Jahren stießen in Castel, der rechtsrheinischen Vorstadt von Mainz, die Lohnkutscher dieselben Schmerzensschreie aus. Ja, im Jahre 1848 benutzten sie sogar die politische Bewegung, um die Schienen der Eisenbahn aufzureißen, weil sie glaubten, durch diesen „Kampf gegen das Capital" ihrem „so schwer geschädigten Kleingewerbe" wiederaufhelfen zu können. Der Erfolg war der entgegengesetzte. Damals fuhr kein Mensch mehr mit ihnen. Jetzt aber hat sich die Zahl der Fiacres verzehnfacht und alle haben ihr gutes Auskommen, was sie doch schließlich nur dem vielgeschmähten „Capital" verdanken. So hat sich denn auch die wirthschaftliche Lage von Eger sehr wesentlich gehoben, seitdem hier, um von dem Zwischenbähnchen Franzensbad-Tschirschnitz gar nicht zu reden, sich die sächsische, die bairische, die Buschtiehrader und die Franz-Josephs-Bahn zusammenfinden. Namentlich die Peripherie der Stadt, wo man freie Elbogen gewonnen, seitdem die Festung und Umwallung weg ist (auch in Prag arbeitet man an deren Beseitigung, und es wäre eine dankbare Aufgabe für einen Statistiker, zu berechnen, wie viel die Anlage dieser Festungen gekostet hat und wie viel nun wieder deren Beseitigung kostet, nachdem man sie als überflüssig oder schädlich erkannt hat), — also die Peripherie der Stadt zeigt recht schöne Gebäude und Gärten. Die Stadt zählt drei Vorstädte (Schiff-, Ober- und Bruckthorvorstadt) und eine große Anzahl sogenannter „Einschichten", als Bodners- und Holler-Hof, Siechenhaus, Nonnenhof, Groß- und Klein-Lehnstein, Döllitz, Schwarzenteich u. s. w. Die Bevölkerungsziffer zeigt folgende Zunahme: 1831: 9889; 1846: 10498; 1851: 11180; 1857: 11461; 1869: 13463. Gegenwärtig beträgt die Bevölkerung, so sagt man mir, beinahe 16000 Seelen. Es läßt sich sonach ein ziemlich rasches Wachsthum seit etwa acht Jahren erkennen. Die Stadt hat ein recht reges geistiges Leben, wie denn überhaupt durch die feindseligen Agitationen der Tschechen das deutsche Bewußtsein in den böhmischen Städten merkwürdig geweckt ist, ich kann geradezu sagen: weit mehr, als in dem benachbarten Baiern. Eger hat dermalen einen deutsch-politischen Verein, einen Fortbildungsverein, einen juristischen Verein, einen Lehrerverein, einen Turnverein, einen Sängerbund und einen Männergesangverein. Alle diese Vereine sind von echt deutscher Gesinnung getragen.

Da im neuesten Bädeker „die zwei Erzherzöge", welche mitten in der Stadt am Ring neben der Post liegen, mit einem Stern nicht versehen sind, so halte ich es für meine Pflicht zu sagen, daß man dort eine gute Küche findet. Bekanntlich sind die böhmischen Köchinnen in ganz Oesterreich sehr geschätzt; namentlich die „Mehlspeis"-Köchin, eine Specialität und ein gesuchter Artikel, wird hier gezogen. Man sollte in der That böhmische Köchinnen nach Berlin importiren, wo sich die Küche in einem, der deutschen Reichshauptstadt geradezu unwürdigen Zustande befindet. Das kommt aber daher, daß man sich da so lange für die privilegirte „Stadt der Intelligenz" gehalten; man hat darüber die solide materielle Grundlage etwas über Gebühr vernachlässigt. Ich erlustirte mich in den „Zwei Erzherzögen" sehr über meinen norddeutschen Reisegefährten. Die österreichische Speisekarte war ihm das reine Sanskrit, und ich mußte ihm zuvor expliciren, daß „Gren" Meerrettig, daß „Karfiol" Blumenkohl, daß „Fisolen" Bohnen, „Ribisel" Johannisbeeren und „Hetschen-Petschen" Hagebutten sind. Die mangelhaften Sprachkenntnisse hinderten ihn jedoch nicht, tapfer einzuhauen.

Nun aber ist es Zeit, von solchen profanen Dingen zu schweigen und nach Waldstein, gewöhnlich Wallenstein genannt, zu sehen. An dem nordwestlichen Ende der Stadt auf einem von der Eger umschlungenen Vorsprung liegt die Burg,

welche früher mittelst einer Brücke, von der man noch einige Mauerreste sieht, in Verbindung stand mit einem auf dem linken Ufer gelegenen und ebenfalls stark befestigten Brückenkopf, genannt die Wenzelsburg. Die Burg hatte ursprünglich den Beruf, das deutsche Land wider die Slaven zu vertheidigen, welche egeraufwärts gezogen kamen, um das fränkische und bairische Land zu überfluthen. Seitdem der Egergau aber zur Krone Habsburg gekommen, war hier das Ausfallthor nach Deutschland. Beim Ausbruch des schmalkaldischen Krieges (1546) hatte Kaiser Ferdinand I. hier sein Hauptquartier, von wo aus er das folgende Jahr gen Sachsen hinabzog. Ebenso war hier 1625 das Hauptquartier des kaiserlichen Generals Waldstein. Burg und Stadt wurden 1631 von den Sachsen, 1647 von den Schweden unter Wrangel, 1741 im Erbfolgekrieg von den Franzosen unter dem Maréchal de Saxe genommen. Die Burg brannte im Anfang des Jahrhunderts nieder; die Stadt ist seit 1808 entfestigt und für eine „offene" erklärt. Sie hat seitdem, abgesehen von zwei kleinen preußischen Visiten im Jahre 1866, keinen Feind mehr gesehen.

Jetzt besteht die Burg nur noch aus Ruinen; die inneren Höfe, welche dieselben umschließen, sind in Gartenanlagen verwandelt. Nach der Seite der Eger fallen die Mauern und Felswände steil ab. Von der Stadtseite kommend überschreitet man einen Graben mittelst einer festgerosteten und dadurch unbeweglich gewordenen Zugbrücke, die aber noch bei der Wallenstein'schen Katastrophe eine Rolle gespielt hat. Dann steht man vor einem, in schwarzgelbem Zickzack angestrichenen hölzernen Thor mit schöner Steineinfassung, und vor der auf dieser Seite gut conservirten Festungsmauer. Aus dem Innern des Hofraumes ragt über die Einfassungsmauer empor ein aus großen schwarzen Quadern (etwa in Florentiner Rusticalmanier behauen, wenn man nicht lieber von „cyklopischem Mauerwerk" reden soll) errichteter, jetzt vielleicht nur noch 60 Fuß hoher, ehedem aber höherer Thurm. Er ist ohne Zweifel das älteste Bauwerk in Eger. Man nennt ihn den „Heidenthurm" und behauptet, er sei römischen Ursprungs. Letzteres ist nicht wahr. Dagegen spricht nämlich nicht nur die bauliche Construction des Thurmes, welche durchaus nichts „Classisches" an sich hat, sondern in finsterer Klobigkeit mit den ältesten Bauwerken der ersten Carolinger-Zeit wetteifert, sondern auch der Umstand, daß es überhaupt an jeglicher Nachricht von einer Anwesenheit der Römer in dieser Gegend fehlt. Die ersten zuverlässigen historischen Quellen reichen nicht höher hinauf als in die Zeit der Carolinger, in jene Zeit, wo Kaiser Karl der Große im Jahre 805 von der ostfränkischen Mark und dem bairischen Nordgau aus längs des südlichen Abhanges des Erzgebirges wider die Slaven ausrückte, nachdem er sein von drei verschiedenen Seiten, nämlich von dem Harz, von der Westseite des Fichtelgebirges und von der bei Klattau liegenden alten Stadtfeste Tauß (auch Domaglicze oder Drastow genannt), heranrückenden Truppen an dem östlichen Abhange des Fichtelgebirges und in dem Kessel des Egergaues, welcher zwischen Fichtelgebirge, Böhmer Wald und Erzgebirge liegt, gesammelt und vereinigt hatte. (Mittheilungen des Vereins der Deutschen in Prag, Jahrgang IV. S. 141.) Der Thurm mag nun entweder von den Wenden oder von den Deutschen errichtet sein; jedenfalls aber stammt er aus jener Zeit, wo die letzteren nach Osten zurückströmten und in Folge dessen mit den immer noch westwärts vordringenden Slaven oder Wenden in bewaffneten Zusammenstoß geriethen. Merkwürdig an dem dunklen cyklopischen Bau ist auch das Material. Es besteht nämlich aus kolossalen schwarzen und dichten Lavablöcken, und der Vulcan a. D., welcher dieselben geliefert, befindet sich ganz in der Nähe. Es ist der, eine gute halbe Stunde nach Südwesten gelegene Lava- und Basaltkegel Kammerbühl, ein so interessanter Berg, daß ihm Goethe, Humboldt und Cuvier ihre besondere Aufmerksamkeit bewiesen und ihn beschrieben haben. An seinem Gipfel, von welchem man eine sehr schöne Aussicht auf das Metternich'sche Königswart (nach Marienbad zu) nach den Karlsbader Bergen, dem Böhmer Wald und dem Fichtelgebirge hat, finden wir u. A. auch jenes poröse und schlackenähnliche Gestein, welches Jedem, der den Aschenkegel des Vesuvs bestiegen, in unangenehmer Erinnerung ist; denn es ermüdet

die Beine und zersägt uns das Leder der Stiefel. Uebrigens heißt der Thurm gewöhnlich der „schwarze Thurm“, und diesen Namen verdient er auch redlich. Der Titel „Heidenthurm“ aber ist insofern auch kein unverdienter, als ja das Volk bekanntlich unter „Heiden“ nicht gerade die Römer, sondern überhaupt die Leute der ganz alten Zeiten versteht, oder überhaupt alle Nicht-Christen. Im nordwestlichen Deutschland z. B. ist „Heiden“ der specifische Ausdruck für Zigeuner.

Im Innern der Burg kommt nächst dem Thurm die Doppelcapelle zumeist in Betracht. Sie ist antiquarisch und historisch vom höchsten Interesse. Zwei Capellen, eine unterirdische und eine oberirdische, jene romanisch, diese gothisch, stehen auf einander. Diese ist dem heiligen Martin und jene dem heiligen Erhard geweiht. Die erstere stammt in ihren Grundformen aus dem 10. Jahrhundert; nur die gothische Ueberwölbung ist späteren Ursprungs. Die untere Capelle mit ihren vier dicken Granitsäulen, wovon zwei rund und zwei viereckig, mit schwerfälligen Capitälen von der Grundform eines umgestürzten Helmes, jedes verschieden in den Verzierungen an der Basis, und mit ihren schweren und doch hochgeschwungenen Rundbogen, hat etwas außerordentlich Imponirendes. Aus ihr steigt man mittelst einer zierlichen steinernen Treppe in die obere Capelle, welche durch eine achteckige Oeffnung der unteren das Licht giebt und ebenfalls auf vier Säulen ruht, zwei rund und zwei achteckig, alle vier von leichtem, schlank aufschießendem Wuchse, die zusammen ein Kreuzgewölbe mit Spitzbogen tragen; die Altarnische wird getragen von einer monolithen farbigen Marmorsäule, deren zierlicher Schaft in einem eigenthümlichen Zickzack canelirt ist, wie ich es noch nie gesehen habe. Jede Säule hat ein verschiedenes Capitäl; eines der vier ist mit obscönen Figuren ausstaffirt, welche ein eigenthümliches Licht auf jene Zeit werfen und auf ihre Ansicht über die Heiligkeit eines solchen Ortes. Die Capelle war ehedem durch einen gewölbten Gang mit dem Hauptgebäude verbunden.

Die Wohnräume der Burg zeigen, auch in ihren jetzigen Ruinen, noch eine große Ausdehnung und einen gewissen architektonischen Luxus. Zunächst an der Capelle befindet sich in dem, gegenwärtig natürlich dachlos emporragenden Obergeschosse der sogenannte „Rittersaal“ mit mehreren sich nach dem Egerthal öffnenden prachtvollen Fenstern, wovon jedes durch vier schlanke steinerne Säulchen in fünf rundbogige Abtheilungen getheilt ist, was dem Ganzen heute noch den Charakter geschmackvoller Zierlichkeit giebt. In diesem Saale mit den schön gerundeten Fenstern, welche die Aussicht auf eine prachtvolle Landschaft gewähren, begann die „Execution“ gegen Waldstein und die Seinen. Kaiser Ferdinand hat stets geleugnet, mit voller Wissenschaft und Kunde zu einem solchen Blutbade Befehl gegeben zu haben, allein die Jesuiten hatten es ihm bequem gemacht; der Befehl, den sie von dem durch Angst und Gewissensscrupel gepeinigten Monarchen unterzeichnen ließen, ging weit genug, um Alles zu gestatten, und war dabei doch dunkel genug, um eventuell Alles ableugnen zu können. Der spanische Gesandte Oñate sagt, es habe sich darum gehandelt, auf einem oder dem anderen Wege Waldstein außer Stand zu setzen, Schaden zu stiften (in ponendo lo, por un camino o por un otro, en estado que non puede hazer mal), wobei natürlich auch der Tod mit inbegriffen war. Wahrscheinlich erinnerte sich der edele Sennor Oñate an das schöne spanische Sprüchwort, das auch Sancho Pansa im Mund führt: „Muerto el perro, muerta la rabbia!“ was auf Deutsch etwa so viel bedeutet, als: „Todte Hunde beißen nicht mehr.“ Als der Mord vollzogen war, rief derselbe Oñate mit spanisch-pathetischer Grandeza (sprich Grandésa, nicht Grandezza): „Eine große Gnade das, die Gott dem Hause Oesterreich erwiesen hat.“ In der That war dieser Spanier in Gemeinschaft mit einigen Italienern Anstifter; und Schotten und Irländer waren die Werkzeuge. Keine deutsche Hand hat sich mit diesem Blute besudelt. Es handelte sich um die Frage: deutsche Politik oder spanisch-habsburgische? Waldstein wollte die erstere: er wollte den Frieden und die kaiserliche Autorität in Deutschland wiederherstellen auf Grund der Gleichberechtigung der Confessionen. Ferdinand dagegen wollte die spanisch-jesuitische Weltherrschaft und die absolute Unterdrückung der Ketzer und

der Ketzerei. Wallenstein wollte dem Kaiser seine Politik aufdringen und war für den Fall, daß dies mißlingen sollte, in eventuelle Verhandlungen mit dem Feinde getreten. Insofern war er ein Rebell. Er scheiterte, weil er sich zu blind auf seine Armee verließ, welche allerdings mehr friedländisch, als kaiserlich war, und auf seine Officiere, namentlich auf den Obersten Walter Butler, obgleich derselbe ein Irländer war und unter dem Einflusse seines Beichtvaters Patrick Taaffe stand, und auf die Schotten, den Oberstlieutenant Gordon und den Oberstwachtmeister Leßley, welche Beide Butler dazu überredeten, Waldstein zu tödten. Der Erstere, Butler, begleitete Wallenstein mit einem Dragonerregiment; die beiden Letzteren hatten das Commando in Eger, und zwar Gordon in der Burg. Ihre Soldaten waren auch Irländer. England stellte damals noch dem Festlande die Söldlinge, und zwar meistens Irland den katholischen und Schottland den protestantischen Fürsten. Dies geschah jedoch auf dem Wege der Werbung, während in dem folgenden Jahrhundert die deutschen Landesväter ihre Unterthanen als Kanonenfutter an England verkauften.

Terzka (Schiller sagt Terzki) meinte von den Schotten und den Irländern: „Die Herren sind Fremde im Reich, was fragen sie nach dem Kaiser?“ Er sollte seinen Irrthum mit dem Leben bezahlen.

Wallenstein war am 24. Februar Abends nach Eger gekommen, er wohnte damals, es war also um Fastnacht, in einem nach damaligen Begriffen höchst stattlichen Patricierhause am Ring (Marktplatz). Es ist, wie man in Oesterreich sagt, ein „durchgehendes und viereckiges“ Haus, d. h. es hat in der Mitte einen größeren oblongen freien Hofraum und zwei Ausgänge, einen vorn nach dem Ring und den anderen hinten nach einer kleinen Straße, durch welche man unbeobachtet nach der Burg gelangen kann.

Adam Erdmann Terzka, ein persönlicher Gegner des Kaisers, der fünf Kürassierregimenter, ein Dragonerregiment und zwei Regimenter Infanterie commandirte, und Feldmarschall Ilow (Schiller schreibt unrichtig Illo), ein treuer Anhänger Wallenstein's, sagten sich bei Gordon in der Burg zu einem der damals üblichen Carnevalsschmäuse für den Abend an. Gordon lud noch dazu den Führer der böhmischen Emigranten Wilhelm Kinsky und den Rittmeister Neumann, einen seinen politisch-militärischen Kopf, der gleichsam als Cabinetssecretär des Herzogs von Friedland fungirte und in jener Zeit seine geheimen Correspondenzen besorgte.

Gordon beschloß, diese seine Gäste zuerst zu ermorden, und dann den Friedländer. Butler bot dazu seine Irländer an. Seine Dragoner besetzten die entscheidenden Punkte der Burg und der Stadt. Leßley ließ die Zugbrücke der Burg aufziehen. Ein Butler'scher Wachtmeister stand bereit zu dem blutigen Werke mit sechs handfesten Irländern, welche man dazu auserwählt hatte. Die Dienerschaft war fortgeschickt. Die Herren zechten lustig in jenem Rittersaal, dessen Ruinen ich oben beschrieben. Die großen Rundbogenfenster warfen ihre farbigen Lichter hinunter in das Thal, die Pocale klangen und man hörte Toaste auf den Friedländer, der kein Pfaffenknecht und kein Handlanger des spanischen Infanten sein, sondern Selbstherr werden wolle. Da brach Leßley, welcher bisher gleich Gordon und Butler lustig mit getoastet hatte, einen Streit vom Zaun und gab damit das Zeichen für den Wachtmeister, der mit seinen sechs Banditen hereintrat, während die Ausgänge von anderen Irländern besetzt wurden. Der Wachtmeister schrie „Viva Ferdinando!“, Leßley, Gordon und Butler antworteten mit demselben Ruf. Die vier Gäste suchten vergeblich nach ihren Degen. Vergeblich forderte Ilow den Gordon zum ehrlichen Zweikampf. In wenigen Minuten waren die vier wehrlosen Männer von den sechs Irländern mit ihren langen Messern abgeschlachtet. Leßley benachrichtigte die Soldaten draußen von dem Hergang. Sie schwuren dem Kaiser. Burg und Stadt waren also nun in der Gewalt des Irländers Butler und seiner Mordgesellen. Nichts konnte sie hindern, Wallenstein einfach zu verhaften. Man hielt noch einmal Berathung, aber man beschloß, ihn zu ermorden. Butler hatte den Ring und den vorderen Ausgang des Hauses mit seinen Dragonern besetzt. Der Hauptmann Devereux, ebenfalls Irländer, mit

einem Trupp irischer Soldaten schlich durch die engen Gassen der alten Stadt von der Burg nach dem hinteren Eingang. Sie stiegen leise die Wendeltreppe hinauf, welche direct nach Wallenstein's Schlafzimmer führte. Der Herzog hatte ein Bad genommen und war, nachdem ihm sein Mundschenk den Schlaftrunk gereicht hatte, eben zu Bette gegangen. Vor der Schlafzimmerthür stieß der abgehende Mundschenk auf Devereux. Er wurde niedergestoßen. Wallenstein hörte dies; er sprang im Hemd aus dem Bette, um nach der Wache im inneren Hofe zu rufen. Da stürzte Devereux herein und bohrte ihm mit den Scheltworten „Schelm und Verräther!" die Hellebarde durch die Brust. Wallenstein hat nichts mehr gesprochen und nur die entblößte Brust der tödtlichen Waffe entgegengeboten. Devereux ließ die Leiche in die rothe Bettdecke wickeln, sie durch den hinteren Ausgang und durch die enge Gasse nach der Burg tragen und sie dort zu den vier übrigen Leichen in den blutigen Rittersaal legen. Dies ist der authentische Hergang, wie ihn die Herren Mörder selber erzählten.

Früher sagte man: „Wallenstein fiel nicht, weil er rebellirte, sondern er rebellirte, weil er bei Hofe fiel." Die Wahrheit ist, daß seine Neigung, im Interesse Deutschlands Friede zu schließen, ihn in Widerspruch mit der bestehenden Gewalt brachte. Er war ein Soldatenheld, wie Cromwell und Napoleon. Nur hatte die Gewalt, gegen welche sich Wallenstein auflehnte, festere und zähere Wurzeln, als die, welche von Cromwell, und die, welche von Napoleon I. gestürzt ward. Gleich Napoleon I. im Jahre 1815 hatte er zu fest auf die Dankbarkeit der Offiziere gerechnet, welche er aus dem Nichts zu hohen Ehren und Reichthümern erhoben. Gleich Napoleon III. war er zuweilen ein Träumer. Er glaubte, gerade wie auch Napoleon III., obgleich sonst nicht sehr gläubig, mit blinder Hingabe an seinen „Stern" oder vielmehr an seine, durch die Gestirne bestimmte „Nativität". Dies ist historisch. Ein französischer Schriftsteller sagt, Wallenstein sei durch die Astrologie, und Napoleon III. sei durch das Cigarrenrauchen zu duselig geworden und in Folge dessen hätten sie Zukunftspläne geschmiedet, anstatt zu beachten, was in ihrer unmittelbaren Nähe vorging, sie seien über Strohhalme gestolpert, während sie in die Ferne gesehen.

Für Deutschland hatte, wie Leopold von Ranke richtig hervorhebt („Wallenstein," p. 313), der Tod Wallenstein's die verhängnißvollsten Folgen. Der Krieg mit Frankreich, den Wallenstein, der die Kräfte der Staaten erwog, vermeiden wollte, kam zu vollem Ausbruch. Er hat ein Vierteljahrhundert gewährt, und sich anfangs glücklich angelassen, schließlich aber doch zu dem Ergebniß geführt, daß die Entscheidung in allen europäischen Angelegenheiten an Frankreich gelangte. In Deutschland traten nun erst die Kriegsjahre ein, welche eine allgemeine Verwüstung herbeigeführt haben; zuletzt hat denn die Uebermacht der Fremden und in Bezug auf die Verfassung des Reiches nicht der kaiserliche, selbst nicht einmal der Wallensteinische, sondern mehr der Gedanke Gustav Adolf's den Platz behalten; die Auflösung des Reiches bahnte sich an.

Die Lage des Hauses in Eger, worin Waldstein ermordet wurde, habe ich schon oben beschrieben. Es gehörte, wie gesagt, damals einer Patricierfamilie Egers. Jetzt gehört es der Stadt. Gegenwärtig befindet sich die Bürgermeisterei darinnen, gleicher Erde eine Polizeiwache und oben in den Wallenstein-Zimmern ein Landesmuseum für die Stadt Eger und des Egergaues. Das Museum ist nicht ohne Interesse, da die Stadt eine alte und glorreiche Geschichte hinter sich hat und das Land in ethnologischer und naturhistorischer Beziehung Bemerkenswerthes bietet. Ich will daher der Sammlung und ihren ohne Zweifel sehr verdienstvollen Urhebern nicht entgegentreten; allein als wahrhaftiger Chronist muß ich doch sagen, daß ich bei diesen Antiquitäten, Raritäten und Curiositäten, die auf einander gehäuft sind in den engen Gemächern, welche vormals der Schauplatz einer weltgeschichtlichen Katastrophe waren, eine leidige Reminiscenz an den seligen Lord Palmerston nicht loswerden konnte. Dieser sagte nämlich im Parlamente eines Tages, oder vielmehr eines Nachts, als die Frage der Desinfection der Themse und der Canalisation von London debattirt wurde: „Ueberhaupt, was ist Schmutz? Es ist nur ein relativer Begriff, nämlich es be-

deutet: eine an sich nützliche Sache an einem unrechten Orte." Ich will dies nicht wörtlich anwenden auf das Eger-Museum in den Wallenstein-Zimmern, sondern nur sagen: die Zimmer würden ohne ein solches Museum, in ihrem ursprünglichen Zustande, einen tieferen Eindruck machen; und um das Museum ordentlich zu würdigen, fehlt dem Touristen oder sonstigen Fremdling hier in der Regel die Ruhe, die Sammlung und Muße. Denjenigen aber, welcher einige Zeit übrig hat, mache ich aufmerksam auf eine handschriftliche Chronik von Eger in einer Reihe großer Folianten, welche hier verwahrt wird. Ihr Verfasser ist Vincenz Pröckl aus dem benachbarten Hardenberg, geb. 1804. Die Chronik ist besonders werthvoll durch mehr als 800 Bilder und Pläne, Copien von alten Abbildungen, Charten, Situationsplänen, Bau- und sonstigen Kunstwerken, welche der Verfasser nach den an verschiedenen Orten zerstreuten, zum Theil auch bereits untergegangenen Originalen mit Sorgfalt gezeichnet hat, und die culturhistorisch einen großen Werth haben. Es ist zwar 1845 zu Eger unter dem Titel „Eger und das Egerland" ein Auszug (in 2 Bänden) aus dieser Chronik erschienen, allein er vermag das Original nicht zu ersetzen, namentlich nicht die Abbildungen.

Die Wallensteiniana, welche das Museum aufweist, sind ohne Werth. Dazu gehört vor Allem die Partisane, mit welcher der Irländer Devereux den Herzog erstochen. Ich würde sie auch dann nicht für echt halten, wenn des Friedländers Herzblut noch daran klebte. Oder vielmehr dann erst recht nicht. Dann kommen zwei Oelbilder, von welchen das eine die „Execution" von „Feldmarschall Illo, Graf Terezsky, Baron Kintzky" durch die Executoren „Büttler, Gordon, Lesle und Geraldin", das andere die „Execution des gewesenen Generalissimus von Frielandt" durch „Herrn Hauptmann Walter de Ebrox" (soll Devereux heißen, man sieht, die Namen sind fast alle falsch geschrieben oder sonst wie entstellt) darstellt. Sie sind beide offenbar erst lange nach 1634 gemalt von einem Anstreicher, welcher weder den Hergang genau kannte, noch zu malen verstand, wahrscheinlich auch nur den Lohn für seine schwarz-gelbe „Executanten"-Gesinnung einziehen und im Uebrigen anonym bleiben wollte. Letzteres verräth einige Klugheit. Endlich das Porträt Wallenstein's ist durch nichts beglaubigt und kann unmöglich ähnlich sein. Denn es stimmt durchaus nicht überein mit den zeitgenössischen, als echt beglaubigten Bildern. Unter letzteren nenne ich vor Allem ein vortrefflich gemaltes Bild, welches aufbewahrt wird in Burg in dem großen Rittersaal. Burg ist ein in der Nähe der preußischen Stadt Ziegenrück im Saalwald an der oberen Saale, auf einer schönen und waldreichen Halbinsel, welche hier dieser Fluß beschreibt, hoch oben gelegenes Schloß des Fürsten Reuß (ältere Linie). Das Schloß wird vielfach besucht von den Curgästen des Bades Liebenstein. Dieses Bild hat Wallenstein selbst dem damaligen Grafen Reuß, dem Vorgänger und Ahnen des jetzigen Fürsten Heinrich dedicirt. Das eigenhändige Schreiben des Friedländers wird ebenfalls in Burg aufbewahrt und vorgezeigt. Ein zweites Bild, ohne Zweifel ebenfalls echt, hängt in dem Souterrain des Palazzo Wallenstein in Prag, in jenem bereits erwähnten Raum, worin u. A. auch das ausgestopfte Schlachtroß des Friedländers nebst Rüstung (das Pferd ist auffallend klein und sehr zierlich geknöchelt) steht. Beide Bilder zeigen uns einen Mann von kaum mittlerer Größe, hartem und klugem Gesichtsausdruck, außerordentlich lebhaften dunklen Augen, hoher breiter und stark gewölbter Stirn, dunkelbraunen, röthlich schimmernden Haaren und desgleichen Vollbart, Alles sehr kurz geschnitten. Sie stimmen beide im Wesentlichen auch überein mit dem bekannten Stiche in der alten illustrirten Ausgabe von Adolphus Brachelius „Historiae nostri temporis" (Amsterdam, 1550). Das Bild in dem Stadthaus zu Eger stellt dagegen einen etwas aufgekratzten großen, schwarzen und dicken böhmischen Hausknecht dar, wie sie in Prag dutzendweise herumlaufen. Das „Stadthaus", wo sich das Museum befindet („Entree 20 Kreuzer" wird Bädeker noch hinzufügen), ist übrigens nicht zu verwechseln mit dem „Rathhaus", einem ganz neuen und recht geschmackvollen Bau an dem Marktplatz.

Damit glaube ich die „Sehenswür-

digkeiten" von Eger erschöpft zu haben. Fügen wir nur noch hinzu, daß sich an irgend einem Hause in Eger die Inschrift befindet, hier habe der „Hofrath" Schiller gewohnt, als er die Vorstudien zu seinem „Wallenstein" gemacht habe. Die Inschrift ist neuern Datums, und es ist wirklich nicht schön, einem so großen und längst verstorbenen Dichter den „Hofrath" so lange nachzutragen. Man merkt übrigens in „Wallenstein's Tod" von localem Eger'schen Colorit viel weniger, als z. B. im „Wilhelm Tell", obgleich Schiller wohl in Eger, aber niemals in der Schweiz gewesen ist, sondern dieselben nur aus den Schilderungen Goethe's gekannt hat.

Literarisches.

Die Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung bis zur Gegenwart. Von Friedrich von Hellwald. Augsburg, Lempart u. Comp.

Dieses hoch interessante Buch endigt mit folgender schrillen Dissonanz:

„Wie die ausgestorbenen Thiergeschlechter entschwundener Erdperioden ist der Mensch selbst nur eine vergängliche Erscheinung auf Erden. Wenn auch in unendlich ferner Zukunft, aber unfehlbar, so lautet der Spruch der Wissenschaft, werden mit dem Verbrauch der Kohlensäure und des Wassers gleichzeitig die Organismen und der Mensch mit ihnen verschwinden; das Ringen der Naturkräfte und Elemente, der Kampf ums Dasein unter den belebten Wesen wird schließlich aufhören. Wenn einst die Reaction des heißen Kernes gegen die Rinde durch gleichmäßige Abkühlung ihr Ende erreicht und der Angriff des Wassers und der Atmosphäre gegen den festen Erdkörper durch chemische Verbindung oder Absorption in Fesseln gebannt ist: dann wird die ewige Ruhe des Todes und des Gleichgewichtes über der Erde herrschen. Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Cultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?"

Wenn diese Frage einmal offiziell aufgeworfen wird, so fällt Einem unwillkürlich Heinrich Heine's Vers ein:

„Und ein Narr wartet auf Antwort."

Wir aber halten es in der That für überflüssig, diese Frage überhaupt aufzuwerfen oder in den Vordergrund zu stellen. Denn bis zu jenem Zeitpunkt, wo unser Erdkörper zu einer ausgebrannten Schlacke geworden, ist es noch sehr lange hin; und zwischenzeitig haben die Menschen und hat die Menschheit noch so unendlich viel Schönes, Großes und Gutes zu thun übrig, daß sie wohl mit dem Helden Ruggieri in Ariosto's Orlando Furioso sprechen kann:

— — — — „Non riquardamo questo,
Facciam' noi quel, che si puo far' per noi,
Abbia, chi reg' in ciel', cura di resto!"

(d. h. Lassen wir uns auf solche Fragen weiter nicht ein; thun wir das, was zu thun in **unseren** Kräften steht, und überlassen wir die Fürsorge für alles Uebrige dem, welcher das himmlische Regiment führt). Wenn das menschliche Geschlecht seine Mission erfüllt hat, mag es immerhin aussterben. Deswegen war doch sein Dasein noch nicht vergeblich.

Man würde übrigens sehr unrecht thun, wenn man um jener Dissonanzen willen, welche hin und wieder und am vernehmlichsten gegen den Schluß dieses Buches des rühmlich bekannten und verdienten Herausgebers des „Ausland" ertönen, sich von der Lectüre desselben abschrecken ließe. Sie sind untrennbar verbunden mit den großen Vorzügen des in mancher Hinsicht bahnbrechenden Werkes, welches sich in einen bewußten Gegensatz stellt zu der Art, wie bisher vielfach die Culturgeschichte behandelt worden ist, und nur in dem an sich höchst löblichen Bestreben, diesen berechtigten Gegensatz möglichst scharf zu markiren, zuweilen ein wenig die Grenzen des Nothwendigen überschreitet.

Bei den älteren Darstellern der Culturgeschichte reducirt sich das Ganze oft lediglich auf das, was man landläufig als die „Sitten und Gebräuche der Völker" und die „Gepflogenheiten der Höfe und sonstigen hohen Herrschaften" nennt; daneben noch etwas facetiae, erotica, sexualia und dergleichen — voilà tout, und das ist wahrlich sehr wenig!

In neuerer Zeit aber macht sich die teleologische Weltanschauung breit. Nach einer a priori construirten Schablone baut man sich eine „Geschichte der Entwicklung und der Fortschritte der Menschheit" zurecht, wobei man mit den Thatsachen sehr leichtfertig umspringt oder gar dieselben ignorirt, weil dem Verfasser die wissenschaftlichen Erfordernisse zu deren Erforschung, Sichtung und Verwerthung fehlen.

Ein Buch der letzteren Art ist das von F. G. Kolb, welches die Naturgesetze vom Standpunkt einer banalen Moral katechisirt und z. B. den Macedoniern Vorwürfe darüber macht, daß sie nach Indien marschirten, und am Ende auch

gar dem weisen Salomon darüber, daß er einen Harem hatte; kurz, welches die „Sitte", d. h. das jeweils an dem betreffenden Orte Ubliche und Gebräuchliche, verwechselt mit der „Sittlichkeit", d. h. unserer heutigen Moral.

Es scheint, daß das Werk von Hellwald ursprünglich hervorgegangen ist aus einer Reihe polemischer Aufsätze gegen Kolb; und es wäre zu wünschen, daß bei einer zweiten Auflage diese Eierschalen von dem Körper des sonst wohl gerathenen Küchleins gänzlich entfernt würden; denn es lohnt sich nicht, diese Polemik, welche an sich berechtigt und ihrer Zeit erfolgreich und zweckmäßig war, fortzuführen und gleichsam wie einen „rocher de bronze" zu stabilisiren. Transeat cum ceteris.

Dies vorausgeschickt und mancherlei Meinungsverschiedenheiten vorbehalten, können wir nicht anders, als das Buch von Hellwald als ein gutes und ernsthaftes wissenschaftliches und vielfach bahnbrechendes zu bezeichnen, welches in Verbindung mit Oskar Peschel's „Völkerkunde" (Leipzig, Duncker u. Humblot) geeignet ist, dem gebildeten Publicum über Natur und Wesen der Menschen und der Menschheit, ihrer geographischen, historischen und ethnologischen Entwicklung, ihrer Sprache, ihrer Wirthschaft, ihrer Sitten, ihrer Kunst und Wissenschaft, ihres Rechtes und ihrer Staats- und Gesellschaftsbildungen, ihrer Welt- und Religionsanschauungen, ihrer Culturentwicklung und ihrer Culturstadien, Aufschluß und Kenntniß zu geben, die Ergebnisse der Wissenschaft Allen zugänglich zu machen und Licht zu verbreiten in vielen Kreisen, wo es bis jetzt noch sehr daran fehlte. Denn alles das sollten von Rechts wegen alle Gebildeten wissen nach dem berühmten Grundsatze: „Homo sum et humani nil a me alienum puto," d. h. Ich bin ein Mensch, und deshalb darf ich nichts, was Menschen angeht, als fremd für mich achten.

Das Werk Hellwald's ist das Product mehr als zehn Jahre lang fortgesetzter mühevoller Sammlungen und Studien. Der Verfasser hätte es auf das Zehnfache seines Umfanges ausdehnen können, wenn er sich über die Culturphänomene aller Zeiten und aller Völker hätte verbreiten wollen. Allein er hat sich in quanto et quali eine weise Selbstbeherrschung auferlegt. Er hat sich auf die hervorragendsten Völkergruppen des Alterthums und der Neuzeit und auch bei ihnen auf die für die Culturentwicklung maßgebenden Gesichtspunkte beschränkt. Nur hierdurch ist es möglich geworden, den Zweck zu erreichen. Ein weiteres Verdienst des Verfassers ist das bereits im Eingang angedeutete, nämlich das der größten Klarheit, Entschiedenheit und Bestimmtheit. Er hat überall den Muth seiner Ueberzeugung, und diese Ueberzeugung schwimmt oft gegen den Strom. Allein sie wird überall mit dem nöthigen wissenschaftlichen Ernst vorgetragen und zu begründen versucht, und folglich verdient sie gehört zu werden. Denn die Wissenschaft hat uns die Wahrheit und nicht Schmeicheleien zu sagen.

An unsere Leser.

Die Söhne des verewigten Friedrich König, des Erfinders der Buchdruck-Schnellpresse, sind mit der Herausgabe der Jugendgeschichte ihres berühmten Vaters beschäftigt und bitten, um ein möglichst vollständiges und abgerundetes Bild von der Thätigkeit, dem Wirken und Schaffen des Mannes geben zu können, der in der Culturgeschichte der Menschheit eine so hohe Stelle einnimmt, besonders Buchdrucker und Buchhändler und alle Solche, welche Material, sei es in Mittheilungen oder Briefen von König oder Bauer zu geben irgend im Stande sind, dies ihnen sobald als möglich unter der Adresse König und Bauer, Kloster Oberzell bei Würzburg, zukommen zu lassen. Wir geben diesem Aufruf um so lieber Raum, da es sich darum handelt, die Ehre einer der folgenreichsten Erfindungen dem deutschen Namen zu sichern und durch Thatsachen und Documente über allen Zweifel festzustellen, daß ein Deutscher, daß König es war, dessen erfinderischem Geiste der erste Gedanke einer wirklich arbeitsfähigen Schnellpresse entsprang, dessen unermüdlich thätige Hand sie schuf und vollendete trotz Noth und Hindernissen.

Ende des neununddreißigsten Bandes.

Verantwortlicher Herausgeber: George Westermann.

Redacteur: Dr. Adolf Glaser.

Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.



